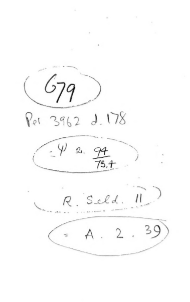
ARCHIV FUR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND ...

LUDWIG HERRIG

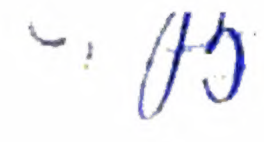
Digitized by Google


679
Per 3962 d.178
= Ψ 2. 94/734
R. Seld. 11
= A. 2. 39

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



18 II

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

FOREIGN PUB. LIBR PERIODICALS

LXXIII. BAND, 1. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

Inhalt.

LXXIII. Band, 1. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Verfasser. Von Th. Ebner . . . 1
Über das Wort und den Begriff Posse. Von Dr. Biltz 35
Aimon de Varennes. Von A. Risop. 47
Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum. Von G. Michaelis 73
Einige Bemerkungen über den Unterricht in der englischen Grammatik angeknüpft an den „Lehrgang der englischen Sprache“ von Deutschbein. Von Hermann Isaac 85
Der Ebingersche Vokabularius 1438. Von Dr. Renward Brandstetter. II. 99

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Breymann, Französische Elementargrammatik für Realschüler. Ausgabe für Lehrer. — Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler. — Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarübungsbuches von Hermann Breymann und Hermann Möller. (Th. Wohlfahrt) 106
Karl R. Holzinger von Weidlich, Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. (—g—) 111
Prof. Dr. W. Wiedmayer, Französische Stilübungen für obere Klassen . . 112
Dr. J. B. Peters, Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten 112
R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. (—g—) 113
Jules Theisz, Petite histoire de la litterature française 113
Guillaume le Conquérant. Aus Augustin Thierrys Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung und Noten zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky 113
La lettre française 114
Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Im Anschlufs an die Schulgrammatik von Plötz bearbeitet von W. Bertram. (L.) 114

Miscellen.

Seite 115—124.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 125—128.

Beilagen:

Von Herrn **Ls. Ehlermann** in Dresden.
Von den Herren **Gebr. Henninger** in Heilbronn.
Von der **Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung** (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin.
Von der **Norddeutschen Verlagsanstalt** (O. Goedel) in Hannover.

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIX. JAHRGANG, 73. BAND.

BRAUNSCHWEIG,
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1885.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des LXXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Eine Fortsetzung von Lessings Nathan und ihr Verfasser. Von Th. Ebner . . . 1
Über das Wort und den Begriff Posse. Von Dr. Biltz 35
Aimon de Varennes. Von A. Risop 47
Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum. Von G. Michaelis 73
Einige Bemerkungen über den Unterricht in der englischen Grammatik angeknüpft an den „Lehrgang der englischen Sprache“ von Deutschbein. Von Hermann Isaac 85
Der Ebingersche Vokabularius 1438. Von Dr. Renward Brandstetter. II. 99
Der Lucidaire Gilleberts. Von Dr. P. Eberhardt 129
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac . . . 163
Kyffhäuser, Tannhäuser, Rattenfänger. Von Adalbert Rudolf . . . 179
Über Karl Wilhelm Ramlers Änderungen Hagedornscher Fabeln. Von Dr. Albert Pick 241
Xavier de Maistre. Von Adolf Ey 273
Das Leben des heiligen Alexis. Mit Beifügung des altfranzösischen Originals (aus dem 11. Jahrhundert), nach der Ausgabe von Gaston Paris, übersetzt von Theodor Vatke 290
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball . . . 325
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 371
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 415

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Breymann, Französische Elementargrammatik für Realschüler. Ausgabe für Lehrer. — Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler. — Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarübungsbuches von Hermann Breymann und Hermann Möller. (Th. Wohlfahrt) 106

Digitized by Google

Digitized by Google

von F. Techmer. — 2. Die Sprachlaute im allgemeinen [illegible] des Englischen, Französischen und Deutschen [illegible]. Von Moritz Trautmann . . . . [illegible]
Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling. — Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz. (Dr. Franz Lütgenau) 440
[illegible] Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (H. H.) 438
Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. (Dr. A.) . 438
Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim 438
F. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. (H. Buchholtz) 439
[illegible] Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3 440
[illegible] Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires . 440
[illegible] Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rév. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. (Joseph Sarrazin) 441
[illegible], Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax . . . . 44[illegible]
Zeitschriftenschau (H. Buchholtz) . . . . 44[illegible]

Programmenschau.

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. [illegible] Programm [illegible] Privatgymnasiums am Seminarium [illegible] zu [illegible] . . 44[illegible]
[illegible]lieder. Von F. W. [illegible] [illegible] und Anmerkungen [illegible] Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu [illegible] . [illegible]
Ödipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung [illegible] Von Prof. Dr. [illegible] Programm des Gymnasiums zu Lörrach . . [illegible]
Der Lautstand des [illegible] Programm des Gymnasiums zu [illegible] . [illegible]
Ein Beitrag zur Kenntnis [illegible] Wörth. Fortsetzung. Programm [illegible] zu Brünn
Lessings Hamburgische Dramaturgie [illegible] Programm des Gymnasiums [illegible]
Die Lektüre der [illegible] Von Professor [illegible] Rastatt
Zu Lessings [illegible] Bemerkungen [illegible] Über [illegible] Programm des Gymnasiums [illegible]

Digitized by Google

Seite

Karl R. Holzinger von Weidlich, Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. (—g—) 111
Prof. Dr. W. Wiedmayer, Französische Stilübungen für obere Klassen . . 112
Dr. J. B Peters, Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten 112
R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. (—g—) 113
Jules Theisz, Petite histoire de la litterature française 113
Guillaume le Conquérant. Aus Augustin Thierrys Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung und Noten zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky 113
La lettre française 114
Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Im Anschlufs an die Schulgrammatik von Plötz bearbeitet von W. Bertram. (L.) 114
Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Techmer. I. Band 205
J. Stürzinger, Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie. (Fr. Bischoff) 208
Dr. Hubert H. Wingerath: 1) Choix de lectures françaises I, 3. Aufl.; 2) Lectures enfantines d'après la méthode intuitive; 3) Petit Vocabulaire français. (Th. Krafft) 211
A Spanish Grammar of the modern Spanish language as now written and spoken in the capital of Spain. By William Knapp. — Modern Spanish Readings, embracing text, notes and an etymological vocabulary, by W. Knapp. (Dr. Paul Förster) 212
Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache. — H. Breitinger, Elementarbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. 1. und 2. Heft. — W. Fr. Eisenmann, Schulgrammatik der französischen Sprache. — J. Hunziker, Französisches Elementarbuch I Teil. — F. W. Körbitz, Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache für Real- und Bürgerschulen. Eine vollständige Schulgrammatik zur Beförderung einer rationellen Unterrichtsweise. 1. Kursus, 7. Aufl. 2. Kursus, 4. Aufl. — Dr. G. F. Pflüger, Grammatik der französischen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil. — Dr. K. Brandt, Kurzgefafste französische Grammatik für die Tertia und Sekunda eines Gymnasiums. (—t—) 214
Dr. J. W Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Erster Lehrgang. (Professor J. Gutersohn) 216
J.-B. Bossuet, Ausgewählte oraisons funèbres, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Völcker. (R. Scherffig) 219
Lamprechts Alexander, herausgegeben von Karl Kinzel. — Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. VI. 221
Dr. R. Sonnenburg, Grammatisches Übungsbuch der französischen Sprache. Methodische Anleitung zur Einübung der syntaktischen Regeln. (L.) 221
1) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. herausgegeben

Digitized by Google

Seite

von F. Techmer. — 2) Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Moritz Trautmann 426

Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling. — Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz. (Dr. Franz Lütgenau) 430

Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (H. H.) 436

Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. (Dr. A.) . 438

Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim 439

Fr. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. (H. Buchholtz) 439

Martin Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3 440

G. Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires . . 443

Karl Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rev. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. (Joseph Sarrazin) 444

Petry, Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax 445

Zeitschriftenschau. (H. Buchholtz) 445

Programmenschau.

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. Jos. Seeber. Programm des k. k. Privatgymnasiums am Seminarium Vincentinum zu Brünn 448

Dreizehnlieder. Von F. W. Weber. Inhalt und Bemerkungen von Dir. Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu Montabaur . . . 449

Oidipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung Shakespeares mit Sophokles. Von Prof. Dr. J. J. Richter. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Lörrach 449

Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven. (Schlufs.) Von Al. Neumaier. Programm des Gymnasiums zu Troppau 450

Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Von Christ. Würfl. (Fortsetzung.) Programm des zweiten deutschen Gymnasiums zu Brünn 450

Lessings Hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Von Dr. Schmitz. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 451

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von Professor L. Zück. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Rastatt 452

Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II: Über den fruchtbarsten Moment. Von Oberlehrer Dr. H. Fischer. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 453

Digitized by Google

Seite

Goethe als Student in Leipzig. Von Prof. L. Blume. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien 454

Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Programm des Franz-Joseph-Gymnasiums zu Wien 454

Goethes Iphigenie auf Tauris, nach den vier überlieferten Fassungen. Von M. Reckling. Programm des Gymnasiums zu Buchsweiler 455

Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Von Dr. F. G. Hann. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 456

Miscellen.

Seite 115—124. 222—237. 457—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 125—128. 238—240. 477—480.

Digitized by Google

Eine Fortsetzung von Lessings Nathan
und ihr Verfasser.

Von

Th. Ebner.

I.

Es wird in dem Nachfolgenden keineswegs eine der seit Lessing so genannten Rettungen beabsichtigt. Die Schilderung eines Mannes, der, zu seiner Zeit eine hochgeachtete Persönlichkeit, sich berufen fühlte, in dem um Lessings Nathan entbrennenden Streit ein Wort mitzureden, findet in der Art und Weise, wie dies geschah, ihre Berechtigung. Denn man ist gewöhnt, bei den Gegnern immer an die Person des durch Lessing unsterblich gewordenen Hauptpastors Göze zu denken, und es mag ein um so erfreulicherer Anblick sein, mitten unter der feindlichen Schar einen Mann zu erblicken, der, wohl auch nicht einverstanden mit den erst in den Fragmenten und dann im Nathan dargestellten Ideen, doch in seiner Bekämpfung und Widerlegung derselben einen anderen Weg wandelte als die meisten von Lessings Gegnern!

Die Entstehung des Nathan geht nach Lessings eigenen Worten in einem Brief an seinen Bruder weit zurück über seine Streitigkeiten mit Göze nach der Herausgabe der Wolfenbütteler Fragmente, die als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. Will man die erste Idee dazu nicht schon in dem Jugendwerk „Die Juden“ entdecken, so giebt die Stelle aus seinem Briefe: „Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen liefs“ den ersten Anhaltspunkt für die Entstehung, zu der auch noch

Digitized by Google

die ohnedem schon sehr dramatisch gehaltene „Rettung des Cardanus“ das Ihrige beigetragen haben mag. Nun er aber sah, welchen Sturm überall die Heräusgabe der Wolfenbütteler Fragmente hervorrief, und wie es sich namentlich sein Hauptgegner Göze angelegen sein liefs, den ohnedem schwer bedrängten Mann in jeder Weise unschädlich zu machen, mufste ihm das Wiederauffinden dieses Entwurfes eine willkommene Gelegenheit sein, mit der Ausführung desselben „den Theologen einen ärgeren Possen zu spielen, als noch mit zehn Fragmenten“. „Ich mufs versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen,“ schreibt er an Elise Reimarus, und macht sich allsogleich an die Ausarbeitung seines Nathan. Dafs ihm in der That die Möglichkeit vorschwebte, diesen auf dem Theater aufgeführt zu sehen, sagen nicht nur seine Worte an den Buchhändler Vofs: „ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre,“ sondern auch der Schlufs einer von ihm entworfenen Vorrede: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte; aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.“ Einstweilen erschien Nathan im Jahre 1779, und seine Aufnahme entsprach allen Erwartungen, die Lessing hierfür gehabt hatte, vollkommen: Herder nannte das Stück in einem Briefe an Lessing „Manneswerk“, Goethe rühmte die heitere Naivität im Nathan, und dem begeisterten Gleim galt der Verfasser des Nathan als „ein Gott und kein Atheist“. Die Theologen freilich schwiegen, und als Stimmführer seiner Gegner trat nicht ein solcher, sondern ein Arzt und Dichter aus Gottscheds Schule, Dr. Balthasar Ludewig Tralles, mit seinen „Zufälligen altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Lessings neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise“ auf. Lessing würdigte den Mann, den „nur sein hohes Alter von einem Tanze, den ich sonst mit ihm versuchen würde“ rettete, keiner Antwort. Einen Verteidiger fand er in dem kursächsischen Hofrat F. W. v. Schütz mit dessen „Apologie, Lessings Nathan betreffend, nebst einem Anhang über einige Vorurteile und nötige Toleranz“, deren Wert Jördens freilich nur gering anschlägt. „Die einzige

Digitized by Google

warme und eingehende Beurteilung, welche Lessing noch erlebte, brachte die Akademie der Grazien in dreizehn Briefen an Madame B., deren ungenannter Verfasser Professor Schütz in Halle war." Der erste theatralische Versuch freilich, den Drebbelin in Berlin machte, mifslang vollständig. Erst Schiller, der den Nathan für die Weimarer Hofbühne bearbeitete, gelang es, demselben einen Platz auf den Brettern zu erobern und ihm von da aus den Weg auf alle Bühnen der gröfseren Städte Deutschlands zu bahnen.

Im Jahre 1782 erschien „der Mönch vom Libanon, ein Nachtrag zu Nathan der Weise", mit dem Motto: *Τοῖς λοιποῖς ἐν παραβολαῖς*, und im Jahre 1785 eine zweite, sehr veränderte Auflage. Verfasser dieser Schrift, die von seinen Zeitgenossen mit viel Beifall aufgenommen wurde, war J. G. Pfranger, Hofprediger zu Meiningen. Der Verfasser des Mönches vom Libanon wurde am 5. August 1745 zu Hildburghausen geboren. Trotz aller Talente, die er schon in früher Jugend zeigte, wurde er dazu bestimmt, das Gewerbe seines Vaters, das eines Lohgerbers, zu erlernen. Allein Pfranger wufste seinen Willen, der nun einmal auf das Studium ging, durchzusetzen und ging nach Coburg zum Besuch des dortigen Gymnasiums. Noch einmal, beim Tod seines Vaters, versuchte seine Mutter, ihn von seinem Vorhaben abzubringen, aber er blieb standhaft, und bezog, freilich unter den kümmerlichsten Verhältnissen, die Universität Jena, wo er bei Walch und Polz Theologie und Philosophie hörte. Schon im Jahre 1772 kam er als Pfarrsubstitut nach Strefsenhausen und im Jahre 1776 bekam er den Antrag zur Hofpredigerstelle nach Meiningen und behielt dieselbe auch bis zu seinem am 10. Juli 1790 erfolgenden Tode. Pfranger war als Schriftsteller ungemein thätig, und wenn sich auch seine Hauptthätigkeit als solche hauptsächlich auf das pastorale und theologische Gebiet erstreckte, so fand er doch noch Zeit und Mufse, auch seine poetischen Anlagen zur Geltung kommen zu lassen. Seine nach seinem Tode von J. E. Berger herausgegebenen Gedichte, die aufserdem eine ausführliche Biographie, teilweise aus der Feder seiner Gattin, enthalten, zeigen allerdings kein hervorragendes Talent, wohl aber an vielen Stellen, und namentlich in seinen geistlichen

Digitized by Google

Liedern, warme Empfindung! Manche derselben erinnern lebhaft an entsprechende Stellen in dem „Mönch vom Libanon“, und namentlich das in seiner Art charakteristische Gedicht „Gewifsheit der Auferstehung“ weist direkt auf einen dasselbe Thema behandelnden Dialog im „Mönch“ hin. Was Pfranger als Mensch und als Schriftsteller war, sagt Jördens im Anschlufs an die obengenannte Biographie: „In diesem Amte — nämlich dem eines Hofpredigers in Meiningen — erwarb er sich die ganze Achtung und das Zutrauen, dessen er nach Geist und Herz so würdig war. Vornehm und Gering schätzten seine Wahrheitsliebe und Redlichkeit, seine stille Frömmigkeit, seine anspruchslose Gelehrsamkeit, und suchten seinen Umgang, den er durch Witz und Laune und vorzüglich durch schätzbare Bemerkungen über Welt und Menschen sehr angenehm und anziehend zu machen wufste. Am meisten liebte er die stillen Freuden des häuslichen Lebens. Er gab bei mehreren Gelegenheiten Beweise einer aufgeklärten Denkungsart, und benutzte das Gute, was er in den Schriften der Neueren fand, ohne deswegen die Verdienste der Alten zu verkennen. Überall bemerkte man an ihm den Mann, der gewohnt war, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens selbst nachzudenken. Seine Liebe zur Wahrheit war unbestechlich, und er warnte ohne Menschenfurcht vor herrischen Thorheiten und Modesünden. Und doch hörte man ihn gern, und selbst Grofse, denen Widerspruch oftmals so unerträglich ist, schätzten ihn nur um so höher; denn was er sprach, kam vom Herzen, und er wufste zu rühren, wie es wenige können. Mit der Offenheit seines Charakters verband er eine musterhafte Bescheidenheit. Er haschte nicht ängstlich nach Lob und Beifall. Er trat als Schriftsteller auf, aber er arbeitete langsam und war streng gegen seine Arbeiten, ehe er sie dem Druck übergab. Er würde vielleicht sehr wenig oder gar nichts für das Publikum geschrieben haben, wenn ihn nicht der Wunsch, Gutes zu wirken, und die Sorge für seine immer gröfser werdende Familie dazu ermuntert hätte. Er war unstreitig einer der beliebtesten und vorzüglichsten Prediger seiner Zeit. Seine Vorträge waren so reich an Gedanken, in eine so schöne, edle Sprache gekleidet, so voll praktischer Lebensweisheit, dafs sie immer Eingang in

Digitized by Google

die Herzen seiner Zuhörer fanden. Er empfahl vorzüglich thätiges Christentum, nicht nur durch Lehren, sondern auch durch seinen frommen Wandel. Er lebte wie er lehrte. Das Publikum hat Pfranger aus seinen Predigten als einen vortrefflichen Kanzelredner kennen gelernt. Überall findet man den Denker und Menschenbeobachter, der in seine Vorträge eine brauchbare Philosophie des Lebens zu verweben weifs, den geübten Mann, der die bekanntesten Dinge durch neue Darstellungen und Wendungen interessant zu machen versteht, den toleranten Moralisten, der nicht kanzelt und poltert und doch derbe Wahrheiten sagt, sie aber mit Bescheidenheit vorbringt, und dem der Andersdenkende gern auch seine Anhänglichkeit an das kirchliche System, die hier und da durchschimmert, zugute hält. Pfranger besafs bei einem sehr gebildeten Verstand eine lebhafte Phantasie, die ihm immer die schönsten und fruchtbarsten Bilder darbot, wodurch er seinen Vortrag besonders anziehend zu machen wufste. Als Dichter hat er die Poesie der Deutschen zwar nicht mit ausgezeichneten Meisterstücken bereichert, aber die sanften, frommen Empfindungen, die er mehrenteils in einer fliefsenden Sprache vorträgt, machen, dafs man seiner Mufse gern zuhört. Überall verrät sich in seinen Gedichten Empfänglichkeit für das Schöne und Reiche der Natur und Sitten, die aber durch Kritik und Poetik noch zu keinem sicheren Takt ausgebildet worden. Einzelne wahrhaft schöne Stellen trifft man allenthalben auch selbst da an, wo das Ganze uns minder gefällt. Eben das gilt von seinen geistlichen Liedern. Manche derselben können den besten unserer Liederdichter an die Seite gesetzt werden.“

Was nun die eigentliche Entstehung seines Mönch vom Libanon betrifft, so wissen wir aus der Erzählung seiner Gattin, dafs ihm schon die von Lessing 1778 herausgegebenen Fragmente viel zu schaffen gemacht hatten. „Als Lessings Nathan erschien und so allgemeinen Beifall fand, so gab ihm das Veranlassung den Mönch vom Libanon, Dessau 1782, zu schreiben. Nicht eben um mit Lessing eine Lanze zu brechen, sondern um manche Ängstliche zu beruhigen und zu zeigen, was das Christentum auf so manchen witzigen und scheinbaren Einwurf des Lessingschen Dramas antworten könnte. Es war

Digitized by Google

immer ein Wagestück, sich neben Lessing zu stellen. Aber es war gar nicht Pfrangers Absicht, zu einer Vergleichung mit Lessings Meisterwerk aufzufordern. Daher kein polemischer Ton, kein zürnender Seitenblick auf Lessing, aber gewifs schöner und starker Stellen viele."

Unter den gleichzeitigen Kritiken möchte ich diejenige der „Göttinger gelehrten Anzeigen" und die der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" besonders als eingehend, freilich auch zu verschiedenem Resultat gelangend anführen. Die ersteren sagen: „Alles ist überhaupt mehr theologisch als philosophisch gestellt und behandelt. Lessingschen Scharfsinn findet man also freilich nicht, der Tempelherr und Recha werden bekehrt, man weifs nicht wie. Doch eben der theologische Gang des Dramas macht vielleicht bei einem Teil der Leser das Verdienst aus. Da es übrigens in Anlage und Ausführung neben den Nathan gestellt ist, so mufs es wohl auch in diesem Lichte betrachtet werden, und so mufs man Stellen übersehen, wo man sonst den blofsen Nachahmer finden würde. Dagegen kommen einzelne Züge vor, insonderheit an Saladin, welche selbst nach Lessings Saladin noch immer gefallen. Wenn der Mönch hervorstechen sollte, so mufste Nathan freilich zurückstehen, und er macht auch hier, sowie der Tempelherr und Recha, eine ziemlich gemeine Figur. Hingegen erkennen wir an vielen Stellen den glücklichen Wetteiferer mit Lessing." Die „Allgemeine deutsche Bibliothek" dagegen weifs sich nur an die Schwächen in Pfrangers „Mönch vom Libanon" zu halten. Die offenbare Erkenntnis, dafs seine Persönlichkeiten mit denen Lessings nichts gemein haben, hebt sie in einer wenig passenden Heftigkeit hervor und gelangt am Ende zu der Frage: „Was soll uns nun dies Stück hinter dem Nathan lehren? Die Absicht des Verfassers scheint zu zeigen: dafs unter allen positiven Religionen die christliche die beste und die wahrste ist. Sonderbar, dafs er, was die Glaubenssachen betrifft, den Saladin für einen echten Mohammedaner, Nathan und Recha für Juden und den Tempelherrn für einen Christen annimmt; nach Lessings Zeichnung scheinen sie so ziemlich frei von allem, was in einer Religion positiv ist, und nur das anzunehmen, was die reinste geläutertste Vernunft von Gott lehrt.

Digitized by Google

Dies verändert bei Saladins Zweifeln und Rechas Bekehrung gar merklich den Fall. Man weifs eigentlich nicht, wie man mit diesem Saladin daran ist; an Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele zweifelt er doch nicht. Er wird hier als blutdürstiger Eroberer beschrieben, darum fürchtet er den Zorn des Richters, und gegen diese Furcht sichert ihn nur sein Traum! Das kann doch wohl kein Beweis sein sollen. Recha gewinnt den Stifter der christlichen Religion lieb, da sie sein Leben liest, wie bei jedem fühlenden Herzen natürlich ist. Aber nun soll sie auch den Beweis aus den Wundern und sogar aus den Märtyrern glauben, den der Mönch ihr vordemonstriert. Nathan ist doch vom Verfasser selbst im Handeln als höchst edel und höchst fromm und gottergeben dargestellt worden. Der Hauptheld ist der Mönch, allein seine gepriesene Tugend scheint uns so ziemlich mönchisch. — Sein Handeln ist Möncherei und übertriebene Grille eines dickblütigen Fanatikers; nicht Forderung des Christentums. — Die Fabel von den drei Ringen wird ein wenig bespöttelt und dagegen eine Parabel vom Ackerbau erzählt, die wenigstens an poetischem Verdienst weit unter jener steht. — Um auf unsere Frage zurückzukommen: was lernt man aus diesem seinsollenden Lehrgedichte? so läfst sich nichts anderes antworten als: dafs ein Sultan zuweilen an Gründen der Vernunft nicht genug hat, sondern auch Spiele der Einbildungskraft verlangt; und dafs ein Christ sehr edel sein kann (nur schade, dafs dieser hier zugleich mönchisch ist)."

II.

Es mag nun, wenn die Handlung im Mönch vom Libanon des näheren erzählt werden soll, mit wenigen Worten die Voraussetzung, auf der sich Lessings Nathan und dieses Drama aufbaut, erwähnt sein. Saladins Bruder Assad hatte aus Neigung zu einer Christin vor Jahren seine Familie und seinen Glauben verlassen. Unter dem Namen eines Wolf von Filneck lebte er eine Zeit lang in Deutschland, der Heimat seines Weibes, bis ihn das rauhe Klima von dort ins Morgenland zurücktrieb. In Deutschland liefs er einen Sohn zurück, den sein mütterlicher Oheim Konrad von Staufen, ein Tempelherr, erzog. Im Morgen-

Digitized by Google

land wird ihm eine Tochter geboren. Er verteidigt mit den Kreuzfahrern Gaza und übergiebt bei dieser Gelegenheit einem seiner vertrautesten Freunde, dem Juden Nathan in Jerusalem, seine Tochter, die dieser, da Assad bei Askalon gefallen und er selbst seine ganze Familie verloren, nun als sein eigenes Kind erzieht. Das Weitere bildet den eigentlichen Inhalt des Lessingschen Dramas und bedarf als solcher keiner näheren Erwähnung. Bei der Erzählung der Handlung folge ich zunächst der ersten Ausgabe des Mönch vom Libanon, die im Jahre 1782 in Dessau erschien.

Auf einem Wege in Damaskus, nahe bei dem Palaste des Sultans, an der Kirche vorbei, nach welcher ein grofser Zusammenflufs von Menschen ist, treffen sich der schon von Lessing so wohlbekannte Klosterbruder und der Mönch vom Libanon, und da beide erfahren, dafs in der Kirche ein „Thränen-Fest für unseres Sultans Leben" gefeiert werde, einigen sie sich schnell und schliefsen sich dem Zuge in die Kirche an. In der ersten Scene des ersten Aktes führt uns der Dichter in Saladins Krankenzimmer, wo der Sultan seiner Schwester von der Ahnung seines nahen Endes spricht. Sittah freilich will noch nicht an dieses glauben, aber Saladin bleibt auf seinem Glauben bestehen, und angesichts des Todes läfst er sein ganzes Leben noch einmal vor seinem Auge vorüberziehen. Indessen bringt der Diener Abdallah die Kunde von der Ankunft des sehnsüchtig erwarteten Arztes und dieser selbst erscheint gleich darauf in Gestalt des Mönches vom Libanon. Er meint zu Sittahs Trost, dafs die Krankheit noch nicht gar so verzweifelt sei, und eilt, die nötigen Arzneien zu bereiten. „Doch wieder ein Gesicht wie Assads; freilich die Jugendblüte nicht" meint Saladin nach seinem Weggang, und Sittah bestätigt diese Ähnlichkeit: „Bald hätt ich ihn gefragt, ob Kurd nicht etwa sein Sohn sei." Indessen ist dieser Gedanke nur ein augenblicklicher, und Saladin äufsert ein Verlangen nach Nathan, den Sittah augenblicklich rufen lassen will. In einem nun folgenden Monologe Saladins erfahren wir, dafs seine eigentliche Krankheit keine körperliche, sondern eine geistige, hervorgerufen durch die letzten Vorgänge und Erfahrungen, ist. Aus Ermattung entschlummert Saladin, und an seinem Lager

Digitized by Google

entspinnt sich nun ein Gespräch zwischen den beiden Mameluken Ofsmann und Abdallah, in welchem der letztere Saladin gegen die Vorwürfe des in seinem Innersten verbitterten Ofsmann schützt. Da dieser sich nun entfernt und Nathan herbeikommt, erzählt Abdallah dem Juden von dem Mönch, hinter dessen Gebaren gar leicht Verräterei stecken könnte. Denn da er von den Christen in Jerusalem gesandt sei, den Sultan zu retten, und bekannt sei, wie ungern sich die Christen unter die Herrschaft der Türken beugen, so wisse man nicht, was dahinter stecke, und selbst Nathan meint nun: „ganz scheint der Verdacht nicht ohne Grund.“ Indessen ist Saladin erwacht und versucht mit einem grausamen Scherz die maulfertige Ergebenheit Abdallahs auf die Probe zu stellen; während er in dem nun folgenden Gespräch mit Nathan, dessen eingehende Charakteristik ich mir für später vorbehalte, diesem offen und ehrlich bekennt: „Ich hiefs dich kommen, Nathan, dem Herzen die verlorene Ruhe wiederzugeben, die ihm deine Weisheit nahm“, denn „Wie schrecklich hat die Wahrheit ihren Ernst an mir gerochen.“ Die Aufregung aber, in die den Sultan das Gespräch mit dem Juden versetzt, ist eine für den Kranken zu grofse, und in wirre Fieberphantasien verfallend sieht er sich mitten auf dem Schlachtfelde unter Toten und Verwundeten. Nur der klugen Rede seiner indessen wieder herbeigekommenen Schwester gelingt es, den Aufgeregten zu beruhigen und zum Schlummer zu bringen.

Der zweite Aufzug zeigt uns den Mönch und den Tempelherrn in einer grofsen Gartenlaube am Palast in vertraulichem Gespräche sitzend. Eingehend erkundigt sich der Mönch nach Familie und Geschick des Tempelherrn und seiner Schwester, und es drängt ihn, dem Templer zu gestehen: „Sieh, junger edler Mann, dein Schicksal hat mich so gerührt, dafs alles mir so lieb ist, was dich betrifft.“ Dieser zögert nicht mit einem gleichen Bekenntnis der Sympathien für den Mönch; da sich derselbe des weiteren nach der Schwester erkundigt: „hat die Schwester auch ihres Bruders edles Herz; sie ist als Jüdin ohne Zweifel auch erzogen?“ erbietet sich der Tempelherr, seine Schwester herbeizuholen, und Recha trotz ihres Widerwillens gegen alles, was eine Kutte trägt, folgt dem Bruder. Der

Digitized by Google

Mönch, den der Anblick des Mädchens aufs tiefste ergreift, erzählt diesem von ihrem Vater, mit dem er „manche gute, nicht ganz unedle That gethan“, und verweist die Geschwister auf ein Wiedersehen mit demselben im Jenseits. Er versteht es, in einem längeren Gespräche mit dem Mädchen, das den Wert des Christentums behandelt, das Herz Rechas so ganz für sich zu gewinnen, dafs sie ihm bekennt: Guter Vater, du hast mein Herz! selbst eine Kutte kömmt mir nicht mehr schrecklich vor, seit ich dich reden gehört. Der Mönch aber, der dem Mädchen ein Evangelienbuch zur fleifsigen Benutzung übergiebt, stellt ihr, da sie meint, sie werde der Versuchung Christum lieb zu gewinnen wohl kaum widerstehen können, das Zeugnis aus: „Lies und lieb ihn, dein Herz ist seiner wert.“ Der sich indessen den Dreien mit Schmeichelreden nahende Abdallah wird von Recha und Assad — so heifst ja nun seinem Vater nach der junge Templer — in kurzen Worten abgefertigt, und macht dann in einem Monolog seiner wilden Eifersucht auf den Mönch Luft, denn

Mein ist Recha!
Auf ihr beruht der glänzende Entwurf
Von meinem Glück.

Zu geeigneter Stunde naht sich ihm darum auch jetzt der Imam Jezid, und durch allerlei Stachelreden weifs er diesen so gegen den Mönch, der ihn beim Sultan schon vollständig verdrängt habe, aufzureizen, dafs der Imam, seiner nicht mehr mächtig, ein gefügiges Werkzeug für den Plan Abdallahs wird. Beide belauschen in einem Versteck ein Gespräch Nathans mit Sittah, die sich höchst verächtlich über Jezid und seine Kunst und Wissenschaft aussprechen, dagegen dem Mönche und seinem Gebaren das vollste Lob spenden. Natürlich steigert dieses den Zorn Jezids bis zur Raserei, so dafs ihm Abdallah nur wie von ungefähr einen Gedanken hinzuwerfen braucht, wie Nathan und der Mönch unschädlich zu machen wären, um sicher zu sein, dafs derselbe von dem Imam gierig aufgegriffen und zur That gemacht wird.

Indessen sind der Mönch und der Klosterbruder mit Zubereiten von Arzeneien beschäftigt, bei welcher Gelegenheit der redselige Klosterbruder erzählt, wie treulich er seinem Herrn

Digitized by Google

gedient, der bei Askalon im Treffen geblieben und ihm seine Tochter für den Juden Nathan zuvor übergeben habe. Daneben freilich drängt es ihn, dem Mönche von seinem Auftrag, mit dem ihn der Patriarch diesem nachgeschickt, zu erzählen. Dieser Auftrag laute auf nichts anderes, als wohl zu erwägen, welche Vorteile aus der Krankheit des Sultans „der lieben Christenheit zu Nutz und Frommen" zu ziehen wären. Auch sei nach Ansicht des Patriarchen gegen Saladin als einen Feind der Christenheit keinerlei Bedenken gültig: „Und könnte nur die Kunst des frommen Herrn Noch ein'ge Wochen ihn so zwischen Leben Und Tod erhalten, bis man insgeheim Auf jeden Fall bereitet sei, dann so wollte Er wohl dem frommen Herrn davon berichten. Noch etwas mehr. Es würde dann, sagt er, dies Pülverchen, das er mir anvertraute, schnell entscheiden Auf Leben oder Tod." Die durch diese Nachricht hervorgerufene Angst des Mönches beruhigt der Klosterbruder durch die Versicherung, dafs er das Pülverchen verloren habe. Noch naht sich nun dem allein weiterarbeitenden Klosterbruder Abdallah, um ihn auszuforschen, erfährt aber nur das Notwendigste von diesem.

Die erste Scene des dritten Aufzuges zeigt uns in Saladins Krankenzimmer diesen sowie Sittah und Recha. Saladin fühlt sich durch den Trank des Mönches wunderbar gestärkt; dieser, da er eben den Sultan besucht, wird nun bald in ein religiöses Gespräch verwickelt und nimmt natürlich hier wiederum die Gelegenheit, das Christentum als die allein echte Religion darzustellen. Bei Erwähnung der Erzählung Nathans wird der Mönch von Recha aufgefordert, seine Ansicht in ein ähnliches Gewand zu kleiden, und er folgt diesem Wunsche. Nathan, der nach dem Weggang des Mönches ins Zimmer getreten, kann sich nicht enthalten, den ihm dort entgegentönenden Ruhmeserhebungen des Mönches Nachrichten aus Jerusalem entgegenzuhalten, die denselben als ein Geschöpf des Patriarchen verdächtigen. Diesen Verdacht bestärken in seiner Weise Abdallah und ein eben aus Jerusalem an den Sultan kommender Brief seines Vaters, der den Mönch als geheimen Meuchelmörder verklagt. Recha und der Tempelherr werden nun verhört, und ihr Lob und Vertrauen zu dem Manne machen den

Digitized by Google

Sultan wieder schwankend. Indessen nahen sich Nathan, Jezid, Abdallah und der Mönch mit einem Becher Arznei. Jezid aber nimmt heimlich Gelegenheit, den Becher des Mönches mit einem anderen zu vertauschen, und nur durch eine Rede Saladins aufmerksam gemacht, sieht der Mönch noch einmal in den Becher und entdeckt, dafs derselbe Gift enthält. Trotz aller Beteuerungen seiner Unschuld wird er gefangen genommen, und der vierte Aufzug zeigt uns nun denselben im Gefängnis. Abdallah triumphiert, dafs sein Plan gelungen, und er erneuert sein Bündnis mit Jezid. Indessen trifft Nathan vor dem Gefängnis mit dem Klosterbruder zusammen, und dessen Erzählung giebt ihm einen deutlichen Wink, wo und in wessen Person der richtige Giftmischer zu suchen und zu finden sei. Recha und der Tempelherr besuchen den Mönch im Gefängnis und überzeugen sich von seiner Unschuld, die nun auch durch Nathan, der indessen die Vertauschung der Becher entdeckt, bestätigt wird. Jezid, dessen Gewissen sich regt, wird von Nathan mit allerlei Andeutungen in die Enge getrieben und begiebt sich zu dem Mönch, um von diesem das Recept seiner Arznei erfahren und so den Sultan retten zu können. Bei seinem Austritt aus dem Gefängnis wird er von dem mit der Wache sich nahenden Ofsmann verhaftet und in denselben Turm, in dem der Mönch gefangen ist, geworfen.

Der fünfte Aufzug zeigt uns das Verhör von Jezid und Abdallah und die Befreiung des Mönches, der bei dem Sultan um Verzeihung für die Mörder bittet und von allen als ein neues Mitglied der Familie mit Begeisterung aufgenommen wird. Unterdessen wird auch noch ein Diebstahl entdeckt, denn die Heilkräuter des Mönches sind verschwunden, und Abdallah, der alle Schuld auf den Imam zu schieben sucht, wird zum Tode, der Imam zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt. Abdallah aber rächt sich an dem Sultan, indem er sich als den Enkel Nurredins, dem Saladin einst Thron und Reich entwendet, zu erkennen giebt, nachdem er zuvor durch eine Erzählung den Sultan sich selbst das Urteil des Verräters hat sprechen lassen. Dem mit dem Tode Ringenden giebt sich, um dem Unglücklichen wenigstens eine Freude noch zu bereiten, der Mönch vom Libanon als seinen Bruder Assad zu erkennen. Saladin stirbt, und sein Vater Nodgemeddin, der herbeigeeilt, findet

Digitized by Google

seinen verlorenen Sohn wieder. Der Klosterbruder aber, der eben mit einem Korb voll Kräutern und Blumen herbeieilt, damit daraus der Mönch die rettende Arznei zubereite, kann diese nur noch als letzten Grufs über die Leiche Saladins streuen.

Dies der Gang der Handlung in der zweiten Auflage des Buches von 1785. Dieselbe erscheint der ersten von 1782 gegenüber in manchen Stücken umgeändert. So weifs diese letztere nichts von der Begegnung des Mönches mit dem Klosterbruder, sondern führt uns direkt in Saladins Krankenzimmer, wo Sittah dem Bruder die Ankunft eines Mönches und Arztes vom Libanon meldet. Saladin scherzt nicht in so grausamer Weise mit Abdallahs Opferwilligkeit, und dieser, der nach der Unterredung Rechas mit dem Mönch sich dem Mädchen naht, ist nur der Diener und nicht, wie in der zweiten Auflage, auch der glühende Liebhaber Rechas, so dafs auch sein Monolog nur ein gegen den Mönch als eine bei Hof schon so rasch beliebte Persönlichkeit, nicht aber gegen ihn als einen Nebenbuhler um Rechas Gunst gerichteter ist. Als in die zweite Auflage erst eingeschoben erweist sich ebenso die neunte Scene des zweiten Aktes, in welcher der Mönch und der Klosterbruder miteinander beschäftigt sind, dem Sultan eine Arznei zuzubereiten, eine Gelegenheit, bei welcher letzterer dem Mönch den ganzen Plan des Sultans entdeckte. Statt dessen findet sich in der ersten Auflage eine Scene im Garten, wo Saladin von einem Traum erzählt, der ihm die drei Gestalten des Heidentums, Judentums und Christentums vorführte und die Ohnmacht der beiden ersteren dem letzteren gegenüber in überwältigender Weise zeigte, zugleich ihm aber auch sagte, dafs sich das Wort: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein" noch vor Abend an ihm erfüllen sollte. In der sodann in dem Gespräche Saladins mit dem Mönch eingeflochtenen Parabel hatte der Verfasser da, wo er in der zweiten Auflage mit einem kurzen „doch ging's nicht immer so" die Entwickelung des Menschengeschlechtes erwähnt, diesen Gedanken des näheren ausgeführt:

Dies ruhige Gartenleben war
Für Menschen nicht, wo Sinn an Sinn, der Geist
Im Zirkel aller Schönheit der Natur,

Digitized by Google

Durch immerwährenden Genufs entnervt
Bald seiner Würd entsinkt.
Unmittelbar
Nur immer Kraft aus Kraft zeugt Übermut
Und träge Lüsternheit. Für Kinder ist's,
Die selbst sich zu versorgen noch zu schwach sind,
Zu unerleuchtet, sich zu leiten, dafs
Auf jedem Schritt noch Amm' und Lehrer ihnen
Zur Seite gehen. Da die Ersterschaffnen
Nunmehr zum reifen Alter aufgewachsen
Sich fühlen lernten, trieb sie Gott ins Feld,
Und sengte mit dem Flammenschwert des Cherubs
Zur Öd' ihr Paradies.
Die Welt war jüngst
Mit Kraut und Gras, mit Baum und Saat hervor
Aus Gottes Schöpferhand gegangen. Immer
Fand der Vertriebne noch den Segen Gottes,
Afs ohne saure Müh von seinem Tisch.
So auserlesen waren nur die Früchte
Nicht mehr, er mufste suchen, prüfen, sammeln,
Was heilsam war.
Die Menschen mehrten sich —

um dann in der Fassung, wie sie auch die zweite Auflage hat, fortzufahren. Dagegen weifs die erste Auflage wiederum noch nichts von einer Begegnung Nathans mit dem Klosterbruder vor dem Gefängnisturm, in welcher der Jude die Spuren zur Entdeckung des Giftmischers findet. Aber in der ersten Auflage hatte der Mönch den Verdacht selbst ausgesprochen und sich dann, da die Geschwister seine Leiden beklagen, bei Recha mit der Frage nach dem Fortgange ihrer Lektüre im Neuen Testament erkundigt. Bald sind die beiden wiederum in eifrigstem Disputieren über die Wunder, den Tod und die Auferstehung Christi, und der Mönch bereitet sogar Recha darauf vor, dafs ihr Vater noch lebe. Dem hinzukommenden Nathan erwidert er auf dessen freundlichen Vorwurf: „Du solltest doch nicht meine Tochter mir abtrünnig machen wollen!“ mit der Versicherung:

Das will ich nicht, das rächt, wenn sie als Christin
Verlernte dich zu lieben, Gott im Himmel!
Was wäre dann das Christentum? Und Nathan
Zürnt nicht, wenn seine Recha neue Gründe
Lernt, gut und fromm zu sein, und gottergeben.

Digitized by Google

Und mit Nathans Antwort an Recha:

> Nein, gutes Kind, ich zürne nicht: je besser,
> Um desto lieber deinem Vater: nur
> Sei was du bist mit Überzeugung.

ist bei den Dreien die Harmonie vollständig geschlossen.

Im fünften Aufzug bringt sodann die erste Auflage unmittelbar vor dem Verhör des Imam ein Zeugnis für die Unschuld des Mönches auch in einem Briefe von dem Vater des Sultans, wodurch sich der erste, in dem der Mönch als Meuchelmörder verklagt wurde, als Fälschung erweist, während die letzte Scene, welche die zweite Auflage vorführt, die Ankunft Nodgemeddins, des Vaters des Sultans, und des Klosterbruders mit den Kräutern hier noch fehlen.

Die meisten der in der zweiten Auflage von dem Verfasser vorgenommenen Änderungen, soweit sie nicht blofs einzelne Sätze und Wendungen betreffen, zeigen das unverkennbare Bestreben, der Handlung in jedem ihrer Teile eine scharf ausgeprägte und logische Motivierung zu geben, ohne Charakter und Tendenz des Ganzen zu beeinträchtigen. Allein auch wenn dies besser gelungen wäre, als es in der That der Fall ist, so erhöht das den Wert des Stückes keineswegs, wenn es ihm auch zur Zeit seiner Entstehung einen weiteren Leserkreis verschafft haben mag als den, welchen der Nathan gefunden.

Eine dritte Auflage, die im Jahre 1817 erschien, bringt das Stück unverändert und weist als Beigabe nur eine Einleitung von A. Wendt auf.

Mit einer Erkennungsscene schliefst Lessings Nathan, und mit einer Erkennungsscene der Mönch vom Libanon. Allein während sich bei Lessing gerade in dieser Schlufsscene der ganze mächtige Gedanke seines dramatischen Gedichtes in einer Weise verkörpert, dafs wir von ihm scheiden in einer gehobenen Stimmung, wie sie nur ungewöhnliche Ereignisse im Menschenleben erzeugen, ist es dagegen im Mönch vom Libanon ein wahrer Akt der Gnade vom Verfasser, wenn er uns endlich mit der schon lange bekannten Thatsache zum Schlusse führt.

Freilich der ganze Plan dieser Fortsetzung baute sich schon auf einer Anschauung auf, die dem Lessingschen Gedanken

Digitized by Google

von einer immer gröfseren Vollkommenheit des Menschengeschlechtes in seiner Entwickelung schnurgerade entgegenläuft. In seiner Erziehung des Menschengeschlechtes mit den Worten schliefsend „Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur lafs mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln! Lafs mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten zurückzugehen. Es ist nicht wahr, dafs die gerade Linie immer die kürzeste ist,“ und mit den Worten: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ eine Aussicht eröffnend, die uns an einer endlichen Vollendung der tausend tausend Jahre des weisen Richters nimmermehr zweifeln läfst, mufste er einem von der absoluten Vollkommenheit seiner christlichen Religion schon in dieser Zeit überzeugten Menschen in einer Weise nahe treten, die diesem wie eine gotteslästerliche Schmähung auf das Allerheiligste erschien. Wenn nun Pfranger sich berufen fühlte, diese Schmähungen zu widerlegen, und die Frage über die Echtheit einer Religion von seinem Standpunkt aus zu beantworten, so mag dem dichterisch beanlagten Hofprediger der Gedanke einer Fortsetzung des Nathan am nächsten gelegen sein. Wir wissen von Lessing aus seinen eigenen Worten, dafs etwas Derartiges auch in seiner Absicht lag: „Da ich übrigens nun sehe, dafs das Stück zwischen 18 und 19 Bogen wird, so bleibt es dabei, dafs ich entweder gar keine oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorsetze, und dafs ich alles Übrige unter dem Titel: ‚Der Derwisch, ein Nachspiel zum Nathan‘ besonders drucken lasse,“ schreibt er an seinen Bruder. Und er, der von seinem Nathan selbst sagt, dafs er ein Sohn seines eintretenden Alters sei, den die Polemik habe entbinden helfen, mag allerdings, nun dieses sein Vermächtnis zum Abschlufs gekommen, manches auf dem Herzen gehabt haben, das ihm Stoff zu einer solchen Fortsetzung geboten hätte. Dies sagen ja ganz deutlich seine Worte an Elise Reimarus, bei der er sich wegen Verzögerung einer Zusendung entschuldigt: „Der Schubjak Semler ist einzig daran schuld! Ich bekam sein Geschmiere eben als ich noch den ganzen fünften Akt am Nathan zu machen hatte, und wurde über die impertinente Professorengans so erbittert, dafs ich alle gute Laune, die mir zum Versemachen so nötig ist, darüber

Digitized by Google

verlor und schon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergessen." Dafs es ihm nicht mehr gelang, diesen Plan zu einem Nachspiel auszuführen, dafs es im Gegenteil einem seiner theologischen Gegner einfallen mufste, diesen Gedanken aufzugreifen und nach seiner Weise auszuführen, gehört vielleicht auch zu dem tragischen Mifsgeschick, unter dem Lessing in seinem ganzen Leben zu leiden hatte. Lessing beabsichtigte den Derwisch, der nach Nathans Ansicht unter Menschen gar leicht verlernen könnte, Mensch zu sein, zum Mittelpunkt eines Nachspiels zu machen, Pfranger liefs aus dem Totenfeld in Askalon die durch Saladins Erzählung so anziehende Gestalt seines Bruders Assad wieder auferstehen, kleidet ihn in eine Kutte und macht aus ihm, dem tapferen Kämpfer und feurigen Mann, einen weltentsagenden Mönch, dem Bekehren und Predigen die liebste Beschäftigung sind. Neben ihm, dem Mittelpunkt des Ganzen und Hauptträger der Idee des Dichters, sind es noch Nodgemeddin, der Vater des Sultans, dem wir allerdings erst in der vorletzten Scene des letzten Aktes begegnen, um die Überzeugung von der gänzlichen Entbehrlichkeit dieser Persönlichkeit zu gewinnen, da er nur eingeführt wird, um ja kein Glied der ganzen Familie fehlen zu lassen, und die beiden Mameluken Ofsmann und Abdallah mit dem Imam Jezid, die uns, von Lessing her unbekannt, hier vorgeführt werden. Es entspricht dem von seinen Zeitgenossen und seinem Biographen entworfenen Bilde Pfrangers vollständig, dafs die Polemik gegen den Nathan, wie er sie in seinem Mönch vom Libanon ausübte, eine durchaus friedliche und, wenn ich so sagen darf, liebenswürdige war. Man sieht ihn nirgends eine absichtlich feindliche Stellung gegen Lessing einnehmen. Es ist als ob er seinem Leser die beiden Stücke zur freien Wahl hinstellte, ohne auch nur den geringsten Versuch zu einer Bevorzugung seiner Ansicht zu machen. Freilich der Beifall, den das Stück dann fand, ist auch nicht sowohl auf Rechnung seiner ästhetischen Vorzüge, als vielmehr auf seinen christlich-orthodoxen Zweck eines Schutzes gegen die vermeintlichen Angriffe Lessings zu schreiben. So läfst es sich auch erklären, dafs den Hauptinhalt des Stückes, dessen Handlung ja am Ende die eines ganz gewöhnlichen Intriguenstückes ist, Belehrungen und Be-

Digitized by Google

trachtungen über das Christentum und seine allsiegende Gewalt bilden, und dafs daneben die bei Lessing so bis in die kleinsten Teile hinein individualisierte Charakteristik der einzelnen Personen vollständig verloren geht. Schon ästhetisch verfehlt ist es, fünf Akte hindurch einen kranken Mann, wie Saladin es ist, reden zu lassen, und es ist mit Ausnahme der Hauptperson im Mönche nicht eine einzige im Ganzen, bei der man ein wirklich individuelles Leben oder auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit den Gestalten Lessings entdecken könnte. Dadurch hat sich der Verfasser die Lösung des im Nathan enthaltenen Problems sehr leicht gemacht. Denn da nun einmal schon im voraus all seine Persönlichkeiten nach christlichem Muster zugerichtet und im geheimen eigentlich schon gut protestantische Menschen sind, so müssen all ihre Einwände und Zweifel, die sie dem Christentum des Mönches gegenüber geltend machen, nur als harmlose und unschuldige Wortgefechte, keineswegs aber als charakteristische und in sich selbst abgeschlossene Anschauungen und Gedanken erscheinen. Man durfte ja wohl, da sich das Stück als eine Fortsetzung des Nathan ausgab, darauf gespannt sein, wie der Dichter gerade die Gestalt des Juden weiterentwickle. Allein schon in der Scene mit Saladin, wo ihm dieser seine Zweifel betreffs des Märchens mitteilt, kommt man zu dem Resultat, dafs hier eine ganz neue, mit dem Lessingschen Nathan in keinerlei Zusammenhang stehende Figur geschaffen sei. Saladin, bei Lessing eine königliche Figur vom Scheitel bis zur Sohle, eine Natur, in der „nichts klein, nichts eng und schwächlich ist“, ein Mann, der bei aller echten Menschenliebe, bei jedem Mangel an Hochmut und Stolz, doch ein starkes und edles Selbstbewufstsein bekundet, ist hier zum kleinlichen, disputiersüchtigen und begriffspaltenden Alltagsmenschen geworden, und Nathan, der in jedem seiner Worte den klugen Menschenkenner, den Mann der moralischen Selbstverleugnung bekundet, ist ein gutmütiger, zu Zeiten auch sentimentaler Schwätzer, der sein früheres Denken und Handeln vollständig vergessen zu haben scheint. Saladin ängstigt sich:

Nun soll ich sterben? soll mit meinem Ring
In dieser Ungewifsheit hin zum Richter.
Wie wenn ich nun betrogen wäre, Nathan?

Digitized by Google

und dieser antwortet ihm darauf mit der Gegenfrage:

Wie wenn sie alle nun betrogen wären?

freilich um gleich darauf, da Saladin nur Irrtum und Wahn überall erblickt, den Sultan in langer Rede mit der Schilderung der menschlichen Schwachheit zu trösten und ihn darauf hinzuweisen:

Wie,
Wenn Wahn, wenn Morgendämmerung auf Erden
Das höchste Ziel für Menschenkräfte wäre;
Dort erst ging dann das volle Licht uns auf.
Gott steigt auf Stufen zur Vollkommenheit,
Und viel, viel Stufen sind der Täuschung aus
Der tiefen Nacht hinauf zum vollen Mittag.
Was man nicht fassen kann, doch fassen wollen,
Ist unzufriedner Stolz.
Zu tief für unsren Horizont. Gott ist
Die Wahrheit: Gott! — Der Mensch ein Ding das irrt,
Das fehlt.

Drum meint Nathan, müsse Saladin auch den Menschen nehmen wie er ist, müsse nicht suchen und sich abquälen nach einer allgemein gültigen Wahrheit, da ja doch dem einen als Irrtum gelte, was dem anderen als Wahrheit erscheine. Saladin aber sagt:

Es mufs nicht richtig sein mit deinen Schlüssen,
Denn ist die Wahrheit Hirngespinst, so ist's
Die Tugend auch. — Was sagst du?

Und Nathan analysiert ihm die Tugend ebenso als etwas Individuelles wie die Wahrheit, denn

Hängt was mehr
Vom Zufall ab als sie? Die Lagen sind's,
Worein ein glücklich Ungefähr dich setzt;
Das Land, das du bewohnst: die Art von Menschen,
Worunter du zu leben hast; die Speise,
Die du geniefsest, und der Wasserquell,
Woraus du schöpfest; endlich selbst die Luft,
Die dich umgiebt, und mehr als alles dies
Die frühe Stimmung jeder Kraft, Erziehung
Und väterliches Vorurteil; und dann
Der erste Stofs, womit das Schicksal dich
Hin in des Lebens weite Laufbahn wirft.

Digitized by Google

Allein Saladin kann nicht gelten lassen, dafs der Mensch so ganz baumartig, so ganz der Sklave seiner Masse sein soll, denn „Was wäre Freiheit?“

Auch auf diese Frage hat dann Nathan rasch eine Antwort bereit:

Ein Spielwerk, Saladin, für üpp'ge Kinder,
Ein Gängelband, woran der Mensch allein
Zu gehen träumt und doch nicht weiter kömmt,
Als ihn die Wärtrin kommen läfst. Wenn's hoch kömmt,
Ein Laufkarrn, wo das kindische Geschöpf
Im Kreis der Welt und ihrer Kräfte stolz
Herumrennt und den Mitgespielen zuruft:
Seht, ich bin frei: das ist's.

Saladin kann sich mit all dem, zumalen da nun Disputieren seine Sache nicht mehr sei, und es ihm bedünke, als ob Nathan damit nur der Wahrheit ausweiche, nicht begnügen, er verlangt:

Du hast mich ganz verwirrt:
Nach Wahrheit handeln, sagst du? — Doch nicht wissen,
Was Wahrheit sei? selbst es nicht wissen wollen?
Und blindlings aufs Geratewohl so fortgehn?
Wie ist das, Nathan?

und dieser giebt ihm den Bescheid:

Sieh, der Wahrheit darf's
Nicht viel um Mensch zu sein: „Es ist ein Gott:
Sei fromm und fürchte den; und trau ihm zu,
Dafs er der Tugend lohnt, das Laster straft,
Da hast du Wahrheit gnug.

Ebenso giebt er ihm nun, da den Sultan seine Erklärung der Tugend so irregeführt, einen gedrängten Bescheid in dieser Frage, da Saladin sich selbst der gröfsten Laster anklagt:

Nathan.

Wer kennt ihn nicht,
Den frommenden Saladin?

Saladin.

Den Räuber auch,
Den Bluthund, Nathan, auch? Kennst du auch den?
Der mehr unschuld'ges Blut vergossen als
Zehntausend Mörder, die das Rachschwert würgt?

Nathan.

Nein, Saladin, den kenn ich nicht.

Digitized by Google

Saladin.

So kennt ihn Gott.

Nathan.

Wie er das Chaos kennt,
Aus dessen Tiefen einst das Licht hervorstieg.
Ist es drum noch? Du bist der erste nicht,
Den er durch Übelthaten unvermerkt
Den rechten Weg der Tugend finden liefs.
Gesetzt, du warst es einst, so bist du's jetzt
Nicht mehr: und Gott straft nicht die Übertretung
Des Sünders an der Tugend des Gerechten,
Den frommen Saladin nicht statt des bösen.

Aber all das genügt dem kranken Sultan nicht. „Ach, das Gewissen ist keine Krankheit, Nathan;“ und da ihm nun, am Ende seines Lebens, auch der Glaube genommen ward, so weifs er nicht mehr, wohin sich wenden, ohne Irrtum und Wahn zu erblicken. Gewifsheit, ruft er aus:

Gewifsheit ist die Kraft der Wahrheit! Zweifel
Ihr Feind! ein tötendes Insekt, das tief
Und tiefer in die Wurzel gräbt, bis endlich
Die schöne Blume sinkt! — Sie ist verwelkt,
Für mich verwelkt, zerfallen liegen noch
Die dürren Blätter um mich her.

So findet der Sultan, anstatt der Widerlegung seiner Zweifel, nur neuen Stoff für dieselben, und man empfindet hier schon deutlich den Unterschied in der Charakteristik derselben Person durch beide Dichter; denn ein solches Irreführen, ein solches Verwirren von Anschauungen und Begriffen ist dem Lessingschen Nathan vollständig fremd. Bei ihm erweist sich jedes Wort und jeder Gedanke als erzeugt aus einem festen und abgeschlossenen System, aus einer nicht auf der schwankenden Grundlage dehnbarer und willkürlich auszulegender Worte beruhenden Weltanschauung. Für diesen Gedanken des Zweifels an allem hatte er im Nathan keinen Raum, da es ja hier galt, der Welt ein neues Evangelium zu bieten, und einmal getränkt mit diesem alles zersetzenden und alles zerstörenden Stoffe, mufste das von Lessings Künstlerhand so wohlbedächtig zusammengefügte Ganze auseinander fallen und jeden Versuch, aus den Bruchstücken ein dem Sinne der Zerstörer entsprechendes

Digitized by Google

Gebäude emporzurichten, aufs empfindlichste strafen. Am wenigsten natürlich empfinden wir dies bei dem Mönch, der, wie oben schon bemerkt, der einzige sein dürfte, in dessen Charakteristik individuelles Leben zu spüren ist. Freilich mufste ja er, der sich in den Mittelpunkt des Ganzen zu stellen hatte, auch mit dem ganzen Rüstzeug des positiven Christentums gegen die gefürchteten Angriffe versehen sein, und wir sehen hier mit Freude nicht einen in dem aus Lessings Streitschriften so wohl bekannten Gözeschen Gewande einherstürmenden und schreilustigen Gegner, sondern einen ruhig und friedlich seinen Standpunkt wahrenden, aber denselben nirgends marktschreierisch als den allein richtigen anpreisenden Mann und Theologen. Dafs man namentlich den letzteren, d. h. den Prediger, dessen eigentliches Gebiet die Kanzel und ihre Beredsamkeit bilden, da und dort, und so namentlich auch in dem ersten Monolog des Mönches, vielleicht gar zu deutlich hervortreten sieht, daraus kann wohl dem Verfasser, den wir als eine auf diesem Felde gerade berühmte Persönlichkeit kennen gelernt, schwerlich ein Vorwurf gemacht werden. Nebenbei läuft freilich auch die durch Klopstock gewissermafsen klassisch gewordene christliche Gefühlsseligkeit und Sentimentalität und das poetische Spiel mit manchen durch den Dichter des Messias gleichsam officiell gewordenen Begriffen. Stellen wie die folgende aus dem Monologe des Mönchs:

Bald ist vielleicht
Der Abend da; lafs mich noch wirken, weil
Es Tag ist, dafs mein Glaub ein Licht sei, das
Im Dunkeln leuchte, dafs ich nicht umsonst
Errettet von dem Reich der Finsternis
Zum Reiche deines Sohnes, Herr, gebracht sei!
Ihn zu bekennen sei mir hohe Pflicht!
Durch gute Thaten ihn zu ehren Wonne
Und Seligkeit. Durch ihn lafs diesen Tag
Mir, Herr, gesegnet sein.

bestätigen das oben Gesagte wohl am deutlichsten.

Am übelsten wurde wohl in der Fortsetzung des Nathan Lessings Tempelherr bedacht. Man begegnet ihm da und dort, sei es allein oder in Gesellschaft seiner Schwester Recha, allein es hat den Anschein, als ob er dem Verfasser des Mönches

Digitized by Google

eine der unbequemsten Figuren, mit der er gar nichts anzufangen gewufst, gewesen sei. Nur einmal, da er seine Schwester Recha, die seiner Aufforderung, den Mönch zu sehen, mit den gewifs nicht aus Lessings Charakteristik stammenden Worten entgegnet:

Ja wär es nur
Kein Mönch, mein lieber Assad! Diese Menschen
Sind mir so grauerlich, so ausgezeichnet,
Die ihre Tugend so zur offnen Schau
Zu tragen pflegen!

sieht er sich zu einer längeren Rede, in welcher er diese Anschauung seiner Schwester zu widerlegen strebt, veranlafst. Diese letztere dagegen sucht nicht allein in ihrem Gespräch mit dem Mönch, sondern auch in der Folge ihre Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Freilich unterliegt auch sie dem Schicksal der übrigen aus Lessing herübergenommenen Personen. Dort von dem so oft wegen mangelnder Poesie verurteilten Lessing mit dem ganzen Zauber einer echten, erfreuenden und ergreifenden Jungfräulichkeit ausgestattet, eine schwärmerische Natur, die all ihr Denken und Empfinden, sich selbst und ihr ganzes Leben nicht von ihrem Vater trennen kann, und hier ein Mädchen, das sich scheinbar wohl da und dort auf die Autorität Nathans beruft, im übrigen aber ihre eigenen Wege, die einer kleinlichen, Begriffe spaltenden Disputiersucht geht. Mit einer schon durch die obigen Worte charakterisierten Abneigung gegen jegliches Christentum ausgestattet, kann sie sich nicht genug darüber verwundern, dafs der Mönch auch einèm Judenmädchen einen Platz im Paradiese einräumen will. Aber auch sie erkennt gar bald in dem Mönch und seinem Glauben einen Stärkeren. Nicht ihr Spott, mit dem sie den Mönch angreift:

Ihr Christen seid doch sonst
Mit eurem Himmel so freigebig nicht,
Seitdem der heil'ge Petrus auf- und zuschliefst,

bringt den Mönch aus der Fassung:

Nein, Recha,
Der heil'ge Petrus ist nicht schuld daran,
Dafs Menschen ihre Brüder in die Hölle

Digitized by Google

Verstoſsen; wiſst es, daſs von jedem Volk
Wer recht thut und gottselig lebt, dem Herrn
Gefällt.

Recha.

Recht thut? — recht glaubet, sagen sie,
Und würgen lieber, was nicht glauben will.
Als wenn sie Gottes Richteramt zu führen
Berufen wären! Menschen sind sie nicht,
Nur Christen.

Mönch.

Christen nicht, nur Menschen, Menschen!

Und da er dem Mädchen in begeisterten Worten Christus preist, als den, in dem sie alles finden werde, was sie sucht:

O wie wird meine Recha da am Kreuze
Bei seiner Mutter stehn und ihn beweinen:
Und traurig dann auf Erden suchen, ob
Nicht einer noch, ihm gleich, zu finden wäre,
Und keinen finden!

und Recha ihm hierauf entgegenhält:

Den lehrten
Euch eure Väter, eure Lehrer lieben,
Mich Nathan jenen (Moses), nun wem soll ich glauben?

hat der Mönch sogleich die Antwort bereit:

Der Wahrheit, Recha!

Der hieraus sich selbst ergebenden Frage „Was ist die Wahrheit“ stellt er natürlich wiederum Christum als des Gesetzes Erfüllung entgegen. Wir erfahren die endgültige Wirkung dieser Worte auf Recha aus einem sich noch in der ersten Auflage vorfindenden zweiten Gespräche des Mönches mit Recha, wo dieselbe im ganzen bereits als Christin erscheint und nur noch in einigen Bedenken der Aufklärung des Mönches bedarf. Da ist namentlich die Auferstehung, mit der sich Recha durchaus nicht befreunden kann:

Mönch.

Für Gott giebt's keine Wunder, nur für uns.
Denn was er wirkt, thut alles eine Kraft.
Wenn er die Toten weckt, so ist's dieselbe,
Die sie zuerst erschuf, die sie erhielt.
Hätt er auf unsern Glauben warten wollen,

Digitized by Google

Bis er das erste gröfste Wunder that,
Wo wäre dann die Welt?

Recha.

Allein der Fall,
Dafs solch ein Toter wiederlebt, ist doch
So einzig, unerhört.

Mönch.

So einzig, Recha,
Sind alle Fälle in der Welt, ein jeder
Ist solch ein eigener Gedanke Gottes,
Dem seine Macht das Dasein giebt; je feiner
Der eine sich vom andern unterscheidet,
Nur desto herrlicher wirkt seine Kraft,
Strahlt seine Weisheit.

Es zeigt sich ganz deutlich, mit welchem Wohlbehagen der Verfasser gerade auf diesem Punkte verweilte, und die Gründe hierfür lassen sich ja leicht finden: Gilt es ihm doch hier namentlich einen der Hauptangriffe Lessings und seines unbekannten Wolfenbütteler Fragmentisten abzuwehren, und so bemüht er sich, jedem scheinbar noch so gerechtfertigten Einwand gegen die Glaubwürdigkeit der Auferstehung die Spitze abzubrechen:

Mönch.

Dein Moses
Gab seinen Wundern durch die Hoffnung des
Verheifsnen Landes ein Gewicht, das leichter
Ihm Glauben schaffen konnte. Was denn Christus?
Nichts, nichts was Menschen reizt, im Gegenteil
Verleugnung alles Irdischen und Leiden;
Zuletzt schmachvoller Tod war seiner ersten
Bekenner Los. Doch glaubten sie, bekannten:
Und starben fröhlich.

Recha.

Nun das war mir immer
Sehr sonderbar! Für was zu sterben, und
So blutig! noch mit solchem lauterem
Bewufstsein seiner selbst, mit solchem Trost,
Mit solcher Freudigkeit zu Gott! — und für
Die gröfste aller Lügen! — dacht ich oft,
Die niemand glücklich, aber viele, viele
Unglücklich macht, aufs ganze Leben elend!

Digitized by Google

Die Gottes ew'gen Zorn dem Sünder häuft,
Der seinen heil'gen unnennbaren Namen
Durch schändlichen Betrug entweiht; das ist
Doch unbegreiflich, dacht ich. — Aber Nathan
Erklärte mir das anders: „Liebe Recha,"
Sprach er, „zu allen Zeiten starben Menschen
Für ihre Meinungen, so gut für Lügen
Als für die Wahrheit; Muselmann und Christ.
Woran das Herz gewöhnt ist, nun das denkt
Sich's dann als wahr und stirbt darauf.

Mönch.

So! so!
So waren sie daran gewöhnt, den Toten
Als lebend sich zu denken?

Recha.

Freilich wohl!

Mönch.

Den toten Christus, den sie sterben sahen,
Als auferstanden sich zu denken? mufs
Ein sonderbarer Traum gewesen sein,
Für den sie Vaterland, Religion
Und Ehr und Leben fahren liefsen, und
Um Christi willen Narren wurden — mufs
Ein langer eigner Traum gewesen sein.
„Ein Wunder will geglaubt sein," sprachst du. Ist's
Für uns mehr Wunder als für jene? — Menschen
Sind ans Natürliche gewöhnt: was für
Ausnahmen waren denn die ersten Zeugen
Des Lebens Jesu, dafs sie unbewiesen
Ein Wunder glaubten, das so viel Beweis
Erfordert? — Sieh, wenn ich dir sagte, Recha,
Dein Vater lebt —

Recha.

So wärst du ein Betrüger!

Mönch.

Du übereilst dich.

Recha.

Wie, das wäre möglich?

Mönch.

Warum denn nicht?

Recha.

Weil Wunder möglich sind?

Mönch.

Das brauchte keines Wunders.

Digitized by Google

Es ist freilich auch hier, wo doch ein Hauptpunkt besprochen wird, die Ruhe und Entfernung jeglicher Streitsucht anzuerkennen, mit der Pfranger verfährt; ein Verfahren, das trotz aller Schwächen in manchen Scenen einen Ton von Gemütlichkeit und warmer Empfindung hervortreten läfst, wie er sich wohl bei keinem anderen Gegner Lessings gefunden haben mag. Und wie dort Nathan mit seiner Erzählung von den drei Ringen den Mittelpunkt bildet, so konnte es sich erklärlicherweise der Verfasser des Mönches auch nicht versagen, dieser seiner Hauptperson ein Gegenstück hierzu in den Mund zu legen, in dem die Quintessenz seiner ganzen religiösen Anschauung zusammengefafst erscheint. Auch hier ist es wiederum Saladin, der Veranlassung hierzu giebt, da er den Mönch scherzend ob seiner Zuneigung zu Recha der Kuppelei beschuldigt. Die oben erwähnte Unterredung Saladins mit Nathan hat diesem keinen Trost gebracht, und es mufs nun dem Mönch vorbehalten bleiben, in die von Zweifeln durchwühlte Seele Saladins Ruhe und Frieden zu bringen. Wie ihm dies gelingt, und wie auch hier wiederum die allein und ewig gültige Wahrheit des Christentums es ist, die als Retterin erscheint, die als eine herrliche Thatsache das verkündet, was Lessings Nathan und Saladin erst nach tausend Jahren zu hoffen wagen, das eben ist der Inhalt der Scene, in welcher der Mönch dem kranken Sultan neben der leiblich stärkenden Arznei auch eine solche für die kranke Seele bietet. Lessing wufste wenigstens diese bedeutende Scene auch äufserlich zu motivieren, während bei Pfranger die das ganze Gespräch einleitende Frage des Sultans:

So kannst
Du aber deines Glaubens nicht gewifs sein,
Wenn ich bei meinem selig werden kann,
Wie du?

so ziemlich aufser jedem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden steht. Von solcher Ungewifsheit kann und darf natürlicherweise der Mönch nichts wissen:

Ob dich dein Glaube selig macht,
Ob er dem Geiste Freudigkeit zu Gott,
Dem Herzen Trost und Kraft zum Guten giebt,
Die Wunden des Gewissens heilt, dich heiter

Digitized by Google

Den Tod erwarten lehrt und festen Grund
Dir legt zu Hoffnung an der Ewigkeit,
Das mufst du fühlen, wissen kann's kein Mensch.

Allein auch in des Mönches Reden kann im Anfang Saladin die Wahrheit nicht finden, die er sucht:

Aufrichtig, Freund,
Es scheint mir Widerspruch in deinen Reden
Zu sein, wenn anders Unterschied in deinem
Und meinem Glauben ist. Denn sieh, die Wahrheit —

Mönch.

Ist nicht des Menschen eigene Erfindung;
Ist Gottes Gabe, wie die andren Güter
Des Lebens. Diesem giebt sie die Geburt,
Und eigner treuer Fleifs erwirbt sie jenem.

Sittah freilich, die bei dieser Unterredung zugegen ist, und dieselbe gelegentlich mit einer Bemerkung unterbricht, meint bei dem Disputieren der zwei:

Nur schade, dafs
Ihr noch nicht einig seid, was eigentlich
Der rechte Glaube sei, die Lehrer selbst
Verdammen sie einander. Wie? ist denn
Dein Christus auch so zwiefach? griechisch und
Lateinisch? und verdammt wie seine Christen
Auch so sich selber?

und da ihr der Mönch diese Uneinigkeit aus der menschlichen Leidenschaft erklärt, meint sie, es wäre wohl das Beste, zu warten mit den Ringen, bis einst der Richter entscheiden wird. Hiermit, mit der kurzen Erwähnung des Nathanschen Märchens ist ein fester Stand gewonnen, und es bleibt dem Mönch ja nur die Aufgabe, demselben die richtige Deutung zu geben:

Mönch.

Der Vater starb, vermochte selbst nicht mehr
Den Ring zu unterscheiden.

Saladin.

Ist auch wahr,
Er mufs ein Mensch gewesen sein.

Mönch.

Der nirgends
Zu finden ist, so wenig als der Künstler,

Digitized by Google

Der ihn so sinnreich hinterging — du siehst,
Er pafst nicht weiter.

Saladin.

Gott, das giebt mir Licht!

Mönch.

Auch drückt es mir den Sinn der Thoren aus.
Dem grofsen Haufen unter allen Völkern
War freilich immer die Religion
Ein Amulet, das ohne weitre Müh
Dem Menschen, der's besafs, die Gnade Gottes
Und unleugbares Recht zum Himmel gab.
Der blofse Name war's, das Götzenbild,
Der Tempel, nicht Religion. Allein
Dem Klügern ist der Glaube nur das Werkzeug
Zu seinem ew'gen Glück.

Recha.

Du könntest uns
Wohl auch so was erzählen?

Mönch.

Wenn Erzählen
Nach meiner schlechten Klosterart Erzählen
Genug ist, Recha, ja.

Saladin.

Erzähle nur
So gut du kannst.

Mönch.

Es hält sich ungefähr
Mit der Religion wie mit dem Feldbau.
Da hat sich viel verändert in der Welt,
Seitdem sie war. Allmählich lehrten erst
Not und Bedürfnis Kunst und Wissenschaft.
Die ersten Menschen nahmen ihre Früchte
Unmittelbar aus Gottes Hand in Eden.
Auch als Vertriebne fanden sie noch gnug
Zusammen ohne saure Müh. Doch ging's
Nicht immer so. Die Menschen mehrten sich.
Was nun die Erde noch freiwillig schenkte,
War, alle zu ernähren, nicht genug.
Man fing zu pflanzen an, natürlich nicht
Das, was die beste Nahrung gab, vielmehr,
Was so am leichtsten wuchs, den Gaumen reizte,
Und überhaupt den Sinnen wohlgefiel.
Nicht lange mühte sich der eigne Fleifs.

Denn einer plünderte den andern. Völker
Vertrieben Völker, wanderten umher
Und raubten was sie fanden, Frucht und Götter.
So konnte kein gesittet Volk entstehn.
Man sann auf Künste. Da erfand ein Mann
Das Grabscheit, lehrte dann sein Volk den Feldbau
Mit eigner Hand; und zäunte rings umher
Vor jedem andern Volk die Grenzen ein.
Des fremden Guts gewohnt, verkannten sie
Die wahre Absicht gröfstenteils, und glaubten
Der Sache genug gethan zu haben, wenn
Sie sich des Werkzeugs rühmten, welches sie
In einem goldnen Tempel aufbewahrten.
Das Land blieb ungebaut:
Man fiel in heidnisches Gebiet und lebte
Von Zeit zu Zeit von ihren Opfermalen.
Doch fanden sich auch hier und da noch Biedre,
Die die Erfindung ehrten, und durch Fleifs
Bewiesen, dafs das Land, so steil und bergicht
Es immer war, durch Hilfe dieses Grabscheits
Mit reichem Wucher zu benutzen wäre.
Doch scheute man die Mühe, denn es ging
Nicht ohne sauren Schweifs. Ein andrer dachte
Der Sache weiter nach und fand den Pflug.

Saladin.

Und wie ging's dem?

Mönch.

Wie's allen Klügern geht.
Wie's auch dem Stifter meines Glaubens ging.
Das Grabscheit war, so wenig man es nützte,
Gleichwohl das Heiligtum der Nation.
Man schmähte, lästerte, verfolgte, würgte
Den edlen Mann, mit einem Wort, er ward
Ein Märt'rer seiner Kunst. Doch hinterliefs
Er die Erfindung in den Händen ein'ger
Gutdenkenden, die sie nach seinem Tode
Der weiten Welt bekannt zu machen suchten.
Da war denn hin und wieder grofse Freude.
Die Saaten fingen herrlich an zu grünen;
Das gute Land trug doppelt, und die dürren
Und unfruchtbarsten Heiden wurden fruchtbar.
Bald artete der Fleifs
In Laster und in Thorheit aus, denn manchen
Ging so das Ding zu langsam; sieh, da kehrten

Digitized by Google

Sie flugs die Sterze um, und fuhren flink
Weg über's weite Feld, und riefen denen,
Die lang in tiefen Furchen weilten, stolz
Und spöttisch zu: seht, wir sind fertig. Doch
Der Herbst bestrafte ihren Wahnwitz bald
Durch fehlgeschlagne Hoffnung. Andre pflügten
Nicht tief genug. Da blieb das Unkraut und
Vertilgte jede beſsre Saat. Boshafte
Gemüter fuhren mit dem Pfluge, statt
Ihr Feld zu bauen, in des Nachbars Weinberg,
Und schnitten Stock und Rebe durch. Die andern,
Statt die Erfindung zu benützen, wollten
Gern selbst Erfinder sein. Man nahm den Pflug,
Zerlegt' ihn, wollte wissen und berechnen,
Wie's immer möglich wäre, daſs das Ding
So groſse Wirkung thät. Man wollte bessern;
Warf dies und jenes weg und setzte dies
Und jenes zu, wie's jedem nützlich schien.
Natürlich glaubte jeder recht zu haben,
Und haſste jeden, der ihm widersprach.
Darüber ging der Sommer hin; das Feld
Lag ungeackert da; der Weinberg war
Verwüstet; und vom Pflug blieb endlich nichts
Als noch das bloſse Eisen.

Saladin.

Nun, das Eisen,
Was ward damit?

Mönch.

Hier laſs mich enden, Sultan.
Man fand indessen ein Vermächtnis des
Erfinders, das den ganzen wahren Bau
Des Werkzeugs Stück vor Stück beschrieb, wonach
Die Klügern sich mit leichter Müh den Pflug
Verfertigten. Die Trümmer des zerriſsnen,
Die wurden hier und da als Heiligtümer
Von Thoren aufbewahrt, und jedes hieſs
Der Pflug bis auf den heut'gen Tag.

Saladin.

Gut! Gut!
Allein das Eisen, Mönch; das Eisen!

Mönch.

Nun,
Ist die Erzählung nicht schon lang genug?
Laſs mich hier enden, Sultan.

Saladin.

Nein, es fehlt
Zu Rechas Moses und zu deinem Christus
Mir noch der dritte Mann.

Mönch.

Den Saladin
Doch besser kennt als ich.

Saladin.

Nein rede! rede!
Das Eisen.

Mönch.

Du befiehlst. Gut dann, so wisse!
Dies fand ein hitz'ger Kopf und dachte: ha!
Das Ding ist scharf, ist gut zum Hauen, und
Verwandelte die Pflugschar in ein Schwert.
Er zog damit von Land zu Land und hieb
Und mordete und rief bei jedem Schlag:
Seht, Thoren da, dies ist Religion!

Saladin.

Beim Muhamed, da hast du wahr geredet.

Mit diesem Gespräch, der Schilderung des Mosaismus, des Christentums und des Islams, wobei das mittlere in seinen Anfängen in idealer Reinheit und Vollkommenheit verklärt erscheint, schliefst der eigentliche Inhalt des Stückes ab. Denn das nun Folgende ist, wie sich aus dem oben angegebenen Inhalt ersehen läfst, nur eine äufserliche Fortentwickelung und Beendigung des wenig interessanten Inhalts, und Pfranger mufste sich ja wohl selbst sagen, dafs hiermit seine eigentliche Aufgabe gelöst sei. Für ihn und seine Gesinnungsgenossen jedenfalls in einer durchaus befriedigenden und jede gegenteilige Ansicht endgültig abweisenden Form. Es drängt sich nun freilich die Frage auf, ob Pfranger mit dieser Parabel, die manche schöne und poetische Stelle enthält, der Lessingschen Parabel eine Leistung gegenübergestellt, aus der eine endgültige Entscheidung der Frage nach der Wahrheit einer Religion zu holen wäre. Freilich, er hält sich nur an historische Daten, er schildert die Entwickelung der Religion aus dem Mosaismus zum Christentum, und stellt als eine widerliche Mischung von beiden den Islam zuletzt. So ist ihm auf diesem Grunde die Wahr-

Digitized by Google

heit des Christentums eine thatsächliche, ohne dafs er sich der Erkenntnis seiner Verirrungen und Verzerrungen verschliefsen will, und mufs es ihm auch als Notwendigkeit erscheinen, in seiner Fortsetzung des Nathan die Person des Mönches zu schildern, wie er dies wirklich that. Hier will uns bedünken, als ob Pfranger eine Schwäche bei Lessing entdeckt habe, die bei der Prüfung von dem Inhalt der Parabel nicht genug beachtet werden kann. Wollte dieser mit den drei Ringen die drei Religionen des Juden, des Christen und des Moslem bezeichnen, und wollte er in der That die absolute Wahrheit von einer derselben unentschieden lassen, so war es auch eine Notwendigkeit für ihn, seine Vertreter dieser drei Religionen, einen jeden nach dem thatsächlichen Gehalt der seinigen, zu charakterisieren. Dafs dies nicht geschehen, dafs Lessing es wohl verstand, dieselben als treffliche und edle Menschen, nicht aber mit den gleichen Eigenschaften als Juden und Mohammedaner zu schildern, das darf ausdrücklich hervorgehoben werden. Wenn nun bei ihm Jude und Moslem die Hauptträger von des Dichters Gedanken sind, und die Christen, denen er in seinem Nathan eine Rolle zuweist, einen mehr oder weniger untergeordneten Rang gegenüber denselben einnehmen, so kann dies gesagt werden, ohne dem Vorwurf gegen Lessing zuzustimmen, dafs er sich eine absichtliche Herabwürdigung des Christentums habe zu Schulden kommen lassen. Ja wenn man den ganzen thatsächlichen Gehalt des Nathan heraushebt und ihn mit den drei dargestellten Religionen zusammenhält, so kann man sich der Erkenntnis nicht verschliefsen, dafs, wenn irgend eine derselben, es gerade und einzig nur die christliche Religion ist, die nach all ihren Lehren und Ideen für die nach den tausend tausend Jahren vollendete allgemeine Menschheitsreligion die alleinige Grundlage bilden kann. Dafs ihre Vollendung hierzu noch ferne ist, dafs sie bis zu ihrer vollständigen Reife und Ausbildung noch mancherlei Irrungen unterworfen ist, das ist doch kein Grund, um an ihrer Wahrheit zu zweifeln, und das mag auch dem Verfasser des Mönches vom Libanon geholfen haben, die Zweifel zu besiegen, in die ihn die Wolfenbütteler Fragmente und der Nathan versetzt. So darf in ihm auch der Gedanke entstanden sein, zu zeigen, dafs gerade das, was Lessing

Digitized by Google

als seine eigenen Gedanken, als seine von jeglicher Berührung mit den positiven Religionen befreiten Ideen darzustellen suchte, der Inhalt des Christentums sei, dessen Wahrheit er nicht höher stellt als die des Mosaismus und Islam. Diesem Gedanken verdankt die Person des Mönches vom Libanon offenbar ihre Entstehung, und wenn auch das ganze Stück, das eben nur zufällig sich in dramatische Form kleidete, im Vergleich mit Lessings Nathan einen untergeordneten Wert seiner Form und seinem Inhalt nach beanspruchen kann, so ist doch die Liebe und Milde hervorzuheben, mit der Pfranger diese Hauptperson charakterisierte, um in ihr zu beweisen, dafs, so oft man sich auch von dem Christentum lösen und befreien wollte, um an seiner Statt ein anderes zu bieten, es doch immer wieder nur die von ihm gegebenen und gebotenen Lehren und Grundsätze sind, auf denen sich unser Leben aufbaut. Es wäre demnach auch nur falsch, wenn man in dem Mönch vom Libanon eine feindliche Polemik gegen Lessing erblicken oder Pfranger gar eine souveräne Verachtung der im Nathan ausgesprochenen Ideen unterschieben wollte. Für ihn waren sie ja, da er sich einmal zu einer tieferen Prüfung derselben veranlafst sah, am Ende nur christliche, und es erwuchs ihm daraus die Aufgabe, in einer friedlichen und milden Art, wie sie ihm eigen war, dies zu zeigen. Dafs er darum auch da, wo er dem Verfasser des Nathan gegenüber einer geradezu gegenteiligen Meinung war, ruhig und ohne jede Gehässigkeit sprach, ist um so mehr anzuerkennen, als männiglich bekannt ist, dafs ein solcher Gegner Lessings nur selten gefunden ward.

Der Mönch vom Libanon ist heute vergessen, Lessings Nathan ist für viele ein Evangelium der Toleranz gegenüber dem sogenannten starren und einseitigen Christentum geworden. Ob sie aber, wie ja wohl ihr Lob und Rühmen beweisen soll, den Kern des Nathan verstanden und seinen Inhalt zur That gemacht, mufs dahingestellt bleiben. Pfrangers Buch, mag man nun nach seiner hier gegebenen Schilderung darüber denken wie man will, bleibt immerhin eine charakteristische Erscheinung für eine Zeit, deren gewaltige Gärung gerade auf religiösem Gebiete sich bis auf unsere Tage hinaus fühlbar gemacht hat.

Digitized by Google

Über das Wort und den Begriff Posse.

„Bücher haben ihre Schicksale", wie ein geflügeltes Wort besagt, einzelne Wörter aber auch. Es giebt schöne, glückliche Wörter, die sich einer alten, edlen und allgemein anerkannten Herkunft erfreuen. Mit sicherem Tritt, mit stolzem Klange sind sie in die Litteratur eingetreten, haben ihren Lauf in derselben gemacht, jede Rede geschmückt, in welcher sie vorkamen, und noch jetzt freut sich jeder Schriftsteller ihrer Anwendung. Dagegen finden sich andere, minder begünstigte Sprösslinge des Sprachgeistes, von zweifelhaftem und verstecktem Herkommen, deren man sich nur zur Bezeichnung von niederen, unfeinen Dingen bedient, ja, mit deren Begriff sich geradezu von vornherein ein Tadel und eine Herabsetzung verbindet. Ein solches sprachliches Aschenbrödel ist das Wort Posse. Seine Abkunft ist zweifelhafter Natur, der deutsche Ursprung wird ihm von einigen geradezu bestritten, und seine Bestimmung ist bis auf den heutigen Tag die, etwas Niedriges, ja Gemeines zu kennzeichnen. Eines solchen übel angesehenen, missbrauchten Wesens sich anzunehmen, hat einen gewissen Reiz. Rettungen sind ja in unserer Litteratur von jeher etwas Beliebtes gewesen; die ärgsten erlauchten Dirnen und Tyrannen hat man neuerdings in Schutz genommen. Warum also nicht auch einem so unschuldigen, eigentlich doch seiner Schlechtigkeit sich gar nicht bewussten Wesen, wie einem Worte, zu Hilfe kommen?

Zunächst, was sein Herkommen betrifft, so werde ich die Dunkelheit, welche auf demselben liegt, wenn auch vielleicht etwas aufhellen, doch kaum gänzlich zerstreuen können. Zwar

Digitized by Google

die gröbste Anschuldigung, welche man in dieser Beziehung gegen das Wort erhoben hat, bin ich allenfalls im stande zurückzuweisen. Man hat es geradezu von böse, Bosheit herzuleiten versucht. Und dieser Versuch ist schon sehr alt. Graff verzeichnet im Ahd. Sprachschatz, Bd. III, Sp. 217, althochdeutsche Glossen aus einem Bibelkodex und aus einem Kodex des Boethius de consolatione philosophiæ, wonach nugæ mit gebose, der Akkusativus dazu nugas mit giposi übersetzt wird. Anderweitige althochdeutsche Glossen zu den Satiren des Persius übertragen nugari mit bôsôn, nugaris mit thu bosos; in den Glossen eines Tegernseer Kodex zu einer Historia ecclesiastica wird ineptus mit giposer, der Akk. plur. ineptas mit giposo gedeutet; in Glossen zum Prudentius nugator inanis mit giposari wiedergegeben. Hieraus zu schliefsen, dafs unser neueres Posse, unter dem man doch eben solche nugæ versteht, von jenem bôsi, gabôsi herzuleiten sei, lag nahe. Nichtsdestoweniger hat schon Grimm im „Deutschen Wörterb.“ in dem sehr ausführlichen Artikel „Bosse“ jene Ableitung zurückgewiesen, indem er, wie mir scheint, mit Grund darauf aufmerksam macht, dafs nicht nur der lange Vokal ô in jenem ahd. gabôsi, sowie der allmählich eintretende Umlaut ö in böse, sondern auch das Doppel-s in Bosse, Posse jenem Ursprunge widerspreche. Wenn freilich Grimm gleichzeitig an derselben Stelle als Grund gegen diese ahd. Ableitung von Posse den Umstand geltend macht, dafs das Wort im Mhd. nicht vorkomme, so möchte ich diesen nicht für stichhaltig ansehen. Einerseits findet sich posse in der Bedeutung von „mutwilliger Streich“ in der That in einem Gedichte Frauenlobs (Minnesänger, herausg. von v. d. Hagen, Bd. III, 149^{b}), andererseits habe ich schon bei früheren Gelegenheiten die eigentümliche Erscheinung hervorgehoben, dafs einzelne, im althochdeutschen Zeitraume vorkommende Wörter in der mittelhochdeutschen Periode wie verschwunden sind und erst im 15. und 16. Jahrh. wieder auftauchen.

Jak. Grimm wendet sich, und nach ihm mehrere andere Verfasser von deutschen Wörterbüchern, wie z. B. Weigand, bei der Ableitung des Wortes Posse vielmehr dem Ahd. pôzan, mhd. bôzen, spät mhd. bossen, schlagen, stofsen, zu. Man könnte nun denken, dafs der Übergang aus dem bôzen, bossen,

Digitized by Google

schlagen zu Posse einfach so zu machen sei, dafs Posse ein Schlag, Streich sei. Schon Adelung weist sub voce Posse darauf hin, dafs die meisten gleichbedeutenden Wörter, wie Gaukelei, Schwank, lateinisch jocus, von einer Bewegung hergenommen seien und zunächst possenhafte Bewegungen und Stellungen bedeuten. Er hätte auch scherzen anführen können, welches ursprünglich hüpfen, springen bedeutet und nichts als eine Erweiterung von schërn, dann schërnen, eilen, rasch fortgehen, ist. Ebenso ist im Griechischen *παίειν*, schlagen, und *παίζειν*, spielen, offenbar nah, d. h. wie Mutter und Kind verwandt. Dem analogen, anscheinend so leichten Übergange von bôzen, bossen, schlagen, zu Posse steht aber zunächst die Thatsache entgegen, dafs sich kein vermittelndes Verbum bossen, im Sinne von scherzen, Mutwillen treiben, findet. Ein Frequentativum bosseln, bösseln, im Sinne von scherzen, nugari, kommt allerdings vor. Allein nur dialektisch und vereinzelt; in Stalders „Schweizerischem Idiotikon" S. 200 ist „pösseln" im Sinne von „kleine mutwillige Streiche" machen aufgeführt. Dagegen giebt es ein, mit bôzen, bossen, schlagen zusammengehöriges Substantivum bosse, welches in einer so ganz eigentümlichen, von zahlreichen Stellen namhafter Schriftsteller belegten Bedeutung vorkommt, dafs der Übergang davon zu unserem jetzigen Posse, so umständlich und indirekt derselbe auch erscheint, in der That als der richtigste und zuverlässigste sich darbietet. Jenes bosse, es findet sich auch im italienischen bozza, im französischen bosse wieder, bedeutet zunächst eine, durch einen Stofs oder Schlag hervorgebrachte Beule oder Erhöhung und wird dann vor allen Dingen und hauptsächlich, ebenso wie das davon abgeleitete bosseler, bossieren, von den durch getriebene Arbeit hervorgebrachten erhabenen Figuren gebraucht. Dann von Figuren und Steinarbeit überhaupt. Ein oder eine Bosse, Posse ist also eine auf Brunnen, Gesimsen oder sonst passenden Stellen angebrachte Figur, meist von komischem Aussehen. In diesem Sinne wird das Wort von allen hervorragenden Lexikographen des 16. bis 18. Jahrh. verzeichnet. Maaler (lat. Pictorius) hat in seiner „Teutsche Spraach" S. 319[a]: „Possen, als die man an die Brunnen macht, wasser aufszeblaasen oder kindle an den rören, die wasser aufsschräyend (d. h. ausspritzen)

oder brüntzlend.“ Namentlich kommt das Wort so in den Kompositis bossenwerk und bossenstück vor. Dasypodius giebt bossenwerk durch parergon. Deutlicher nennt Henisch S. 466 und 467 bossenwerk „das laub, so man zur zier von stein oder holzwerk um die Thüren macht.“ Er spricht von einem „trinkgeschirr mit allerlei bossenwerk von gold oder silber geziert.“ Frisch, Bd. II S. 66c hat: „Bossenstück von Laubwerk, wunderliche Figuren und Auszierungen von Larven und Fratzengesichtern, larvæ, terribiles ornamentorum, anaglyphorum figuræ, ab artificibus fictæ.“ In diesem Sinne kommt Posse, Bossenwerk u. s. w. bei den Schriftstellern namentlich des 16. Jahrh. sehr häufig vor. Bei Grimm ist eine ganze Reihe von Beispielen dafür angeführt. So heifst es in Stumpfs Schweizerchronik 669b: „Neben jeglichem Wappen und Ehrenzeichen waren zween Bossen“ (d. h. in Bern zwei Bären, in Zürich zwei Löwen). In der deutschen Übersetzung der remedia utriusque fortunæ Franz Petrarchas vom Jahre 1559 heifst es: „Warum lafst Ihr Euch also bewegen die Bilder, die sich weder wegen noch regen mögen, ob sie schon im Bossen stehn, als wollten sie gehn, lachen und weinen.“ Bei H. Sachs I, 399b liest man:

Auf dem Gesimbs sach ich viel Possen
Aus Glockenspeis künstlich gegossen.

Ob das „bofs“, welches sich bei Schriftstellern aus jener Zeit im Sinne von lustiger Mensch, lustiger Gesell findet, eben jenes Possen, also nichts als eine Übertragung von jenen leblosen komischen Reliefffiguren auf lebende Menschen sei, lasse ich dahingestellt. Bei Kaisersperg im Ev. Septuag. heifst es: Aber die erbern dingt man nit, wenn nieman fragt von der leer, dann allein, ist er ein gut gesel und ein guter bofs.“ Und in seinen Predigten über Brands Narrenschiff c. 50: „Mancher in disem schyff gern fert, dann es sind viel gut bossen drynn, die grofs arbeit und klein gewinn hant.“ Scherz und Oberlin, die diese Stellen aus Kaisersperg anführen, erklären das Wort mit homo facetus. Jedenfalls dürfte der Übergang aus jenen lustigen Figuren, aus jener komischen Relief- und Feuilletonarbeit auf unser Posse im Sinne von lustiges Ding, belustigende Arbeit überhaupt das Richtige sein. Grimm weist mit Grund darauf hin, dafs sich daher auch wohl die Wendungen: einen Possen

Digitized by Google

reifsen, einen Possen treiben, erklären. Erwähnen will ich noch eine Stelle in Joh. Mathesius' Sarepta oder Bergpredigt (Bl. 181[a] ad fin., Ausg. v. 1587, Nürnberg), wo das Verbum possieren geradezu in der Bedeutung von „in komischer Weise erdichten" gebraucht wird. „Dise heimliche heillose vnnd Gotteslesterliche abgötterey," sagt er dort, „will vns nun vnser Preceptor seliger in seinem gemalten glast fürstellen, damit wir die triegerey neben Gottes Wort in gleichnufs erkennen — selber auch keinen Gott oder Gottesdienst possirn, erdichten vnnd vns vor menschentand vnd satzungen hüten."

Wann und bei welchem Schriftsteller zuerst der Übergang dieses, in früherer Zeit überall als Maskulinum gebrauchten Bosse, Posse in das Femininum „die Posse" eingetreten sei, läfst sich kaum angeben, noch schwieriger dürfte der Nachweis sein, wann dies „Posse" zuerst als Bezeichnung für ein ganzes dramatisches Stück angewendet worden ist. Ursprünglich war der Posse (bei Adelung zuerst „der Possen") nur ein einzelner lustiger Streich, eine einzelne lustige Gebärde, Possenreifser Männer, welche solche lustige Streiche oder Grimassen machten. Allerdings gebrauchte man diese Bezeichnung schon immer hauptsächlich von solchen Streichen und Gebärden in dramatischen Spielen. „Alle comedische Scribenten, denen Bossen zu reifsen angeboren" schreibt schon Fischart im siebenten Kapitel seiner „Geschichtklitterung". Die Sache selbst, das dramatische Possenspiel, ist ja uralt und hat mit den Anfängen unseres Dramas überhaupt begonnen. Schon in die geistlichen Ludi des Mittelalters waren possenhafte Elemente eingemischt, und zusammenhängende Possenspiele, oft auch nur als Anhängsel an gröfsere ernste Stücke, weist die Theatergeschichte in allen Ländern, hauptsächlich an den Hauptstätten der Entwickelung unseres deutschen Dramas, also in Nürnberg, Wien, Hamburg, Berlin nach. Die Bezeichnung Posse für Komödie findet sich aber erst bei Gottsched:

Drum tummle sich im Thal der Posse,
Wer sich nicht höher schwingen kann,

heifst es bei ihm, und damit ist zugleich jener Begriff der Posse als etwas niedrig Komisches, als eine gemeine Gattung des Dramas gegeben und mehr als ein Jahrhundert lang im wesent-

Digitized by Google

lichen geblieben. Was man sich unter Posse vorstellt, dafür dürfte der Artikel bezeichnend sein, welcher sich dafür in dem von Herlofssohn und R. Blum herausgegebenen Theaterlexikon findet, einem Werke von nicht gerade autoritativer Bedeutung in der Litteratur, aber interessant als Echo dessen, was in den Theaterkreisen herrschende und allgemein gültige Meinung war und auch noch ist. „Die Posse,“ heifst es dort in dem von Louis Schneider geschriebenen Artikel, „schildert gewöhnlich, ohne die strengen Regeln des höheren Lustspiels zu befolgen, Begegnisse und Situationen des gemeinen Lebens, durch Gegenüberstellung lächerlicher Individualitäten, deren Konflikt eine komische Wirkung hervorbringt. Die Posse will nicht Charaktere folgerecht entwickeln, will keinen Grundsatz, keine Wahrheit zur Anschauung bringen, sondern ohne tiefere Absicht das Ungewöhnliche, Lächerliche in oft gewagter und kaum zu rechtfertigender Zusammenstellung darstellen. Ihr Feld ist die Übertreibung in Situation und Charakter, ihr äufseres Gewand der Witz in seiner gröfsten Ausgelassenheit, ihre Grenze das Läppische, absolut Gemeine und Niedrige. Aus diesen Gründen ist eine gute Posse eine so seltene Erscheinung auf der deutschen Bühne. Es gehört eine ganz besondere Befähigung dazu, die Grenzen zu erkennen, bis zu welchen der Dichter hier gehen kann, und es ist eine alte Bühnenerfahrung, dafs eine Posse entweder vollständig durchfällt oder einen glänzenden Erfolg hat.“ Im weiteren Verfolg des Artikels wird dann darauf hingewiesen, dafs gute Possen, da sie ein Spiegelbild des wirklichen Lebens seien, meistens nur in gröfseren Städten entständen, „wo das Volksleben bewegt, schnell wechselnd und eigentümlich sich gestalte.“ Auch sei für die Entwickelung der Posse die grofse Stadt insofern Vorbedingung, als sie eine besondere Bühne für sich verlange und man weder dem Publikum zumuten könne, auf denselben Brettern, wo noch eben „die klassischen Gebilde unserer Dichterfürsten erschienen seien“, Stücke wie „das Landhaus an der Heerstrafse“ oder den „Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen“ darzustellen oder zu goutieren. Die beiden Dinge, welche der Posse hier vorgeworfen werden, Übertreibung in Situation und Charakteren und das Streifen an das Niedrige und Gemeine im Menschen, sind jene

Digitized by Google

beiden Eigenschaften, welche man noch heutzutage gemeinhin mit dem Begriffe der Posse verbindet und wegen deren man sie eben zum bas genre der Poesie rechnet. Sind diese Eigenschaften denn aber in der That so schlimm und so herabwürdigend? Finden sie sich, frage ich zunächst, nicht in den ausgezeichnetsten Stücken der hervorragenden Komödiendichter aller Zeiten und Nationen? Wenn in den „Vögeln" des Aristophanes die Übersättigung der beiden wackeren Bürger Beschwatzefreund und Hoffegut an dem politischen Treiben in Athen so weit geht, dafs sie in eine Felseneinöde zum Vogel Wiedehopf flüchten, mit den Vögeln ein Wolkenkuckucksheim gründen und sich selbst in Vögel verwandeln, ist das nicht „Übertreibung in Situation und Charakteren"? Verdient es eine andere Bezeichnung, wenn Sokrates in den „Wolken" seine Phantastereien so weit treibt, dafs er mit diesen luftigen Wesen selbst in Verkehr tritt und dem Sohne des bei ihm Hilfe suchenden Strepsiades mit seinen Sophistereien den Kopf derartig verdreht, dafs dieser seinen eigenen biederen Vater durchprügelt? Ja man kann sagen, wo ist ein einziges Stück des grofsen griechischen Komödiendichters, welches nicht eben solche hochgetriebene oder übertriebene Situationen und Charaktere darbietet? Von dem Streifen an das Niedrige und Gemeine im Menschen will ich, was die Personen des Aristophanes betrifft, ganz schweigen. Sie streifen nicht blofs daran, sie greifen oft derb hinein. Und ist dies bei den Komödien eines Shakespeare, eines Molière etwa anders? Ist das Benehmen Petrucchios gegenüber dem trotzköpfigen Käthchen in „der Widerspenstigen Zähmung", ist der Charakter des Haushofmeisters Malvolio in „Was ihr wollt", sind die Doktoren in Molières „Eingebildetem Kranken" und dieser selbst, um aus den zahllosen sich hier darbietenden Beispielen die ersten besten herauszugreifen, nicht alles solche übertriebene, nach dem gewöhnlichen Mafsstabe gemessen unwahrscheinliche und unnatürliche Charaktere? Sie sind es so sehr, dafs man sagen kann, keines der Stücke der genannten drei grofsen Komödiendichter, die dadurch eben auch alle zu Possen gestempelt werden, sind ohne solche Überschwenglichkeiten. Ja sie müssen es sein, weil eben solche sogen. Übertreibungen notwendig zum Wesen der Komödie, namentlich der höheren

Digitized by Google

Komödie gehören. Dieselbe erblickt eben die Dinge und Personen, welchen sie strafend den Stempel des Lächerlichen aufdrücken will, im Hohlspiegel der Phantasie, und indem sie sie auf diese Weise ins Ungeheuerliche vergröfsert, handelt sie genau nach den Gesetzen des Dramas, welches, da es sich mehr als jede andere Dichtungsart an die Sinne, an die Augen und Ohren der Menschen wendet, diesen daher auch alles möglichst drastisch und plastisch, grofs und hervorspringend darzeigen mufs. Ist es doch mit der Tragödie nicht anders; denn die äufsere Gröfse und der äufsere Glanz der Könige und Kaiser, Prinzen, Prinzessinnen und heldenhaften anderen Personen, mit denen sie es zu thun hat, haben schlechterdings keine andere Bedeutung, als Exponenten ihres inneren Wertes zu sein und dadurch das Unheil, welches sie anrichten oder welches sie trifft, desto augenfälliger und ergreifender zu machen.

Nicht minder zu entschuldigen ist es, dafs die Posse, wie ihr vorgeworfen wird, an das Niedrige und Gemeine in der menschlichen Natur rühre. Ja sie mufs es geradezu, wenn sie ihrer Aufgabe als Komödie gerecht werden will. Um dies ersichtlich zu machen, ist es nötig, einen kleinen Streifzug in das Ästhetische zu thun und das Wesen des Komischen zu bezeichnen. Von diesem Wesen des Komischen sind schon viele Definitionen und zum Teil in einem so hochtrabenden philosophischen Jargon gegeben worden, dafs der natürliche Mensch eine gewisse Scheu empfindet, überhaupt darauf einzugehen. Ich will mich kürzer und einfacher fassen. Wie dasjenige tragisch ist, was uns traurig, so ist das komisch, was uns lustig macht. Traurig sind wir aber, wenn es uns übel, lustig, wenn es uns gut ergeht. Nun liegt es allerdings nicht in der Macht des dramatischen Dichters, es uns selbst wirklich gut oder übel ergehen zu lassen, wohl aber uns Personen vorzuführen, welche sich in einer üblen Lage befinden und aus Mitgefühl mit denen wir traurig gestimmt werden, wenn ihre üble Lage eine unverdiente, heiter aber, wenn sie verdient und dabei doch nicht so schlimm ist, dafs sie die in derselben Befindlichen geradezu zu Grunde richtet. Das Bewufstsein, um wie viel besser es uns ergeht als jenen, durch irgend eine Inkonvenienz oder Ausschreitung in eine üble Situation Geratenen ist es, welches in

Digitized by Google

uns jenes behagliche Gefühl erzeugt, das wir Lustigkeit oder Heiterkeit nennen. Idealer gestimmte Gemüter dürften geneigt sein, dies zu leugnen und der edlen menschlichen Natur widersprechend finden. Unbefangene Dichter und Philosophen haben es aber von jeher zugegeben. „Süfs ist es," singt schon Lucretius im zweiten Buche seines Werkes de rerum natura, „bei hoher See, wenn die Winde das Meer peitschen, vom sicheren Lande aus der grofsen Mühe eines anderen zuzuschauen, nicht," fährt er fort,

> quia, vexari quemquam, est jucunda voluptas,
> Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

Schopenhauer, der unbefangenste der modernen Philosophen, stimmt dem ausdrücklich bei. Das eigentliche Element und die Wurzel des Komischen ist also die Schadenfreude. Nun giebt es freilich einen doppelten Schaden, einen solchen, welchen der Mensch erleidet, wenn er sich unberechtigten und tadelnswerten Extravaganzen hingegeben hat, und diesen zu strafen ist die Aufgabe der Satire oder der gewöhnlichen Komödie und des Lustspiels, und einen Schaden, eine Enttäuschung, die uns treffen, nicht weil wir einer tadelnswerten Neigung oder Richtung nachgegeben, sondern weil wir nur einem ganz berechtigten, in der Menschennatur liegenden Streben gefolgt, mit diesem Streben aber an den Grenzen, welche überall unserer Natur gezogen sind, an dem gemeinen Gange der Dinge gescheitert sind. Das Gefühl, welches ein solcher vergeblicher Kampf eines berechtigten höheren Strebens mit der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur erzeugt, ohne gerade das Individuum wesentlich zu schädigen, ist der H u m o r, und dieser Humor, der mit dem einen Auge weint und mit dem anderen lacht, weint über jene Vereitelung unseres besten Strebens und lacht über das Unverhältnismäfsige desselben zu unseren Kräften, ist recht eigentlich das Wesen der h ö h e r e n Komödie oder der P o s s e, welchen deutschen Namen ich dieser höheren Komödie eben, im Gegensatze freilich zu dem gewöhnlichen Gebrauch, vindizieren möchte. Die obige Erklärung des Humors stimmt auch mit der alten bekannten klassischen Definition des Wortes überein, welche sich in Ben Jonsons Lustspiel: Every man in his humour findet, und welche unser verehrter Mitarbeiter H. Vatke

Digitized by Google

neulich in seinem trefflichen Aufsatze „Ben Jonson in seinen Anfängen“ wieder citierte. „Wenn irgend eine besondere Eigenschaft,“ heifst es darin, „so Besitz ergreift von einem Menschen, dafs sie alle seine Neigungen, seine Geister und Kräfte dahin bringt, in ihrem Zusammenflusse alle in einer Richtung hinzustürzen, das mag wahrhaft ein Humor genannt werden.“ Jener zweite wesentliche Umstand zur Erzeugung der komischen Wirkung ist freilich bei dieser Erklärung des berühmten englischen Humoristen noch weggelassen, dafs nämlich jene von ihm so geschilderte und in ihrer Entstehung detaillierte einseitige Richtung des Menschen in Konflikt gerät mit seiner eigenen oder seiner Mitmenschen beschränkten Natur und dadurch, wie bemerkt, jener lächerliche Gegensatz eines hohen Strebens und einer niedrigen, unzulänglichen Kraft entsteht. Es ergiebt sich hieraus eben, wie wesentlich die scharfe Hervorhebung dieser Beschränktheit, schärfer ausgedrückt, dieser Gemeinheit und Niedrigkeit der menschlichen Natur der Komödie oder Posse ist.

Es erhellt daraus aber auch gleichzeitig, und mit dieser freilich paradox erscheinenden Ansicht will ich meine gegenwärtigen Ausführungen schliefsen, die eigentümliche Erscheinung, dafs die Neigung zur Posse und die Pflege derselben gerade bei den Völkern in den Epochen ihrer höchsten Kultur und wenn sie die Höhe ihrer Entwickelung zu überschreiten beginnen, hervorzutreten pflegt. Es soll ein Ausspruch Goethes sein (ich selbst vermag ihn augenblicklich in seinen Werken nicht zu finden), dafs er den Humor in der Litteratur nicht liebe, weil er das Zeichen einer sinkenden Epoche sei. Mag man von der Thatsache erbaut sein oder nicht, sie drängt sich doch sichtlich der Beobachtung entgegen. Als die Griechen nach langem lebhaften Ringen nach einer freiheitlichen Gestaltung ihrer Politik, und trotz desselben in eine immer wüstere und wechselvollere Demokratie gerieten, so dafs den besten Bürgern das Leben in ihrer Hauptstadt unleidlich erschien, da dichtete ihnen ihr ungezogener Liebling der Grazien seinen Vogelstaat; als alles ihr Philosophieren ihnen kein Heil, sondern nur immer nebelhaftere und unfafsbarere Phantasiegebilde bringen wollte, da hält er ihnen als Spiegelbild ihres Treibens seine „Wolken“ vor; als ihre Litteratur von den Idealen eines Äschylus

und Sophokles zu den flachen Wahrheiten eines Euripides herabgestiegen war, da quakten ihnen seine „Frösche“ diese Thatsache entgegen. Den Römern, welche es im Drama, also auch in der Komödie, niemals zu eigenen selbständigen Leistungen gebracht haben, hielt Horaz in seinen unübertrefflichen Episteln und Satiren auf der Höhe ihrer staatlichen Entwickelung den Humor ihrer Lage vor. Wenn wir in Shakespeares und Molières Stücken weniger jenen Humor über die Unlösbarkeit staatlicher, sittlicher und religiöser Probleme, welcher der höheren Komödie eigen ist, entwickelt sehen, so dürfte die Signatur ihrer Zeitalter, welche eben noch aufstrebende, nicht durch die Überfülle der Kultur übersättigte waren, eine Ursache davon bilden.

Paradoxer noch als das bisher Gesagte erscheint es, wenn man in unserer Zeit, auf der glücklichen Höhe einer nach so langem Streben erreichten Machtstellung Elemente zu solchem Humor, zu einer possenhaften Stimmung, wie die oben geschilderte, finden wollte. Und doch ist eine Neigung dazu, doch sind alle Bedingungen zu einer höheren Gestaltung der Posse bei uns vorhanden. Man beobachte, wie bei immer gröfserer Ablenkung vom Idealen, ja bei einer Geringschätzung desselben, alles, im Leben nicht weniger als auf den Brettern, welche dieses Leben bedeuten sollen, nach dem Heiteren, Amüsanten, Possenhaften förmlich hascht und lechzt. Wenn man Gelegenheit hat, das Publikum in unseren Theatern häufiger zu beobachten, so sieht man, wie jede lustige, humorvolle Wendung bei den Vorstellungen förmlich wie ein Labsal, eine Oase nach der Wanderung durch ernstere oder auch langweiligere Strecken begrüfst wird. Nähern wir uns auch schon einem Aristophanischen Zeitalter des Humors, d. h. der über alle Enttäuschungen dieses Erdenlebens durch ein bitteres Gelächter sich tröstenden Posse? Enttäuschungen dieser Art freilich, gerade auf der Höhe der Kultur, auf der wir uns befinden, sind uns nicht erspart geblieben, und vielleicht datiert daher die pessimistische Strömung, welche gerade die Werke vieler der schärfsten Denker der Neuzeit durchzieht. In so vieler Hinsicht sind wir trotz redlichsten Bemühens der Faust, welcher sieht, „dafs wir nichts wissen können.“

Digitized by Google

Wenn wir alle philosophischen Systeme, von Heraklitos dem Düsteren bis auf Ed. v. Hartmann, durchstudiert haben, so wissen wir von denjenigen Fragen unseres Daseins, die uns am meisten interessieren und die uns am nächsten liegen, von dem Schöpfer und der Schöpfung dieser Erdenbühne, von dem, wie es sein wird, wenn für den einzelnen unter uns die Lampen derselben erlöschen, von jenen leuchtenden anderen Welten, welche sich über unseren Köpfen drehen, wenn wir abends nach Hause wandern, von allen diesen Dingen wissen wir dann so viel wie vorher, das heifst nichts. Der mancherlei Enttäuschungen, welche das 19. Jahrhundert hinsichtlich der freiheitlichen Gestaltung des politischen Lebens gebracht hat, will ich gar nicht gedenken. Wie hat unser transrhenanisches oder transvogesisches Nachbarvolk, seitdem es aus den Blutströmen seiner ersten grofsen Revolution der Menschheit die kostbaren Gaben einer freieren Humanität, einer den Menschenrechten entsprechenderen politischen Entwickelung dargebracht hat, in immer neuen Revolutionen sich abringen müssen, und wohin ist dasselbe mit diesen Kämpfen endlich gelangt? Sind das, wird man uns freilich fragen, Gedanken der Lust, Gefühle der Heiterkeit, Stoff für Possen, höhere oder geringere, welche uns durch solche geschichtliche oder kulturhistorische Enttäuschungen eingeflöfst und dargeboten werden? Mufs nicht die Menschheit, indem sie dadurch an ihre Grenzen erinnert wird, vielmehr Trauer und Schmerz empfinden? Gewifs mufs sie es. Aber ein so dringendes Bedürfnis für das Dasein ist andererseits in jeder Lage, um eben nur darin bestehen und dauern zu können, gleichsam wie das Licht für den Äther, für die Menschennatur die Freude und die Lust daran, dafs sie auch jene demütigenden Empfindungen über die Grenzen und Mängel desselben schliefslich kleidet in die Formen des Humors, desjenigen Humors, der jene Jeanne qui pleure und Jeanne qui rit des französischen Lustspiels zugleich ist, und zuletzt, künstlerisch geleitet und gestaltet, alle seine Empfindungen ausströmt und ergiefst in dem glänzenden oder unscheinbaren, goldenen oder bleiernen, wie immer und aus welchem Stoffe gebildeten Gefäfse der Posse.

Dr. Biltz.

Aimon de Varennes.

Die Zahl derer, die, sei es in kurzen Notizen oder in längeren Abhandlungen, dem Dichter des *Roman de Florimont*, jenes altfranzösischen Gedichtes, welches eine Schilderung sagenhafter Vorgeschichte der makedonischen Könige enthält, ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, ist gewifs keine geringe; indes sind ihre Angaben meist so willkürlich und tragen so deutlich den Stempel eines unkritischen Verfahrens, dafs der wissenschaftliche Wert der von ihnen gewonnenen Ergebnisse nicht eben hoch angeschlagen werden darf. Ob unter den von Borel in seinem Trésor des recherches et antiquités gauloises et françoises, der von 1655—1667 erschien, s. vv. *seneschal* und *drudus* gegebenen Bezugstellen die eine oder die andere auf empfehlenswerterer Basis beruht, konnte ich nicht ermitteln, da mir jenes Werk nur in der neuen von Favre besorgten und 1882 zu Niort erschienenen Ausgabe vorgelegen hat, die seltsamerweise einige in der Originalausgabe stehende Abhandlungen und weitere Ausführungen zu einzelnen Artikeln, darunter auch wohl die hier in Betracht kommenden Stellen, unterdrückt hat (vergl. Bd. I, S. II). Indessen wird auch auf das daselbst gelieferte Material kein besonderer Wert zu legen sein; Paulin Paris, Manuscrits français III, S. 52 hat bereits auf darin enthaltene Irrtümer hingewiesen. P. Paris ist denn auch der einzige, der (l. c. S. 9—53) nach bestimmten kritischen Gesichtspunkten verfahren und daher auch zu einigen richtigen Resultaten gelangt ist. Aber auch an seinen Ausführungen wird sich

Digitized by Google

mancherlei aussetzen lassen, und die Untersuchung einiger Punkte auf der Grundlage eines ausgedehnteren handschriftlichen Materials und unter Heranziehung umfangreicherer litterarischer Hilfsmittel wird dieselben in einem ganz anderen Lichte erscheinen lassen, als sie von P. Paris gesehen wurden. In der Bezeichnung der Handschriften schliefsen wir uns an E. Stengel an, der dieselben in seinen Mitteilungen aus französischen Handschriften der Turiner Universitätsbibliothek (Halle 1873, S. 41) in folgender Weise angeordnet hat: A = Ms. fr. 353 (alt 6973); B = Ms. fr. 792 (alt 7190^{55A}); C = Ms. fr. 1374 (alt 7498^{3});* D = Ms. fr. 1376 (alt 7498^{4}); E = Ms. fr. 1491 (alt 7559^{3}); F = Ms. fr. 15101 (suppl. fr. 413); G = Ms. fr. 24376 (La Vall. 47), alt 2706 (vergl. De Bure Cat. d. l. Bibl. de la Vallière II, 164); H = Ms. Harl. 4487 (vergl. Michel, Rapp. 98); I = San Marco 22** (vergl. Champollion Figeac, Mél. hist. III, 369). Die Turiner Handschrift (Ms. fr. 27, jetzt L. II, 16, alt g I, 41) bezeichnen wir mit K. Stengel nennt dann die beiden Prosabearbeitungen Ms. fr. 1490 (alt 7559) und Ms. fr. 12566 (alt suppl. fr. 199).*** Über die von ihm

---

* Vergl. Fr. Michel, R. d. l. Violette, Paris 1834, S. XL—XLIV; Parise la Duchesse ed. Guessard et Larchey préf. S. XIII.

** Vergl. Paul Lacroix, Mss. des Bibliothèques d'Italie 1839, S. 180. Jacob, Dissert. sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'hist. littéraire VII, 179. Macaire ed. Guessard préf. S. CII u. CVI.

*** Beschreibungen bezw. Spuren sonstiger Handschriften unseres Gedichtes liefsen sich an folgenden Stellen entdecken: 1) bei Anton-Francesco Frisi in den Memorie storiche di Monza e sua corte etc. Milano 1794, Bd. III, S. 214, Nr. CXCV: *Poema, o romanzo, detto di Florimondo in 4°, segn. R. III, del Sec. XIII, scritto con lingua Provenzale* (Frisi meint Altfranz.) *in doppia colonna, di foglj LXVI.* Er verweist ungenau auf die Turiner Handschrift bei Pasini, Bibliotheca Regia Taurinensis pag. 468 (= Bd. II, S. 468); mit seinen sonstigen Ausführungen werden wir später zu rechnen haben. 2) Bei Antoine du Verdier, Bibl. franç. Bd. I, S. 697: *Le Roman de Florimond, en rime écrit en main, en la Bidliothèque du Capitaine Sala, à Lyon.* 3) In der Aufzählung der *Livres en François escriptz à la main, a Tors, devant l'ostel de Monseigneur de Dunois (Extrait du Ms. de la Bibl. roy. No. Beth. 8452)*, bei Le Roux de Lincy, Les Cent Nouv. Paris 1841, Bd. I, S. LXXI wird *Le Duc Florimons* erwähnt. 5) Eine Abschrift der Venediger Handschrift (I) von der Hand des St. Palaye befindet sich zu Paris auf der Arsenalbibliothek Belles-Lettres No. 179 (3320). Vgl. St. Palaye, Dict. Bd. X, Liste des principaux ouvrages S. 27 (Hist. litt. XV, S. 490). 6) Eine Prosaversion auf der Arsenalbibliothek zu Paris Nr. 217 befindlich nennt Hænel, Catalogi librorum manuscriptorum qui in Bibliothecis Galliæ, Helvetiæ, Belgii, Britanniæ M., Hispaniæ, Lusitaniæ asservantur, Lipsiæ 1830, S. 352: *Roman du Chevalier Florimont; lettre du prêtre Jean à l'empereur et au roy de France;* vel. 4.

Digitized by Google

erwähnten Drucke vgl. Brunet, Manuel du Libraire s. v. Florimont; Antoine du Verdier, Bibl. françoise Bd. I, S. 697 (= Bd. III der Bibliothèques françoises de la Croix du Maine et de du Verdier etc., Paris 1872—73); Grässe $II_{3,1}$, S. 448; Hist. litt. Bd. XV, S. 488. Es existiert in der Bibl. Harl. noch ein gleichfalls aus der Bibliothek des Nicolas Joseph Foucault, Comitis Consistoriani, stammende Handschrift Cod. Sec. XIV, Mus. Brit. Bibl. Harl. 3983, PL. LXIX, A, von der ich die Kollation besitzé; der Schlufs lautet: *Explicit li roumans de florimont Cil qui foit ait bien en ce mont Cil qui lescript en paradis soit de p ihūcrist eslis Et de bien faire ne recroie Ihūcrist tiengne en droite voie De desuoier sire le garde Car dou tout satent en ....? Lan mil* ᴗ*CC* (das erste dieser drei *CCC* ist in der Handschrift nur verstümmelt vorhanden) *et xx et trois .I. mois deuant la sainte crois Fist thomas le huchier cest liure Mult fu delie que en fu deliure Le tiers iour de lassumption acompli sa deuotion.* (H_2.)

P. Paris hat seinen Angaben eine Handschrift (A) zu Grunde gelegt, die er trotz vieler Nachlässigkeiten des Schreibers für die sprachlich beste und zugleich älteste Darstellung des Textes hält, die aber thatsächlich, wie vor Paris schon Ginguené, Hist. litt. XV, 486 angiebt, sicher erst im 14. Jahrhundert entstanden ist. Dies läfst sich, abgesehen von dem Charakter der Schrift, auch an sprachlichen Eigentümlichkeiten nachweisen. Neben zahlreichen metrisch fehlerhaften Versen und sonstigen argen Verstümmelungen begegnen Fälle, in denen die Imperfektendung -oient bereits einsilbig gebraucht ist, z. B. *lapeloient le bois del lion* fo. 2c; *planure* für *planëure: .II. journees par auenture Pooit durer cele planure* fo. 2c (*poist aler la plenëure* D) u. s. w. Unter den übrigen Handschriften, die zum gröfsten Teile dem 14. Jahrhundert angehören, dürfte wohl keine gröfseren Anspruch darauf erheben, als die älteste und beste Überlieferung unseres Gedichtes zu gelten, als das von Stengel mit F bezeichnete Ms. fr. 15101 (suppl. fr. 413). Allerdings hat das Ms. auf den ersten Blick und bei einer weniger eingehenden Prüfung nicht viel Empfehlendes für sich, und daraus mag sich denn auch erklären, dafs demselben, wiewohl hier und da citiert, bisher noch von keiner Seite, soviel ich sehe, die ihm gebührende Beachtung

Digitized by Google

und Würdigung zu teil geworden, — auch ist dasselbe bis auf den heutigen Tag unpaginiert. Die ersten acht Blätter und das letzte Blatt müssen vielleicht nicht allzu lange nach Entstehung der Handschrift durch irgend welche äufseren Einflüsse zerstört worden sein; die vernichteten Folios wurden später ersetzt durch einen Schreiber, dessen bessernde Hand auch im übrigen Teile der Handschrift bei der Wiederherstellung einiger verwischten Lettern sichtbar wird. Die Unechtheit dieser späteren Hinzufügungen läfst sich, abgesehen von der weniger vergilbten Färbung des Pergamentes und dem verschiedenen Charakter der Schrift, auch an einigen lautlichen Abweichungen mit Leichtigkeit erkennen. Die Infinitive und Participia der ersten Konjugation haben in den unechten Teilen fast durchgängig die Endungen *eir*, *ei(s)*, während der Schreiber des echten Teiles entschieden *er*, *es* bevorzugt; einem dort stets gebrauchten *boin* steht hier überall die Form *boen* gegenüber, ebenso verhalten sich *faisce* und *fascet*, *apeler apelent* und *apaler apalent*, *fault* und *fat*, *fauble* und *fable* u. s. w. Es ist anzunehmen, dafs dem späteren Überarbeiter bei seiner ergänzenden Arbeit die verderbten Folios des Originals noch vorgelegen haben und dafs er versucht hat, den von denselben gebotenen Text sachlich und mundartlich nach Möglichkeit wiederherzustellen. Dafs einem Schreiber des 13. Jahrhunderts, der nach einer gewifs arg zerstörten Vorlage zu arbeiten hatte, dies nicht durchweg gelang, und dafs er seine ihm anhaftenden sprachlichen Eigentümlichkeiten dabei nicht ganz unterdrückt hat, ist nicht zu verwundern. Immerhin wird man, gestützt auf den von ihm gebotenen Text, der ursprünglichen Form der zerstörten Teile des Gedichtes am nächsten kommen. Die Mundart der echten Handschrift trägt, wie ich in der Ztschr. f. rom. Phil. VII, S. 63 bemerkt habe, einen hervorstechend lothringischen Typus, doch ist die Mischung mit weiter westlichen Sprachformen eine derartige, dafs eine strengere Lokalisierung der Handschrift die Feststellung ihres Ursprunges in der Umgegend des an der Grenze der heutigen Champagne gelegenen Städtchens *Varennes* zum wahrscheinlichen Ergebnis haben dürfte, und diese Erfahrung würde zugleich erweisen, dafs dieses *Varennes* der Geburtsort unseres Dichters ist. Es ist damit noch nicht gesagt, dafs wir in un-

Digitized by Google

serem Ms. das Archetypon oder die Handschrift des Dichters selber zu sehen hätten: diese Annahme wird verhindert durch einige sachliche Unklarheiten und Mifsverständnisse, die hin und wieder begegnen. Doch kann als sicher gelten, dafs der Schreiber, der, nach einer Marginalglosse fo. 79 zu schliefsen, sich vielleicht *Thiobalz le se....?* nannte, dieselbe Mundart sprach wie der Dichter, und dafs sich beide auch der Zeit nach ziemlich nahe gestanden haben müssen. Jedenfalls gebührt unserer Handschrift in der Kritik des Textes der hervorragendste Platz. Eine Zusammenstellung der mundartlichen Eigentümlichkeiten derselben liegt an dieser Stelle nicht in unserer Absicht, doch sei es vergönnt, hier auf einige Reime hinzuweisen, die die Ursprünglichkeit unserer Handschrift den übrigen Handschriften gegenüber zur Genüge darthun werden. Eine Eigentümlichkeit des lothringischen Dialektes ist, wie Friedr. Apfelstedt, Lothr. Ps. S. XXXVIII, an der Mundart von Metz nachweist, die Verstummung des auslautenden *r*, so dafs z. B. der Infinitiv und das Part. pass. der ersten und zweiten Konjugation in der Aussprache zusammenfallen. So erklären sich denn in Ms. F Reime wie: *en lor lit sen sen uont reposer Poc ont dormit et mlt pense* fo. 44 a, wo die anderen Hss. *se sont repose* ändern; oder *qant ont maingie si sont leue Li un salerent deporter* fo. 63 c, wo die anderen Hss. teils *au disner*, teils *si font leuer* oder *laver* für *si sont leue* setzen; oder *li dus florimonz fait crier Que li somier soient trosse* fo. 88 b, wo die anderen Hss. *que il facent soumiers trousser* ändern. Auch bin ich geneigt, den Reim *per foi : avoir* fo. 77 a dem Dichter zulieb, der seine Mundart, wie wir später sehen werden, so wacker verteidigt, unangefochten zu lassen, wiewohl hier so leicht, nach dem Vorgange anderer Hss., in *por voir* zu ändern wäre. Von Wichtigkeit ist auch der Reim *li rois en une chambre entra[it] A sa fille q̄ mlt li plaist* fo. 96 c, wo die anderen Hss. *vait : plait* setzen. Nicht blofs in dem unechten Teile begegnet eine Bildung der 3. Pers. Plur. Fut. auf *ant*, und zwar im Reime: *le treu nos aporterant Si com il faxoient deuant* fo. 3 b, eine Lesart, die nur Mss. C G beibehalten, während die anderen Hss. sich genötigt sehen, *aporteront : tenront* B oder *aporteront : ont* D E H_2 zu schreiben; A setzt *aporteront : deuant*; auch der echte Teil

Digitized by Google

bietet für diese Eigentümlichkeit ein Beispiel: *.V. roiame len seruirant Bien seront riche li enfant* fo. 12c, wo die anderen Hss., mit Ausnahme von C, entsprechende Änderungen eintreten lassen.

Ein beträchtlicher Teil der unklaren und verkehrten Aufstellungen über die unseren Dichter und sein Gedicht betreffenden Daten haben in der frühzeitig zertrümmerten Textüberlieferung ihren ersten Ursprung gefunden und sind aus den zahlreich verbreiteten Hss. auch in die Berichte mancher Litterarhistoriker übergegangen. Für die Bestimmung der persönlichen Verhältnisse unseres Dichters kommen drei Stellen des Romans in Betracht: zunächst der Anfang und das Ende, die in dem von uns als Grundlage der Überlieferung bezeichneten Ms. F, wie oben ausgeführt worden, unecht sind. An diesen beiden Stellen zeigen denn auch die verschiedenen Handschriften die weitgehendsten Abweichungen voneinander, und diese Thatsache läfst sich nur im Zusammenhange mit der frühzeitigen Zerstörung der betreffenden, später notdürftig wieder hergestellten Teile der Urhandschrift F erklären. An der dritten Stelle Ms. F fo. 80a ff. zeigen die verschiedenen Hss. viel gröfsere Übereinstimmung — und mit Hilfe der hier gebotenen Angaben wird sich ein grofser Teil der durch die beiden anderen Stellen veranlafsten Irrtümer richtigstellen lassen, besonders weil wir es hier in F mit dem unstreitig echten Texte zu thun haben.

Was zunächst den Namen des Dichters angeht, so wird derselbe fast einstimmig unter der Form *Aymes* bezw. *Aymon* überliefert. Abweichende Schreibungen sind *Haimes, Haimon* D C s. v. *festa conviria; Haime* C ohne flexivisches s wird gerechtfertigt durch allerdings selten begegnende Verse wie: *ayme en ait trouei une branche* Ms. F fo. 80a oder *ou ayme ot iai maint ior esteit* fo. 2c; in Ms. F begegnet *Aigmes* neben häufigerem *Aymes;* doch dieselbe Handschrift schreibt auch *aigmet* oder *ainmet* = *amat.* Bei St. Palaye Bd. X, Liste des principaux Ouvrages S. 1 wird die Namensform *Aymar* erwähnt; auch Frisi a. a. O. nennt ihn „*Aymer, o meglio Aymes*". Nicht so glimpflich wird mit des Dichters Zunamen verfahren; derselbe begegnet in drei oder noch mehr verschiedenen Formen. Auf

Digitized by Google

dem inneren Deckblatte des Ms. E findet sich von moderner Hand die Angabe, der Dichter heiſse in einem Ms. *Aymes de Varentines*; du Méril, Flore et Blancheflor S. CXCVI Anm. nennt ihn ebenfalls, gestützt auf Ms. D, „*Aymes de Varennes ou plutôt de Varentines*". Noch weiter geht Dinaux, Trouv. Brab. S. 53; derselbe hält die Form *Varentines* für unkorrekt, ändert *r* in *l* und gelangt so zu *Valentines*, eine Bildung, die er anstandslos für die alte Benennung der Stadt *Valenciennes* ausgiebt. Den ersten Anlaſs zu dieser in einigen Handschriften (vergl. A fo. 1a, geändert fo. 28d, und D fo. 1b, 64b) enthaltenen irrigen Lesart scheint die verderbte Stelle in Ms. F fo. 1b gegeben zu haben, aus der ich *varatru* oder dergleichen (nach du Méril a. a. O. *naratin*) herausgelesen habe. Schon de Bure, Cat. Vall. II, 164 hat die Lesart *Varentine* als irrig bezeichnet, und dies wird zur Evidenz erwiesen durch Ms. fo. 80a, wo der Dichter *Aymes de naranes* und damit in Übereinstimmung von den anderen Hss. auſser D *Aymes de Varennes* genannt wird.* Wenn dem Dichter von einer Reihe Berichterstattern der Name *Aymon de Chastillon* beigelegt wird,** so geben die Handschriften keine unmittelbare Veranlassung zu dieser Bezeichnung, und besteht hier der Irrtum darin, daſs eine der zahlreichen in Frankreich gelegenen Städte Namens *Chastillon*, die der Dichter nur vorübergehend als den Ort, an welchem er sein Gedicht verfaſst habe, bezeichnet, ohne jede weitere Berechtigung ihm als Beiname gegeben wird.

Bei der Erörterung der Zeit, in der unser Dichter gelebt hat, lassen sich zunächst einige Bemerkungen an die zuerst von De Bure Cat. d. l. Vall. II, S. 166 gemachte und später von P. Paris Ms. fr. III, 94—95 weiter ausgeführte Beobachtung knüpfen, nach welcher der *Roman d'Alixandre* des *Lambert li Tors* der Zeit nach vor dem Roman de Florimont zu setzen

---

* *Aimes de Varmes le retrait* Ms. E fo. 1b, *Haimes deleneos nous dist* ib. fo. 58c; *Varienes* G fo. 1a, fo. 53b.

** Vergl. Ginguené, Hist. litt. XV, S. 490; Amaury-Duval, Hist. litt. XIX, 678 *Aimon de Varannes ou de Chastillon*; so auch Reiffenberg, Phil. Mousk. II, S. CCXCIV; Galland, Mém. de l'Acad. des Inscript. Bd. II (cf. P. Paris, Mss. fr. III, S. 51); Antoine du Verdier a. a. O. I, S. 176; Adalbert Keller, Romvart S. 97, der sich auf Jacob, Dissert. sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire VII, 179 beruft.

Digitized by Google

sei. De Bure beruft sich auf folgende Worte Aimons: *Signor ie sai assez de ʃi Que dalixandre auez oi Mai ne sauez ancore pas Dont fut sa meire olipias Del roi phelipon ne sauez Qui fut ses peire dont fut nez* Ms. F fo. 1 d. Allerdings geschieht in dem *Roman d'Alixandre* der Lebensschicksale Philipps und der Olympias nur vorübergehend Erwähnung, und Aimon hat sich möglicherweise mit obigen Worten auf die Unvollkommenheit der dort gemachten Angaben berufen. Wenn nun aber P. Paris a. a. O. meint, Aimon habe an einer anderen Stelle daran erinnert, dafs man auch im Roman d'Alixandre erfahre, wie Olympias mit Unrecht angeklagt worden und wie Alexander an Nectanabus Rache genommen, so ist zu bemerken, dafs dies bei Aimon durchaus nicht in Form einer ausdrücklichen Hinweisung auf den *Roman d'Alixandre* geschieht. Der Dichter erzählt, wie der flüchtige Nectanabus nach Griechenland gekommen und dort Lehrer Alexanders geworden sei, und fährt dann fort: *les gens en dissoient folie Que olipias fut samie Alixandres ses filʂ estoit Mai cil mantoit q̄ le dissoit Grant mensonge fut con le dist Car Alixandres puels losist Mult dist on de mal per le mont* Ms. F fo. 34 c. Doch nicht blofs in den branches des genannten Alexanderromans (vergl. ed. Michelant 4, 25; 9, 3 ff.) wird eine Ehrenrettung der Olympias versucht, sondern dadurch, dafs bereits Alberic de Besançon die seit dem Pseudocallisthenes verbreitete und in allen Litteraturen des Morgen- und des Abendlandes* als Thatsache anerkannte Überlieferung

* Zur Litteratur der Sage vom *Nectanabus* konnte ich, abgesehen von den in der Præf. zu der Ed. des Pseudocallisthenes von Carolus Müller in den Reliqua Arriani et scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta etc., Parisiis 1846, in Zachers Pseudocallisthenes (1867) und E. Rhodes „Der griechische Roman und seine Vorläufer", Leipzig 1876, S. 180 ff. gelieferten Beiträgen, folgende Stellen entdecken. Im Sinne des Pseudocallisthenes wird die Sage erzählt bei Photius, Bibliotheca ed. Immanuel Bekker, Berolini 1825, S. 148 a 21; Vincentius Bellovacensis, Spec. Hist., Duaci 1624, lib. IV, S. 117—118 (vergl. auch Maius, Præf. zu Julius Valerius S. XIV); auch die lateinische Version des Qualichino d'Arrezzo (erste Hälfte des 13. Jahrh.), von der A. Krefsner H. A. 68 (1882), S. 29 (cf. Brunet I, S. 60) den Anfang mitgeteilt hat, erzählt die Sage nach der gewöhnlichen Überlieferung. Nicht in diesen Zusammenhang gehört die lateinische Alexandreïs des Gaultier de Chastillon (gegen 1180, cf. P. Paris, Mss. fr. III, S. 90), der nicht, wie Krefsner a. a. O. meint, auf den Archipresbyter Leo, sondern auf Curtius und Justinus zurückgeht, vgl. Michelant, R d'Alix. Vorrede, S. XVIII; ten Brink, Engl. Litt. S. 232; Chassang, Hist. d. Roman 1862, S. 442; auch Bojardo, Orl.

Digitized by Google

von der Verführung der Olympias durch den ägyptischen König und Zauberer Nectanabus als schnöde Lüge brandmarkt, wird der Versuch, den gefeierten Helden Alexander von dem Vorwurfe einer illegitimen Abkunft zu reinigen, geradezu zum charakteristischen Zuge sämtlicher französischen Bearbeiter der Alexandersage, zu denen wir Aimon de Varennes in gewissem Sinne füglich rechnen können.*

Dafs Alberic, dem sich auch hierin sein deutscher Nachahmer, der Pfaffe Lamprecht, eng anschliefst,** der erste ge-

---

inam., canto XXX, 22; so auch die englischen Bearbeitungen der Alexandersage, vgl. ten Brink, Engl. Litt. S. 301; von späteren englischen Bearbeitern sind zu nennen: John Gower, Confessio Amantis ed. Reinhold Pauly, London 1857, Bd. III, S. 61 u. 128, der einige von der sonstigen Gestalt der Sage abweichende Züge enthält; besondere Eigentümlichkeit zeigt auch in einer mittelenglischen Bearbeitung der Historia de excidio Trojæ des Phrygiers Dares eine Stelle, in der des *Neptanabus* (diese Namensform begegnet auch sonst) und der Olympias Erwähnung gethan wird, die sich aber nur in Ms. Harl. 525 findet im Gegensatz zu Ms. Lincoln's Inn 150 und dem latein. Original, vergl. H. A. LXXII, S. 25; das von Büchner, Gesch. d. Engl. Poesie, Darmstadt 1855, S. 98 erwähnte Gedicht des Nicolas Grimoald (zweite Hälfte des 16. Jahrh.) *der Fall des ägyptischen Astronomen Zoroas.* Von den byzantinischen Chronographen erzählt z. B. Michaelis Glycas Annalium Pars II ed. J. Bekker (bei Niebuhr, Corp. Script. Hist. Byzant.), Bonn 1836, S. 267 die Überlieferung als Thatsache; mit weniger Bestimmtheit Georgius Syncellus, Chronogr. ed. Dindorf (Niebuhr l. c.) Bd. I, S. 486—487, der auch die Überlieferung erwähnt, nach welcher Nectanabus nach Äthiopien floh; und mit aller Vorsicht fügt Cedrenus (Niebuhr a. a. O.) Bd. I, S. 264, 8 ff. seiner Darstellung die Bemerkung hinzu: *Διόδωρος δέ φησιν ὅτι Ἀλέξανδρος ἐξ Ἡρακλέους τὸ πρὸς πατρὸς εἷλκε γένος, πρὸς μητρὸς δὲ Αἰακιδῶν.*

* Nicht nur die wahrscheinlich auf der Grundlage des französischen, von Lambert li Tors und Alexandre de Bernay verfafsten Alexanderliedes auf Befehl Johanns von Burgund (Jean sans Peur, † 1419) in Prosa geschriebene Histoire d'Alixandre des JOHANNES VVAUQVALIN (Jean Fauquelin, Hist. litt. XV, S. 163) schliefst sich in der Darstellung der Geburt Alexanders und in der Beurteilung der daran geknüpften schlimmen Gerüchte den in ihrem Vorbilde zum Ausdruck kommenden Anschauungen an, sondern auch der ungenannte Verfasser einer jedenfalls nach 1466 in französischer Prosa geschriebenen und von jener Quelle offenbar ganz unabhängigen Geschichte Alexanders verhält sich der Sage von der Vaterschaft des Nectanabus gegenüber durchaus ablehnend, und zwar unter Hinweis auf die heilige Schrift (1. Maccab. 1, v. 1), wo Alexander ausdrücklich Philipps Sohn genannt werde. Vergl. Beiträge zur älteren Litteratur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentl. Bibliothek zu Gotha, hrsgb. von Fr. Jacobs und F. A. Ukert, Leipzig 1835—38, Bd. I, S. 371—415.

** Man vergl. die Worte Alberics: *Dicunt alquant estrobatour Quel reys fud filz d'encantatour. Mentent, fellon losengetour; Mal en credreyz nec un de lour; Qu'anz fud de ling d'enperatour Et filz al rei Macedonor* (Paul Heyse, Rom. Inedita, Berlin 1856, S. 3—6) mit den Worten des Pfaffen Lamprecht: *noch sprechint manige lugenêre Daz eines gouchelêres sun wêre*

wesen ist, der den Glauben an jene, aus ägyptischem Lokalpatriotismus entstandene Fiktion zu erschüttern versuchte,* ohne dafs ihm seine Quelle, die bisher unveröffentlichte sogenannte *Historia de prœliis* des *Archipresbyter Leo* (erste Hälfte des 10. Jahrh.) darin vorausgegangen wäre, läfst sich schliefsen aus dem bei Pertz, Monumenta VIII, S. 62—77 mitgeteilten *Excerptum de Vita Alexandri magni* aus der Feder des lateinischen Chronisten Ekkehardus Uraugiensis, der ebenfalls auf den Archipresbyter Leo zurückgeht und zwar auf ziemlich reiner Quelle beruht (vergl. Zacher, Pseudocallisthenes S. 109), die Überlieferung der Sage von der illegitimen Geburt Alexanders aber noch ganz in dem Stile des Pseudocallisthenes vorträgt. Aimon scheint nun nicht blofs einer vielleicht seit Alberic in Frankreich allmählich herrschend gewordenen Anschauung oder dem Zuge seines Herzens gefolgt zu sein, wenn er jene Tradition als unwahr zurückweist, sondern sein dabei beobachteter Gedankengang scheint in der That in einem gewissen Zusammenhange zu stehen mit Rom. d'Alix. 9, 3 ff. Bei Aimon kommt Nectanabus nach Griechenland und wird Lehrer Alexanders, daran schliefst sich die Bezeichnung seines Verhältnisses zu Olympias als Lüge, die erwiesen sei durch den Umstand, dafs er später seinen Tod durch Alexander fand. So auch im Rom. d'Alix. 9, 3 ff.: *une grant piece apres c' Alixandres fu nes,***

Alexander, dar ih û von sagên Si liegent alse bose zagen Alle di is ie gedâchten Wande er was rehte kunincslahte Sulhe lugenmêre Sulen sin unmêre Jegelichen frumen man Sin geslechte ih wol gereiten kan: Sin geslehte was hêrlich etc., vergl. A. Rochart, Pfeiffers Germania I, S. 284.

* Auch der Verfasser des altspanischen Alexanderliedes (Mitte oder Ende des 13. Jahrhunderts), mag es nun der Weltgeistliche Joan Lorenza Segura de Astorga (nach Sanchez, Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV, Bd. III, S. 1—352) oder der arcediano de Toledo Jofre Garcia de Loaysa (nach Amador de los Rios in seiner Ausgabe der Werke des Marques de Santillana, Madrid 1852, S. 614 s. v. Gaufredo) gewesen sein, bezeichnet copla 19—20 die Verführung der Olympias als Verleumdung, folgt hierin indes nur seiner französischen Vorlage, der Alexandreis des Lambert li Tors und Alexandre de Bernay; vergl. Ferd. Wolf, Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationallitteratur, Berlin 1859, S. 73.

** Man sieht, dem Dichter dieser zu 4, 25 in Widerspruch stehenden Stelle ist die historische Thatsache bekannt gewesen. dafs Nectanabus erst lange nach der Geburt Alexanders (nach Diodorus XVI, 51 in Ol. 107, 3) aus Ägypten geflohen ist; vergl. die Erörterung dieser chronologischen Frage bei Carolus Müller, Præf. zum Pseudo-Callisthenes S. XX—XXI in den

Digitized by Google

Vint .I. hom è l' pais, de grant sens renomés, Natabus ot a non, des arts ert bien fondes. Cil fu puis d'Alixandres et mestres et prives ...... De lui fust Alixandres mescreus et blames Por cou que de sa mère fu durement prives, Dist-on k'il ert ses fius et de lui engenrés. .I. jor le prist as maints sor .I. mont u il ert, Si le bouta aval que il fu lues tués. Vergl. dazu ib. 4, 25 ff. Man wird also anstandslos mit De Bure und P. Paris, denen sich auch Michelant, Rom. d'Alix. S. XV, anschliefst, den Roman de Florimont der Zeit nach später als den Roman d'Alixandre, also mit Sicherheit nach der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts setzen können, und zwar wird sich das von J F (?) C E M(onza) vertretene Datum *1188* oder *1189* G K vor allen anderen Zeitangaben empfehlen. Die Jahreszahl *1180* B D H erklärt sich vielleicht aus der unklaren, auch metrisch ungenügenden Lesart des an dieser Stelle unechten Ms. F: *M et c .iiii. xx et vin ans;* spätere Abschreiber haben dieses *et vin* (= VIII?) als überflüssig weggelassen oder auch in der verderbten Urhandschrift nicht verstanden und sind dann mit Hilfe eines etwas gewaltsamen Polysyndetons zu der metrisch richtigen aber sachlich falschen Lesart *M et c et iiii xx ans* gelangt. In ähnlicher Weise ist, wie es schon durch P. Paris, Mss. fr. III, S. 17 geschehen, das von Borel, Galland und Amaury-Duval vertretene Datum *1128* zu beseitigen; dasselbe beruht auf Verlesung des Textes des Ms. A, welches hier die metrisch mangelhafte Lesart *mil cenam vins huit ans* bietet; hier läfst sich aus dem Grundstrich des *a* in *cenam* zusammen mit den drei Grundstrichen des *m* bequem die Zahl *.IIII.* rekonstruieren, woraus sich dann mit Leichtigkeit die Zahl *1188* ergiebt. Für das von Frisi, Mem. stor. di Monza Bd. III, S. 214 als irrig hingestellte Datum *1146*, sowie für das bei St. Palaye Bd. X, Liste des principaux ouvrages S. 1 erwähnte *1159* haben sich für mich keine Anhaltspunkte ergeben, letzteres ist vielleicht Druckfehler für *1189*. Das ebenfalls bei St. Palaye a. a. O. angeführte, vorgeblich von einem Ms. Harl. gebotene Datum *1224*, für welches De Bure, Cat. Vall. II, S. 165 sich entschliefst, weil es uns der Zeit, in der der einzige im

Reliqua Arriani et scriptorum de rebus Alexandri M. fragmenta — Parisiis MDCCCXLVI.

Digitized by Google

12. und 13. Jahrh. bekannte *Aimon de Varennes* (*1268*) gelebt hat, näher bringe, und welches auch von Roquefort, Gloss. als das richtige bezeichnet wird, ist mir nicht erklärlich, es sei denn, dafs darunter das in Ms. H_2 fo. 82 d sich findende Datum *1223* (oder gar *1323*? s. o. S. 49) zu verstehen ist; dasselbe bezieht sich aber nicht auf die Zeit der Abfassung des Gedichtes, sondern auf die Zeit der Beendigung der Handschrift durch den Schreiber *Thomas le Huchier*. Hat also Aimon seinen Roman im Jahre *1188* oder *1189* gedichtet, so dürfte er vielleicht um das Jahr *1160* geboren worden sein, wenn es erlaubt ist, aus seinem Verhältnisse zu einer schönen Dame, die er an mehreren Stellen in begeisterten Worten preist, sowie aus seiner oft wiederholten Klage über Untreue und verschmähte Liebe den Schlufs zu ziehen, dafs er zur Zeit der Abfassung in verhältnismäfsig jugendlichem Alter gestanden habe.

Wenn oben die Stadt *Varennes* als der wahrscheinlich anzunehmende Geburtsort des Dichters bezeichnet wurde, so liegt darin ein Widerspruch gegen eine wohl zuerst von P. Paris, Mss. fr. III, S. 12 aufgestellte und nach ihm von Gidel, Étude sur la littérature grecque moderne, von Holland in Pfeiffers Germania I, S. 246 und auch sonst wiederholte Ansicht, welche dem Aimon griechische Abkunft zuschreibt. Es war mir nicht möglich, innerhalb des Gedichtes auch nur eine einzige Stelle zu entdecken, die zu der von Gidel l. c. S. 8 gethanen Äufserung berechtigte, dafs der Dichter sich selber für einen Griechen von Geburt ausgegeben oder auch nur den Versuch dazu gemacht hätte. Mit einiger Sicherheit läfst sich nur behaupten, dafs Aimon in der Balkanhalbinsel gereist ist, wenn man sich auf einige genaue Ortsangaben, die in der Art, wie sie gegeben werden, auf eigener Anschauung beruhen können, berufen will. Im allgemeinen begnügt er sich zwar mit der nackten Aufzählung der Städte und Länder, die er zu erwähnen Gelegenheit hat, und nur diejenigen Orte, in denen er längere Zeit verweilte, werden relativ genauer beschrieben, so *Gallipoli* und der *bras saint iorge: A galipol une citeit Ou ayme ot iai maint ior esteit Illuec est li bras plus estroit Passer le puet le ior III fois* Ms. F fo. 2 c; oder *Abydos*: *A quinzime* (scil. *ior*) *sont arriveis A euedon une cyteis La citeis nonme auedon Boucadaide* (*Boca*

Digitized by Google

dauede Ms. E = *Bouche d'Avie* bei Villehardouin, *Bouke dave* bei Robert de Clary ed. Hopf, Chroniques gréco-rom. inéd. ou peu connues, Berlin 1873, S. 34) *por ce ait non Li leus qui drois le seit noumeir Que illuec chiet li bras en meir* Ms. F fo. 4d. Seine geographischen Kenntnisse gehen aber auch über die Balkanhalbinsel hinaus, er ist auch in Ägypten gewesen, wenigstens beschreibt er uns die doppelte Möglichkeit, wie man von jenem Lande aus nach Griechenland gelangen könne: *Qui veult degipte en gresce aleir La grant meir* li couient passeir Mai sil veut aleir p surie Per anthioche et per turquie Au longue voie a port* (l. *bord*) *de meir Porait il bien en gresce aleir Le bras saint iorge passerait Jai plus de meir ni trouerait* Ms. F fo. 2b—2c. Diese Stellen zeigen genugsam die Art und Weise, in der der Dichter von seinen Reisen zu erzählen pflegt, nirgends aber geben seine Äufserungen über die von ihm berührten Städte Anlafs, die eine oder die andere derselben als seinen Geburtsort anzusehen. Dafs ferner das Griechische nicht seine Muttersprache gewesen sein kann, sondern dafs er desselben wenig oder gar nicht mächtig gewesen, dafür sprechen, abgesehen von den öfter angeführten vulgär-griechischen Stellen, mit denen Aimon seinen Erzählungen zuweilen einen gröfseren Reiz zu verleihen sucht,** einige begrifflich und sachlich falsche Auffassungen, die den Dichter deutlich als Nichtgriechen kennzeichnen. Adam Smith bei Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 320 erzählt von einem Bauernburschen, der den Eigennamen des an seinem Hause vorüberfliefsenden Flusses nicht kannte; es sei der „*Flufs*", pflegte derselbe rundweg auf diesbezügliche Fragen zu antworten. Dieser Gattungsname „*Flufs*" war ihm also offenbar zu einem ein individuelles Objekt bezeichnenden Eigennamen geworden. Ähnlich ergeht es Aimon de Varennes, der den Namen des Flusses, an dem *Philippopolis* gelegen ist, nicht

* Bei Chaucer, Prol. ed. Zupitza 59 *the Grete See*, alte Benennung des *Mittelländischen Meeres*; vergl. Hertzberg, Chaucer S. 579.

** Eine Erklärung dieser vulgär-griechischen Stellen ist in ungenügender Weise von du Méril, Flore-Blancheflor S. CXCIX, versucht worden; dagegen scheinen die Erklärungen Paul Meyers, Bibl. de l'École d. Chartes Ser. VI, B, II, 331 (1866) überall das Richtige zu treffen.

Digitized by Google

kennt,* vielleicht auch von den *Philiposes*, wie in F die Bewohner dieser Stadt heifsen, nie gehört hat, indem diese stets nur von einem Flusse sprachen, ohne den Namen *Hebrus* oder *Maritza* zu gebrauchen — kurz, für Aimon wird der ihm, dem Nichtgriechen, fremde Gattungsbegriff *ποταμός* zum Eigennamen; er sagt gelegentlich der Schilderung der Gründung von *Philippopolis: Li rois la nomma de son nom Philipople l'apella om Sor ung fluue syet la citeis Qui est podomen*** apeleis Ensi ait il non en greiois Ne sai con ai non en Fransois* Ms. F fo. 8 b.*** — An einer anderen Stelle erzählt der Dichter, der Ort, wo der König *Candiobras* mit seinen drei Verbündeten vom König Philipp besiegt worden sei, werde seitdem *sabato* (*asabato*, Ms. B: *ausabato*) genannt, und zwar deshalb, weil *sabato* im Französischen *ost*, Heer bedeute: *Li leus en* (d. h. von der Niederlage des feindlichen Heeres) *ait ancor le nom Asabato*† *le nõmet on Seu q dist on ost en fransois Noment sabato en grezois ..... Et li leus ou furent uencu Li quatre roi et abatu Si fut per droit de lost nomez Et sabato fut apalez Des greus et de la gent latine* Ms. F

* Auch Villehardouin und Henri de Valenciennes nennen niemals, wo sie Anlafs haben von dem Flusse *Hebrus* oder *Maritza* zu sprechen, denselben bei einem dieser Namen; er heifst bei ihnen stets nur, soviel ich sehe, *la rivière d'Andrenople*, oder sie begnügen sich mit der Angabe *il y a uns fluns*. Vergl. Villehardouin ed. Buchon, Recherches et Matériaux pour servir à une histoire de la domination française aux XIIIe, XIVe et XVe siècles dans les provinces démembrées de l'empire grec à la suite de la quatrième croisade, Paris 1809, S. 151. Dafs der Hebrus in der Vulgärsprache (*χωριτικὴ διάλεκτος* oder *ἡ χύδην ῥέουσα γλῶττα*) bereits *Μαρίτζα* hiefs, berichtet Georgius Acropolita (1220—1282), Annal. ed. J. Bekker (Niebuhr. Corp. Script. Hist. Byz.). Bonn 1836, S. 55, 77, 126.

** Hs. Harl. 3983, fo. 8b, die in dem *p* das griechische $P = \rho$ sieht, bietet hier die interessante Variante *rodomans*.

*** Eine derartige Specialisierung eines Gattungsbegriffes — vielleicht indessen weniger harmloser Art wie hier — findet sich in der Fabel XXII des Lyoner Ysopet, ed. Förster S. 29, die die Überschrift trägt: *dou roi que li Antique eslirent;* es heifst daselbst v. 1073 ff.: *Une gent en une contree De Grece ot, mout fu sennee. Cele gent apele on Antique, De cou perlent pou les croniques.* Es ist damit zugleich ein Wortspiel verknüpft, wie die Überschrift des lateinischen Textes S. 107, XXI a zeigt: *qualiter Attici elegerunt sibi regem* (v. 4 *attica terra*), wo der Lyoner Text (L), der dem französischen Übersetzer vorgelegen, schon die Variante *antica* bietet.

† Die Form *asabato* neben *sabato* erinnert an das euphonische oder pleonastische *α*, welches im Vulgärgriechischen oft am Anfang der Wörter steht und sich auch in einigen antiken Wörtern findet, z. B. *ἄσταχυς* fur *στάχυς*, *ἀσπαίρω* für *σπαίρω*, *ἀστεροπή* für *στεροπή*; vergl. F. W. A. Mullach: Grammatik der griechischen Vulgärsprache in historischer Entwickelung. Berlin 1856, S. 143.

Digitized by Google

fo. 93d—94a. Thatsächlich entspricht dieses vulgäre *sabato* dem klassischen *σεβαστός*, welches in seiner Bedeutung und Anwendung dem lateinischen *augustus* ungefähr gleichsteht. Du Méril l. c., P. Paris, Mss. fr. III, 46 und nach ihm Gidel l. c. S. 180—181 meinen nun, Aimon verwechsele hier die beiden französischen Wörter *ost* = *armée* und *aost* = *augustus* miteinander; denn *σεβαστός* entspreche dem lateinischen *augustus*, und dies letztere habe im Altfranzösischen *aost* oder, wie P. Paris in etwas unklarer Weise hinzusetzt, *oust* gelautet, wie noch der moderne Monatsname *août* dokumentiere. Wir gestehen, dafs wir auf ein Verständnis des Gedankenganges, der den Dichter, ob er nun Grieche oder Nichtgrieche gewesen, zu einer derartigen Verwechselung hätte führen können, völlig verzichten müssen, und wenn diese Erklärung einen Beweis für des Dichters griechische Abkunft abgeben soll, so ist dieselbe recht unglücklich gewählt. Die angezogene Stelle zeigt vielmehr deutlich, dafs der Dichter kein Grieche gewesen sein kann, denn sonst hätte er doch wissen müssen, dafs dem Worte *sabato* nicht die Bedeutung des französischen *ost*, Heer, sondern die des lateinischen *augustus*, erlaucht, zukommt. Der Sachverhalt ist offenbar ein viel einfacherer; Aimon sagt weiter: *Et sabato dient ancour A la cort a lempereor Cil q̄ apres lui sont pose Protosabato sont nome Proto dist en fransois premier Et sabato por ostoier Protosabato fait nomer Siax q̄ doient ses os guier* Ms. F fo. 93d—94a. Der Dichter weifs also, dafs *proto* der erste bedeutet, er weifs oder glaubt zu wissen, dafs der Oberanführer das byzantinischen Heeres *protosabato* heifst, und so war es für ihn, den Nichtgriechen, der aber gern mit seiner vermeintlichen Kenntnis der griechischen Sprache* prunkt, das Einfachste und Natürlichste, in *sabato* die Bedeutung des französischen *ost* zu erblicken und *protosabato* im Anklang an französische Ausdrücke wie *quievetains de lost* oder *de la guerre* (vergl. Beaumanoir 12) mit Heerführer zu übersetzen. — Eine Verwechselung scheint übrigens Aimon bei dieser Gelegenheit immer-

* Übrigens hat er auch einige Kenntnis des Persischen, wie folgende Stelle zeigt: *la dame* (die Mutter des Florimont) *auoit nom edozie Em fransois welt dire florie Iseu q̄ nos apalons flor Apalent li persant edor* Ms. F fo. 15c.

hin begangen zu haben, dieselbe trifft dann aber weniger das Wort als die Sache. Es ist zunächst zweifelhaft, ob mit der von Alexius Comnenus I (1081—1118) geschaffenen Würde des *πρωτοσέβαστος* die Stellung eines Heerführers verknüpft war; es hat vielmehr den Anschein, als wäre dieselbe nur an hochverdiente Personen als ehrende Auszeichnung verliehen worden. Die Bedingungen für die Erteilung dieses Ehrentitels scheinen sich aus einer von DC s. v. mitgeteilten Stelle zu ergeben: *Erat enim (Constantinus) vir sapiens, discretus, eloquens, et curialitate multimoda redimitus, pro quibus in eiusdem Imperatoris aula maximam habebat dignitatem, de qua Protosevasto dicebatur; nec erat ita magnus princeps post logothetam.* Aimon täuscht sich also nicht, wenn er von dem hohen Range (*cil q̄ apres lui* [dem *empereor*] *sont pose Protosabato sont nome* Ms. F fo. 93 d) seines *protosabato* zu berichten weifs; bezüglich seiner Amtsthätigkeit scheint er ihn aber zu verwechseln mit dem *πρωτοστράτηγος*, der nach DC gloss. ad script. med. et infimæ græc. (Lugduni 1688) Bd. II, S. 1342 auch den Titel *πανσέβαστος* führte, oder, was ebenso wahrscheinlich ist, mit dem *πρωτοστράτωρ*, dem aufser seinem Amt als *marescallus* oder *primus equorum curator* auch militärische Obliegenheiten zufielen, wie aus einer Stelle bei DC l. c. Bd. II, S. 1463—1464 hervorgeht; zudem zeigt eine Stelle bei Willelmus Tyrius lib. 18, cap. 24 (cf. DC gloss. lat. s. v.), dafs der *protostrator* an Würde dem *protosebastos* gleichgestanden haben mufs: *duo nepotus eius* (des *Alexius Comnenus*), *fratres uterini, Ioannes scilicet Protosebasto, et Alexius Protostrator, qui inter illustres sacri Palatii primum obtinebant locum.* Man sieht, dafs es durchaus verzeihlich ist, wenn ein Mann wie Aimon, der des Griechischen wenig kundig und allein auf seine Erinnerung des von ihm Gesehenen und Gehörten angewiesen ist, die schon an sich so schwierigen und spitzfindigen Rangunterschiede der byzantinischen Beamtenhierarchie zusammenwirft und die schwankenden Vorstellungen seines gewifs recht vielseitig in Anspruch genommenen Gedächtnisses für Thatsachen ausgiebt. Diese Verwechselung des *πρωτοσέβαστος* mit dem *πρωτοστράτηγος* oder dem *πρωτοστράτωρ* zeigt dann vielleicht auch den Gedankengang, der ihn dahin führte, den Ort „*sabato*“ oder „*Σεβάστη*“ mit dem Begriff

Digitized by Google

„*ost*, Heer“ in Verbindung zu bringen, und vielleicht trägt folgende von Malalas, Chronographia lib. VIII, cap. I, S. 192—193 (ed. Dindorf bei Niebuhr, Corpus scriptorum historiæ byzantinæ) berichtete Thatsache zur Klärung des richtigen Sachverhalts bei; Malalas l. c. erzählt: *ὅστις βασιλεὺς Ἀλέξανδρος προτρεψάμενος ὁμόφρονας γενναίους στρατηγούς, κατὰ τῆς ἀπονοίας Ἀσσυρίων ὀργισθείς, πρῶτος παρετάξατο Δαρείῳ τῷ βασιλεῖ Περσῶν. Καὶ ἐλθὼν εἰς Βυζούπολιν* (d. i. *Byzantium* oder Stadt des *Byzas*, cf. Malalas ib. b, 5) *τῆς Εὐρώπης ἔκτισεν ἐκεῖ τόπον, ὅνπερ ἐκάλεσε τὸ Στρατήγιον· ἐκεῖ γάρ, στρατηγήσας τὰ τοῦ πολέμου μετὰ τοῦ ἰδίου στρατοῦ καὶ τῶν συμμάχων αὐτοῦ ἐπέρασεν ἐκεῖθεν σὺν τῷ ἰδίῳ πλήθει ἄντικρυς εἰς ἐμπόριον τῆς Βιθυνίας λεγόμενον Δίσκοι* etc. — Den grellsten Widerspruch gegen die etwaige griechische Abkunft unseres Dichters bildet die hohe stilistische Vollendung und Gewandtheit im Gebrauche des Französischen, Eigenschaften, die dem *roman de Florimont* im besonders hohen Grade eigen sind. P. Paris selber zollt an mehreren Stellen seiner Besprechung diesen Vorzügen die höchste Anerkennung (Bd. III, S. 39) und läſst sich einmal sogar zu dem schmeichelhaften Zugeständnis hinreiſsen, daſs eine derartige Reinheit und Gewandtheit des Ausdrucks sich schwerlich in anderen Werken jener Epoche antreffen lasse. Diese Stelle ist zugleich charakteristisch für die Parissche Auffassung und mag deshalb hier mitgeteilt werden: *c'est déjà quelque chose d'assez remarquable qu'un Grec venant composer un poème français en France, au XIIᵉ siècle, dans le Lyonnais, où sans doute on parloit alors un dialecte fort peu littéraire, et l'écrivant avec une élégance et une netteté d'expression que l'on trouverait difficilement dans les compositions de la même époque* Mss. fr. Bd. III, S. 12. Besonders werden die kurzen Wechselreden, in deren Bau *Chrestien von Troyes* so groſse Kunstfertigkeit zeigte, auch von unserem Dichter mit groſsem Geschick behandelt; ein Beispiel davon hat Ludwig Holland in Pfeiffers Germania I, 241 mitgeteilt.

In diesen Zusammenhang gehört auch eine Stelle, die mir von P. Paris l. c. III, 15—16 und von Gidel l. c. S. 9—10 völlig miſsverstanden zu sein scheint. Der Dichter schlieſst sein Gedicht mit folgender Apostrophe an sein etwaiges Publi-

Digitized by Google

kum, die ich hier zunächst wörtlich nach P. Paris und Gidel wiedergebe: *Oït auez de Florimont Dou roi Florimont uos ai dit Or pri a celz qui l'ont oït Et as bons troueors dou mont Quant l'estoire oÿe aueront Et as françois pri par amour Qu'ils ne blasment mon labour Qui blasme çe qu'il doit loer Et loe ce qu'il doit blasmer Il ne se puet pas plus honnir As François voil de tant seruir Que ma langue lor est saluage Et ie ai dit en leur langagè Tot au miex que ie le sai dire Si ma langue la lor empire Por ce ne men dient anui Miex aim ma langue que l'altrui.* P. Paris III, 16 sieht in diesen Worten einen Versuch seitens des Dichters, sich den Franzosen gegenüber wegen der Wahl seines ihnen fremden und fernliegenden Stoffes zu entschuldigen, und dies sei ein neuer Beweis für Aimons griechischen Ursprung, während Gidel, der an dieser Stelle etwas dunkel bleibt, geneigt scheint, in der *langage,* von der der Dichter spricht, das griechische Idiom zu erblicken, für welches die Nachsicht der Leser in Anspruch genommen würde. Zunächst sei darauf hingewiesen, dafs ein Teil dieser Quelle in Ms. F etwas abweicht und zwar, wie mir scheint, zu gunsten eines besseren Verständnisses derselben. Ms. F fo. 118a (zum unechten Teil gehörig) schreibt: *Qui blasme ce quil doit loeir Et loe ce quil doit blaimeir Il ne se puet pas mues honir As fransois veult de tant seruir Que ma langue lor est saluaige,* setzt also die 3. Pers. Sing. statt der 1. Pers. Sing., und dies entspricht offenbar mehr dem Zusammenhange und der bitteren Stimmung, die des Dichters Worten zu Grunde liegt: wer mein Werk tadelt, meint er, der will damit den Franzosen dienen, ihnen eine Gefälligkeit erweisen, denn mein Idiom klingt ihnen *saluage,* was doch wohl nicht fremd, unbekannt bedeutet, sondern den Sinn des lateinischen *agrestis, rudis* = roh, barbarisch, hat. Und nun fährt er nach Ms. F fort: *car ie ai dit en mon langaige az muelz q̄ ie ai seu dire Se ma langue la lor empire Por ce ne men dissent* (*sic!*) *anui Miex aim ma langue que lautrui.* Seine Tadler würden sich um so mehr herabwürdigen (*honir*), als er sein Möglichstes versucht habe; und mit einer herben Anspielung auf die Eigenliebe und Hoffart der Franzosen fährt er dann fort: *Romans ne estoire ne plet A fransois se il ne lou fet,* und dies sei auch gar nicht zu verwundern, *car ou boucaige Nen est si lais oisiaux*

Digitized by Google

saluoige Que ses nis ne li soit plus biaus Que tous li mindres des oisiaus Et li estre de mon pays Me sont plus belz ce mest auis.

Wir haben gesehen, daſs das Lothringische der vom Dichter gesprochene Dialekt gewesen sein muſs, und dieser ist denn auch das Idiom, welches den Centralfranzosen so barbarisch klang und ihren tadelnden Spott herausforderte. Daſs Aimon, der Lothringer, allen Grund hatte, die beiſsende Laune der Franzosen zu fürchten, die sie gegen alle diejenigen, die nicht ihren am Hofe und in der eleganten Welt gebräuchlichen centralfranzösischen Dialekt sprachen, rücksichtslos und ohne Zartgefühl spielen lieſsen, das erhellt genugsam aus dem unangenehmen Abenteuer, welches der gleichzeitige artesische Dichter Quenes de Bethune am Hofe der Königin Alix, Witwe Ludwigs VII., zu bestehen hatte und welches die Veranlassung zu jenem bekannten, vielfach veröffentlichten Gedichte wurde, in welchem der Dichter seiner Entrüstung über den ihm noch dazu in Gegenwart seiner Angebeteten, der Comtesse Marie de Champagne, wegen seines eigentümlichen Dialektes widerfahrenen Spott in erbitterten Worten Luft macht; ich citiere nach Dinaux, Trouv. artés. III, S. 388: *Mout me semont amours que je m'envoise Quant je plus dois de chanter estre cois, Mais j'ai plus grant talent que je me coise Por cou jai mis mon chanter en defois Que mon langage ont blasmé li Fransois Et mes chansons, oyant les Champenois, Et la contesse encoir, dont plus me poise. La Roine ne fit pas que courtoise Que me reprist, elle et ses fiex li rois; Encoir ne soit ma parole francoise Si la puet on bien entendre en fransois* etc. etc. Einen weiteren Beitrag zum Kapitel von französischer Hoffart und Verkleinerungssucht findet Reiffenberg in der Eingangsstrophe zu der *Genesis* des Herman de Valenciennes, wo der Dichter mit äuſserster Bescheidenheit, in deren Ausdruck allerdings eine gewisse unterdrückte Bitterkeit und Ironie wiederklingt, das Interesse des Publikums für sein Werk in Anspruch nimmt: *Signor, or escotés, entendes ma raison: Je ne vos di pas fable, ne ne vos di cançon: Clers sui, povres de sens, si sui moult povres hon Nes sui de Valenciennes, Herman m'apiele on. De persone Dex cure ne prend, s'est grande u non; On a sovent grant aise en petite maison; De petite fons*

Digitized by Google

taine tot son saol boit on. Tot ce di-je pour voir, je suis moult petit hon, Canones sui et prestre par grand election, cf. Phil. Mousk. II, S. CCXCIII.*

Als litterarische Frucht seiner orientalischen Reisen ist nun des Dichters *roman de Florimont* zu betrachten, und es entsteht die Frage nach der Art der Quellen, aus denen derselbe geschöpft ist. Zwar unterrichtet uns Aimon so bald als möglich, dafs er seine Geschichte aus dem Lateinischen ins Romanische übersetzt habe: *ensi com il lauoit empris Lait de latin en romans mis* Ms. F fo. 1b, und nach seiner an zwei Stellen wiederholten Versicherung hat er die lateinische Version selber aus einem griechischen Original entlehnt; Ms. F fo. 80a sagt er: *a siax q̄ seuent de clergie Contet per ethymelogie Que por samie uialine Traist de greu listore latine Et del latin fist le romans Aymes q̄ fut loials amans*, vergl. auch ib. fo. 118b. Du Méril, Flore et Blancheflor S. CC findet in dieser Versicherung des Dichters genug Gewähr für die Wahrheit derselben, nimmt ein griechisches Original an, welches Aimon zunächst ins Lateinische übersetzte und in seiner lateinischen Fassung dann als Grundlage für seinen französischen Roman benutzte — der Beweis für das Vorhandensein eines lateinischen Mediums werde erbracht durch eine Stelle, in der *lire* in seiner lateinischen Bedeutung *choisir* erscheint; wir geben die betreffenden Worte nach Ms. F fo. 48c: *biax ostes sont les robes faites Oil uolez q̄*

---

* Derartige Äufserungen sind für das Verständnis der Entstehung einer mustergültigen Schriftsprache, sowie für das Verhältnis der Mundarten zu letzterer gewifs nicht ohne Wichtigkeit. Zu den oben angeführten Beispielen mag sich hier aus späterer Zeit die mehrfach wiederholte Bitte um Nachsicht gesellen, die Sebastian Moreau aus Villefranche in Beaujolais, der Verfasser eines La Prinse et Délivrance du Roy (scil. Francois I) betitelten Berichtes, wegen seiner sprachlichen Eigentümlichkeiten an sein Lesepublikum richtet und die zugleich von dem geringen Selbstgefühl des Schreibers Zeugnis ablegt. So sagt er im Prolog: *plaise aux lecteurs supporter bénignement le gros langaige peu élegant, car j'ay plus de regard à la verité qu'à la colourer de rhétorique;* und am Schlusse seines Werkes schützt er geradezu seine Abkunft aus Beaujolais als Entschuldigung vor: ... *suppliant iceux et tous aultres lecteurs et auditeurs qu'il ne preignent les choses, sinon en bonne part, et excusent les faustes par leur bénévolence, et le langaige mal aorné, cueilly de ma nativité beaujoloyse qui en fera excuse.* vergl. Archives curieuses de l'histoire de France depuis Louis XI jusqu'à Louis XVIII ..... par M. L. Cimber et F. Danjou, Paris 1835, première série, Bd. II, S. 254 und 451.

Digitized by Google

soient traites De soie sont dune glor On ne puet lire la millor (*ne sai eslire la millous* Ms. B fo. 22 a). Belege aus altfranzösischer Zeit sind mir zwar nicht bekannt, doch sei daran erinnert, dafs noch heute *lére* im Wallonischen diese Bedeutung zeigt; vergl. Grandgagnage s. v. Zunächst mufs es, nach den Irrtümern zu urteilen, in denen wir den Dichter hinsichtlich des Sinnes ziemlich gewöhnlicher griechischer Wörter betroffen haben, recht zweifelhaft erscheinen, ob seine griechischen Sprachkenntnisse überhaupt so weit reichten, um ihn zu der Übersetzung eines griechischen Originals zu befähigen, und selbst wenn ihm dieselben zugestanden werden müfsten, so bliebe es doch immerhin noch höchst seltsam, dafs er seine griechische Vorlage vorerst ins Lateinische übersetzt haben sollte; viel Zeit und Mühe hätte er sparen können, wenn er das Verfahren jenes Franzosen eingeschlagen hätte, der nicht allzu lange nach ihm die Legende von Barlaam und Josaphat direkt aus dem griechischen Original übertrug, vergl. Paul Meyer, Barlaam et Josaphat, Fragments d'une traduction française de Barlaam et Joasaph faite sur le texte grec au commencement du XIII[e] siècle, Paris 1866 (vergriffen); auch abgedruckt in der Bibl. de l'Ecole des Chartes, Sér. VI B, II, 331 (1866).* Man darf um so mehr geneigt sein, an diesen Quellen des Dichters zu zweifeln, als sich aus dem Gedichte Stellen beibringen lassen, die auf eine ganz andere Art der Überlieferung, nämlich auf mündliche Tradition, hinweisen, und diesbezüglichen Äufserungen Aimons darf man desto mehr Glauben schenken, als dieselben harmloser klingen, weil sie nicht einer blofsen Mode entstammen, wie dies mit den Berufungen altfranzösischer Dichter auf lateinische Quellen so häufig der Fall ist. Der Dichter hat die Gründung von Philippopolis erzählt und fährt nun fort: *Signor cest istoire est vertauble Nen ia mensonge ne fauble Phelipople est ancor ades Bien seiuent li philiposes Qui listoire ont en baillie Se vos voleis que ie vos die* Ms. B fo. 8 b, und dafs die zu erzählende *istoire* nach der Erfahrung Aimons zu urteilen so recht eigentlich in Philippopolis ihren Boden und Pflege fand, geht

* Eine schriftliche Quelle des Roman de Florimont nimmt auch an Nicolai, Griech. Litt. III, 344, der sich auf Gidel beruft.

hervor aus den Worten *il* (Aimon) *lauoit en gresse veue Mai nestoit pas pertot seue A felipople la troua* Ms. F fo. 1b, und unter dieser *istoire* scheint er geradezu das durch mündliche Tradition Vernommene zu verstehen, wenn er sagt: *Aymes de uaranes uos dist Qui listoire mist en escrit, Si com fine amor li consoille Et ses cuers les mos apparoille* Ms. F fo. 80a. Wir möchten diese Erörterung in den Zusammenhang verweisen, in welchem Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, Leipzig 1876, S. 536 ff., die verschiedenen Möglichkeiten der Einführung griechischer Sagenelemente in die Litteraturen des Abendlandes erwogen hat. Vergl. auch ten Brink, Engl. Litt. S. 212.

Wenn der Dichter nun ferner berichtet, er hätte den in Philippopolis gesammelten Rohstoff zu seinem Gedichte mit sich nach *Chastillon* gebracht (*a felipople la troua A chastillon len aporta* Ms. F fo. 1a) und hier demselben die uns vorliegende Fassung gegeben, so sind wir damit vor ein neues Rätsel gestellt, insofern die Handschriften in der näheren Angabe der Lage dieses *Chastillon* bedenklich auseinandergehen. Nach der Mehrzahl derselben, A, B, C, G, I, T, M, mufs diese Stadt in *Lyonnais* gelegen haben, und diese Bestimmung wird besonders unterstützt durch eine Äufserung des Dichters, nach welcher das Gedicht gar nicht in Frankreich gedichtet wurde (*il ne fut mie fait en france* Ms. F fo. 1a), und bekanntlich wurde *Lyon* erst 1307 durch Philipp den Schönen mit Frankreich vereinigt. De Bure (1788) l. c. II, S. 165 hat, soviel ich sehe, zuerst darauf hingewiesen, dafs die Familie *de Varennes* ein Schlofs in Lyonnois besafs; mit gröfserer Vorsicht wird diese Notiz von Fr. Michel, R. d. l. Violette (1834) S. XLIII—XLIV, aufgenommen, der indes noch eine weitere Angabe hinzufügt, die geeignet ist, zu gunsten derselben zu sprechen. Nach D. Lobineau, Histoire de Bretagne Bd. II, S. 100 lebte im Jahre 1268 in Lionnois ein Aymon de Varennes, und wir haben gesehen, dafs De Bure l. c. sich für das Jahr *1224* als Abfassungszeit des Gedichtes entschieden hatte, weil dieses Datum uns der Zeit, in der der einzige aus dem 12. und 13. Jahrhundert bekannte Aimon de Varennes gelebt hat, näher bringt. Nach Michel a. a. O. hätten wir es dann mit dem in der Nähe von

Digitized by Google

Lyon, bei der Ile Barbe gelegenen Städtchen *Châtillon d'Azergue* zu thun; und P. Paris (1840) Bd. III, S. 11 nimmt, gestützt auf die Lesart des von ihm benutzten Ms. A fo. 1 a *sor aselgue a chastillon* keinen Anstand, mit aller Bestimmtheit in dem genannten Châtillon den Ort zu erblicken, in welchem der roman de Florimont gedichtet wurde; nach ihm ist der von D. Lobineau erwähnte Aimon de Varennes ein Nachkomme unseres Dichters.

Dieser scheinbar gut unterstützten Ortsbestimmung steht gegenüber die Annahme, dafs wir in dem von Aimon bezeichneten *chastillon* das in *Laonnais* gelegene *Châtillon-du-Temple* zu sehen hätten (vergl. Michel l. c. S. XLIV); und in der That zeigt ein Teil der Handschriften, darunter auch das von uns als Grundlage der Überlieferung aufgestellte Ms. F (an dieser Stelle allerdings unecht), die Lesart *loenois* fo. 1 a. Kein einziger der Punkte, die sich zu gunsten der Lesart *lionois* anführen liefsen, ist geeignet, die Wahrscheinlichkeit der Lesart *loenois* zu erschüttern. Das in der Nähe von Lyon gelegene Schlofs und sein Besitzer Aimon de Varennes mögen immerhin zu unserem Dichter in Beziehung stehen, ohne dafs daraus mit Notwendigkeit folgt, dafs schon der letztere in jener Gegend gelebt hat. Die von Ms. A vertretene Lesart *aselgue*, die erst, allerdings mit aller Leichtigkeit, in *asergue* zu ändern wäre, ist in Mss. F und E ersetzt durch die Lesart *Lors a seiour a chastillon Estoit ainme une saison* fo. 1 b; letztere ermangelt also jeder genauen Ortsangabe; *a seiour* braucht nicht die ursprüngliche Lesart gewesen zu sein, denn die angezogene Stelle gehört zu dem unechten Teile des Ms. F. Der hier schon frühzeitig zertrümmerte Text hat der Willkür der Schreiber einen grofsen Spielraum gelassen, und die von Ms. A vertretene Variante *aselgue* hat nicht mehr Berechtigung als die von Ms. B gebotene Lesart *desor saine a chastillon* fo. 3 a, oder das von anderen Handschriften gegebene *a siege, au siege* etc.; die verschiedenen Schreiber suchten sich eben jeder auf seine eigene Art die ihnen dunkel erscheinende Stelle zu erklären. Mehr Bedenken gegen *loenois* könnte die oben mitgeteilte Versicherung des Dichters erregen, nach welcher das Gedicht gar nicht in Frankreich gedichtet wurde, und Laon hat auch zu jener

Digitized by Google

Zeit, wie fast stets, zu Frankreich gehört. Der ganze Wortlaut der Stelle *il ne fut mie fait en france Maix en la langue de francois Le prist* (*fist* die anderen Hss.) *aymes en loenois* Ms. F fo. 1 a macht es wahrscheinlich, dafs Aimon sich auf seine Quelle bezog, die, wie er ja später wiederholt versichert, in Philippopolis zu suchen ist — der eigentliche *roman* wurde nicht in Frankreich gedichtet, doch wurde dessen Bearbeitung in französischer Sprache von Aimon in *loenois* vorgenommen. In der zwischen *lionois* und *loenois* (nur Ms. E hat *leonois**) geteilten Überlieferung bietet sich ein neues Beispiel zu der uralten Verwechselung der beiden Städte *Lyon* und *Laon*; dieselbe findet ihren Ursprung in der Benennung *Lugdunum* an Stelle von *Laudunum*, welches der eigentliche Name für *Laon* ist, und ging zu Zeiten so weit, dafs man Überlieferungen, die sich ausschliefslich auf eine der beiden Städte bezogen, auf die andere übertrug; so wurde z. B. die Thatsache der Gründung Lyons durch den Legaten Cäsars L. Munatius Plancus anstandslos auch von dem Entstehen der Stadt Laon erzählt. Vergl. Devisme Histoire de Laon Bd. I, S. 2 und 58. Man sieht jedenfalls, dafs wir hier vor eine wenigstens mit dem bis jetzt vorhandenen Material unentscheidbare Frage gestellt sind, und wenn daher Dinaux, Trouv. Brab. IV, S. 53 ff., geradezu und mit aller Bestimmtheit behauptet, der Dichter hätte seinen Roman in dem in *Laonnais* gelegenen *Châtillon-du-Temple* gedichtet, so verfährt er mit gewifs nicht geringerer Willkür wie diejenigen, die sich für das in *Lyonnais* gelegene *Châtillon-d'Azergues* entschieden haben. Einige weitere von Fr. Michel, R. d. l. Viol. S. XLIV, erwähnte, vielleicht auf unseren Dichter bezügliche Andeutungen, darunter namentlich das Epitaphium in der Abtei Saint-Martin-des-Champs, welches den Namen eines *Haymés de Varry* trägt (vergl. Monasterii regalis S. Martini de Campis ..... Historia S. 571), sowie die von Dinaux a. a. O. möglicherweise anzunehmenden Beziehungen unseres Dichters zu dem Templer-Orden, gehören in das Gebiet reiner Ver-

* Léonnois heifst die die Stadt *Saint-Pol-de-Leon* umgebende Landschaft, und nach Michel, R. d. l. Viol. S. XLIII, kann hier *Châtillon-en-Vendelais* oder *Châtillon-sur-Seiche* gemeint sein.

Digitized by Google

mutung; es mag daher an dieser Stelle genügen, einfach darauf zu verweisen.

Wie die Lebensverhältnisse des Dichters selber, so ist auch die Persönlichkeit der Dame, der zu Ehren er sein Gedicht verfaſst hat und die an die Beschützerin des Dichters des *Cleomades* (cf. den Anfang und V. 18519 ff.) erinnert, in ein wie es scheint nicht zu lichtendes Dunkel gehüllt; das einzige, was sich an ihr mit einiger Sicherheit feststellen läſst, ist der Name. Derselbe begegnet innerhalb des Gedichtes an vier Stellen, von denen drei denjenigen Teilen angehören, die in Ms. F unecht sind, und hier zeigen denn auch die verschiedenen Handschriften bedeutende Abweichungen voneinander. Jedenfalls lassen sich aus der groſsen Masse von Namen zwei ausscheiden, die beide berechtigt sind und von denen der kürzere vielleicht eine Koseform des längeren sein soll: wir finden den Namen einmal im Reime auf *i*, das andere Mal im Reime auf *ine*; so schreibt Ms. F fo. 1a: *or oies signor q ie di Aymes por amor anulli Fist le romant si saigement* u. s. w. (*Analui o ƒi* A, *Analis* B, *por Aliane vi* C; *de ailli* E; *Anali* G, *Porcilanui* I, *de noilli* H_2, *Analui* K). Der längere Name muſs viersilbig gewesen sein; er begegnet auf dem letzten unechten Folio des Ms. F in der jedenfalls verderbten Form *uilonine: tout ensi com per uilonine Trait del greu listoire latine.* Zum Glück begegnet der Name auch in dem unbestreitbar echten Teile des Ms. F fo. 80a *Que por samie uialine Traist de greu listore latine.* Den Namen vialine hat Ms. B denn auch an zwei Stellen fo. 35a und fo. 50b; dagegen steht ebendaselbst fo. 3a *por malina li dis fu dis,* wo Ms. F fo. 1a *p cortoisie fut escris* schreibt. Jedenfalls zeigt der Reim *uialine* : *latine* zur Genüge, daſs die Namensform *iuliane* CE fo. 1a oder *iuliaine* D fo. 64b, die dann auch in den Prosabearbeitungen des 15. Jahrhunderts und bei mehreren späteren Berichterstattern steht, ohne Berechtigung ist.

Zum Schluſs sei noch erwähnt, daſs Frisi, Memorie storiche di Monza Bd. III, S. 214 in der *Juliane* seines *Codice Monzese* ein männliches Wesen erblickt, welches er ins 13. Jahrhundert verlegt und zum Übersetzer des von Aimon gedichteten Romans in die *lingua Provenzale* macht; er sagt: *Quest'*

Digitized by Google

opera, che contiene la vita di Filippo il Macedone, fu composta da certo Aymer, o meglio Aymes nel 1188, e nel seguente secolo tradotta nella lingua indicata, da uno Scrittore chiamato Giuliano .... Che poi l'Autore di questa traduzione sia il nominato Giuliano non v'ha luogo a dubitarne, leggendosi nel Codice Monzese poco dopo il suo principio: Par Juliane fu escrit .....

Berlin. **A. Risop.**

Digitized by Google

Bemerkungen zu Otfrid ad Liutbertum.

Von

G. Michaelis.

Zu der kleinen Zal der einfachen Vokale und Diphthongen, welche uns von den Römern überlifert sind und an welche sich unsere Schrift anlente, kamen durch die Entwicklung der neueren Sprachen allmählich neue, indem sich mannigfache Zwischenstufen zwischen den drei Eckpunkten a, i, u, sowie neue Diphthongen bildeten. Änlich war es mit den Konsonanten, die sich durch Vor- und Rückschiebungen der Artikulationsstellen und durch Abstufungen in den Artikulationsgraden vervilfältigten. Es konnte daher nicht ausbleiben, dass man einzusehen anfing, dass die uns überliferten lateinischen Schriftzeichen zu einer genaueren Darstellung der neueren Sprachen nicht ausreichten.

Schon der Frankenkönig Chilperich (561—584) hatte versucht, das lateinische Alphabet für vier deutsche Laute zu ergänzen, one damit durchzudringen.

Otfrid von Weißenburg machte um 868 in dem an Liutbert, Erzbischof von Mainz, gerichteten Schreiben, welches er seinem Evangelienbuche als Vorrede voranschickte, wenn auch nur in ser knapper Weise, auf einige Übelstände aufmerksam, welche die zu geringe Zal der lateinischen Buchstaben boten. So vilfach die betreffenden Stellen auch schon besprochen sind, so dürfte doch eine erneuerte Betrachtung derselben vom Standpunkte der heutigen Sprachphysiologie aus nicht überflüssig sein.

Es heißt bei Otfrid:

„Hujus enim linguæ barbaries ut est inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticæ artis, sic etiam in multis

Digitized by Google

dictis scripto est propter literarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis. Nam interdum tria *uuu*, ut puto, quærit in sono, priores duo consonantes, ut mihi videtur, tertium vocali sono manente; interdum vero nec *a*, nec *e*, nec *i*, nec *u* vocalium sonos præcavere potui: ibi *y* grecum mihi videbatur ascribi. Et etiam hoc elementum lingua hæc horrescit interdum, nulli se caracteri aliquotiens in quodam sono, nisi difficile jungens; *k* et *z* sepius hæc lingua extra usum latinitatis utitur, quæ grammatici inter literas dicunt esse superfluas. Ob stridorem autem dentium, ut puto, in hac lingua *z* utuntur, *k* autem ob fautium sonoritatem. — Hic sepius *i* et *o* ceteræque similiter cum illo vocales simul inveniuntur inscriptæ, interdum in sono divisæ vocales manentes, interdum conjunctæ, priore transeunte in consonantium potestatem."

Die Worte: „Et etiam... superfluas" ſind in der Wiener Handſchrift in drei Zeilen an Stelle zweier früher dageſtandenen nicht mer erkennbaren durch den Korrektor eingeſchriben. (Vergl. das genaue Facſimile bei Kelle II, Tafel 2. Erdmanns Otfrid p. IX und 328.)

Wir dürfen in den angefürten Worten im ganzen wol den Stand der Laut- und Schreiblere erkennen, wie ſolche in Fulda unter der Leitung des Hrabanus Maurus (822—847), dessen Schüler Otfrid war, gelert wurde, über den aber Otfrid im einzelnen hinauszugehen verſuchte. (Vgl. Joh. Müller, Quellenſchriften S. 191 ff.)

Bei der Aufzälung der Vokale *a*, *e*, *i*, *u* ist *o* villeicht zu ergänzen, indem es nur zufällig ausgelassen wurde; villeicht ist es aber auch abſichtlich nicht mit aufgefürt, da für *o* kein *y* eintritt.

Die Eingangsworte der angefürten Stelle erinnern wol an Donat: „Omnis vox aut articulata est aut confusa. articulata est quæ litteris comprehendi potest, confusa quæ scribi non potest" (Keil IV, 367). Wie weit lautgetreu geſchriben werden kann, das hängt eben von dem Zuſtande der Entwicklung der Schriftzeichen ab.

O. Erdmann, Otfrids Evangelienbuch S. XIII, bemerkt über das *y* der Wiener Handſchrift: „*y* ſtellt der Korrektor beſonders häufig (aber nicht durchgehend) aus *i* des ersten Schreibers her in der Vorſilbe *ir-*, die derſelbe öfters (namentlich in den Marginalien) auch ſchon ſo geſchriben hatte; ferner ebenfalls beim ersten Schreiber einmal aus *e* in *fyrsagenti* I, 4, 68; einigemal aus *u*: *blyent* III, 7, 64, *gimyatu* III, 22, 37, *gimyato* II, 21, 27. III, 6, 26 (ſo ſchreibt Schr. I von ſelbst Sal. 32), *syah* III, 18, 19 (wol um der Leſung *suah* = *swah*

Digitized by Google

vorzubeugen); *syazo* III, 5, 20; beim zweiten Schreiber *Ny* aus *Nu* IV, 28, 11, *blyent* aus *bluent* V, 23, 273. — S. 328: y ist in V häufig aus einem vom Schreiber gefetzten Vokal korrigirt, und zwar im eigentlichen Sinne durch Hinzufchreiben oder durch Anfügung eines Striches.“ (Vgl. Kelle II, 445.)

Lachmann (Otfrid 1833, Ersch und Gruber Sect. III, T. VII, Kl. Schriften I, 459) fagt über Otfrids Angaben: „Er bemerkt, *i* vor Vokalen fei bald diphthongifch, bald Konfonant, er erklärt die Schreibung *uuu*, wenn *wu* gemeint ist, für genauer als das in den Handfchriften feines Werkes doch auch vorkommende *uu*. Wunderbar ist das *y*, welches er gefetzt habe, wo er den Laut keines der fünf Vokale habe können befchaffen. Nach dem Gebrauch in den Handfchriften könnte man wol an ein verkümmertes und an ein umgelautetes *u* denken, aber für difen Umlaut in fo früher Zeit wage ich mich nicht auf *muillen* im Gedicht auf den h. Georg zu berufen, welches villeicht *wulljen* heißen foll. Den fibenten Vokallaut, welchem auch *y* nicht genügen foll, weiß ich nicht zu erraten.“

Dagegen bemerkt Müllenhoff (Denkm.[2] 322) zu dem in der pfälzifchen Handfchrift des Otfrid erhaltenen Georgsliede, V. 38:

man goihezen muillen ze pulver al uerpernnen,

nach Müllenhoffs Lesung:

man gohiez en müllen, ze pulver al verprennen:

„Durch das *ui* in *muillen* fcheint der Umlaut *ü* bezeichnet zu fein. Auffallend genug: doch lässt fich die Anficht, dass die ersten Anfänge difes Umlauts nicht in die ahd. Zeit hinaufreichen, daraus nicht erweifen, dass er aus den Handfchriften nicht zu erkennen ist; noch mhd. Handfchriften, z. B. die Gießener des Iwein lassen ihn unbezeichnet.“

Auch im Ndd. blib der Umlaut oft noch lange unbezeichnet, wo er doch wol fchon vorhanden war. Lübben fcheint mir in der Läugnung des Umlautes im Mnd. zu weit gegangen zu fein. (Vgl. darüber meine Beiträge zur Gefchichte der Rechtfchr. II, 72 ff.) Das *y* wurde ja auch im Nord. und Agf. als Umlaut von *u* gebraucht. Wir werden daher wol dabei bleiben müssen, dass Otfrid durch *y* den Laut *ü* habe andeuten wollen.

Für das griechifche *y* im fremden Worte *sillaba* fchreibt Otfrid I, 1, 23 bereits *i*. (Vgl. Grimm Gramm. I[3] 80, Wackernagel, Umdeutfchung, Kl. Schr. III, 276.)

Was den fibenten Vokal betrifft, von dem Lachmann fagt dass er ihn nicht zu erraten wisse, fo kann, da an den Umlaut *ö* zu

Digitized by Google

Otfrids Zeit im Hochdeutſchen nicht zu denken ist, wol nur das tonloſe *e* gemeint ſein. In unbetonten Silben war dis, wenn es auch kein beſonderes Zeichen hatte, im Ahd. nach Lachmanns eigenen Ausfürungen ſchon vorhanden. Lachmann, über ahd. Betonung und Verskunst (Kl. Schr. I, S. 401) bemerkt: „dass die hochdeutſche Sprache, ſo früh wir ſie kennen, ſchon einzeln und allgemach immer mer, den Ableitungsſilben ire vollen Vokale entzieht und ſie in ein unbetontes *e* abſchwächt, wärend ſie den Flexionsendungen bis ins 12. Jarh. weit mer die urſprünglichen Laute, oft ſogar noch die Länge lässt." S. 402. „Die oberflächlichste Betrachtung otfridiſcher Verſe muss leren, dass ihm das tonloſe *e* ein ſo guter Vokal ist als alle anderen, dass er es ſer oft in die Hebung des Verſes ſetzt, wo die folgende Senkung einen vollen und oft einen langen Vokal oder Diphthong enthält."

Auch unſere gewönliche Schrift hat noch heute kein beſonderes Zeichen für diſen unbetonten, außerhalb des Hellwag-Chladniſchen Dreiecks ſtehenden Vokal (*Sweets mid-mixed-narrow*), und überlässt es der genaueren Schreibung der Dialekte, ſich zu helfen. Schmeller hat dafür ə, andere haben ę oder ɛ eingefürt.

Otfrids Bemerkung über das unſilbige (halbkonſonantiſche) *in consonantium potestatem* übergehende *i* vor anderen Vokalen ſchließt ſich unmittelbar an Donat an, bei dem es heißt: „*i* et *u* transeunt in consonantium potestatem, cum aut ipsæ inter se geminantur aut cum aliis vocalibus iunguntur, ut *Iuno*, *vates*." (Keil IV, 367.) So heißt es auch bei Aelfric, ed. Zupitza, S. 6: „*i* and *u* bêod âwende tô consonantes, gif hi bêod togædere gesette odde mid odrum swêgendlicum." (Über die unſilbigen Vokale vgl. Sievers Phonetik 123; Kräuter Lautverſch. Anh. I.) Bei Otfrid ſind die vokaliſchen *i* und *u* von den konſonantiſchen ſorgfältig durch die Accente unterſchiden. (Vgl. Erdmann, S. III und 329; Piper, Lit.-Geſch. u. Gramm. 278.)

Die Entſtehung des Zeichens *w* aus *uu* deutet ſchon darauf hin, dass *w* im Ahd. noch dem Vokal *u* näher ſtehend halbvokaliſch und bilabial, noch nicht labiodental (genauer labio-marginal) war. (Vgl. Grimm I² 139.) Statt der zuſammengeſetzten Anlaute *sw*, *thw*, *dw*, *zw* ſteht bei Otfrid noch einfach *su*, *thu*, *du*, *zu* (cf. Erdmann XII) z. B. *gisuichen* IV, 13, 25, *thuingan* III, 7, 65, *thuungin* V, 20, 87; *duellen* I, 27, 16, *dualta* I, 19, 17; *suival* II, 12, 17 etc. (vgl. Kelle II, 483 f.). Die Angelſachsen ſuchten ſich durch die Rune wên zu helfen, für welche ſpäter ebenfalls *w* eintrat.

Digitized by Google

In betreff des *k* und *z* bemerkt Lachmann: „dass Otfrid die unlateinifchen Buchftaben als notwendiges Übel anfehe, fei ihm oft als Befchränkung vorgeworfen." Ich kann indes in den Worten Otfrids nicht finden, dass er die *k* und *z* als ein Übel anfehe. Er fagt vilmer nur: unfere Sprache gebrauche fie öfter *extra usum latinitatis*, und dass es *grammatici* gebe, welche fie für überflüssig erklärten.

Das durch die hochdeutfche Lautverfchiebung aus t entftandene z hatte fich, wie Jakob Grimm und Graff unzweifelhaft nachgewifen haben, fchon im 8. Jrh. in zwei Laute gefpalten:

1) z = dem Affrikatdiphthongen ts,

2) ʒ = einer einfachen Spirans (= unferm ß wie in *gießen*).

Im Anlaut ist z diphthongifch = ts gebliben, wärend urfprünglich einfaches t im In- und Auslaut im allgemeinen unter Verdrängung des t zur bloßen Spirans geworden ist.

Otfrid hatte, wie es mir fcheint, in der citirten Stelle den Gebranch des z für die Spirans im Sinn. Von z = ts hätte er wol kaum fagen können, dass es *extra usum latinitatis* fei, da Z, wenn es auch erst nach Festfetzung des übrigen Alphabetes, zugleich mit dem Y, aus dem griechifchen Alphabet in das lateinifche aufgenommen und an den Schluss desfelben hinter X geftellt wurde (vgl. Kirchhoff, Studien zur Gefchichte des griech. Alph.[3] 120), doch in der lateinifchen Schrift die Geltung = ts erlangt hatte. Von difem z hätte er doch wol nur fagen können, dass es in der deutfchen Sprache vil häufiger vorkomme als in der lateinifchen.

Schon der Schreiber der Parifer Handfchrift des *Ifidor de nativitate domini*, wol auch ein gelerter Mönch, hatte das Bedürfnis gefült, den Spiranten ʒ durchgehends von dem Affrikatdiphthongen z zu unterfcheiden; er hatte zu dem Hilfsmittel gegriffen, dass er f, ff als Determinativ hinter z fetzte, wärend andere Schreiber das Determinativ f vor das z fetzten, was mit der Zeit das gewönlichere wurde.

Doch war man in Fulda und in St. Gallen in bezug auf die Schreibung der Zifchlaute hinter der Genauigkeit des Schreibers des Ifidor zurückgebliben, indem in beiden Schulen das Zeichen z in der doppelten Bedeutung der Affrikata und der Spirans one Unterfcheidung beibehalten wurde, obwol fich auch fowol in Fulda wie in St. Gallen einzelne *sz* einftellten. Im Tatian (vgl. Sievers Vorrede S. 14) findet fich einmal *sz: gisasznisso*, urfprünglich hatte es aber öfter in der Handfchrift geftanden. In der Benediktinerregel

Digitized by Google

findet fich *sz* zweimal: *kiwiszida*, Hatt. I, 72, *wiszun* 98, 3; bei Notker: *rábena unde álbisze* Mcp. Hatt. III, 285. Vgl. Seiler bei Paul-Braune I, 416. Auch fonst kommen vereinzelte sz oder zs vor.

Dass das ȝ als Spirans ein dem s nahestehender Laut war, geht fchon daraus hervor, dass fich bei Otfrid, wenn das folgende Wort mit einem s beginnt, häufig durch Assimilation hervorgerufen, *was* für *waȝ* gefchriben findet: *was sô, was sies* etc. (Vgl. Kelle II, 367, 508. Piper I, 104.)

In bezug auf die genauere phyfiologifche Beftimmung der Spirans ȝ ftehen noch immer hauptfächlich drei Anfichten neben einander:

1) Die Rumpeltfche, zu der fich auch Weinhold (vgl. mhd. Gram.[2] § 203) gewandt hat, dass fchon die ahd. Spirans nichts anderes als ftimmlofes alveolares s gewefen fei, mochte dis nun apikal oder dorfal gebildet werden. Der Keim zu difer Anficht findet fich fchon bei Wolke und in R. v. Raumers Schrift *über die Aspiration und Lautverfchiebung* 1837. Die Deductionen Raumers find fonst vorzüglich, aber darin ftrauchelte er, dass er von vorn herein (§ 21, 22) die Artikulationsftelle von ȝ = ß als identifch mit der von f annam.

2) W. Wackernagels Anficht geht dahin, dass die Spirans ȝ vom alveolaren s verfchiden gewefen fei, dass fich aber nicht mer ermitteln lasse, worin der Unterfchid beftanden habe. Noch 1866 fagt er ausdrücklich: „Der Laut des altd. z oder sz ist fchon feit einem halben Jartaufend und darüber erftorben und für uns unwiderfindbar.“ (Kl. Schr. III, 34.) Auch Andrefen erklärt noch 1870 den Laut des ȝ für unbekannt: „Wer vermag anzugeben, in welcher Weife verfchiden?“ (ZS. f. d. Phil. II, 325.)

3) Die dritte Anficht, welche die Spirans ȝ als marginal-dentale vom alveolaren *s* unterfcheidet, ist, fovil ich weiß, zuerst von mir 1862 aufgeftellt. (Herrigs Arch. Bd. 32.) — Herm. Paul (Beiträge I, 1874, S. 169) ist dann genau zu derfelben Beftimmung gekommen: „Bei der Bildung des ȝ wird die Zungenfpitze nicht fo weit vorgefchoben als bei der des englifchen *th*, fondern kommt höchstens bis an den Rand der oberen Zanreihe.“ — Braune (Beitr. I, 530) kommt ebenfalls zu der Anficht: 1) dass der Unterfchid zwifchen s und ȝ in der ahd. Zeit ficher nicht auf tönender und tonlofer Befchaffenheit beruhte, 2) dass difer Unterfchid ein Unterfchid der Artikulationsftelle war, und zwar, dass die Artikulationsftelle des mhd. ȝ mer nach vorn an den Zänen, die des s weiter nach oben und fo den slavifchen kakuminalen

Digitized by Google

Lauten verhältnismäßig am nächsten lag. — Scherer (zur Gefch. d. d. Spr.[2] 184) ftimmt fchließlich dem zu, dass das auslautende s tonlos fei, und dass der Unterfchid zwifchen *eȝ* und *es* nicht in felendem oder zutretendem Stimmton beftehen könne. (Vgl. meine Zifchlaute. 2. Aufl.)

Hätte Otfrid die Spirans ȝ als alveolares s gefprochen, wie es Rumpelt und feine Anhänger annemen, fo würde er fchwerlich gegen die *grammatici* aufgetreten fein, die das ȝ *inter literas superfluas* rechneten; er hätte es dann vilmer felbst in difem Sinne als eine *litera superflua* bezeichnen müssen, wogegen er fich deutlich genug erklärt. (Für z = ts hätte man, wenn auch weniger beholfen, ts fetzen können.) Eine prägnantere Bedeutung erhalten indes die Worte Otfrids, wenn wir ȝ als Zeichen des marginalen Lautes anfehen, den die lateinifche Sprache überhaupt nicht kannte, als wenn wir es als identifch mit alveolarem s annemen.

Dife Auffassung, meine ich, werde auch durch die Worte *ob stridorem dentium* einigermaßen, wenn auch allerdings nicht ausreichend, unterftützt. Auch unfer alveolares *s* pflegt man, da der Luftftrom des an den Alveolen gebildeten Fricativlautes an den Kanten der Zäne vorbeipassiren muss und hier noch eine Brechung erhält, einen *stridor dentium* zu nennen; aber der unmittelbare fpecififche *stridor dentium* ist doch der, welcher direkt an den Kanten der Zäne feine Artikulation erhält.

Auch Otfrids *sæpius* erhält damit eine fchärfere Bedeutung, da die Spirans ȝ im Ahd. häufiger ist als die Affrikata z.

So meine ich, dass wir Otfrids Anficht wol am nächsten kommen, wenn wir annemen, dass er unter *stridor dentium* genau das verftanden hat, was ich feit 1862 als marginal-dentale Spirans aufgeftellt habe. Der Laut hat fich vom Beginn des Hochdeutfchen ab nach betontem langem Vokal bis ins Nhd. erhalten, wärend er nach kurzen und schwachbetonten Vokalen und nach Konfonanten feit der Mitte des 13. Jrh., wie allgemein anerkannt wird, in alveolares s übergegangen ist. Der zur Tradition gewordene Satz, dass die Spirans ȝ feit der Mitte des 13. Jrh. allgemein in alveolares s übergegangen fei (cf. Weinhold mhd. Gramm.[2] § 204), bedarf jedenfalls einer Befchränkung.

Kräuter, zur Lautverfch. 56 bemerkt, dass die Länge fowol Vokale als Konfonanten häufig vor Veränderungen fchütze, welchen die Kürze unterlige. „Vile Sprachen und Mundarten haben das kurze s zwifchen Stimmlauten auch nach kurzgeblibenen Selbstlautern tönend

gemacht, aber nicht das urſprünglich gedente ss." Dagegen zeigt uns das marginale ȝ ein anderes Verhalten: die Verdoppelung ȝȝ nach kurzem Vokal ist in alveolares s übergegangen, wärend ȝ nach langem Vokal unverändert gebliben ist: *waȝȝer* ist zu *wasser* geworden, wärend *groȝe* einer ſolchen Veränderung allgemein nicht unterlegen ist.

Anlautend kommt die Spirans ȝ im Hochdeutſchen nicht vor, da hier z diphthongiſch = ts gebliben ist, doch darf die marginale Spirans villeicht angenommen werden, wenn in einem Reichenauer Nekrologe des 9. Jrh. nordiſche Pilgrime þor, þorgils als zor, zurgils eingetragen ſind. (Grimm, Geſch. d. d. Spr. 395.) Auch wird in engliſchen Dialekten oft z für th geſchriben, wo wol auch an marginales ȝ zu denken ist. Villeicht dürfen wir überhaupt das nord. und agſ. *th* noch unſerm marginalen ȝ näher ſtehend annemen als es gewönlich nach der heut überwigenden interdentalen Ausſprache des engliſchen *th* geſchiht. Es felt ja auch noch heute in England nicht an Phonetikern, welche das *th* nicht interdental, ſondern marginal bilden (Sweets *point-teeth-open*). Bell ſpricht es marginal und divided.

Paul weiſt zugleich noch darauf hin, dass die Spirans ȝ = ß im Judendeutſch für anlautendes hochd. z eingetreten ſei. Im Hochdeutſchen hat ſich die Verſchiebung von der Affrikata zur Spirans auf den In- und Auslaut beſchränkt. Das Judendeutſch ist aber in diſer Verſchiebung um einen Schritt weiter gegangen, indem es auch anlautendes hochd. z in die Spirans ȝ verwandelt: „*ßu*“ ſtatt „*zu*“, wie dis der Abgeordnete Frhr. v. Hammerstein in der Sitzung am 5. December 1883 bei dem Worte „woßu“ dem Abgeordnetenhauſe *ad aures* demonstrirt hat. In dem ſtenographiſchen Berichte hat Frhr. v. Hammerstein, wie er ſelbst erklärt hat, z in ß korrigirt.

Grimm (Geſch. d. d. Spr. 416) weiſt darauf hin, dass anlautendes *sz* ſich im Ungariſchen finde: „Auch finniſch T ſollte einen verſchobenen ungr. Laut zur Seite haben, und wirklich ſcheint ihm *sz* zu entſprechen in *tuuli* ventus, ungr. *szél*, *tahko* angulus, ungr. *szöglet*.“ Doch dürfte aus diſem Vorkommen wol nicht auf einen direkten Zuſammenhang zwiſchen ungariſchem *sz* und judendeutſchem ß zu ſchließen ſein; das Ungariſche ligt dazu doch wol zu fern. Indes verdient die Frage, wie die in Rede ſtehende Eigentümlichkeit des Judendeutſch entſtanden ſei, noch weitere Prüfung.

Wie weit der marginale Laut nach betontem langem Vokal noch heute von dem alveolaren hinreichend ſcharf unterſchiden wird, darüber

Digitized by Google

gehen die Anfichten noch auseinander. Sievers (Litt. Centralbl. 1883 No. 23) hat zugegeben, dass in gewissen Gebieten der preußifchen Provinzen Brandenburg und Sachsen der Unterfçhid noch ftattfindet; am fchärfsten ist er mir bei Eingebornen der Provinzen Preußen entgegengetreten. Auch ist es gewiss nicht zufällig, dass feit dem Anfange der funfziger Jare Österreich der Hauptfitz der Kämpfe für die die Unterfcheidung von ß und ss durchfürende Heyfefche Regel geworden ist, und dass dife bei der Festfetzung der Rechtfchreibung für die österreichifchen Schulen durch die Epoche machende Verordnung der österreichifchen Regirung vom 2. Aug. 1879 den Sig davongetragen hat.

Das Streben, unfere Laute in die engen Fesseln des lateinifchen Alphabets zu zwängen, hat feit einem Jartaufend an der dentalen Spirans gerüttelt, am meisten zu Luthers Zeit und von neuem durch Rumpelt, one ihn doch ganz befeitigen zu können. Um fo anerkennenswerter ist es, dass Otfrid bereits als Wächter auftrat, dass wir uns von der lateinifchen Schrift nicht ganz behindern lassen follten für die eigentümlichen deutfchen Laute eigentümliche Bezeichnungen einzufüren. So gut die Grundlage des lateinifchen Alphabets für unfere Nationalfchriften ist, und fo woltätig fie feit Einfürung des Christentums gewirkt hat, fo durfte doch für fie nicht jede weitere Entwicklung abgefchnitten werden. Für die phonetifch genaue Umfchreibung der Sprachen und Mundarten fteigern fich natürlich die Anforderungen. (Vgl. darüber H. Hübfchmann, Umfchreibung der iranifchen Sprachen und des Armenifchen.)

Noch eins tritt uns aus der Handfchrift des Otfrid entgegen. Jakob Grimm hat für die dentale Spirans, um fie von z = ts zu unterfcheiden, das fogenannte gefchwänzte ʒ angenommen. R. v. Muth in feiner Anzeige der 3. Auflage von Lübbens Wörterbuch zu den Nibelungen (Anz. f. d. A. III, 272) nennt das nach feiner Anficht ganz überflüssige und entberliche ʒ „eine üble Nachamung der franzöfifchen Cedille." Allein fchon zu Otfrids Zeit ftehen z und ʒ als graphifche Varietäten fridlich nebeneinander. (Über frühere Vorkommen des ʒ vgl. Wattenbach, lat. Pal.[3] 55.) Gerade an unferer Stelle fteht in der Handfchrift ein fer fchön gefchwänztes ʒ. Dife Form wird nach Wattenbach fpäter die gewönliche, weil die auch noch vorkommende z dem *r* rotundum zu änlich wird. Was lag daher näher als dass Grimm die beiden handfchriftlich vorhandenen Zeichen dazu benuzte, um für das ahd. und mhd. die beiden verfchidenen Laute des alten z,

Digitized by Google

die Affrikata und die Spirans, von einander zu unterſcheiden? Die ſpaniſch-franzöſiſche Cedille, aus untergeſetztem z entſtanden (vgl. Wattenbach, p. 56), ist jüngeren Urſprungs und wir bedürfen irer nicht, um uns das Grimmſche ʒ zu erklären. Für das Nhd. bot ſich als Erſatz das ß, *ß*, über dessen Geſchichte ich an anderm Orte geſprochen habe.

Was endlich das k betrifft, ſo unterſcheidet Otfrid feinhörig das deutſche von einem Nachlaute begleitete *k* (*κχ*) von der echten reinen romaniſchen tenuis *c*. Diſer Unterſchid ist namentlich von Kräuter ausfürlich erörtert. Derſelbe ſagt darüber (Lautverſch. 84): „Otfrid ſchreibt im Anlaut, ferner nach *r*, *l*, *n* im Inlaut beinahe immer *k* (zuweilen auch *ch*) und gewönlich auch für *ck*; lezteres ist nur dadurch erklärlich, dass *k* eine Doppelkonſonanz bezeichnete; auch im Tatian kommen ſolche *k* = *ck* vor (bei Williram, welcher im Anlaut ebenfalls k hat, zeigen ſich wie im Iſidor, bei Notker und in der Benediktinerregel auch *cch* für *ck*). Wenn Otfrid das *k* vor flexiviſchem *t* regelmäßig in *g* verwandelt, ſo ist *k* offenbar eine Affrikata, welche iren Reibelaut vor einer Tenuis einbüßt, änlich wie im Griechiſchen und Sanskrit *kht*, *pht* zu *kt*, *pt* werden.“ (Vgl. Kelle II, 523; Piper Lit.-Geſch. u. Gramm. 241.)

Damit dürfte auch unſere Bezeichnung *ck* einen weiteren Hintergrund gewonnen haben.

Otfrid verlangt das Zeichen k: *ob faucium sonoritatem.*

Fauces oder *isthmus faucium* heißt die Enge zwiſchen dem Gaumenſegel, den Gaumenbögen und der Hinterzunge, welche die Mundhöle von der Rachenhöle (griechiſch pharynx) trennt. (Vgl. Grützner, Phyſ. der Stimme 68, v. Meyer, Sprachwerkzeuge 124.) Doch wird *fauces* lateiniſch auch für die Rachenhöle ſelbst gebraucht.

Faucal hätte man danach villeicht die Artikulation nennen können, welche Rumpelt *velar*, Kräuter *postpalatal*, Sievers *guttural* nennt.

Es ſei mir hier geſtattet, noch eine Bemerkung aus der Geſchichte der Vokallere einzuſchalten. Hieronymus Fabricius ab Aquapendente, *de locutione*, *Ven.* 1601 ſetzte die Umwandlung der Stimme in die verſchiden artikulirten Vokale in die *fauces*; er fügte dann freilich hinzu: „At quonam modo afficiatur aer et in quam figuram partes variæ ad variam Vocalium formam contrahendam conformentur, abstrusa sane res est. Et num in vocali O rotundari magis faucium cavitatem contingat; in A vero potius ovalem figuram in longum productam

Digitized by Google

efficere: quemadmodum in E transverse ovalem: in I autem acuminatam: in U demum profundiorem cavitatem, ego sane rem difficillimam definire minime ausim." — Dass indes die Konformation der fauces allein nicht ausreiche, um die Klänge der verſchidenen Vokale zu erklären, wusste ſchon das Altertum und ist durch alle neueren Unterſuchungen beſtätigt. Doch ligt in den angefürten Worten immer ſchon ein Vorbote zu den neueren Vokaltheorien.

Mir ſcheint es keine glückliche Wal geweſen zu ſein, als Lepsius die im Kelkopf an den Stimmbändern (immediately at the larynx, ſagt er ungenau, Stand. Alph. 68) gebildeten Laute, wie unſer *h*, *faucal* nannte. Für diſe Laute wird wol der Ausdruck *laryngal*, den ich in meiner Abhandlung über die Benennung der Kelkopflaute 1863 (ZS. f. Sten. u. Orth. 11. Jarg.) vorgeſchlagen habe, der zweckmäßigste ſein. Die lateiniſche Benennung des Kelkopfs war *guttur*, die griechiſche *larynx*. Schon der Begründer der neueren Anatomie Andreas Vesalius, *Corporis humani fabrica*, Bas. 1543, gab der griechiſchen Benennung den Vorzug vor der lateiniſchen. Er ſagt: „Caput quidem asperæ arteriæ laryngem potius quam guttur mihi appellandum putaverim." Den Grund zu diſer Entſcheidung könnte man darin ſuchen wollen, dass ſich die ungute Bezeichnung *guttural* für die mit dem hintern Teil der Zunge am Gaumen artikulirten Laute bei den Grammatikern bereits festgeſetzt hätte; allein das ist in hohem Grade unwarſcheinlich; ich finde den Ausdruck *guttural* zuerst bei Joh. Wallis 1653, alſo erst 110 Jare nach dem Erſcheinen von Vesals Werk. Es haben ſich bereits vile Stimmen dafür erhoben, dass man den von Wallis eingefürten verkerten Gebrauch des Wortes *guttural* wider aufgeben ſolle.

Nach Vesal haben die Anatomen aller Nationen die griechiſche Benennung des Kelkopfs larynx angenommen und dabei wird man wol bleiben. Die phonetiſche Nomenklatur wird ſich aber immer der fest beſtimmten anatomiſchen möglichst nahe anzuſchließen haben. Dadurch werden am besten Missgriffe vermiden, wie ſie ſo vilfach vorgekommen ſind und noch täglich vorkommen.

Otfrid ſagt gegen den Schluss ſeiner Vorrede vom Schöpfer der Menſchen: „qui plectrum eis dederat linguae." Darin könnte man villeicht einen Anklang an Galen finden, welcher dem Zäpfchen (*uva*, *uvula*, griechiſch *γαργαρεών*) die Rolle eines Plektrums zugeſchriben hat: „*ὁ μὲν οὐρανίσκος οἷον ἠχεῖόν τι προκείμενον, ὁ δὲ γαργαρεὼν οἷον πλῆκτρον.*" (Gal. ed. Kühn III, 526.) Allein der leztere Vergleich

Digitized by Google

ist ſchon bei Galen ſchwerverſtändlich (vgl. Grützner, 73). Wir werden daher in dem Ausdruck *plectrum* bei Otfrid wol nur eine allgegemeine Hindeutung auf die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit der Zunge erblicken; in diſer Beziehung dürfte ja doch die Zunge das Zäpfchen, dessen Functionen erst die neuste Zeit richtig erkannt hat, wol noch weit übertreffen.

Wir müssen nach allem ſchließlich Scherer (z. Geſch. d. d. Spr.[2] 31) recht geben, wenn er Otfrid bessere Kentnis vom Mechanismus des Sprechens zuſchreibt, als etwa das gelerte Deutſchland des 11. Jrh. ſich gebildet hatte, welches wol kaum über Donat hinausgekommen ist, und werden dem Dichter des Evangelienbuches, des größten Denkmals ahd. Sprache, ſo kurz und fragmentariſch ſeine Bemerkungen über die Laute ſind, gern auch einen hervorragenden Platz an der Spitze der Geſchichte der deutſchen Phonetik einräumen.

Digitized by Google

Einige Bemerkungen

über den Unterricht in der englischen Grammatik

angeknüpft

an den „Lehrgang der englischen Sprache" von Deutschbein.

Von **Hermann Isaac.**

Dafs die Grammatik von Deutschbein* sich grofser Beliebtheit erfreut, beweist die Zahl der Auflagen, die sie im Laufe eines neunjährigen Bestehens erlebt hat; und diese Vorliebe ist allerdings eine berechtigte. Der Herr Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, durch unablässige, verbessernde Arbeit seine Grammatik zu einem äufserst praktischen Schulbuche zu machen, das dennoch diejenige Wissenschaftlichkeit, wie sie für höhere Knabenschulen erlaubt und erforderlich ist, nicht vermissen läfst.

Als ein Vorzug nach der letzteren Seite hin, der den meisten englischen Grammatiken abgeht, ist die Verwertung der Resultate der lautphysiologischen Forschungen zu bezeichnen, die einerseits in einer einleitenden Abhandlung zusammengestellt sind, andererseits in den vortrefflichen Lautbeschreibungen der ersten Lektionen zur Geltung kommen. Der viel beklagte Mifsstand der Aussprache des Englischen auf unseren Schulen kann nur gehoben werden auf dem Wege wissenschaftlicher Vertiefung in die Gesetze der Lautbildung. Und da nun voraussichtlich nicht alle Lehrer eins oder das andere der hervorragenden Werke auf diesem neuangebauten Gebiete — Ellis, Sweet, Sievers, Victor — zum Gegenstande privaten Studiums machen werden, so ist

---

* Theoretisch-praktischer Lehrgang der englischen Sprache mit genügender Berücksichtigung der Aussprache für höhere Schulen. Achte verbesserte Doppelauflage. Köthen (O. Schulze), 1884. — 8. XX u. 440 S.

Digitized by Google

die erwähnte Abhandlung, welche nicht für Anfänger, sondern für die Lehrer und auch wohl für die Schüler der obersten Stufe berechnet ist, ein verdienstliches Werk. Ebenso anerkennenswert ist es, dafs der Verfasser fortgesetzt auf analoge Erscheinungen der deutschen und französischen Grammatik aufmerksam macht und an geeigneten Stellen — z. B. bei der das Particip und das Verbalsubstantiv zugleich vertretenden Form — auch den älteren Sprachstand zu kurzen, sachlichen Erklärungen heranzieht.

Der Verfasser einer Schulgrammatik mufs aber nicht blofs Philologe, sondern auch praktischer Schulmann sein; und als solcher bewährt sich Deutschbein in der wohldurchdachten, methodischen Verteilung des Lernstoffes und in der klaren, logisch knappen Fassung der Regeln; grammatische Abhandlungen, die das bekannte Mühlrad in den Köpfen der Schüler in Bewegung zu setzen pflegen, kommen in diesem Lehrbuche nicht vor. Der Stoff ist auf vier Jahreskurse verteilt: auf den ersten (Abschnitt 1, 2) fällt die Einübung der Aussprache, der elementaren Formenlehre und der zur Satzbildung unentbehrlichsten syntaktischen Verhältnisse, auf den zweiten (Abschnitt 3, 4) die vollständige Formenlehre, auf den dritten (Abschnitt 5, 6) die Syntax; der vierte ist ein Repetitions-Kursus mit vorzugsweise zusammenhängenden Übungsstücken, in dem die früheren Abschnitte eine Reihe von grammatischen Erweiterungen erfahren.

Die Aussprache wird, wie es sich gehört, in einer Reihe von einfachen Regeln neben der Formenlehre bis zur vierzehnten Lektion behandelt; die Bezeichnung derselben erfolgt durch Zeichen über und unter den Vokalen (˘ ˆ ¯ . .. ^ʼ) und Schrägstellung der stummen Buchstaben. Daneben werden eine Anzahl von orthographischen Regeln gegeben, die den Anfänger vor manchen überflüssigen Fehlern bewahren. Nach der 17. Lektion (d. h. nach einem Semester) ist der Schüler weit genug fortgeschritten, um mit der Lektüre leichter, zusammenhängender Stücke zu beginnen; das dem Lehrbuch angehängte Lesebuch ist für die Bedürfnisse des ersten Jahres vollkommen ausreichend. Die Übungssätze, in denen auch die Umgangssprache zur Geltung kommt, sind anfangs sehr einfach, steigen aber hinsichtlich ihrer grammatischen Schwierigkeit wie ihres Gehalts in angemessener Stufenfolge empor; erwähnenswert sind die den Übungsstücken angehängten Sprichwörter und Dichterstellen. Repetitionsstücke sind zahlreich eingeschoben, und am Ende der Abschnitte hat der Ver-

Digitized by Google

fasser zum Zwecke grammatischer Repetition eine grofse Anzahl von Sätzen, in denen die behandelten Regeln in prägnanter Weise zur Darstellung gelangen, zusammengestellt.

Im besonderen ist lobend hervorzuheben die Behandlung der unregelmäfsigen Verba, welche ihrer grofsen Wichtigkeit entsprechend in zwölf Lektionen verarbeitet werden. Ihre Einteilung ist die von der Sprachwissenschaft geforderte, in schwache und starke, welche letzteren nach der Art ihres Ablautes geordnet werden; jedem Verbum ist eine kleine Sammlung von Redensarten beigegeben. Ein vortreffliches phraseologisches Material bietet der Abschnitt über die Präpositionen. Die Regeln über die Satzstellung gründen sich auf die bedeutende Arbeit von Verron und meine Besprechung derselben (Herrigs Archiv LXVII, 213—232). Den Vokabeln sind sehr häufig kurze synonymische Bemerkungen zugesetzt, und das deutsch-englische Lexikon unterscheidet sich von den mir bekannten dieser Art dadurch, dafs es bei verschiedenen englischen Übersetzungen einer deutschen Vokabel immer mit wenigen Worten den Unterschied des Gebrauches klar macht. So ist die Grammatik nach allen Richtungen bemüht, dem Schüler das Lernen, dem Lehrer das Unterrichten zu erleichtern; niemals bietet sie — z. B. in den zu lernenden Wortreihen, in denen manche Grammatiken geradezu Vollständigkeit anstreben — dem Schüler zu viel, eher an einzelnen Stellen zu wenig. Sie verlangt nirgends von dem Lehrer etwas Unbilliges — etwa wie Plötz, aus dem sich jener durch methodische Neuordnung des Stoffes, durch Umarbeitung ganzer Kapitel, logische Formulierung zahlloser nicht durchdachter Regeln erst eine neue Grammatik schaffen mufs, wenn er nicht Lust und Streben des Schülers in dem Chaos eines derartig präparierten Lernstoffes versinken sehen will.

Jede gute Grammatik bietet jedem Recensenten immer noch eine Reihe von Einzelheiten, die er verbesserungsbedürftig findet, und es lassen sich dann leicht einige Seiten füllen mit solchen Ausstellungen im Kleinen. Aber es scheint doch zweifelhaft, ob man einem guten Buche damit einen Dienst erweist, und jedenfalls vorzuziehen, dafs man diese kleinen — mitunter nur vermeintlichen — Korrekturen direkt an die Adresse des Verfassers richtet. Im vorliegenden Falle soll nur auf einige wichtigere Punkte, deren Behandlung keineswegs bei Deutschbein allein, sondern im allgemeinen in methodischer oder

Digitized by Google

wissenschaftlicher Beziehung noch zu wünschen übrig läfst, aufmerksam gemacht werden.

Hilfszeitwörter. Der Unterschied von *can* und *may* (S. 70) wird meistens dahin bestimmt, dafs das erstere die physische, das letztere die moralische und logische Möglichkeit ausdrücke (Deutschbein bedient sich deutscher Worte). Der Schritt von dem Wissen dieser eine gewisse philosophische Bildung voraussetzenden Regel zu ihrer richtigen Anwendung ist aber nach meiner Erfahrung nicht für alle Schüler gleich leicht; die meisten bedürfen einer praktischeren Handhabe, die ihnen etwa in folgender Gestalt geboten werden könnte: Ich kann = ich bin im stande I can, = ich darf I may = es ist denkbar dafs ich... I may. — Dafs *to do* (S. 204) auch in affirmativen Sätzen zur Hervorhebung des Verbalbegriffes gebraucht wird, wird kaum von einer Grammatik übersehen; dafs es aber in negativen Sätzen fortbleibt, wenn der Ton auf der Negation ruht, steht nicht überall: I did not say so heifst „das sagte ich nicht", „das sagte ich nicht" (frz. ne — point) heifst I said not so. — Für das Verbum *lassen* im Sinne von „veranlassen" die verschiedenen Ausdrucksweisen — cause, order, bid, make, have oder get mit Part. — blofs anzugeben, ist nicht ausreichend. Die gröfste Schwierigkeit macht den Schülern die richtige Verwendung von make, das sie mit der viel gröfseren Feiheit des frz. faire zu behandeln pflegen, und have, die sich in ihrem Gebrauche gegenseitig ausschliefsen. „Ich liefs ihn eintreten" kann nur heifsen I made him enter (I had him [besser his name] entered könnte höchstens den Sinn haben „ich liefs ihn eintragen in irgend eine Liste"). „Ich liefs meine Stiefel putzen" kann nicht mit make gegeben werden, sondern nur mit I had my boots cleaned. Have kann nur gebraucht werden, wenn in dem von „veranlassen" abhängigen Satze mit „dafs" eine passive Verbalform, make nur, wenn darin eine aktive Verbalform vorkommt: ich veranlafste, dafs er eintrat; ich veranlafste, dafs meine Stiefel geputzt wurden. Bid schliefst sich dem Gebrauche von make vollkommen an, nur dafs bei ihm wie bei order ein wirklicher Befehl vorausgesetzt wird. Bei order und cause kommt es auf die Beschaffenheit des abhängigen Satzes — ob aktiv oder passiv — nicht an: I caused, ordered him to enter; I (caused) ordered my boots to be cleaned.

Der Gebrauch des eigentlichen englischen *Konjunktivs* (S. 211), der bekanntlich nur in der 3. Sing. Präs. und im Präs. und Imperf. von

Digitized by Google

to be besondere Formen hat, ist im Vergleich zu früherer Zeit (z. B. bei Shakspere) ein sehr beschränkter geworden. Er wird heute vorzugsweise durch Umschreibung mit Hilfszeitwörtern gebildet; und die richtige Verwendung der konjunktivischen Hilfszeitwörter je nach den verschiedenen Satzarten ist eine Schwierigkeit der englischen Syntax, die sich mit dem Gebrauch des Konjunktivs und des Optativs im Griechischen messen kann. Am schwierigsten ist die Unterscheidung des Gebrauchs von shall und should, je nachdem im Hauptsatze eine persönliche Zeit oder ein Präteritum steht, und von should allein für Gegenwart und Vergangenheit; und es wird sich schwerlich auf diesem Gebiete eine hinreichende Klarheit erzielen lassen, ohne dafs die Satzlehre herangezogen wird — wie es auch in einigen Grammatiken geschehen ist. Demgemäfs — die folgenden Angaben wollen den Gegenstand nicht erschöpfen — wird der Konjunktiv in Subjektsätzen nach unpersönlichen Ausdrücken gegeben durch should allein (nach einzelnen it is possible etc. durch may und might); in Objektsätzen nach Verben des Wünschens, Hoffens, Bittens, Befehlens durch may und might, will und would, nach den letzteren natürlich auch durch shall und should; nach den Verben des Sagens und Denkens und der Gemütsempfindung durch should allein, nach den Verben des Fürchtens durch may und might nach that, durch should allein nach lest; in Relativsätzen durch shall und should (drücken sie eine Absicht aus, durch may und might); in solchen Temporalsätzen, die sich auf eine noch ungewisse Zukunft beziehen, shall und should; in Konsekutivsätzen durch shall und should; in Konditionalsätzen durch should (shall selten) und to be mit präpositionalem Infinitiv; in Konzessivsätzen durch may und might; in Finalsätzen durch may und might, nach lest durch should. Dafs neben dieser, wie ich glaube, gebräuchlichsten Verwendung der konjunktivischen Hilfszeitwörter zahlreiche Abweichungen in der modernen Litteratur vorkommen, ist dem Kundigen bekannt. Über die wesentlichen Fragen, wann der Konjunktiv gebraucht werden mufs oder nur kann, wann der einfache Konjunktiv heute noch statthaft und modern ist, wann der umschriebene eintreten mufs, ja über den ganzen Gebrauch der Hilfszeitwörter in Haupt- und Nebensätzen herrscht noch grofse Unklarheit, die nicht eher gehoben werden wird, bis endlich die für exakten englischen Sprachunterricht unerläfsliche Specialfor-

Digitized by Google

suchung über die heutigen englischen Hilfszeitwörter vorliegen wird.* Vielleicht dürfen wir gründliche Belehrung von dem Murrayschen Lexikon erwarten, wie ja auch das ausgezeichnete Shakespeare-Lexikon von Al. Schmidt den Gebrauch der Hilfszeitwörter bei Shakespeare erschöpfend bestimmt hat.

Gebrauch des *persönlichen Fürwortes* im Englischen *für das reflexive* im Deutschen (S. 92). Einzelne Grammatiken geben die grundfalsche Regel, dafs nach Präpositionen das persönliche und nicht das reflexive Fürwort zu setzen ist. Es handelt sich für den Anfänger gerade um die Entscheidung der schwierigen Frage, wann er nach Präpositionen das reflexive, wann das persönliche zu setzen hat. Meistenteils finden wir die Regel, dafs nach Präpositionen das reflexive Pronomen gebraucht wird, wenn dieses, das persönliche, wenn die Präposition betont ist (sobald in dem letzteren Falle kein Mifsverständnis entsteht): he thought of himself er dachte an sich; he took the child with him er nahm das Kind mit (sich); so he spoke to himself so sprach er bei sich (hier ist weder to noch himself betont, aber to him würde auf eine andere Person hinweisen). Zur Not kann man mit dieser Regel auskommen; aber leicht zu handhaben ist sie nicht, und auf welchem wissenschaftlichen Grunde ruht sie? Die einfachen Objekts-Akkusative (sich verteidigen etc.) sind alle nicht betont und werden doch alle mit -self gegeben. — Mit Hilfe der Satzlehre kann man das Verhältnis sehr kurz und unzweideutig bezeichnen: In adverbialen Bestimmungen steht das persönliche Fürwort für das reflexive. Die Verba „denken, sprechen, sich verlassen" fordern als notwendige Ergänzungen die Präpositionen „an, zu, auf"; die vom Verbum notwendig geforderte Ergänzung ist aber ein Objekt, daher: he thought of himself, he spoke to himself, he relied on himself. Die Verben „nehmen, schliefsen" erfordern jedoch durchaus nicht die Präpositionen „mit, hinter", die Ergänzungen „mit sich, hinter sich" sind also adverbiale Bestimmungen; daher: he took the child with him, he shut the door behind him. — Die Erklärung dieses Gebrauches giebt die Sprachgeschichte: noch bei Shakspere und im 17. Jahrhundert werden die reflexiven Objekts-

* Über den Gebrauch des Konjunktivs giebt es eine Schrift von Gavin Hamilton (The True Theory of the Subjunctive. Edinb. 1864), die mir bisher nicht zugänglich gewesen ist.

Digitized by Google

Akkusative ebensowohl durch das persönliche Fürwort wie durch -self gegeben; seit jener Zeit haben nun die Kompositionen mit -self das Gebiet der Objekte definitiv erobert,* in das Gebiet der adverbialen Bestimmungen sind sie nur sporadisch eingedrungen; vielleicht wird es ihnen später einmal auch gehören, wie das deutsche „sich“ das früher gebrauchte persönliche Fürwort ebenfalls daraus verdrängt hat. Die obige Regel hat nämlich Ausnahmen: es giebt einzelne adverbiale Bestimmungen, in denen das Reflexivum allein üblich ist: by one's self für sich, abseits, beiseite; in one's self an und für sich; between ourselves unter uns; she was beside herself with awe; he thought within himself; und nach den Präpositionen for (vorzugsweise), on und to wird es gern gebraucht; so findet sich bei Macaulay die Zweckbestimmung nach den Verben build, choose, claim, earn, establish, find, form, gain, keep, obtain, prepare, procure, provide, reserve, say, secure, select, shift, trace, win, write durch das Reflexivum (for one's self) gegeben; ebenso die Ortsbestimmung mit on (on one's self) nach bring, draw, invoke, lay, picture, put, take; die Zweck- oder Ortsbestimmung mit to (to one's self) nach bring back, draw, have, keep, read (to one's self für sich haben, behalten, lesen), reserve (to neben for s. oben), take; und nach for und in einigen Wendungen mit to ist das Reflexivum entschieden gebräuchlicher als das Personale. Ja, es finden sich sogar Konstruktionen in Macaulay wie contain w i t h i n one's self, collect r o u n d, disguise f r o m, encourage i n one's self (a disposition), portion out a m o n g, raise, rouse a g a i n s t, say a b o u t one's self. Look at, on one's self, inflict a wound on one's self, take care of one's self, want to one's self dagegen fallen unter die Regel; die Ergänzungen sind hier Objekte. (Über den Gebrauch der reflexiven Verba bei Macaulay siehe die vortreffliche Arbeit von Dr. E. Beckmann. Herrigs Archiv LIX 205—239.)

Die Genitive des Relativ-Pronomens *whose, of whom, of which* (S. 195) wird der Schüler niemals besser unterscheiden lernen, als wenn er über die grammatischen Begriffe des subjektiven (oder possessiven), des objektiven und des partitiven Genitivs verfügt. Der subjektive Genitiv wird ausgedrückt durch whose, wenn er eine Person, durch of which (whose), wenn er eine Sache bezeichnet. Der objektive und

---

* Die Dichter selbst dieses Jahrhunderts machen eine Ausnahme: bei ihnen finden sich die Personalia nicht selten für die Reflexiva gebraucht.

Digitized by Google

der partitive Genitiv werden gegeben durch of whom, of which. Auch für die Stellung der Genitive ist die Kenntnis dieser Begriffe insofern wichtig, als der partitive Genitiv (of whom, of which) dem unbestimmten Fürwort, Zahlwort, Superlativ, von dem er abhängt, nachtreten mufs. (Die ausführliche Regel hierüber nach Verron s. Archiv LXVII, 216.)

Dafs *any* (S. 93) in fragenden, verneinten, bedingten Sätzen steht, wird ebenso regelmäfsig angegeben, wie die vergleichenden Sätze mit as, than übergangen werden. In einigen Grammatiken fehlt eine Angabe über den Gebrauch von any in affirmativen Sätzen, in denen es eine Verstärkung von every, ein betontes „jeder“ ist; es sollte daher unter den verschiedenen Ausdrücken für „jeder“ nicht fehlen:

either (von zweien)	each (von einer beschränkten Anzahl)	every (kollektiv)	any (Verstärkung von every)

ebenso entsprechen sich:

every one any one	every body any body	everything } anything } alles	everywhere } anywhere } überall	— anyhow (auf jede Art).

Zu den Ausdrücken, welche „kein“ bedeuten, gehört auch not any:

neither (von zweien)	none (nur substantivisch) (von beschränkter Anzahl)	no (etc.) (kollektiv)	not any (Verstärkung von no und none);

in demselben Verhältnis stehen

no none not any one	nobody not any body	nothing not anything	nowhere not anywhere.

Unter den Regeln über die *Pluralbildung* (S. 172) machen in der Schule diejenigen die gröfsten Schwierigkeiten, welche von den Substantiven ohne besondere Pluralform oder mit doppelter Pluralform, sowie von den nur im Singular oder im Plural vorkommenden Substantiven handeln. Gewöhnlich werden diese Regeln in ein Dutzend Paragraphen verteilt und lassen jene übersichtliche Zusammenordnung vermissen, welche aus dem scheinbar Vielgestaltigen ein leicht übersehbares Weniges zu schaffen im stande ist. So z. B. finde ich nirgendwo die doppelten Pluralformen von Englishman etc. und hair etc. zusammengestellt, die doch hinsichtlich ihres Gebrauches demselben Gesetze folgen. Ich möchte folgende Ordnung vorschlagen:

1) Eine doppelte Pluralform haben, je nachdem sie von Einzelwesen oder kollektiv gebraucht werden:

Digitized by Google

an Englishman	some Englishmen	the English

(ebenso Scotchman, Irishman, Welshman, Frenchman, Dutchman)

a hair	some hairs	my hair
„ fruit	„ fruits	fruit
„ fowl	„ fowls	fowl
„ fish	„ fishes	fish

(ebenso die meisten Fischarten).

(Bemerkungen über die Bedeutung von fruits, über die Nebenformen von Scotchman etc. sind hinzuzufügen.)

2) Nur als Singularia werden gebraucht — das Verbum folgt im Singular:

advice (Ratschläge) merchandise (Waren) income (Einkünfte)
knowledge (Kenntnisse) business (Geschäfte) property (Besitztümer)
progress (Fortschritte) strength (Kräfte).

(Eine Bemerkung über die Plurale progresses, properties ist vielleicht hinzuzufügen.)

3) Nur als Pluralia werden gebraucht — das Verbum folgt im Plural — die Singularformen:

people Leute (People Volk — besonders im Gegensatz zu den herrschenden Klassen — hat den Plural peoples, der aber weniger gebräuchlich ist als nations),
cattle (ein Stück Vieh a head of cattle),
swine (ein Schwein a pig [hog]).

(Das letzte Wort findet sich gewöhnlich mit deer und sheep in den Grammatiken verbunden, selbst in solchen, die seine Ungebräuchlichkeit im Singular konstatieren.)

4) Im Singular und Plural dieselbe Form haben — das Verbum folgt im Singular oder Plural:

a) Die Völkernamen auf -ese und Swiss.

b) Die Tiere deer und sheep.

c) Die Maſsbegriffe head, couple, pair, dozen, score, groce, fathom.

(Brace, hogshead, stone, quire, ream dürften, da sie in der Schule wenig vorkommen, überflüssig sein.)

d) Die militärischen Ausdrücke: horse, foot, sail (Schiff), cannon, gun, shot.

e) Die Pluralformen means, news, alms.

An diese letzteren dürften sich am natürlichsten die Wissen-

Digitized by Google

schaften auf -ics anschliefsen, die ja heute auch vielfach als Singularia gebraucht werden. Dann würden die aus zwei gleichen Teilen bestehenden Gegenstände folgen: spectacles etc. und schliefslich die allergebräuchlichsten Pluralia tantum.

Es ist eine Erfahrung, die mit mir wohl alle Lehrer des Englischen gemacht haben werden, dafs die Schüler von vornherein geneigt sind, die englische *Apposition*, wie die französische, ohne Artikel zu gebrauchen. Es ist daher ratsam, sich nicht, wie viele Grammatiken (S. 162) thun, mit einer Regel über den Ausfall des Artikels bei Titeln etc. zu begnügen, sondern das Hauptgesetz hinzustellen: „die englische Apposition hat den Artikel“, dann als Beschränkung hinzuzufügen: „der Artikel fällt nur bei solchen Appositionen aus, welche einen Titel oder einen Verwandtschaftsgrad bezeichnen.“

Ausgenommen sind die ausländischen Titel czar, czarina, emperor, empress, grandduke, grandduchess, archduke, archduchess, elector, electress und princess, wenn sie dem Namen vorangehen. (Prince folgt bekanntlich der allgemeinen Regel.)

Verschiedene Grammatiken geben noch als zweite Ausnahme den Fall, wo der Name mit of folgt: the Earl of Essex, the Duke of Hereford. Nun sind aber Essex und Hereford ebensowenig Personennamen wie the Prince of Wales, the King of Bavaria, sondern Ortsnamen; es kann also gar kein appositives Verhältnis von Earl zu Essex stattfinden. Sobald jedoch ein wirklicher Personennamen zu the Earl of Essex tritt, fällt der Artikel natürlich fort: Robert, Earl of Essex; Henry, Prince of Wales.

Bei der *Präposition um* (S. 146) mufs der Schüler notwendig auf den Unterschied von about und round aufmerksam gemacht werden: he walked round the garden (um den Garten herum) und he walked about the garden (im Garten herum). — Für die Unterscheidung der verschiedenen Übersetzungen von *vor* möchte ich folgende Fassung vorschlagen:

vor — von örtlicher oder zeitlicher Reihenfolge — before
— wenn von einem beliebigen Zeitpunkt in die Zukunft gerechnet wird — before
— wenn von einem beliebigen Zeitpunkt in die Vergangenheit gerechnet wird — ago, since.

(Gewöhnlich findet man den Gebrauch von ago auf die Gegenwart beschränkt: I was in England five years ago „jetzt vor fünf Jahren.“

Digitized by Google

Das ist nicht richtig: man kann mit ago sehr wohl von einem Zeitpunkte der Vergangenheit in die fernere Vergangenheit zurückrechnen.)

Sobald gröfsere *Wortreihen* angeführt werden, scheint es mir unerläfslich für ein Schulbuch, die Wörter nicht zufällig, nicht alphabetisch, sondern nach der Bedeutung zusammenzustellen, wie es in der Grammatik von Deutschbein in der That auch meist geschieht. Für die Verba jedoch, welche abweichend vom Deutschen den Akkusativ regieren (S. 181), wäre meines Erachtens eine übersichtlichere Ordnung möglich gewesen: dieselbe, wie wir sie in französischen Grammatiken häufig finden:

Verba des Sagens.	Verba der Bewegung.	Beliebige andere Verba.
advise	precede	imitate
—	follow	emulate
answer	—	equal
contradict	meet	resemble
—	encounter	—
order		please
command		serve
forbid		obey
allow		—
permit		resist
—		brave
congratulate		defy
thank		—
—		assist
flatter		help
menace		—
threaten		believe.

Diese Ordnung wird den Schülern zu klarem Bewufstsein bringen, dafs sie nur wenige Verba zu denen, die sie aus dem Französischen bereits kennen, hinzuzulernen haben und ihre Sicherheit im Gebrauch derselben ohne grofse Gedächtnisanstrengung erhöhen. — Die Verba doubt und repent (S. 187) gehören doch wohl besser zu den Verben, die den Accusativ oder den Genitiv nach sich haben (S. 234), wenn auch die Konstruktion mit dem Genitiv gewöhnlicher sein mag.

Wendungen wie go a-hunting (auf die Jagd gehen), go a-fishing (138) dürfen jetzt aus unseren Grammatiken ausgemerzt werden, sie sind veraltet und nur noch vulgär (s. Storm 270 ff.); man sagt go (out) fishing. Die Verben der Bewegung go, be out, take out, come (running) sind also zusammenzustellen mit jenen anderen (commence, cease, intend, deny etc.), nach denen das *Gerundium* ohne Präposition folgen kann. — Dafs das substantivische Subjekt des Gerundiums nicht immer in den sächsischen Genitiv verwandelt wird, sondern auch

Digitized by Google

Nominativ bleiben kann, wird von den meisten Grammatiken erwähnt (S. 220); aber die Grenzen für diesen Gebrauch werden nicht gesteckt. Giebt es keine oder sind sie auch nicht bekannt? — Mir sind bei der Lektüre vier Fälle aufgefallen, in denen das Zeichen des sächsischen Genitivs fortzubleiben pflegt: 1) selbstverständlich, wenn es eine Sache bezeichnet, 2) wenn es einen Zischlaut am Ende hat (im Plural z. B.), 3) wenn es Bestimmungen bei sich hat, 4) beim passiven Gerundium. Aber auch aufserhalb dieser Fälle findet sich der Nominativ statt des Genitivs vor dem Gerundium, kurz — non liquet.

Es giebt eine im modernsten Englisch ziemlich häufig vorkommende Konstruktion, die von der Mehrzahl der englischen Grammatiken gar nicht einmal erwähnt wird — eine recht auffallende Erscheinung, die deutlich beweist, dafs die Zahl oder Unzahl der täglich erscheinenden Grammatiken zu dem Umfang und der Tiefe der grammatischen Specialforschung nicht in geradem Verhältnis steht. Diese Konstruktion ist der *Accusativ mit dem Infinitiv nach for* (S. 216). Er ist, wenn mich meine Beobachtung nicht täuscht, im neuesten Englisch mehr in Aufnahme, als er früher, z. B. in den Schriften des vorigen Jahrhunderts war. Vorhanden ist er aber bereits bei Shakspere; freilich kommt er dort nur ein paarmal vor und nur als Vertreter von Subjektsätzen, während er heute für alle möglichen Arten von Sätzen gebraucht wird. Am ausführlichsten finde ich diese Konstruktion bei Bandow behandelt, dessen Beispiele den mannigfachen Gebrauch derselben hinlänglich erläutern. Ich selbst habe in den letzten Tagen in wenigen Kapiteln aus „Silas Marner“ und „Romola“ von George Eliot sieben Beispiele gefunden, die ich mir hinzuzufügen erlaube: (Subjektsätze.) It is easier for a camel to go through a needle's eye than for a rich man to enter the kingdom of God. — How considerate it was for San Francisco to rest contented with so small a portion of the wealth. — It is enough for a man to understand his own business. — It's part of my punishment for my daughter to dislike me (Eliot). — It will be to very little purpose for you to frequent good company, if you do not learn their manners (Deutschbein). — (Objektsätze.) The sturdy boy longed for the time to come which gave the ocean for his home. — I longed for John to speak and tell me something. — I should be very thankful for father never to be troubled with knowing what was done in the past (Eliot). — We shall

Digitized by Google

be glad for you to stop as long as you like. — (Es ist gewifs nicht als Zufall zu betrachten, dass sich der Accusativ mit dem Infinitiv nach for bei Verben der Gefühlsthätigkeit und gerade bei solchen, die ein Objekt mit for verlangen, findet.) — (Attributivsätze.) Dombey is the man for you to choose as a friend. — He put a ladder up for me to get down by. — Is this not a strange situation for me to be found in? — Truth is a riddle for eyes and wit to discover (= to be discovered by eyes) (Eliot). — (Finalsätze.) The hour was now come for him to awake. — The crocodiles leave their eggs in the sand for the sun to hatch [them?]. — She held the door wide for them to enter (Eliot). — Thy tongue can[not] leave off its everlasting chirping long enough for thy understanding to consider the matter (Eliot). — (Vergleichssatz nach too.) Her thoughts were too busily occupied with the sad transactions for sleep to visit (als dafs) her pillow. — The Roman writers have transmitted some reports ... too audacious for even themselves to have believed [them?]. — The heap of coins had become too large for the iron pot to hold them. — Godfrey's mind was too full of his lot for him to give much thought to Wildfire (Eliot). — Die Grenzen des Gebrauchs dieser Konstruktion fest zu bestimmen, bin ich ebensowenig im stande wie die Grammatiker, welche ich durchsucht habe;* wir haben hier wiederum ein interessantes Gebiet der englischen Grammatik, das der Specialerforschung wartet. Für die Schule indessen wird es kaum erforderlich sein, in alle Verwendungsmöglichkeiten einzugehen; sondern genügen, auf die häufigst vorkommenden aufmerksam zu machen. Notwendig ist die Konstruktion zum Ausdruck von „als dafs“ nach too, wenn das Subjekt des Nebensatzes ein anderes als das des Hauptsatzes ist, übrigens eine Bedingung, die, wie Deutschbein richtig bemerkt, für alle Fälle Geltung hat. Sehr gewöhnlich ist sie als Vertreterin von Subjektsätzen vorzugsweise nach unpersönlichen Ausdrücken (it is possible etc.), häufig an Stelle von Finalsätzen. Jeder Satz aber, den sie vertritt — auch hierin folge ich Deutschbein — mufs eine Notwendigkeit oder Möglichkeit ausdrücken, und nicht ein Faktum; nach it is true, certain, probable, it happened wäre sie undenkbar.

* In Mätzner habe ich wohl die jetzt veraltete Konstruktion von for to mit dem Infinitiv ausführlich behandelt gefunden; für die vorliegende habe ich nur ein, wie es scheint zufällig hineingekommenes Beispiel entdeckt.

Digitized by Google

Ich wiederhole nochmals, dafs die vorausgehenden Erörterungen sich nicht ausschliefslich gegen die Grammatik von Deutschbein wenden sollen — sie könnten es doch nur zum Teil — sondern ganz objektiv einzelne verbesserungsfähige Seiten des grammatischen Unterrichts in der englischen Sprache bezeichnen. Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs die nicht unbedeutenden Lücken, welche das Fundament dieses Unterrichts dem sehenden Auge bietet, durch eifrige, vielseitige Detailarbeit ausgefüllt werden mögen. Denn es giebt keinen gröfseren Feind eines wissenschaftlichen, eines methodischen d. h. eines fruchtbringenden Unterrichts als — Unklarheit.

Digitized by Google

Der Ebingersche Vokabularius 1438.

Von

Dr. Renward Brandstetter.

II.

Die Pflanzen- und Tiernamen.

Abies etis tanne 3. d. f. g.
Abrotanum gertwurtz vel schabwurtz.
Abrosiana huswurtz.
Absintheum wermuet.
Accasium schlehe.
Accancie allant.
Achantus hufen dorn vel wasolter.
Acer eris massolter.
Acera grund rebe.
Accidula sur ampher.
Achileya = mille folium.
Agaricus est quædam herba.
Agacia schlehe. agazio ich schlehen brichen.
Agarica est fungus candidus et odiferus nocte lucens.
Agrestis = villikanus dorfman aker man vel quædam herba.
Agrimonia quædam herba.
Agnus castus est herba conseruans castitatem.
Albutum haselwurtz.
Aleum knobloch.
Allia knobloch.
Alica ein korn.
Aloa est herba suauissimi odoris.
Algo vel alga herba marina.
Allutum est herba marina.
Alnus erle.
Amarellus emerze.
Amarillus amelber böm.
Ambrosia est herba perdulcis.
Amigdalus mandel böm.
Amonis amenböm.
Amorusca gensbluem vel eyter bluem.
Anisium enis.
Appallaria schafft höw.
Appium ephe.
Aquilegia agleige vel agrimonie.
Arbutus butten böm 4. d.
Asarius hasel wurtz.
Asarabacaria idem est.
Ascalonia est herba sicut dicta ab ascalon ciuitate.
Accorus herba s. swertel.
Atriplex herba s. melden.
Auena habern.
Auellannus hasel stud.
Auellanna hasel nus oder stud.
Aurisea masledi herba quædam.
Ayzon huswurtz.
Baleranus katzen krut.
Balausterium dicitur centifolium puluis foliorum eius sanat wlnera.
Barba iouis huswurtz.
Bardana gröſs klett.
Bedula, bedorgar brunn wurtz.
Bedellium est arbor aromatica.
Benedicta bach múntz.
Betonica est quædam herba.
Bethonia, betenia herba.
Bidellum brunn wurtz.
Bismabia ibsch.
Bistorta múntze.
Blattulum schnitloch.
Bletra manglod.
Boletus phifferling.
Borith est herba fullonum ad lauandas vestes.
Borrago burrethz.
Brassamica brunnwurtz.

Digitized by Google

Brionia finer wertz.
Buglossa öchsen zung s. herba.
Calcandida kúrbs.
Camomilla gramill herba.
Canapus hanf vel hanf söm.
Capudium kabus.
Caprifolium winda.
Capillus vemeris est quædam herba.
Carpeus hagenbuoch.
Carui, carium kúmi.
Cardamus wilder kresse.
Carendula ringel bluom.
Castaneus kestenböm vel pannus dunkel gräw.
Caulis köl.
Cedus cederböm.
Celidonia schelwurtz vel gold wurtz.
Centinodia wagbreiti.
Centauria maior erde galle.
Cepa 1. d., cepe 3. d. zubele. cepa marina wurmkrut. cepulacen zúbel muofs. ceparium ein muofs mit zubellen. cepulatum ein muos mit fleisch vnd pheffer wurtzen vnd zubellen gemachet.
Cerussus, cerasus kirsbom.
Cicer is kiker erwis.
Cicuta wütrich vel schmerling.
Ciclamen winde.
Cidonius kütten böm.
Cingus est arbor flexibilis vel cingus dicitur schwam.
Cimium römsch kúmi.
Cinoglossa huntz zung talis herba.
Cinus melböm vel eschi böm.
Cippressus crippes böm.
Ciparis wilder galgan.
Ciprus merbintz.
Cirpus holbintz.
Citrus tierli böm citrum tierli.
Consolida quedam herba.
Concurbita kúrps.
Cornus hagen dorn.
Corulus hasel stud.
Corriola, corrigiola artzme vel kratzme winde herba.
Cordiaurum est herba frigida scilicet coriander s. ringelbluom.
Corinbus rebgebli winda.
Crassula basilie.
Crocum saffran.
Cucumer kúrbs vel erdöpfel. cucumarius kúrbsgart.
Cucusta wütrich.
Draguntea nater wurtz.
Dumus hurst hegg vel heidelber vel bramber.
Ebulus, ebulum attich.
Edera guot wurtz ebhöw.
Elobrum album gemerr s. wis wurtz.
Elitropa sunnen wirbel.
Enulancampana alant.
Emicedo Brachloch.
Epatica leber krut.
Epithimum est flos thimi.
Ericonon vntzitig krutt.
Ernum vislig korn vel quoddam legumen.
Ernus wiki vel dicitur ficus.
Eruca brachkrut.
Esula wolf milch.
Esulus brach krutt.
Esculus nespel böm.
Eupatorium wildi salbin.
Faba bona.
Fagus buocha.
Farrago, farraga grüni gerst.
Far weise.
Fenum grecum kriechs höwe.
Feniculum venchel.
Ficus figbom vel figboms fruht vel morbus s. figwertz.
Filipendula herba s. meiolan.
Filix varn herba.
Finecula = parua ficus.
Fraga erdber. Fragus erdberstud vel curuatio pollicis vel ipse pollex.
Fraxinus eschkriech. fraxinium est locus vbi crescunt.
Frambosus hinber.
Fu = herba quæ etiam valeriana dicitur.
Galbanus quædam herba.
Galganum gallgan. galanga galgan.
Galla merhirs vel eich öpfel.
Gallianum = gabanus herba.
Gamandres gamandre.
Gariophilum, gariophilata, gariophilatrix gamandre.
Girasolis wunder böm.
Glans dis eychel.
Gladiolus, gladiola schwertel.
Gleba turd vel kle vel erd scholl.
Glissidis herba s. bethenie.
Glos ful holtz bruoder wip bluom.
Granum solis gich korn.
Herebitus erbselböm.
Iacinctus flos s. gleige.
Ibiscus est genus virgulti quod vtitur pro flagello.
Iris regenbog gleyge.
Iuniperus rekolter.
Iuncus semd vel bintz.
Iusquianum púlsen talis herba.

Labicium rosshuob vel blachte.
Labrusca tistel vel hag reb vel nahschatt vel vnzitig fruht vitis agrestis.
Lactuca latoch. lactoca argestis wilder lattich.
Lanceo rippe quædam herba.
Lanugo tútenkolb vel nuwer bart vel flos cerbuli qui postquam exsiccatus est leui flatu fertur in aerem.
Lappa klette.
Lapacium, blachte sed credo dici labicium.
Laurus lorbon.
Laureola zilant.
Lauribacca lorbona.
Lauendula lauendel vel ringel bluom.
Lens lentis linsi.
Lenticula öluas vel clein linsi vel est diminutum a lens tis.
Lentiscus kriechböm vel melböm.
Libisticum lubstek quædam herba.
Lilium lye est lactei coloris vel stengel.
Linum flachs vel vilum vel rethe.
Ligwa canis huntz zung quædam herba.
Ligwa ceruina hirtzung talis herba.
Liquaricia süses holtz.
Lupinus wölfin genus leguminis.
Lupulus hophe.
Lutum prima producta est rubeus flos.
Macis muscat bluem.
Macracen venchel.
Macropiper est longum piper.
Maguderis köl dorse.
Malua papel quedam herba.
Malomellum maltz öpfel.
Malum terre eröpfel.
Mandragora alruna vel erd öpfel herba habens poma.
Mastix weid vel berchtram.
Medica est quoddam genus leguminis quod quum semel seritur decem annis permanet vel est arbor que alio nomine dicitur citrus.
Mel siuestre sunt folia in deserto lata rotunda lactei coloris et mellitum saporem habentia.
Melanpiper lang pheffer.
Mellilotum himel schlüssel.
Melotum wilder kle.
Mempheus grensing.
Menta müntz scilicet herba.
Mercularis hopfe.
Migra vngestampti gerst.
Migma est ordeum cum palea munita.
Millefollium gerwel herba quædam.
Millemorbium truoswurtz.
Mirifica birche.
Mirra e est arbor vel gumi eiusdem.
Mirtis mirtelböm vel stund krut scilicet herba.
Molusca dicitur nux castanea.
Morus mulböm.
Moradium heydeber.
Mora rubi branber.
Moracelsi mulber.
Muscisca muscat böm.
Muscus miesch.
Napa = rapula = rübe. napus idem.
Nardus ein krut vel ein böm.
Narstutium kress herba.
Nepeta dicitur menta siluestris.
Nerpulum velt kúmi.
Nespulus nespel böm.
Nux longa mandelkern.
Oliua ölbom.
Olea idem scilicet arbor.
Oleaster wilder ölböm.
Olus köl.
Origanum roter kost.
Orphinum est herba crescens sine humore s. bönlen.
Ossinum herba s. basilie.
Paliurus distel s. talis herba.
Palimmus agleye.
Pandeconum wilder venchel.
Panicium = lilium.
Papauer 3. d. magsamen.
Papirus gross gesemd vel mer bintz vel papir.
Pastinaca girgell scilicet herba radix vel núw setz mit reben oder ein karst.
Passul mer trúbel.
Pepo hebena.
Perforata sant johannes krutt.
Pes uitula aroue scilicet herba.
Petercilium peterli.
Petaffium fúnfbleter quædam herba.
Pyonia giht korn.
Picea vorha quædem arbor.
Pinpinella bibinella.
Piper pheffer.
Pirus bierböm.
Piretrum behtram herba.
Pisa, pisum erwis.
Plantago wegrich.
Pomus öpfel böm.
Policaria wund krut.
Polipodium stein varn vel engel süsse.
Polium ried krut.
Populus est arbor.

Digitized by Google

Porrum loch vel búrreths.
Portulaca bürtzel.
Porruscecilis schnitloch.
Precula schnit loch.
Prunus kriechbom.
Pulicaria agleya.
Quercus eych böm.
Quiniorda = rosa canina.
Rabacaulis rübkrut.
Rafanus maior retich.
Raphanus minor mer rätich.
Roborum mora dicuntur agrestia poma.
Rodans tis rosen stude.
Rosmarinus mer röfs.
Rubus dorn bösch vel bramo.
Rubeta lob frösch vel mulber.
Rubetum harnstein bösch.
Rubea lidwurtz.
Rufa coccio = lens lentis.
Ruta rut talis herba.
Satirion stendel wurtz.
Sagacia schlehbom.
Salix wid.
Salina naht schatt vel csels burdi vel locus vbi invenitur sal.
Saluia salbey.
Saliunca riet grafs.
Salmentum herba spinosa.
Sambucus holder vel species simphonie de sambuco facta.
Saginarius hartrúgel s. arbor vel id est homicida.
Sandix rietkrut rubea herba.
Sanda pheffer böm.
Sauisma seinböm.
Sencio agleye vel senex.
Senecion brunnen kress vel brunnen wurtz.
Serpillum kenle keln scilicet poleium siluestre veltken scharley.
Serpentina serpetin wurm krut.
Siligo rogg siliginus roggin.
Silermontanum siermandra.
Simula bluom vel simelbrot.
Sinapis, sinapium senf.
Spargus rossmúntz.
Squamonia ein krud.
Spillus agley.
Spinnellus spinelböm.
Stimula est quedam herba.
Solsequium sunnen wúrbel talis flos qui sequitur solem.
Sorbum sefi böm.
Strucianum wilkol.
Tamariscus bantz scilicet herba.
Therebintus rekolter böm.
Thymus quidem flos.
Thireus swertel.
Tormentilla fruwurtz quædam herba milch krut.
Tragenta senf.
Tremula aspa.
Valendriana baldram.
Veniculum venchel. veniculum porcinum wilder venchel.
Vertilago wolf milch.
Virga pastoralis wolfstrel.
Vitulamen abschniten winter gerst.
Viola vigelbom viglat. violacium, violaria vigel krut.
Vlmus wul böm vel vlm böm.
Viticella liela herba.
Vua passa mer trúbel.
Ybischus ybsch.
Ybiquincida merbintz.
Yrios arone.
Yliaca wermuot.

Accipiter habk.
Acciclus egli.
Achaneis = carduellus vel distel kolb.
Attago birch huon.
Agredula = parua rana.
Alauda lerch.
Alchion est auis maritima.
Amma est auis nocturna quæ alio nomine dicitur stryx.
Amio piscis quidem ein brahsme.
Amphisebena zwöhöptig wurm.
Aneta ente.
Anetarius entrech.
Ano angel visch.
Anser gantz.
Apper eber schwin.
Apis big.
Arapagarius egden pherid.
Aranea spinne vel mer spinne.
Assilus big on angen alias trien.
Aspiriolus eychorn.
Asturcio habk vel einer leige ross dz man einem herren näch füret.
Attelibus brucus s. keuer.
Atticus humel vel keuer.
Auca gans dicitur ein stroneggler.
Auis vogel. auigerulus qui gerit aues ad uendendum.
Aurata quidam piscis.
Aurificeps quidam volucris s. eserli vel rott brústli.
Aurifrisius reigel.
Babalus barbe.
Baleam piscis hus vel wal visch.
Bardalus quoddam animal.

Digitized by Google

Bibio onis win mugg.
Blatta glissent vogel vel purpura vel fledermus.
Borbeta trische.
Bos rind.
Botraca eydochse scilicet habens faciem rane.
Brucus keuer parua locusta.
Brunellus esel.
Bubalus walt öchs vel vrochs. bubalinus idem est. bubulus klein wald öchs bucalis wald öch. bucula wald öchsin.
Buchingus búking.
Caballus hengst vel stechross.
Cabellus buren rössli.
Cabo bonis = equus.
Calamita vergift frösch.
Camelon est bestia in ethiopia.
Camelopardus kemelbar.
Canapeus est parua auis habitans in canapo.
Cantaride guldin wúrmli die vff eschin bömen wachsent.
Caprea rechgeis vel varn wider.
Capricanus, capricornus steinbok.
Capitarus groppe.
Carduellius distel uogel.
Cariola iserli s. volucris.
Caropus gropp.
Cattus katz.
Cattellus húndli.
Catulaster paruus canis scilicet welf.
Cecula blinden schlich vel ciser mus.
Cefalus groppo.
Celido = hyrundo.
Cerastes gehúrnter wurm.
Ceruus hirtz vel furca que sustinet domum rustici.
Cerua hind.
Cethus wall visch.
Cicada muchein.
Ciconia storch.
Cicedula klein cisli.
Cimex wandlus.
Cinifes fis f. g. huntzmug.
Cinomia huntz flieg.
Cinifex mugga s. cinifes.
Cinomolgus = ciniphes vel pellicanus.
Cirogrillus = erinacius.
Cix = cisli.
Clebia hasel scilicet visch quidam.
Cocodrillus finna marina vel auis cocodrille.
Congros pisces scilicet hasel.
Conturnix wachtele brachuogel sed debet dici cuturnix.
Corilius karph.
Coredula dula.
Cornix krega.
Coruus rapp.
Coturnix rephuon.
Crabrona est vermis quidam ein böser fliegender wurm.
Crotalus ein tier.
Culex mug wantlufs.
Culpar ein barg schwin.
Curlegus rephuon.
Delphin mer schwin.
Dentrix est piscis multos et grandis habens dentes.
Diomede griasmugg.
Diomeda wasser vögelli.
Dispas adis est genus serpentis scilicet wasser wurme.
Dumapiscis stichling.
Edis ein kitzi. edos wider. edum kitzi vel widerli.
Ella alant quidam piscis.
Emissarius bok vel cursor vel schell s. equus qui aptus est ad coeundum ad equas.
Emorreus bluet wurm.
Equus ein ross. equa merch. equester rossman. equitius ross staller.
Ericinus mersnek.
Ericius, erinacius ygel.
Erodius valk.
Erugo egel s. röti rubigo vicium segetum.
Erudo egel.
Esinus merswin.
Escaurus huso quidam piscis esok idem.
Fenix est auis coccinei coloris.
Ficedula ried schneph.
Foca e merkalb.
Frigellus buochfink.
Fucus est apis non mellificans sed aliorum mel comedens vel brem vel mul kefer crescens in stercore mulorum vel farwe krut.
Fulica bilgrim gir valk vel hor gans.
Fundula grundel.
Furfarina dorntúchel.
Gacius, gadiolus quidam piscis.
Gallina henna.
Gallinacius kappun.
Gamma wasser wurm.
Gamarius est piscis scilicet salm.
Girofalko girfalk bönfalk.
Glis animal glis terra tenax glis lappa vocatur ein ratt muos lette ein klette.
Grus krye kranch.

Digitized by Google

Guggulus göch.
Herodius herodion valk.
Hirperius husreit s. piscis.
Iaculus fliegend schlang vel schütz wurm.
Ibris vel ibrida est porcus natus de apro siluestri et porca domestica.
Idrox wasser steltz.
Ixion onis est alba auis de genere vulturum scilicet minor.
Lamia hechsi tale animal et est monstrum.
Larus secundum quosdem músser vel weche vel wasser vogel s. hünli.
Laudula lerche sed crede debere dici alauda.
Ledia quidem pisces.
Leena löwin vel helfant.
Lepus has.
Lepos est auis in stangnis habitans.
Leporarius canis s. wind.
Letofagus est vermis mortuus comedens.
Limax snegg.
Linx luhs.
Ligwa auis vogel mug.
Licissa est animal natum ex patre lupo et matre cane.
Loaficus weche talis volucris.
Locusta höwstaffel matschrek vel quedam herba.
Lumbricus regen wurm vel wurm in dem buch.
Lupus ein wolf.
Lupus hecht.
Luscina mer vögellin.
Lusculus quidem piscis.
Lutilia wasser steltz.
Melus hermli vel tachs inde melota.
Melomurus vnda aque vel est swartzer mer visch.
Melaurus schlige vel piscis.
Menonides swartz mer vögelli.
Mergulus tucherli.
Merges etis ysuogel.
Merops grün specht.
Mergus = mergulus scharbe.
Merulus qui cantat pro vino vel smierling.
Merula amsula.
Meranulus schwartzer mer visch.
Meropis muser.
Merocor horrnus.
Migale hermli.
Miluus wige.
Millabo dicitur piscis volitans supra aqua et significat tempestatem.
Mingeus ad parietem est canis vel infirmus qui non potest longus ire.
Mirlus smirlus scilicet auis.
Mix iserli s. auis.
Monedula tula.
Mugilus est piscis valde agelis.
Multipes vermis multorum pedum.
Murena lemphir piscis quidem.
Murenula diminutum núnög vel silbrin vel guldin kettena vel fúrspang vel ornatus colli.
Muriceps, murilegus katze.
Muricio merschnegg.
Murex icis est piscis.
Murica e est coclea vel conchilium.
Musio catze.
Musca flieg vel monile.
Mustela wisel.
Musmo est animal natum ex caprea et ariete.
Nictimena wigla.
Nicticorax naht rapp.
Nicinus huntz fliege.
Nigella ratte.
Ninulus hinden kalb.
Obices dicitur serpens colorem arene habens.
Onager wald esel.
Onocrotulus vel onocrotalum est auis wulgariter hortrúbel.
Ontragus est auis secundum quosdam dicitur schnephe.
Onoliras dicitur quasi asinus.
Orix est quidem mus s. animal in mundum vel heher vel hasel huon vel animal simile capre siluestri.
Oriolus witewal quidam volucris.
Ornix heher est auis vel quercus.
Orthigomet... rephuon orhuon.
Orthimetra vrhön.
Orticulerna hortuba.
Ossifrangus bein brúchel quedam auis.
Ostrea wasser schnegg piscis.
Palumber ruoder laffe slage tube oder holtz tube.
Papilio phiffolter.
Pardulus phigargan origen cameleon.
Parix meise.
Parias est animal quod cauda ambulat = pareas.
Passer gespar.
Passilis est auis vel animal quod manu pascitur.
Paua phewin.
Pegasus phawe.
Pellicanis est auis.

Digitized by Google

Pellanus schlyge talis piscis.
Pelliades idem est.
Pelora tröstel auis.
Pellargosis dicitur ciconia.
Perdix rephuon.
Peribolum belua marina.
Piceneus picconius rötbrüstli.
Picus specht.
Pigargonius quoddam animal vel auis.
Pigargus quædam auis parua.
Pipus specht.
Pipiones sunt pulli columbarum.
Piscis visch. pisciculus, piscillus vischli.
Phasianus fasant.
Philomena nahte galla.
Platanus eychorn.
Plais schlyg talis piscis.
Polernus fúli = pollendrus.
Porcus swin. porca mora.
Poruirio, porphirio est quædam auis.
Pulex floh schwartze lufs.
Puto onis yltisen animal.
Rana frösch.
Rubicula rötteli talis piscis.
Rucius ross.
Salmo salm piscis.
Salmandra ein fúr wurm ein lintwurm.
Saura moll scilicet vermis.
Scarabius wibel vermis.
Scabro ross keuer crescens in sterkore.
Serpedo tö wurm = lumbricus vel dorn wurm.
Seta burst vel wasserkalb.
Sibulus wisplung vel serpens.
Silarus barbe.
Sillago quidam piscis.
Simeus aff.
Sparus tratt piscis.
Speriolus eichorn.
Strix wiggla hülen.
Sorex schermufs spitzmufs.
Scorpia nater.
Scrofa su vel more.
Tabellius zabel animal quoddam.
Tereo holtzwurm.
Theballus zebel zilitz quedam animal.
Tirus ein land vel triatel made.
Tortuca scharphe s. vermis.
Tragicus wefze.
Trages quedam animal.
Tragelaphus hirtz bok.
Trossa trossel.
Tuligo mer visch.
Turdus brach vogel stare.
Turdela trostel.
Turnilla grundel quidam piscis.
Velter wind scilicet canis.
Vermis wurm. vermiculum rot wúrmli sidin wúrmli.
Vespa wespi.
Vippera nater vipperus natreht.
Vitulus kalb vitula kalba.
Vllula hüwlem auis.
Vppupa widhopf.
Vrculus mer ross.
Vria schwin lus.
Vrsus bere vrsa berin.
Ypotus merschwin.
Ybex ibsch est genus quadrupedis.
Yrundo schwalb vel yrugo.
Yrugo egla.
Ydrus wasserschlang.
Zomus phaff in der fedren.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Breymann, Französische Elementargrammatik für Realschüler. Ausgabe für Lehrer. München, R. Oldenbourg, 1884. XII u. 75 S. — Breymann und Möller, Französisches Elementarübungsbuch für Realschüler. München, R. Oldenbourg, 1884. VI u. 175 S. — Breymann und Möller, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarübungsbuches von Hermann Breymann und Hermann Möller. München, R. Oldenbourg, 1884. 48 S.

Seit mehreren Jahren sprechen sich immer mehr Stimmen, sei es in Zeitschriften, sei es in selbständigen Veröffentlichungen, für die Notwendigkeit einer Änderung der bisherigen Methode des Unterrichts in neueren Sprachen aus. Diese Änderung wird teils in Bezug auf die Unterweisung in der Aussprache, teils in Bezug auf die in der Grammatik verlangt.

Man verlangt heutzutage vor allem eine bessere theoretische Einsicht des Lehrers in die Natur der Laute der fremden und derjenigen der eigenen Sprache, und man behauptet mit Recht, dafs der Lehrer einer fremden lebenden Sprache die Pflicht habe, sich mit diesem Gegenstande zu befassen, nachdem Männer wie Brücke, Sievers, Trautmann, Vietor, von den Ausländern gar nicht zu reden, so feine Untersuchungen und Beobachtungen auf diesem Gebiete gemacht haben, Untersuchungen und Beobachtungen, die ebenso interessant an sich, als zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis eines wichtigen Teils der Sprachkunde notwendig sind. Kennt der Lehrer aber die Physiologie der Laute der fremden Sprache und den Unterschied, der zwischen ihrer Hervorbringung und derjenigen der verwandten Laute seiner Muttersprache stattfindet, so ist er auch offenbar besser im stande, seinen Schülern nicht blofs durch einfaches Vorsprechen und Nachsprechen ihrerseits auf rein empirische Art die Aussprache beizubringen, sondern auch durch fafsliche Angaben über die Hervorbringung der Laute ihnen die Schwierigkeiten hinwegzuräumen oder zu erleichtern. Es ist ja selbstverständlich, dafs es dem Schüler leichter sein mufs, einen gewissen Laut hervorzubringen, wenn er eine Anleitung über die Art der Stellung der Sprachorgane bei Aussprache desselben erhält, als wenn man ihm noch so oft einen Laut vorspricht, den er trotz seines guten Willens nicht trifft, weil er nicht weifs, wie er denselben hervorbringen soll. Dafs man aber die richtige Aussprache

Digitized by Google

schon gleich in der ersten Stunde zu lehren hat, liegt ebenso klar am Tage, denn „quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu."

Die zweite Forderung, die man in neuerer Zeit an den Sprachunterricht stellt, betrifft die Verminderung des grammatischen Stoffes, der dem Lernenden zur Aneignung dargeboten werden soll. Es ist bis jetzt zu viel Grammatik getrieben worden, man hat dem Schüler Regeln und Ausnahmen zu lernen aufgebürdet, die er nie Gelegenheit hatte anzuwenden. Die meisten Verfasser von Schulgrammatiken suchten ihre Vorgänger durch gröfseren Regelreichtum und gröfsere Vollständigkeit der Ausnahmen zu übertreffen — zur Qual der Schüler und zum Schaden der Sache. Warum dem Schüler zumuten, Regeln und Ausnahmen zu lernen, die er während seiner ganzen Schulzeit und selbst bei späterer schriftlicher oder mündlicher Anwendung der fremden Sprache nicht brauchen wird? Stellt nicht die heutige Zeit überhaupt mehr Anforderungen an die Lernkraft der Jugend, als dies früher der Fall war, und soll man nicht einem Schwerarbeitenden jede unnötige Last im Interesse seiner Leistungsfähigkeit abnehmen? Also auch diese Forderung — Vereinfachung des grammatischen Lehrstoffs — ist sicher berechtigt und wird im Princip nicht auf grofsen Widerstand stofsen, wenn auch im einzelnen bei der Festsetzung des zu Bietenden und des Wegzulassenden sich Meinungsverschiedenheiten ergeben dürften.

Diesen beiden Forderungen in Bezug auf Aussprache und Grammatik suchen nun die Bücher von Breymann und Möller zu entsprechen.

I. Die Elementargrammatik von H. Breymann enthält auf 52 Seiten das Regelmäfsige aus Laut-, Schriftzeichen- und Formenlehre.

a) Die Lautlehre behandelt in übersichtlicher, leicht fafslicher Weise das Notwendige über die Vokale und Konsonanten und deren Aussprache, die Silben, Doppelkonsonanten, die Betonung und die Bindung. Eine schöne Tabelle in § 9 giebt dem Lehrer Gelegenheit, den Schüler auf die Art der Hervorbringung der Konsonanten aufmerksam zu machen. Da es nun vorkommen kann, dafs der Lehrer selbst nicht genau über die Bildung der Konsonanten informiert ist, so hat sich der Verfasser die Mühe genommen, für denselben in einem Anhang der Elementargrammatik (der sich nur in der Ausgabe dieses Buches für Lehrer findet §§ 55 bis 74) das Notwendigste der französischen Lautlehre zusammenzustellen. Es mufs wiederholt werden, dafs diese Abhandlung sich nur in der Lehrerausgabe befindet, wie auch der Verfasser auf Seite VI der Vorrede ausdrücklich erklärt: „Dem Ermessen und pädagogischen Takte des Lehrers bleibt es natürlich anheimgestellt, wie viel er von dem in den §§ 161 bis 207 Gebotenen dem Schüler mitzuteilen für nötig hält." Und sicher ist der Gedanke des Verfassers auch gewesen, dafs dem Ermessen des Lehrers auch die Art anheimgestellt bleibe, in der er das in den citierten Paragraphen Gebotene mitteilen will. Ein in den bayerischen Realschulblättern auftretender, etwas hastiger Recensent der Elementargrammatik scheint nun zu glauben, als verlange der Verfasser beim Unterricht wörtliche Wiedergabe des in dem Anhange für den Lehrer Mitgeteilten, denn nur so ist es zu erklären, wenn dieser Recensent emphatisch ausruft: „B. kann ein vorzüglicher akademischer Lehrer sein, zu Kindern von zehn Jahren versteht er nicht zu sprechen." Wenn der Verfasser gewollt hätte, dafs seine Erklärungen über die Laute den Schülern wörtlich mitgeteilt werden sollten, so hätte er doch nicht zwei Ausgaben seines Buches herstellen lassen, sondern er hätte den genannten Anhang gleich in das Schülerbuch aufgenommen. Nun kann man aber doch nicht verlangen, dafs der Verfasser einer Abhandlung, die sich an Lehrer, also an erwachsene, gebildete Personen richtet, sich einer so einfachen und elementaren Redeweise bedienen solle wie die ist, die man zehnjährigen Knaben gegenüber anwenden mufs.

Der Verfasser läfst jedem Lehrer die Freiheit, wie viel Aussprachetechnik er lehren will, und wir behaupten, dafs es ein armseliger Lehrer sein müfste,

Digitized by Google

der nicht fühlte, in welchem Tone er zu seinen jedesmaligen Schülern sprechen mufs, und der nicht im stande wäre, irgend einen der Lehrsätze des Anhangs in eine Sprache umzuwandeln, die von zehnjährigen Schülern verstanden wird. Es sind ja nicht Abstraktionen, die mitzuteilen sind, sondern man arbeitet ja beim Ausspracheunterricht gleichsam mit einem Instrumente; nicht blofs der Gedanke, sondern auch der Sinn des Gehörs wird in Anspruch genommen; was aber mit Instrumenten betrieben wird und in die Sinne fällt, kann unmöglich dem Verständnis zu grofse Schwierigkeiten bereiten.

Dafs man aber eine lebende Sprache richtig oder wenigstens annähernd richtig aussprechen lehren müsse, wird ja wohl kein Vernünftiger bezweifeln. Dann gehört aber auch die Unterweisung in der richtigen Aussprache in die Schule und zwar an den Anfang des Unterrichts, denn wollte man diesen Gegenstand an das Ende der Schulzeit verlegen, so würde die falsche Gewöhnung unausrottbar sein. Man stelle sich nur vor, was es für uns, die wir sechs Jahre lang an der Schule und bei privatem Lesen in späteren Jahren das Griechische nach Quantität und mit deutschen Vokalen gesprochen haben, für Schwierigkeit hätte, nach dem Itacismus und nach dem Accent lesen und so Gesprochenes verstehen zu lernen.

Die Erfahrung lehrt auch, dafs es den Schüler sehr interessiert, die richtige Aussprache und die Unterschiede zwischen der Hervorbringung der fremden Laute und jener der Muttersprache kennen zu lernen, und es freut ihn, einen Satz mit dem echten fremden Klange sprechen zu hören und selbst so sprechen zu lernen.

Grundbedingung zu einem anregenden Unterrichte dieser Art ist nun aber selbstverständlich, dafs der Lehrende selbst die Sache kennt. Lehrtalent mufs wohl jeder Lehrer haben, aber ein Lehrer einer lebenden Sprache mufs vor denen anderer Fächer noch ein empfindliches Ohr für den Sprechton und eine natürliche Gabe der Tonnachahmung voraus haben. Gerade in dem Mangel dieser beiden Erfordernisse scheint ein guter Teil der Opposition gegen eine exakte Behandlung der Aussprache ihren Grund zu haben. Denn diejenigen, welche selbst nichts hören und nicht im stande sind, ein Wort der fremden Sprache mit dem ihm eigentümlichen Klange auszusprechen, sondern ihren heimischen Dialekt auch in der fremden Sprache nicht zu verleugnen vermögen, diese können natürlich den neuen Forderungen nicht gerecht werden; sie werden deshalb, um ihre Unfähigkeit in diesem Stücke nicht eingestehen zu müssen, sich gegen jeden Versuch in dieser Richtung sträuben. Solche Lehrer eignen sich dann allerdings eher zu Schreib- als zu Sprechlehrern.

Es giebt jedoch noch eine andere Klasse von Lehrern, denen es weder an gutem Willen, noch an der Fähigkeit fehlt, sich selbst eine annähernd richtige Aussprache anzueignen, die aber entweder durch die Ungunst der Verhältnisse nicht in der Lage gewesen sind, einen kundigen Mann zum Lehrer gehabt zu haben, oder die sich durch die etwas anspruchsvollen Namen Lautphysiologie oder Phonetik haben abschrecken lassen, der Sache näher zu treten. Auch mufs zugestanden werden, dafs nicht alle diesen Gegenstand behandelnden Werke in der für praktische Verwertung wünschenswerten Weise abgefafst sind. Von diesem Standpunkte aus ist der Anhang in der Lehrerausgabe der Breymannschen Elementargrammatik ein wahrer Schatz für die zuletzt genannte Klasse von Lehrern zu nennen. Es ist da alles Nötige so übersichtlich zusammengestellt, es finden sich da so viele praktische Winke, so viele feine Bemerkungen, dafs wir überzeugt sind, dafs manche sich darunter befinden, die selbst solchen, die einer guten Aussprache sicher zu sein wähnen, beherzigenswert erscheinen werden. Wir sind ferner überzeugt, dafs jeder Lehrer, der einigen Sinn für die lebende, gesprochene Sprache hat, sich durch die Lektüre dieser Paragraphen zum Studium einer unserer gröfseren Phonetiken veranlafst sehen wird. Alle diejenigen,

Digitized by Google

die es mit ihrem Berufe ernst nehmen und einen Sinn für das Künstlerische bei der Erlernung einer fremden Sprache besitzen und noch nicht mit dem Studium dieser Dinge sich befafst haben, werden dem Verfasser für diese klare Einführung in die Technik der französischen Aussprache Dank wissen.

b) In der Buchstaben- und Silbenlehre geht des Verfassers Bestreben vor allem dahin, dem Schüler die keineswegs selbstverständliche Thatsache zum Bewufstsein zu bringen, dafs der Laut, d. h. der gesprochene Ton etwas ganz Selbständiges ist und dafs die Schrift nur ein Mittel ist, denselben darzustellen, und dafs ein und derselbe Laut durch verschiedene Buchstabenverbindungen dargestellt werden kann. So einfach dieser Satz klingt, ist er doch erst in neuerer Zeit allgemein recipiert worden. Früher hat man gewöhnlich den Buchstaben mit dem Laute identifiziert. Der neue Satz entspricht aber offenbar allein der Wirklichkeit und bei konsequenter Durchführung ist er wohl geeignet, den Schüler mehr, als es bisher der Fall war, auf den Gebrauch des Ohres statt auf den des Auges hinzuweisen. Durch die ganze Art des bisherigen Unterrichtes wurde und wird der Schüler daran gewöhnt, sich nur diejenigen Wörter zu merken, die er geschrieben oder gedruckt vor sich sieht, andere Wörter, die er nur hört, wird er kaum im Gedächtnis behalten, er fragt unwillkürlich: wie schreibt man das? Wenn der Schüler aber an Aufmerksamkeit an den Laut gewöhnt wird, so wird er auch Wörter behalten, die ihm blofs vorgesprochen werden, und er wird so von der Schrift unabhängiger. Es ist dann auch kein Unglück, wenn er ein nur gehörtes Wort unorthographisch schreibt, unphonetisch wird er es nie schreiben. Auf Grund dieses Gedankens leitet Recensent seine Schüler stets an, nicht zu fragen: Hat religion einen Accent? sondern nur: Spricht man religion oder réligion? In dieser Emancipation von der Schrift liegt unserer Ansicht nach das Geheimnis der angeblichen Begabung der slavischen und orientalischen Völker für Erlernung fremder Sprachen. Sie lernen die fremden Sprachen meist mit dem Ohre, nicht mit dem Auge, und sind deshalb besser im stande, das Gesprochene zu verstehen und nachzusprechen, während bei unserer Lehrmethode der Schüler zwar besser schreibt, aber schlechter spricht und noch schlechter hört oder versteht. Wir wollen hier keineswegs dem Empirismus das Wort reden; eine Sprache, die mit dem Auge gelernt wird, haftet vielleicht auch länger im Gedächtnisse als eine blofs mit dem Ohr erlernte, aber es ist behufs allseitiger Ausbildung des Lernenden nötig, auch das Ohr und die Sprachorgane besser zu üben, als es bisher geschah. Schüler, deren Ohr nicht systematisch geübt wird, werden kein Diktat schreiben können, weil sie das gesprochene Wort nicht klar aufzufassen im stande sind: sie wissen nicht, wo ein Wort aufhört und das andere anfängt.

Dieser wichtigen Thatsache ist nun vom Verfasser der Elementargrammatik auch in

c) der Wortlehre Rechnung getragen. Überall wo die Wortform sich infolge der Flexion ändert, ist sorgfältig zwischen einer Veränderung des Lautes und einer Veränderung der Schrift unterschieden, eine Unterscheidung, die unseres Wissens hier zum erstenmal konsequent durchgeführt wird. Auch bei den Fürwörtern zeigt sich in der glücklich gewählten Unterscheidung von tonlosen und betonten derselbe Gedanke.

Der oben erwähnte Recensent erklärt: „Der grammatische Teil macht auf Originalität wohl kaum Anspruch.“ Man kann doch nicht verlangen, dafs ganz neue Sprachgesetze aufgedeckt und aufgestellt werden sollen. Aber unseres Erachtens ist die oben erwähnte Unterscheidung, ferner die Behandlung der regelmäfsigen Verba, sowie die ganze Vorführung der Sprachgesetze originell genug. Die Originalität bei der schulmäfsigen Behandlung grammatischer Dinge ist in der Anordnung und Darstellung zu suchen. Und hierin hat dieses Buch ganz bedeutende Vorzüge vor anderen: die Knappheit der Regeln, die Zusammenstellung des Zusammen-

gehörigen, die Beschränkung des Stoffes und, was nicht zu unterschätzen ist, die Übersichtlichkeit des Ganzen, welche wesentlich durch die typographische Ausstattung unterstützt wird. Auch die Ausstattung des Buches in Bezug auf Papier, Schönheit und Gröfse der angewandten Lettern läfst nichts zu wünschen übrig.

Da es dem Recensenten mehr um Darstellung der gröfseren Gesichtspunkte zu thun war, von denen aus diese Grammatik zu beurteilen ist, so kann er sich von der näheren Erörterung des Details dispensieren und zur Besprechung des die Grammatik ergänzenden Übungsbuches übergehen, nicht ohne den Wunsch ausgesprochen zu haben, dafs die Grammatik den Kampf mit Vorurteil, Schlendrian und Übelwollen siegreich bestehen möge.

II. Das Französische Elementarübungsbuch von H. Breymann und H. Möller schliefst sich an die Paragraphen der Schulgrammatik an und stellt gleichfalls einen ganz bedeutenden Fortschritt gegen die bisherigen Übungsbücher dar und darf deshalb als ein vorzügliches Lehrmittel bezeichnet werden.

Die Verfasser arbeiten schon auf der Elementarstufe auf Anbahnung der Fertigkeit im mündlichen Gebrauch des Französischen hin. Es geschieht dies von § 97 an (die Zahl aller Paragraphen ist 284) durch die Abteilung „Questionnaire“, welche den Inhalt der zusammenhängenden französischen Lesestücke in Frage und Antwort behandelt. Von § 88 an bilden nämlich die französischen Mustersätze zusammenhängende Stücke über Dinge und Verhältnisse, die durchaus im Anschauungskreise des Schülers liegen. Jedoch sind auch die einzelnen Muster- und Übungssätze der vorausgehenden Paragraphen durchaus nicht trivial, sondern sie sind mit Geschick ausgewählt oder erfunden. Die französischen Stücke überwiegen die deutschen Aufgaben an Zahl (die Dictées mitgerechnet um ca. 15) und namentlich an Länge. Sollte ein Lehrer das umgekehrte Verhältnis wünschen, so würde er die französischen Stücke mit besonderer Aufmerksamkeit durchnehmen und als Grundlage zu mündlichen Retroversionen benützen können, wodurch sich viele Übungen ergeben würden. Die Zahl der im Buche vorkommenden Vokabeln scheint etwas zu bedeutend; aus dem angehängten deutschen Wörterverzeichnis ergiebt sich eine Summe non ca. 2000 Vokabeln, die gewifs nicht alle in einem Jahre gelernt werden können. Die Verfasser wollen allerdings, dafs das Buch in einem Jahre absolviert werde. Aber was hindert denn, zwei Jahre auf die Durchnahme desselben zu verwenden? Recensent würde vorschlagen, einige — etwa hundert — der ungewöhnlicheren Wörter wegzulassen und mit § 198 das erste Schuljahr abzuschliefsen. Dann würden — das Schuljahr zu 240 Sprachstunden gerechnet — auf jede Lehrstunde vier Wörter treffen, so dafs also der ganze Vokabelreichtum des Buches in zwei Jahren angeeignet werden könnte. Dann würden die unregelmäfsigen Verba in den III. Kurs zu verweisen sein, im IV. und V. würde die Syntax absolviert und das sechste Schuljahr zu einer Generalrepetition verwendet werden. Recensent würde also lieber die Behandlung der Syntax um ein Jahr verschoben sehen, als auf die Aneignung der im Elementarübungsbuch gebotenen Vokabeln verzichten. Denn die ersten Unterrichtsjahre sind erfahrungsgemäfs die günstigsten für das Erlernen von Wörtern, während die späteren günstiger für das Erfassen der Syntax sind, und andererseits ist es unbedingt nötig, dafs zur Erzielung besserer Unterrichtsresultate und um den Schüler in den Stand zu setzen, sich nach dem Verlassen der Schule selbständig fortzubilden, mit Bedacht und systematisch auf die Erwerbung eines ausgedehnteren Vorrates unentbehrlicher und brauchbarer Vokabeln hingewirkt werde.

Nun noch einige Worte über den dritten Gegenstand dieser Besprechung, über die

III. Anleitung zum Gebrauch des französischen Elementarbuches von H. Breymann und H. Möller.

Es ist dies eine sehr beachtenswerte kleine Schrift, deren „Allgemeiner

Digitized by Google

Teil" auch diejenigen interessieren wird, welche das Elementarbuch nicht benützen.

Der besondere Teil der Schrift giebt dann Aufschlufs darüber, wie sich die Verfasser die Art der Benutzung ihres Buches beim Unterricht vorstellen. Sie beeilen sich jedoch hinzuzusetzen, dafs ihre Erläuterung keineswegs die Freiheit des Lehrers hemmen wolle, sondern dafs die Ziele, welchen das Elementarübungsbuch zustrebt, innerhalb des vom Buche vorgezeichneten Rahmens auch auf verschiedenen Wegen erreicht werden könnten.

Wir schliefsen diese Besprechung in der Überzeugung, dafs die besprochenen Bücher einen wesentlichen Fortschritt in der Unterrichtsmethode des Französischen bezeichnen, und mit dem Wunsche, dafs dieselben allseitig die Anerkennung finden möchten, die sie so sehr verdienen.

München, Dezember 1884. Th. Wohlfahrt.

Karl R. Holzinger von Weidich, Die einfachen Formen des französischen Zeitwortes in geordneter Darstellung. Graz, Leuschner & Lubensky, 1883. 61 S. 8.

Die Schrift ist für den Lehrer bestimmt und versucht, die Formen des französischen Verbums ihrer Bildung nach zu erklären; und zwar weder rein geschichtlich, noch rein deskriptiv, sondern es wird „derjenige Teil eines Zeitwortes, durch welchen es sich von allen anderen Zeitwörtern seiner Bedeutung nach unterscheidet", als Stamm des neufranzösischen Verbs angesehen und aus diesem die verschiedenen Formen hergeleitet, insofern das zwischen dem Stamm und der betreffenden Form bestehende Verhältnis auch im Lateinischen oder wenigstens in der alten Sprache vorhanden war und sich somit geschichtlich rechtfertigt. So wird für tenir als Stamm tèn angesehen, dessen è in den stammbetonten Formen zu ie diphthongiert wird, während die flexionsbetonten Formen, die des Futurs ausgenommen, dumpfes e zeigen. Das p. p. bu wird durch bevu, bëu erklärt. Als ursprünglicher Stamm dieses Verbums gilt bèv; in den stammbetonten Formen des Präsens ist der Vokal des Stammes zu oi gesteigert. Die lautflektierenden (Gegensatz: stummflektierenden) Formen des Präsens bildet ein anderer Stamm: buv; boire ist also ein „mehrstämmiges" Verb, indessen gehören seine verschiedenen (Tempus-)Stämme demselben Vokalstamme an.

Dieses Verfahren des Verfassers läfst sich gutheifsen, soweit das sprachgeschichtliche Korrektiv im Auge behalten wird. Dies geschieht aber nicht immer. So ist das „Konjunktivsuffix" ss in j'aimasse aus essem erklärt, während amassem zu grunde liegt. Die lateinischen Verbalstämme na, pa, crè, parè und (con) no diphthongierten — so giebt der Verfasser an — beim Übergange ins Französische ihre Vokale im Präsensstamme und setzten das Inchoativsuffix an. So entstanden die Präsensstämme naiss, paiss, croiss, paroiss, connoiss. Die Entwickelungen, welche hier als „Diphthongierungen" zusammengefafst werden, sind aber nicht in eine Reihe zu stellen. Über das S. 37 Angegebene: „Für den Ausdruck ‚leben' ergänzen sich die beiden defektiven Zeitwörter vivre und das untergegangene Zeitwort vescoir," wozu es in der Anmerkung heifst: „das altfrz. p. p. vescut läfst auf einen Infinitiv vescoir schliefsen" (!), und „für den Ausdruck ‚wissen' ergänzen sich savoir und das untergegangene sachir", hätte sich der Verfasser auch aus der Sprachgeschichte eines anderen belehren lassen können.

Das Büchlein will ein Leitfaden für die Behandlung des französischen Verbs im Unterrichte sein. Ich gestehe indessen für meinen Teil, zu den „praktischen" (die Anführungszeichen rühren vom Verfasser her) Lehrern zu gehören, bei denen „die Versuche dieser Art die Furcht vor einer Ver-

Digitized by Google

größerung der Unterrichtsschwierigkeiten nicht zu beseitigen vermocht hat". Gewiſs ist es für den Schüler am leichtesten, die Verbalformen mechanisch, ohne Erklärung zu lernen. Will man aber auf einer höheren Stufe eine Erklärung hinzutreten lassen, so kann dieselbe nur die historische sein, weil es eine andere nicht giebt. Auf der Gymnasialprima wird man dies gewiſs zu thun wünschen, sich aber damit begnügen müssen, gelegentlich an Beispielen die strenge Gesetzmäſsigkeit der Entstehung der späteren Sprachformen aus älteren nachzuweisen. Ein weiteres ist nicht Sache der Schule.

—g—

Prof. Dr. W. Wiedmayer, Französische Stilübungen für obere Klassen. Stuttgart 1883. 126 S. 8.

Das Buch bietet eine treffliche Sammlung zusammenhängender Stücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Das Übersetzen derselben, obwohl durch grammatische, stilistische, auch synonymische Anmerkungen erleichtert, wird dem Primaner noch Schwierigkeiten genug machen, ihn aber in gleichem Maſse üben und fördern. Der praktische Versuch hat mir dies bestätigt. Lobenswert ist auch, daſs hinsichtlich des Inhalts die französische Litteratur besonders berücksichtigt worden ist.

Das Buch ist zunächst im Anschluſs an des Verfassers „Syntax" bearbeitet, setzt aber deren Gebrauch keineswegs voraus.

Dr. J. B. Peters, Materialien zu französischen Klassenarbeiten. Für obere Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig 1882. 72 S.

Dieses Büchlein dient ungefähr dem gleichen Zwecke wie das vorhergehende. Über die Art seiner Benutzung giebt der Verfasser noch näher an, daſs es Extemporalien zur Übung — zu unterscheiden von solchen, deren Zweck Prüfung ist — darbietet und daſs die ganz besonders berücksichtigten Synonymen jedesmal, wenn eine Gruppe derselben (ohne Anführung des Unterschiedes) zusammengestellt ist, in der „vortrefflichen" französischen Synonymik von Dr. K. Meurer, die er bei den Schülern voraussetzt, nachzuschlagen seien. Auch ich unterscheide, wie der Verfasser, beim Extemporale zwischen den beiden Zwecken der Übung und der Prüfung. Das dem letzteren Zweck dienende Extemporale muſs der Lehrer selbst ausarbeiten, da der augenblickliche Standpunkt der Schüler und die besonderen Erfahrungen des Lehrers dabei Berücksichtigung fordern. Mit manchen neueren Schulmännern ganz auf dasselbe zu verzichten und das Feststellen des Wissens- und Könnensmaſses nur dem mündlichen Unterricht zuzuweisen, halte ich nicht für rätlich: die bevorstehende Prüfungsarbeit ist ein zu gutes Motiv des Lernens für den Schüler. Freilich darf sie dann nicht zu häufig kommen — vielleicht monatlich, das Übungsextemporale wöchentlich. Was aber die Behandlung der Synonymen angeht, so ist zunächst das Meurersche Büchlein, welches gleichzeitig mit den „Materialien" benutzt werden soll, herzlich schlecht. Wissenschaftlich selbständige Arbeit läſst sich ihm nicht nachrühmen, es zeichnet sich auch nicht einmal durch scharfe Bedeutungsbestimmung oder treffliche Beispiele aus. Überhaupt aber sollten die Synonymen nicht nach einem Buche und gewissermaſsen systematisch durchgenommen werden. Es ist kaum ein geistiger Gewinn damit erzielt, daſs der Schüler hundert synonymische Gruppen kennt und das über die Unterschiede Bemerkte mehr oder minder gut wiederzugeben weiſs. Viel mehr gewinnt er, wenn ihm in einigen gelesenen Stellen der Unterschied deutlich vor Augen tritt, so daſs eine Vermittelung durch das Hilfsbuch

Digitized by Google

unnötig wird. Dabei kann man etwa so verfahren, dafs eine zuerst begegnende Stelle, welche den Bedeutungsumfang des einen Synonymums (z. B. la puissance) klar erkennen läfst, zunächst scheinbar aus Anlafs irgend einer anderen, z. B. grammatischen, Eigentümlichkeit oder als Sentenz memoriert wird. Tritt nun später das zweite Synonymum (le pouvoir) an einem anderen Orte gleichfalls scharf charakteristisch auf, so lenkt man die Aufmerksamkeit der Schüler zugleich auf die früher memorierte Stelle zurück (falls sie sich nicht von selbst alsbald darauf besinnen sollten) und entwickelt so den Unterschied, bezw. läfst sie selbst denselben auffinden. Auch kann eine dem Denken des Schülers bisher noch nicht geläufige logische Distinktion ihm an zwei Synonymen deutlich gemacht werden; z. B. subjektive und objektive Beziehung an engl. freedom (Zustand oder Eigenschaft eines Subjekts) und liberty (objektiv, die Freiheit substantiell gedacht, daher auch bestimmte, einzelne Freiheiten). So wird zunächst dem Erkennen des Schülers ein gewisser formaler Gewinn zugeführt, und die verschiedenen Bezeichnungen, welche eine andere Sprache für die aufgefundenen Begriffsnüancen darbietet, prägen sich ganz von selbst und nebenbei ein, weil sie zur Verdeutlichung der Erkenntnis dienen. Es wird hierdurch diejenige Behandlung der Synonymen, welche ich die stoffliche nennen möchte, vermieden und durch eine vorwiegend begriffliche ersetzt; es wird das formelle Denken geschärft, nicht aber das Gedächtnis belastet. Bei systematischer Behandlung dagegen verliert die Synonymik das Anregende und vermehrt eigentlich nur den Unterrichtsstoff.

Die „Materialien“ sind im übrigen zur Übung der Schüler oberer Klassen nicht ungeeignet. Sie setzen etwas geringere Kenntnisse voraus als das vorher besprochene Wiedmayersche Buch.

R. Wilcke, Anleitung zum englischen Aufsatz. Berlin 1881. 68 S.

Nach dem Titel wird man von dem Büchlein etwas anderes erwarten als das, was es wirklich darbietet. Dasselbe enthält nämlich eine allgemeine Stil- und Dispositionslehre und es wird dabei das Englische nur insofern berücksichtigt, als einmal bei den vorkommenden Kunstausdrücken neben der deutschen die englische Bezeichnung angegeben wird, und als zweitens die Beispiele dieser Sprache entnommen sind. Hierbei hätte sich immer noch viel Idiomatisches heranziehen lassen, so dafs das Buch wenigstens einen Teil seiner Aufgabe gelöst hätte; doch ist dies nur wenig geschehen. Auf unseren Schulen dürfte sich hiernach von dem Büchlein kaum Gebrauch machen lassen. —g—

Jules Theisz, Petite histoire de la littérature française. Löcse (Hongrie) 1883. 66 S. 8.

Nicht besser und nicht schlechter als die meisten ähnlichen Zusammenstellungen. Der Selbständigkeit entbehrt das Büchlein so gut wie ganz, Sainte-Beuve, Demogeot u. a. sind oft wörtlich ausgeschrieben.

Guillaume le Conquérant. Aus Augustin Thierrys Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands. Mit Einleitung (2 Seiten) und Noten (3 Seiten) zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. H. Robolsky. Leipzig (ohne Jahreszahl).

Die Wahl dieses Gegenstandes für ein Schullektürebuch war recht glücklich und hat, wie das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist, Bil-

Digitized by Google

ligung gefunden. Inhalt und Sprache sind zu dem angegebenen Zwecke durchaus geeignet.

Gleiches Lob verdient das von demselben Verfasser herausgegebene Büchlein

La lettre française. Leipzig, Renger.

Robolsky hat dasselbe aus dem Nachlafs seiner verstorbenen Schwester (Frau Dr. Töppe) veröffentlicht. Das Büchlein soll dem weiblichen Geschlecht als Hilfsbuch für den Briefstil dienen und dürfte diesen Zweck nach unserer Meinung ausgezeichnet erfüllen.

Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Im Anschlufs an die Schulgrammatik von Plötz bearbeitet von W. Bertram. Bremen 1881.

Ein willkommenes Materialienbuch für denjenigen, welchem der Umfang der in der Plötzschen Schulgrammatik gebotenen Übungsstücke nicht ausreicht. Zugleich kann der gebotene Stoff für die Konversation benutzt werden. Für einen Vorzug halten wir es, dafs die französischen Sätze guten nationalen Autoren entnommen sind und somit die Gewähr eines guten Französisch bieten. Wir sind im Gegensatze zu anderen der Meinung, dafs ein französisches Lehrbuch seine französischen Sätze stets mustergültigen französischen Schriftstellern entlehnen sollte. Schreibt der Verfasser sie selbst, so läuft höchst wahrscheinlich manches Nichtidiomatische mit unter. Und sind die meisten Lehrer des Französischen in der französischen Stilistik (der praktischen) denn so sattelfest, dafs das Deutsch-Französische manches Lesebuches auch sie selbst niemals irreführt? L.

Digitized by Google

Miscellen.

Re Umberto.

Von Richard Schmidt-Cabanis, übersetzt von Leopoldo Bizio.

Heil dir, Savoyens fürstlicher Sprofs,
Der sich den Kampfpreis gewann!

Tapferster Helden würd'ger Genofs —
Wird man dich rühmen fortan!
Mocht auch in Kriegestänzen
Blutiger Lorbeer dir
Nimmer den Scheitel noch kränzen:
Hell soll die Palme dir glänzen —
Reinere Zier! —

Wenn durch die Gaue erschütternd wild
Donner der Schlachten grollt;

Wenn auf verwüstetem Saatgefild
Ehern der Würfel rollt:
Höllische Mifsgewalten

Können doch nimmer im Bann
Mark und Sehnen dort halten;

Frei darf die Kraft sich entfalten —
Mann gegen Mann!

Rüstiges Ringen im wogenden Kampf
Frischt und weitet die Brust;

Wiehernder Rosse mutig Gestampf
Steigert des Reiters Lust;

Ob auch sein Blut mufs färben,
Rinnend, die Scholle rot,
Sieg doch half er erwerben:

Für das Vaterland sterben —
Ruhmreicher Tod!

Salve, o sabaudo Principe,
Che la gran lotta hai combattuto e vinto!

Al par degli avi tuoi
Magnanimo sei tu, figlio d'eroi.
Se pur la fronte di cruenti allori
Mai più non cingi,
È d' ogni altro più splendida e più pura
Questa palma, che in pugno oggi tu stringi.

Quando l' urlo selvaggio

E il tuon delle battaglie empie le terre,

E le ubertose biade
Il bronzo del cannon devasta e rade;
Poter non v' ha, che il braccio e il nerbo al prode
Abbia mai domo:
La forza crompe, ebbra è la pugna, ed arma
La febbre del lottar l' uom contro l' uomo.

Il fluttüar dell' ardua
Tenzon rinfranca al combattente il petto;
La scalpitante zampa
E il nitrir del cavallo il cuor gli avvampa.
Sia pur ch'ei debba imporporar del suo
Sangue la terra,
Se il premio alfin della battaglia ei giunge:
Bello è il morir per la sua patria in guerra!

Digitized by Google

Aber ein grausiges Blachfeld zumal
Dehnt sich schweigend und weit

Dort, wo im dumpfigen Krankensaal
Lager an Lager gereiht;
Dort, wo in Jammerhöhlen
Lauernd die Pest sich birgt;
Wo sich der Kühnste mufs stählen,
Nur die Opfer zu zählen,
Die sie erwürgt!

Nimmer der Hörner kriegrischer Klang
Dringt dort befeuernd ans Herz;

Nimmer ein freudiger Schlachtgesang
Sänftigt den brennenden Schmerz;

Nimmer der Banner Winken
Hebt den zagenden Sinn —
Nimmer der Waffen Blinken:
Streiter um Streiter sinken
Wehrlos dahin!

Tückisch des Dämons eisige Hand
Taucht in schwärendes Gift

Pfeile — schärfer denn Diamant;
Ziellos schiefst er — und trifft!
Wälle verwesender Leiber
Stützen des Furchtbaren Macht;
Greise und Kinder und Weiber
Rafft er — ein gieriger Räuber —
Jäh über Nacht! —

Du aber trotztest des Würgers Wut,
Hieltest dem Schrecknis stand;
Fachtest der Feigen gesunknen Mut,
Die zur Flucht schon gewandt.
Furchtlos, inmitten Leichen,
Ruhte dein Königsblick
Auf dem Unhold, dem bleichen,
Bis er doch mufste weichen
Endlich zurück!

Also hervor aus grimmem Gefecht
Schrittest als Sieger du,
Und deine Bürger jauchzen mit Recht
Ihrer Edelstem zu —
Weihen den Kranz dir der Ehren,
Der deinem Wirken gebührt;
Sieh, und den friedlich hehren
Haben des Dankes Zähren
Perlengeziert.

Selbst deiner Feinde düsteres Heer,
Das sich „unfehlbar" glaubt:

Ma miserando e lugubre
L' ampio quadro ivi s' apre, ove fra il greve
Tanfo dell' ospedale
Lunghe file di letti empion le sale;
Ove in tugurii squallidi la peste
Tende l' agguato;
Ove fino il più ardito ha raccapriccio
Le vittime a contar, ch' essa ha strozzato.

Ivi al clangor di belliche
Trombe non vibra e non si accende il cuore;
Ivi non tempra il fiero
Duol di chi soffre un lieto inno guerriero;
Ivi il lampo dell' armi, e la bandiera
Ai venti stesa
Non rialza il coraggio a chi vacilla:
Iva cade ciascun senza difesa.

La fredda man del demone,
Più che il diamante aguzze, entro il veleno
Marcio le freccie intride:
Scocca senza mirar, colpisce e uccide.
Vigor le danno i monti dei cadaveri
Imputriditi;
Vecchi, donne e fanciulli, in una notte,
Il vorace ladron tutti ha rapiti.

Ma tu l' empio carnefice
Tu l' hai sfidato, e atteso a pie' sicuro;
Alle turbe fuggenti
Nuovo côr desti tu, nuovi ardimenti.
Fra i cadaveri immoto, il tuo fissasti
Sguardo di Re
Sovra il pallido mostro; ed esso infine
Ceder dovette, o Umberto, innanzi a te.

Così dal fiero eccidio
Trionfatore uscisti, e al sommo erede
Delle virtù sabaude
Dall' Alpi al mar tutta l'Italia applaude.
La corona al valor t' han consacrata
Tutte le genti;
Ma le perle più belle al tuo diadema
Le lagrime saran dei tuoi redenti.

Perfino il bieco esercito
Che „infallibil" si crede e sul tuo capo

Digitized by Google

Ob dich's verflucht und verketzert schwer,
Neigt nun verstummend das Haupt;
Leider vergebens flehten
All ihre Heilgen sie an,
Dafs die ein Wunder thäten —
Du aber — ungebeten —
Hast es gethan!

Impreca e maledice,
Ammutolisce e piega la cervice;
Invan dai loro santi essi un prodigio
Hanno invocato,
Li pregarono invan; — ma lo facesti
Il miracolo tu: — tu non pregato.

Heil dir, Italias tapferer Held,
Blühendes Königsreis!
Klingen soll hinaus in die Welt
Laut deines Namens Preis!

Italo eroe, di Principi
Rampollo vigoroso, io ti saluto!
Dee d' ogni terra in fondo
Empiere il suon della tua fama il mondo.

Mehrt' auch kein Völkermorden
Noch deiner Krone Glanz:
Bist doch für Süd und Norden
Wahrhaft ein Vater worden
Des Vaterlands!

S' anco il fulgor di tua corona in guerra
Tu non aumenti,
Fin nel settentrione ultimo, Padre
Te della patria chiameran le genti.

Lateinschrift oder deutsche Schrift?

Es ist in neuerer Zeit vielfach der Wunsch ausgesprochen worden, in unseren Büchern und Schriften nur ein Alphabet, und zwar das sogenannte lateinische anzuwenden, und da diese Frage für das deutsche Kultur- und Geschäftsleben von gröfserer Wichtigkeit ist, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheint, dürfte eine nähere Beleuchtung jedem vaterländisch Gesinnten von Interesse sein. Wägen wir die Gründe für und wider parteilos ab.

Gründe gegen die ausschliefsliche Anwendung der Lateinschrift.

1) Die Gegner der Lateinschrift sagen, es sei unpatriotisch, die uns eigentümliche deutsche Schrift aufzugeben. Sie sprechen damit einen Grund aus, der, wenn er sich als richtig erweisen sollte, schwerwiegend genug wäre, die vorgeschlagene Neuerung zurückzuweisen. Es ist dies jedoch nicht der Fall. Die Sache liegt anders. Um sie richtig zu stellen, müssen wir sagen: Die „lateinische“ wie die „deutsche“ Schrift sind beide deutsch; oder: die lateinische Schrift ist die runde — die deutsche Schrift die eckige Form desselben Alphabets.

Hier der Beweis dafür. Eine Schrift, welche aus dem Wesen unserer Sprache hervorgegangen wäre, also eine eigentümliche deutsche Schrift, haben wir nie gehabt: die Runen wird man weder so nennen, noch sie wieder einführen wollen. Wir bekamen unsere Kultur von den Römern und mit ihr, vorzüglich bei Einführung des Christentums, die lateinischen Buchstaben. Die lateinische Schrift wurde, nachdem sie sich unseren Lautverhältnissen angepafst hatte, zur christlich-deutschen.

Alle deutschen Werke bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst sind in dieser, der „lateinischen“ Schrift geschrieben. So die Bibelübersetzung des Ulfila um 400, wie das Wessobrunner Gebet, das Hildebrandslied, der Heliand um 800, das Ludwigslied, Notkers Psalmen und die ganze reiche Litteratur, deren Sprache durch „mittelhochdeutsch“ bezeichnet wird, z. B. das Nibelungenlied, Gudrun, Titurel, Parsifal, Lohengrin, Tristan und Isolde, Freidanks Bescheidenheit, Reineke Fuchs, sämtliche Minnelieder von Heinrich von Veldeke bis Ulrich von Lichtenstein u. s. w.

Begreiflicherweise stimmten die Schriftzüge der verschiedenen Schreiber

Digitized by Google

nicht völlig überein, namentlich suchten die Mönche, welche sich mit Abschreiben beschäftigten, die Buchstaben auf mannigfache Weise zu verzieren, und so kam es, dafs Gutenberg, als die Entscheidung an ihn trat, welche bestimmte Form er den Drucklettern geben solle, statt der reinen, runden Form der Lateinschrift die gebrochene, verschnörkelte Zierschrift zum Muster nahm.

Natürlich druckte man allenthalben mit diesen Lettern: nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Spanien, Holland u. s. w. lange Zeit hindurch. Bei der steigenden Geschmacksbildung indessen wurden die Buchstaben wieder mehr gerundet. Die nicht gebrochene Schrift trug den Sieg davon. Zuerst bei den romanischen Völkern und dann bei Schweden, Dänen, Böhmen. Nur die Deutschen blieben zurück. Sie sahen sich zwar durch den internationalen Verkehr gezwungen, die alte runde Schrift wieder anzuwenden, behielten aber unpraktischerweise die eckige Schrift daneben bei. So entstand die unnatürliche, unerhörte Einrichtung, dafs eine Sprache durch zwei Alphabete dargestellt wurde.*

Wir haben also jetzt eine runde und eine eckige Lateinschrift und nennen unlogischerweise die letztere deutsch. Freilich kommt auf den Namen wenig an; er ändert an der Sache nichts, wohl aber erschwert er die Heilung des Übels. Hätte man stets von Rundschrift und Eckenschrift geredet, so würde jetzt keine patriotische Regung der Rückkehr zu den einfachen natürlichen, sprachrichtigen Verhältnissen hemmend entgegentreten, sondern man würde fragen: Welche Schrift sollen wir aufgeben, die runde oder die eckige? Und die Antwort könnte nicht schwer fallen.

Verschieben wir diese Antwort jedoch bis ans Ende unserer Untersuchung. Alle Vorzüge und Mängel der einen wie der anderen Schrift müssen erwogen sein, bevor eine gründliche Entscheidung getroffen werden darf. Trotzdem die sogenannte deutsche Schrift nicht ausschliefslich deutsch ist, könnte es sich doch herausstellen, dafs sie als die zweckmäfsigere anerkannt werden müfste. Haben wir doch unsere deutschen Mafse und Gewichte gegen fremdländissche aufgegeben, ohne uns dabei durch mifsverstandenen Patriotismus beirren zu lassen! Deutsche Verkehrtheiten bewahren zeugt eher von allem anderen als von Liebe zum Vaterlande.

2) Die Rundschrift, heifst es bisweilen, nimmt mehr Zeit in Anspruch. Zur Klarstellung dieser Angabe frage man sich: Nehmen die Rundbuchstaben mehr Raum ein? Und die Antwort lautet: Nein, im Gegenteil; folglich kann das Überblicken durchaus nicht mehr Zeit erfordern. „Gleichwohl,“ wird vielleicht dieser oder jener Leser erwidern, „bedarf ich thatsächlich mehr Zeit dazu.“ Zugegeben. Das aber liegt nicht an der Schrift, sondern an Übung und Gewohnheit. Der Ausländer wird Gleiches von der deutschen Schrift behaupten. Was aber das Schreiben der beiden Schriftarten betrifft, so beachte man den Umstand, dafs die deutsche Schrift 101, die lateinische dagegen nur 94 Grundstriche in ihrem Alphabete enthält.

3) Endlich macht man noch darauf aufmerksam, dafs die allgemeine Einführung der Lateinschrift auf grofse Schwierigkeiten stofsen würde. Ohne Zweifel entständen solche, wenn z. B. die Rede von dem griechischen oder arabischen Alphabete wäre; allein die Rundschrift brauchen wir nicht zu lernen — wir alle kennen und können sie ohne Ausnahme. Sie wird nicht etwa nur in den Gymnasien und Realschulen, sondern schon in der

---

* Der Natur der Sache angemessen, mufs die Sprache für jeden Laut einen Buchstaben besitzen, also für den Laut a den Buchstaben a; wir aber haben acht Zeichen dafür: ein geschriebenes, ein gedrucktes, und zwar grofs und klein in deutscher Schrift und ebenso viele in Latein — sämtlich voneinander verschieden. Und so alle übrigen Buchstaben. Welche Last durch diesen nutzlosen Überflufs vorzüglich der lernenden Jugend erwächst, fällt in die Augen.

Digitized by Google

untersten Klasse sämtlicher Volksschulen gelehrt und geübt und findet in stets wachsendem Maſse Anwendung. Wir sind an ihren Gebrauch dergestalt gewöhnt, daſs sie in manchen Fällen als selbstverständlich erscheint. Giebt es irgend eine Landkarte, einen Globus mit sogenannter deutscher Schrift? Oder Post- und Stempelmarken, Münzen, Postkarten? Auch die Inschriften auf Denkmalern, die Schilder an Verkaufsstellen, die Eisenbahn-Fahrpläne und Billets, die durch den Drucktelegraphen hergestellten Telegramme, das Papiergeld und Millionen von Cirkularen und Formularen der Kaufleute werden fast ausschlieſslich in Rundschrift gedruckt, sowie Tausende von deutschen Büchern und Zeitschriften. Der Einführung der Rundschrift steht also kaum eine nennenswerte Schwierigkeit entgegen. Es ist keine Neuerung, sondern lediglich eine praktische Durchführung des Bestehenden. Wir brauchen nur zu wollen.

Gründe für die ausschlieſsliche Anwendung der Rundschrift.

Ergiebt sich aus dem Obigen, daſs die Anwendung der Rundschrift mit keinem Nachteile verbunden ist, so bleibt noch übrig, zu untersuchen, ob sie auch genügende Vorteile bietet, um ihre Durchführung anzuraten. Wir bemerken darüber folgendes:

1) Die Rundschrift, wie bereits angedeutet, zeigt einfachere, edlere, deutlichere Formen als die gebrochene, verschnörkelte, altmodische Eckenschrift; sie ist also schöner. • Vergl. 𝔄 A. 𝔚 W, 𝔐 M, 𝔎 K, 𝔨 k, 𝔭 p, 𝔰 s u. s. w. 𝔇𝔈𝔘𝔗𝔖𝔆𝔋𝔈𝔖 ℜ𝔈𝔍𝔆𝔋 DEUTSCHES REICH! Daſs wir auch die gebrochene Schrift schön finden, ist ein Ergebnis des falschen Patriotismus und der Macht der Gewohnheit. Der Mensch und besonders der deutsche Philister findet überall das schön, was er liebt und woran er sich gewöhnt hat. Jeder Fremde wird unsere Eckenschrift unschön finden. Und wir sollten stolz auf diese Schrift sein?

2) Die Rundschrift ist wohlthätig für die Augen. In keinem Lande giebt es so viel Kurzsichtige wie in Deutschland. In den Oberklassen der Gymnasien finden sich nach ärztlich und amtlich angestellten Untersuchungen durchschnittlich 60 Proz. Kurzsichtige verschiedenen Grades, und selbst in Töchterschulen 20,30 Proz. Fremden Ärzten, welche Deutschland besuchen, fallen die vielen jugendlichen Brillenträger als etwas Besonderes auf, und fast alle stimmen darin überein, daſs sie die Eckenschrift als Hauptquelle des Übels ansehen. Die vielen Spitzen und Zacken der deutschen Buchstaben reizen das Sehorgan. Ein ermüdetes Auge fühlt sich erleichtert, wenn es zum Lesen lateinischer Schrift übergeht. Freilich muſs man im Lesen derselben geübt sein. Wer selten Lateinschrift liest, ist gezwungen, schärfer zuzusehen, weil ihm die runden Formen ungewohnt sind, und er kann deshalb leicht in den Irrtum verfallen, die Rundschrift sei anstrengender.

Indes, das Lesen der deutschen Druckschrift ist noch nicht halb so verderblich wie das Schreiben und Lesen der Schreibschrift. Die feinen Striche, aus welchen sie besteht, erfordern eine hohe Spannung der Sehkraft, vollends bei der meist blassen Schultinte und bei schwacher Beleuchtung, weitab vom Fenster, in der Abenddämmerung, bei einer flackernden Kerze u. s. w. Und nun ermesse man die Verwüstung, welche die jetzt gebräuchlichen häuslichen Aufgaben: stundenlanges Schreiben in solcher Schrift, an den Augen anrichten müssen! Es ist kaum begreiflich, daſs sich nicht deshalb schon längst alle Eltern, denen die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt, gegen die Beibehaltung der verderblichen Eckenschrift empört haben.

3) Die Handschrift wird fester, wenn die Jugend nur eine Art von Schrift zu lernen hat. Rundschrift und Eckenschrift sind so grundverschieden, daſs sich die Führung der Feder danach richten muſs. Hat sich der Lernende kaum an die eine Art der Handbewegung gewöhnt, so zwingt man ihn, zu der anderen überzugehen. Beide stören sich gegenseitig. Erst

Digitized by Google

spät wird Festigkeit erlangt. Daher findet sich in Deutschland verhältnismäfsig viel seltener eine sichere, ausgeprägte Handschrift als z. B. in England. Wer sich auf zwei verschiedenen Instrumenten, etwa auf Geige und Klavier, ausbildet, erreicht niemals Virtuosität.

4) Die Lernlast der Jugend wird durch Beseitigung der Eckenschrift erleichtert. Das Lesen- und Schreibenlernen nimmt, von Orthographie ganz abgesehen, bekanntlich geraume Zeit in Anspruch, in Deutschland augenfällig doppelt so viel als in Frankreich oder England, und es nützt wenig, wenn man, wie es z. B. in manchen Fibeln geschehen ist, zu der Schreibschrift zugleich die Druckschrift deutsch und lateinisch hinzufügt, weil dem Kinde dabei für einen Laut acht Zeichen gegeben werden und diese Zeichen zum Teil so verschieden sind, dafs sie den Schüler notwendig verwirren. Wie ganz anders würde sich dieser Unterricht gestalten, wenn wir nur ein Alphabet: das lateinische, hätten! Rektor R. Dietlein hat sich das grofse Verdienst erworben, eine Fibel (Berlin 1881, Th. Hofmann) drucken zu lassen, welche nach dieser Voraussetzung eingerichtet ist. Mittels eines solchen Buches lesen und schreiben zu lernen, wird den Kindern eine Freude sein. Die Ähnlichkeit zwischen Schreib- und Druckschrift braucht nicht mühsam aufgesucht zu werden, da namentlich bei den kleinen Buchstaben (*a d e h m n r v* u. s. w.) thatsächlich fast gar kein Unterschied vorhanden ist, wie die Dietleinsche Fibel deutlich zeigt. Hier sind es vorzüglich Lehrer und Eltern, von denen wir das werkthätige Handeln erwarten, um der Jugend das Kleinod der einheitlichen Schrift zu erringen.

5) Die ausschliefsliche Anwendung der Rundschrift erleichtert den Verkehr mit anderen Völkern. Der Rundschrift bedienen sich, Russen und Griechen ausgenommen, alle Völker von Europa, Amerika und Australien, und bekannt ist sie, wohin nur Europäer und Amerikaner gedrungen sind: sie ist eine Weltschrift. Der Wunsch, dafs alle Menschen eine Sprache reden möchten, wird vielleicht nie in Erfüllung gehen; dagegen ist wenigstens eine einheitliche Schrift fast erreicht, und damit für den geistigen wie geschäftlichen Verkehr der Völker ein ebenso wichtiges Erleichterungsmittel geschaffen, wie die Eisenbahnen und Telegraphen es bieten. Wie seltsam, dafs gerade das Volk der Dichter und Denker in diesem einen Punkte so hinter der vorschreitenden Kultur zurückgeblieben ist und den augenfälligen Gewinn für Verlust ansieht!

Dafs Deutschland diese aufserordentlich grofsen Vorteile nicht beachtet, läfst sich, wie gesagt, nur aus mifsverstandenem Patriotismus erklären und aus jenem unglückseligen Eigensinne, der die Schwächen früherer Jahrhunderte in ehrfurchtsvoller Scheu auch jetzt noch beibehalten will. Es sollten gerade die Deutschgesinnten für einen Fortschritt eintreten, welcher uns nur Ehre und Nutzen bringen kann und den Ausländern ein grofses Hindernis bei Erlernung unserer Sprache hinwegräumt. Die deutsche Sprache und Litteratur kann sich an Schönheit und Gediegenheit mit allen anderen der Erde messen, ja, übertrifft sie in manchen Beziehungen; aber dennoch wird sie im Auslande noch immer zu wenig erlernt und gewürdigt, und daran trägt einen grofsen Teil der Schuld unsere unglückliche, altmodische Eckenschrift.

Wir sind mit unserer Betrachtung zu Ende und glauben ihr gemäfs zu folgendem Schlusse berechtigt zu sein:

„Die alleinige Anwendung der Lateinschrift bringt keinen nationalen Nachteil, wohl aber wichtige Vorteile; die Lateinschrift ist also unbedenklich vorzuziehen, und es liegt jedem Deutschen die Pflicht ob, diese wohlthätige Reform mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, herbeiführen zu helfen."

Schliefslich führen wir noch einige Urteile anderer über die Lateinschrift an.

Jakob Grimm und alle germanistischen Sprachforscher haben die

Digitized by Google

Rundschrift für die eigentlich deutsche und vorzüglichere erklärt. Der 1868 zu Jena verstorbene, als Sprachforscher weit berühmte Prof. A. Schleicher z. B. sagt darüber in seiner Schrift „Die deutsche Sprache“: „Ein grofser Übelstand ist die Beibehaltung der von unseren romanischen, germanischen und slavischen Nachbaren fast durchaus bereits abgeschafften verzerrten und verschnörkelten Schrift, wie sie zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst gerade üblich war. Keineswegs ist die Schrift etwa eine deutsche, etwas uns Eigentümliches, Nationales; diese Entstellung der lateinischen Schrift war vor einigen Jahrhunderten bei allen Nationen üblich; aber, wie denn überhaupt der Geschmack sich in vieler Beziehung wieder dem Einfachen, Natürlichen zuwandte, man kehrte auch hier zu den edleren, reinen Formen zurück; nur wir Deutschen halten zur Unbequemlichkeit für den Ausländer und für uns selbst, die wir alle zwei Schriften lesen und schreiben lernen müssen, an der verkehrten Sitte einer geschmacklosen Zopfperiode fest.“

Als Beleg für den Eindruck, welchen unsere Schrift auf Nichtdeutsche macht, möge auch eine Stelle aus der in London erscheinenden Daily News hier Platz finden. Dort heifst es: Frankreich, Italien und England bringen allerdings so gute Bücher hervor wie Leipzig, Hannover, Berlin; aber wir können doch ohne die deutschen Bücher nicht wohl fertig werden. Die deutsche Schrift jedoch giebt der Versuchung, an der deutschen Wissenschaft vorbeizugehen, eine besondere Stärke. Die Druckbuchstaben sind knorrig, verzwickt, spitzig, abstofsend. Jeder hat eine Familienähnlichkeit mit irgend einem anderen und viele sind so vollgespickt mit kleinen Dornen, dafs die dem Auge wirklich weh thun. Das kleine f z. B. ist so zackig wie die Kriegskeule eines Südsee-Insulaners, das kleine ſ und f kosten dem Ausländer, der Deutsch lernt, manche mühselige Reise durchs Wörterbuch. Das B und V führen zu verhängnisvollen Verwechselungen. Natürlich lernt durch beständige Übung der Fremde seinen Weg ins Alphabet, aber auf Kosten seiner Zeit, seiner Augen und auch wohl seiner guten Laune.

Wiesbaden. Dr. W. Fricke.

Lettres de M. Guizot.

Vor kurzem erschienen in der bekannten Verlagsbuchhandlung von Hachette & Cie. in Paris „Lettres de M. Guizot à sa famille et à ses amis recueillies par Mme de Witt née Guizot.“ — Die von einer Tochter oder Cousine des 1875 verstorbenen Autors herausgegebene Sammlung besteht aus 153 Briefen und bildet einen der bekannten stattlichen Gelbbände von 436 Seiten. Die Briefe sind chronologisch geordnet, beginnen vom 28. Oktober 1810 — also im 25. Jahre Guizots — und reichen bis zum 22. Mai 1874.

Wenn auch das Werk in erster Linie in Frankreich, vor allem von den Freunden des Schriftstellers und von den politischen Gesinnungsgenossen des Staatsmannes mit Enthusiasmus gelesen werden wird, darf es doch in Deutschland nicht unbekannt bleiben. Denn wenn die Briefe schon als Vervollkommnung und Vervollständigung des biographischen Materials manchem willkommen sein dürften, wenn sie manche neue Linie zur Zeichnung und Beurteilung des Verstorbenen bieten, so übt vor allem der geistvolle Stil eine hohe Anziehungskraft aus. Neben der Kürze, Präcision und Klarheit, welche Guizot in seinen geschichtlichen, politischen und philosophischen Werken anstrebt, wirkt hier die dem Briefstil eigene Innigkeit — ich möchte sagen Innerlichkeit — wohlthuend auf den Leser. Der Autor ist hier nicht blofs Verstandesmensch und nobeler Charakter, er erscheint als liebender Gatte, sorgsamer Vater und teilnehmender Freund; er läfst uns hinter den durch Politik und Ceremoniell gezogenen Vorhang in das innere Seelenleben blicken.

Digitized by Google

In Bezug auf die bei der Korrespondenz in Betracht kommenden Personen lassen sich die 153 Briefe in vier Gruppen teilen: 1) Briefe an Familienglieder (Frau, Kinder, Schwägerin u. s. w.) — etwa 40 —; 2) Briefe an Schriftsteller des In- und Auslandes (Barante, Rémusat, Vitet, Mad. Auguste de Gasparin, Mistress Austin, Mad. Lenormant), ca. 50; 3) Briefe an französische und englische Staatsmänner (Duc de Broglie, General Bugeaud, Lord Aberdeen, Mr. Piscatory), vielleicht 30; endlich 4) Briefe an Freunde und Gesinnungsgenossen.

Von den an die Familienglieder gerichteten Briefen tragen die an Mme Guizot, née Dillon, den Stempel innigster Liebe, herzlichster Zärtlichkeit. Auf seinen Reisen zu politischen Zwecken erzählt er seiner „chère maman" die kleinsten Umstände auf das genaueste und spricht der „bien aimée" sein Bedauern über die Trennung aus. Mit eben solcher Zärtlichkeit wendet er sich an die noch im zarten Alter stehenden Kinder. Er versteht es so wohl, den kindlichen, unmittelbar herzlichen Ton zu treffen, dafs man z. B. bei folgendem, an sein Töchterchen Henriette gerichteten Briefe denken könnte, Guizot habe sich den bekannten Brief an seinen Sohn „Hänsichen" zum Muster genommen:

A mademoiselle Henriette Guizot.*

Londres, samedi 21 mars 1840.

Je reçois à l'instant même, ma chère Henriette, une lettre de Rosine,** qui me fait grand plaisir par tout ce qu'elle me dit de votre santé et de votre gaieté. Je n'en doutais pas, mais je suis charmé de le lire en détail, ce qui ne vaut pourtant pas autant que de le voir de près. Ceci reviendra. Grandissez et engraissez d'ici là. Et faites des progrès en sagesse comme en force. Il me semble que la musique va assez bien. Pour l'écriture, je juge par moi-même, et le progrès est sensible.

J'espère que vous me raconterez demain votre gaîté chez Mme Lenormant et toutes vos joies. Je vous ai bien regrettée l'autre jour au Musée Britannique; mais vous auriez été fatiguée. Je l'étais moi-même. C'est trop de choses ensemble. Imagine-toi le Jardin des Plantes, le Musée du Louvre et la Bibliothèque du roi réunis dans un même édifice. Les livres, les estampes, les statues, les antiquités égyptiennes, les vases étrusques, les animaux et les oiseaux empaillés, les minéraux, l'herbier, tout est là. On rencontre sur l'escalier des rhinocéros, des hippopotames, des girafes, des élans, placés là comme des sentinelles. Et puis, au haut de l'escalier on entre dans une salle remplie d'armes, de vêtements, d'ornements de guerre de sauvages des îles du Sud; c'est effroyable. Il y a des masques de guerre tout rouges, grands comme trois ou quatre têtes pour donner à ceux qui les portent l'air de colosses, la bouche ouverte, avec deux rangées de cinquante énormes dents chacune, des cheveux noirs tout hérissés et des yeux hagards. Ces masques, que les grands chefs seuls sont en état de posséder, sont faits avec les plumes des ailes et de la queue de charmants petits oiseaux rouges; il faut tuer cinq ou six mille oiseaux pour avoir de quoi faire un masque. — Ce que j'ai trouvé de plus beau au Musée Britannique, ce sont les bas-reliefs du Parthénon d'Athènes, enlevés du Parthénon même par lord Elgin et rangés ici tout autour des murs d'une même salle. C'est magnifique et rien n'en peut donner l'idée; pas même les petits plâtres de la galerie du Val-Richer.

Il n'y a au Musée Britannique que des animaux empaillés. Les bêtes vivantes sont dans un établissement particulier qui s'appelle Zoological Gardens, et qui n'est soutenu que par des souscriptions volontaires. J'irai le visiter un de ces jours.

---

* Lettre 61, pag. 183f. ** Mme de Chabaud-Latour.

Digitized by Google

Tu vois que je commence à aller voir les choses. Ce dont je suis le plus curieux, c'est l'abbaye de Westminster, admirable église gothique qui contient les tombeaux de tous les grands hommes de l'Angleterre; mais que le temps soit doux. Le froid des églises m'est fatal.

Je suis charmé, ma chère enfant, que tu apprennes et retiennes beaucoup de beaux vers. Dans le cours de ta vie, il te sera souvent agréable de les retrouver dans ta mémoire, et puis, c'est un vif plaisir de voir ses propres sentiments, ses sentiments les plus chers, exprimés dans un beau langage. Il y a longtemps que j'admire et que j'aime les vers que tu m'as cités.

Adieu, mon Henriette, j'ai près de chez moi une rue qui s'appelle Henrietta-Street. Je ne passe jamais devant sans un sentiment de plaisir. Adieu, je vous embrasse, bonne maman, Pauline, Guillaume et toi. —

Wir haben diesen Brief vollständig gegeben, einmal um Guizot als Familienvater vorzuführen, dann aber, weil wir glauben, dafs Herausgeber von Chrestomathien etc. diesen Brief gern in ihre Bücher übertragen werden.

Guizots Korrespondenz mit den ihm befreundeten S c h r i f t s t e l l e r n bezieht sich zum Teil auf die Tageslitteratur, auf die von Guizot in der Revue des deux mondes veröffentlichten Artikel, auf seine und seiner Freunde Werke, sowie auf die wichtigeren Familienangelegenheiten der letzteren. Wir verweisen in dieser Beziehung auf Brief 19 und 21, wo Guizot seinen Freund Rémusat über den Verlust seiner Gemahlin zu trösten sucht, welche im Wochenbett gestorben war, und auf Brief 87 und 126 an Barante. — Während der Schreiber im ersten dem Freund bei dem Tode seines zwanzigjährigen Sohnes teilnahmvolle Trostesworte spendet, drückt er im anderen (vom Jahre 1860) seinen Schmerz über das Hinscheiden des Lord Aberdeen aus. Höchst charakteristisch für die schriftstellerische Thätigkeit, für die Art seiner Geistesarbeit ist ein Brief Guizots an Rémusat vom Jahre 1828. Guizot wollte seine „Conseils de morale" veröffentlichen und wünschte ein Vorwort von Rémusat. Er schreibt: „Mon cher ami, rends-moi un service, un grand service. Vous savez qu'en tête de ces trois grands volumes que je vais publier, il doit y avoir une notice. J'ai voulu la faire; j'ai écrit, réécrit: j'ai essayé de toutes les manières; j'ai parlé en mon nom au nom d'un tiers; j'ai tenté toutes les formes. Je ne peux pas, je ne peux absolument pas. Je tombe sur-le-champ dans une intimité, une souffrance, qu'il est impossible de laisser voir. Si je me permettais de tout dire, d'écrire je ne sais pas combien de centaines de pages, j'en viendrais peut-être à bout; peut être me ferais-je comprendre. Mais il n'y a pas moyen. Depuis six semaines, ce supplice-là s'est ajouté à mon supplice et je ne suis pas plus avancé. pp.

Während dieser Brief einen Einblick in die Gedankenwerkstatt des Autors gewährt und als Beispiel hochherziger Offenheit dienen kann, finden sich in anderen beachtungswerte Belege für die religiösen Ansichten Guizots, Gedanken, aus denen man mit ziemlicher Sicherheit auf seine Stellung zur Offenbarung, auf sein aus Philosophie, Ethik und Christentum konstruiertes Glaubenssystem schliefsen kann. Einige Belege. Guizot schreibt an Rémusat (13. Novbr. 1826): ... J'y travaille sans cesse; cet été encore pendant six semaines j'ai laissé là toutes mes affaires pour m'en occuper; j'ai employé ce temps-là à rechercher exactement ce que veut dire le mot f o i, quel est cet état de l'âme son origine, son véritable sens. J e n e s u i s p a s m é c o n t e n t d u r é s u l t a t; des questions vagues sont devenues précises pour moi, des difficultés ont été levées. Mais plus j'avance, plus je me confirme dans cette double certitude qu'il y a là un monde réel, auquel nous tenons par des rapports assurés, et que ce monde est interdit à la connaissance humaine, que nous n'en pouvons jouir ici-bas, de cette possession claire et satisfaisante qui s'attache à la science. Nous pouvons, j'en suis

Digitized by Google

convaincu, nous assurer qu'il est, mettre la main sur le sceau qui le couvre, jamais le rompre ...

An den Abbé Gratry, welcher ein Werk über Religion und Philosophie veröffentlicht hatte, schreibt Guizot am 5. Dezbr. 1863: „Vous avez joint l'exemple au précepte; ce que vous avez dit, vous l'avez fait; vous avez été croyant et philosophe; vous avez uni la raison à la foi. ... c'est un acte chrétien. Vous croyez l'homme intelligent et libre, comme Dieu l'a fait, et vous le traitez en conséquence; vous respectez son intelligence et sa liberté. Et en même temps vous savez que ni l'intelligence ni la volonté libre de l'homme ne suffisent à le gouverner et à le sauver; et vous travaillez à le ramener dans la foi et sous la loi que Dieu lui-même a données aux hommes, tout en livrant le monde à leurs disputes. C'est-là le christianisme, monsieur, c'est la philosophie et la pratique chrétiennes." Und an Mad. Lenormant (3. Novbr. 1853): „En fait de soumission à Dieu, j'ose croire qu'il n'y en a point de plus entière que la mienne. Elle a été mise à l'épreuve. J'ai été bien frappé, au fond de l'esprit comme du cœur, dans la vie privée et dans la vie publique. Jamais un murmure ne s'est élevé, je ne dis pas sur mes lèvres, mais dans mon âme. J'ai tout accepté, non seulement sans rébellion intérieure, mais avec confiance. Les voies de Dieu ne sont pas nos voies dans notre destinée personnelle, comme dans celle du monde; je ne sais ni le motif ni le but des voies de Dieu, mais je crois en Dieu; et la foi, c'est la confiance dans la soumission."

Am interessantesten sind vielleicht die Briefe, in denen sich Guizot direkt mit Politik beschäftigt. Verfolgt man nur sie, so kann man das Werden des Fachmannes, das Sichbilden des Talents beobachten. Gleichviel, ob wir ihm als Kandidaten oder berufenen Volksvertreter, als Minister oder Kritiker, als unbeteiligten Zuschauer oder geschäftigen Agitator begegnen: überall finden wir in Guizot den geborenen Staatsmann, den fertigen Politiker, der ruhig und sicher, beobachtend und berechnend sein Ziel fest im Auge behält. Schmiegsam als Minister, selbstbewufst als Abgeordneter, weitblickend als Zuschauer!

Gestattete es der Raum und die Tendenz dieser Anzeige, so führten wir gern einige Briefe an aus der Sturmperiode von 1847—1852. Langsam sieht Guizot das Wetter heranziehen, mit ziemlicher Sicherheit stellt er seine Prognostika. Ohne Scheu und Rückhalt spricht er sich gegen seine Freunde und Gesinnungsgenossen über den „neuen Kaiser" aus, mit dem er sich übrigens später auf guten Fufs zu stellen wufste. In der Entscheidungszeit (1870—71) unterzieht er auch die deutschen Verhältnisse — auf die er schon in seinem Briefe aus Ems an Mistress Austin vom 5. August 1850 zu sprechen kommt — einer eingehenden Beurteilung. Im November 1870 hofft er noch auf eine gute Wendung für sein Vaterland.

Lausanne. Otto Wendt.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Körting, Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie. Teil II: Die Encyklopädie der romanischen Gesamtphilologie. (Heilbronn, Henninger.) 7 Mk.

O. Gerber, Die Sprache und das Erkennen. (Berlin, Gärtner.) 8 Mk.

F. Heger, Sprache. Gebärdensprache. (Progr. der Realschule zu Wien.)

Arno Grimm, Über die baskische Sprache und Sprachforschung. (Breslau, Hirt.) 2 Mk.

A. Goerth, Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Bd.: Das Studium der dramatischen Kunst. (Leipzig, Klinkhardt.) 6 Mk.

A. Gerber, Die Sprache als Kunst. 2. Aufl. (Berlin, Gärtner.) 1. Lfrg. 2 Mk.

Grammatik.

H. Rötteken, Der zusammengesetzte Satz bei Berthold von Regensburg. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.

H. Harth, Die Qualität der reinen Vokale im Neufranzösischen. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Engel, Über den Gebrauch der Präpositionen bei Joinville. (Progr. der höheren Bürgerschule in Heidelberg.)

G. H. Webster, A grammar of new English, beginning with the age of Elizabeth. Pittsburgh.

E. Bourciez, Origines et formations de l'ancien français. Première leçon du cours complémentaire de langue française à la Faculté des lettres de Bordeaux. (Bordeaux, Gounouilhou.) 1 fr.

L. Wespy, Die historische Entwickelung der Inversion des Subjekts im Französischen. (Oppeln, Franck.) 2 Mk.

Th. Meyer, Die provençalische Gestaltung der mit dem Perfektstamm gebildeten Tempora des Lateinischen. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 80 Pf.

M. Hüllen, Über den Vokalismus des sicilianischen Dialekts. (Diss. Bonn.)

M. Zschalig, Die Verslehren von Fabri, Du Pont und Sibilet. (Leipzig, Frohberg.) 1 Mk. 50 Pf.

M. Mussafia, Della prosodie francese. (Progr. d. Realgymn. in Triest.)

D. Zatelli, De l'emploi de la négation en français et en italien. (Progr. des Gymn. in Rovereto.) 1 Mk.

Lexikographie.

D. Sanders, Verdeutschungswörterbuch. (Leipzig, Wigand.) 5 Mk.

F. Khuli, Beiträge zum mittelhochdeutschen Wörterbuche. (Graz, Selbstverlag des Verf.)

Digitized by Google

P. Andreef, Dictionnaire technologique français-russe-allemand-anglais, contenant les termes techniques employés dans l'industrie, les sciences appliquées, les arts et métiers. I. Bd. (12 Lfrgn.) (Petersburg, Zinserling.) 25 Mk.

E. Deseille, Glossaire du patois des matelots Boulonnais. (Paris, Picard.)

J. Moers, Die Form- und Begriffsveränderungen der franz. Fremdwörter im Deutschen. (Progr. Bonn.) 1 Mk.

Delinotte, Dictionnaire des synonymes français. (Paris, Nilfsen.) 7 fr. 50 c.

Litteratur.

Wolfram von Eschenbach, Parzival, in neuer Übersetzung für alle Freunde deutscher Dichtung. (Berlin, Friedberg & Mode.) 3 Mk.

Hartmanns armer Heinrich. Mit Anmerkungen von W. Wackernagel hrsgb. von W. Toischer. (Basel, Schwabe.)

R. Froning, Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters. (Frankfurt a. M., Jügel.) 75 Pf.

R. Schneider, Die namenlosen Lieder aus Minnesangs Frühling, erläutert und ins Neuhochdeutsche übertragen. (Berlin, Friedberg & Mode.) 60 Pf.

H. Kauffmann, Über Hartmanns Lyrik. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Hallwich, Gestalten aus Wallensteins Lager. (Leipzig, Duncker.) 3 Mk.

P. Th. Falck, Friederike Brion von Sesenheim. Eine chronologisch bearbeitete Biographie nach neuem Material aus dem Lenz-Nachlasse. (Berlin, Kamlah.) 4 Mk.

M. Rödiger, Kritische Bemerkungen zu den Nibelungen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.

M. Schwarze, Die Frau in dem Nibelungenliede und der Kudrun. (Diss. Halle.)

G. Krause, Friedrich der Grofse und die deutsche Poesie. (Halle, Waisenhaus.) 2 Mk.

W. Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 40 Pf.

F. Überweg, Schiller als Historiker und Philosoph. Hrsgb. v. M. Brasch. (Leipzig, Reifsner.) 8 Mk.

Kritische und nichtkritische Versuche: Egmont, Die göttliche Komödie, Faust. (Danzig, Axt.) 1 Mk. 20 Pf.

O. Lücke, Goethe und Homer. (Progr. d. Gymn. zu Ilfeld.)

E. Mauerhof, Zur Idee des Faust. (Leipzig, Wigand.) 2 Mk.

J. Schmidt, Schiller und Rousseau. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. (Berlin, Habel.)

K. Rieger, Zu Goethes Gedichten. (Progr. des Joseph-Gymn. in Wien.)

H. Welli, Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung. (Leipzig, Veit.) 5 Mk. 40 Pf.

A. Schüll, Gesammelte Aufsätze zur klassischen Litteratur alter und neuerer Zeit. (Berlin, Hertz.) 7 Mk.

J. Vising, Sur la versification anglo-normande. (Upsala, Almqvist & Wiksell.) 1 Mk. 75 Pf.

L. Römer, Die volkstümlichen Dichtungsarten der altprovençalischen Lyrik. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 50 Pf.

L. Müller, Das Rondel in den franz. Mirakelspielen und Mysterien des 15. und 16. Jahrhunderts. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Keller, Die Sprache des Ven. Roland. (Diss. Strafsburg.)

G. Raynaud, Bibliographie des chansonniers du XIII^e^ et XIV^e^ siècles. Comprenant la description de tous les mss., la table des chansons classées par ordre alphabétique de rimes et de la liste des trouvères. 2 vols. (Paris, Vieweg.) 15 fr.

O. Börner, Raoul de Houdenc. Eine stilistische Untersuchung über seine

Digitized by Google

Werke und seine Identität mit dem Verf. des Messire Gauvain. (Leipzig, Dissert.)

Di Saint Pierre, B. Raoul de Cambrai. Chanson de geste. In den Akten der Turiner Akad. d. Wissenschaft.

L. Arreat, La morale dans le roman. L'épopée et le roman. (Paris, Alcan.) 2 fr. 50 c.

S. Berger, La Bible française au moyen-âge. Étude sur les plus anciennes versions de la Bible écrites en prose de langue d'oïl. (Paris, Champion.)

J. Brauns, Über die Quelle und Entwickelung des altfranzösischen Cançun de saint Alexis. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 80 Pf.

Le roman de Renart, publié par E. Martin. 2 vol. 2 partie du texte: Les branches additionnelles. (Strafsburg, Trübner.) 8 Mk.

H. Herzog, Die beiden Sagenkreise von Flore und Blancheflor. Eine litterarische Studie. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.

Rustebuefs Gedichte. Nach den Handschriften der Pariser National-Bibl. hrsgb. von A. Krefsner. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 10 Mk.

E. Vaudin, Gérard de Roussillon. Histoire et légendes. (Paris, Champion.) 3 fr. 50 c.

E. Penning, Ducis als Nachahmer Shakespeares. (Progr. der Realschule zu Bremen.)

A. Rebhann, Einflufs der französ. Litteratur auf die grofse Revolution Frankreichs im 18. Jahrh. (Progr. des Ober-Gymn. zu Brüx.) 1 Mk.

A. Ricard, Monographie sur le Gil Blas de Le Sage. (Progr. der Handelsschule zu Prag.)

J. Hagmann, Über Voltaires „Essai sur les mœurs“. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Le Hericher, Littérature populaire de Normandie. (Paris, Maisonneuve.) 5 fr.

V. Fournel, De Malherbe à Bossuet. Études littéraires et morales sur le XVII^{e} siècle. (Paris, Didot.) 3 fr.

H. Merbach, Das Meer in der Dichtung der Angelsachsen. (Breslau, Köhler.) 1 Mk.

R. Fricke, Die Robin-Hood-Balladen. (Strafsburg, Diss.)

B. ten Brink, Chaucers Sprache u. Verskunst. (Leipzig, Weigel.) 5 Mk.

E. Köppel, Lydgate's Story of Thebes. Eine Quellenuntersuchung. (München, Oldenbourg.) 1 Mk. 50 Pf.

S. Stapfer, Shakespeare et l'antiquité. (Paris, Fischbacher.)

A. S. G. Canning, Thoughts on Shakespeare's historical plays. (London, Allen.) 12 sh.

Feis, Shakespeare and Montaigne. (London, Paul & Trench.) 8 sh.

E. Hermann, Ergänzungen und Berichtigungen der hergebrachten Shakespeare-Biographie. (Erlangen, Deichert.) 5 Mk.

L. Arrigoni, Souvenir de Pétrarque. (Milan.)

C. M. Sauer, Geschichte der italienischen Litteratur, von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (Leipzig, Friedrich.) 10 Mk. 50 Pf.

L. de Camoens' sämtliche Gedichte, deutsch von Wilh. Storck. 6. Bd. (Paderborn, Schöningh.) 5 Mk. kompl. 25 Mk.

A. Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. In 10 Lfrgn. I. Lfrg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

H. v. Paucker, Das Lied von der Heerfahrt Igors Fürsten von Seversk. Aus dem Altrussischen übersetzt. (Berlin, Deubner.) 1 Mk. 20 Pf.

Hilfsbücher.

J. Wagner, Musterbeispiele zu deutschen Aufsätzen für Volkspräparanden und Fortbildungsschulen. 2 Bändchen. (Langensalza, Schulbuchhandlung.) à 90 Pf.

Digitized by Google

A. Wentzel, Themen aus den verschiedenen Gebieten der Pädagogik, nebst Dispositionen und Winken zu ihrer weiteren Ausführung, für Lehrer. (Langensalza, Schulbuchhdlg.) 80 Pf.

F. W. Bürgel und P. Wimmers, Die deutsche Lektüre in Lehrerbildungsanstalten. Litteraturkunde und Methodik. 3. Jahr: Die Arten der dramatischen Poesie. Das Epos. Abschlufs des Lehrstoffs. Nebst einer Karte zu Schillers Tell. (Aachen, Barth.) 1 Mk. 30 Pf.

J. E. Haselmayer, Neue deutsche Aufsätze und Aufsatzpläne für höhere Kurse der Mittelschulen. (Würzburg, Staudinger.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Spelthahn, Die französische Aussprache. (München, Seitz.) 50 Pf.

K. Städler, Französische Grammatik für höhere Mädchenschulen. I. (Kassel, Kay.) 2 Mk. 50 Pf.

K. Städler, Methodik des grammatischen Unterrichts in Mädchenschulen. (Kassel, Kay.)

A. E. Beauvais, Grofse deutsch-französische Phraseologie. (20. bis 30.) Schlufs-Lfrg. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) à 50 Pf.

Corneilles Polyeucte, erklärt für obere Klassen von K. Brunnemann. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 90 Pf.

Victor Hugo, Eine chronologisch geordnete Auswahl seiner Gedichte, mit Einleitung und Anmerkungen zum Gebrauch in oberen Klassen. In drei Heften hrsgb. v. A. M. Hartmann. (Leipzig, Teubner.) à 1 Mk. 50 Pf.

Thiers, Expédition de Bonaparte en Égypte. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Foth. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 40 Pf.

Michaud, Influences et résultats des croisades. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Hummel. (Leipzig, Renger.) 1 Mk. 15 Pf.

Voltaire, Mahomet, erklärt v. K. Sachs. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 60 Pf.

L. Herrig, The British classical authors. Select specimens of the national literature of England and America with biographical sketches and a historical outline of English literature. 56th ed. (Braunschweig, Westermann.) 4 Mk. 50 Pf.

Merope. Tragedia di Scipione Maffei. Mit Anmerkungen und Wörterverzeichnis von K. Goldbeck. (Berlin, Simion.) 50 Pf.

Maly-Motta, Italienische Grammatik. II. Kursus: Syntax, Stilistik und Poesie in ital. Sprache. (München, Lindauer.) 2 Mk. 80 Pf.

S. v. Manstein, Handbuch der russischen Sprache. Grammatische Übersicht. Text und phonetische Transskription. Glossar. (Leipzig, Brockhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

HERRIG, The British Classical Authors. Select specimens of the National Literature of England and America with biographical and critical sketches and an historical outline of english Literature. 57. Auflage. *Neue umgearbeitete Ausgabe.* gr. 8. geh. 4 Mk. 50 Pf.

HERRIG & BURGUY, La France Littéraire. Morceaux choisis de littérature française. 36. Aufl. *Neue umgearbeitete Ausgabe.* gr. 8. geh. 4 Mk. 50 Pf.

KAPP, Leitfaden beim ersten Schulunterricht in der Geographie und Geschichte. 7., durchaus verbesserte Auflage. 8. geh. 1 Mk.

LIVIUS, Der kleine. Für mittlere Gymnasialclassen bearbeitet von M. Rothert, Director des Gymnasiums zu Aurich. **1. Heft**, Buch I. Mit Wörterbuch und einem Plane des alten Roms. 4. Auflage. 8. geh. 60 Pf. — **2. Heft**, Buch II, III. 2. Aufl. 8. geh. 80 Pf.

LÖHBACH, Handbuch der römischen Nationalliteratur. Ein Lesebuch für die oberen Classen der Realschulen. gr. 8. geh. 4 Mk.

SAINT PIERRE, Paul et Virginie. Mit grammatischen, wort- und sacherklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche zum Schul- und Privatgebrauch versehen von J. Hoffa. 12. geh. 1 Mk. 50 Pf.

VIEHOFF, Handbuch der deutschen Nationallitteratur nebst einem Abrifs der Litteraturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stilistik. 3 Teile.

Erster und zweiter Teil: Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit, mit biographischen und andern Erläuterungen. Ein Lesebuch für **obere** Klassen höherer Lehranstalten und Freunde der deutschen Litteratur. 18. Aufl. gr. 8. geh. 4 Mk. 50 Pf.

Dritter Teil: Proben der älteren Prosa und Poesie, nebst einem Abrifs der Litteraturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stilistik. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. 16. Auflage. gr. 8. geh. 1 Mk. 40 Pf.

VIEHOFF, Deutsches Lesebuch für die **mittleren** Klassen höherer Lehranstalten. 9. Aufl. gr. 8. geh. 2 Mk. 40 Pf.

VIEHOFF, Deutsches Lesebuch für die **unteren** Klassen höherer Lehranstalten. 10. Aufl. gr. 8. geh. 2 Mk.

(Die vorstehenden Viehoffschen Lehrbücher mit neuer Orthographie.)

VIEHOFF, Vorschule der Dichtkunst. Theoretisch-praktische Anleitung zum deutschen Vers- und Strophenbau, mit vielen Aufgaben und beigegebenen Lösungen. gr. 8. geh. 5 Mk.

VIEHOFF, Lateinisches Elementarbuch für die unteren Classen der Real- und höheren Bürgerschulen. **Erster Theil**: Sexta-Cursus. 3. Aufl. gr. 8. geh. 80 Pf. — **Zweiter Theil**: Quinta-Cursus. 2. Aufl. gr. 8. geh. 1 Mk.

Digitized by Google

Verlag der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Lehrbücher der Englischen Sprache

von

Dr. Immanuel Schmidt,

Professor an der Königlichen Haupt-Kadettenanstalt zu Lichterfelde.

Elementarbuch der Englischen Sprache zum Schul- und Privatunterricht. Achte durchgesehene und verbesserte Auflage. 1 M. 60 Pf.

Grammatik der englischen Sprache für obere Klassen höherer Lehranstalten. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. 3 M.

Englische Schulgrammatik. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1 M. 80 Pf.

Uebungsbeispiele zur Einübung der Englischen Syntax für höhere Klassen. Dritte Auflage. 1 M. 60 Pf.

Urteile:

Herr Professor *Zupitza* äussert sich in der *deutschen Literaturzeitung* Nr. 33 vom 18. August 1883 über die dritte Auflage der „*Grammatik für obere Klassen*" folgendermassen:

Unter allen mir bekannten praktischen Grammatiken der englischen Sprache giebt es keine, die sich an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Inhalts mit der von Immanuel Schmidt vergleichen liesse. Jedem, der sich eine gründliche Kenntnis der heutigen Sprache Englands verschaffen will, kann sie aufs wärmste empfohlen werden. Jeder Lehrer des Englischen, mag er auch nach einer anderen Grammatik unterrichten, wird sie mit Nutzen zu Rate ziehen. Die jetzt vorliegende dritte Auflage lässt überall die sorgfältig nachbessernde und fleissig nachtragende Hand des Verfassers erkennen. Ganz neu hinzugekommen ist der dritte Anhang, der alphabetische Verzeichnisse der Verben und der Adjektiva, die Präpositionen nach sich haben, enthält.

Für die gütige Zusendung der Lehrbücher der englischen Sprache von I. Schmidt sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank. Ich werde nicht verfehlen, sie zur Einführung in Schulanstalten zu empfehlen, denn von allen Schulbüchern zur Erlernung der englischen Sprache, die bis jetzt erschienen sind, möchten sie wohl *die vorzüglichsten* sein. Ich zweifle nicht, dass sie grossen Absatz finden und noch viele Auflagen erleben werden.

Göttingen, den 5. Februar 1878. Professor Dr. **Th. Müller,**
Mitglied der wissenschaftl. Prüfungskommission.

Indem ich Ihnen für die Übersendung der Schmidtschen Lehrbücher meinen Dank ausspreche, knüpfe ich daran zugleich die Mitteilung, dass ich dieselben bereits seit längerer Zeit kennen und schätzen gelernt habe, so dass ich dieselben aus voller Überzeugung empfehlen kann.

Kiel, den 5. Februar 1878. Professor Dr. **Stimming,**
Mitglied der wissenschaftl. Prüfungskommission.

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

FOREIGN PERIODICALS · COLL. LIBR. ·

LXXIII. BAND, 2. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1885.

Inhalt.

LXXIII. Band, 2. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Der Lucidaire Gilleberts. Von Dr. P. Eberhardt 129
Die Hamlet-Periode in Shakspeares Leben. Von Hermann Isaac . . . 168
Kyffhäuser, Tannhäuser, Rattenfänger. Von Adalbert Rudolf . . . 179

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Techmer. I. Band 205

J. Stürzinger, Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie. (Fr. Bischoff) 208

Dr. Hubert H. Wingerath: 1) Choix de lectures françaises I, 3. Aufl.; 2) Lectures enfantines d'après la méthode intuitive; 3) Petit Vocabulaire français. (Th. Krafft) 211

A Spanish Grammar of the modern Spanish language as now written and spoken in the capital of Spain. By William Knapp. — Modern Spanish Readings, embracing text, notes and an etymological vocabulary, by W. Knapp. (Dr. Paul Förster) 212

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache. — H. Breitinger, Elementarbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. 1. und 2. Heft. — W. Fr. Eisenmann, Schulgrammatik der französischen Sprache. — J. Hunziker, Französisches Elementarbuch I. Teil. — F. W. Körbitz, Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache für Real- und Bürgerschulen. Eine vollständige Schulgrammatik zur Beförderung einer rationellen Unterrichtsweise. 1. Kursus. 7. Aufl. 2. Kursus. 4. Aufl. — Dr. G. F. Pflüger, Grammatik der französischen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil. — Dr. K. Brandt, Kurzgefafste französische Grammatik für die Tertia und Sekunda eines Gymnasiums. (—t—) 214

Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Erster Lehrgang. (Professor J. Gutersohn) 216

J.-B. Bossuet, Ausgewählte oraisons funèbres, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Völcker. (R. Scherffig) 219

Lamprechts Alexander, herausgegeben von Karl Kinzel. — Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. VI. 221

Dr. R. Sonnenburg, Grammatisches Übungsbuch der französischen Sprache. Methodische Anleitung zur Einübung der syntaktischen Regeln. (L.) 221

Miscellen.

Seite 222—237.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 238—240.

Digitized by Google

Der Lucidaire Gilleberts.*

Von

Dr. P. Eberhardt.

Der Lucidaire ist in fünf Handschriften vorhanden:

Handschrift A in Paris, Bibl. de l'Arsenal, B L F 283 (neu 3516). Nach Le Roux de Lincys Beschreibung in der Einleitung seines Roman de sept sages S. XL wurde dieses Manuskript im Jahre 1268 vollendet (vergl. ferner Z. F. R. P. II, 438 und Herrigs Archiv Bd. LXVIII, S. 319). Unser Text ist in dem auf Bl. 1 befindlichen Inhaltsverzeichnis unter dem Titel „De Lucidaire“ und als auf Bl. 148 beginnend angeführt. Jedes Blatt hat auf jeder Seite vier Spalten zu je fünfzig Zeilen. Das Gedicht enthält hier 4142 Verse. Glücklicherweise war der Lucidaire nicht mit Miniaturen versehen, durch deren Ausschnitt er wie andere Stücke dieser Handschrift arg verstümmelt worden wäre.

Handschrift B in Paris, Bibl. nat., franç. 1807, Bl. 178r bis 207v.

Handschrift C in Paris, Bibl. nat., franç. 25427 ist unvollständig.

Handschrift D in Florenz, Laurenziana, Coventi soppressi 99, ein Bruchstück von 1600 Versen, wovon G. Paris und Alphonse

---

* Meine am 26. Juni 1884 bei der philosophischen Fakultät in Halle eingereichte Arbeit sollte bereits gedruckt werden, als mir eine Leipziger Dissertation von Hugo Schladebach: „Das Elucidarium des Honorius Augustodunensis und der französische metrische Lucidaire des 13. Jahrhunderts von Gillebert de Cambray“ zu Gesicht kam, auf die ich nachträglich an einzelnen Stellen Rücksicht nehme. Die Schladebachschen Bezeichnungen der Handschriften und Verse habe ich bei jeder Bezugnahme zum besseren Verständnis in Klammer ( ) hinter den meinigen angegeben.

Digitized by Google

Bos in der Einleitung zu der Vie de St. Gilles par Guillaume de Berneville, Paris 1881, p. XIII, die 26 Eingangs- und 4 Schlufsverse abgedruckt hat.

Die Handschriften B, C, D, sowie eine vierte zu Ashburnhamplace, Barrois 171, führt P. Meyer, der sie in das 13. Jahrhundert versetzt, in der Romania VIII, 327, Anm. 1 an.

Handschrift E in Cambridge, Corpus Christi College Nr. 405 behandelt auf Bl. 425 unter der Überschrift „Hic incipit de Antichristo“ das Erscheinen des Antichrists, welcher Passus dem Lucidaire v. 1108 ff. entnommen ist. Die Kenntnis dieser Handschrift, sowie die Übermittelung der vier ersten Verse verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Dr. Stürzinger. Sie lauten:

Meistre, beneït seies tu,
ben me as de tut rendu.
Mes de Antechrist demandasse
mout volenters si je osasse.

Unser Lucidaire ist in Achtsilblern gedichtet und beruht auf dem dritten Buche des Elucidarius des Honorius von Augustodunum (Ausgabe Sancti Anselmi Cantuariensis Operá ed. Gerberon). Er ist wie der lateinische Text in der beliebten Form von Frage und Antwort verfafst. Mehrere französische Übersetzungen in Prosa aus dem 13. Jahrhundert sprechen für die damalige Beliebtheit dieses Stoffes. Über Nachbildungen in der französischen Litteratur vergleiche man Z. F. R. P. I, 91, wo Suchier nachweist, dafs der Sermo de sapientia in W. Foersters Dialoges Gregoire lo Pape S. 283—298 auf die ersten siebzehn Kapitel des ersten Buches des Elucidarius zurückgeht, ferner P. Meyer, Romania I, 421 und Ed. Stengel, Mitteilungen aus Handschriften der Turiner Bibliothek S. 40.

In Versen haben wir noch eine Bearbeitung des Elucidarius in dem ersten Buche der Lumiere as Lais von Peter von Peckham, von deren Anfang und Schlufs P. Meyer in der Romania VIII, 328 einen Abdruck giebt. Peter benutzte den Elucidarius nur für das erste Buch seines Werkes, und nahm, da jener seiner Ansicht nach in verschiedenen Punkten Irrtümer enthielt, seine Zuflucht zu anderen Quellen. Im Prolog seiner Lumiere sagt er v. 583—588:

Digitized by Google

„Le primer liver en acun endreit
Est de Lucidarie estreit,
Mes pus jo me percevoie
Ke mespriz en poinz, ne vuloie
Plus de cel liver treiter,
Enz comensai en autres estudier.“

Diese Aussage bestätigt sich vollkommen. Denn obwohl das sechste Buch der Lumiere as Lais (Old Royal 15 D II, Bl. 88r) überschrieben ist „*Ici comence le sime livre ke est del jour de jugement e des peines de enfern e des joies du ciel*“, also ähnlich wie unser Text, und die Überschriften vieler Kapitel auf denselben Inhalt wie im Lucidaire schliefsen lassen, wie Bl. 88r „*En quel vertu leverunt de nut ou de jour*,“ Bl. 88v „*Le quel vendra nostre seignur, Si tuz serrunt de une estature, quant leverunt de mort en vie*,“ etc., so zeigt doch eine nähere Einsicht in den Inhalt dieses Buches, dafs der Schüler wohl im allgemeinen dieselben Fragen stellt wie im Elucidarius, wenn auch in ganz anderer Reihenfolge, der Lehrer aber den Stoff zur Beantwortung derselben anderen Quellen entlehnt hat. Einmal beruft er sich auf den heiligen Ambrosius, sehr oft auf den heiligen Augustin und Gregorius. Den Dialogen des letzteren hat er den ganzen Passus vom Fegefeuer entnommen. Denn in dem Kapitel „Ou purgatoire put estre“ (Bl. 91r) sagt Peter:

„Dunt une partie vus dirai
de ces countes, si cum jeo sai,
que sunt verreis e esprovez,
cum seint Gregoire l'ad recitez
en un livere que est nomé
‚Dyaloge‘ saunz fauseté.“

Bei der Herstellung des Textes standen mir nur die Handschriften A, B, C vollständig zu Gebote. Ich liefs mich bei der Herstellung eines kritischen Textes, die ich zu meiner Orientierung vorgenommen habe, von dem Grundsatz leiten, alles, was in einer Handschrift überliefert ist, in denselben aufzunehmen. Jedes Plus der einen Handschrift im Verhältnis zu den übrigen ist in eckige Klammer [ ] gesetzt und, wenn aus B, mit [b], und wenn aus C entnommen, mit [c] bezeichnet.

Daher halte ich es auch für geraten, eine Tabelle aller Lücken der drei Handschriften aufzustellen, die zeigt, welche

Digitized by Google

Stellen B oder C ausschliefslich angehören, ferner eine Übersicht gewährt, wie die Handschriften sich gegenseitig ergänzen, und endlich auch wichtige Anhaltspunkte für die Klassifikation der Handschriften giebt.

In den Varianten ist die richtige Lesart immer vorausgeschickt und mit L bezeichnet, wenn Übereinstimmung mit dem lateinischen Texte stattfand.

In der Tabelle wird das Vorhandensein einer Stelle in einer der drei Handschriften durch das Plus-, das Fehlen durch das Minuszeichen ausgedrückt. Mit U sind alle Übergänge bezeichnet und mit L alle Stellen, die nur in B, C, nicht aber in A vorhanden und auf den lateinischen Text gestützt, also ursprünglich sind.

		A	B	C			A	B	C
49—54		—	+	+	660—1		—	—	+
79—80		—	+	+	674		—	+	+
243—5		+	—	+	675		—	—	+
246—55	U	+	—	—	676		+	+	—
270—1	L	—	+	+	677		+	—	—
280—1		+	—	+	735		+	—	+
314—5	U	+	—	—	746—9		+	—	—
336—7	U	+	—	—	752—3		—	—	+
342—3		—	—	+	766—7		+	+	—
348—9	U	+	—	—	768—9	U	+	—	—
358—9		+	+	—	770—1		+	+	—
362—3		+	+	—	772—3		+	—	+
365		+	—	+	776—7		+	—	—
467		+	—	+	800—1	U	+	—	—
410—3	L	—	+	+	807		+	—	—
414—5	U	+	+	—	824—5		+	+	—
420—1	L	—	+	+	855		+	+	—
423		+	—	+	860—1	U	+	—	—
428—9	U	+	—	—	870—1		+	+	—
445		+	—	+	896—911		+	—	+
446—7		—	+	—	914—5	U	+	—	—
448		+	—	+	916—7		+	—	+
508—9		+	—	—	920—1		+	—	+
525—6		—	+	+	922—3		+	—	—
613		+	—	+	932—3		+	+	—
622—3		—	+	—	938—9		+	+	—
625		+	—	—	960—1		+	+	—
630—1	U	+	—	—	964—5		—	+	—
636—7		+	+	—	968—9	L	—	+	+
612—3	U	+	—	—	978—9	U	+	—	—
646—9	U	+	—	—	986—9		+	—	—
658—9		+	—	+	993		+	—	+

Digitized by Google

		A	B	C			A	B	C
998—9		+	+	—	1758—9		+	—	—
1002—3		+	+	—	1760—1		—	+	+
1017		+	—	+	1762—7	U	+	—	—
1022—5	U	+	—	—	1769—70		+	—	—
1030—1		—	—	+	1776		+	—	+
1100—1		+	+	—	1822—3		—	+	+
1106—7	U	+	—	—	1828—31	U	+	—	—
1125		—	+	—	1834—5		+	—	—
1127		—	—	—	1862—3	U	+	—	—
1128—9		—	+	+	1864—5		+	+	—
1136—7		—	+	—	1868—9		+	—	+
1154—5		—	+	+	1874—7		+	+	—
1156—7		—	+	—	1890—1	U	+	—	—
1172		+	+	—	1894—5	U	+	—	—
1173		—	+	—	1896—7		+	+	—
1175		—	+	—	1898—9		—	+	—
1180—90		+	—	+	1905—6		+	—	+
1192—3		—	+	+	1908—13	U	+	—	—
1198—1201		—	+	+	1915		+	—	+
1260—1		—	+	+	1935		+	+	—
1262—7		+	—	—	1937		+	+	—
1274—5		—	+	+	1946—9		+	—	—
1296—7		—	+	+	1953		+	—	+
1300—1		+	—	—	1968—9		+	—	+
1337		—	+	—	1970—1	U	+	—	—
1339		—	+	—	2014—5		+	—	+
1356—7		+	—	—	2032—3	U	+	—	—
1380—1		+	—	+	2040—1	U	+	—	—
1390—1		—	+	+	2067		—	+	+
1436—9		—	+	+	2068		—	+	—
1470—1		+	—	+	2070—3		+	+	—
1517—8		—	+	+	2078—9	L	—	+	+
1541—7		+	+	—	2082—3	L	—	+	+
1548—9		—	+	+	2084—5	U	+	—	—
1552—3		—	+	+	2096—7		+	+	—
1576—81	U	+	—	—	2108—9	U	+	—	—
1563a—b		—	—	+	2114—5		+	—	+
1576—81		+	—	—	2158—61	L	—	+	+
1594—1623	L	—	+	+	2162—3		+	—	—
1624—5		—	+	—	2170—1	U	+	—	—
1626—31	L	—	+	+	2186—7		+	—	+
1632—3		—	+	—	2198—9		—	—	+
1634—61	L	—	+	+	2204—5	U	+	—	—
1660—7		+	—	—	2208—9		+	—	+
1679		+	—	—	2223		—	+	+
1682		+	—	—	2225		—	+	+
1688—9	U	+	—	—	2230—1		+	+	—
1695		+	—	+	2234—7	U	+	—	—
1698—9		+	—	+	2245		+	—	+
1703		+	+	—	2248		+	+	—
1710—1		—	+	+	2318—9		+	—	+
1726—7	U	+	—	—	2328		+	—	—
1730—1	U	+	—	—	2331		+	—	—

Digitized by Google

		A	B	C
2346—51		+	+	—
2354—5	L	—	+	+
2358—61		—	+	+
2362—5	U	+	—	—
2368—9	U	+	—	—
2386—7		—	+	+
2394—5		—	+	+
2424—5	L	—	+	+
2426—7		+	—	+
2430—1		+	—	—
2432—43	L	—	+	+
2450—1	U	+	—	—
2458—61	U	+	—	—
2480—1	L	—	+	+
2498—9		+	—	—
2537—8		+	+	—
2557—8		+	—	+
2582		+	+	—
2625—6		+	+	—
2643—4		+	—	—
2653		+	—	+
2657—60		+	—	—
2681—2		+	+	—
2685—7		+	+	—
2705—6		—	+	+
2717—8		+	+	—
2733—4		+	—	+
2801—4		+	+	—
2833—6		+	—	—
2863—4		+	—	—
2879—80		+	—	+
2907—8		—	—	+
2925—8	U	+	—	—
2935—6	U	+	—	—
2945—6	U	+	—	—
2957		+	—	—
2967—8		+	+	—
2995—6		+	—	—
3049—54	U	+	—	—
3063—4	U	+	—	—
3071—4	U	+	—	—
3079		+	—	+
3080—5		+	—	—
3099—100		+	—	—
3153—4		+	+	—
3157—60		+	—	+
3169—72	U	+	—	—
3225—6		+	—	—
3233—6	U	+	—	—
3247—8		+	—	+
3249—50		+	—	—
3267—8	U	+	—	—
3297—8	U	+	—	—
3301—2	U	+	—	—
3381—4	U	+	—	—
3389—90		—	+	+
3403—10	U	+	—	—
3504		+	+	—
3533—4	L	—	+	+
3573—4		+	—	+
3577—8		+	—	—
3595—8		—	+	—
3638—9		+	+	—
3640—1		+	—	—
3642—3		+	+	—
3644—51	U	+	—	—
3655—6		+	+	—
3688—9		—	—	+
3694—5	U	+	—	—
3698—703		+	+	—
3705		+	—	+
3718—23		+	+	—
3730—1		+	—	—
3738—45	U	+	—	—
3751		+	+	—
3753		+	+	—
3758—9	U	+	—	—
3766—9	L	—	+	+
3788—91		+	—	+
3796—7		+	+	—
3812—3	U	+	—	—
3820—1	U	+	—	—
3832—3	U	+	—	—
3851		+	—	+
3852—5	U	+	—	—
3864—88		+	+	—
3892—3	U	+	—	—
3900—1	U	+	—	—
3916—7		+	+	—
3924—5		+	+	—
3930—1		+	—	—
3956—7		—	—	+
3962—3	L	—	+	+
3966—7	L	—	+	+
3970—3		+	—	—
3980—1	U	+	—	—
3990—1		+	—	+
3996—7		—	—	+
4048—9		—	—	+
4054—70		+	+	—
4071—6		+	—	—
4077—99		+	+	—
4100—3		+	—	—
4101—9		+	+	—
4110—3	U	+	—	—
4118—9		+	—	+

Digitized by Google

		A	B	C			A	B	C
4120-5	U	+	—	—	4186—95		+	—	+
4130-1		+	—	—	4206—13		+	—	+
4134—5		+	+	—	4216—23		+	—	+
4142—5		+	—	+	4224—5	U	+	—	—
4152—9		+	—	—	4236-9		+	—	Explicit
4160-2		+	—	+	4246—7		+	—	
4163		+	—	—	4276—7		+	—	
4165		+	+	—	4302—5		+	—	
4170-8		+	—	+	4308—9		+	—	
4176—9		+	—	+	4328—9		+	—	
4184		+	—	+	4352—9		+	—	
4185		+	—	—					

Klassifikation der Handschriften.

Da B und C neben gemeinsamen Lücken auf den lateinischen Text zurückgehende Partien gemeinschaftlich aufweisen, die A nicht kennt, so können sie nicht aus A geflossen sein.* Wohl aber könnte man bei dem auffälligen Zusammengehen von B, C das unvollständige C für einen Auszug aus dem umfangreicheren B halten. Doch dagegen sprechen folgende, wenn auch zum Teil entbehrliche, aber sich nicht in B findende Stellen: v. 342—3, 660—1, 752—3, 1030—1, 1563a—b, 2198—9, 2907—8, 3956—7, 3996—7. Doch auf L ist folgende gestützt:

Wie die klare und frische Quelle den ermüdeten Landmann erquickt, „ita,“ fährt Honorius Kap. XX, A fort, „delectabilis favus de ore tuo distillans meam refocillat animam,“ und der französische Dichter v. 3687—9:

„si as tu m'ame saolee
et replenie et abevree
de bon miel a tote la ree
dont ta bouche est asavouree,“

wovon v. 3688—9 nur C angehören, vergl. Schl. S. 35. Daraus folgt, dafs C wenigstens nicht ganz aus B geflossen sein kann.

Doch eine genauere Vergleichung von A, B, C und D, soweit letzteres von G. Paris abgedruckt ist, unter sich und mit dem lateinischen Texte führt zu dem überraschenden Resultat,

* B und C stimmen zu L, während A den Text entstellt hat: v. 460—5, 666, 715, 780, 781, 812, 863, 870, 918, 1060, 2000, 2124, 2264, 2321, 2482, 2486, 2981, 3428, 3587, 3902.

Digitized by Google

dafs zunächst A, C gegen B eine Gruppe bilden. Denn es findet sich in A, C zunächst ein gemeinschaftlicher Fehler, der sich durch den Sinn als solcher beweisen läfst und durch B korrigiert wird. Es ist folgender:

Als v. 3503 die Vergnügen des Salomon denen der Guten gegenübergestellt werden, lesen A, C: et **des** delices Salemon, B aber richtig: et **les** delices Salemon werden gegen die der Seligen nur Elend sein.

Bestätigt wird unsere Vermutung, A, C eine Gruppe gegen B, durch folgende Stellen, wo B und L den Handschriften A, C als Korrektiv dienen:

1) v. 438: Genau wie L verlegt B die obere Hölle ou plus **bas** leu, aber A, C el plus **haut** lieu que la terre a. Im Elucidarius heifst es Kap. IV, C: Duo sunt inferni, superior, et inferior. Superior **infima** pars hujus mundi, quae plena est poenis.

2) v. 3453: Die Schnelligkeit der Gerechten schildernd, sagt der Dichter, dafs sie im Augenblick auf und nieder steigen. Dasselbe thun die Engel. Dem letzten Satze entspricht in

B et li angle **dieu ainsint** font,
A et li angele **devisey** sont,
C et li angle **devise** lont.

Der Elucidarius liest Kap. XVIII, D: Hoc etenim angeli facere possunt.

Das Resultat unserer bisherigen Untersuchung ist nun kurz folgendes: A, C gehören wegen gemeinschaftlicher Fehler zusammen, doch ist C nicht aus A geflossen. Wir müssen daher annehmen, dafs A, C auf eine gemeinsame Quelle x zurückgehen. Doch dafs C nicht nur aus x geflossen ist und noch nähere Beziehungen zwischen B und C bestehen, beweisen folgende auf L zurückgehende, sich nur in A findende, also B, C gemeinschaftlich fehlende Stellen:

a) L Kap. VII, C: Illorum etiam orare, est cruciatus corporis vel bene gesta pro Christo, deo repraesentare.

v. 920—3: Et ses encor qu'est lor orer
le bienfait a deu demostrer
de lor cors le cruciëment
k'il sofrirent et le torment.

Digitized by Google

Streng genommen gehört dieser Fall nicht hierher, weil C für v. 920—1 liest:

Ses encore quel sont leur veu
lor bien qu'il depriënt a deu,

sei aber doch erwähnt wegen der in B, C fehlenden Verse 922—3.

b) L Kap. VIII, A: Quae autem in poenis sunt, non apparent, nisi ab angelis permittantur .... etc.

v. 986—9: Mais celes qui en travail sont,
ja nule fois ne s'aparont,
se li angle ne lor otroient
qui par conduit les i envoient.

c) L Kap. X, E: Nequaquam, sed diabolus ejus maleficiis corpus alicujus (V* alicujus damnati) intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur.

v. 1262—6: Et la ou trovera les mors
fera diable entrer el cors
par art et par encantement,
dont saudront sus isnelement,
parler les fera a la gent.

d) L Kap. XX, B: Quod enim quisque in se non habuerit, in altero habebit.

v. 3930—1: Ce que li uns en soi n'avra,
en son proisme le portera.

e) L Kap. XXI, C: Sicut isti immensa voluptate deliciabuntur, ita illi immensa miseria amaricabuntur.

v. 4152—5: Si con cels se deliteront
es grans delices qu'il aront,
si seront cels en amertume
et en misere par costume.

f) L Kap. XXI, C: Sicut isti egregia sanitate vigebunt, ita illi infinita infirmitate deficient.

v. 4156—9: Si con ces grant santé aront
ki puis enferté ne criendront,
isi seront cil soffissant
de male enferté et de grant.

* V = Variante.

Digitized by Google

Der letzte Fall gehört eigentlich auch nicht hierher, da C für v. 4158—9 liest:

ensi erent cil defaillant
et de male enfreté pesant,

doch fehlen C v. 4156—7.

Diese Erscheinungen sind keinem blofsen Zufall zuzuschreiben. Denn es wäre sonderbar, wenn B, C, ganz unabhängig voneinander, in sechs Fällen dieselben auf L gestützten Partien ausliefsen. Es müssen daher nähere Beziehungen zwischen B und C existieren.

Allen Anforderungen genügt nun die Annahme, dafs C unter der Benutzung von B und x entstanden ist.

An ihre Vorlage traten die Schreiber von A und C bearbeitend heran, änderten, fügten hinzu oder liefsen aus, je nach ihrem Geschmack.

Wie frei der Schreiber von A verfuhr, mögen folgende Stellen zeigen:

1) Nach der Schilderung der unteren Hölle heifst es in L Kap. IV, C: Ut sicut corpora peccantium terra cooperiuntur, ita animae peccantium sub terra in inferno sepeliuntur. Dem schliefsen sich B, C genau an, wenn sie lesen:

Car si con li cors est enfrez
et est de terre acouvetez,
si ont les ames sepulture
soz terre en l'infernal ardure.

Dagegen A v. 460—5:

Quant l'ame est partie del cors
se il estoit mangiés de pors
ou il fust en poldre ventés,
ja ne seroit si tormentés
que l'ame n'eüst sepouture
sos terre en l'infernal ardure.

2) Als Grund der vierten Qual der Bösen giebt L Kap. IV, A an: Qui autem hic foetore luxuriae dulciter delectabantur, juste ibi foetore putrido (V et putredine) atrociter cruciantur.

Ebenso B, C:

Aprés, por ce que en vieuté
de luxure sont enorté,

Digitized by Google

trop doucement si deliterent,
come bestes si saoulerent;
par droit la puor infernal
seufrent cil sanz fin et le mal.

Dagegen vergl. A v. 680—95:

Aprés, por ce c'onques nul jor
n'orent vers dameldeu amor,
ne vers les povres en bienfais,
ne envers les mesiax des fais,
ne ne lor voldrent riens doner,
quant lor venoient demander
lor almosnes par charité,
et por le roi de majesté,
ains lor puoient si forment
qu'il nes aperchoient noient
ne nes pooient endurer,
por ce lor covient sans douter
soffrir icele grant puor
qui en infer est nuit et jor
dont il ne seront ja osté,
si con nos dist l'autorité.

Dieses Verhalten unseres Schreibers zu seiner Vorlage giebt denn auch Berechtigung zu der Vermutung, die in der Tabelle mit U bezeichneten Übergänge für sein Produkt zu halten, denn ohne dieselben schreitet die Erzählung wie in B und C schneller fort und gewinnt die Sprache an Kraft. Ganz gegen die Gewandtheit der Sprache unseres Dichters und daher auch in B und C nicht vorhanden sind mehrfache, fast wörtliche Wiederholungen, wie:

1) v. 648—9, 766—7, 1730—1:

Li maistres lors li respondi:
„Amis,“ fait il, „entent a mi!“

2) v. 914—5, 2032—3:

Volontiers amis le dirai
ke ja ne vos en mentirai.

3) v. 1726—7, 1908—9:

„Maistres,“ dist il, „par vo comant
encor voil demander avant.“

4) v. 2935—6, 3820—1, 4246—7:

Aprés li a li maistre dit:
„Amis, enten moi un petit!“

Digitized by Google

5) v. 3049—50, 3063—4, 3612—3:

Li disciples li respondi:
„Maistre, je l'ai mout bien oï!"

6) v. 3232—3, 3407—8, 3648—9:

Li maistres dist: „Amis, enten
et si retien et si apren!"

Dem Schreiber von A sind auch die letzten acht, B fehlenden Verse zuzuschreiben, wo er, „qui che escrit", Gott bittet, ihm Verstand zu geben, so zu handeln, dafs er die Qualen der Hölle vermeiden und die Freuden des Paradieses geniefsen könne. C hat einmal eine Umstellung vorgenommen (322—35, 288—319). B ist äufserst flüchtig kopiert. In vielen Fällen (vergl. Tabelle) fehlt entweder zur vorhergehenden oder folgenden Zeile der entsprechende Reimvers. Den Passus von v. 750 an kopiert der Schreiber nach v. 799 ein zweites Mal, bricht aber nach drei Zeilen, seinen Irrtum noch rechtzeitig gewahr werdend, ab, dann überspringt er wieder v. 1899 und trägt ihn acht Zeilen später nach. Die Vorlage von B war eine zuweilen vom Original abweichende Bearbeitung y, eine Vermutung, die folgende auf L gestützte Stellen zu bestätigen scheinen:

1) Als der Schüler in L Kap. XI, E den Lehrer fragt, „qua aetate vel mensura" die Guten auferstehen würden, antwortet dieser: „Qua erant, si (V cum) essent triginta annorum," und dem schliefsen sich A, C v. 1772 an: En sanblance erent de .xxx. ans, während B .xxxIII. liest.

2) In der Beschreibung der Kleidung der Gerechten folgen A, C gegen B genau L Kap. XVI, E: Salus autem justorum et laetitia erunt illorum vestimenta, indem sie lesen v. 2336:

Il seront ilueques vestu
de grant leece et de salu,

B dagegen: de grant biauté, de grant vertu.

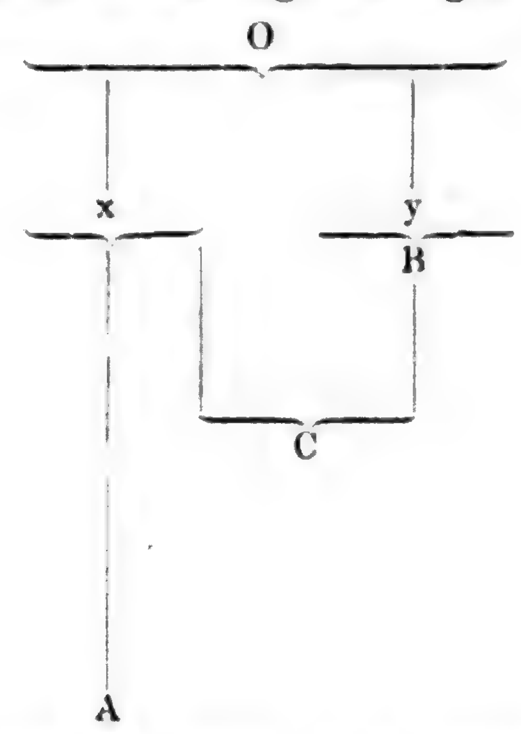
Das Endresultat unserer Untersuchung ist also folgendes:

A hatte zur Quelle eine Vorlage x, welche die A, C gemeinschaftlichen Fehler enthielt, aber das Original vollständig gab, also auch die auf L zurückgehenden, aber in A fehlenden Stellen von C; B ist eine flüchtige Kopie einer Bearbeitung y und unabhängig von A, C aber eine eklektische Bearbeitung

Digitized by Google

von x und B, worauf sich das B, C eigentümliche Fehlen von durch L gestützten Stellen zurückführen läfst.

Diese Verhältnisse lassen sich, wenn O das Original bedeutet und die Länge der Vertikalstriche den Grad der Entfernung von O angiebt, durch folgende Figur veranschaulichen:*



Für eine kritische Bearbeitung des Textes ergiebt sich demnach, dafs jede Übereinstimmung von A, B den Originaltext liefert.

Was D angeht, so zeigt eine Vergleichung des Abdrucks von G. Paris mit den übrigen Handschriften, dafs D den Handschriften B, C näher steht als A.

E tritt infolge der mit C gemeinschaftlichen Umstellung von demandasse und osasse in nähere Beziehung zu C.

Die Person des Dichters.

Über die Person des Dichters erfahren wir näheres am Schlufs des Lucidaire v. 4338—47, wo der Dichter ausruft:

* Die auf S. 45 bei Schl. befindliche Klassifikation der Handschriften ist weder genau noch überzeugend. Denn aus gemeinsamen Varianten, übereinstimmenden Versen, möglicherweise vom Dichter herrührenden Erweiterungen und Zusätzen können in Bezug auf das Verhältnis der Handschriften zueinander nicht immer endgültige Schlüsse gezogen werden. Untrügerische Kriterien liefern nur gemeinschaftliche Fehler. Hätte Schl. die Handschriften auf solche geprüft und kritisch behandelt, so hätten ihm die nahen Beziehungen zwischen A, C (B) nicht entgehen können. — Ferner wird man weniger von Mittelstufen zwischen B und C als von Bearbeitungen von B (C) sprechen müssen.

Digitized by Google

„Merchi cri a cels, qui l'oront
et qui bone essample i prendront,
qu'il depriënt le fils Marie
qui por nos vint de mort a vie,
qu'il merchi ait de Gillebert
et qu'en son regne le herbert,
cil qui a Quambroi fu noris,
a Beaubec a deu convertis,
de sa mere meesmement
et de ses amis ensement!“

Der Name des Verfassers ist also Gillebert. In der Angabe des Ortes, wo der Dichter erzogen wurde, v. 4344, gehen die Handschriften auseinander. A nennt Chambres (Dép. de la Manche). Doch einen Ort der Normandie als Heimat des Dichters anzunehmen, verbietet uns, wie wir sehen werden, die Sprache. Ich bevorzuge daher die Lesart von B „Quambroi“, das wir nach dem Resultat der Sprachuntersuchung mit Cambrai (Dép. du Nord) werden identifizieren dürfen.* Nach A war er in Beaubec (Dép. de la Seine inférieure) „a deu convertis“, d. h. wahrscheinlich in die 1116 oder 1127 gegründete Cistercienser Abtei eingetreten. In B ist die zweite Silbe dieses Ortsnamens nicht recht erkennbar; man kann lesen Belboec und Belbórc. Wahrscheinlich lebte Gillebert in seiner Jugend in Cambrai und zog sich im späteren Alter in ein normannisches Kloster zurück.

Über Peter von Peckham, den Verfasser der Lumiere as Lais sagt P. Meyer in der Romania VIII, 327: „Il s'est nommé non pas par vanité, mais pour obtenir le bénéfice des prières de ses lecteurs, pieux motif auquel nous devons en plus d'un cas de connaître les noms de ceux qui, au moyen âge, composèrent des poésies morales et religieuses.“

Diese Ansicht läſst sich auch für unseren Dichter geltend machen. Die Angabe seines Namens ist nur in dem frommen Wunsche begründet, in das Gebet seiner Leser eingeschlossen zu werden, damit er mit seiner Mutter und seinen Freunden vor Gott Gnade und in dessen Reiche Herberge finde, v. 4338—47.

* Auf keinen Fall war er aus Launoy, wie Schladebach S. 47 ohne jeglichen Grund vermutet.

Digitized by Google

Die Sprache des Dichters.

A. Ergebnisse der Untersuchung der Reime.

a) Vokale.

1) o. o¹, das tiefe geschlossene, und o², das hohe offene o, werden stets gesondert.

2) an und en werden nicht vermischt. noient 279, negligent 650, esciënt 967, 2969, occhident 2378 haben e. Mit a und e werden im Lucidaire dolent und talent gebraucht:* dolans : ans 3248; dolent : baltement 501, : froment 726, : torment 1284; dolens : tormens 1012, : pulens 3551; talant : avant 248; talent : gent 204, : voirement 982, : largement 1292, : bonement 3866. Die vom Part. Präs. und Gerundium abgeleiteten Substantiva gleichen sich in der Endung ance der ersten Konjugation an: conissance : ramenbrance 874, etc.

3) e¹, das offene e (aus lat. ĕ oder ae in geschlossener Silbe), e², das halb offene e (aus lat. ē oder ĭ in geschlossener Silbe), und e³, das geschlossene e (aus lat. a in offener Silbe) hat der Dichter nicht vermischt. Beispiele: e¹: aprés : pres 1023, terre : conquerre 1360, estre : senestre 1866, bele : novele 2565. e²: destrece : tristrece 291, 1875, : leece 422 etc. e³: de : virginité 151, : majesté 1431 etc. Ob der Reim bele : mele 2509 dem Dichter angehört, lassen die Lesarten von B bele : vice und C cüst : fust unentschieden.

4) i. ĕ + i ergab in der Sprache unseres Dichters keinen Diphthong oder Triphthong, sondern i. Beweisend ist der Reim (ire) : : baptestire 1367, doch als in Übergängen befindlich weniger belegend: desir : (plaisir) 1910, (respondi) : pri (preco) 1971, (dit) : delit 3234.

---

* Schladebach erwähnt S. 56 nicht den gemischten Gebrauch von dolent und talent, giebt dagegen irrig an, dafs noient mit a und e im Lucidaire gebraucht werde. Die hier einschlägigen Verse 276—9 lauten:

Li un sont ichi espurgié,
quant lor cors sont bien cruchié
(v. 263) et traveillié de male gent
qui nes deportent de noient

(B gent : neant, C gent : nient). Schladebach liest unbegreiflicherweise grant statt gent, obwohl B, C gent ausschreiben und grant keinen Sinn giebt. — Ebensowenig ist noians 1832 (v. 1682), das übrigens alle drei Handschriften nicht mit s, sondern t überliefern, für die Sprache des Dichters gesichert, denn A liest: certainemant : noiant, B neant : haustement, C noient : hautement.

Digitized by Google

b) Diphthonge.

5) ui. Der Lucidaire weist keinen Reim auf, der den Übergang ŏ + i zu ui bewiese.

6) oi. Für die Vermischung von abam und ebam zeigt unser Gedicht mehrere Beispiele: venoient : lechoient 474, amoient : faisoient 704, servoient : sauvoient 1008, lapidoient : faisoient 1946.

Der Reim ot : sormontot 3952 dürfte beweisen, dafs Gillebert auch die Imperfektbildung der ersten Konjugation auf -oe, -oue kannte (vergl. H. Suchier Z.F.R.P. II, 276 „im Pikardischen wurde aller Wahrscheinlichkeit nach das normannische -oe (amoe) gesprochen, ehe -oie (aus ebam) die Alleinherrschaft an sich rifs").

7) ai. ai reimt im allgemeinen nur mit sich selbst. Doch begegnen uns auch Bindungen von ai zu e[1], die beweisen, dafs ai in geschlossener Silbe wie offenes e gesprochen wurde: estre : maistre 326, : naistre 1194, set (septem) : ait 2474, aprés : mais 3303. Ferner finden sich Reime, in denen ei aus lat. ē oder ĭ vor n zu ai wird und mit ai aus lat. a gebunden ist: paine : semaine 308, 628, mains (minus) : daerains 950.

8) ie. e und ie sind auseinander gehalten. Der Reim pendié : clocifié 1906 scheint zu beweisen, dafs Gillebert noch die alte Endung -ie des Perfektums der zweiten schwachen Konjugation kannte, doch läfst sich keine sichere Entscheidung treffen, da B v. 1905—6 fehlen und C pendi : soffri bindet. Doch durch A, B gesichert ist der Reim vesquié : haitié 3255.

9) Für die Kontraktion der Endung -iee des Femininums des Part. Perf. der Verba auf ier zu ie zeigt der Lucidaire keine beweisende Beispiele.

10) ui wird mit i gebunden: achoisi : lui 496, fist : destruist 1226, : estruit 4252, trestuit : contredit 2625.

c) Konsonanten.

11) Ob die Auflösung des l dem Dichter angehört, läfst sich aus dem Reim cevols : angoisous 2845 nicht mit Sicherheit feststellen, da in B, C der entsprechende chevox : dieux (dolium) lautet.

12) s. Einfaches s und s als Produkt von t (d) + s hält der Dichter streng auseinander. Doch reimen ans : grans 1217, : enfans 1733, : dolans 3244, : vaillans 4060. Er wird also anz gesprochen haben.

Ohne Beweiskraft ist der Reim paradis : esperis 121, denn B

Digitized by Google

reimt paradiz : viz und C faitis : mis, ebensowenig benis : paradis 246 und amis : fis (fidus) 3900, die in Übergängen befindlich als unecht bezeichnet werden dürfen.

13) Die Bindungen von s mit d und t scheinen zu beweisen, dafs diese Konsonanten zuweilen stumm waren: clost : conplot 1626, David : amis 2999, : garnis 3275, sosmist : contredit 3323, fist : estruit 4252.

Der Reim venus : uns 2903 ist unecht, da diese Stelle, mit B, C verglichen, als eine Verderbnis erscheint.

14) In dem Reime (montaignes) : plaignes 2878 steht mouilliertes n, wo es sonst nicht gewöhnlich ist.

B. Ergebnisse der Silbenzählung.

15) Verschiedene Verse des Lucidaire geben nur dann acht Silben, wenn wir die Nichtelision eines auslautenden e annehmen, eine Erscheinung, die sich dadurch erklärt, dafs Gillebert das dumpfe e nach schweren Konsonantengruppen in den Hiatus treten liefs. Beispiele bieten folgende Verse: dont la terrë est pupliee 54, disciplinë et ne l'amerent 697, et au sepulcrë iront liez 1390, et l'autrë est esperitez 1643, por .x. millë est aconté 2682, et atemprancë et justice 4285. Unsicher sind folgende: Maistrë, or me dites briefment 2109, Li maistrë en ore respont 2173, 2328, Dist li maistrë: „Or i entent“ 2448, Dist li maistrë: „Amis enten“ 3407. In dem Verse .vii. especiax vertus aront 2471 weichen A, B, C bedeutend voneinander ab. B liest: .vii. esperiteux gloires avront, C aber: .vii. grandes boneürtés ont, L Kap. XVII, C: Septem speciales (V spirituales) glorias corporis habebunt, et septem animae. Man wird especiax dreisilbig lesen müssen, obwohl es v. 4100, 4289 viersilbig gebraucht ist. celestiël v. 4205 ist viersilbig.

16) ie ist einsilbig in Filistiens v. 3058, zweisilbig in Domiciëns 1146, chrestiëns 1147, 1220, 1853, 2128, 4004, anchiën 1161, 1321, 1375, 3345, devriëns 2007, 2009, ensipiënce 4167, terriën 4315, Typriëns 4329.

Saül 2985 ist zweisilbig.

17) Vom Substantivum.

a) Bezüglich des s, das die Maskulina der ersten und dritten Deklination auf e später im Nom. Sing. annehmen konnten, zeigt die Sprache des Dichters ein Schwanken. Das flexivische s ist noch nicht vorhanden in: pere 502, ministre 1159, dire : sire 1770, sire 2543.

Digitized by Google

Doch findet sich daneben auch leres 1012, hermites 1155, menres 3523, graindres 3527, mires 3844, Basires 4328. Von den Adjektiven hat povres 520 das s des Nom. Sing. angenommen. Den einzigen als Acc. fungierenden Nom. bietet v. 103:

Del juste est con del riche ber,
quant il doit sa feme espouser.

b) Die Frage, ob die Feminina nach der lateinischen dritten Deklination im Nom. Sing. ein s annehmen, ist schwer zu entscheiden. Nur in dem Reime fachon : raison 2859 stimmen die Handschriften überein. Wie sie sonst auseinandergehen, zeigen folgende Reime, in denen Feminina nach der lateinischen dritten Deklination als Nom. Sing. fungieren:

A, B greignor : menor 310, : baldor 934, C hat anderen Text; A, B carbon : avon 3549, C carbons : avons; A tribulation : trovon 1304, B tribulations : treuve on, C tribulations : creons; A santé : enfermeté 3656, B santez : enfermetez, C fehlt; A maison : habitation 364, B weicht ab, C maisons : habitations; A baudor : honor 2879, B fehlt, C baudors : honors.

Hieraus ersehen wir, dafs Gillebert sicher die ältere Form kannte.

18) Vom Adjektivum. Die Adjektiva der lateinischen dritten Deklination haben im Femininum im allgemeinen noch kein e angenommen. Beispiele: quel 329, 2141, tel 369, 433, 666, 727, 884 etc., ardant 542, itel 3167, grant 2488, 3932, 3940, 3954 etc., griefment 335, briefment 413, forment 638, 668, corporelment 2920, esperitelment 2921.

Eine Ausnahme macht tele 2280, das aber durch itel ersetzt werden könnte, ferner quelle 1337, presentement 1542.

19) Vom Pronomen. Für die Anlehnung der Pronomina le und les an je, ne (non und nec), qui, se oder si bietet unser Text folgende Beispiele:

a) jel 349, 350, 1112, 1894, 1913, 1997, 2044, ges 3158, die aber nichts für die Sprache des Dichters beweisen.

b) nel 1239, 1420, nes 279, 1408, 1453 dagegen sind durch A, B, C gestützt, ebenso

c) ques 3659, doch nicht quil 3336, quis 2015, 3402, 4085, ques 2913.

d) (si, wenn) ses 569, (si, sic) sel 2427, ses 2904, sis 3107, 4108. Da B, C in den letzten Beispielen abweichen, so können diese auch Produkt des Schreibers von A sein.

Digitized by Google

Li der Dativ der unbetonten Form des Pron. Pers. verliert sein i vor en: onques nul dangier ne l'en fist 72. Über die betonte Form des Pron. Pers. in der ersten und zweiten Person Sing. geben die Reime moi : croi 432, : foi 513, toi : voi 77, : croi 2900 Aufklärung. Der Reim respondi : mi befindet sich in Übergängen 648, 1730.

20) Der Artikel. Der Artikel li als Nom. Sing. kann gekürzt werden: l'autre 851, 1380, 1934, 4266, l'uns 2008, 3860, l'angles 1772, daneben aber auch li ewangiles 467, li un, li altre 950, 3550, 3875, li uns 3539.

21) Das Verbum.

a) Die erste Pers. Sing. Präs. Ind. der ersten schwachen Konjugation zeigt noch kein e: pri 232, 413, 536, cri 502, espoir 981, comant 1081.

b) Vor vokalischem Anlaut verliert das e der dritten Pers. Sing. Präs. seinen Silbenwert: „Maistre," dist il, „dex regne en toi" 74, qui maine o soi grant conpaignie 105, puis l'en amaine a grant leece 107, ains que dex vigne al jugement 407, vergl. ferner sueffre 426, apele 600, conbate 2639, amaine 3850.

c) Die Endung -iés der zweiten Pers. Plur. Imp. ist stets einsilbig: tenriés 568, oisiés 569, veïsiés 2590, gheroiés 2861, faisiés 2862, poriés 3662.

Der Reim se vos le me voliës dire 328, wo -iés zweisilbig ist, geht auf Kosten des Schreibers von A, der, wie die Varianten zeigen, seine Vorlage erweitert hat.

d) Neben der regelmäfsigen Bildung des Futurums der ersten schwachen Konjugation kennt der Dichter auch die Unterdrückung des unbetonten e zwischen Verschlufs- oder Reibelaut und folgendem r: donra 1282, 1288, 2339, 3394, 3438, 3638, 3692, 4006, dura 1306, demorai 2496. Nicht sicher sind demandrai 2381 und comandrai 4251.

Ob Gillebert sich den Einschub des unbetonten e erlaubte, läfst sich nicht mit Sicherheit feststellen, da folgende Stellen: istera 2215, esteroit 4058, averoit 3417, esteront 3443, estera 3958, renderont 4045 sämtlich mit B, C variieren und daher auch dem Bearbeiter von A zugeschrieben werden können. Die Übereinstimmung von A, C in esteroit 3264 beweist wegen der nahen Beziehungen von A, C zueinander nichts für die Sprache des Dichters.

22) neïs 1182 und niënt 279, 817 werden immer zweisilbig gebraucht.

Durch die Vermischung von abam und ebam (6) wird das Nor-

Digitized by Google

mannische sofort ausgeschlossen. Die Einsilbigkeit der Endung -iés der zweiten Pers. Plur. Imp. (21, c) versetzt unser Denkmal in die Pikardie. Ohne Beweiskraft ist der Reim issir : veïr 3159, der nach H. Suchier, Auc. u. Nic. p. 68 auch in den Loherains im Reime steht.

Der schwankende Gebrauch des s im Nom. Sing./bei den Maskulinis der ersten und dritten Deklination, die Anwendung der älteren Form des Nom. Sing. der Feminina der lateinischen dritten Deklination, das Fehlen des e femininum bei den Adjektiven der lateinischen dritten Deklination und endlich das Verstummen des e in der dritten Pers. Sing. Präs. der ersten Konjugation vor folgendem Vokal weisen auf das Ende des 12. oder den Anfang des 13. Jahrhunderts hin. Die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts kommt nicht in Betracht, da Handschrift A im Jahre 1268 vollendet wurde.

Das Verhältnis des Lucidaire zum lateinischen Texte.

Obwohl Teil III der Schladebachschen Dissertation diesen Teil meiner Arbeit in einigen Punkten überflüssig macht, so gewährt doch die Art und Weise jener Untersuchung keinen genügenden Einblick in das wahre Verhalten des Gillebert zu seiner Vorlage und macht meine Untersuchung nicht überflüssig, sondern in einigen Punkten sogar notwendig. Der Erleichterung wegen habe ich am Rande meines französischen Textes die lateinische Kapitelzählung in eckigen Klammern angegeben.

Der Hauptzweck des Gillebert bei der Abfassung seines Lucidaire war, das Volk zum Guten zu führen und auf das jenseitige Wohl hinzuweisen. Er schrieb daher ohne jede Spitzfindigkeit, klar und einfach, wie es der damaligen Volksbildung angemessen war. Die Tendenz seines Werkes und wie er dasselbe verfafste, sagt er uns v. 4334—7:

„Por bien et por amendement
l'ai escrit si apertement
que li clers et la simple gent
i poënt prendre amendement."

Ich werde mich daher nicht, wie Schladebach, mit einer nackten Aufzählung einzelner Unterdrückungen und Erweiterungen begnügen, sondern zeigen, wie der Dichter, geleitet von jenen Grundsätzen, sich zum Elucidarius verhält.

Digitized by Google

Betrachten wir zunächst Gilleberts Unterdrückungen im lateinischen Texte. Im ersten Kapitel übergeht er den Vergleich des Schülers und seiner Fragen mit der Hydra und deren Köpfen, da er jene Sage bei dem ungebildeten Volke nicht als bekannt voraussetzen konnte und eine Behandlung derselben seinem Zwecke nicht entsprochen haben würde. Als zu gelehrt und spitzfindig läfst der Dichter die auf S. 17 bei Schladebach behandelte Frage des Schülers aus, warum die nicht Vollkommenen gerade bis zum siebenten, dreifsigsten Tage oder bis an das Ende des Jahres dulden. Aus gleichen Gründen wohl auch das in Kap. X* durchaus dogmatisch behandelte Überheben des Antichrists, ferner in Kap. XVIII, D den Beweis, dafs der Glanz der Guten ums Siebenfache den der Sonne in der Sommerszeit übertreffe. Nämlich Gott als Schöpfer der Sonne habe mehr Klarheit, die Menschen seien der Tempel Gottes, in dem Gott wohnt, folglich müssen diese in gröfserer Klarheit leuchten als die Sonne. Über die in Kap. XV, E unterdrückten Fragen des Schülers: „Quid est transiens ministrabit illis?“ (Luc. 12, v. 27) etc., vergl. Schladebach S. 18.

Mit Recht unterdrückt Gillebert schon erwähnte Stellen. In Kap. VI, A [v. 844—73]** von der unteren Hölle sprechend, übergeht er „unde et dives rogabat a Lazaro guttam super se stillari,“ welchen Zusatz er ganz richtig schon in der Geschichte vom reichen Manne durch v. 504—6 als erledigt betrachtet, ebenso scheint in Kap. XIV, E [2050—203] die Frage des Schülers: „Quomodo judicabuntur?“ und Antwort des Lehrers: „Coelesti palatio, qui haec fecerunt, digni censebuntur“ durch v. 2042—9 abgethan, wo schon von dem Wie und dem Resultat des Urteils die Rede war. In Anschlufs an Kap. XV erzählt der Dichter bis v. 2251 die Reinigung der Elemente und thut den glücklichen Griff, Kap. XV, A den Vergleich zwischen der Verwandlung unseres Körpers und der Erde zu übergehen. Er sah richtig voraus, dafs er sich bei der folgenden eingehenderen

* Obwohl Kap. X durch den Libellus de Antichristo des Adso ersetzt ist, werde ich im folgenden doch die Bezeichnung „Kap. X“ beibehalten.

** Die in der eckigen Klammer stehenden Verszahlen geben die dem Kapitel entsprechende Partie meines Textes an.

Digitized by Google

Schilderung der Verwandlung der Erde v. 2278—307 wiederholen mufste. Ein anderes Beispiel für geschickte Vermeidung von Wiederholung bietet Kap. XVI, D [v. 2308—82]. Hier läfst der Dichter die zweite Frage des Schülers: „In qua aetate, vel in qua mensura erunt?" aus, sich wohl erinnernd, dafs er derselben schon Kap. XI, E bei der Auferstehung der Guten und Bösen begegnet ist und sie in v. 1732—51 behandelt hat. Wohl als selbstverständlich unterdrückt Gillebert Kap. VII den auf die Guten bezüglichen Schlufssatz des Kapitels „Non tamen aliquid orant, nisi quod ipse deus disposuit facere : alioquin incassum orarent", da es ihm ganz natürlich scheint, dafs die Guten Gott um nichts Böses bitten werden. Ferner Kap. IX die Träume, zu denen der Mensch selbst Anlafs giebt, da dieselben, im Grunde genommen, doch wieder ihren Ursprung in Gott oder dem Teufel haben (vergl. Schl. S. 17), und endlich in Kap. XX, C die Erledigung der Frage, warum die Seligen Himmel und Erde nicht neu gestalten, vergl. Schl. S. 18.

Den Fortschritt der Handlung nur hemmende Vergleiche und Citate aus der Bibel sind für unseren Dichter auch entbehrlich. So in Kap. VIII, D. Der Schüler fragt: „Habent plenum gaudium sancti?" Den die Antwort des Lehrers ausmachenden Vergleich der Heiligen mit Gästen, die über ihre eigene Einladung Freude, aber über das Nichterscheinen ihrer Freunde Schmerz empfinden, unterdrückt der Dichter und geht sofort ad rem, indem er an das „plenum" in der Frage des Schülers anknüpft und dieselbe durch v. 926—35 beantwortet. Von angeführten Bibelstellen seiner Vorlage entnimmt er nur die kräftigste. So übergeht er in Kap. XI, C das auf das Ertönen der Posaune bezügliche „Canet enim tuba, et mortui resurgent" (1. Kor. 15, v. 52), ferner „Periit memoria eorum cum sonitu" (Psal. 9, v. 7), schliefst sich sodann in den Versen 1618—21 wieder an die Worte „et altissima (V. altisona) voce mortuis clamabunt, surgite" an, erlaubt sich aber sofort folgende zweite, sich unmittelbar an den vorhergehenden Anschlufs anreihende Unterdrückung: Media nocte clamor factus est (Matth. 25, v. 6). Gillebert nimmt also für seinen Lucidaire nur das wichtige „surgite" heraus und fühlt ganz richtig, dafs dies auf das Gemüt des Volkes seine Wirkung nicht verfehlen konnte.

Digitized by Google

Vollständig entbehrlich scheint dem Dichter in Kap. XIV, E die auf die Worte „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters etc." bezügliche Frage: „Dicentur haec sonis verborum?" (vergl. Schl. S. 17), desgleichen die Kap. XXI, A enthaltenen Bibelstellen, wie das sich auf den Wagen Christi beziehende „Ascendes super equos tuos : et quadrigae tuae salvatio" (Abac. 3, v. 8) und das auf die vier Tugenden bezügliche „Hierusalem, quae aedificatur ut civitas" (Psal. 122, v. 3).

Wie geschickt Gillebert vermeidet, seinen Leser zu ermüden, zeigt Kap. XVIII, A. Nur über die sieben leiblichen Güter und das erste geistige läfst der Dichter den Schüler sein Erstaunen durch Ausrufe ausdrücken, doch nicht über die übrigen sechs geistigen. In L erwidert der Schüler auf die Freundschaft des David und Jonathan v. 3303—10 „O beatitudo!", auf die Eintracht des Laelius und Scipio v. 3320 „O ineffabilitas!" etc. Nachdem Gillebert die ersten acht Ausdrücke der Verwunderung berücksichtigt hatte, mochte er den Eindruck gewinnen, dafs die Anführung der übrigen sechs äufserst ermüden mufste. Auch mochte er sich der Unmöglichkeit bewufst sein, jene Ausrufe wegen des Versmafses und der Fessel des Reimes mit der Kürze und Bündigkeit des lateinischen Textes wiederzugeben.

Als absurd und gegen die Tendenz seines Werkes unterdrückt der Dichter in Kap. VIII, B das Erscheinen des Papstes Benedikt halb als Esel und Bär (vergl. Schl. S. 17), ebenso in Kap. XI, E die Frage, ob das Kind im Mutterleibe und wie der Mensch auferstehe, der von wilden Tieren gefressen wurde oder mifsgeboren war, vergl. Schl. S. 19.

Geschickt weifs Gillebert auch auszulassen, um anderen Stellen gröfseren Nachdruck zu geben. Um das Schicksal der Verdammten noch härter darzustellen, dient der künstlerischen Absicht des Dichters im Kap. VIII, E die Unterdrückung der Angabe, dafs einige Seelen der Bösen einige Kenntnis besitzen. Kap. X entnimmt der Dichter nur die letzte der beiden Todesarten, übergeht dagegen, dafs der Antichrist vor dem Glanze des göttlichen Lichtes und vor Furcht sterben werde. Diese Todesart machte offenbar weniger Effekt als seine Vernichtung durch den Erzengel Michael.

Digitized by Google

Und wenn Honorius sich am Schlufs des Elucidarius über die Wirkung der Ausscheidung der Bösen als den rauhen Steinen in Bezug auf die Festigkeit der Mauer ausläfst, indem er sagt: „De quorum exitio justi vinculo charitatis quasi caemento murus firmius compaginabuntur“, so ist auch hier das Streben nach kräftiger Schilderung unverkennbar, wenn er diese Stelle übergeht und mit der Qual der Bösen im Feuer und mit der Freude der Guten im Himmel abbricht.

Neben diesen meistens motivierten Unterdrückungen zeigt Gillebert auch andere, für die sich kein rechter Grund angeben läfst. So in Kap. X für die Auslassüng der Schilderung, wie die Menschen sich bei der Verfolgung durch den Antichrist gebärden werden und in Kap. XIX, B der Ausspruch, dafs die Begierde nach weltlichen Vergnügen uns so intensiv durchdringe wie der Schmerz, den uns ein an den Kopf gelegtes glühendes Eisen verursache (vergl. Schl. S. 18). Dies mufs uns um so mehr wundern, als die Behandlung dieser Stelle ganz im Sinne des Lucidaire gewesen wäre, indem dem Leser der Grad seiner Sinnenlust veranschaulicht wurde. Hierher könnte man auch aus Kap. XIV, C die symbolisch-allegorische Deutung rechnen von Apok. 20, v. 12: Libri aperti sunt; et liber vitæ, etc. Doch hat Schl. unrecht, wenn er S. 18 diese Stelle als „gänzlich“ unberücksichtigt hinstellt. Der Dichter berührt sie, wenn auch nur äufserst flüchtig, in den v. 2202—3:

Iluec liront con en un livre,
s'il seront dampné ou delivre

und nimmt den Hauptgedanken dieses Passus richtig heraus. Allerdings würde eine eingehendere Behandlung dieser Stelle nicht gegen die Tendenz des Lucidaire gewesen sein. Dafs der Dichter in Kap. XV, A die eingehende Schilderung der Welt durch Feuer v. 2240 nur mit dem einfachen:

Par fu sera tot degasté

wiedergiebt, mufs uns wundern, da er doch sonst immer darauf aus ist, durch kräftige Schilderung auf seine Leser zu wirken.

Wenn Gillebert einerseits Stellen übergeht, so führt er andererseits in L nur kurz angedeutete Gedanken weiter aus und versieht sie mit Produkten eigener Phantasie. Das ge-

Digitized by Google

schieht hauptsächlich bei Stoff, der die Gemüter mächtig ergriff und wohl geeignet war, die Menschen zur Reue und Bufse zu bewegen, wie ihn Kap. IV „De malorum deductione ad inferos; et de poenis et quas ibi sustinent“ bietet. Hier bewaffnet er beim Tode der Bösen den Teufel mit Spiefsen, Haken und Stacheln, läfst sie hüpfen, tanzen und springen und erzählt ausführlich die in L nur kurz erwähnte Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus. Die Höllenqualen schildernd, bezeichnet er alles Aas der Wélt im Vergleich zu dem „foetor intolerabilis“ der vierten Qual als Weihrauch und Wohlgeruch, läfst in die sechste ohne Unterschied Könige und Herzöge, Geistliche und Laien eingehen und zeigt endlich, dafs in der achten das Feuer nicht leuchte, aber von schrecklicher Glut sei. Ausführlich gegen L erzählt der Dichter in Kap. IX den Traum des Joseph von Sonne, Mond und Sternen, den des Joseph, des Gemahls der Maria, und ganz nach eigener Phantasie den der Frau des Pilatus. Letzterer scheint eine Erweiterung des zweiten Kapitels der Gesta Pilati zu sein (vergl. C. v. Tischendorf, Evangelia Apocrypha S. 343). Die Angabe, dafs der Antichrist dreifsig Jahre alt sein wird, fehlt dem zehnten Kapitel, ebenso, dafs Enoch und Elias, die uns das Kommen des Antichrists ankündigen, in grofser Pracht und Klarheit erscheinen werden v. 1454—9, auch die Freude des Antichrists und der Seinigen auf dem Ölberge über seinen vermeintlichen Sieg v. 1512—28. Dafs der Antichrist durch einen Blitzstrahl vom Erzengel Michael getötet, in Pulver verwandelt, vom Winde verweht und seine Seele in die Hölle geschleppt wird, ist eine phantasievolle Ausschmückung, und die Angabe, dafs die Anhänger des Antichrists über den jähen Sturz ihres Herrn erstaunt sein werden v. 1544—53, eine eigene Betrachtung des Dichters. Eingehender als Honorius erklärt Gillebert, der Unkenntnis des Volkes Rechnung tragend, in Kap. XIV, A die Frage, was es heifse, dafs die Gottlosen beim Gericht sich nicht erheben, sondern ohne Gericht untergehen werden. In L lautet die entsprechende Stelle:

Discipulus: „Quare dicitur de eis : *Non resurgent impii in judicio?*“ (Psal. 1, v. 5, Psal. 20, v. 10).

Magister: „Non continget illis, ut ibi judicent; sicut hic

Digitized by Google

fecerunt. De his dicitur: *Pones eos ut clibanum ignis in tempore vultus tui.*" Dagegen vergl. Lucidaire v. 2115—23:

Ce senefie lor vertu
ki fu plaine d'inniquité
el siecle et de grant crualté.
Cil jugierent a lor talent
lor voisins et la povre gent,
mais lores, quant il resordront,
ne bien ne mal ne jugeront,
perdu avront lor poësté
dont il jugoient contre de.

Aus gleichem Grunde erläutert er die in Kap. XVIII zur Erklärung der vierzehn Tugenden angegebenen Beispiele, wird aber breit, indem er Dinge erzählt, die seinem Zwecke gar nicht entsprechen, vergl. Schl. S. 20—21. Wie er seiner Phantasie die Zügel schiefsen läfst, zeigt die Schilderung von Joabs Auszug, wo so recht das ritterliche Element des Mittelalters durchbricht. Der Dichter ruft v. 2697—702 aus:

„La veïssiés espiels brandir,
escus a fin or resplendir,
healmes luire et estinceler
et ces ensegnes venteler
et ces eskieles aprochier,
l'une vers lautre cevalchier!"

und als Joab kämpft v. 2725—8:

„Onc puis n'i ot resne tenue.
La ot tante lance esmolue
brisie et tant escu perchié
et tant bon hauberc desmaillié!"

Davids Klage über seinen Sohn Absolom vergl. Schl. S. 59. Eigentlich alles vom Dichter über Absolom Gesagte, aufser was dessen Schönheit betrifft, gehört streng genommen nicht zur Sache und läfst sich nur insofern rechtfertigen, als es die Strafe für die Versündigung eines Sohnes an dem Vater veranschaulicht und so dem Leser zur Warnung dient.

Der Tendenz des Lucidaire gemäfs streut Gillebert gelegentlich ernste Ermahnungen ein, die nicht durch den latei-

Digitized by Google

nischen Text gestützt sind, so in Kap. II, wo von den Qualen der Nichtvollkommenen die Rede ist, dafs wir schleunigst unsere Sünden bereuen möchten. In Kap. III im Anschlufs an die Geschichte vom reichen Manne und armen Lazarus rät er uns, den Armen reichlich zu geben und uns des Schicksals des Reichen zu erinnern. In Kap. XIII veranlafst ihn die Wahrnehmung, dafs wir hier in unserem Urteil manchem Irrtum unterworfen sind, zu der Mahnung, uns jedes Urteils über andere zu enthalten und dasselbe Gott zu überlassen. Im Anschlufs an die Schrecknisse nach dem Gericht redet er in Kap. XV in den Versen 2220—5 seinen Lesern eindringlich ins Gewissen, ihr Leben so zu regeln, dafs sie einst der Hölle entgehen könnten, und nach dem Tode Absoloms in Kap. XVIII, unsere Eltern zu achten und zu lieben, damit wir geistig in der Hölle nicht noch schrecklicher leiden als körperlich hier der Sohn Davids. Eigentum des Dichters ist in Kap. XIX noch die Betrachtung über die Vergänglichkeit alles irdischen Vergnügens v. 3543—9.

Wenn Schl. S. 19 den Sturz der zehnten Engellegion v. 382—409 (v. 365—92) als „ganz frisch hinzugefügt, durch keine Andeutung im Original motiviert" hinstellt, so ist er im Irrtum, denn Honorius behandelt diese Stelle im siebenten Kapitel „De casu diaboli et satellitum ejus" des ersten Buches seines Elucidarius, das, wie Schl. S. 11 richtig angiebt, unserem Dichter bekannt war.

Dagegen bezeichnet Schl. ebenda die „signification" des Namens Antichrist richtig als im Elucidarius nicht motiviert, läfst jedoch die Frage offen, was dem Dichter bei dieser Partie als Quelle gedient hat. Ich beantworte diese Frage dahin, dafs mit dem zehnten Kapitel „De Antichristo et adventu Enochae Eliae" [v. 1106—1575] unser Dichter den Elucidarius verlassen und für seinen Lucidaire den Libellus de Antichristo benutzt hat, welchen Adso, Abt von Mendier-en-Der, im zehnten Jahrhundert verfafste (hrsgb. von Froben in Beati Flacci Albini seu Alcuini abbatis opera, Tom. II, vol. I, p. 527; vergl. H. Suchier, Denkmäler provençalischer Litteratur und Sprache S. 490). Welche Quellen Gillebert sonst noch benutzt hat, sagt er uns v. 4326—9, vergl. Schl. S. 22. In diesem Kapitel zeigt uns

Digitized by Google

Gillebert ein neues Verfahren bei der Bearbeitung seines Stoffes. Er stellt verschiedentlich um.

Von v. 1106—1303 hält sich der Dichter in der Anordnung der Gedanken genau an den Libellus, nimmt jedoch in v. 1262—7 noch einmal seine Zuflucht zu Kap. X, E des Elucidarius; es heifst dort: Diabolus ejus maleficiis corpus alicujus (V alicujus damnati) intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur, welche Stelle im Adso nicht zu belegen ist. Erst von v. 1304 an erlaubt er sich grofse Freiheiten mit seiner Vorlage. Wir finden abweichende Reihenfolge der Gedanken, die ganze Situationen ändern und Wiederholungen zur Folge haben, ferner Erweiterungen, Zusätze und umfangreiche Unterdrückungen.

Gleich nach v. 1307 übergeht der Verfasser unseres Gedichtes das Verkürzen der Zeit „Tunc abbreviabuntur dies propter electos (Matth. 24, 22); nisi enim dominus abbreviasset dies, vix salva esset omnis caro (V non fuisset salva omnis caro),“ um es erst nach der grausamen Verfolgung des Enoch und Elias durch den Antichrist v. 1496 bis 1503 zu erwähnen. Entschieden gereicht es seinem Gedicht zum Vorteil, dafs er allen Umschweif vermeidet, wenn er die allgemeinen Bemerkungen über die Herrschaft der Perser, Griechen und Römer übergeht. Der Dichter hebt nur das Wichtigste vom Erscheinen des Antichrists hervor. Derselbe kommt, wenn die Oberherrschaft von den Römern gewichen ist. Dieselbe dauert noch fort in den François, Alemant und Englois. Adso erwähnt nur die Franzosen, er sagt: „Tamen quamdiu reges Francorum duraverint, qui Romanum imperium tenere debent, dignitas Romani imperii ex toto non peribit, quia stabit in regibus suis.“ Aus ihnen geht ein König Namens Konstantin hervor, der das ganze römische Reich beherrschen und nach langjähriger Regierung auf dem Ölberge seine Krone niederlegen wird. Das sich hier unmittelbar anschliefsende „Hic erit finis et consummatio Romanorum et Christianorum imperii“ läfst der Dichter vorsichtig aus, da er noch eine eingehendere Beschreibung des Königs jenes Imperiums und eine Schilderung seiner Thätigkeit bis zu seinem Ende folgen läfst, und bringt obigen Gedanken vom Ende des Römerreiches mit einer Wiederholung, nämlich der Rückkehr Konstantins nach Jerusalem und

Digitized by Google

einem zweiten Besteigen des Ölberges in v. 1426—33 nach der Besiegung der Völker von Got und Magot. Über das Überheben des Antichrists vergl. S. 149. Den König Konstantin schildert der Dichter als von schönem Wuchs und Ansehen, am Ende seiner Regierung als im Alter von hundertundzwölf Jahren, welche Angabe zufolge des lateinischen Textes erst nach v. 1396 nach der Rettung der Juden hätte eingefügt werden dürfen, und sein Land als fruchtbar, blühend und im Frieden.

Im Libellus wird dieses Glück gestört durch die Erhebung der Völker auf den Inseln Goch und Magoch. Der König wirft den Aufstand nieder, angespornt durch den Zuruf der Schrift: „Rex Romanorum omne sibi vindicet regnum terrarum.“ Es folgt die Unterjochung aller Inseln und Staaten, der Versuch, die Heiden zu taufen und die Bekehrung der Juden. So im Libellus. Hier heifst es:

Tunc exurgent ab aquilone spurcissimae gentes, quas Alexander rex inclusit in Goch et Magoch. Haec sunt viginti duo (V. duodecim) regna, quorum numerus est sicut arena maris. Quod cum audierit Romanorum rex, convocato exercitu debellavit eos, et prosternet eos usque ad internecionem. Hic semper habebit prae oculis scripturam ita dicentem: „Rex Romanorum omne sibi vindicet regnum terrarum.“ Omnes ergo insulas et civitates devastabit, et universa idolorum templa destruet, et omnes paganos ad baptismum convocabit, et per omnia templa crux Christi erigetur. In diebus illis salvabitur Juda, et Israel habitabit confidenter (Jerem. 33, 16).

Ganz unnatürlich ist die Anordnung der Gedanken im Gedichte. Hier stört die heilige Schrift jenes Erdenglück. Sie ruft dem König zu v. 1354:

„Rois des Romains,
venge le roi des crestiains!“

Daran schliefst sich der Passus von der Eroberung aller Länder bis zur Bekehrung der Juden von v. 1356—95, und dann erst folgt der Aufstand der Völker auf Goch und Magoch und ihre Unterwerfung. Stellen wir v. 1396—1424 vor v. 1353—95, so haben wir die logische Aufeinanderfolge der Gedanken des lateinischen Textes. Warum weicht hier der Dichter, der sonst bei der Bearbeitung des Stoffes immer grofse

Digitized by Google

Gewandtheit zeigt und die Gedanken logisch zu verknüpfen versteht, von der klaren lateinischen Disposition ab? Ein triftiger Grund läfst sich nach unserem Dafürhalten nicht geltend machen.

Mit der Rückkehr des Königs nach Jerusalem und der Niederlegung seines Regiments auf dem Ölberge folgt der Dichter wieder dem Libellus und bezeichnet hier mit dem vorher unterdrückten Satze „Hic erit finis et consummatio Romanorum imperii“ die Aufgabe des Königs von Rom als gelöst. Dann macht Gillebert einen Zusatz und sich damit einer Wiederholung schuldig. Er läfst nämlich gegen den lateinischen Text v. 1434—9 den Antichrist nochmals in Jerusalem einziehen, in den Tempel gehen und seine Macht verkünden, alles Gedanken, die er schon v. 1218—29 weiter ausgeführt hat. Über das Erscheinen des Elias und Enoch vergl. S. 153. Sie predigen dreiundeinhalb Jahre, bekehren alle Juden und werden dann unter den grausamsten Martern getötet. Hier erst, wo die Trübsal am gröfsten ist, fügt der Dichter in unverkennbar künstlerischer Absicht das Verkürzen der Zeit ein v. 1496—9, das zufolge des lateinischen Textes schon nach v. 1307 hätte erwähnt werden müssen, vergl. S. 156.

Über die Freude des Antichrists und der Seinigen auf dem Ölberge, seinen Tod und das Erstaunen seiner Anhänger über den jähen Sturz ihres Herrn vergl. S. 153.

In den Schlufsversen der Abhandlung über den Antichrist hält sich der Dichter dem Sinne nach genau an Adso und erzählt, dafs die aus Schwachheit dem Antichrist Anheimgefallenen bis zum jüngsten Gericht noch vierzig Tage haben, während welcher sie bereuen und zu Gott zurückkehren können.

Wir sehen also, wie Gillebert sichtet und sondert. Sehen wir von der unglücklichen Umstellung S. 157 ab, so dürfen wir doch alle übrigen als geschickt und wohlgelungen bezeichnen. Neben diesen Umstellungen erlaubt sich der Dichter Unterdrückungen von Stellen, die für das ungebildete Volk zu spitz gehalten, selbstverständlich oder schon erwähnt waren. Dann übergeht er alles, was den Charakter des Absurden trägt und gegen die Tendenz seines Werkes war. Endlich läfst er Partien aus, um andere um so stärker hervortreten zu lassen. Anderer-

Digitized by Google

seits führt er im lateinischen Texte nur angedeutete Stellen, wenn sie zur Belehrung des Volkes dienten, weiter aus, versieht sie mit Produkten eigener Phantasie, ja streut kleine Episoden von allgemeinem Interesse ein, wie Joabs und Abners Kämpfe, Simsons Streiche und Liebesabenteuer, und läfst es an eigenen Betrachtungen, Belehrungen und Ermahnungen nicht fehlen.

Aufser den im Laufe der Untersuchung gemachten Bemerkungen über die Dissertation Schladebachs füge ich noch folgende hinzu:

S. 1 schreibt der Verfasser Prolegommena statt Prolegomena; gleich sei hier auch erwähnt auf S. 52 Diphtong statt Diphthong und auf S. 53 Triphtong statt Triphthong.

S. 5 rechnet Schl. den provençalischen Elucidarius unter die Klasse der Bestiaires, während das Werk eine Encyklopädie ist.

S. 7 löst der Verfasser in der Überschrift des Lucidaire, ebenso auf S. 24 und 41 die Abkürzung ml't durch mult anstatt durch mout auf, was jedoch nur für sehr alte Denkmäler statthaft ist.

S. 27 wirft Schl. betreffs der orthographischen Differenzen in Eigennamen die überflüssige Frage auf, ob diese Differenzen auf Kosten der Kopisten zu setzen seien. Auf wessen Kosten sonst?

S. 28 wird scheinbar A, B (C) ein gemeinschaftlicher Fehler nachgewiesen. Schl. sagt: „A, C irren v. 1870, wenn sie schreiben: et les .III. ordres jugeront anstatt .IIII., wie B richtig aufweist.“ Doch eine genauere Einsicht in den lateinischen Text zeigt, dafs .IIII. eine falsche und .III. die einzig richtige Lesart bietet. In L. Kap. XIII, C heifst es: Tunc ab angelis boni a malis ut grana a paleis secernentur, et in quatuor ordines dividentur. Dem entsprechen v. 2014—2019:

Car li angle departiront
les bons des max quis conistront,
si con de la paille est sevré
li grains, quant il est esmeré.
.iiii. ordres aprés en feront,
quant il devisé les aront.

Digitized by Google

Jetzt folgt die Aufzählung der vier Ordnungen und ihr Schicksal. Von der ersten sagt Honorius: „Unus ordo est perfectorum cum deo judicantium“, und Gillebert v. 2020—3:

„Li uns ert des esperitals
ki haïrent vices et mals
ki o dieu es sieges seront
et les .iii. ordres jugeront.“

Auf wen anders als die drei folgenden Ordnungen soll les .iii. ordres bezogen werden? Würde man mit Schl. .iiii. lesen, so müfste die erste Ordnung sich selbst richten. Und etwa das voraufgehende angle in v. 2014 als Subjekt zu jugeront in v. 2023 anzunehmen, verbietet sowohl die Satzkonstruktion, als auch der Sinn. Denn auf die Frage des Schülers, wer die Richter seien, antwortet der Lehrer: „Apostoli, martyres, monachi, virgines“, die also mit dem „judicantium“ der ersten Ordnung identisch sind. Es folgen dann die drei übrigen Ordnungen, die ganz im Anschlufs an L in v. 2024—9 aufgeführt werden.

S. 29. Von gemeinschaftlichen Zusätzen von A, C (B) gegenüber B (C) kann nicht die Rede sein, nur von Lücken in B (C). A, C (B) haben nicht zugesetzt, sondern B (C) hat ausgelassen. Was nun den Sachverhalt im einzelnen anlangt, so irrt Schl., wenn er v. 264—5 (269—70) B (C) abspricht. Sie stehen auf Bl. 180r, Spalte a, v. 16—17 und lauten:

Li autres par leur granz doulors
et par leur corporeuz langours.

Dasselbe gilt auf S. 31 von v. 3593—4 (3391—2), sie befinden sich auf Bl. 203r, Spalte a, 15—16:

Cele que li patriarche ont
et cele ou li prophete sont.

S. 33. Wenn Schl. bei dem Plus von A, B (C) über C (B) 3698—701 (3495—8), also nur vier Verse, als fehlend und die v. 3702—3:

envers cele qu'il porseront
en deu qu'il devant els verront

Digitized by Google

unerwähnt läſst, so begeht er einen Fehler, denn in C (B) fehlen auf Bl. 75r jene sechs Verse zwischen folgenden:

sans fin vivront sain et haitié

und plain ierent de tote sciënce,

die in meinem Texte v. 3697 und 3704 entsprechen.

S. 34. Die in B, C fehlende und sich eng an „diabolus ejus maleficiis corpus alicujus intrabit, et illud apportabit, et in illo loquetur“ des Kap. X, E im Elucidarius anlehnende Stelle ist nicht vollständig gegeben. Es fehlen die Eingangsverse 1262—3 (1199—1200):

Et la ou trovera les mors,
fera diable entrer el cors.

S. 38. Hinter v. 2081 (1924) fehlen in A noch folgende Verse von B, C:

En paradiz le glorieuz
en serez mes toz jors joieus.

S. 39. Mit dem Verse „Ne en cuer d'ome ne monter“ ist die A fehlende Stelle noch nicht zu Ende, es schlieſsen sich noch an v. 2442—3:

la grant joie que diex dorra
a toz ceuz que il amera.

S. 41. Daſs bei einer Ausgabe des französischen Werkes auf Zusammenstellung eines ausreichenden kritischen Variantenapparates Bedacht genommen werden muſs, ist wohl nur für Herrn Schl. nicht selbstverständlich.

S. 42 nennt der Verfasser die Handschriften von A, B, C, warum nicht einfach A, B, C?

S. 49, Anm. 1. Man wird, wenn gloire zu glore wird, im Pikardischen nicht von einem Übergange des oi zu o reden dürfen, da glore nicht aus gloire, sondern aus glorie entstanden ist.

S. 55. Daſs aus lat. e oder i in gedeckter Silbe ie geworden wäre, ist im Reime nirgends zu belegen.

Digitized by Google

Zum Schlufs sei mir noch vergönnt, den Verwaltungen der Arsenal- und Nationalbibliothek zu Paris und des britischen Museums, vor allem aber meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. H. Suchier, der mir stets mit Rat zur Seite stand, sowie Herrn C. Kohler für die mir erwiesene Freundlichkeit in der Vergleichung mir zweifelhafter Lesarten, meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Digitized by Google

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

I. Kritische Einführung.

Die Neuheit der in der folgenden Untersuchung anzuwendenden Methode mag es entschuldigen, wenn ich in diesen einleitenden Erörterungen weiter aushole, als es für die vorliegende philologische Aufgabe unbedingt erforderlich ist. Zwar ist diese Methode nicht so neu, dafs sie nicht bereits — das darf ich objektiv behaupten — einen praktischen Erfolg aufzuweisen hätte. Da aber die engere Shakspere-Gemeinde in Deutschland verhältnismäfsig klein ist und keineswegs alle diejenigen umfafst, welche ein mehr als ästhetisches Interesse an dem gröfsesten Dramatiker nehmen, so darf ich meinen Aufsatz im vorjährigen Shakspere-Jahrbuch — „die Sonett-Periode in Shaksperes Leben" — wohl nicht als allen Fachgenossen bekannt voraussetzen und die Berechtigung des darin eingeschlagenen kritischen Verfahrens, mich zum Teil wiederholend, vor einem gröfseren Leserkreise entwickeln.

Als ich im Jahre 1877 für die in den beiden folgenden Jahren veröffentlichte Arbeit über Shaksperes Liebes-Sonette* seine lyrischen Gedichte einem eingehenden Studium unterzog, fiel mir auf die Übereinstimmung zahlreicher Bilder und Gedanken, ja ganzer Sonette mit gewissen Stellen in den Dramen. Ohne einen bestimmten praktischen Zweck vor Augen zu haben,

* „Zu den Sonetten Shaksperes": Herrigs Archiv Bd. LIX, S. 155—204, 241—272; LX, 33—64; LXI, 177—200, 393—426; LXII, 1—30, 129—172.

Digitized by Google

schien es mir interessant, die Dramen nach solchen Parallelismen zu durchforschen. Die Ausbeute dieser Arbeit war eine unerwartet, staunenswert reiche: es fand sich, dafs es in den Sonetten verhältnismäfsig wenige Bilder, Gedanken, Empfindungen gab, die nicht in den Dramen ihre mitunter mehrfache, ja vielfache Wiederholung fänden. Wäre wohl eine ähnliche Erscheinung bei unseren Klassikern nachzuweisen? — Sicher nicht. Shakspere hatte nach dieser Richtung hin einen anderen Standpunkt seinen Produktionen gegenüber als heutige Dichter; was heute den Vorwurf beschränkter Fruchtbarkeit begründen würde: *sich selbst zu wiederholen — hielt Shakspere für erlaubt.* Ein Dichter von so unermefslicher Schöpferkraft durfte das freilich, ohne seinen Ruhm zu schädigen, thun.

An diese Beobachtung knüpfte sich als selbstverständlich die Frage nach dem synchronistischen Verhältnis dieser Wiederholungen: kehrten sie in den Stücken der verschiedensten Perioden wieder? fand sich z. B. ein Sonett-Gedanke im *Tit.** und *Temp.*, ein anderer in *Gentl.* und *Lear*, oder auch nur in *R. III* und *H. VIII* zugleich? — Nein. Die überwiegende Mehrzahl der spätesten Dramen stand mit den Sonetten in keinem gedanklichen oder poetischen Zusammenhang. Dagegen fanden sich die Parallelen zu sämtlichen Liebes- und dem gröfseren Teile der Freundschafts-Sonette mit unerheblichen Ausnahmen nur in den Jugenddramen. Zu dem anderen Teile der Freundschafts-Sonette — offenbar der reiferen, klassischen Produkte — fanden sich eine beträchtliche Reihe zum Teil auffallendster Übereinstimmungen in den Dramen der letzten neunziger Jahre des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts. Das war eine erfreuliche Entdeckung. Ohne dafs ich die Parallelismen im einzelnen gesichtet, nach Sonett-Gruppen zusammengestellt hatte, war mir klar, dafs die Abfassungszeit der Sonette sich von den letzten Achtzigern bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts erstrecke; dafs man zwei Sonett-Perioden, eine jugendliche und eine reifere, zu unterscheiden habe.

---

* Die Titel der einzelnen Dichtungen gebe ich — mit geringfügigen Abweichungen — in den allen Shakspere-Kundigen geläufigen Abkürzungen des Shakspere-Lexikons.

Digitized by Google

Weiter aufklärend wirkten die massenhaften Parallelen, die ich in den zeitgenössischen Sonettisten und schliefslich auch in den italienischen Muster-Lyrikern — Dante, Petrark und Tasso — ja, sobald von Liebe die Rede war, selbst in den Epen jener Zeit — im „Befreiten Jerusalem", im „Rasenden Roland", im „Don Quixote" — entdeckte. Überall dieselben Gedanken — d. h. die aus den betreffenden beiden Dialogen Platos entwickelten italienischen Liebestheorien — überall dieselbe Einkleidung im Ausdruck, Bild, Konzept, in der Antithese, Hyperbel — d. h. die von Petrark kultivierten Formalien, die wohl zum gröfsten Teile provençalischen Ursprungs sind. Weshalb sollte also wohl der einzelne Dichter sich nicht selbst wiederholen, wenn *er ohne Bedenken alles, was er in anderen Dichtern fand, zu seinem Eigentume machte?* Die Unselbständigkeit der damaligen Lyriker geht so weit, dafs sich eine Reihe von Petrarkischen Sonetten mit unbedeutenden Abweichungen bei verschiedenen anderen Dichtern wiederfinden; das traurig berühmte Sonett:

Mich floh der Friede, floh die Kraft zum Kriege;
Ich lodre, bin ein Eis, frohlock und bange .....

hat jeder mir bekannte Sonettist nachgeahmt, d. h. zum Teil nahezu übersetzt, Shakspere im 75. Sonett mit der ihm eigenen selbstherrlichen Art.

In der genannten Arbeit des Shakspere-Jahrbuches, die mir erst sechs Jahre später möglich wurde, machte ich den Versuch, die Abfassungszeit der Sonette nach diesen Parallelismen zu bestimmen; was mir durch die auffallende Beobachtung erleichtert wurde, dafs gewisse Sonett-Gruppen sich an gewisse andere Dichtungen hervorragend anlehnten. So liefs sich der Gedankengehalt der ersten siebzehn sogenannten *Prokreations*-Sonette fast vollständig in *Ven.* nachweisen. Dafs also *Ven.* womöglich schon in Stratford gedichtet, die Prokreations-Sonette etwa ums Jahr 1599 entstanden und an Pembroke gerichtet sein sollten, war unmöglich: beide Dichtungen gehörten offenbar in eine sehr frühe Zeit des Shakspereschen Schaffens. Wenn nach *Ven. Rom.* die merkwürdigsten Übereinstimmungen mit diesen Sonetten und noch auffallendere mit den *Reiseliedern* aufwies, so war damit

Digitized by Google

angedeutet, dafs Freundschaft und Liebe nicht zu verschiedenen Zeiten seines Lebens das Herz unseres Dichters erfüllt haben können. Die Sonett-Reihe, der ich den Namen „*Liebeslust und -leid*“ beilegte, schlofs sich unzweifelhaft an *LL.** an — unter anderem ist ein Sonett fast wortgetreu in dem Drama wiederholt. Wenn ich nun auch zugeben will, dafs *einzelne* Sonette von mir für jugendliche angesehen sein mögen, die in eine spätere Zeit gehören,** so halte ich doch die Entstehung von ca. 120 Sonetten in den ersten neunziger Jahren (und früher) so lange für fest bewiesen, als mir nicht neben meinen ca. 350 Parallelismen mit den Jugenddichtungen ebenso viele in späteren Dramen nachgewiesen werden. Eine solche Widerlegung meiner Theorie wird nie gelingen. Neben diesem litterarhistorischen hat meine Untersuchung noch einen anderen Erfolg gehabt, der mir zu grofser Genugthuung gereicht: die abenteuerliche Masseysche Sonett-Interpretation, von der ich lebhaft bedauere, dafs sie jemals in Deutschland irgend welchen Anklang gefunden hat, ist endgültig aus dem Felde geschlagen. Wenn jetzt noch jemand für möglich halten sollte, dafs Shakspere bis zum Ende des Jahrhunderts im Interesse des Earl of Southampton und seiner Miss Vernon Liebesgedichte geschrieben oder gar dem eigens von Massey erfundenen unsittlichen Verhältnisse zwischen dem jungen W. Herbert, späteren Earl of Pembroke, und der doppelt so alten Lady Penelope Rich poetischen Vorschub geleistet habe, so kann man nur annehmen, dafs er die einschlägige Litteratur nicht kennt.

Aus dem Vorstehenden ergiebt sich die Möglichkeit als solche, Parallelismen zwischen den einzelnen Dichtungen Shaksperes für die Bestimmung ihrer Abfassungszeit zu verwerten. Und obgleich ich mich nicht der überschwenglichen Hoffnung hingebe, dafs auf diesem Wege die Chronologie aller Dramen mit annähernder Gewifsheit festzustellen sein wird, so glaube ich doch bestimmt, dafs eine eingehende Betrachtung der ge-

* Love's Labour's Lost.

** Auf jedes Sonett kommen durchschnittlich drei Parallelstellen in den Dramen; aber nicht jedes Sonett hat Parallelstellen. Und aus sechzehn Zeilen einen bestimmten poetischen Stil zu erkennen, ist mitunter unmöglich.

Digitized by Google

danklichen Übereinstimmungen für dieses Gebiet der Shakspere-Forschung vielfach nützlich zu verwenden sein wird. Vor zu weit gehenden Erwartungen mufs uns schon die *eine* Thatsache bewahren, dafs die Parallelstellen in den späteren Dichtungen (von der Mitte der Neunziger ab) bei weitem nicht so zahlreich sind als in den Jugenddichtungen: der männliche Dichter mit seiner unendlichen Gedankenfülle hat naturgemäfs viel geringere Veranlassung, sich zu wiederholen, als der jugendliche Anfänger, der wenigstens auf dem Gebiete der Liebe in einer konventionellen Form des Denkens und des poetischen Ausdrucks befangen ist.

Was aber können einzelne oder in geringer Anzahl vertretene Parallelismen beweisen? Weshalb sollte der Dichter nicht einen im Jahre 1595 glücklich gefundenen prägnanten Ausdruck, ein sprechendes Bild im Jahre 1605 wiederholen? Waren ihm doch solche Reminiscenzen nur zu nahe gelegt, da er seine früheren und frühesten Erzeugnisse immer wieder auf der Bühne an seinem Geiste vorüberziehen sah. Und konnte nicht zu noch weiter auseinander liegenden Zeitpunkten — auch ohne diese mnemonische Anregung — die gleiche Situation den gleichen Gedanken in ihm erwecken?

Gewifs. Und so finden wir wirklich Übereinstimmungen zwischen sehr frühen und sehr späten Dramen, die sich vorzugsweise freilich mehr auf äufserliche Darstellungsmittel als auf den geistigen Gehalt erstrecken. Darum können auch solche formalen Wiederholungen niemals an sich beweisend sein, sondern höchstens anderweitig erbrachte Beweise stützen helfen. — Diese Beobachtung trifft aber doch nur die eine Seite der Sache: sie für die Bedeutung der Parallelstellen als allein mafsgebend zu halten und die letzteren als kritisches Material gänzlich zu verwerfen, hiefse oberflächlich verfahren. Ich stelle ihr eine andere Beobachtung gegenüber, die jeder ohne besonders tiefe Kenntnis Shaksperes zu machen im stande ist. Man stelle die Liebesverhältnisse in *Rom.* und in *Wint.* in Gedanken nebeneinander: es ist wahr, sie sind ihrem Wesen nach nicht identisch, in Juliet ist die heifs begehrende, in Perdita die keusch beherrschte Liebe verkörpert; aber Florizel stürmt, wie Romeo, über alle äufseren Hindernisse, die vor der Erfüllung seiner

Digitized by Google

Leidenschaft liegen, hinweg; er verzichtet lieber auf den Königsthron als auf sein Schäfermädchen. Die Leidenschaft der Liebe ist in *Rom.*, wie bekannt, mit unerreichter Kraft geschildert, und dennoch sind nur wenige Töne aus den Ergüssen Romeos in das „Wintermärchen“ hinübergedrungen. — Wenn nun doch einmal Shakspere so wenig Bedenken trägt, altes Material noch einmal zu verwerten — weshalb denn hat er es hier nicht gethan? — Als Shakspere *Rom.* dichtete, kam es ihm darauf an, die Glut der Leidenschaft, die in ihm selbst wogte, aus sich herauszugestalten, objektiv zu machen, um sich innerlich zu befreien; er wollte alles sagen, was er litt, ohne Verhalten, ohne Verhüllen, mit aller Entfaltung seiner poetischen Mittel; daher die üppige, hinreifsende, und die fremdartige Pracht der Einkleidung, die der damals italianisierende Dichter wollte. *Rom.* ist eine höchst persönliche Dichtung. Als Shakspere das „Wintermärchen“ schrieb, wufste er, dafs die wahrhaft tiefe Liebe zu voll von sich ist, um auch nur einen Gedanken an prunkvolles Erscheinen übrig zu haben; dafs sie nicht „im Verkünden donnert“, sondern mehr ahnen läfst als ausspricht, mehr handelt als redet. Damals stand er *über* seinen Stoffen. Die Darstellung der Liebe im „Wintermärchen“ zeigt eine ganz andere, eine viel höhere Kunstübung, für welche der Dichter den glänzenden — Tand seiner Jugendwerke nicht mehr verwenden konnte.

Diese Beobachtung kann man leicht dahin verallgemeinern, dafs Shakspere überhaupt sehr wenig aus seiner ersten Schaffens-Periode in seiner dritten wird haben gebrauchen können. Und ebenso leicht wird man aus ihr das eigentliche, für diese gesamten Wiederholungen mafsgebende Princip ableiten können: der Dichter wird doch immer nur diejenigen Gedanken aus früheren Schöpfungen wiederholt haben, die auch noch seinem späteren geistigen Standpunkte nahe lagen, von ihm nicht überwunden waren. Und so werden in der dritten Periode die Anklänge an die Dichtungen der ersten notwendig weniger zahlreich sein müssen als an die der zweiten; und diese werden wieder numerisch zurücktreten müssen vor den Parallelismen, welche die Dichtungen der dritten Periode untereinander haben.

Digitized by Google

Und so ist es in der That. Die Parallelstellen der Dramen der mittleren Periode, d. h. aus der zweiten Hälfte der Neunziger und dem Beginn des neuen Jahrhunderts liegen mir geordnet vor.* Ich nehme nur diejenigen Stücke, welche allgemein der zweiten Periode zuerkannt werden: *Ado, As, 1, 2 H. IV, H. V, Merch., Haml., Tw., Wiv., Cæs.*; andere, die meiner Ansicht nach hierher gehören, aber von anderen Forschern zum Teil sehr viel später gesetzt werden, lasse ich fort. Für diese Stücke habe ich in den folgenden Jugenddramen: *1 H. VI, Err., Mids., Gentl., 2 H. VI, Compl., Shrew, John, R. II* 15 Parallelstellen gefunden; in den spätesten Dramen: *Ant., Tim., H. VIII, Wint., Temp.* 22; untereinander haben sie 95 mehr oder weniger auffallende Übereinstimmungen. Und nun noch eine im Hinblick auf die Jugenddramen äufserst bezeichnende Thatsache: in den folgenden vier Stücken: *Rom., LL., All's, R. III*, habe ich 40 Parallelen entdeckt, d. h. diese Dramen stehen hinsichtlich ihrer Übereinstimmungen in demselben Verhältnis zu den zuerst genannten, in welchem diese zueinander stehen. Und nun ist *LL.* mit 13 Parallelstellen nach dem Titel der Quarto von 1598 („newly corrected and augmented") sicher, *Rom.* mit 18 Parallelstellen höchst wahrscheinlich in der zweiten Hälfte der Neunziger vom Dichter überarbeitet worden; dasselbe hat man verschiedentlich von *R. III* (5 Parallelstellen) und *All's* (4 Parallelstellen) angenommen. Sollte es wirklich blofser Zufall sein, dafs *Rom.* und *LL.*, welche die zahlreichsten und auffallendsten Anklänge an die Jugendsonette enthalten (39, 33), also sicher zu einer frühen Zeit entstanden sind, sich gleichzeitig an die Dramen der mittleren Periode so nahe anschliefsen? Wer könnte das glauben! Hier haben vielmehr die Parallelstellen den untrüglichen Beweis einer zweiten Bearbeitung erbracht.**

So ist es wohl nicht als eine optimistische Einbildung zu

* Sie sind nach einmaliger Lektüre zusammengestellt; es ist also sehr wahrscheinlich, dafs die folgenden Zahlen sich später einmal vergröfsern werden; ihr gegenseitiges Verhältnis dagegen wird schwerlich erhebliche Veränderung erleiden.

** Ich kann vorläufig, da ich auf die Vorführung meines umfangreichen Materials verzichten mufs, nur an den Glauben der Leser appellieren; aber

Digitized by Google

betrachten, dafs die Gedanken-Übereinstimmungen zwischen den einzelnen Dichtungen als Schlufsmaterial für Altersbestimmungen verwertet werden können; das Abfassungs-*Jahr* können sie zwar nicht ergeben, aber in vielen Fällen die ungefähre Abfassungszeit. Das wird niemand bestreiten können, der die logische Voraussetzung für diese ganze Art der Untersuchung zugiebt, welche lautet: Das Bedenken moderner Dichter und selbst moderner Schriftsteller, *heute nicht zu sagen, was man gestern, vor einem oder mehreren Jahren schon einmal gesagt hatte, dieses Bedenken kannte Shakspere nicht. Er wiederholte, was ihm nach seinem augenblicklichen geistigen Standpunkte der Wiederholung wert schien, vorzugsweise also Gedanken, deren Entstehung in eine nahe Vergangenheit fiel.* Und dieses Fundament der vorliegenden Arbeit wird schwerlich jemand angreifen können, der gesehen hat, wie sich ganze Sonette in den Dramen wiederfinden; der erfahren wird, dafs nicht blofs einzelne Gedanken, sondern ganze Gedanken*reihen* in mehreren Dramen zugleich auftreten. Eine plausible Erklärung für eine solche Erscheinung ist doch nur zu finden in dem hervorragenden Interesse, welches diese Gedanken zu *einer* bestimmten Zeit seines Lebens für den Dichter hatten.

Es giebt eine Anzahl von Stücken, bei denen uns die sonst für Altersbestimmungen gebrauchten Indicien im Stiche lassen; eines von ihnen ist *Cymbeline*. An ihm wollen wir ein Beispiel geben für die Bedeutung, welche Parallelstellen unter Umständen für chronologische Bestimmungen haben können.

Das Stück wird von den meisten Kritikern entweder in das Jahr 1609 (Malone, Skottowe, Dowden) oder 1610 (Delius, Fleay, Stokes) gesetzt; nur Drake — wie auch ursprünglich Malone — meint, dafs es 1605, Chalmers,* dafs es 1606 ver-

ich hoffe, dafs mir in einem der nächsten Jahre die detaillierte Entwickelung dieser Theorie möglich sein wird.

* Fleay verteilte anfangs die Abfassung des Stückes auf die Jahre 1606—1608.

Digitized by Google

fafst sei. Welche Gründe werden für diese späte Abfassungszeit angeführt?

1) Im Jahre 1610 oder 1611 führte ein Dr. Simon Forman ein Tagebuch, in welchem er eine Aufführung von Cymb. beschrieb. Er fügte weder hinzu, wann er der Aufführung beigewohnt, noch ob das Stück alt oder neu sei; dennoch aber meint man, dafs er es wahrscheinlich kurz vorher gesehen habe und dafs es ein ziemlich neues Stück gewesen sei. Wenn andere nun anzunehmen geneigt sind, dafs es schon ein altes Stück war, das er schon lange kannte, so ist in der Notiz nichts zu entdecken, welches dieser Annahme widerspräche. Sie beweist nur, dafs *Cymb.* nicht *nach* 1610 oder 1611 verfafst ist, sondern in irgend einem beliebigen früheren Jahre.

2) In Beaumonts und Fletschers „Philaster“ soll nach Fleay der Charakter der Euphrasia dem Imogens nachgebildet sein; auch „andere Ähnlichkeiten“ will man entdeckt haben, die mir unbekannt sind, und schliefslich — hierauf wird von den verschiedenen Kritikern ein grofses Gewicht gelegt — soll eine Stelle im „Philaster“ eine Reminiscenz an eine Stelle in Cymb. enthalten; die Stellen lauten:

and the air *of't* (this country)
Revengingly enfeebles me; *could this carle,*
A very drudge of nature's, *have subdued me*
In my profession? Cymb. IV, 2, 3.

The gods take part against me; *could this boor*
Have held me thus else? Phil. IV, 1.

Offenbar hat hier eine ähnliche Situation eine ähnliche Wendung hervorgebracht; aber eine irgend etwas beweisende Parallelstelle ist das nicht. Ich wenigstens, wenn ich dem Leser weiter nichts als so schwache und scheinbar zufällige Anklänge zu bieten hätte, würde die vorliegende Arbeit nicht unternommen haben. — Nehmen wir nun, da wir den „Philaster“ nicht kennen, immerhin als richtig an, dafs ihm Cymb. mehrfach als Muster gedient habe, so fragt sich: wann wurde er verfafst? Nach Dyce 1608, nach Malone 1608—1609, nach

Digitized by Google

Fleay 1610—1611. Also seine Abfassungszeit scheint ebenso unsicher zu sein wie die Cymb.s. Nehmen wir an, dafs das eine oder das andere Datum richtig sei, so würde das immer nur beweisen, dafs Cymb. entweder 1608 oder 1609 oder 1610 schon *existiert* habe; *verfafst* mochte es einige Jahre früher sein.

3) Dowden findet in Cymb. dieselbe versöhnte Lebensanschauung wie in *Wint.* und *Temp.*; und Furnivall will wahrscheinlich machen, dafs Cymb. *Wint.* näher stehe als irgend ein anderes Stück: „es handelt von einem Vater, der durch eigene Ungerechtigkeit die Familienbande bricht und dann wieder knüpft“ — das sollte das Hauptinteresse in Cymb. sein? — „und weist auf Shakesperes erneutes Familienleben in Stratford, nachdem er London verlassen hatte, und auf den Gegensatz hin, den er zwischen Land- und Hofleben empfunden haben mufs.“ — Vielleicht könnte die erstere Behauptung einen bereits vorhandenen Beweis stützen. In der zweiten giebt es keinerlei logische Nötigung; denn niemand kann ihre Prämisse zugeben, dafs ein Dichter ähnliche Handlungen auch in derselben Zeit seines Lebens bearbeitet haben müsse.

4) Die sogenannte „Metrical Test“ führt zu keinem einheitlichen Resultat für die Abfassungszeit von Cymb. Sie steht, wie mir scheint, überhaupt auf schwachen Füfsen. Behauptungen der Kritiker, wie: der Versbau dieses oder jenes Stückes verweise es in eine späte oder frühe Zeit, beruhen in der That häufig auf einem ganz allgemeinen, sehr subjektiven und darum leicht fehlbaren Eindruck. Beweis dieses Stück, dem Malone und Fleay — doch auch zum Teil auf Grund solcher Kriterien — anfangs eine frühere, dann eine spätere Entstehungszeit gegeben haben; Beweis vor allem *All's*, das Knight alle Anzeichen der unreifsten Periode (1590), Hertzberg alle Anzeichen der reifsten Periode (1603) zu tragen scheint, und beide gehören zu den tiefsten Shakspere-Kennern. Man sollte meinen, dafs die Metrical Tests auf genauen Angaben über den inneren Bau der Verse beruhten, sich auf den Gebrauch irregulärer Cäsuren, überzähliger Silben vor der Cäsur, des Anapäst an Stelle des Jambus und vorzugsweise des

Digitized by Google

Trochäus an anderen Stellen als im Beginn und nach der Cäsur der Verse, auf die Zahl der Versungeheuer* erstreckten; denn darin besteht doch vor allem die mit den Jahren wachsende Nachlässigkeit des Shakspereschen Versbaus. Das ist nicht der Fall. Sie setzen sich aus äufserlicheren Wahrnehmungen zusammen: dem weiblichen Versschlufs (Double Ending), dem tonlosen Versschlufs (Weak Ending, z. B. of, if, and etc.), dem schwach betonten (Light Ending), abgebrochenen und sechsfüfsigen Versen (Alexandrinern). Von diesen sind die abgebrochenen (ein-, zwei-, drei-, vierfüfsigen) Verse ein vollkommen unbrauchbares Kriterium, wie ein Blick auf die Tafeln bei Fleay lehrt; eine zeitweise principielle Neigung oder Abneigung des Dichters solchen Versen gegenüber läfst sich schwerlich entdecken. Die Zahl der Alexandriner und der Double Endings nimmt allerdings stetig zu; aber daran, dafs man nach dem prozentualen Verhältnis derselben einfach die Reihenfolge der Dramen bestimmen könnte, ist nicht zu denken. Ein flagrantes Beispiel der Unzuverlässigkeit des letzteren Kriteriums für genauere Zeitbestimmungen bilden die beiden *H. IV*; sie sind nach allgemeiner Annahme mit höchster Wahrscheinlichkeit in wenigen aufeinander folgenden Jahren verfafst, und doch haben von 1 H. IV nur 3 bis 4 Prozent der Verse, von 2 H. IV 12 bis 13 Prozent Double Endings. Wenn also Cymb. ebenso zahlreiche weibliche Ausgänge hat wie *Cor.*, *Oth.*, *Lear*, so ist damit mit nichten gesagt, dafs es mit diesen Stücken gleichzeitig ist; sondern nur, dafs es ziemlich sicher nicht mehr im 16. Jahrhundert verfafst ist. Und dafs solche äufseren Anzeichen niemals den Zeitpunkt, sondern höchstens die ungefähre Periode der Abfassung angeben können, ist ja im Grunde, wenn man sich das poetische Schaffen vergegenwärtigt, das mit einem Rechenexempel absolut nichts gemein hat, auch selbstverständlich. Noch unzuverlässiger erscheint die Weak Ending Test; wenn wir sehen, dafs hier die Zahlen nur bis 52 reichen, und dafs z. B. *Oth.* 0, *Lear* 1, *Macb.* 2 und *Ant.* 28 Weak

* So möchte ich die schon in mittleren Dramen sich zeigenden Verse nennen, deren bunt durcheinander gewürfelte Metren keinen rhythmischen Eindruck im Gehör zurücklassen.

Digitized by Google

Endings hat, so werden wir nicht ohne weiteres glauben können, dafs *Cymb.* und *Cor.* und *Temp.* alle in eine Zeit gehören, weil sie den gleichen Prozentsatz von tonlosen Versschlüssen haben. Die Tafel der Light Endings giebt ein ziemlich buntes Bild: *All's* hat ca. 1 Prozent, *John* und *1 H. IV* $^1/_3$ Prozent, *Lear* $^1/_5$, *Oth.* gar $^1/_{13}$ Prozent und *Macb.* wieder $1^1/_2$ Prozent. Was will es da sagen, wenn *Cymb.* mit *Wint.* und *Temp.* cirka 3 Prozent hat und *Cor.* und *Ant.* mit $2^1/_2$ Prozent ihnen am nächsten steht? Daher ist es denn auch durchaus nicht widersinnig, dafs die Alexandriner-Test diesen Kriterien widerspricht und Cymb. mit *Meas.*, *Haml.*, *Troil.*, *Cor.* zusammenbringt. Die Alexandriner-Test ist aber, wenn wir das ziemlich beharrliche Fortschreiten der Zahlen von 0 (*Err.*, *Mids.*) auf 78 (*Oth.*) verfolgen, von den vieren das beste Beweismittel.

5) Die *Rhyme-Test* ist entschieden schlufsfähiger als die bisher beliebten Metrical Tests; die Differenz der Anfangs- und Endzahlen ist eine sehr grofse (1028 *LL.* — 2 *Temp.*) und die Abnahme eine ziemlich regelmäfsige. Dafs sie ein untrügliches Bild von der Reihenfolge der Dramen gäbe, daran ist freilich auch bei ihr nicht zu denken. Cymbeline hat 44 Reime in den dramatischen Reden, von denen zwei oder drei zweifelhaft sein mögen, also 88 Reimverse.* Danach gehört Cymb. genau mit *Haml.* zusammen (Verhältnis der Blankverse zu den Reimversen 30 : 1); sehr nahe kommen ihm *Oth.* und *Lear.*

Resumieren wir das bisherige Resultat unserer Untersuchung, so werden wir — unter der zwar sehr verbreiteten, aber noch unerwiesenen Voraussetzung, dafs Shaksperes dramatische Thätigkeit sich etwa bis zum Jahre 1610 erstreckt habe — sagen können: Cymb. wurde *irgendwann im ersten Jahrzehnt*

* Fleay giebt 107 an. Ich habe schon vor Jahren zu meiner Arbeit über Shaksperes Aussprache die Dramen nach Reimen genau durchsucht, und jetzt Cymb. einer nochmaligen Durchsicht unterzogen; ich mufs daher die Angabe Fleays als unrichtig bezeichnen. — Auch seine Angabe über die Gesamtzeilenzahl von *Macb.* (1993) ist falsch; sie beträgt 2108. *Ant.* hat bei Fleay den Umfang von 3964 Versen erhalten; es hat nur 2989. Hoffentlich sind das die einzigen Fehler, die den Gebrauch der sehr wertvollen Zusammenstellung erschweren.

Digitized by Google

des 17. Jahrhunderts verfafst. Geben wir den Alexandriner- und Reim-Tests den Vorzug, wie sie es allerdings verdienen, so wurde Cymb. in der Zeit der *Haml.*, *Meas.*, *Troil.*, *Oth.*, *Cor.*, *Lear*, also præter propter in den *ersten beiden Dritteln dieses Jahrzehnts* verfafst. Da es aber nach beiden Tests *Haml.* am nächsten steht, so ist es am wahrscheinlichsten in das *erste Drittel des Jahrzehnts* zu verlegen.

Wie kommen wir nun aus diesem Dilemma? — Durch das Kriterium der *Gedanken-Parallelismen.* Cymb. hat mit *R. III*, *1, 2 H. IV* und *Tw.* 7 Parallelstellen; es neigt also bedeutend ins 16. Jahrhundert. Mit den spätesten Stücken — *Ant.*, *Tim.*, *H. VIII*, *Wint.*, *Temp.* — hat es nur 11 Parallelen; in den anderen Dramen des 17. Jahrhunderts — *Cæs.*, *Meas.*, *Troil.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.*, *Cor.* — finden sich deren 20. Es steht also hinsichtlich seiner Parallelstellen fast genau auf der Stufe von *Troil.*, *Macb.* und *Lear.* Was nun für das Alter von Cymb. entscheidend ist, sind die auffallend zahlreichen und bedeutsamen Parallelen, die es mit *Haml.* aufweist — ein Punkt, in welchem ihm die genannten Stücke sehr nahe kommen. Cymb. hat 9 Parallelstellen mit Hamlet. Es giebt in den späteren Perioden nicht wieder zwei Stücke, die so merkwürdige, ausgeführte Wiederholungen aufweisen wie Cymbeline und Hamlet, wie sich im Verlaufe dieser Arbeit zeigen wird. Wie wäre es nun wohl denkbar, dafs ein Stück aus dem Jahre 1610 so viele Anklänge an Hamlet haben sollte, während *Wint.* und *Temp.* so gut wie keine zeigen? Es ist eben undenkbar: Cymbeline gehört nicht in die Periode dieser Dramen, es gehört in die *ersten Jahre des 17. Jahrhunderts* und wurde entweder kurz vor, oder gleichzeitig mit, oder bald nach dem Haml. von 1604 verfafst. Ein noch genaueres Datum könnte nur eine eingehende Betrachtung der etwa gleichzeitigen Dramen ergeben, die wir an dieser Stelle nicht vornehmen könnten.

Könnte nun nicht Fleays Ansicht die richtige sein, welcher meint, dafs die auf Imogens Flucht und Bellario bezüglichen Scenen des dritten und vierten Aktes, in denen die zahlreichsten Reime vorkommen, früher gedichtet, der Rest des Stückes um

Digitized by Google

1610 vollendet sei? — Das ist eine kleinliche Verwendung der Rhyme Test. Die ersten Akte sind keineswegs von Reimen so entblöfst, dafs sie mit *Temp.* und *Wint.* verglichen werden könnten; im dritten und vierten Akte werden sie nur darum zahlreicher, weil das lyrische Element bedeutender hervortritt. Nichts aber kann die Unähnlichkeit des dichterischen Schaffens in Cymb. und *Wint.* deutlicher beweisen als ein Vergleich des Wald-Idylls im ersteren mit dem Dorf-Idyll im letzteren Stücke: dort *bedarf* der Dichter zu lyrischen Wirkungen der Reime, hier *verschmäht* er sie. — Und die Parallelstellen mit *Haml.* legen gegen Fleays Ansicht das entschiedenste Veto ein: gerade im ersten Akt, dann im fünften, also in Teilen, die so viel später entstanden sein sollen, sind sie am stärksten vertreten.

Als ich die Dramen der mittleren Periode nach Parallelen mit den Sonetten durchsuchte, fand ich, dafs „*Hamlet*“ zu denen gehörte, welche die zahlreichsten und bedeutsamsten Übereinstimmungen aufzuweisen hatten; u. a. ist das 66. Sonett in dem Monologe „To be or not to be“ wiederholt. Aber nicht blofs in den Sonetten, sondern in fast allen Dramen dieser Zeit fanden sich Wiederholungen Hamletscher Gedanken so zahlreich, dafs sie jeden aufmerksamen Leser in Erstaunen setzen müssen. Wenn die Durchschnittszahl der Parallelstellen jedes einzelnen Dramas mit den verschiedenen nahezu gleichalterigen Dramen einige zwanzig nicht übersteigt, so wurde sie hier um das Vierfache übertroffen — ein sicheres Zeichen für die lebhafte, anhaltende Bewegung, in welche das Hamlet-Problem die Seele des Dichters versetzt, für das tiefe, persönliche Interesse, das ihn bei der Schöpfung seines gröfsten Kunstwerkes beherrscht hat. Es war noch immer die Zeit, in der der Mund des Dichters überging von dem, dessen sein Herz voll war. — Aber ist das die einzige Folgerung, die aus dieser Erscheinung zu ziehen ist? — Eine nähere Betrachtung der Parallelstellen legt weitere Mutmafsungen nahe. Zunächst unterscheiden sie sich durch die grofse Anzahl wortgetreuer oder längerer Wiederholungen, die eine Reihe von Stücken dieser Zeit aufweist, und

Digitized by Google

die zwischen den übrigen Dramen sehr sporadisch auftreten; dann — eine Erscheinung, die kein anderes Drama zeigt — dadurch, dafs diese auffallenden Wiederholungen in Stücken vorkommen, deren Abfassungszeit sicherlich ein Lustrum oder noch weiter auseinander liegt, während in einigen Stücken, die zwischen diesen äufsersten Endpunkten der Hamlet-Anklänge liegen, d. h. gewöhnlich an das Ende des 16. Jahrhunderts gesetzt werden, nur sehr geringe oder keine Beziehungen zu Hamlet haben. Merkwürdig zahlreiche Übereinstimmungen finden sich in den Stücken, die man in die Jahre 1596—1598 und in den Beginn des 17. Jahrhunderts zu versetzen pflegt: in *Ado, As, 1, 2 H. IV, Merch.* einerseits und *Cæs.*,* *Meas.*, *Troil.*, *Cymb.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.* und selbst *Cor.* andererseits, die bei weitem hervorragendsten jedoch in dem letzteren.** Dazwischen liegen drei Stücke, die sehr geringe Anklänge, wie *H. V*, *Wiv.*, oder gar keine, wie *Tw.* aufweisen. Was in den späteren Stücken auf Haml. hinweist, ist nicht der Erwähnung wert.

Diese Erscheinung ist zu auffallend, zu einzig, als dafs wir sie mit Gleichgültigkeit betrachten könnten: *Der „Hamlet“ dominiert eine ganze Periode hindurch, die sich etwa von 1596 bis 1604 erstreckt*; wir können sie mit Fug und Recht die *Hamlet-Periode* nennen. Dieser Zeitraum wird unterbrochen und in zwei Teile geteilt durch drei Stücke, d. h. etwa ein bis zwei Jahre, in denen die Hamlet-Einflüsterungen nicht vernehmbar sind. Nun wissen wir aus der Angabe Gabriel Harveys, die ich von fast allen Shakspere-Forschern in das Jahr 1598 verlegt finde, dafs um diese Zeit Shaksperes Hamlet ein beliebtes Stück war; wir wissen, dafs Shakspere 1604 eine bedeutend erweiterte authentische Quart-Ausgabe veranstaltete. Scheint diese Erscheinung nun nicht die von einem grofsen Teile der Kritiker vertretene Annahme einer doppelten Redaktion „Hamlets“ zu unterstützen? Sollte eine eingehende

---

* In Bezug auf dieses Drama bin ich zweifelhaft, ob es nicht noch in das 16. Jahrhundert gehört.

** Von den späteren Stücken zeigt *Tim.* die meisten Anklänge an Haml.: vielleicht gehört er ebenfalls noch in den Beginn des Jahrhunderts.

Digitized by Google

Betrachtung der Parallelstellen unter vergleichender Berücksichtigung der beiden Quartos, deren erstere vielfach für eine Verstümmelung der ersten Redaktion gehalten wird, nicht einiges Licht auf die bisher dunkele, vielumstrittene Entstehungsart und -zeit des Dramas werfen können?

Sehen wir einmal, wie weit wir auf diesem Wege kommen!

Digitized by Google

Kyffhäuser, Tannhäuser, Rattenfänger.*

Von

Adalbert Rudolf.

Ein seltsames Kleeblatt! — wird mancher ausrufen — wie soll da eine Verbindungskette sich herstellen lassen? — Und dennoch hoffe ich dies zuwege zu bringen, wenn man ruhig meinem Gedankengang zu folgen sich bequemen wird. Ich knüpfe zu diesem Zwecke an die letzten Todeszuckungen des germanischen Heidentums an.

Der Sieg der schwer verdaulichen christlich-paulinischen Lehre gegen die zwar derbe, aber dabei schlichte, handgreifliche heidnische war besonders in dem unzugänglichen Inneren Deutschlands kein leichter und schneller; ein Hauptgrund dafür war auch der, daſs der aufgedrängte neue Glaube seine Wurzeln in völlig fremdem Boden hatte und daher mit der Veränderung zugleich dem gesamten teuren Volkstum Gefahr drohte. Jakob Grimm sagt: „Das Christentum war nicht volksmäſsig. Es kam aus der Fremde und wollte althergebrachte, einheimische Götter verdrängen, die das Land ehrte und liebte. Diese Götter und ihr Dienst hingen zusammen mit Überlieferungen, Verfassung und Gebräuchen des Volkes. Ihre Namen waren in der Landessprache entsprungen und altertümlich geheiligt, Könige und Fürsten führten Stamm und Abkunft auf einzelne Götter zurück; Wälder, Berge, Seen hatten durch ihre Nähe lebendige Weihe empfangen. Allem dem sollte das Volk entsagen, und was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen

* Vergl. Archiv LXVIII, S. 43 ff.: Tannhäuser.

Digitized by Google

wird, wurde von Verkündigern des neuen Glaubens als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt“, gleichwie Chlodowig dem Franken bei der Taufe gesagt ward: „Verbrenn, was du angebetet, und bet an, was du verbrannt hast!“ Durch solches Auf-den-Kopf-stellen kam es denn, dafs das Christentum nur ganz allmählich in die Stämme des inneren Deutschland einzudringen vermochte. Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts waren Alemannen, Bojoarier, Therwinger, Sachsen und Friesen noch Heiden. Besonders in Friesland hatte das Christentum einen schweren Stand; Fürst und Volk hielten sogar noch zu Beginn des achten Jahrhunderts beharrlich an dem mit ihrem Volkstum verknüpften Glauben fest. Der Herzog Ratbot verjagte den heiligen Willibrod und enthauptete den heiligen Wipert, welcher die Götterbilder zu zerschlagen gewagt hatte. Endlich aber schien er zur Annahme des Christentums gewillt; er hatte sich durch den Eifer des heiligen Wolfram dazu bestimmen lassen und bereits den Fufs in das Wasser der Taufkufe gesetzt, als ihm während der Weihungsrede die Frage einfiel, ob denn seine Vorfahren auch in dem Himmel seien; auf die Antwort des Geistlichen, dafs sie in der Hölle büfsen müfsten, weil sie Heiden gewesen, zog der wilde Täufling hurtig den Fufs aus dem Wasser zurück, indem er versicherte, lieber zu seinen tapferen Ahnen, sei's auch in die Hölle, kommen, als mit dem gemeinen Christenvolke selig werden zu wollen. Dazu erzählt die Kirchensage, dafs dem Friesenfürsten, als er sich zur Taufe anschickte, ein Mann in kriegerischer Rüstung erschienen sei, welcher ihm *Wuotans*, des Götterkönigs, *goldblinkende Säle* und den für Ratbot *geschmückten Sitz* gezeigt und ihn gewarnt habe, von dem alten Gotte abzulassen; der Diakonus aber habe, als sein Auge gleichfalls auf die teuflische Erscheinung gefallen sei, schnell das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, und sogleich habe sich alles in öden Sumpf und Moor verwandelt. Der starre Herzog blieb unerschütterlich dem Glauben der Väter getreu und verfolgte die Christen eifrig bis zu seinem Tode (719).

Aus dieser kurzen Darlegung erhellt so recht die Sinnesart in der Übergangszeit des Glaubens; man fühlt mit, wie schmerzlich-schwer unseren Altvorderen werden mufste, sich von den Volkstumgöttern loszureifsen. Endlich war in ganz Deutsch-

Digitized by Google

land der Sieg des Christentums entschieden, wenigstens äufserlich: unmöglich konnte die innere Wandlung sich schnell vollziehen, indem die neue, fremde Lehre nicht durch milde Bekehrung und Überzeugung, sondern meistens durch alle Schrecken des Zwanges eingeführt ward. *Da zogen im Volksglauben die alten Götter sich in ihre irdischen Behausungen, in die Berge zurück,** während sie die schönen, gedankenüppigen Himmelsitze dem siegreichen Christengotte mit seinem Anhange lassen mufsten. Diese *Bergentrückung* ist deutlich in der herrlichen Sage vom *Odenberg* bei dem Städtchen Gudensberg** (Niederhessen) geschildert, zwar jetzt auf *Karl den Fünften* bezogen, wie früher nachgewiesen auf Karl den Grofsen, aber offenbar ursprünglich dem alten Gotte *Charal* (d. i. Herr) = *Wuotan* zugehörig. Sie lautet also:

Karl war mit seinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landschaft gerückt, siegreich, wie einige erzählen, nach anderen fliehend, von Morgen her (aus Westfalen). Die Krieger schmachteten vor Durst, der König safs auf *schneeweifsem Schimmel*; da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und schlug einen Stein vom Felsen, aus der Öffnung sprudelte die Quelle mächtig. Das ganze Heer ward getränkt. Diese Quelle heifst Glisborn, ihrer kühlen hellen Flut mifst das Landvolk gröfsere Reinigungskraft bei als gewöhnlichem Wasser etc. Der Stein mit dem Huftritt, in die Gudensberger Kirchhofmauer eingesetzt, ist noch heute zu sehen. Nachher schlug König Karl eine *grofse Schlacht* am Fufse des Odenberges. Das strömende Blut rifs tiefe Furchen in den Boden (oft sind sie zugedämmt worden, der Regen spült sie immer wieder auf), die Fluten „wulchen“ zusammen und ergossen sich bis Bessa hinab; Karl erfocht den Sieg: *Abends that sich der Fels auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk ein und schlofs seine Wände.* In diesem Odenberg ruht der König von seinen Heldenthaten aus.

* Dieser Gedanke liegt um so näher, wenn man bedenkt, dafs im alten Glauben der Germanen, besonders in der älteren und reineren Anschauung der Deutschen, die Götter anstatt der luftigen Himmelsitze *Erdensitze*, namentlich *Berge*, innehatten, wie das auch noch vereinzelt aus der nordischen Götterlehre erhellt. Die sogenannten Säle oder Hallen der Götter in der Edda sind eigentlich Bergräume.

** Odenberg und Gudensberg — seltsames Zusammentreffen verschiedener Gestaltungen des Namen Wuotan: alemannisch Otan, fränkisch Godan, was auf eine Mischung oder Berührung dieser beiden Stämme hinweist.

Digitized by Google

Er hat verheifsen, alle sieben oder alle hundert Jahre hervorzukommen; tritt eine solche Zeit ein, so vernimmt man Waffen durch die Lüfte rasseln, Pferdegewieher und Hufschlag; der Zug geht an den Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, und verfolgt dann seinen Lauf, bis er nach vollbrachter Runde endlich wieder in den Berg zurückkehrt. Einmal gingen Leute am Odenberg und vernahmen Trommelschlag, ohne etwas zu sehen. Da hiefs sie ein weiser Mann nacheinander durch den Ring schauen, welchen er mit seinem in die Seite gebogenen Arm bildete: alsbald erblickten sie eine Menge Kriegsvolk, in Waffenübungen begriffen, den Odenberg aus- und eingehen.

Dafs in dem zweiten Teile der Odenbergsage von einem Siege Karls die Rede ist, mufs mifsverständlich sein, jedenfalls durch die Mengung der Sage mit der Geschichte herbeigeführt; anderenfalls leuchtete nicht ein, warum jener zu fliehen und sich zu bergen genötigt ist. Karl ist seinem mächtigen Feinde unterlegen und weifs keinen anderen Ausweg, als sich mit dem Heere seiner Getreuen in den Berg zurückzuziehen. Es ist zweifelsohne der grofse Heidengott, welcher, in dem Niederschlage der alten Sage zu Kaiser Karl geworden, dem Christengotte weichen mufs. — Das Sagengebilde spielt weiter, wie schon eben das Beispiel mit dem Armringe beweist. An gewissen Tagen soll der Odenberg den Menschen, besonders den Sonntagskindern, offen stehen. Wer dann durch die Öffnung in den Berg hineintritt, erblickt da die *entrückten Männer*, hervorragend unter ihnen einen *alten langbärtigen Mann*, welcher einen blinkenden Becher in der Hand hält, und wird reich beschenkt. Alle sieben Jahre hält Karl seinen *Umzug, um nach dem Stande der Dinge zu schauen*; es heifst, dafs er dereinst für immer wieder aus dem Odenberge hervorgehen werde zu neuem Kriege und Siege. Das deutsche Volk konnte sich dem Gedanken nicht verschliefsen, dafs seinen geliebten, sonst so mächtig gewesenen Göttern wieder einmal in Zukunft die Weltherrschaft zufallen müsse. — Bei Fränkisch-Gemünden wird erzählt, dafs im *Guckenberge* (Berg des Altvaters Guogo?) vor Zeiten ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versunken sei; er werde aber, wenn sein Bart dreimal um den Tisch, an welchem er sitze, gewachsen sei, mit seinen Leuten wieder herauskommen. Vortrefflich drückt hier das Wachsen des Barthaares die lange

Digitized by Google

Spanne der Vergangenheit und das ganz allmähliche, aber sichere Rücken der sehnlich erwarteten Zukunft aus. — Wesentlich einklingend mit der Odenbergsage, zugleich den Gipfel des ganzen, äufserst reichhaltigen Sagenkreises bildend, ist die Sage vom Berge *Kyffhäuser* in der Goldenen Aue, und damit erst betreten wir den festen Boden beabsichtigter Abhandlung:

Kaiser *Friedrich* — halb der Erste, dessen Tod in Kleinasien nicht vom Volke geglaubt ward, halb der Zweite — war vom Papste in den Bann gethan, und die Fürsten waren der Treue und der Eide gegen ihren Oberherrn ledig gemacht. Deshalb wurden dem Kaiser alle Kirchen und Kapellen verschlossen; kein Gottesdienst ward ihm mehr gehalten und keine Messe mehr gesungen. Da ritt nun der Kaiser einmal vor dem Osterfeste — damit die Christenheit durch ihn nicht gehindert würde, die heilige Zeit zu begehen — hinaus auf die Jagd. Niemand von seiner Begleitung wufste des Kaisers Sinn und Gedanken. Er hatte aber sein gutes Gewand angelegt, welches ihm aus dem Lande Indien gesandt war, nahm ein Fläschlein mit schmackhaftem Brunnen zu sich, bestieg sein edles Rofs und ritt hinaus in den fernen Wald; nur wenige Herren folgten ihm dahin. Im Walde steckte er ein *wunderkräftiges Ringlein* an den Finger und sogleich war er vor den Augen aller *verschwunden*, dafs niemand ihn mehr gesehen hat, und man nicht weifs, ob er noch lebendig sei. So ging der hochgeborene Kaiser dort verloren. Jedoch sagen die Bauern, dafs er sich oft als Waller habe sehen lassen, auch öffentlich ihnen gesagt habe, dafs er bestimmt sei, auf römischer Erde noch gewaltig zu werden und die Pfaffen zu stören, und dafs er nicht aufhören noch ablassen werde, bis er das heilige Grab wieder in der Christen Hand gebracht habe.

Weiterhin wird dann der Kaiser nach seiner Verzauberung in Beziehung zu dem *Kyffhäuser* gesetzt. Man glaubte: der „Ketzer-Kaiser“ Friedrich lebe noch und solle lebend bleiben bis an den jüngsten Tag; auf dem wüsten Schlosse Kyffhausen in Thüringen (und auch auf anderen wüsten Burgen, welche zum Reiche gehörten) wandere er um und lasse sich zu Zeiten sehen und rede auch mit den Leuten, und der Glaube verknüpfte sich damit: Vor dem jüngsten Tage werde ein mächtiger Kaiser der Christenheit kommen, um Frieden unter den

Fürsten zu machen. Auch ward vielfach erzählt, dafs dieser Kaiser mit grofsem Hofgesinde im Berge von Kyffhausen verzaubert wohne, und dafs dieser verzauberte Kaiser kein anderer als Friedrich Rotbart sei. Er sitze auf einer Bank vor einem runden Steintische — nach anderen auf einem goldenen Herrscherseesel, die goldene Krone auf dem Haupte, in der vollen Pracht und Herrlichkeit, welche ihn im Leben umgab. Er halte den Kopf in die Hand gestützt und ruhe oder schlafe; dabei nicke er aber stets mit dem Haupte und zwinkere mit den Augen, indem er sie bald etwas öffne und dann seine grofsen Brauen wieder senke und zusammenziehe, als ob er nicht recht schlafe oder bald wieder erwachen wolle. Sein roter Bart sei ihm durch den Tisch hindurch bis auf die Füfse gewachsen. Er werde vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen und sein verlassenes Kaisertum aufs neue antreten; wenn er dann hervorkomme, werde er „seines Schildes Last hängen an den *dürren Ast*“ — *davon werde der Baum grünen und eine bessere Zeit werden.* Von dem dürren Baume wird in der Sage vom Walserfelde erweiternd gesagt: Er sei schon dreimal umgehauen worden, seine Wurzel aber immer wieder ausgeschlagen, so dafs ein neuer vollkommener Baum daraus erwachsen sei; wann er wieder zu grünen beginne, dann nahe die grofse Schlacht, und wann er Früchte trage, werde sie anheben, und dann werde ein solches Blutbad sein, dafs den Kriegern das Blut in die Schuhe rinne. Auch wird in der Sage berichtet: des Kaisers Bart sei um den Tisch gewachsen, dergestalt, dafs er dreimal um die Rundung des Tisches reichen mufs bis zum Erwachen; jetzt aber gehe er erst zweimal darum. In den späteren Kyffhäusersagen begegnet wiederholt der Zug, dafs *Raben um den Berg fliegen*, welche vor dem Erwachen des Kaisers verscheucht werden müfsten. Auch wird gesagt, dafs der Kaiser wiederholt Besucher des Berges gefragt habe, wie es auf der Oberwelt aussehe.

Wir wollen hier eine kleine Pause machen zur Anstellung einiger Betrachtungen. Der Name des Berges „Kyffhausen, Kyffhäuser, Kifhäuser“, nach welchem die Burg den Namen erhielt, scheint sehr alt zu sein; aber die Deutung ist zweifelhaft. Ganz unzulässig ist die geschehene Ableitung von Kopf, Koppe, Kuppe. Vielleicht läfst sich an Kipicho, Gibich (d. i.

Digitized by Google

Geber), Beiname Wuotans denken — der Übergang des p, b in f wäre sehr einfach. Hätte man nur eine ältere Namenform! Die Gegend um den Kyffhäuser (Kipichhäuser?) hiefs vom 8. bis 12. Jahrhundert „Nabelgau“ oder „Nebegau“, was an Nebelheim (die Totenwelt) und Nibelunge gemahnen könnte. — Wenn wir nun an eine Deutung der Kyffhäusersage gehen, so mufs zunächst alles in das politische Gebiet Streifende ausgeschieden werden, wenn man den echten, alten Urgrund erhalten will. Sehr vorteilhaft läfst die Sage durch die engverwandte Odenbergsage sich ergänzen; in beiden haben wir deutlich und bestimmt den alten Wuotan, Charal, Geermann vor uns, welcher schon im unerschütterten Heidentum „*der Alte vom Berge*“ hiefs; nur der rote Bart könnte auf Donar hinweisen, ist aber wahrscheinlich als eine Entlehnung von dem geschichtlichen Herrscher zu nehmen. Vom christlichen Standpunkte aus ward das Wiederkehren des Kaisers und das Schlagen der grofsen Schlacht, leicht erklärlich und im voraus richtend, mit dem letzten Weltkampfe, dem jüngsten Tage, dem Weltuntergange verknüpft, wie dies besonders in den Sagen vom Untersberg (Undersberg = Schlummerberg?) bei Salzburg und vom Walserfelde deutlich ausgesprochen ist. Die Raben, welche um den Berg fliegen, sind Wuotans zwei Raben, seine steten Begleiter Huginn und Muninn, welche ihm Kunde von allen Dingen zutragen, die Allwissenheit Gottes versinnlichend. Wenn es heifst, dafs sie verscheucht werden müfsten, bevor der Kaiser erlöst sei, so ist dies späteres Mifsverständnis: Die Raben sind hier in ihrer alten Bedeutung, indem sie ausgeflogen sind, um auszuspähen und die Neige der Zeit der Verbannung zu ergattern; der Gott, welcher nach einer Fassung der Sage alle hundert Jahre einmal erwacht, ersehnt, dafs sie wieder in den Berg einfliegen und sich ihm auf den Schultern niederlassen, um die Kunde der endlichen Erlösung in seine Ohren zu flüstern.

Noch manche Sagen spinnen sich um den Kyffhäuser; besondere Beachtung verdienen die Hirtensagen: Ein Schäfer trieb einmal seine Herde ziemlich weit hinauf an das alte Kyffhäuserschlofs und blies fröhlich auf seiner Schalmei, dafs es weithin scholl und hallte. Plötzlich stand ein ganz *kleines Männlein* neben ihm, grüfste ihn artig und züchtiglich und frug: „Möchtest du wohl den alten Kaiser Friedrich sehen und ihm auch

Digitized by Google

solch ein fröhliches Stücklein aufspielen?“ — „Warum denn nicht?“ Der Schäfer folgte dem Männlein getrost in den Felsengang, welcher sich mit einemmal vor ihm aufgethan hatte. Nach ziemlich langer Wanderung kamen sie in eine weite Halle, wo der Rotbart mit geneigtem Haupte und geschlossenen Augen schlummerte. Beherzt ergriff der Schäfer nun seine Schalmei und blies. Da hub der alte Kaiser sein Haupt mit dem roten Barte empor, welcher durch den Tisch gewachsen war, und frug: „Fliegen die Raben noch um die Burg?“ — „Sie fliegen noch!“ erwiderte der Schäfer. Da seufzte der Kaiser tief und schwer und sprach kummervoll: „So mufs ich aufs neue hundert Jahre schlafen!“ neigte sein Haupt und schien zu entschlummern. Der Zwerg führte hierauf den Schäfer an das Tageslicht zurück und verschwand. Die Belohnung für den dem Kaiser erwiesenen Dienst war grofser Herdenreichtum. — Eine andere Hirtensage knüpft an die *Wunderblume* an, welche nur alle hundert Jahre einmal blühen und die Kraft haben soll, den Berg zu erschliefsen und zur Hebung der Schätze und Reichtümer, welche im Kyffhäuser ruhen, zu verhelfen: Ein Hirte hatte die Wunderblume, ohne ihre Bedeutung zu kennen, an den Hut gesteckt und gelangte durch die Bergtrümmer in den Berg, fand viele kleine glänzende Steine auf der Erde, steckte so viel er konnte in seine Tasche und wollte wieder das Gewölbe verlassen. Da rief ihm eine dumpfe Stimme zu: „Vergifs das Beste nicht!“ Vor Furcht flüchtete er hastig aus dem Gewölbe, dafs er selber nicht wufste, wie er wieder ans Tageslicht kam. Kaum sah er wieder die Sonne und seine Herde, so *schlug die Thüre,* welche er vorher gar nicht gesehen hatte, mit grofsem Geräusch *hinter ihm zu.* Er griff nach seinem Hut, und die wunderschöne Blume war fort; sie war beim Stolpern entfallen. Plötzlich stand ein *Zwerg* vor ihm und frug: „Wo hast du die Wunderblume, welche du fandest?“ — „Verloren!“ sagte traurig der Hirte. „Dir war sie bestimmt,“ sprach wieder der Zwerg, „und sie ist mehr wert als die ganze Rotenburg.“ Traurig ging der Hirte; die Steine aber waren lauter Goldstücke. — Der Zwerg kommt häufig vor: Eine Schar munterer Bauernbursche kam auf den Einfall, Kaiser Friedrich einen Ehrentrunk zu bringen. Da stand plötzlich ein *Zwerg* mitten unter ihnen, welcher einen goldenen Becher in der einen

Digitized by Google

und zwei Flaschen vorzüglichen Weines in der anderen Hand hielt u. s. w. Das kleine Männlein, der Zwerg, tritt in manchen Sagen nicht nur als Thürhüter auf, sondern auch, wie eben, als Kellermeister und aufserdem als Hausmeister, welcher Korn einkäuft, und als Schatzmeister. — Zuweilen begegnet der Zug, dafs Leute, welche nur kurze Zeit im Kyffhäuser gewesen zu sein wähnen, thatsächlich nach 20 oder gar 200 Jahren zurückkehren; den Göttern sind Jahre Augenblicke.

Der Sagen von Bergentrückungen und Verwünschungen sind so viele wie in keiner anderen Richtung;* wir können hier nur flüchtig diejenigen zusammenstellen, welche Bezug auf die Götter gewähren: Hakelberend, Hakolberand (althochdeutsch: Hachulpirant), der Mantelträger, was ein Beiname Wuotans ist, weilt in seinem grofsen Grabberge auf *weifsem Rosse* bei seinen Schätzen. Karl der Grofse oder der Fünfte sitzt im Odenberge, im Desenberge (Disenberg = Götterberg?) bei Warburg, im Untersberge bei Salzburg, auf der Burg bei Nürnberg (ältere Form: Nornberg?), in der Burg Herstall (Heristal), im Trifels bei Anweiler, und zwischen Nürnberg und Fürth liegt ein Kaiser-Karls-Berg — immer, wie wir gesehen haben, *Wuotan.* Otto der Grofse, auch rotbärtig wie Kaiser Friedrich, weilt nach älteren Sagen im Kyffhäuser; er ist schon dem Namenanklange nach Wuotan, Otan, wie auch sein Speerwurf im jütländischen Ottensunde auf den Gott sich bezieht. Friedrich Rotbart oder der Zweite (auch Herzog Friedrich) haust im Kyffhäuser, im Untersberge, im Trifels und in einer Höhle bei Kaiserslautern. Wir sehen, dafs in den Sagen überall der alte Wuotan uns entgegentritt; neben dem Hauptgotte verschwinden die anderen Götter. Einigemal liefse sich vielleicht an den rotbärtigen *Donar* denken. An dem Südwestende des Kyffhäusergebirges befindet sich die Falkenburg mit einer eigentümlichen, auf Donar zu beziehenden Sage: Im 17. Jahrhundert (?) sei ein Herzog aus Schlesien in der Heimat von einem gespenstigen Bocke aufgenommen, in gar kurzer Zeit durch die Lüfte ge-

* Die Volkstümlichkeit der Bergentrückung erhellt aus der geläufigen Redart „Ich möchte in die Erde versinken, schliefen (schlüpfen)“ in dem Sinne von „aus der Haut fahren“. Nach dem Liede von der „Klage“ weifs man von König Etzel nicht, „ob er sich verslüffe in Löcher der Steinwände“, was zu sagen scheint, dafs er vielleicht in den Berg, Felsen gegangen sei.

führt und in den Trümmern der Falkenburg abgesetzt worden; halbtot und elendiglich zugerichtet sei er dann bei Nacht in die naheliegende Falkenmühle gekommen und habe um Obdach gebeten. Bedauerlich ist, dafs diese Sage so lückenhaft erhalten. Entweder führte Donar auf seinem Bocke den Herzog durch die Lüfte, wie Wuotan seinen Schützling Hartung (Hadding), etwa um ihn Verfolgern zu entziehen, oder der Herzog war Donar selber, welcher die Gastlichkeit der Menschen versuchen wollte. Der Schmied Boldermann, welcher bei Kaiser Friedrich im Kyffhäuser sitzen soll, wird Gott *Paltar*, Balder sein, wie in der Edda die Ansen (Asen) als Schmiede (Glücksschmiede?) hingestellt werden. Unter den bekannten Siebenschläfern sind eigentlich und ursprünglich sieben Hauptgottheiten (ungerade Zahl heilig!) zu verstehen. Auch Helden, Niederschläge von Gottheiten, werden vielfach in Berge entrückt gedacht, wie Dietrich (Diotarich, d. i. Volkreich) = Donar, Rüdiger (Ruodiger, d. i. Ruhmgeer) = Wuotan, Sigfrid (Sigufrit, d. i. Siegfreier) = Wuotan, Tell (Tellingar) = Heimdall = Wuotan* u. a. — Mit der Bergentrückung ist oft *ein verwünschter, heblicher Schatz* verknüpft; da wo der alte Gott oder Held in der Berghöhle sitzt und schlummert, liegt ein unendlicher Hort (der zu „hütende“ Schatz) geborgen, zuweilen, wie beim Nibelungenschatz, welcher in einer deutschen Sage aus einem hohlen Berge getragen ward, mit Gewinnung einer zauberhaften Macht, die Herrschaft über das Totenreich gewährend, oder sonstiger geheimnisvoller Einwirkung verbunden. — Der verschiedenen hierher gehörigen Volksmärchen — wie die Geschichte des „Königs vom goldenen Berge“ (Grimm Nr. 92) und das Märchen „Der Rabe“ mit dem goldenen Schlosse von Stromberg (Nr. 93) — sei nur andeutungsweise Erwähnung gethan.

Überall in dem Sagenbereiche der Bergentrückung findet sich mit geringen Unterschieden derselbe Gedanke: In höhlenartigen Bergwohnungen schlafen die Götter und Helden, nur von Zeit zu Zeit erwachend. Waffengetöse und kriegerische Weisen sind zuweilen vernehmbar, den vorübereilenden Menschen ein Schrecken; dann rüstet das verschlossene Geisterheer sich zum Aufbruche, und die Entrückten, Verwunschenen ziehen zur

---

* Archiv LXIII, S. 13 ff.: Neues zur Tellsage.

Digitized by Google

Nachtzeit, besonders Mitternacht hinaus, wie Karl Langbart aus dem Odenberge, als wütendes Heer und wilde Jagd — bald sichtbar in dahinjagenden Wolkengebilden, wohl auch als Männer auf feurigen Rossen, mit leuchtenden Waffen die Gegend durchstürmend — bald unsichtig durch die Lüfte schwebend, nur im Gebrause und Heulen des Windes vernehmbar. Der Zweck solcher Auszüge ist, teils um den alten Lieblingsbeschäftigungen, Jagd und Kampf, wenn auch nur zur Zeit der Gespenster, zu huldigen, andernteils um zu spähen, ob die Stunde der Wiederkehr ihres Reiches noch nicht gekommen sei, teils auch um durch List oder Gewalt *neue Anhänger für den zu erwartenden grofsen Kampf zu gewinnen*, allerdings hier nicht immer mit günstigem Erfolg, wie einige Volksmärchen beweisen, und wie vor allem aus folgender kernigen mecklenburgischen Sage hervorgeht:

Ein Bauer kam einst trunken in der Nacht von der Stadt, sein Weg führt ihn durch einen Wald; da hört er die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Mitten in den Weg! mitten in den Weg!" ruft eine Stimme, allein er achtet ihrer nicht. Plötzlich stürzt aus den Wolken nahe vor ihm hin ein *langer Mann auf einem Schimmel.* „Hast Kräfte?" spricht er, „wir wollen uns beide versuchen, hier die Kette, fafs sie an — wer kann am stärksten ziehen?" Der Bauer fafste beherzt die schwere Kette, und hoch auf schwang sich der wilde Jäger. Der Bauer hatte sie um eine nahe Eiche geschlungen, und vergeblich zerrte der Jäger. „Hast gewifs das Ende um die Eiche geschlungen?" frug der herabsteigende *Wod.* „Nein," versetzte der Bauer, „sieh, so halte ich's in meinen Händen". — „*Nun so bist du mein* in den Wolken," rief der Jäger und schwang sich empor. Wieder schürzte schnell der Bauer die Kette um die Eiche, und es gelang dem Wod nicht. „Hast doch die Kette um die Eiche geschlagen!" sprach der niederstürzende Wod. „Nein," erwiderte der Bauer, der sich eiligst losgewickelt hatte, „sieh, so halte ich sie in meinen Händen." — „Und wärst du schwerer als Blei, so mufst du hinauf zu mir in die Wolken!" Blitzschnell ritt er aufwärts, aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bollen, die Wagen rollten, die Rosse wieherten dort oben, die Eiche krachte an den Wurzeln und

Digitized by Google

schien sich zu drehen. Dem Bauer bangte, aber die Eiche stand. „Hast wacker gezogen," sprach der Jäger, „*mein wurden schon viele Männer*, du bist der erste, der mir widerstand! Ich werde dir's lohnen." Laut ging die Jagd an: hallo, holla! wol! wol! Der Bauer schlich seines Weges, da stürzt aus ungesehenen Höhen ein Hirsch ächzend vor ihn hin, und Wod ist da, springt vom weifsen Rosse und zerlegt das Wild. „Blut sollst du haben und ein Hinterteil dazu!" — „Herr," sagt der Bauer, „dein Knecht hat nicht Eimer noch Topf." — „Zieh den Stiefel aus!" ruft Wod. Er that's. „Nun wandere mit Blut und Fleisch zu Weib und Kind!" Die Angst erleichterte anfangs die Last, aber allmählich ward sie schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie zu tragen. Mit krummem Rücken, von Schweifs triefend erreichte er endlich seine Hütte und siehe da — der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel voll Silber.

Diese Menschenjagd, *Seelenfängerei*, ist sehr bedeutsam und bereits in den alten echt heidnischen Sagen enthalten, besonders indem Wuotan durch seine Walküren die Seelen der Helden nach Walahalla führen läfst; der Gedanke liegt da unter, ein starkes Heer zu schaffen, um für den grofsen Kampf zur Muspillizeit, am jüngsten Tage, gerüstet zu sein und dem drohenden Schicksale widerstehen zu können, wie es in der jüngeren Edda heifst: „Es ist wahr, eine grofse Menge ist da (in Walahalla), und noch viel mehr müssen ihrer werden; aber dennoch wird scheinen, ihrer seien viel zu wenig, wenn der Wolf (der Vernichtung) kommt." So sucht denn Wuotan auch durch besondere Schutzverhältnisse starke Helden an sich zu fesseln, und mehrfach tritt der Gedanke hervor, sich Wuotan gegen Gewährung irdischer Vorteile, Ruhm, Reichtum u. s. w. zu weihen, d. h. ursprünglich, zu geloben, nach Ablauf einer bestimmten Frist sich zu töten, wenn der Gott für die Dauer der Zwischenzeit gnädig sei und beistehe. Auch Kinder, sogar ungeborene, läfst er sich versprechen, wie bei der bierbrauenden Geierhild (Geerhild), welche dem Höttr (d. i. der Hut, Beiname Wuotans) für seinen Beistand, indem dieser seinen Speichel zur Hefe giebt, verheifsen mufste, was zwischen ihr und dem Fasse sei; sie wufste nicht, dafs sie damit ihren Sohn Wikar dem Wuotan gelobt hatte.

Digitized by Google

Wenn in der späteren Volkssage der Tod Gevatterschaft bei Menschen steht, so ist das wieder ganz Wuotan, wie er unter der stillschweigenden Bedingung der Weihe Schutzverhältnisse eingeht. Nie vergifst der Gott sein Recht geltend zu machen; sein todbringender Ger, welchen er dem Schützling leiht, wird schliefslich diesem selber verhängnisvoll. In den Sagen und Märchen tritt für den Gott auch zuweilen ein Riese ein, wie unter dem christlichen Einflusse schliefslich, als Gipfel der Sagenrichtung, der seelenhaschende Teufel sich entwickelt. Hier hat die Bedeutung der Seelenfängerei eine schärfere, auf dem Gegensatze der Religionen fufsende Begründung gefunden. Die Bündnisse mit dem Teufel, welche in der Faustsage ihren grofsartigen Abschlufs gefunden haben, wurzeln in heidnischen Gedanken.

Während in der obigen mecklenburgischen Sage die Scheu vor dem alten Gotte, welcher dort als riesenhaftes Gespenst auftritt, schon ganz hinfällig geworden ist, so läfst uns eine Erzählung der Ynglingasage von König Svegdir noch mit Leichtigkeit das alte ungetrübte Verhältnis erkennen: Svegdir that das Gelübde, Godheim (die Götterwelt) und den alten Odhinn (Wuotan) aufzusuchen; mit zwölf Begleitern fuhr er weit herum auf der Erde u. s. w. Im Osten von Svithjod (Schweden) liegt ein grofser Hof, *Stein* genannt, da ist ein Stein (Felsberg) hoch wie ein grofses Haus. Abends nach Sonnenuntergang, als Svegdir vom Zechgelage in sein Schlafzimmer ging, sah er hin nach dem Stein, und ein *Zwerg* safs unten bei dem Stein; Svegdir und seine Leute waren sehr trunken von Met und liefen hin zu dem Stein. Der Zwerg stund in der Thüre und redete Svegdir an und bat ihn, *hineinzugehen, falls er Odhinn finden wolle.* Svegdir lief hinein in den Stein: aber *der Stein schlofs sich* alsbald zu, und Svegdir kam nicht wieder. Thjodolf der Weise von Hvin (norwegisches Eiland), Skalte Haralds des Schönhaarigen, singt:

Doch der lichtfliehende   Felsenhüter
Täuschte Svegdirn   mit schlauem Truge,
Als des Erhabnen   hoher Spröfsling
Tief in den Felsen   folgte dem Zwerge
Und der helle Stein   des Herrschers der Tiefe
In der Riesenkammer   den König umschlofs.

Digitized by Google

Der „lichtfliehende Felsenhüter“ ist der Zwerg, „des Erhabenen (des Gottes Njord) hoher Sprößling“ ist König Svegdir, und der „Herrscher der Tiefe“ ist Odhinn, Wuotan, welcher in einem Liede der Edda (Sigurdhakvidha, Reginsmal) sich selber den „Alten vom Berge“ nennt. Wenn hier die Aufforderung des Zwerges, Wuotan in dem Steine zu suchen, als Trug aufgefaßt wird, so ist dies doch nur unverstandene, spätere Auffassung oder sonstige Verstümmelung: In der echten Sage weist der Zwerg an dem Zugange des Berges die Anhänger Wuotans in erhaben-ernstem Sinne in die unterirdische Götterbehausung. In vielen Sagen lockt ein Zwerg als Bote der Unterweltgöttin (Hella, Hölle) in den Berg; auch den Dietrich von Bern holt nach einer Sage ein Zwerg dahin ab — das ist überall derselbe Gedanke. Die Zwerge, ein unterweltliches Geschlecht, nähern sich leicht dem Totenreiche, wie auch die *Niblunge* (Niflinge) anfangs nur das Dunkle, Nächtige besagen, aber dann zu Totengeistern werden, deren stilles Wirken die Menschen unabwendbar in ihr Reich führt. — Einige Ähnlichkeit mit der Svegdirsage zeigt auch die Gylfisage, welche in der jüngeren Edda überliefert worden ist:* König Gylfi (ein finnischer König?) war ein weiser Mann und zauberkundig. Er wunderte sich sehr, daß der Asen (Ansen) Volk (d. i. die Germanen) so vielkundig sei, daß alles nach ihrem Willen erginge. Er dachte nach, ob dies von ihrer eigenen Kraft geschehe oder ob da die Macht der Götter walte, welchen sie opferten. Er unternahm eine Reise nach Asgard (Ansgart, d. i. Götterburg), fuhr aber heimlich, indem er die Gestalt eines alten Mannes annahm und so sich hehlte. Als er in die Burg kam, sah er eine hohe Halle, daß er kaum darüber wegsehen konnte; das Dach war mit goldenen Schilden belegt wie mit Schindeln. Am Thor der Halle sah Gylfi einen Mann (Zwerg?); dieser frug ihn nach dem Namen. Er nannte sich Gangleri (d. i. Wanderer) und sagte: er komme aus unwegsamer Ferne

* Diese ursprünglich alte Sage ist erst in christlicher Zeit niedergeschrieben worden und hat daher manche Willkürlichkeit an sich ergehen lassen müssen. Dementsprechend lautet auch die Überschrift der Sage Gylfaginning, d. i. Gylfis *Verblendung*. Ich gebe hier nur die durch die Abänderung nicht getrübten Hauptzüge.

Digitized by Google

und bitte um Nachtherberge. Alsbald ging der Mann ihm vorauf in die Halle und er folgte ihm nach, und *dicht hinter seinen Fersen schlug die Thüre zu.* Da sah er viele Gemächer und eine Menge Volkes: einige spielten, einige zechten, andere übten sich in Waffen. Er sah drei Hochsitze, und auf jedem safs ein Mann. Er ward nun auf seine Fragen weitschweifig über die Erschaffung der Welt, über die Götter und Göttinnen, über Göttergeschichten und dereinstigen Weltuntergang unterrichtet. Als er aber mit Fragen gar nicht ermüden zu wollen schien, ward ihm zuletzt der Bescheid: „Wenn du aber nun weiter fragen willst, so weifs ich nicht, woher dir das kommt; denn nie hörte ich jemand mehr von den Schicksalen der Welt berichten. Nimm also hiermit fürlieb!“ Darauf hörte Gangleri ein grofses Getöse um sich her. Und als er sich wandte und recht um sich blickte, fand er sich allein stehen auf einer weiten Ebene und sah weder Halle noch Burg mehr. Da ging er seines Weges fort und kam zurück in sein Reich und erzählte die Zeitungen, welche er gehört und gesehen hatte, und nach ihm erzählte einer dem anderen diese Geschichten. — Man sollte infolge von Vergleichung mit anderen Sagen annehmen, dafs das Zuschlagen der Thüre dicht hinter den Fersen erst beim Hinausgehen hätte geschehen müssen.

Auch *weibliche Wesen, Göttinnen,* weilen mit den Göttern in den Bergen. In der bekannten Kyffhäusersage vom „Brautpaare aus Tilleda“ (Tyleda, d. i. Hügelort, am Ostende unterhalb des Kyffhäuser), welches in den Berg gegangen und, wie sich schliefslich herausstellt, 200 Jahre darin gewesen ist, sowie in der Sage von den Musikern, welche an dem Kyffhäuser vorüberziehend dem alten Kaiser ein Ständchen bringen und dafür belohnt werden, kommt die *Prinzessin* vor, welche als Schaffnerin, Ausgeberin beim Kaiser weilt, wohl als Tochter desselben gedacht — in Wirklichkeit unfehlbar die herrliche Göttin *Fria* (Frea, Frikka, d. i. die Freie) mit ihren Beinamen Perachta (Perchta, Berta, d. i. die Leuchtende, Prächtige) und Holeda (Holda, Hulda, Frau Holle, d. i. die Holde), also die Gemahlin Wuotans. Am Kyffhäuser haften auch Sagen, ohne Verhüllung des Namens, von der *Frau Hulle*, welche auf dem Berge zum Trocknen Flachsknoten ausbreitet; diese verwandeln sich guten

Digitized by Google

Menschen, rechtschaffenen Armen in Gold. — In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es Berge, welche besonders nach *Holda* benannt waren. Späterhin — vermutlich etwa im 13. oder 14. Jahrhundert, vielleicht auch teilweise schon früher — sind diese altheimischen *Holda-* oder *Hollenberge* latinisiert in *Venusberge* umgewandelt worden. Am berühmtesten ist der thüringische Venusberg, für welchen man gewöhnt ist den *Hörselberg** an dem Flüſschen Hörsel bei Eisenach anzusehen. Dieser gilt als Hexenberg; die nachtfahrenden Frauen sollen im Venusberge zusammengekommen sein, und gutes Leben, Tanzen und Springen habe dort geherrscht. Viele bedeutsame Sagen sind vom Hörselberge im Schwange. Eine daselbst, am Nordwestende des Berges, an einer steilen und schwer zugängigen Felsenwand befindliche unheimliche Schlucht, *Hörselloch* genannt, wird im Volksglauben für den Eingang der Hölle gehalten, wie auch die Götter von den Bekehrern zu Teufeln gemacht worden waren. Aus diesem Loche ist oft der Schall sonderbarer Töne, wie wenn unterirdische Gewässer von hohen Klippen herabstürzten, oder eine empörte Brandung an ein mächtiges Felsengestade schlüge, Stimmengewirr und Getöse, wie wenn Eisen gegeneinander geschlagen würde, vernommen worden; zu der düsteren Stimmung des Gemütes mag beigetragen haben, daſs in der Nähe des Hörselberges eine Wetterscheide ist, wo sich oft die furchtbarsten Gewitter mit schrecklichen Blitzen und Donnern entladen.

In den unterirdischen Höhlen des Berges wohnt die „*Teufelin Venus*“, die gestürzte Himmelskönigin, Wuotans schöne Gemahlin, die heidnische „Unsere liebe Fraue“, das Urbild der christlichen Maria. Sie, welche in der guten alten Zeit unserem Volke den Kindersegen verlieh, zieht nun die Seelen der Kinder wieder zu sich; die lebenspendende Seite ist ihr genommen, nur die unheimliche Todesgöttin ist geblieben. Zugleich waltet hier in milderer Gestalt derselbe Gedanke der Seelengewinnung, wie wir ihn scharf ausgesprochen bei Wuotan angetroffen haben.

* Horsel-, Hoselberg — vielleicht Oselberg, Osberg = Asen-, Ansenberg, Berg der Götter. Oder etwa entstanden aus Mons Horrisonus, der schaurig tönende Berg, wie lateinische Chronisten ihn nennen? oder umgekehrt?

Digitized by Google

Das besagt wohl auch die im östlichen Thüringen begegnende Sage, dafs *Frau Berchta* mit der Schar der *Heimchen* (Heinchen?) umherzieht. In dem benachbarten Franken läfst *Frau Hulli* liebliche Klänge vernehmen, welche einem Menschen das Herz im Leibe schmelzen möchten; Kinder werden gewarnt, darauf zu lauschen, sonst müfsten sie mit Frau Hulli bis zum jüngsten Tage im Walde herumfahren. Auch die nordische *Huldra*, die Herrin des Huldrevolkes, der Huldumänner, der Holden, wie in Deutschland die Zwerge auch genannt werden, liebt Musik und Gesang; ihr Lied, Huldreslat, hat traurige Weise. Von derselben wird gesagt, dafs sie den Menschen ungetaufte Kinder forttrage. — Frau Holda zieht auch mitunter als Waldfrau, „wilde Waldin" der wilden Jagd voraus, welche dann im Venusberge verschwindet. Zu Eisleben und im ganzen Mansfelder Lande fuhr das wütende Heer im Geleite der *Frau Holla* alljährlich auf Fasnacht-Donnerstag* vorüber. Das Volk versammelte sich und sah der Ankunft des Heeres entgegen, nicht anders als sollte ein mächtiger König einziehen. Vor dem Haufen trat ein *alter Mann* einher mit *weifsem Stabe*, der *treue Eckhart*, welcher die Leute aus dem Wege weichen, einige auch heimgehen hiefs: sie würden sonst Schaden nehmen. Hinter ihm kamen etliche geritten, etliche gegangen, man sah darunter neulich verstorbene Menschen. Ein trunkener Bauer, welcher dem Heere nicht ausweichen wollte, ward ergriffen und auf einen hohen Felsen gesetzt, wo er tagelang harren mufste, bis man ihm wieder herunterhelfen konnte. In dieser Darstellung ist Frau Holda fast unverkürzt die altheidnische Göttin, welcher bei ihrem Einzuge in das Land das Volk entgegenströmt; sie nimmt die Huldigungen der Getreuen entgegen und belohnt und bestraft nach ihrem Urteil. Nur ist alles dies Erhaben-Göttliche von dem Christentum in die Spukzeit der Nacht verwiesen worden.

Der *Frau Holda Hofhaltung* in den grofsartigen Bergräumen ist von der Phantasie auf das herrlichste ausgeschmückt worden.

---

* Von „vasen, fasen" = umherschweifen (daher auch „faseln, Faselhans" für geistige Verwirrtheit). Die Umänderung in Fas*t*nacht ist kirchliche Neuerung. Dafür sprechen die Ausdrücke in fast sämtlichen deutschen Mundarten, sowie das englische fashing.

Digitized by Google

Die schönheitstrahlende Göttin oder „Teufelin“ haust da stattlich und prächtig, von den *Zwergen* bedient, wie auch noch in den allegorischen Gedichten des 15. Jahrhunderts ein Zwerg zu Frau Venus führt. Vereinzelte Menschen, welche sich bei ihr einfinden, leben da in Freude und Wonne. Wer kennte nicht die wunderliebliche Märe von *Tannhäuser*, eine der anziehendsten Sagen des Mittelalters? wie den edlen fränkischen Ritter die Begierde trieb, in den Venusberg zu gehen, um die Wunder der dort hausenden herrlichen Göttin zu schauen? Als Tannhäuser in der Abenddämmerung an dem Berge anlangte, erblickte er eine Höhle und an derselben ein weibliches Wesen stehen, so schön, wie er noch nie eins gesehen hatte, und das war *Frau Venus* selber, die schönste der Göttinnen. Sie rief ihn mit einer bezaubernden Stimme an und forderte ihn auf, mit in den Berg zu kommen. Tannhäuser folgte ihr entzückt durch die Höhle, und der verhängnisvolle Zugang schlofs sich hinter ihm. Sieben Jahre brachte er da zu, schwelgend an dem Freudentische der göttlichen Bergfürstin, den Becher der Wonne bis auf die Neige leerend. Da endlich sehnte der Ritter sich wieder hinaus in die blaue Luft und unter die Menschen, und er wollte wieder ein Rofs besteigen und ritterlich kämpfen und des edlen Weidwerkes pflegen. Zugleich auch regten sich Gewissensbisse in ihm, und er trachte danach, sich mit seinem Gotte zu versöhnen; sogar in den Wollustarmen der Herrin der Liebe fand er nicht Ruhe mehr. Aber seine flehentlichen Bitten vermochten nicht, ihm Urlaub zu verschaffen. Da gelang ihm, durch ein Ritzlein des Berges schlüpfend, nach der Oberwelt zu entfliehen, und nun wandte er sich von einem Geistlichen zum anderen, um Vergebung für sein unheiliges Leben zu erlangen; aber keiner wollte ihm solche gewähren. So blieb dem Unglücklichen nichts übrig als nach Rom zu wallen, um von dem heiligen Vater Sühne und Ablafs zu empfangen. Mit blutigen Füfsen kam er endlich in Rom an. Von Reue zerknirscht warf er sich dem Papst zu Füfsen. Als dieser aber die Beichte des Sünders vernommen, wies er denselben entsetzt von sich, nachdem er ihm den Pilgerstab entrissen und in die Erde gestofsen hatte, den gräfslichen Fluch sprechend: „*Wie dieser dürre Stab nie wieder sprossen und grünen wird, so wirst auch du niemals Vergebung erhalten!*“ Tannhäuser schied

Digitized by Google

in Verzweiflung, ohne zu wissen, wohin er die Schritte lenken solle. Aber nach dreien Tagen sah der Papst mit Staunen, dafs der dürre Stecken sprofs und Blätter und Blüten trieb. Erschrocken sandte er Eilboten nach Tannhäuser, um ihm das Wunder der göttlichen Gnade zu künden. Aber es war zu spät — wie sie auch nach allen Winden suchten, sie fanden den Ritter nicht mehr: der Ritter war in den Berg zurückgekehrt und wird da weilen bis zum jüngsten Tage.

Zwar bieten nur verhältnismäfsig jüngere Quellen uns diese bedeutende, tiefsinnige Sage; aber trotzdem kann ihr ein hohes Alter nicht abgesprochen werden. Sie mufs sogar, wie wir noch zur vollen Genüge erkennen werden, in die graue Vorzeit zurückreichen. Auffallend ähnlich ist die Sage vom „*Schnewburger*",* welcher in den Venusberg bei Ufhausen, unweit Freiburg, einkehrt; die Verwünschung lautet daselbst: „Eher soll der Stab, welchen ich in der Hand halte, *Rosen tragen*, als du bei dem Herrn Verzeihung finden wirst!" Die Tannhäusersage mufs in ihrem Urkerne also verstanden werden: Den edlen Ritter, welcher schon zum Christentum übergetreten war, ergriff mächtige Sehnsucht nach dem Glauben der Altvorderen, nach seinen Göttern, und trieb ihn — sagenhaft bildlich — in den Berg, wo „der Frau Hollen Hofhaltung" ist, in den „Venusberg", und die Sage spinnt sich dann, wie geschildert, weiter und zeigt uns in rührender Weise, wie entgegen der Unbegrenztheit der göttlichen Gnade die Geistlichen der Lehre der Liebe durch Härte und Grausamkeit die halbgewonnenen Herzen sich abwendig zu machen verstanden. Einen wohlthuenderen Schlufs giebt eine verwandte schwedische Sage: Wie der Papst dem Tannhäuser und Schnewburger durch den dürren Stecken die Hoffnung abschneidet, sagt auch da der Geistliche zu dem harfespielenden Wassergeiste (Neck, Nix): „Eher wird dieser Rohrstab, welchen ich in der Hand halte, grünen und blühen, als du Erlösung erlangst!" Trauernd wirft der Neck die Harfe hin und weint. Der Priester reitet fort. Bald danach aber beginnt der Stab in Laub und Blüten auszuschlagen. Schnell kehrt der Reiter um, das Wunder dem Neck zu verkünden,

* Ob dieser Name an den *Schneckhäuserberg* bei Göttingen gemahnen darf, wo die schöne *Berta* (Fria, Holda) 300 Jahre wandelte, bis sie erlöst ward?

welcher nun die ganze Nacht hindurch frohe Weisen erschallen läfst. Auch an viele andere Sagen klingt die Erzählung von Tannhäuser an. Das Kindermärchen berichtet dasselbe von *Frau Fortuna* (welche der deutschen *Salida*, Sälde entsprechen würde), die schwedische Sage ebenso von der *Elbkönigstochter; Ogier* (Otger, Olger, ursprünglich dänisch und niederländisch) bringt 200 Jahre bei der *Fata Morgana* (Fee Seeweib) zu, welche ihn durch einen auf das Haupt gedrückten Kranz alles vergessen machte. Nicht allzu weit ab steht auch die Sage von *Odysseus* (Odhinn, Wuotan),* welcher acht Jahre bei der holden Nymphe *Kalypso* (Halja, Hellia, Hel — Krimhilde) und ein Jahr lang bei der halbgöttlichen Zauberin *Kirke* (Herka, Zisa?**) zubringt, ähnlich wie etwa Wuotan bei der schönen Gunnlödh u. s. w. Aus alledem erhellt, dafs die Sage nicht nur deutsch, germanisch ist, sondern sie ist indogermanisch; sie ist später treffend auf den Kampf des Christentums mit dem Heidentum angewandt worden. — Der Begriff von „in den Berg (Grabhügel) gehen“ = „sterben“ rührt *nicht unmittelbar* an das Bereich der Tannhäusersage, wenn auch einige Verwandtschaft besteht. Hingegen bietet jenen Gedanken voll und ganz die anklingende Sage vom *Schwanenritter:* Dieser, längst von der Oberwelt geschieden, wird von dem bergentrückten König *Artur* (Arturus, *Artus*) aus dem hohlen Berge gesandt, wo er bei *Juno* und *Felicia* lebte; der keltische Artus ist in allen auf ihn bezüglichen Sagen leicht als völlig unserem Wuotan entsprechend zu erkennen, Juno ist gleich der Venus unsere Fria = Holda, und Felicia wiederum Fortuna, Salida (Sälde). Im Parcival wird der Ritter von dem geheimnisvollen *Graal**** ausgesandt, und hier begegnet für den unheimlichen Kämpfer der Name *Lohengrin* (Loherangrin; d. i. Flammenhelm oder Flammen-

* Der Name Odhinn, Otan, Wuotan bezeichnet den „*Willdurchdringenden, Wütenden*“, und ganz ebenso Odysseus den „*Zürnenden*“, letzteres in der Odyssee insbesondere mit Bezug auf die heftige Gemütserregung gegen die unverschämten Freier aufgefafst. Ulysses?

** Herka oder Zisa ist die Gattin des Schwertgottes Ziso (Zio) = Heru = Saxnot. In ihrem Berge oder Steine (Harkenstein oder Hirkenstein im Havellande) wohnen die *Unterirdischen*, d. i. Zwerge. Diese Göttin scheint sowohl dem Namen als dem Wesen nach ganz obiger Kirke zu entsprechen.

*** Darf dieses sachliche Wort an eine Person, den *unsterblich lebenden Gralent*, gemahnen? Welcher Ausdruck würde von dem anderen entlehnt sein?

Digitized by Google

gesicht?). So spinnen sich Faden auf Faden unendlich fort in Menschen-, Helden- und Göttergeschichte.

Aber alle diese angeführten Beispiele der Ähnlichkeit müssen zurücktreten gegen die bedeutsame Berührung der *Tannhäusersage* mit obiger *Svegdirsage*. König Svegdir hat so grofse Ähnlichkeit mit Tannhäuser, welcher der Venus Wunder zu schauen trachtet, dafs man geneigt ist, ihn als Urbild für diesen zu nehmen; denn seine Sage scheint wirklich nur eine plumpere Darstellung des Ur-Tannhäuser zu sein. Die Ähnlichkeit ist so grofs, dafs sogar der Zwerg der Svegdirsage sein Ebenbild in der Tannhäusersage hat: Es ist *Eckhart* (Eginhart) der Getreue, welcher nicht nur dem wütenden Heere voranschreitet, sondern auch als *Hüter an dem Venusberge* sitzt; er ist gleichfalls als Zwerg aufzufassen. Wenn es allerdings in der Sage von ihm heifst: er sitze vor dem Venusberge, um die Leute zu warnen, hineinzugehen, so ist das lediglich christliche Änderung des alten Zuges.

Nun noch einige betrachtende Worte über den *Namen Tannhäuser*, welcher in mannigfachen Abweichungen vorkommt, als: Tanhuser, Tanhauser, Tanheuser, Tannhäuser, Danhuser, Dannhuser, Dannhauser, Danhewser, Danhäuser; dänisch: Danyser; im holländischen Liede wird der Name zu Danielken verstümmelt (was wohl entlehnt ist von einem am Hofe des Königs Artus vorkommenden Daniel). Die erste Silbe des Wortes hat schwerlich etwas mit Tanne, Tann zu schaffen, wenngleich einige Orts- und Familiennamen dahinweisen könnten. Walter Scott bietet uns ein schottisches Volkslied von des *Tamlane* Aufenthalt bei den Elfen (Elben) und seiner späteren Erlösung. Ob dieser keltisch klingende Name selbständig oder dem deutschen nachgebildet ist? An König *Dan* (Danr), den Ahnherrn der Dänen, welcher bei seiner Bergentrückung das Rofs gesattelt bei sich behalten wollte, darf wohl kaum gedacht werden (?), noch weniger jedenfalls an die rätselhafte deutsche Göttin *Tanfana* (Tamfana?), welche der germanisch-skythischen *Tabiti* (Tambiti?) zu entsprechen scheint. Versuchen wir eine andere Deutung:

Aus der Ähnlichkeit, besser Gleichheit der Svegdir- und Tannhäusersage geht hervor, dafs der *Zwerg Eginhart das Amt eines Heroldes sowohl bei Wuotan versieht*, indem er die Thüre

Digitized by Google

zum Steine vor Unberufenen hütet und die Gläubigen hinein weist, *als auch bei Frau Holda*, indem er in gleicher Eigenschaft vor ihrem Berge sitzt und aufserdem noch dem von der hohen Göttin geführten Zuge mit weifsem Stabe vorausgeht. Aus dem gemeinsamen Herolde ist man auf einen *gemeinsamen Aufenthalt* des göttlichen Ehepaares im sogenannten *Venusberge* zu schliefsen berechtigt. Was ist auch natürlicher, als diese beiden waltenden Urwesen der deutschen Göttersage vereint zu denken? Wie, wenn der Berg, in welchem der „Alte vom Berge, Herrscher der Tiefe" mit seiner schönen Gemahlin Fria haust, den Namen *Wuotanshäuser* geführt hätte als Brudernamen des Kyffhäuser? Nach dem Breviarium des Lullus hat es einen alten thüringischen Ort *Wudaneshusun, Woteneshusun** gegeben, und merkwürdigerweise heifst noch heutzutage ein Ort in der Nähe des Hörselberges *Wutha*, was an jenen erinnern mufs, wenngleich mir keine ältere Namengestalt aus der Zwischenzeit vorliegt. Aufser diesem thüringischen Wotaneshusun scheint es noch andere süddeutsche Orte des Namens Wotanhusen, Otanhusen oder sonstwie gegeben zu haben, wo dann unter Verschluckung der ersten Silbe eine Umwandlung in *Tanhausen*, oder mifsverstanden: Tannhausen, stattgefunden; so liegt ein Thannhausen in Bayerisch-Schwaben.** Auf diese Weise würde auch der

---

* Ein Ort im Triererlande läfst sich vergleichen: *Otzenhausen*, welchen ich als Wuotan-Stätte nachgewiesen habe; er entspricht als *Otaneshusun* genau dem thüringischen Wotaneshusun. Der sonst ungewöhnliche Wegfall des W gleich dem Nordischen (Odhinn), wie er auch schon oben beim Odenberg begegnete, mufs trotz vielfachen Widerspruches einem deutschen Stamme, und zwar einem Teile der Alemannen, eigen gewesen sein. Ein *Otzberg* (= Otanesperac) liegt im Darmstädtischen, ein Ottenhausen bei Saarbrücken, Ottweiler bei St. Wendel, Odenbach in der Pfalz u. s. w., des Odenwaldes nur flüchtig zu gedenken.

** Die süddeutsch-österreichischen (fränkisch-schwäbischen) Adelsfamilien von *Tanhusen* können sich nach solchen Orten benannt haben. Aber nicht anzunehmen ist, dafs der sagenhafte Tannhäuser in irgend welcher Beziehung zu diesen Familien steht. — Das Geschlecht des grofsen bayerischen Feldherrn, die Freiherren von und zu der Tann gehören einem altadeligen Geschlechte Frankens an; Stammsitz ist das Schlofs Tann an der Rhön, beim Städtchen gleichen Namens gelegen. Der Familienname, welcher bis etwa zur Reformationszeit *Than* geschrieben ward, kommt schon viel früher in der deutschen Geschichte und sogar in der Sagengeschichte vor. Ein Than soll unter Karls des Grofsen berühmtem Paladin Roland (Rutland) gekämpft haben, ein anderer Than hat in der Schlacht auf dem Lechfelde gegen die Ungarn gestritten. Haben wir vielleicht auch hier eine Kürzung des Namens Wuotan — aus heiliger Scheu, weil sich vollständig nach Götternamen zu benennen für einen Frevel erachtet ward?

Digitized by Google

Name Tanhäuser als Wòtánhäúser gefaſst werden können, also eigentlich Tànhäúser auszusprechen sein.

Der edle fränkische Ritter, dessen Name nicht erhalten zu sein scheint, kehrte von dem unvolkstümlichen fremden Christengotte zum alten Götterreiche, zu seinem altgeliebten Wuotan und dessen schöner Gemahlin zurück und erhielt im Volksmunde, als die Thatsache zur Sage umgebildet war, den Beinamen „der Wuotanhäuser“, d. i. der Abtrünnling, welcher im Wuotanhäuser Berge gewesen ist.

Und wo bleibt der Rattenfänger von Hameln? wie wäre dieser zu deuten und in Verbindung mit dem Bisherigen zu bringen? Stellen wir die Hauptzüge dieser seltsamen Sage zusammen: Im Jahre 1284 am Tage Johannes und Paulus, 26. Juni, war es nach urkundlicher und inschriftlicher Überlieferung, daſs ein buntgekleideter *Spielmann* 130 Hamelnsche Kinder in den *Calvarien- oder Coggenberg* geführt hat. Das kam aber so: Die Stadt war von *Ratten* und *Mäusen* schwer heimgesucht. Da erschien ein *fremder Pfeifer* und erbot sich, die immer ernster werdende Plage zu beseitigen. Er blies so wunderbare Weisen auf seiner Pfeife, daſs alle Ratten und Mäuse hinter ihm herliefen und ihm bis in die Weser nachfolgten, wo sie ertranken. Als man nun aber dem Fremdling den bedungenen Lohn nicht auszahlte, erschien er am nächsten Sonntag, als gerade alle Erwachsenen in der Kirche waren, wieder, in Jägertracht mit rotem Hute und schrecklichem Angesichte. Er blies so herzbewegend in den Gassen, daſs *alle Kinder ihm folgten.* Er führte sie zum Osterthor hinaus an den Fuſs eines Berges, *welcher sich aufthat,* und in welchem er mit ihnen *verschwand.* Nach anderer, etwas älterer Fassung der Sage hatte der Rattenfänger auch die Ratten und Mäuse in den Berg geführt. — Dies ist die Sage in abgerundeter Vollendung, wie sie etwa gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihre Gestalt erlangt haben mag, während die älteste überlieferte Nachricht, welche nur ganz kurz in lateinischer Sprache die nackte Thatsache ohne jede Erwähnung des Unglücksfalles berichtet, frühestens aus dem 14. Jahrhundert stammt. Was auffällig erscheint und ein höheres Alter der Sage in Frage stellen könnte, ist der Umstand, daſs diese an eine bestimmte, im Verhältnis jüngere Zeit, sogar an Jahr und Tag gebunden

Digitized by Google

scheint.* Aber man bedenke, bei wie vielen uralten Sagen wir dasselbe haben; man erwäge nur die Tellsage, Winkelriedsage und viele andere, man denke auch an die Übertragung nebelhafter Göttersagen auf Menschen, sogar neuerer Zeit, vor allem an unsere besprochenen Wuotan-Karl-Friedrich-Sagen. Was aber offenbar und unzweifelhaft der Rattenfängersage den Beweis des Alters liefert, ist der Umstand, dafs dieselbe ganz oder teilweise auch in anderen Gegenden vorkommt, ohne dafs eine Entlehnung angenommen werden kann. So treffen wir den Pfeifer, welcher die Kinder entführt, auch im Harze an unter der Gestalt eines Dudelsackbläsers, welcher von Haus zu Haus zieht; in jedem Hause, vor welchem er pfeift, stirbt ein junges Mädchen und folgt ihm, bis er fünfzig Mädchenseelen im Gefolge hat. Ähnliches erzählt man an vielen Orten Mittel- und Süddeutschlands. In der Wormser Sage vom Lorscher See werden nach manchen anderen Plagen zuletzt die Seelen der Kinder von dem *Spielmanne,* welcher als Bergmännchen, *Zwerg,* auftritt, entführt. Auffallend gleich ist auch eine keltische Sage, wenn gestattet ist, solche hier anzuwenden: Zu Belfast in Irland erzählt man von einem Dudelsackpfeifer, welcher *die Kinder in einen sich von selber öffnenden Berg lockt.* Man sieht, wie der Hauptzug sich überall gleich bleibt, bedeutsam für die Behauptung sprechend, dafs die Erzählung dem grauen Alter der Sagenzeit angehört.

Wir wollen nunmehr die Sage zergliedern: Der der heutigen Fassung derselben unentbehrliche erste Teil, die Ratten und ihre Beseitigung, fehlt in den älteren Berichten vollständig und taucht erst später ganz plötzlich als eigenartiger Zusatz auf. Noch ein Hamelner Stadtbuch, die jüngere „Brade“ genannt, welche, für die Vergangenheit auf der „älteren Brade“ fufsend, gegen Ende des 16. Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist, erzählt in einfacher Weise also: „Anno 1284 am dage Joannis et Pauli, ist der 26te dach des mantes jünii gewesen, sint durch einen Piper, so mit allerleige varve bekledett, einhundert und drittich kinder, in Hamelen geborn, uth der stadtt gebracht unde up den koppen by Calvarie buthen dem

* Haben wir doch erst kürzlich gesehen, wie in Hameln das 600jährige Erinnerungsfest grofsartig begangen worden ist.

Digitized by Google

oisterdore verbracht unde verloren." Man sieht, dafs von Ratten keine Spur ist. Nun begegnen in der Volkssage unter der Gestalt der Mäuse, vielleicht auch der nahestehenden Ratten,* vielfach die Seelen der Menschen, wie u. a. die bekannte Hattosage, sowie die zahlreichen Hexensagen beweisen. In der Hamelner Märe könnte uns also ein Zug unter zwei verschiedenen Bildern vorliegen, welche späterhin deutelnd verknüpft wurden; die ältere Fassung der Sage würde dann dahin lauten, dafs die Kinder unter der Gestalt der Mäuse oder auch Ratten entführt wurden.

Der Name des Hamelner Berges *Coggenberg*, wofür auch Kockenberg, dürfte an den vorerwähnten sagenhaften *Guckenberg* erinnern; jedoch begegnet auch Koppenberg und sogar Kopffelberg, Köpffenberg. Er ist zweifelsohne ein Götterberg und geht daneben in den Begriff eines Totenberges, der Unterwelt über, wie denn die Rattenfängersage, entgegen den meisten bisherigen Sagen, nahe an die *Totensagen* rührt. Wer ist nun der Spielmann, Pfeifer, Dudelsackbläser, Rattenfänger? Entweder ein seelenhaschender Abgesandter eines Gottes, einer Göttin, Wuotans, der Fria, wie das Bergmännchen, der Zwerg in der Wormser Sage — oder vielleicht der grofse Wuotan selber, welcher, wie wir gesehen, eifrig trachtet, sein Reich durch immer neue Seelengewinnung zu stärken. Manches dieser Anschauung ist auf den jüngeren *Tod* übergegangen, welcher gleich Wuotan *zu Rosse erscheint und die Seelen auf dasselbe setzt.*

Wesentlich ist in der Rattenfängersage die zauberhafte, wunderbar-mächtige Wirkung der Musik, durch welche die Seelen in das geheimnisvolle Reich gelockt werden. Schon bei Holda trafen wir denselben Zug. Von Wuotan heifst es in der „Heimskringla": „Odhinn wufste auch von allen in der Erde verborgenen Schätzen, und *er verstand die Lieder, durch welche die Erde, die Berge und Steine und Grabhügel sich öffneten*;" auch das wunderkräftige *Horn* des Alps oder Zwerges Alberich = Oberon, *welches alles tanzen* macht, gehörte ursprünglich dem obersten Gotte an. Bekanntlich begegnet der *Tod* gleichfalls als munterer *Spielmann* und führt einen sinnumwirbelnden

* Vielleicht sind die Ratten nur durch Mifsverständnis, vielleicht auch durch die *Verstümmelung des Eigennamens* des Trägers der Sage zu „Rattenfänger" in die Sage gekommen?

Digitized by Google

Reigen, den *Totentanz*, auf, um sich durch Pfeifen und Geigen Gefolgschaft zu werben. Die Redart „auf dem letzten Loche pfeifen“ für „sterben“ ist entstanden aus dem Gedanken, dafs der Tod, oder umschreibend der Sterbende selber, die Töne auf der Flöte herunterspielt, bis mit dem letzten Loche der letzte Klang verhallt, und der Mensch dem Tode anheimgefallen ist.

In dem Büchlein „Der historische Kern der Rattenfängersage, von Dr. Otto Meinardus“ sucht der Verfasser die Sage herzuleiten aus der Tanzwut, dem Veitstanze (St. Vitus?), welche zu grofsartigen Wandertänzen ausartete und zahlreiche Opfer kostete. Das hat eine grofse Wahrscheinlichkeit für sich und kann leichtlich der Ursprung der Rattenfängersage sein. Aber auch dies angenommen — als die Sage, an eine bestimmte geschichtliche Thatsache anknüpfend, ausgebildet ward, verschmelzte man sie mit den älteren volkstümlichen Anschauungen, welche im unverwüstlichen Heidentum wurzelten. Der Grundzug der Sage ist uralt; dagegen ist nicht anzukämpfen.

Und nun zum Schlusse: Man sieht, dafs allen drei grofsen Sagen, der mit der Odenbergsage zusammenfallenden *Kyffhäusersage*, sowie der *Tannhäusersage* und der *Rattenfängersage* ein einziger grofsartiger Gedanke innewohnt: *die Hoffnung auf Wiederkehr des zurückgedrängten Heidenreiches!* Wenn wir nun dieses auch trotz aller christlichen Konfessionswirren jetzt nicht mehr herbeisehnen wollen und können, so dürfen wir doch getrost ausrufen: O käme die Zeit des alten, ungetrübten deutschen Volkstums wieder und machte der Kläglichkeit des zersetzenden politisch-religiösen Welschtums für immer ein Ende!

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. Herausgegeben von Dr. F. Techmer, Dozent der allgem. Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig. I. Band. Leipzig, Joh. Ambr. Barth.

Über die Entwickelung dieses höchst beachtenswerten Unternehmens berichtet Herausgeber S. XII: Durch seinen eigenartigen Studiengang wurde er von der Philosophie und Naturwissenschaft zu der Sprachwissenschaft geführt. Zunächst widmete er sich den neueren Sprachen, namentlich während eines fünfjährigen Aufenthaltes in Frankreich, England und Italien; später der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Sprachenkunde. So entwickelte sich das folgende Programm für seine sprachwissenschaftliche Thätigkeit:

Begriff (weiterer der Ausdrucksbewegungen, engerer der artikulierten Sprache), Geschichte, Methode (induktive) der Sprachwissenschaft. Einteilung:

I. Naturwissenschaftliche Seite (Beziehungen zur Anthropologie).

1. *Akustische* Ausdrucksbewegungen (*Phonetik*). Physikalisches. Anatomie, Physiologie, Pathologie des gesamten Sprachorgans und Ohres. Artikulationsstörungen. Taubstummheit. Physiologische Erklärung des Laut- oder vielmehr Artikulationswandels und der Lautgesetze in ihrem steten Wirken.
2. *Optische* Ausdrucksbewegungen (*Graphik*). Physikalisches. Anatomisches. Physiologie der Mimik, der Gesten (besonders der der Taubstummen), der Schrift. Pathologie der Schrift. Tastbare Ausdrucksbewegungen. Blindenschrift. Laura Bridgmans Fall u. ä.
3. Gegenseitiges Verhalten der akustischen und optischen Ausdrucksbewegungen. Methodik des Taubstummenunterrichts. Die Schrift unabhängig vom Laut und im Dienste desselben. Orthoepie und Orthographie. Principien der Transskription. Psychologisches.

II. Psychologische Seite (*Psychik*). Beziehungen zur Psychologie. Wechselwirkungen zwischen Sprache und Seele. Die psychologischen Vorbedingungen und Gesetze der Entwickelung (Erzeugung und Veränderung) von:

1. Artikulation (Artikulationssymbolik und -verschiebung),
2. Laut (Lautpsychologie und -verschiebung),
3. Wurzel (Definition derselben),
4. Wort (Semasiologie und Bedeutungswandel),
3. Satz (vergleichende Syntax inkl. der der Taubstummensprache).

Dem entsprechend die Psychologie der *optischen* Ausdrucksbewegungen.

Analogie. Wichtigkeit der Psychik für die etymologische Forschung. Ideologische Beiträge um so mehr wünschenswert, als diese Seite gegenüber der naturwissenschaftlichen und historischen bisher zu sehr vernachlässigt oder vorwiegend a priori behandelt worden, und die Resultate letzterer Methode sich bei den aufsenstehenden Kreisen einzubürgern anfangen.

III. Historische Seite (*Historik*).

1. *Phylogenetische* Entwickelung der Sprache.

Ursprung und vorhistorische Entwickelung. Sprachwissenschaft und Darwinismus. Beziehungen zur Mythologie. Historische Entwickelung. Historisch-vergleichende Methode. Beziehungen zur Ethnographie. Begriff der Tochter- und Mischsprache, der Mundart und Schriftsprache, der Sprachfamilie und (Volks-)Sprache. Charakteristik der Sprachen in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen. Grammatik und Wörterbuch. Merkmale der relativen Vollkommenheit: Einheit und Gliederung (funktioneller Wert der Glieder in Rede, Satz, Wort und Laut).

Sprachenkunde.

Einteilung der Sprachen; naturwissenschaftliches (phonetisches), psychologisches, historisches Princip. Ungebildete und gebildete, lebende und tote Sprachen. Sprachwissenschaft und Philologie; Paläontologie. Die ungebildeten und lebenden Sprachen hier besonders zu berücksichtigen. Die Missionare und Sprachlehrer zu überzeugen, dafs sie in vieler Beziehung gemeinsame Interessen mit den Sprachforschern haben. Nach jeder Seite Erweiterung der induktiven Grundlage zu erstreben.

2. *Ontologische* Entwickelung der Sprache.

Kindersprachen. Erlernung der Muttersprache (Vergleichung mit den verwandten Mundarten) und fremder Sprachen. Methodik des Sprachunterrichts. Streben des Individuums zum Ganzen (Genus). Sprache und Menschheit. Ideen einer Universalsprache und -schrift.

Zur Ausführung dieses Programms begann der geschätzte Herausgeber mit der naturwissenschaftlichen Seite und veröffentlichte als I. Band einer „Einleitung in die Sprachwissenschaft: Die akustischen Ausdrucksbewegungen“ (Phonetik) in zwei Teilen, 1880, ein treffliches Werk, welches im Archiv LXVI, 107 besprochen und als vollständigstes Repertorium zur vergleichenden Physiologie der Stimme und Sprache anerkannt worden ist. Bei weiterer Arbeit sah Herausgeber, dafs zur Ausführung des obigen Programms die Kraft eines einzelnen nicht ausreichend sei, „dafs es des Zusammenthuns vieler Forscher, womöglich aller Nationen bedürfe, dafs Teilung der Arbeit und doch wieder Einheit des Planes notwendig seien“. So entwickelte sich der Gedanke der Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft und der folgende *Plan* dazu:

„Die Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft erscheint in Heften von je ca. 15 Bogen Roy.-8° zum Abonnementspreise von 12 Mark für den Band von zwei Heften, welche letztere, soweit als thunlich, je halbjährlich ausgegeben werden sollen. Aufser *Originalarbeiten* in deutscher, englischer, französischer, italienischer, lateinischer (ganz ausnahmsweise auch in anderer) Sprache werden Abdrücke oder Übersetzungen wichtiger, aber schwer zugänglicher Abhandlungen, Auszüge, Besprechungen, Bibliographie, Mitteilungen und buchhändlerische Anzeigen, aufserdem in jedem Bande das Bild eines der Hauptvertreter der Sprachwissenschaft, zunächst das von W. v. Humboldt, geboten werden.“

Digitized by Google

„Die Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein; sind sie ja doch ein Zeichen des Lebens in der Wissenschaft und eine Bedingung ihres Fortschritts. Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig."

Auf Grund dieses Plans und des obigen Programms haben die berühmtesten Sprachforscher ihre Mitarbeit zugesagt, die Hauptvertreter der *allgemeinen* Sprachwissenschaft, der einzelnen Teile derselben und der nächst verwandten Wissenschaften.

Des ersten Bandes erste Hälfte erschien mit Anfang 1884. Das neue Unternehmen ist vielerseits besprochen worden und hat nach dem vom Verleger versandten Auszug der Besprechungen reiche Anerkennung gefunden.

Die zweite Hälfte des ersten Bandes ist Ende 1884 herausgekommen. So sind wir nunmehr im stande zu prüfen, wie weit der abgeschlossene erste Band dem Programm entspricht. Wir halten uns dabei Schritt für Schritt an die Disposition des Herausgebers.

Zur *Geschichte* der Sprachwissenschaft hat Pott Beiträge geliefert mit seiner „Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft" S. 1—68, 329—354.

I. Über die naturwissenschaftliche Seite, und zwar
   1. Über die *akustischen* Ausdrucksbewegungen handelt Techmer: „Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprachen" S. 69—170.
   2. Über die *optischen* Ausdrucksbewegungen Mallery: Sign Language S. 193—210.
   3. Über das gegenseitige Verhalten beider, besonders über die Principien der *Transskription* Techmer: „Transskription mittels der lateinischen Kursivschrift. Vorschlag zum möglichst einheitlichen Gebrauch in der internationalen Zeitschrift" S. 171—192.

II. Die psychologische Seite, namentlich des Wortes, erörtert W. v. Humboldt: „Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus. Wörtervorrat" S. 383—411. Die Analogie Kraszewski: „Principien der Sprachentwickelung" S. 295—307.

III. Historische Seite.
   1. *Phylogenetische* Entwickelung der Sprachen.
      Vorhistorische Entwickelung, Sayce: The Person-endings of the Indo-european verb S. 222—225. Beziehungen zur Mythologie: Max Müller, „Zephyros und Gahusha" S. 215—217. Mundart: Lundell, „Sur l'étude des patois" S. 308—328.
      Sprachenkunde: v. d. Gabelentz, „Zur grammatischen Beurteilung des Chinesischen" S. 272—280. Himly, „Über die einsilbigen Sprachen des südöstlichen Asiens" S. 281—294. Radloff, „Zur Sprache der Komanen" S. 377—382. Donner, „Über den Einfluſs des Litauischen auf die finnischen Sprachen" S. 257—271. Brugmann, „Zur Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen" S. 226—256.
      Einteilung der Sprachen: Adam, „De la catégorie du genre" S. 218—221.
   2. *Ontologische* Entwickelung der Sprache. Methodik der Sprach-, specieller des Leseunterrichts: Radloff, „Lesen und Lesen lernen" S. 355—376.

Wir erkennen somit, daſs der erste Band den einzelnen Teilen des Programms in voller Weise gerecht wird; niemand könnte verlangen, daſs er es erschöpfen sollte. Das ist ein Ideal, welchem sich die Zeitschrift erst in weiterer Folge nähern kann, wozu wir ihr gedeihlichen Fortgang wünschen.

Die Beiträge des ersten Bandes sind zumeist in *deutscher*, zum Teil in

Digitized by Google

englischer und *französischer* Sprache verfafst; von den Verfassern sind belgische Unterthanen 1, deutsche 6, englische 2, französische 1, österreichische 1, russische 3, schwedische 1, amerikanische der Vereinigten Staaten 2. Die Zeitschrift ist also in Wirklichkeit eine *internationale*. Wir zählen 15 *Originalarbeiten*, 1 *Abdruck* eines Humboldtschen Manuskripts, 1 *Uebersetzung* aus dem Schwedischen ins Französische und 3 *Besprechungen*. Hoffentlich werden die Mitarbeiter der Bitte des Herausgebers um *periodische Berichte* und *gruppenweise Besprechungen* (S. 416) Gehör geben. In seiner *Bibliographie* des Jahres 1883 berichtet Herausgeber zuerst über Sammelwerke, Zeitschriften u. dergl.; er bespricht dann 93 Einzelwerke nach der alphabetischen Reihenfolge der Verfasser. Aus dem Rückblick, in welchem diese Werke nach dem Inhalt übersichtlich geordnet werden (S. 499 f.), ersehen wir, dafs Herausgeber auch in der Bibliographie den verschiedenen Seiten des Programms seine Aufmerksamkeit möglichst gleichmäfsig zugewandt hat. Was die Art und Weise der Besprechung betrifft, so wird man allerseits zugestehen müssen, dafs er den Grundsatz seines Prospekts stets vor Augen gehabt hat: „Die Zeitschrift soll rein der Wissenschaft dienen, ohne Rücksicht auf Nationalität, Partei oder Schule. Gegensätze in den Ansichten werden nie ganz zu vermeiden sein ... Doch sollte in jeder wissenschaftlichen Kritik Urbanität herrschen und im internationalen Verkehr mehr als das; hier ist Humanität notwendig."

Der Band schliefst mit Mitteilungen, einem Personen- und Sachregister. Er ist dem Andenken W. v. Humboldts gewidmet. Ein wohlgelungener Stahlstich von dem neuen Denkmal desselben vor der Berliner Universität ist beigegeben.

Die Ausstattung verdient volle Anerkennung; dabei ist der Preis so gering, dafs nicht blofs alle Anstalten, an welchen die Sprachwissenschaft und der Sprachunterricht gepflegt wird, sondern auch Sprachforscher und Sprachlehrer für sich im allgemeinen im stande sein werden, auf die Zeitschrift zu abonnieren.

J. Stürzinger, Orthographia Gallica. Ältester Traktat über französische Aussprache und Orthographie. Heilbronn, Henninger, 1884. XLVI u. 52 S.

Der achte Band der von W. Förster herausgegebenen *altfranzösischen Bibliothek* enthält den kritischen Text der *Orthographia Gallica*, des ältesten Traktats über französische Aussprache und Orthographie. Die vier Handschriften, in denen der Traktat vorliegt, sind in Parallelkolumnen nebeneinander abgedruckt p. 1—29; es folgen die Varianten p. 30—37, und Anmerkungen p. 38—52. In der Einleitung bespricht der Verfasser aufs eingehendste den Stand der französischen Grammatik in England vor dem 16. Jahrhundert, indem er alles nicht nur namhaft macht, sondern auch genau beschreibt, was er von einschlägigen Abhandlungen in den Bibliotheken von London, Oxford und Cambridge hat finden können. Wenn er hierbei der besseren Übersichtlichkeit wegen eine Dreiteilung der vorhandenen Werke in solche, die von Aussprache und Orthographie, in solche, die von Deklination und Konjugation, und in solche, die von Syntax und Komposition handeln, vornimmt, so darf man nicht annehmen, dafs die alten Grammatiker selbst eine solche Scheidung streng durchgeführt oder auch nur angebahnt hätten. Sie stellen die verschiedenartigsten Dinge unvermittelt nebeneinander, indem sie es dem Leser überlassen, das Zusammengehörige zusammenzutragen, was Stürzinger für die Orthographia Gallica denn auch gethan hat. Die von Syntax und Komposition handelnden Werke sind entweder Manières de langage (Musterdialoge) oder Epistolaries und

Digitized by Google

Chartuaries, die Vorläufer der modernen Briefsteller. Aus allen in Rede stehenden Werken, gleichviel welcher Art, teilt der Verfasser gröfsere oder kleinere Stücke mit, was dem Leser gestattet, sich eine Vorstellung von der Art ihrer Abfassung zu machen.

Der zweite Teil der Einleitung von p. 24—46 behandelt die Orthographia Gallica. Nach einer genauen Beschreibung der vier vorhandenen Handschriften, des Towerdokuments (T), des Harleyandokuments (H), des Cambridger (C) und des Oxforder (O) Dokuments, stellt der Verfasser ihr Verhältnis untereinander fest. Es ergiebt sich, dafs auch die älteste Handschrift, das Towerdokument, nicht das Originalmanuskript sein kann, weil sie neben groben Fehlern auch deutliche Spuren von Auslassungen zeigt, wie sie nur ein Abschreiber sich konnte zu Schulden kommen lassen. T kann aber auch nicht das Original für H, C, O gewesen sein, weil es neun Regeln enthält, die in H, C, O fehlen, während diese sechzig andere Regeln bringen, die in T nicht stehen. H steht wiederum für sich allein da, indem es alle Regeln aufser dreizehn in französischer Fassung bringt, während sie in T, C und O durchweg lateinisch abgefafst sind; ferner ist die Reihenfolge der Regeln in H eine ganz andere als in C und O, und schliefslich hat H vierzehn nur ihm eigentümliche Regeln. — C und O unterscheiden sich ihrerseits durch Umstellung und verschiedenartige Fassung einzelner Regeln so sehr, dafs man auch bei ihnen annehmen mufs, dafs sie nicht von demselben Original abgeschrieben worden sind. Wenn nun auch die in C und O enthaltenen Regeln durchweg lateinisch abgefafst sind, so zeigen doch gewisse bezeichnende Mifsverständnisse, die beiden gemeinsam sind, dafs die ursprünglichere Redaktion, auf die beide, wenn auch auf verschiedenen Stufen der Abhängigkeit, zurückgehen, französisch geschrieben gewesen sein mufs.

Inhaltlich lassen sich sämtliche in H, C, O enthaltene Regeln in den ersten siebzehn und dem zwanzigsten Paragraphen von T unterbringen, zu denen sie also nur einen etwas weitschweifigen Kommentar bilden. Da nun T neun besondere Regeln enthält, die den drei anderen Hss. fehlen, da die Hs., in der es steht, die älteste unter den vier vorhandenen ist, und da es bezüglich einer vernünftigen Reihenfolge der einzelnen Regeln die anderen Hss. bei weitem übertrifft, so steht es dem Original am nächsten und darf daher für die Feststellung des kritischen Textes das gröfste Gewicht beanspruchen.

Mit nicht geringerem Scharfsinn, als das Verhältnis der Hss. untereinander, stellt der Verfasser die Zeit der Abfassung fest. Da andere Anhaltspunkte fehlen, schöpft er seine Beweise aus dem Texte der Regeln selbst, der ihm grammatische und lautliche Erscheinungen bietet, welche er mit Hilfe von anglonormannischen Hss. und Urkunden zeitlich fixiert.

Das Ergebnis, welches sich auf das Auftreten des Feminins grande neben grant, von aun + cons. für an + cons., von qui und que mit q statt mit k, von y für i, und von rundem s in den einsilbigen Wörtern sum, set, si, se statt langem ſ stützt, ist, dafs der Traktat von einem Engländer gegen Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts verfafst worden sein mufs, mit der Absicht, „die Orthographie des Anglonormannischen, die mehr und mehr der volkstümlichen Aussprache nachfolgte, und daher in starkes Schwanken geriet, nach französischem Vorbilde zu regeln.“

Durch Umstellung der Regeln X und XX in T gelingt es dem Verfasser, den Inhalt so zu gliedern, dafs der erste Abschnitt (von I—VIII) nur die Differenzen von anglonormannischer Aussprache und französischer Orthographie behandelt, im zweiten (von IX bis XVII) nur Fälle von schwankender Orthographie im Französischen aufgezählt werden, während der dritte (von XVIII bis XXVI) nur Fälle der lateinischen Orthographie berührt und allgemeinere Schreibregeln enthält. Die Regeln des in H, C, O vorliegenden Kommentars werden ohne Rücksicht auf die Reihenfolge, welche

Digitized by Google

sie in den einzelnen Hss. haben, neben diejenigen Regeln von T gesetzt, zu denen sie dem Inhalte nach gehören.

Was nun diesen Inhalt betrifft, so ist er ziemlich dürftig. Die Regeln handeln in der bei T beobachteten Reihenfolge über *ie* und *e*, über *ee* und *e*, über die Aussprache von oe, über z am Wortausgange, über die Aussprache von s vor t, über die Apostrophierung einiger vokalisch auslautender einsilbiger Wörter vor vokalischem Anlaut, über die vokalische Aussprache von l nach a, e, o und vor Konsonanten, über das Verstummen von Endkonsonanten vor konsonantischem Anlaut, über die Diphthonge oi und oe, über die Schreibung mit q oder k, über die Schreibung mit grofsen Anfangsbuchstaben, über gn statt ngn in busoigner, über y statt i vor oder hinter m, n, u; über rundes s statt langes ſ im Anlaut einsilbiger Wörter, über die Einschiebung von p zwischen *m* und *t* (Beispiel: dampnum). Dazu kommen Schreibregeln: über den Zwischenraum zwischen den einzelnen Wörtern in der Zeile, über den Längenunterschied zwischen den grofsen und den kleinen Buchstaben; schliefslich über die Erhaltung des lateinischen *l* in französischen Wörtern.

Wie man sieht, handeln die Regeln fast ausschliefslich von bekannten Eigentümlichkeiten der anglonormannischen Aussprache und Orthographie. Bemerkenswert scheint, aufser der Regel über das runde s (Quando diccio monosyllaba incipit per *s*, solet rotundari, exempli gracia: sum, si, se, set et similia), besonders die über die aspirierte Aussprache von *s* vor *t*, worüber T sagt: Item quedam sillabe pronunciate quasi cum aspiracione possunt scribi cum *s* et *t*. verbi gracia est, cest, plest. Ebenso lautet H 29. In H 91, C, O 18 heifst es: Item quando aliqua sillaba pronunciatur quasi cum aspiracione, illa sillaba debet scribi cum *p* et *t* in loco aspiracionis, verbi gracia est, cest, plest, und H 35: Et quant *s* est joynt [a la *t*], ele avera le soun de *h*, come est, plest serront sonez eght, pleght. Über dieselbe Lautverbindung bemerkt das vom Verfasser in der Einleitung p. III u. IV besprochene Bruchstück der Orthographia aus dem 15. Jahrhundert: Et nota quod, quando due consonantes eveniunt in una sillaba in Gallico vel in diversis diccionibus, prima consonans non sonabitur communiter ut: est, cest, prest et similia in una sillaba, in diversis sillabis et diccionibus ut: il est prest pur aler ove nos, qu'est la? estez vous la? et similia. Hier ist also das *s* als stumm bezeichnet, während es die bei Stürzinger abgedruckten Hss. des Traktats, wenigstens in den Wörtern est, cest, plest weich tönen lassen. Aus den anderen auf *s* vor Konsonanz bezüglichen Regeln geht teils direkt, teils indirekt hervor, dafs es stumm war. So C, O 67: Item aliquando *s* scribitur et *u* sonabitur, come ascun sonabitur aucun; ebenso H 35, 8, 61. C, O 21: Item quandocunque hec littera *s* scribitur post vocalens si *m* immediate subsequitur, *s* non debet sonari ut mandasmes, fismes, duresme. C, O 93: Item quandocumque *m* sequitur *e* vel *i* in diversis sillabis et in una diccione, *s* debet interponi ut duresme, fismes, feismes. Dasselbe besagt C, O 94. H 34: Et a la foithe escriverez *s* pur bele escripture come mesme pur meme, treschier pur trechier. Während in den angeführten acht Regeln s direkt als tonlos bezeichnet wird, schreiben vier andere Regeln vor, dafs es geschrieben werden solle, ohne von seiner Hörbarkeit etwas zu erwähnen. Diese sind H 30: Et sachés qu'en verbes de present temps et pretert escriverez *s* come batist. H 31: Mes entendez quant escriverez *s* et quant ne mie. A deprimes sachetz qe par entra *t* et *e*, *i*, *o* et *u* escriverez en verbes de present temps et pretert come batist etc., *e* come est, *i* come fist, *o* come tost, *u* come lust etc. C, O 73: Item in verbis presentis et preteriti temporis scribetis *st* apres *i*, *e*, *o*, *u* come batist, fist, est, tost, lust etc. C, O 96: Item in presenti et in preterito tempore inter *i*, *e*, *o*, *u* et *t* debet *s* scribi ut est, fist, tost, lust etc. et in preterito inter a et t ut amast.

Daraus, dafs hier die Schreibung von *s* verlangt wird, ergiebt sich,

Digitized by Google

dafs man es nicht sprach, ebenso wie aus der Forderung in T 1, H 1, Č, O 1, es solle bien, dieu, mieuz etc. mit ie geschrieben werden, folgt, dafs man ben, deu, meuz etc. sprach. Da nun das Wort est, von dem H 35 sagt, es solle egbt gesprochen werden, in den zuletzt genannten Regeln H 31, C, O 73, C, O 96 dreimal mit Wörtern, in denen *s* nicht gesprochen wurde, zusammen genannt wird, so läfst sich doch nichts anderes annehmen, als dafs es ebenfalls stummes *s* hatte. Der Widerspruch zwischen H 31, C, O 73, C, O 96, wonach est stummes s hatte, und H 35, wonach es aspiriert = eght gesprochen werden soll, läfst sich vielleicht dadurch erklären, dafs man annimmt, *s* war zur Zeit der Abfassung des verloren gegangenen Originals noch hörbar, allerdings nicht mehr als *s*, aber doch so, dafs es der ursprüngliche Verfasser als eine Art Aspiration bezeichnen konnte. Diese Bezeichnung und die von ihm gewählten Beispiele übernahmen die späteren Abschreiber. Dafs s wirklich einmal, aber lange vor der Abfassung der Orthographia, den Klang einer Aspirata hatte, beweist einerseits die von Diez, Gr.[4] I, 457 besprochene Behandlung französischer Wörter im Mhd., wo fôreht (neben fôrest) mit sleht reimt, andererseits der Umstand, dafs in mengl. Hss., wie Herr Prof. Zupitza mir mitteilte, umgekehrt mitunter s für h = gh (nist für niht) geschrieben wird.

So deutlich wie die angeführten Regeln sind übrigens bei weitem nicht alle in der Orthographia gegebenen abgefafst. Gewöhnlich lauten sie so wie die folgenden, welche als Musterbeispiele hier Platz finden mögen. C, O 79: Item del, al (vel au loco al) quando tue sequitur et consonanz sequitur, ut predictum est, l de del non debet mutari in u, sed l de al bene potest; sed du tantum significat sicut de le vel del, verbi gracia: du dit portour pro de le dit portour. H 55: Et altrefoithe escriveretz devant adjectifs de et altrefoithe du, de come de ceste chose, du come du dit portour, et similia. H 50: Auxint altrefoithe escriveretz del, de, des, al, au, a, as. Nun weifs der Schüler, denn für solche sind die Regeln doch bestimmt, ganz genau, was er in jedem einzelnen Falle zu setzen hat.

Was den Regeln indessen inhaltlich abgeht, wird durch die gediegenen Anmerkungen des gelehrten Herausgebers reichlich ersetzt, unter denen besonders die über ie, über ee, über oe und eo, über z, über x als Pluralzeichen, über die Vokalisierung des l, durch die Masse des beigebrachten Quellenmaterials fast erdrückend wirken. Fr. Bischoff.

Dr. Hubert H. Wingerath, Direktor der Realschule bei St. Johann in Strafsburg i. Els.: 1) Choix de lectures françaises I, 3. Aufl.; 2) Lectures enfantines d'après la méthode intuitive; 3) Petit Vocabulaire français. Köln, DuMont-Schauberg, 1884.

Die Wingerathschen Choix de lectures françaises, erster und zweiter Teil, sind in dieser Zeitschrift schon mehrmals besprochen und dabei die leitenden Gedanken dieser Sammelwerke des näheren in empfehlender Weise hervorgehoben worden. Die dritte Auflage des ersten Teiles (classes inférieures) enthält indes eine Neuerung, welche eines besonderen Hinweises wohl wert ist. Dem eigentlichen Lesebuche ist eine nach der Anschauungsmethode bearbeitete, auf den ersten sprachlichen Unterricht berechnete Introduktion vorausgeschickt. Durch diese Einleitung hat der Verfasser versucht, das, was im nächsten Anschauungs- und Vorstellungskreise des Schülers liegt, vollständig zu erfassen und in ausschliefslich einfachen Sätzen anschaulich darzustellen, zugleich aber, da es sich um eine fremde Sprache handelt, den formalen grammatischen Unterricht in derselben nach

Digitized by Google

Möglichkeit anzubahnen und vorzubereiten. Und dieser keineswegs leichte Versuch ist Wingerath ausgezeichnet gelungen und hat der Verfasser damit ein pädagogisches Meisterstück geliefert, das seinesgleichen sucht.

Diese Introduktion ist nun auf mehrfachen Wunsch in verändertem, recht handlichem Formate besonders abgedruckt worden (nach Fibelart zeigen die ersten 20 Seiten verschiedene Typen) und unter dem Titel Lectures enfantines neu erschienen. In diesem Sonderdruck sind mehrere irrtümliche oder doch nicht ganz passende Ausdrücke richtig gestellt, ein Umstand, der besonders hervorgehoben sein mag. Introd. pag. 8: Nous y retournons avec joie après la classe ou après *l'église* (Lect. enf. p. 25: après *l'office*); Intr. p. 8: Cette porte donne *dans* la cour (L. enf. p. 26: *sur* la cour); Intr. p. 9: Le paratonnerre garantit *contre* la foudre (L. enf. p. 27: *de* la foudre). Aufserdem sind folgende, in der Introduction des Choix de l. fr. I vorkommende, unter den Errata nicht angeführte Druckfehler in den Lectures enfantines verbessert: p. 6, Z. 13 v. u. à (a); p. 7, Z. 17 v. u. une orgue (un orgue); p. 9, Z. 2 v. u. arrochés (accrochés); p. 19, Z. 6 v. u. on (ou).

Von der Einleitung unterscheidet sich das Werkchen übrigens auch noch dadurch, dafs zwischen den einzelnen Abschnitten eine Reihe von sehr hübschen kleineren Gedichten eingeschoben ist, die sämtlich in kindlichem Tone gehalten sind und deren Zusammenstellung gewifs kein Leichtes war. Den Gedichtchen ist die erforderliche Präparation unmittelbar nachgesetzt, während die in den Prosastücken vorkommenden Wörter in dem in demselben Verlage von Wingerath herausgegebenen Petit Vocabulaire français pour servir aux Lectures enfantines nach der Reihenfolge ihres Vorkommens geordnet sind. Dieses trefflich bearbeitete Wörterbüchlein veranlafst indes den Ref. zu folgenden Bemerkungen. Zunächst wäre statt des l' vor Substantiven zur deutlichen Bezeichnung des Genus der unbestimmte Artikel un, une anzuwenden. Pag. 5, Spalte 2 un catéchisme, *ein* K.; p. 10, Sp. 2 le temple heifst an dieser Stelle nicht Tempel, sondern (protestantische) Kirche; p. 12, Sp. 1 bei crucifix sollte die Aussprache —fi angegeben sein; p. 14, Sp. 1 statt *le* liqueur lies *la* liqueur; p. 20, Sp. 1 statt mêche lies mèche; p. 31, Sp. 2 hennir, neben der Aussprache anir ist die vielleicht gebräuchlichere ènir zu verzeichnen oder allein zu empfehlen; p. 26, Sp. 1 aigu, aiguë, Aussprache des féminin hinzuzufügen (cf. p. 40, Sp. 2 la ciguë); Alsace spricht man Alzace (cf. p. 46, Sp. 2 Strasbourg = Strazbourg, Metz = Mäss).

Trotz dieser geringfügigen Aussetzungen kann Ref. sein Urteil über die früher erschienenen Werke Wingeraths auch auf diese vortrefflichen Leistungen vollinhaltlich übertragen, und somit das neue Lehrbuch auf das beste allen Lehrern empfehlen.

Altkirch i. Els. **Th. Krafft.**

A Spanish Grammar of the modern Spanish language as now written and spoken in the capital of Spain. By William Knapp, Prof. in Yale-College. Boston 1882. — Modern Spanish Readings, embracing text, notes and an etymological vocabulary, by W. Knapp. Boston 1883.

Die Grammatik zerfällt in Phonology, Form and inflection, Essentials of Syntax mit einem Appendix über Diminutives and augmentatives, und Drillbook. Der Verf. hat eine genaue Kenntnis der modernen wie der älteren Sprache und zieht auch die Vulgärsprache mit in den Bereich seiner Darstellung. Er hat auch umfassende Beobachtungen in der Litteratur ge-

Digitized by Google

macht; er ist wissenschaftlich gebildet und zeigt in Ausdruck und Wahl der Beispiele und Lesestücke Geschmack und Umsicht. Demnach ist seine Grammatik ein wohlbrauchbares Hilfsmittel, welches sich auch durch den schönen Druck empfiehlt. Die peinliche Genauigkeit der Angabe, woher das Beispiel genommen sei, würden wir ihm überall erlassen, wo es sich nicht um ganz besondere Fälle handelt. Die wissenschaftliche Erklärung der Formen ist in den meisten Fällen richtig, wenngleich einige Irrtümer vorkommen. Bei der Erklärung paralleler Formen, z. B. hube (huve), altspan. sove, estuve, anduve, tuve legt er zu wenig Gewicht auf das mächtige Gesetz der Analogie. Die Regeln könnten manchmal weniger umständlich sein. Mit dem Worte „elliptisch" wird ein gewisser Mifsbrauch getrieben, wie in einem Satze: „dijo que vendría" = franz. il dit qu'il viendrait, wo ein Vordersatz nicht zu ergänzen ist. Für die Phonologie ist von dem Englischen auszugehen gerade nicht besonders ratsam; sonst aber kann das Buch auch Deutschen empfohlen werden. Nicht genügend behandelt ist die Diphthonglehre, der schwache Punkt aller Grammatiken. Auch sonst fehlt dies und jenes, z. B. der Gebrauch von Substantiven im Sinne der unbestimmten Pronomina; die Unterscheidung der Verbaladjektiva und Participia; die Erklärung der Adverbia auf -s, wie ántes, altspan. aínes u. a.; si = lat. si und sí = lat. sic und se wird nicht unterschieden. Der Gebrauch der Präpositionen wird nicht logisch entwickelt, es werden nur die empirischen Thatsachen zusammengestellt. Es fehlt die Angabe über die Betonung von porque und aunque; es fehlt die Angabe über die Bedeutung des Konj. Präter. auf -ra, z. B. leyera, welches bekanntlich zugleich als Konjunktiv wie als Konditional gebraucht wird, u. a. m. Das Fehlerhafte betrifft vornehmlich das Gebiet der Etymologie, auf welchem sich Knapp mit grofser Freiheit ergeht. Das ist die Schattenseite des Werkes. Man vermifst hier alle Methode, alle Vorsicht und Disciplin; und so begegnet man geradezu abenteuerlichen Angaben. Der Verfasser hält sich für durchaus kompetent, Diez und andere Gelehrte zu verbessern und zu ergänzen, jedoch nicht auf Grund einer begründeten Beweisführung, sondern indem er sein „car tel est mon plaisir" zum Gesetze macht. Um nur ein paar Beispiele zu geben, so soll span. asgo (= lat. ápiscor) das lat. adscio mit eingeschobenem g sein; feligres (= filius gregis) wird als filius ecclesiæ erklärt. Chico als plicus, charlar (ital. ciarlare) als parabolare; don ist ihm nicht dominus, sondern phönicisch Adon = Gott. Chasco wird vom griech. *χιάζω*, esquina von *σχίζω*, loco von *γλαυκός* abgeleitet. Genug! Wir machen auch hier die Erfahrung, dafs der Mensch gern mit seiner Achillesferse am meisten Staat macht. Diese etymologische Willkür thut dem sonst empfehlenswerten Buche leider erheblichen Eintrag.

J. Schillings spanische Grammatik habe ich in Band LXXI, Heft 3 u. 4 des Archivs angezeigt; leider war die Besprechung durch eine Reihe erschwerender Druckfehler entstellt. Es ist seitdem im Jahre 1884 eine zweite Auflage erschienen. Dieselbe ist um 22 Seiten reicher als die erste, ein erfreuliches Zeichen, dafs der Verf. an dem praktisch brauchbaren Buche fleifsig weitergearbeitet hat. Wir wollen hoffen, dafs es ihm vergönnt sei, bald eine dritte Ausgabe zu bearbeiten, damit das Buch auch vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus weniger Ausstellungen nötig mache. Mehrere Fehler und bedenkliche Ausdrücke enthält auch die zweite Ausgabe noch, und es fehlt auch in ihr noch dies und jenes, was nicht zu entbehren ist. Ein Widerstreit zwischen Wissenschaft und Praxis existiert nicht; praktischer Wert und wissenschaftliche Richtigkeit, Brauchbarkeit und Geschmack sind sehr wohl vereinbar; dies letztere gilt auch von der Sammlung von Übungsbeispielen, welche weder in zu grofser Menge noch von einem zusammenhängenden Lesestücke losgelöst zu geben rätlich ist. Die

Digitized by Google

wissenschaftliche Erklärung aber ist als Erleichterung des Verständnisses überall heranzuziehen, wo sie sich wie von selbst darbietet; das meiste freilich mag dem Lehrer je nach dem Stande des Schülers überlassen bleiben.

Dr. Paul Förster.

Booch-Arkossy, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache. Leipzig, Violet. — H. Breitinger, Elementarbuch der französischen Sprache für Mittelschulen. 1. und 2. Heft. Zürich. — W. Fr. Eisenmann, Schulgrammatik der französischen Sprache. 9. Aufl. Stuttgart. — J. Hunziker, Französisches Elementarbuch. I. Teil. Aarau. — F. W. Körbitz, Lehr- und Übungsbuch der französischen Sprache für Real- und Bürgerschulen. Eine vollständige Schulgrammatik zur Beförderung einer rationellen Unterrichtsweise. 1. Kursus, 7. Aufl. 2. Kursus, 4. Aufl. Dresden. — Dr. G. F. Pflüger, Grammatik der französischen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil, 2. Aufl. Dresden. — Dr. K. Brandt, Kurzgefaſste französische Grammatik für die Tertia und Sekunda eines Gymnasiums. Salzwedel.

Die vorstehend genannten grammatischen Lehrbücher gedachten wir zusammen und vergleichend zu besprechen, fanden aber, daſs zwei derselben aus dieser vergleichenden Betrachtung von vornherein auszuscheiden seien.

Und zwar diese zwei aus verschiedenen Gründen. Das Lehrbuch von Booch-Arkossy seines besonderen Zweckes und der dadurch bedingten Einrichtung wegen, das Pflügersche Buch aber, weil es so schlecht ist, daſs die anderen Arbeiten es nicht verdienen, mit demselben in Vergleich gestellt zu werden.

Die Grammatik von Booch-Arkossy ist für den Selbstunterricht bestimmt und enthält mehrere der Elemente, welche wir in den Toussaint-Langenscheidtschen Unterrichtsbriefen wiederfinden. Es ist eine gründliche, inhaltreiche Arbeit, methodisch so eingerichtet, daſs sie jedem zu empfehlen ist, der — der Mann dazu ist. Denn Energie, Gedächtnis und wohl auch specielles Spracherlernungstalent sind Bedingungen, ohne welche niemand es mit Toussaint-Langenscheidt oder Booch-Arkossy versuchen möge.

Unser abfälliges Urteil über die Pflügersche Grammatik wollen wir pflichtgemäſs begründen. Über Aussprache lehrt das Buch z. B. Folgendes. „Am, an, em, en haben denselben Nasenlaut etwa wie im Worte Jean." (S. 7.) In hache wird h „als Konsonant gehört" (S. 11); ebendort wird die Aussprache von oui durch „wui" bezeichnet. S. 13 wird longue mit lonk figuriert, S. 14 paille mit pabjĕ. S. 20 heiſst es: „Re und le mit vorausgehenden Konsonanten lautet wie er, el (e sehr kurz)." Fils soll „fies oder fie" lauten (S. 22). Inhalt und Ausdruck der deutschen Übungssätze sind oft monströs. „Wer hat gezählt zwei Mark in der Geldtasche?" (S. 23). „März ist oft kalt" (S. 22). Ebenso in den Regeln. Z. B. in der Anmerkung S. 9 (Bindung): „Nasales m bleibt stumm ..., stumm r hörbar ..., stumm r bleibt stumm beim ..." Unter den unmittelbar folgenden Vokabeln finden wir „amère, bitter, dure, hart"; in den Übungssätzen kommt nämlich gerade das Femininum vor. Ich füge noch zwei Pröbchen von des Verfassers Kenntnis in der historischen Grammatik an: „doit statt devoit, lat.: debet" und „seront statt êtront." Damit genug! Leider hat das Buch sogar eine zweite Auflage erlebt.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun den übrigen, wenn auch nicht absolut guten, so doch immerhin im Vergleiche zu dem letzteren bedeutend besseren Lehrbüchern zu.

Das Eisenmannsche Buch ist eine wesentlich systematische Grammatik. Wenn ich kürzlich in einer Recension in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. las, dafs eine systematische Grammatik des Französischen für das Gymnasium zu wünschen sei, für die Oberrealschule dagegen die Plötzschen Bücher sich immer noch empföhlen, so bin ich stets der gerade umgekehrten Meinung gewesen. Der Gymnasialschüler möge den französischen Lernstoff selbst dem ihm aus dem Lateinunterricht bekannten System einordnen. Woher soll aber dem Oberrealschüler der Einblick in Gang, Ende und Teile der Grammatik kommen. Allein welches System soll nun den Weg bestimmen? Dafs dies kaum, wie beim Lateinischen, das System der Redeteile sein kann, zeigt z. B. die systematische Grammatik von Plötz. Das Verbum ist hier an die Spitze gestellt, dagegen setzt das begleitende Übungsbuch gleich zu Anfang die Substantivdeklination voraus. Wir begreifen gar nicht, wie Plötz sich den Gebrauch des Buches gedacht haben mag, müssen aber zugestehen, dafs ein Ausweg sehr schwer zu finden ist. Eisenmann hat den Versuch mit mehr Glück unternommen. Die übrigen Bücher sind „methodische“ und haben weiter den Zweck miteinander gemein, dafs sie vorzugsweise dem Bedürfnisse der Mittelschule dienen wollen.

Die Aussprache wird von Eisenmann, Breitinger, Körbitz nicht methodisch behandelt; die beiden ersten stellen die hauptsächlichsten Ausspracheregeln kurz systematisch zusammen, Körbitz giebt nur gelegentliche Andeutungen. Eine durchgehende phonetische Aussprachebezeichnung, wie sie Hunziker bietet (und es mufs anerkannt werden, dafs dieselbe durchaus richtig und genau ist), gehört nach unserer Meinung nicht in das Lehrbuch für die Unterstufe. Hier bleibt der Schüler ja doch in vollster Abhängigkeit von der Berichtigung seiner Fehler durch den Lehrer. Sich selbst kontrollieren kann er noch nicht. Der bei dem Plötzschen Elementarbuche leicht zu beobachtende Übelstand, dafs der Schüler die übliche französische Orthographie und die daneben stehende phonetische Notierung konfundiert und infolge davon falsch schreibt, wird allerdings bei Hunziker wohl dadurch mindestens gemildert sein, dafs seine Zeichen nicht alle den Schriftalphabeten angehören, der Schüler also in diesem Falle nicht zu ihrer Reproduktion verleitet wird. Bei Eisenmann findet sich S. 2 (§ 3, 6) die Angabe: „E ohne Accent, das nicht am Ende einer Silbe steht, ist geschlossen und wird wie das deutsche e in ‚wehe‘ ausgesprochen: aimer, lieben, l'es-poir, die Hoffnung, le nez, die Nase.“ Ende der Silbe ist hier die Schriftsilbe; die Regel ist aber materiell falsch, ebenso das Beispiel espoir, dessen e offen ist. Hunziker spricht S. 4 von einer stummen Silbe in vare; es mufs Silbe mit stummem e heifsen. S. 13 ist Suétone durch ßue- statt durch ßü-e- figuriert. S. 21: „ont‿été wird gesprochen ont'été, nicht ontété“ (!). Die phonetischen Bemerkungen im Anfang verraten Studium, enthalten aber einige Irrtümer, deren Erörterung hier zu weit führen würde.

Aus dem grammatischen Teil hebe ich folgendes hervor: 1. Breitinger. Der zweite Teil ist nach dem ersten zu schwierig; ich bezweifle, dafs er sich unmittelbar an denselben anreihen lassen wird. Im 1. Hefte, S. 25, heifst es: „Substantive auf al und ail (statt: und einige auf ail) bilden den Plural auf aux.“ Im 2. Hefte lautet ein deutscher Übungssatz auf S. 57: „Meine arme Mutter ist ohne Schmerzen erloschen (sic).“ 2. Eisenmann. S. 28 ist die Regel über das Genus von les gens materiell nicht ganz richtig, auch ist der Ausdruck falsch: „Das Feminin hat eine besondere, hörbare Form. S. 29 wird irrtümlich angegeben, dafs enfant weibliches Geschlecht nur im Singular haben könne. Der Ausdruck ist schlecht in der Regel S. 94: „Plusieurs wird, jedoch nur mit dem ausgelassenen subst. hommes, auch substantivisch gebraucht.“ S. 144 wird coucher unter den

Verben, welche ihr Perfekt mit avoir und être bilden, aufgeführt; so auch bei Plötz. Aber être couché Rac., Plaideurs I, 1 ist ganz vereinzelt. S. 206 wird gesagt, de (en) sorte que, de façon que, de manière que ständen mit dem Indicatif oder Subjonctif; der Unterschied wäre anzugeben gewesen. S. 292 ist die Angabe über den Unterschied zwischen dans und en wenig klar. Ne in je n'ai garde soll nach S. 298 die Negation sein; es ist aber Scheideform von en (afrz. ene erzielt einmal ne, das andere mal en) und hat mit der Negation ne gar nichts zu thun. Der Schüler braucht darüber vielleicht nicht belehrt zu werden; jedenfalls aber darf ihm nichts Falsches gesagt werden. 3. Hunziker. Der allzu kleine Druck bei C. (Fragen) ist zu rügen. Nach S. 20 sollen sich an und année so unterscheiden, dafs ersteres das Jahr als Zeitpunkt, année das Jahr als Zeitdauer bezeichnet. In den Beispielen heifst es mon frère a trois ans, und hier soll an einen Zeitpunkt bedeuten. S. 80 ist die Unterscheidung von faute und défaut („le défaut, Fehler, der im Charakter, in der Sache liegt") schlecht; „im Charakter" ist zu eng, „in der Sache" ist nicht deutlich. 4. Körbitz. 1. Kursus: S. 31 heifst es ungenau: „Wenn tous nach seinem Substantiv steht, so sprich touce." Man nehme etwa die Sätze: Nous sommes tous venus und Tous viennent. S. 72, Z. 10 v. o. embrassas Druckfehler für embrassa. 2. Kursus. S. 28 wäre der geistreiche Satz: „Der Genetiv des Teilungsartikels müfste zwar eigentlich de du pain heifsen, derselbe wird aber ..." besser fortgefallen. Auch ist der Ausdruck nicht korrekt, da gemeint ist „der Genetiv des mit dem Teilungsartikel versehenen Substantivs". Die Behandlung der Modus- und Tempuslehre kann auf strenge theoretische Richtigkeit keinen Anspruch machen. Das gilt freilich im ganzen von dem Körbitzschen und auch dem Breitingerschen Buche, dafs sie in Inhalt und Methode sich lediglich das praktische Ziel stecken, die Aneignung eines bestimmten sprachlichen Stoffes in kürzerer Zeit zu bewältigen; wir halten das Elementarbuch von Hunziker gleichwohl auch praktisch für wesentlich besser.

Das Brandtsche Büchlein ist eine kurze Zusammenstellung der Regeln der Formenlehre und Syntax auf dem Raume von 51 Seiten. Es entspricht seinem Zwecke durchaus, doch finden sich einige Ungenauigkeiten. S. 10: „Bleu bildet (im Plur.) ausnahmsweise bleus," und die Regel ist? S. 11 poeme statt poème. S. 29 Brétagne irrig mit Accent aigu. S. 35: „Die Adjektiva nu, nackt, demi, halb und feu, verstorben, sind unveränderlich, wenn sie vor dem Hauptworte stehen, veränderlich dagegen, wenn sie dem Hauptworte nachgesetzt sind." Diese Regel ist für feu falsch. S. 50: „Im allgemeinen kann man die Verse mit gerader Silbenzahl dem jambischen, die mit ungerader Silbenzahl dem trochäischen Rhythmus zuerteilen, nur darf derselbe beim Lesen nicht dominieren." Nur wenige lesen: Oui, jé viens dáns son témple adórer l'Éternél. Auf derselben Seite wird von einer „stummen Silbe" (statt: einer Silbe mit stummem e) geredet und gesagt, das e in tuerai sei im Verse stumm. Nur im Verse? —t—.

Dr. J. W. Zimmermann, Schulgrammatik der englischen Sprache für Realgymnasien und andere höhere Schulen. Erster Lehrgang. Naumburg a. d. S., Alb. Schirmer.

Wer die Entwickelung der englischen Schulgrammatik in den letzten Jahrzehnten genauer verfolgt und Gelegenheit gehabt hat, einige der am meisten verbreiteten unter den betreffenden Lehrbüchern selbst beim praktischen Unterrichte zu prüfen, der wird bei unbefangenem Urteil anerkennen müssen, dafs Dr. J. W. Zimmermann als Verfasser eines „Lehrbuch der engl. Sprache" und einer gröfseren „Grammatik" mit zwei Stufen von „Übungsstücken" in verdienstlicher Weise für eine Gestaltung

Digitized by Google

des Unterrichts gewirkt hat, welche für die untere Stufe ebensowohl vernünftig didaktischen Anforderungen entspricht, wie bei der oberen Stufe die Bedürfnisse strengerer Wissenschaftlichkeit anstrebt. In dem Lehrbuch, das vor kurzem in 34. Auflage erschienen ist, war z. B. zuerst die Einrichtung getroffen, den Schüler in ganz methodischer Weise in die schwierige englische Aussprache einzuführen und diese zugleich mit den Elementen der Formenlehre zu verarbeiten. Wenn man aus eigenen praktischen Erfahrungen weiſs, zu welcher Sicherheit in Lesen und Aussprache die Schüler bei einem solchen Verfahren gelangen, wie traurige Resultate dagegen mit Büchern erzielt werden, die nicht so angelegt sind, so wird man am besten den Fortschritt zu schätzen wissen, welcher durch die genannte Einrichtung erzielt wurde; es ist deshalb auch begreiflich, daſs dieselbe seither vielfach nachgeahmt worden ist.

Die englische „Grammatik“ hinwieder, für obere Klassen, Studierende und Lehrer berechnet, enthält ein reiches Material an guten und schönen Beispielsätzen; die Regeln sind zwar nicht ganz in encyklopädischer Vollständigkeit aufgeführt, dafür aber in faſsliche Form gebracht, wie auch die ganze Anordnung des Stoffes als klar und übersichtlich zu bezeichnen ist. Während nun die genannten Schulbücher vom Standpunkt der Schulpraxis aus (ganz besonders z. B. in einer westfälischen Direktorenkonferenz) volle Anerkennung gefunden haben, hat sich die theoretische Kritik nicht immer in gleich günstiger Weise über sie ausgesprochen. Die verschiedenen Ausstellungen, die da und dort gemacht wurden, bezogen sich aber meistens nur auf Einzelheiten, wie z. B. mehr oder weniger anfechtbare englische Ausdrücke und Sätze; sehr oft auch waren dieselben ungerechtfertigt, so daſs sie wiederholt in der Antikritik zurückgewiesen worden sind, während begründete Ausstellungen in späteren Ausgaben gebührend berücksichtigt wurden. Sicher ist, daſs keines der noch mehr verbreiteten Schulbücher von Plate, Degenhardt u. a. einer gleich scharfen Kritik standhalten würde; besonders in Behandlung der Aussprache können sich dieselben mit Zimmermann nicht messen.

Der jetzt erschienene „Erste Lehrgang“ des oben genannten Buches enthält die Grundzüge der Aussprache mit phonetisch geordneten Leseübungen, sowie die Wort- und Formenlehre mit den Elementen der Syntax nebst Übungsstücken, während in dem zweiten Teile die Wortbildung und Syntax in Verbindung mit Ergänzungen zur Formenlehre zur Behandlung kommen wird. Die Schulgrammatik nimmt also eine mittlere Stelle zwischen dem englischen „Lehrbuche“ und der ausführlichen „Grammatik“ ein; sie ist in strengem Anschluſs an die Erläuterungen zu den neuen preuſsischen Lehrplänen bearbeitet und besonders für Realgymnasien und andere höhere Schulen bestimmt. Die Behandlung der Aussprache geht von dem Grundsatze aus, daſs sich auch hierüber einzelne durchgreifende Regeln feststellen lassen, welche bei methodischer Anordnung selbst für den Anfänger leicht lehrbar seien. Befreit von den Fesseln einer planlosen und rein empirischen Behandlungsweise, sei der Schüler nicht mehr dem bunten Wirrwarr des blinden Zufalls überliefert und es werde so die mit dem ewigen Vor- und Nachsprechen verbundene Zeitvergeudung vermieden. Der erste Abschnitt des Buches bietet demnach eine Reihe einfacher, aber fester Regeln über die Aussprache, verbunden mit phonetisch geordneten Leseübungen; er ist jedoch bedeutend kürzer als im Lehrbuch, weil die deutschen Übungsstücke fehlen. Zudem ist es nicht nötig, alle diese Regeln fortlaufend durchzunehmen; es ist vielmehr dem Lehrer überlassen, auf manche derselben je nach Veranlassung und Bedürfnis im Laufe der Formenlehre zurückzukommen. Der ganze Abschnitt ist äuſserst lehrreich, und es ist darin auch den neueren phonetischen Forschungen in maſsvoller Weise Rechnung getragen; besonders beachtenswert sind die Regeln über die Aussprache des r, des scharfen und sanften s und th, wie auch über die Wortbetonung.

Wie in der Aussprache, ist auch in der Formenlehre durch Gliederung Einfachheit und Klarheit, durch Konzentration Kürze, durch Zusammenordnung Übersichtlichkeit angestrebt. Da zugleich mit der englischen Formenlehre die Elemente der Syntax verbunden sind, so ist schon in diesem ersten Lehrgang etwas relativ Vollständiges geboten. Die Regeln sind viel weniger verteilt als im Lehrbuch, und so ist der Fortschritt ein sehr rascher, wie denn z. B. im zweiten Kapitel gleich das ganze Hilfszeitwort to have und so nachher to be zur Behandlung kommt. Die unregelmäſsigen Zeitwörter kommen leider erst ganz am Schlusse des Buches, während sie, wenn auch vielleicht zunächst in etwas einfacherer Form, recht passend nach Kapitel 9 eingeschoben werden könnten und dann etwa nochmals in einem „alphabetischen Verzeichnis“ am Schlusse. Die Übersetzungsübungen sind nicht zusammenhängende Stücke, sondern einzelne, ziemlich gehaltvolle Sätze; diese bilden ja für den Anfangsunterricht das einzig geeignete Sprachmaterial, wie dies im Vorwort in treffender Weise begründet wird. Das entgegengesetzte Verfahren ist psychologisch ebenso unrichtig, wie wenn man im muttersprachlichen Unterricht den jungen Schüler mit kleinen Erzählungen beginnen lassen wollte, bevor er auch nur die Buchstaben an Silben und einzelnen Wörtern erlernt hätte. In dem Schluſsabschnitt dagegen, wo die Schüler bereits die Elemente der Grammatik kennen, findet sich eine schöne Zahl zusammenhängender Stücke, teils in englischer, teils in deutscher Sprache. Die Fassung der Regeln ist ebenso genau als klar und deutlich; eine so starke Anhäufung derselben, wie wir sie z. B. in den Lehrbüchern von Imm. Schmidt und Gesenius treffen, ist glücklicherweise vermieden: nichts ist in der That für einen gedeihlichen, auf Selbstthätigkeit des Schülers beruhenden Unterricht so hemmend als eine solche Einrichtung.

Wenn somit das Buch in didaktischer Beziehung unbestreitbar Anerkennung verdient und dem bewährten pädagogischen Takt und Talent des Verfassers nur Ehre macht, so ist es dagegen durch eine Recension (vom Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens 1884, Oktober) in fachwissenschaftlicher Beziehung scharf angegriffen worden. „Wenn auch überwiegend nach Regeln und Übungsmaterial empfehlenswert,“ so lautet das Haupturteil, „sei diese Schulgrammatik jedenfalls nur mit Vorsicht und unter Kritik eines kundigen Lehrers zu benutzen.“ In einer Antikritik (ib. 1885, Nr. 1) sind aber eine gröſsere Zahl der Ausstellungen als unbegründet oder zweifelhafter Art abgewiesen, einige andere auf das richtige Maſs bloſser Druckfehler zurückgeführt worden, und der ursprüngliche Recensent gesteht dann in einer Schluſsbemerkung zu, „daſs die (weiter unten zu erwähnenden) guten Seiten des Buches eine ausdrückliche Erwähnung verdient hätten, während die Einschränkung des empfehlenden Urteils eine zu scharfe Form erhalten habe.“ Dazu fällt nun noch in Betracht, daſs auf Veranlassung der genannten Besprechung mehrere Bogen des Buches vollständig umgedruckt worden sind, wodurch den meisten begründeten Einwendungen Rechnung getragen ist, wie Schreiber dieser Zeilen aus den ihm zugekommenen Abzügen sich selbst überzeugt hat. Aus diesen Gründen wird man wohl sagen können, daſs bei der Sorgfalt und Zuverlässigkeit, wie sie in den Zimmermannschen Lehrmitteln meistens sich kundgiebt, auch diese Schulgrammatik ohne Bedenken im Unterricht verwendet werden darf und daſs sicherlich Lehrer wie Schüler an dem überdies sehr schön ausgestatteten Buche ihre Freude haben werden. „Zweckmäſsige Behandlung der Aussprache, Faſslichkeit und nicht zu groſser Umfang der Regeln, angemessener Inhalt der Übungsstücke“ (v. Centralorgan) sind in der That Eigenschaften, welche ein englisches Schulbuch in hohem Grade zieren, und welche allein es zu einem im wahren Sinne guten und brauchbaren Lehrmittel machen, sollte sogar immer noch da und dort ein etwas zweifelhafter Satz oder Ausdruck stehen geblieben sein.

Digitized by Google

Es bleibt nun nur noch eine Frage zu besprechen, die bei der Schulbücherkritik unseres Erachtens nicht immer mit der wünschenswerten Schärfe und Sicherheit klar gestellt, oft sogar ganz übersehen wird, obgleich sie für die Unterrichtspraxis von höchster Bedeutung ist. Die gröfsten Mifserfolge des Lehrers rühren nämlich sehr häufig nur daher, dafs er es nicht verstanden hat, ein für die betreffende Altersstufe passendes Lehrmittel auszuwählen. Auf die blofsen Titelangaben ist eben oft kein Verlafs; oder es kommt auch vor, dafs dieselben nicht recht beachtet werden. Was Zimmermanns Schulgrammatik betrifft, so läfst sich mit Bestimmtheit sagen, dafs dieselbe wegen des darin eingeschlagenen raschen Ganges durchaus nur für Schulen pafst, wo der englische Unterricht bei schon ziemlich vorgeschrittenem Alter und verhältnismäfsiger geistiger Reife der Schüler begonnen wird; Realgymnasien und ganz besonders auch Gymnasien sind also die Anstalten, wo das Buch mit grofsem Vorteil gebraucht werden kann. Viele Lehrer werden es für vollkommen genügend erachten, diesen ersten Lehrgang durchzunehmen, um nachher der Lektüre um so mehr Zeit widmen zu können; wer nicht dieser Ansicht ist, wird in dem bald erscheinenden zweiten Lehrgange zweifellos eine entsprechende Fortsetzung finden.

Noch eine andere Art der Verwendung dieses Buches dürfte sich aber als sehr zweckmäfsig erweisen; wir meinen nämlich, dafs es auch treffliche Dienste leisten würde als Fortsetzung irgend eines ganz einfach gehaltenen Vorkursus oder Elementarbuches, wie die von Berg-Herrig, Westly-Albrecht u. a. Wer genügend praktische Erfahrung hat, wird zugeben müssen, dafs es doch immer wieder die Elemente sind, gewisse Punkte der Formenlehre, worüber auch bei vorgeschritteneren Schülern noch Verstöfse und Unsicherheiten bemerkbar werden. Mit einer Wiederholung der Hauptsachen aus der Formenlehre, zugleich mit den Elementen der Syntax, in neuer, ansprechender Form und rascherem Gang (wie gerade an der Hand dieses Buches möglich ist) könnte wohl in den meisten Schulen viel mehr erreicht werden, als mit den jetzt gebräuchlichen, weitläufigen Mittel- und Oberstufen von Plate, Degenhardt etc. So ist denn nur zu wünschen, dafs möglichst bald mit dieser Schulgrammatik zahlreiche praktische Versuche der einen oder anderen Art gemacht werden; sicherlich wird es kein Lehrer bereuen, der dies thut. Der gute Erfolg wird nicht ausbleiben, weil auf sicherer, längst durch die Erfahrung bewährter Bahn vorwärts geschritten wird.

Karlsruhe. Prof. J. Gutersohn.

J.-B. Bossuet, Ausgewählte oraisons funèbres, für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Völcker. Leipzig, B. G. Teubner. 115 S.

Man braucht hinsichtlich der Wertschätzung Bossuets nicht auf dem Standpunkte der Franzosen zu stehen, in deren collèges fast sämtliche oraisons des Bischofs von Meaux den Memorierstoff bilden, und kann diesem Schriftsteller doch eine mafsvolle Verwendung im Rahmen unserer Schullektüre zuweisen, wäre es auch nur der klassischen Prosa halber, die er bietet, und die der Schüler kennen lernen mufs. (Si des auteurs ont perfectionné notre langue avant l'Évêque de Meaux, celui-ci y a porté une empreinte de grandeur inconnue. d'Alembert, Éloge de Bossuet.) Die oben genannte Auswahl aus den sechs von Bossuet überhaupt veröffentlichten Reden bietet das für unsere höheren Lehranstalten etwa Wünschenswerte, nämlich die drei nach Inhalt und Form bedeutendsten: de Henriette de France, de Henriette d'Angleterre, de Louis de Bourbon. Einer jeden

geht ein Lebensabrifs der Person, die den Gegenstand derselben bildet, und dem Ganzen eine treffliche Skizze über Bossuet und die oraison funèbre überhaupt voran.

Die Anmerkungen halten sich frei von den Fehlern, die Münch in seiner Schrift „Zur Förderung des französischen Unterrichts" so drastisch rügt. Sie sind dem Standpunkte der Schüler oberer Klassen angepafst, und der Interpretation des Lehrers bleibt voller Spielraum gewahrt. Die musterhafte Sprache Bossuets bringt es mit sich, dafs sie meist sachlicher Natur sind. Grammatische Anmerkungen finden sich nur da, wo auffällige Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche vorliegen, oder wo ein kurzer Hinweis auf einen besonders instruktiven Fall angezeigt erscheint (z. B. S. 64, S. 25: „Ces royales mains; man beachte die Stellung des Adjektivs." Das ist doch wohl noch nicht mit der berühmten Anmerkung zu vergleichen: Man beachte die Wortstellung nach dont!).

Nur einige Bemerkungen dazu mögen hier Platz finden. Zu den Worten S. 77, § 72: La Providence divine pouvait-elle nous mettre en vue, ni de plus près, ni plus fortement, la vanité des choses humaines? sagt Völcker: „Ni de plus près, ni plus fortement statt: ou de plus près, où pl. f., eine nicht blofs bei B. vorkommende Ungenauigkeit." Da der Sinn des Satzes negativ ist, so erscheint der Ausdruck „Ungenauigkeit" ein bischen riskiert. Cf. über ni Schmitz S. 342, dessen Beispielen ich noch folgendes aus Mascaron, Or. de Turenne hinzufügen möchte: Je suis bien éloigné de croire que j'aie ni la sainteté ni la gravité du grand Ambroise. — Das jetzt nicht mehr gebräuchliche plutôt für plus tôt (S. 92, § 18) hätte eine Anmerkung verdient. — Die Fassung der S. 108 zu § 67 gegebenen Note ist keine glückliche: „Puis-je ne m'arrêter pas; eine abweichende Stellung der Negation." Der Schüler kommt zunächst auf den Gedanken, das Abweichende liege darin, dafs nicht puis, sondern arrêter verneint worden sei, während die dem Sinne nach zu arrêter gehörige Negation diesem richtig hinzugefügt worden ist (= je ne peux pas ne pas m'arrêter). Es wäre daher deutlicher zu sagen: „Abweichende Stellung der Negation pas" oder statt „abweichende" lieber „seltenere"; denn dafs pas hinter einem einfachen Infinitiv steht, ist nichts Vereinzeltes (Mätz. S. 628). Vergl. übrigens dagegen S. 58, § 8: Nous ne pouvons un moment arrêter les yeux sur la gloire de la princesse, sans que ... — S. 72, § 51 hätte noch persévérance finale = „das Beharren im Glauben bis ans Ende" in einer Anmerkung angegeben werden können.

Von Druckfehlern seien erwähnt: S. 41 étaient statt était; S. 64 ces statt ses; S. 70 le statt la; S. 73 empressement statt compressement; S. 49 tous statt tout; S. 53 ihrer statt ihre; S. 60 là statt la, épanchant statt épenchant; S. 62 rappelleront statt rappeleront; S. 85 réparer statt reparer; S. 93 de statt des; S. 94 éclat statt eclat; S. 95 répétait statt répetait; S. 97 est-ce là statt est-ce-là. S. 38 ist kurz hintereinander dreimal à statt a zu lesen. S. 91 (Anfang von § 17) ist der Satz arg durcheinander geraten. S. 111, Anm. zu § 79 soll es doch wohl heifsen: Wörter statt Worte. Beim Brechen der Wörter gn zu trennen, ist wohl nicht zu billigen (S. 7, 77, 109). Ebenso mufs S. 43 abgeteilt werden: des-tinée.

Die Paragrapheneinteilung innerhalb jeder Rede erscheint recht nachahmenswert. Auch dieser äufsere Vorzug bestärkt in dem Gefühle, dafs der Herausgeber sich unsere Ausgaben der alten Klassiker zum Vorbild genommen habe.

Zittau. R. Scherffig.

Digitized by Google

Lamprechts Alexander, herausgegeben von Karl Kinzel. — Germanistische Handbibliothek, herausgegeben von Julius Zacher. VI. Halle, Waisenhaus, 1885. LXXX und 543 S. 8.

Die älteren Ausgaben des Alexander entsprechen den heutigen Anforderungen nicht mehr; eine neuere enthält nur eine, freilich interessante Redaktion. So ist Kinzels Arbeit durchaus gerechtfertigt. Sie bietet hinter einer umfangreichen Einleitung, die sich über die Handschriften, die Historia de preliis, das Verhältnis der deutschen Dichtung zu ihren Quellen, ihre Sprache und Metrik, über Abfassungszeit u. a. ausspricht, zunächst die dem Baseler Texte eigentümliche Einleitung (S. 3—24), dann soweit der Vorauer erhalten ist, diesen neben dem Strafsburger (S. 26—172), endlich diesen allein (S. 173—385). Unter dem Text sind die entsprechenden Stellen der Hist. de preliis angeführt, wie denn auch an geeignetem Orte das romanische Alexanderfragment zwischen den beiden deutschen Redaktionen Platz fand. So wird ein klares Bild der Überlieferung gegeben, um so klarer, als der Herausgeber allen textkritischen Gelüsten widerstand und nur da am handschriftlichen Texte änderte, wo grobe und offenbare Verstöfse vorlagen. Einen eigenen Weg geht er in den Anmerkungen, die, anerkennenswert kurz gefafst, dem Sprachgebrauch des Denkmals in der poetischen Litteratur des 11. und 12. Jahrhunderts nachgehen und dadurch dem mhd. Wörterbuche eine ansehnliche Bereicherung schaffen.

Dr. R. Sonnenburg, Grammatisches Übungsbuch der französischen Sprache. Methodische Anleitung zur Einübung der syntaktischen Regeln. Berlin, J. Springer, 1884.

Der Verfasser, als Autor mehrerer tüchtiger Schulbücher vorteilhaft bekannt, bezeichnet das vorliegende grammatische Übungsbuch als eine notwendige Ergänzung zu jeder systematischen Grammatik. Dasselbe giebt über alle Teile der Grammatik eine Reihe von deutsch-französischen, und zwar ausschliefslich deutsch-französischen Beispielen, was im Vorwort gerechtfertigt wird. Ein zutreffendes Urteil über das Buch im ganzen wie im einzelnen wird unseres Erachtens nur die Erfahrung abgeben können; und dafs dasselbe an manchen Schulen eingeführt werden wird, ist ja bei der pädagogischen Bedeutung des Verfassers nicht zweifelhaft. L.

Digitized by Google

Miscellen.

Erörterung einer grammatischen Frage.

Über die Frage, ob es richtiger heifse z. B.: Die Redaktion des „Klavierlehr*er*“ oder: Die Redaktion des Klavierlehr*ers*, und ferner: Lied aus „*die* Meistersing*er*“ oder: Lied aus *den* Meistersing*ern* schreibt Prof. Dr. Sanders in Altstrelitz an den Redacteur des „Klavier-Lehrer“:

Ihrem Wunsche komme ich um so lieber nach, als eine fast gleichzeitig an mich ergangene ähnliche Anfrage einer anderen Redaktion mir schlagend beweist, wie gerade über die vorgelegte Frage in den gebildeten Kreisen noch Schwanken und Zweifel herrscht und wie die Beantwortung eine Lücke in meinem „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ ausfüllt.

Sie erlauben mir, dafs ich für diejenigen Ihrer Leser, denen das genannte Buch nicht zur Hand ist, eine Stelle aus dem Vorwort anführe.

„Es giebt,“ habe ich dort gesagt, „im Deutschen, wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind und gegen die sie deshalb niemals verstofsen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht — oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos — festgestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Falle nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt sind oder welche die richtigere oder vielleicht allein richtige sein dürfte.

Diese Zweifelfälle sind nicht blofs zahlreicher, sondern es ist auch die Unsicherheit in denselben gröfser, als man im allgemeinen glaubt und anerkennt. Um sich von diesem letzteren zu überzeugen und die verschiedenen Ansichten aufeinander platzen zu sehen, versuche man es nur einmal und werfe in eine gröfsere Gesellschaft Gebildeter plötzlich Fragen über derartige Zweifelfälle hinein, wie wir beispielsweise einige folgen lassen.“

Die dort als Beispiel angeführten Fragen übergehe ich hier, indem ich mich sofort zu der hier zu erörternden wende, nachdem ich nur noch die darauf folgende kurze Stelle aus dem Vorwort hergesetzt:

„In derartigen Zweifelfällen und überall da, wo für gebildete Deutsche in dem Gebrauch ihrer Muttersprache sich grammatische Schwierigkeiten herausstellen dürften, soll das vorliegende Buch schnelle und sichere Auskunft erteilen.“

Man wird nach dem Vorstehenden — und zwar mit Recht — wohl vermuten, dafs die hier zu erörternde Frage auch in dem genannten Buche

Digitized by Google

nicht ganz unbesprochen geblieben ist, und so werde ich mir denn erlauben, daraus im folgenden die betreffenden Stellen zu entlehnen und zu benutzen.

So findet sich dort auf S. 214a angegeben:

Ein Märchen — aus tausend und ein*er* Nacht oder (als unflektierter Buchtitel): — aus „Tausend und ein*e* Nacht".

Ich füge dafür und für einige andere Formen noch mehrere (buchstäblich genau mitgeteilte) Belege hinzu, vgl. mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" Bd. I, S. 353b s. v. *Ein* und Bd. II, S. 371b s. v. *Nacht*:

Nach einer Erzählung im ersten Teile von Tausend und Ein*er* Nacht.
Wieland (Stereotyp. Ausg., Leipzig 1855) IV, 1.

Das Märchen von „Tausend und ein*e* Nacht".
Heine, Romanzero 7.

Wie ein Märchen aus tausend und ein*er* Nacht.
National-Zeitung, 27. Jahrg., Nr. 463 (H. Prutz).

Ein Garten aus tausend und ein*e* Nacht.
(Maxim. v. Mexiko) Aus meinem Leben, 2. Aufl. (Leipz. 1867), III, 48.

Was sicherlich nicht zu dem Original von Tausend und ein*e* Nacht gehört. Konvers.-Lexikon (v. Brockhaus), 12. Aufl., XIV, 399.

Welch gut Geschick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tausend Ein*er* Nacht?
Goethe (40bänd. Ausg.) XII, 58 etc.;

ferner mit vortretendem Artikel:

Ein Märchen aus der tausend und ein*en* Nacht.
Ein Märchen aus der „Tausend und ein*e* Nacht".
Gallands Übersetzung der „Tausend und ein*e* Nacht".
Konvers.-Lex. (Brockhaus), 12. Aufl., X, 120.

Auch:

All die Wunder der Mythologie, der Mönchslegenden, der Tausend und ein*er* Nacht. Wieland a. a. O. XXXI, 398 etc.;

ferner:

Aus (In) *den* tausend und ein*en* Nacht.
Lichtenberg, Vermischte Schriften II, 383 u. IV, 366 etc.

Man sieht, daſs sich hier manche andere Fragen anreihen, wie z. B. über die richtige Abwandlung des „eine", über die Verbindung des „tausend und ein" mit der Einzahl oder mit der Mehrzahl etc.; aber diese in meinem „Wörterb. der Hauptschw." erörterten Fragen lasse ich hier, um mich nicht zu weit von dem zu behandelnden Gegenstande zu entfernen, beiseite, und bemerke nur noch in Bezug auf die Rechtschreibung, daſs man dem Titel da, wo man ihn als unveränderlich anführt, auch füglich das Geleit der Anführungszeichen nicht versagen darf, wie man richtig auch setzen wird und muſs:

Aus der Märchensammlung — oder: Aus dem Werke etc. — „Tausend und eine Nacht" etc.

In diesem Falle handelt es sich um einen Titel, der als solcher den bestimmten Artikel nicht vor sich hat, vergl. z. B. auch aus der National-Zeitung, 37. Jahrg., Nr. 66:

Ein Marschhymnus aus „Bilder aus dem Norden" von H. Hofmann.

Hier wird schwerlich ein Deutscher in die Versuchung geraten, in dem angeführten Titel statt des unveränderten „Bild*er*" nach der allerdings den Dativ regierenden Präposition „aus" den flektierten Dativ „Bild*ern*" zu setzen (s. u.); dagegen wird er, wenn er seinem natürlichen Sprachgefühl folgt, diese Form bei Hinzufügung des bestimmten Artikels (allein oder mit einem Begleitwort) nicht nur unbedenklich anwenden, sondern vor der unverändert gelassenen Form des Hauptwortes zurückschrecken. Er wird sprechen und schreiben:

Ein Marschhymnus aus den — oder: aus den bekannten etc. — „Bild*ern* (nicht Bild*er*) aus dem Norden" von H. Hofmann.

Lautete aber der Titel z. B. eines Ton- oder eines Dichtwerks nicht: „Bilder aus dem Norden“ (ein Hauptwort mit einem nachfolgenden adnominalen Zusatz), sondern wäre statt dessen ein einziges artikelloses Hauptwort (in der Mehrheit) gewählt, etwa „Nordbilder“, vergl. „Nordlandsbilder“, „Nordseebilder“ oder auch ein solches Hauptwort mit davorstehendem attributivem Eigenschaftswort, z. B. „Nordische Bilder“, so würde ein Deutscher, der unbefangen seinem Sprachgefühl folgt, doch mit Hinzufügung des Artikels etwa sagen:

Eine Probe aus *den* „Nord- od. Nordlands-, Nordsee-Bild*ern*“, wie auch: aus *den* „Nordisch*en* Bild*ern*“ von N. N.

Sollte der Titel unverändert (ohne das Dativ-n) bleiben, so würde die Einschaltung eines dem Titel vorangehenden, die Gattung bezeichnenden Hauptwortes sich empfehlen, z. B.

Eine Probe aus der Dichtung od. aus der Tondichtung od. aus dem Buche etc.: „Nordbilder“ etc. od. „Nordische Bilder“ von N. N.

Wollte man hier das die Gattung bezeichnende Hauptwort einfach weglassen, also z. B.

Eine Probe aus „Nordbilder“ oder: aus „Nordisch*e* Bilder“ von N. N., so würde daran sicherlich jedes unbefangene deutsche Ohr als an einer Härte und etwas Ungefügem Anstofs nehmen.

Es versteht sich jedoch wohl von selbst, dafs statt des dem flektierten Titel vorzusetzenden Artikels z. B. auch ein besitzanzeigendes Fürwort oder ein besitzanzeigender vorangestellter (sogenannter „sächsischer“) Genitiv eintreten kann, z. B.:

Herr N. N. hat in seinen „Nordlandsbilder*n*“ (oder: in seinen „Nordische*n* Bilder*n*“) eine grofse Begabung an den Tag gelegt,

oder:

In Herrn N. N.s „Nordlandsbilder*n*“ (oder: „Nordische*n* Bilder*n*“) zeigt sich eine bedeutende Begabung etc.

Vergl. z. B. auch:

Lessing hat seinen Epigrammen den Titel „Sinngedichte“ gegeben. In Lessings (oder: In seinen) „Sinngedicht*en*“ — wie: In den „Sinngedicht*en*“ Lessings — begegnen wir überall dem treffendsten Witze.

Von den angeführten Versen steht der eine in Uhlands „Gedicht*en*“, der andere in Heines „Letzt*en* Gedicht*en*“.

Die dabei den Titel einschliefsenden Anführungszeichen heben hervor, dafs das Eingeschlossene eben als Titel eines Werkes, nicht als Gattungsname zu fassen ist. Es ist offenbar nicht gleichgeltend und gleichgültig, ob gesetzt wird:

In Heines „Letzten Gedichten“ — oder: In Heines letzten Gedichten (wobei man auch auf den grofsen und den kleinen Anfangsbuchstaben in dem attributiven Eigenschaftswort achte). Natürlich kann der Titel als solcher auch auf andere Weise hervorgehoben werden, z. B. in der Schrift durch Unterstreichen, im Druck durch Sperren oder durch eine abstechende Schriftgattung etc.

Dagegen widerstrebt es, wie gesagt, dem unbefangenen deutschen Sprachgefühl und Ohr, hier den Titel ohne Artikel oder besitzanzeigenden Ersatz desselben flexionslos zu setzen, also etwa — ohne das in eckige Klammern Eingeschlossene —

Der Vers steht in [dem Buch] „Letzt*e* Gedicht*e*“ von Heine, oder: in Heines [Buch] „Letzt*e* Gedicht*e*“,

ganz abgesehen davon, dafs solche erkünstelte Unterscheidung in anderen Fällen auch ihren vermeintlen Wert verliert, wie in dem folgenden:

Der Vers steht in [der Gedichtabteilung] „Balladen und Romanzen“ von Uhland,

vergl. (unter Hinzufügung des Artikels):

in den „Balladen und Romanzen“ von Uhland etc.

Digitized by Google

Ist der Titel eines Werkes ein artikelloser Eigenname, so kann oder muſs innerhalb des Satzgefüges doch oft der Artikel hinzutreten. Um die Grenzen dieses Aufsatzes nicht allzu weit auszudehnen, verweise ich hier auf das in meinem „Wörterb. der Hauptschw.“ (auf S. 73 ff. unter dem Abschnitt: „Bezeichnung von Abhängigkeitsverhältnissen durch Artikel und Präpositionen statt Kasus“ und auf S. 225 ff. unter dem Abschnitt „Personennamen“) Gesagte, das im allgemeinen unter Berücksichtigung des im vorstehenden Auseinandergesetzten genügen dürfte. Ich beschränke mich absichtlich hier auf weniges, zum geringeren Teil von dort Entlehntes, zum gröſseren es Erweiterndes.

Sehr bezeichnend ist es, daſs es z. B. bei Goethe a. a. O. XXVII, S. 6 heiſst:

Die Anfänge *des Wilhelm Meister* wird man in dieser Epoche auch schon gewahr

und gleich auf der folgenden Seite ohne Artikel, mit dem Genitiv-s:

Die Anfänge *Wilhelm Meisters* [od. *Meister's*] hatten lange geruht.

In dem Titel „Wilhelm Meister“ ist Meister ein Eigenname; hieſse aber der Titel z. B. einer Erzählung in umgekehrter Reihenfolge: Meister Wilhelm, so wäre hier Meister ein Gattungsname, der jedoch in solcher Verschmelzung (s. a. a. O.) im Genitiv auch unverändert bleiben würde (und zwar nicht bloſs, wo es sich um einen Büchertitel etc. handelt), z. B.: Meister Wilhelm*s* Gesellen oder: Die Gesellen *des* Meister Wilhelm etc., also z. B. auch:

Der Schluſs des „*Meister Martin und seine Gesellen*“ von E. T. A. Hoffmann.

Man beachte dabei, daſs hier natürlich auch der mit *und* hinzugefügte Teil des Buchtitels unflektiert bleibt, weil er eben mit dem Vorangehenden zusammen ein unverändert zu lassendes Ganze bildet (s. u.), vergl. dagegen, wo es sich nicht um den Titel der Erzählung handelt:

Die Küferthätigkeit *des Meister Martin* [oder: Meister Martins] und seiner Gesellen.

Wir führen hier zum Abschluſs nur noch an:

Vater Homer*s* Gedichte oder: Die Gedichte Vater Homer*s*, auch: Die Gedichte *des* Vater Homer, aber nicht füglich: Die Gedichte *des* Vater Homer*s* etc., vergl.: In der Anfangsstrophe *des* „Ritter Toggenburg“ von Schiller.

Bisher haben wir Fälle betrachtet, in denen dem Titel eines Schriftwerkes der Artikel hinzugefügt wurde; anders verhält es sich, wo der Artikel bereits im Titel als zugehöriger Bestandteil desselben sich findet.

Wir beginnen hier mit dem einfachsten Falle, wo der Titel eben nur aus einem einzigen Hauptwort mit zugehörigem Artikel besteht, z. B. als Titel von Zeitschriften:

„Der Hausfreund“, „Der Westbote“, „Der Freisinnige“ etc.; „Die Gegenwart“ etc.; „Das Ausland“ etc.; „Die Grenzboten“ etc.

Ganz unverändert bleibt ein solcher Titel nur da, wo ihm der entsprechende Gattungsname, hier also „Die Zeitschrift“ etc. vorangestellt ist, z. B.:

In der Zeitschrift „*Das Inland*“ etc.

Siebenpfeiffer als Herausgeber des Blattes: „*Der Westbote*“.

Rotteck und Welcker waren die Herausgeber der Zeitschrift: „*Der Freisinnige*“.

Schottländer ist der Verleger des Familienblattes: „*Der Hausfreund*“ etc.

Sonst unterliegt im Satzgefüge wenigstens der Artikel regelmäſsig der Flexion und die Folgerichtigkeit gebietet dann wohl unabweislich auch die entsprechende Flexion des zugehörigen Hauptwortes. Wer — wie man das allerdings nicht selten findet — z. B. setzt:

Der Verleger — Der Herausgeber — In den Spalten etc. *des „Inland“*, — *des „Hausfreund“*,

Digitized by Google

weil er den Titel als unveränderlich betrachtet, übersieht zuerst, dafs gerade er den Titel nicht unverändert läfst. Er müfste, wollte er seinen Grundsatz durchführen, vielmehr setzen:

In den Spalten *des* „*das Inland*“.

Der Herausgeber *des* „*der Hausfreund*“.

Die von ihm angewandte Ausdrucksweise würde selbst nach seinem Grundsatz nur dann richtig sein, wenn der Titel des zu bezeichnenden Blattes ohne Artikel lautete: Inland, Hausfreund.

Zweitens müfste er folgerecht seine Ausdrucksweise auch da durchführen, wo das Hauptwort schwache Abwandlung hat, d. h. im Genitiv nicht auf -s, sondern auf -n ausgeht.

Welche deutsche Zunge und welches deutsche Ohr aber sträubt sich nicht aufs entschiedenste gegen Ausdrucksweisen wie:

In *dem* „Freisinnig*e*“ — In den Spalten *des* „Freisinnig*e*“.

Die Herausgeber *des* „Freisinnig*e*“, *des* „Westbot*e*“.

Einzig richtig erscheint demnach, wie gesagt, die Flexion des Hauptwortes in Übereinstimmung mit dem zugehörigen Artikel, wobei man füglich das Hauptwort, um es als Titel hervorzuheben und somit von dem gleichlautenden Gattungsnamen zu unterscheiden, in Anführungszeichen einzuschliefsen oder (s. o.) sonst irgendwie besonders bemerklich zu machen hat, also z. B.:

Jean Paul in den „Flegeljahren“, in dem Roman „Die Flegeljahre“. Im „Inland“. In den Spalten des „Inlands“. Im „Freisinnigen“. Die Herausgeber des „Freisinnigen“. Das Verbot des Siebenpfeifferschen „Westboten“. Der Absatz des bei Schottländer erscheinenden „Hausfreundes“ etc. etc.

Wollte man aber z. B. genau zwei Zeitschriften unterscheiden, von denen die eine blofs (ohne Artikel) „Hausfreund“, die andere „Der Hausfreund“ heifst, so würde man den entsprechenden Gattungsnamen (Zeitschrift, Familienblatt etc.) hinzufügen müssen:

Der Absatz der bei Schottländer erscheinenden Zeitschrift „Der Hausfreund“ u. s. w.

Danach heifst es auch, um auf die an die Spitze gestellte Frage zurückzukommen, richtig:

Die Redaktion des „Klavierlehrer*s*“,

vergl. ferner z. B.:

Lortzing ist der Komponist des „Wildschütz*en*“ und des „Waffenschmied*s*“.

Die Ouverture des „Freischütz*en*“ von Weber etc.

Dafs die Fortlassung der Flexionsendung hier nicht von allen als störend empfunden wird, habe ich gesagt, aber es darf dies nicht befremden, da — abgesehen von dem Titel — sich derartige Nachlässigkeiten auch sonst finden, siehe in meinem „Wörterb. der Hauptschw.“ etc. S. 104a, wo ich z. B. aus einem Werke der Gräfin Ida Hahn-Hahn angeführt habe:

Den kurzen anstofsenden Tritt meines Langohr [statt Langohr*s*] u. a. m. und ebenda S. 105b über die Formen des Dativs und des Accusativs der Einzahl: dem und den Schütz statt Schütz*en*, siehe z. B.:

Sie wendete sich zum *Schütz*.

Auerbach, Neue Dorfgeschichten I, 45, 171 etc.

Eine neue Bestätigung und Verstärkung aber erhält die aufgestellte Regel durch die Betrachtung des Falles, wo der Titel aufser dem Hauptwort und dem dazu gehörigen Artikel noch ein dazwischen stehendes Eigenschaftswort (oder mehrere) enthält. Hier fügen sich unbedingt Artikel und Eigenschaftswort der durch das Verhältnis im Satzgefüge erheischten Flexion, die somit auch für das verbundene Substantiv eintreten mufs. Wenige Beispiele werden genügen:

Digitized by Google

Die Redaktion — der Zeitschrift: „Das Neue Blatt“ oder: — *des* „Neuen Blatt*es*“.

Hebel als Herausgeber — der Volksschrift „Der Rheinländische Hausfreund“ oder: als Herausgeber *des* „Rheinländische*n* Hausfreund(*e*)*s*“ etc.

In dem Roman: „Der Deutsche Krieg“ oder: In dem „Deutschen Krieg(e)“ von H. Laube.

In den „Neuen Beiträgen“.

Der Komponist des „Fliegenden Holländer*s*“.

Die Geschichte des „Ewigen Jude*n*“ etc.

Hierbei macht es keinen Unterschied, ob der Artikel wirklich zum Titel gehört oder (s. o.) nur zur Bezeichnung des Kasusverhältnisses vorgesetzt ist, so z. B.:

In dem Feuilleton des „Stuttgarter Neuen Tageblatt(*e*)*s*“ etc.

Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des „West-östlichen Divan*s*“. Goethe a. a. O. IV, 155,

wo ich nur die verdeutlichenden Anführungszeichen hinzugefügt habe etc.

Tritt in dem Titel zu dem Hauptwort noch ein nachfolgender adnominaler Zusatz, so wird dadurch in dem Verhältnis nichts Wesentliches geändert und das Gesagte bleibt bei Bestand; es genügt daher hier die Anführung einiger Beispiele:

Wir finden das bei Schiller in sein*em* „Ring des Polykrates“, in *den* „Kraniche*n* des Ibykus“, in dem „Kampf mit dem Drachen“, dem „Gang nach dem Eisenhammer“, dem Graf*en* von Habsburg“, *dem* „Verschleiert*en* Bild zu Saïs“, dem „Mädchen aus der Fremde“, der „Antike an den nordischen Wanderer“ etc.

Vergl.: in seinen Gedichten: „*Der* Ring des Polykrates“, „*Die* Kraniche des Ibykus“ etc.

Heine in den „Bäder*n* von Lucca“, vergl.: in der Schrift: „*Die* Bäder von Lucca“ etc.

auch im Genitiv, z. B.:

Schiller hat den Stoff des „Kampfes mit dem Drachen“ — vergl.: den Stoff der Ballade: „Der Kampf mit dem Drachen“ — dem Abbé Vertot entlehnt. Woher hat er den Stoff des „Verschleierten Bildes zu Saïs“ — vergl.: des Gedichtes: „Das verschleierte Bild zu Saïs“ — genommen?

Das Textbuch — der „Meistersinger in Nürnberg“ oder: zu den „Meistersingern in Nürnberg“, auch (s. u.) verkürzt: zu den „Meistersingern“, siehe ferner, wo der Artikel nicht Bestandteil des Titels, sondern hinzugefügt ist, z. B.:

Lessing in den „Zerstreuten Anmerkungen über die Epigramme und einige der vornehmsten Epigrammatisten“.

Die Mitarbeiter der „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ — oder: an den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen etc.“ nannten sich auch „Bremer Beiträger“.

In der letzten Nummer des „Magazins für die Litteratur des In- und Auslandes“.

In dem 50. Bande des „Archivs für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen“ etc.

Derartige langatmige Titel werden bekanntlich, wo man kein Mifsverständnis zu befürchten hat, gern verkürzt, z. B.:

Die Mitarbeiter an den „Bremer Beiträg*en*“. Die Nummer des „Magazins“. Im 50. Bande des „Archivs“ etc.

Das erste Beispiel, in welchem niemand die Dativendung an dem Hauptwort unterdrücken wird, zeigt wohl, dafs man, wie schon oben bemerkt, füglich nicht setzen sollte: des „Magazin“, des „Archiv“, wie man ja auch im Genitiv nicht sagt: Die letzte Nummer des „Wendischen Bot*e*“, — des „Reichsbot*e*“, sondern: des „. . Bot*en*“ etc.

Digitized by Google

Eine besondere Beachtung verdient nun noch der Fall, wo der Titel aus mehreren durch nebenordnende Bindewörter (wie und, oder) verknüpften Hauptwörtern besteht; aber es scheint angemessen, vor der Erörterung dieses Falles den zu betrachten, in welchem der Titel eine Flexion anzunehmen unfähig oder wenigstens ungeeignet ist.

Gehen wir dabei von folgenden Beispielen aus:

Goethe hat in dem achten Buche seines Werkes — vergl.: in seinem Werke —: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ die mächtige Wirkung der Lessingschen Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ hervorgehoben.

In der akademischen Antrittsrede: „Was heifst und zu welchem Zweck studiert man Universalgeschichte?“ führt Schiller diesen Gedanken aus.

In dem Lustspiel: „Was ihr wollt“ von Shakespeare. In dem zweiten Akt des Lustspiels: „Was ihr wollt“.

Dies geflügelte Wort stammt — aus dem Lied: „An die Freude“ von Schiller — aus der letzten Strophe des Liedes: „An die Freude“ von Schiller.

Der Arie — oder: Dem Vortrag der sogenannten Buchbinderarie: „Ein Band der Freundschaft“ folgte ein Da-capo-Ruf etc.

Hier sind überall die in Anführungszeichen eingeschlossenen Titel ganz unverändert geblieben, während das Kasusverhältnis durch Flexion an den ihnen vorangeschickten Gattungsnamen bezeichnet ist. Versucht man nun, diese Gattungsnamen mit ihren attributiven Begleitwörtern einfach wegzulassen, so überzeugt man sich sofort, dafs dies — mit mehr oder minder Härte — ohne weitere Veränderung überhaupt nur da angeht, wo das Abhängigkeitsverhältnis durch eine Präposition bezeichnet ist. So kann das Eingeklammerte z. B. fortgelassen werden, wo es heifst:

In (dem Lustspiel): „Was ihr wollt“ von Shakespeare,

aber nicht, wo der Gattungsname im blofsen Genitiv steht:

In dem zweiten Akt (des Lustspiels) „Was ihr wollt“ etc.

Hier müfste, um das Abhängigkeitsverhältnis erkennen zu lassen, wenigstens der Artikel beibehalten werden oder als Ersatz dafür die Präposition *von* eintreten:

In dem zweiten Akt des (oder: von): „Was ihr wollt“ von Sh.

Ähnlich mufs dem blofsen Titel im reinen (d. h. nicht von einer Präposition abhängigen) Dativverhältnis zur Bezeichnung dieses Verhältnisses der Dativ des sächlichen Artikels vorgesetzt werden, vergl.:

Der Arie: „Ein Band der Freundschaft“ — und: Dem „Ein Band der Freundschaft“ folgte der Da-capo-Ruf.

wie auch (s. o.):

Dem Vortrag des (oder: von): „Ein Band der Freundschaft“ folgte der Da-capo-Ruf etc.

Sorgfältige Stilisten vermeiden im allgemeinen hier die Fortlassung des den Titel einleitenden Gattungsnamens, weil ihr eine bald minder, bald mehr hervortretende Härte anhaftet, wie man klar erkennen wird, wenn man die Fortlassung in den obigen Beispielen durchzuführen versucht. Die Härte tritt nur da sehr zurück oder, man kann fast sagen: sie verschwindet da, wo der Titel einer fremden Sprache angehört oder sonst in seiner allbekannten Fassung und Zusammenfassung sich doch gleichsam als ein einziger zusammengehöriger Ausdruck auffassen und behandeln läfst, wie z. B. (s. o.) in dem fast sprichwörtlichen „Was ihr wollt“, vergl. ferner:

Die Aufführung von [= des Lustspiels] „Viel Lärm um nichts“ von Shakespeare.

Malkolmi spielte den „Vater Märten“ in [dem Vorspiel]: „Was wir bringen“.

Der erste Akt von — eine Arie aus — [der Oper]: „Cosi fan tutte“ von Mozart.

Digitized by Google

Die Feier schlofs mit dem [Lied]: — mit der Absingung des [Liedes]: — „Gaudeamus igitur" etc.

Auf solche Beispiele indeklinabler Titel darf man sich aber natürlich nicht, wie dies von manchem geschieht, berufen, um auch für abwandlungsfähige Titel die Nichtabwandlung als Regel zu begründen. Wer in vermeinter Korrektheit z. B. schreibt und geschrieben wissen will (s. o.):

Aus „Die Meistersinger"

müfste folgerichtig auch den Titel im Genitiv unverändert bewahren und dürfte also nicht setzen:

Die Aufführung der „Meistersinger",

sondern etwa:

Die Aufführung des „Die Meistersinger"

oder wenigstens, wenn er den Artikel nicht vorsetzen will:

Die Aufführung von „Die Meistersinger" etc.

Ein Titel, der aus einem Hauptwort mit attributiven oder adnominalen Bestimmungswörtern besteht, ist deklinabel und demgemäfs dem Satzgefüge durch die gehörige Abwandlung einzuordnen; besteht dagegen der Titel aus einem Satz, so ist er indeklinabel und es darf natürlich nicht etwa ein an der Spitze stehendes Hauptwort darin der Abwandlung unterworfen werden, z. B.:

Die Worte des [Liedes]: „Der Ritter mufs zu blut'gem Kampf hinaus" sind von Theodor Körner.

Karl Schall hat zu dem [Liede]: „Der Ritter mufs zu blut'gem Kampf hinaus" eine auf Körner bezügliche Schlufsstrophe hinzugedichtet, — wobei — wenn auch, wie gesagt, nicht ganz ohne stilistische Härte — der dem Titel vorangehende eingeklammerte Gattungsname fortbleiben kann.

Ähnlich auch z. B., wo der Titel ein unvollständiger Satz ist, wie:

In Calderon, dem Dichter von „Das Leben ein Traum".

Konvers.-Lex. XIII, 912.

= dem Dichter des Dramas (oder: Schauspiels, Stücks etc.): „Das Leben ein Traum".

Siehe ferner z. B.:

Die Aufführung des [Lustspiels]: „Der Neffe als Onkel". — Als Champagne in [dem Lustspiel]: „Der Neffe als Onkel".

Nach dieser Vorbereitung komme ich nun auf den schon oben erwähnten, für den Schlufs aufbewahrten Fall zurück, dafs der Titel aus mehreren durch nebenordnende Bindewörter verknüpften Substantiven besteht. Stehen dabei diese Hauptwörter ohne Artikel oder andere attributive Begleitwörter, so ist nur sehr wenig zu bemerken. Vergl.:

Die Aufführung des Ballets: „Flick und Flock" und dafür: Die Aufführung — des „Flick und Flock" oder häufiger: von „Flick und Flock", und so auch z. B.:

Die Aufführung etc. — von „Robert und Bertram", von „Zar und Zimmermann", von Lorbeerbaum und Bettelstab", von „Kabale und Liebe" etc, auch:

Die zehnzeilige Strophe in Schillers [Ballade]: „Hero und Leander" zerfällt in zwei Hälften von je sechs und vier Versen.

Ich glaube hier nur auf das eine besonders aufmerksam machen zu müssen, dafs eine solche indeklinable Zusammenfassung, unabhängig von dem Geschlecht der verbundenen Hauptwörter, richtig als Neutrum aufzufassen und zu behandeln ist.

Allerdings ist Wahrheit sowohl wie Dichtung ein weibliches Hauptwort; aber man nehme z. B. den Satz (s. o.):

Goethe hat in „Wahrheit und Dichtung" die mächtige Wirkung der Lessingschen Abhandlung hervorgehoben etc. =

in seiner Lebensbeschreibung (oder: in seinem Buche, Werke): „Wahrheit und Dichtung".

Digitized by Google

Will man hier dem Titel das besitzanzeigende Fürwort hinzufügen, so müfste es nicht heifsen:

In sein*er* „Wahrheit und Dichtung“,

sondern:

In sein*em* „Wahrheit und Dichtung“,

und so beruht es auch nur auf einem — durch einen übereifrigen Druckberichtiger verursachten — Setzfehler, wenn es in meiner „Geschichte der deutschen Litteratur“ (2. Aufl.) § 157, Nr. 16 von der in Lessings „Emilia Galotti“ wehenden Luft heifst:

Es war dieselbe wie ... die Atmosphäre von Schillers später*er* „Kabale und Liebe“ statt: später*em*.

Die grammatische Schwierigkeit wäre (s. o.) vermieden durch die (im allgemeinen in allen ähnlichen Fällen zu empfehlende) Hinzufügung des dem Titel voranzustellenden Gattungsnamens:

Die Atmosphäre von Schillers späterem bürgerlichen Trauerspiel: „Kabale und Liebe“ etc.

Aber auch, wo die in dem Titel verbundenen Substantiva (oder auch nur eins davon) den bestimmten Artikel oder sonst ein deklinierbares attributives Begleitwort vor sich haben, dürfen dieselben doch hier füglich nicht flektiert werden.

Goethe schreibt (Bd. VI, S. 408) mit der, wie gesagt, zu empfehlenden Voranstellung des Gattungsnamens:

Prolog zum Lustspiel: „Alte und neue Zeit“ von Iffland.

Aber, auch wenn man minder gut den Titel unmittelbar von der Präposition „zu“ abhängen läfst, so dürfte es doch nur heifsen:

Prolog zu „Alt*e* und neu*e* Zeit“, nicht: zu alt*er* und neu*er* Zeit.

Vergl.: In Lortzings [Oper]: „Der Pole und sein Kind“, mit dem eingeklammerten Worte und ohne dasselbe; ferner (s. o.):

Der Schlufs des [wie: der Erzählung]: „Meister Martin und seine Gesellen“ von E. T. A. Hoffmann.

Schiller hat in seinem [Gedicht]: „*Das* Ideal und *das* Leben“ später einige Strophen getilgt.

Mit [den beiden Gedichten]: „*Der* Edelknabe und *die* Müllerin“ und „Der Junggesell und der Mühlbach“ machen [die darauf folgenden]: „Der Müllerin Verrat“ und „Der Müllerin Reue“ einen kleinen Roman aus.

Der in [der Ballade]: „Der Gott und die Bajadere“ vorkommende indische Name „Mahadö“ oder eigentlich „Mahadewa“ entspricht dem lateinischen „Magnus deus“ (grofser Gott) etc.

auch z. B.:

Die erste Aufführung des [oder: der Oper]: „Don Juan oder der steinerne Gast“ etc.,

vergl. auch, wo der mit dem gleichsetzenden *oder* angeknüpfte Teil des Titels eine indeklinable Wortverbindung ist:

Die erste Ausgabe des „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ erschien 1766.

Zu Goethes Faust.

Im zweiten Teil von Goethes Faust (Akt I, Vers 1695 ff.) finden wir eine mit „Hell erleuchtete Säle“ überschriebene Scene, welche uns den Mephisto als Wunderdoktor vorführt. Zuerst bittet ihn eine Blondine um ein Mittel gegen Sommersprossen. Mephisto antwortet:

Nehmt Froschlaich, Krötenzungen, kohobiert,
Im vollsten Mondlicht sorglich destilliert
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgestrichen.

Digitized by Google

Dann kommt eine Braune, die an einem erfrorenen Fufse leidet:

Mephisto: Erlaubet einen Tritt von meinem Fufs.
Braune: Nun, das geschieht wohl unter Liebesleuten.
Mephisto: Mein Fufstritt, Kind, hat Gröfsres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt';
Fufs heilet Fufs, so ists mit allen Gliedern.

Er tritt die Leidende auf den Fufs, sie geht — nach seiner Versicherung: geheilt — von dannen, um einer Dame Platz zu machen, die ein Mittel gegen die Untreue ihres Mannes verlangt. Mephisto giebt ihr eine Kohle, mit dieser soll sie dem Ungetreuen einen Strich auf das Gewand machen und dann die Kohle trocken verschlingen. Die Kohle „kommt von einem Scheiterhaufen, den wir sonst emsiger angeschürt".

Während nun die letzte Kur als auf Aberglauben beruhend, als „sympathetisch" gar nicht zu verkennen ist, haben Faust-Erklärer aus den bei der zweiten Heilung vorkommenden Worten „Gleiches zu Gleichem" auf eine Persiflage oder dergl. des Hahnemannschen Similia similibus curantur geschlossen, auch wohl die erste Kur für allopathisch, die Allopathie verspottend etc. ausgegeben. Dies ist jedoch ein Irrtum: alle drei Kuren beruhen auf dem Grundsatz „Gleiches zu Gleichem", einem Grundsatz, der im Volksaberglauben, namentlich bei Krankenheilungen eine grofse Rolle spielt, und alle drei Kuren sind demnach in eine Kategorie zu stellen. Bezüglich der erwähnten Gleichheit des Leidens oder des kranken Gliedes mit dem angewandten Gegenmittel weifs sich der Aberglaube wunderbar zu helfen: bald ist es die Form, bald die Farbe, bald der Name oder sonstige Eigenschaften, welche Gleichheit aufweisen. So wendet man gegen die unter dem Namen Ziegenpeter bekannte Halskrankheit einen Ziegenstrick an, den der Kranke um den Hals schlingt (man kann ihm doch nicht eine Ziege selbst und daneben auch noch einen Peter aufhalsen!); „gegen Ohrenklang (Ohrenläuten) hilft Glockenstrang", den man ausriefelt und in die Ohren stopft; gegen Wasserschneiden (Blasenschmerzen) kocht man Thee aus einer Pflanze, die eine blasenförmige Blüte hat. Ja, dieses Similia similibus curantur ist selbst bei dem rein abstrakten Wunderglauben zu finden: siehe deshalb „die Wallfahrt nach Kevlaer" von H. Heine.

Die Gleichheit zwischen Leiden und Mittel auch für die erste und die dritte Kur Mephistos nachzuweisen, ist leicht. Sommersprossen und Froschlaich haben ziemlich gleiche Form und Farbe; und die Zunge der für giftig gehaltenen Kröten galt vielleicht als Urheberin von Sommersprossen; jedenfalls hat man sie für fähig gehalten, Flecke auf der Haut zu erzeugen und der letzteren ein gelbes, schuppiges Aussehen zu verleihen, wie solches ähnlich die Kröten haben. — In der dritten Kur liegt die Gleichheit etwas versteckter, immerhin ist sie nicht schwer herauszufinden: eine Hexe wird durch die andere lahm gelegt. Die Dame sucht Abhilfe für die Untreue ihres Mannes bei einem völlig Fremden, der auf den Mann nicht direkt einwirken kann, dem sie Wunderkraft, Zauberkraft zutraut; dafs sie die Ursache ihres Leidens nicht bei sich selbst sucht, liegt auf der Hand, der Mann ist nach den Begriffen seiner Frau nicht blofs verführt, wie wir sagen würden, — nein, er ist behext. Der Scheiterhaufen, von welchem die Kohle herrührt, ist (wie Löper richtig vermutet) der Scheiterhaufen einer Hexe, die Kohle vielleicht ein Knochen von dieser (der Scheiterhaufen wäre „sonst [wenn Mephisto nicht gerade einen solchen verkohlten Knochen hätte erlangen wollen?] emsiger angeschürt"; zum wenigsten sind in der Kohle Teile von der Hexe, weil diese darauf gebraten wurde. Die Dame soll zunächst das Gewand des Ungetreuen mit der Kohle bestreichen und dann diese selbst trocken verschlucken, damit sich die Hexenteile dauernd mit ihrem Körper verbinden und ihren Mann dauernd an sie fesseln. Die Künste der verführerischen Hexe werden dadurch unwirksam gemacht.

Digitized by Google

Läfst sich somit nachweisen, dafs alle drei Heilungen auf dem Grundsatz „Gleiches zu Gleichem“ beruhen und dafs die erste und dritte eine Schilderung des Aberglaubens enthalten, so läfst sich kaum noch zweifeln, dafs Goethe auch bei der zweiten Kur lediglich den Aberglauben vor Augen gehabt hat. Es sei gestattet, deshalb folgende Vermutung auszusprechen. Für Fufsleiden wurden Mittel verwendet, welche mit „Fufs“ dem Namen oder der Form nach verwandt sind. Eine besondere Rolle spielten hierbei Pflanzen mit Namen wie Teufels- oder Satans-Fufs, -Klaue, -Zehe u. dergl. Bei Abfassung der betreffenden Faust-Scene kam Goethe, der sich für Volksgebräuche etc. ungemein interessierte, auf den Gedanken, den Teufel als Mittel gegen Fufsleiden nicht die Pflanze Teufelsfufs etc. anraten zu lassen, sondern dieses Mittel zu personifizieren; damit hat der Dichter zunächst eine dramatisch lebhafte Wirkung erzielt, dann aber auch wieder etwas in die Dichtung „hineingeheimnist“. — Auch aus dem Umstand, dafs Mephisto der Dame sagt, sie solle die Kohle trocken verschlingen, „nicht Wein, nicht Wasser an die Lippen bringen“, geht des Dichters tiefe Kenntnis vom Aberglauben hervor. Wasser ist dem Fürsten der trockenen Hölle und seinen Dienern und Werken zuwider. Der Glaube ist heute noch nicht ausgestorben, dafs es Leute giebt, die mit dem Teufel im Bunde stehen; wenn man von solchen Teufelsbündnern Geld bekommt, dann kehrt es wohl zu diesen zurück; um nun aber zu wissen, ob man einfach bestohlen wird oder ob man behextes Geld bekommt, mufs man das Geld in ein Glas Wasser werfen: ist es behext, dann wogt es im Glase auf nieder, es will heraus aus dem feindlichen Element, aber vergeblich. —

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich erwähnt, dafs sich von dem bei Shakespeare (Romeo und Julia) vorkommenden „to show the fig“ und dem damit in Verbindung stehenden Aberglauben ein ziemlich kräftiges Überbleibsel bis auf den heutigen Tag erhalten hat. „To show the fig“ bedeutet, wie bekannt, ursprünglich eine unanständige Gebärde (sagen wir: eine „entgegengesetzte Verbeugung“), mittels welcher man einen Zauber brechen zu können vermeinte; die Verbeugung und die sie begleitende Erscheinung des unter „fig“ zu verstehenden Körperteiles wurden aber so zu sagen imitiert mittels dreier Finger. Natürlich fühlte sich der durch solche Gebärde Abgewiesene stark beleidigt, herausgefordert; darum ist die betr. Shakespeare-Stelle etwa zu verdeutschen: „Soll ich ihn anrempeln?“ — Ebenso ist bekannt, dafs abergläubische Mütter oder Wärterinnen, wenn man das gesunde Aussehen ihrer Kinder oder Pfleglinge lobt, in diesem Lobe eine „Beschreiung“ des Kindes, ein „Berufen“ von Unheil erblicken, sobald mit dem Lobe nicht zugleich der Schutz Gottes erfleht wird („behüte es Gott!“). Manche Mütter etc. brechen nun den gefürchteten Zauber, indem sie selbst die Schutzformel schleunig aussprechen; andere aber glauben ihr Kind nur dadurch vor Unheil schützen zu können, dafs sie an den „Beschreier“ eine nicht mifszuverstehende Aufforderung ergehen lassen, die diesen und das Kind betrifft, und dafs sie mit dieser Aufforderung auch wohl eine Entblöfsung des Kindes verbinden. L. I.

Zur deutschen Orthographie.

Dafs gewisse Substantiva, wenn sie den Charakter von Adverbien, Präpositionen oder Konjunktionen angenommen haben, auch in orthographischer Hinsicht als solche zu behandeln, d. h. klein zu schreiben sind — darüber herrscht im allgemeinen wohl kaum noch eine Meinungsverschiedenheit: vergl. *teils*, *anfangs*, *seitens*, *meinerseits*, *abends*, *nachts*, *vor-*

Digitized by Google

oder *nachmittags, beizeiten, jedenfalls, keinesfalls, jederzeit, zeitlebens, heutzutage, vorderhand, hierzulande* etc. Dagegen: *von einem grofsen Teile, von meiner Seite, in der Nacht, an jenem Tage, zu allen Zeiten, in keinem Falle, im Anfange des Krieges, zu seiner rechten Hand, in unserem Lande* etc. Von diesen Dingen soll also hier nicht weiter die Rede sein, obwohl auch hierüber noch manches zu sagen wäre. Es handelt sich vielmehr jetzt um ein Gebiet in der deutschen Orthographie, auf welchem gerade in unseren Tagen eine fast schrankenlose Willkür um sich gegriffen hat und auf dem eine Verständigung über die richtige Schreibweise ebenso wünschenswert wie schwierig ist. Übrigens wird man bald erkennen, dafs das Folgende mit dem oben Erwähnten nahe zusammenhängt.

Indem wir zur Sache übergehen, schicken wir zunächst einen Satz voran, der, wie er die Grundlage und den Kern aller folgenden Betrachtungen bildet, so auch der allgemeinen Zustimmung sicher sein darf. Wenn ein Substantiv mit einem anderen Worte, namentlich einem Verbum, zu einem Begriffe verschmolzen und gleichsam begrifflich mit ihm zusammengewachsen ist, so hat man diesem Umstande auch in der Schreibweise (durch Anwendung der kleinen Anfangsbuchstaben) Rechnung zu tragen. Demgemäfs schreibt man jetzt allgemein *teilnehmen, zu teil werden, zu grunde gehen, zu grunde richten, stattfinden, statthaben, stattgeben, zu statten kommen, von statten gehen, im stande sein, zu stande kommen, zu stande bringen, standhalten, zu gute kommen, zu wege bringen, zu nutze machen, bei seite setzen, bei seite bringen, zu tage kommen, zu tage bringen, anstand nehmen* (= Bedenken tragen), *acht geben, sich in acht nehmen, aufser acht lassen, zu gebote stehen, preisgeben, schuld geben, schuld sein, willens sein, wunder nehmen* u. a. d. A. Über die Grenze aber, bis zu welcher man in der angegebenen Richtung gehen dürfe oder gehen müsse, ist in der Praxis durchaus noch keine Verständigung oder Übereinstimmung zu bemerken. Ganz abgesehen von geringen Abweichungen (vergl. zu grunde gehen, zugrunde gehen, zugrundegehen; teil zu nehmen und teilzunehmen; statt finden und stattfinden etc.) ist man auch in der Hauptsache, d. h. in der Wahl der grofsen oder kleinen Anfangsbuchstaben noch keineswegs zu einer gleichmäfsigen Schreibweise gelangt. Man findet oft das Verschiedenste bunt durcheinander: *zu Rate* (Rathe) *halten* und *zu rate halten* oder *zurate halten* (auch in ein Wort geschrieben,* ebenso bei *zu Rate ziehen*); *zu Liebe thun* und *zu liebe* (resp zuliebe) *thun; zu Bette gehen* und *zu bette* (resp. zubette) *gehen; zu Kreuze kriechen* und *zu kreuze* (resp. zukreuze) *kriechen; zur Last legen* und *zur last legen; zu Füfsen fallen* und *zu füfsen fallen; zu Kräften kommen* und *zu kräften kommen; zu Willen sein* und *zu willen sein; Recht* oder *Unrecht haben* (thun) und *recht* oder *unrecht haben* (thun); *zu Hilfe kommen* (resp. nehmen, rufen) und *zu hilfe kommen; zu Wasser werden* und *zu wasser werden; im Stiche lassen* und *im stiche lassen; Folge leisten* und *folge leisten; den Kürzeren ziehen* und *den kürzeren ziehen; zu Schanden werden* und *zu schanden werden; Trotz bieten* und *trotz bieten* etc. Es würde nicht schwer sein, die Zahl solcher Beispiele zu verdoppeln oder zu verdreifachen, die angeführten werden aber genügen, um ein Bild von den betreffenden Schwankungen zu geben. Von einer definitiven Feststellung der Schreibweise in jedem einzelnen Falle kann wohl zum teil deshalb noch nicht die Rede sein, weil die Sprache selbst noch in einer fortschreitenden Entwickelung begriffen ist — allerdings (wie wir gleich hinzusetzen können) in einer Entwickelung nach der Seite der oben besprochenen Verschmelzung der Begriffe. Wo nun diese Ver-

* So auch bei den folgenden Wortverbindungen.

Digitized by Google

schmelzung der Begriffe vollständig durchgeführt und zum Bewufstsein des Schreibenden gekommen ist, da wird sich dieselbe auch in der Schrift alsbald zur Geltung bringen;* wo dagegen der substantivische Charakter eines Wortes noch zu deutlich hervortritt (z. B. durch Hinzufügung des Artikels oder eines Adjektivs), wird er sich auch in der Schreibweise nicht so leicht verwischen lassen: vergl. *in den Grund bohren, auf den Grund gehen* neben *zu grunde gehen, zu grunde richten; in das Grab legen* neben *zu grabe tragen; in den Besitz einer Sache gelangen* neben *in besitz nehmen; zu deinem Besten* neben *zum besten geben* oder *zum besten haben; in das Schiff, in den Wagen, auf das Pferd steigen* neben *zu schiffe gehen*, eine Reise *zu wagen, zu pferde* oder *zu fufse machen; ein grofses Haus machen* neben *sparsam haushalten*** u. s. w. Je häufiger ein Substantiv auch sonst als unabhängiges und selbständiges Wort vorkommt, desto schwerer entschliefst sich im allgemeinen die Sprache, ihm seine substantivische Würde, resp. den grofsen Anfangsbuchstaben als das äufsere Zeichen derselben zu rauben. Übrigens ist nicht zu verkennen, dafs auch die Gewöhnung der Schreibenden hier eine grofse Rolle spielt. Während die älteren Generationen, geleitet durch die Erinnerung an ihre Jugendzeit und die damals geltenden Regeln, vielfach an dem Gebrauch der grofsen Anfangsbuchstaben festhalten, werden die Kinder jetzt schon in der Schule gewöhnt, in allen Fällen, wo es sich nur irgend rechtfertigen läfst, die kleinen Initialen anzuwenden.*** Dafs dabei statt der bestimmten Regel oft das individuelle Gefühl des einzelnen die letzte Entscheidung giebt, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Es würde vorläufig noch ein ziemlich undankbares und wahrscheinlich auch ein vergebliches Unternehmen sein, wenn man in jeder einzelnen derartigen Wortverbindung vollständige und unbedingte Gleichmäfsigkeit der Schreibweise fordern oder erzwingen wollte. Eine andere Frage ist die, ob man sich nicht über gewisse allgemein zu befolgende Grundsätze verständigen könne, und das ist unserer Meinung nach nicht blofs möglich, sondern auch notwendig.

Den Hauptgrundsatz, von dem die Entscheidung vorzugsweise, ja fast ausschliefslich abhängt, haben wir bereits oben ausgesprochen. Wo dieser Hauptgrundsatz nicht ausreicht, wird man nach Analogieen suchen und sich nach diesen richten müssen. Wenn ich z. B. schreibe *zu wasser und zu lande*, so werde ich auch schreiben müssen *zu fusse, zu wagen* und *zu pferde;* wenn *anstatt*, so auch *anstelle* (dagegen *an meiner Stelle* etc.); wenn *im stande sein*, so auch *zu stande bringen*, wenn dieses, dann auch *zu wege bringen, zu ende bringen*, wenn *zu bette gehen*, dann auch *zu tische, zu gaste, zu hofe, zu leibe gehen* etc. Sollte aber auch dieser Gesichtspunkt zur Beseitigung des Zweifels nicht ausreichen, sollte man in einem bestimmten Falle über die Wahl des kleinen oder des grofsen Anfangsbuchstabens durchaus nicht mit sich einig werden können, so wird man mit Rücksicht auf die jetzige Zeitströmung (wo man ja vielfach die grofsen

---

* Ein sicheres Merkmal der vollendeten Verschmelzung sind u. a. die aus der Verbindung hervorgegangenen Ableitungen: vergl. Teilnahme, Teilnehmer, teilnehmend etc. (von teil nehmen).

** Dazu vergl. die Ableitungen Haushalter, Haushaltung, haushälterisch.

*** Man kann deshalb an der Behandlung dieser Dinge ziemlich deutlich erkennen, ob der Schreibende einer jüngeren oder älteren Generation angehört. Wenn jemand schreibt *zu wasser und zu lande, zu fufs und zu rofs*, so stammt seine Weisheit sicherlich aus neuerer oder neuester Zeit.

Digitized by Google

Anfangsbuchstaben — etwa mit Ausnahme der Eigennamen — ganz beseitigen möchte) am besten thun, wenn man sich für das sogenannte Kleinschreiben entscheidet.

Ldsb. a. W. A. W.

Die auch Band LXXII, Heft 2 des Archivs im Abrifs mitgeteilte Rede, welche Herr Prof. du Bois-Reymond anläfslich des Centenariums Diderots in Berlin gehalten hat, weist u. a. folgenden Passus auf:

„*Es ist kein Zweifel, dafs er* (Diderot) *aus der englischen Litteratur starke Eindrücke erhielt, während weder seine geistige Eigenart etwas Deutsches bietet, noch, aufser dem Umgang mit Grimm, deutsche Einwirkungen bei ihm nachweisbar sind.*“

Ist nun die Bemerkung du Bois-Reymonds, dafs die geistige Eigenart Diderots etwas Deutsches nicht biete, nicht gut anfechtbar, so möchte ich andererseits nicht ohne weiteres zugeben, dafs deutsche Einwirkungen bei Diderot nicht nachweisbar seien. Einige, wenn auch nur kleine, so doch ganz beachtenswerte Arbeiten des berühmten Encyklopädisten stellen vielmehr deutschen Einflufs aufser allen Zweifel. Dieser Einflufs ist zwar nicht bedeutend, immerhin aber erwähnenswert.

Der Züricher Dichter Sal. Gefsner (1730—87) nämlich war es, welcher in der Mitte des 18. Jahrh. durch seine Idyllen und Schäferspiele grofses Aufsehen erregte und gerade in Frankreich, welches sich bis dahin der deutschen Litteratur möglichst verschlossen hatte, grofsen Anklang fand. Einem gewissen Huber, Deutschen von Geburt, der sich in Paris niedergelassen hatte und mit den Koryphäen jener Zeit, Rousseau, Diderot u. a., in Verbindung stand, war es vorbehalten, Gefsner einzuführen. Er übertrug zunächst den „Tod Abels“ und hierauf die ersten „Idyllen“ des Züricher Dichters ins Französische. Der „Tod Abels“ nun war es, der aus Diderot einen „enthusiastischen Bewunderer und warmen Lobredner“ Gefsners machte. Konnte der französische Dichter die Werke Gefsners auch nicht in der Ursprache lesen, so trug er doch zu einer exakten Übersetzung derselben das Seinige bei, denn „sein tiefer Blick und sein leises Gefühl, vereint mit dem festen Glauben an Gefsners geläuterten Geschmack, liefs ihn manche feinere, aber nicht minder wichtige Sinnesverfälschung ahnen und veranlafste nicht selten den Übersetzer, in den Geist der Urschrift tiefer einzudringen“ (cf. J. J. Hottinger [Sal. Gefsner], Zürich 1796, pag. 98 ff.).

H. Meister, ein Mitbürger Gefsners und der gemeinschaftliche Freund Diderots und des Züricher Dichters, der auch des letzteren „Neuere Idyllen“ ins Französische übertrug, schreibt hierüber an Gefsner: „Je viens de passer trois heures avec Diderot: et Dieu merci, nous n'avons presque causé que de vous et de vos ouvrages. Il m'a dit un million de choses pour vous. Mais qu'est-ce qu'une lettre, pour rendre un seul éclair de sa conversation! Il vous supplie, Monsieur, d'être bien persuadé qu'il n'y a peut être pas un seul homme en Europe qui vous admire aussi profondément que lui. Il est très vrai qu'il a plus de droit qu'un autre à cette préférence. La France lui doit en grande partie le bonheur de connaître vos ouvrages. C'est lui qui non seulement a encouragé M. Huber à les traduire, mais qui a encore contribué beaucoup au mérite de ses traductions. Quand M. Huber venait lui montrer ce qu'il avait fait, il lui disait souvent: Mon ami, le Poète n'a point dit comme ça ... Et le traducteur regardant son original, était tout étonné de ce que Diderot devinait mieux votre génie que lui-même n'entendait sa langue.“

Welch grofses Interesse Diderot an Gefsner genommen, beweist fernerhin der Umstand, dafs er den deutschen Dichter veranlafste, das Idyll „Palemon“ umzuändern. Diderot hatte Huber einen Entwurf gegeben — erzählt Hottinger — nach welchem sich das Gedicht abändern liefse.

Einen auffallenden Beweis seiner zärtlichen Freundschaft und Hochschätzung für Gefsner — berichtet Hottinger (pag. 105) — hat Diderot auch dadurch gegeben, dafs er ihm durch ihren gemeinschaftlichen Freund Meister in den verbindlichsten Ausdrücken den Vorschlag machen liefs, ein paar von ihm verfertigte Erzählungen zugleich mit seinen Idyllen herauszugeben. Hören wir Meisters eigene Worte:

„Monsieur Diderot m'a chargé de vous faire une proposition qui, s'il vous convenait de l'accepter, ajouterait encore, s'il est possible, à l'intérêt qu'il prend à tout ce qui vient de vous. Il a fait deux petits contes moraux, qui me paraissent charmants, et qui, ce me semble, prouvent singulièrement toute la magie d'une simplicité vraie. Il voudrait les joindre à vos nouvelles Idylles, enchanté, c'est son mot, de se trouver accollé avec vous dans le même volume.“

Gefsner nahm diesen Vorschlag mit eben den Empfindungen auf, mit welchen er gemacht war, und die Idyllen und Erzählungen begleiteten einander in beiden Sprachen und erschienen im Jahre 1772.

Den deutlichsten Beweis aber dafür, dafs bei Diderot recht wohl deutsche Einwirkungen nachweisbar sind, liefert das Faktum, dafs Diderot ein Schäferspiel Gefsners, „Eraste“ betitelt, französisch bearbeitet hat und zwar im Jahre 1770 unter dem Titel: „Les Pères malheureux.“

Herausgegeben hat er dieses Stück allerdings nicht, es findet sich aber in der besten Ausgabe der Diderotschen Werke von Assézat (Œuvres complètes de Diderot, Paris 1875, tome 8e). Diderot äufsert sich im Prologe zu den „Pères malheureux“ wie folgt:

„Salomon Gefsner, si connu par son poème d'Abel, et si justement célèbre par ses idylles pleines de sensibilité et de délicatesse, a composé dans sa langue un petit drame en un acte et en prose, qu'il a intitulé Eraste. — J'ai laissé le sujet tel que Gefsner l'a conçu; ce que j'ai changé à la conduite ne vaut pas la peine d'en parler, quoique le drame de Gefsner n'ait que dix scènes et que le mien en ait vingt. Mais le ton de la poésie dramatique et celui de la poésie pastorale ou élégiaque étant fort différents, j'ai récrit et dialogué le tout à ma manière. C'est l'amusement de quelques matinées dont je ne prétends pas le moindre éloge. Si l'on jouait ce drame en famille, je ne doute point que l'intérêt des auditeurs pour les personnages qui seraient en scène ne fût très vif. Peut-être n'en serait-il pas de même sur un théâtre public.“

Endlich ist deutsche Einwirkung bei Diderot auch darin nicht zu verkennen, dafs er, wie aus seinem Briefwechsel mit Mlle. Voland hervorgeht, sich einige Zeit mit dem Gedanken trug, Lessings „Miss Sara Sampson“ — wahrscheinlich aber mit Hilfe Grimms — in das Französische zu übersetzen (cf. Hettner: Gesch. d. französ. Litt. im 18. Jahrh., pag. 345).

Zittau. E. E. Schirlitz.

Zum Namen „Canada“.

Über die Fontaine-qui-bout, welche Longfellow in der Evangeline v. 1085 erwähnt, habe ich seiner Zeit im Centralorgan für Realschulwesen nach E. v. Hesse-Wartegg (Nordamerika II, 202) berichtet. Bei der Bearbeitung der dritten Auflage meiner Ausgabe des oben genannten Gedichtes, welche demnächst im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung erscheint, habe ich mir angelegen sein lassen, dem Ursprunge des Wortes „Canada“ nachzugehen. Dafs Canada mit dem spanischen „cabo de nata“ (ödes Land) oder mit „aca nada“ (hier, d. h. im Norden, ist nichts) oder mit „canadoe“ Kanal, oder mit dem tschippewäischen „canata“, grofses Dorf, zusammen, hängt — wie auch ich in der zweiten Auflage angegeben —, ist falsch. Das obige Wort „canata“ existiert in der Sprache der Tschippewäer nicht.

Digitized by Google

Der Jesuit Charlerois schreibt (Hist. Nouv. de France I, 9): „Quelques uns dérivent ce nom du mot iroquois ‚kannata‘, qui se prononce ‚canada‘, et signifie un amas de cabannes.“ Heckewalder ist derselben Ansicht, denn in einem Gebetbuch, das in der Mohawk-Sprache abgefafst ist, heifst es: Ne Kanada-gough Konwayatsk Nazareth“, was mit „in einer Stadt Namens Nazareth“ übersetzt wird. Die Mohawks bildeten früher den Hauptstamm der Iroquesen. In dem Werke „Radical words, of the Mohawk Language“ von dem französischen Jesuiten Bruyas, p. 68, steht: „Gannata“ mit der Bedeutung „village“.

Dr. Otto Dickmann.

Auf S. 293 f. des 71. Bandes des Archivs für das Studium der neueren Sprachen bespricht Herr Nolting in Wismar die Kernsche Erklärung einer Stelle in Goethes Iphigenia (I, 3 fl.). So gern ich Herrn Nölting in dem zustimme, was er über jene Erklärung sagt, so wenig kann ich seine eigene Auffassung teilen. Ich vermisse bei dieser Auffassung den Zusammenhang zwischen Iphigeniens Ansprache und der Antwort des Königs. Dazu kommt noch die sprachliche Schwierigkeit, auf die Herr Nölting selbst hinweist (S. 297). Iphigenie wünscht Thoas, dafs ihn die Göttin mit königlichen Gütern segne, und sie erwähnt dabei erstens Sieg und Ruhm, zweitens Reichtum und drittens Glück in seinem Hause. Auf diese drei besonderen Wünsche erwidert der König, Ruhm im allgemeinen achte er gering, er sei zufrieden, wenn sein Volk ihn rühme. Auch an einer Vermehrung des Reichtums liegt ihm nichts, denn schon jetzt geniefsen andere seinen Reichtum mehr als er selbst. Das einzige, wonach er sich sehnt, ist häusliches Glück.

Die hergebrachte Interpunktion steht dieser Auffassung nicht entgegen; denn wie unsere Klassiker in der Zeichensetzung überhaupt nicht allzu strenge waren, so setzten sie auch wohl das Kolon, wo wir jetzt ein Komma setzen. Für wahrscheinlicher halte ich es allerdings, dafs das Kolon ein von Ausgabe zu Ausgabe übernommener Druckfehler ist und statt eines Punktes steht.

Breslau. Reinhard Jurisch.

Berichtigungen.

In Bd. LXX, S. 364 dieser Zeitschrift habe ich irrtümlich auch den Flufsnamen Indus zu sskr. *indu* Tropfen gezogen. Der Indus heifst aber im Sskr. Sindhu; dies Wort bedeutet nach Ficks vergleichendem Wörterbuche der idg. Sprachen (I^3, 448) *Ocean, Flufs.*

Altena (Westf.). Lohmeyer.

Band LXXIII, Seite 8, Zeile 9 und 10 v. o. lies statt „der ersten Ausgabe des ‚Mönch vom Libanon‘, die im Jahre 1782 in Dessau erschien“ — der zweiten Ausgabe des ‚Mönch vom Libanon‘, die im Jahre 1785 in Dessau erschien.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

A. E. Schönbach, Die Brüder Grimm. Ein Gedenkblatt zum 4. Jan. 1885. (Berlin, Dümmler.) 75 Pf.

H. Löschhorn, Rede auf Jakob Grimm, zu seiner Säkularfeier 1885 in der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin gehalten. (Berlin, Weber.) 75 Pf.

G. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

Reform, Zeitschrift des allgemeinen Vereins für vereinfachte deutsche Rechtschreibung, hrsgb. von Dr. F. W. Fricke. 9. Jahrg. (Norden, Soltau.) 12 Nrn. 2 Mk. 40 Pf.

E. Walter, Französische Studien für die oberen Kurse höherer weiblicher Bildungsanstalten. (Erlangen, Deichert.) 40 Pf.

E. Walter, Französische Studien für Lehrerinnenprüfung und die oberen Kurse höherer weiblicher Bildungsanstalten. (Erlangen, Deichert.) 40 Pf.

Grammatik.

A. Bezzenberger, Lettische Dialektstudien. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.) 4 Mk.

K. Brekke, Etude sur la flexion dans le voyage de S. Brandan, poème anglo-normand du XIIe siècle. (Paris, Vieweg.) 3 fr.

Saint Bernart, Li sermon. Älteste französische Übersetzung der lateinischen Predigten Bernhards von Clairvaux, nach der Feuillantiner Hdschft. in Paris, zum erstenmal vollständig herausgegeben von Wendelin Förster. (Erlangen, Deichert.) 6 Mk.

A. Raumair, Über die Syntax des Robert v. Clary. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 80 Pf.

F. Pfützner, Über die Aussprache des Provençalischen. (Halle, Dissert.)

R. Pape, Die Wortstellung in der provençalischen Prosa-Litteratur. (Jena, Deistung.) 1 Mk. 40 Pf.

L. Clédat, Grammaire élémentaire de la vieille langue française. (Paris, Garnier.)

F. Corfsen, Lautlehre der altfranzösischen Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel. (Bonn, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Ellenbeck, Die Vortonvokale in französ. Texten bis zum Ende des 12. Jahrh. (Strafsburg, Dissert.)

T. Engwer, Über die Anwendung der Tempora perfectæ statt der Tempora imperfectæ actionis im Altfranzösischen. (Berlin, Müller.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Schlutter, Beitrag zur Geschichte des syntaktischen Gebrauchs des Passé défini und des Imparfait im Französischen. (Jena, Deistung.) 80 Pf.

Digitized by Google

Fr. Brinkmann, Syntax der französischen und englischen Sprache in vergleichender Darstellung. II. Band, 1. Lieferung. (Braunschweig, Vieweg.) kompl. 10 Mk. 50 Pf.

L. Kellner, Zur Syntax des englischen Verbums, mit besonderer Berücksichtigung Shakespeares. (Wien, Hölder.)

H. Schuchard, Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches. (Graz, Leuscher u. Lubensky.) 10 Mk.

Lexikographie.

J. u. W. Grimm, Deutsches Wörterbuch. IV. Band, 1. Abtlg., 2. Hälfte, 6. Lfrg. Bearbeitet von R. Hildebrand. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.

Dasselbe, VII. Band, 6. Lfrg., bearbeitet von Dr. M. Lexer. (Leipzig, Hirzel.) 2 M.

J. ten Doornkaat-Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 22. Schlufsheft. (Norden, Braams.) 2 Mk.

A. Mahn, Etymologische Untersuchungen über geographische Namen. 9. Lfrg. (Berlin, Dümmler.) 60 Pf.

Litteratur.

Lieder der alten Edda. Deutsch durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben von Jul. Hoffory. (Berlin, Reimer.) 1 Mk. 50 Pf.

V. Beranek, Martin Opitz in seinem Verhältnis zu Skaliger und Ronsard. Progr. der Staatsrealschule zu Wien.

Aus Th. Körners Nachlafs, Liebesgrüfse an Antonie Adamberger. Herausgegeben v. F. Latendorf. (Leipzig, Schlicke.) 3 Mk.

Félix Soleil, Les heures gothiques et la littérature aux XV^e^ et XVI^e^ siècles. (Paris, Labitte.)

La vie de Saint Alexis, poème du XI^e^ siècle. Texte critique publié par Gaston Paris. (Paris, Vieweg.) 1 Mk. 50 Pf.

Rustebeufs Gedichte, nach den Handschriften der Pariser Nationalbibliothek herausgegeben von A. Krefsner. (Wolfenbüttel, Zwifsler.) 10 Mk.

O. Bœrner, Raoul de Houdenc. Eine stilistische Untersuchung über seine Werke und seine Identität mit dem Verf. des Messire Gauvain. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.

R. Mahrenholtz, Voltaires Leben und Werke. I. Teil: Voltaire in seinem Vaterlande. (Oppeln, Franck.) 5 Mk.

W. Rieken, Untersuchungen über die metrische Technik Corneilles und ihr Verhältnis zu den Regeln der französischen Verskunst. (Berlin, Weidmann.) 2 Mk. 60 Pf.

G. Desnoiresterres, La Comédie satirique au XVIII^e^ siècle. (Paris, Perrin.) 3 fr.

P. Langenscheidt, Die Jugenddramen von P. Corneille. Ein Beitrag zur Würdigung des Dichters. (Berlin, Langenscheidt.) 1 Mk. 50 Pf.

E. Engel, Psychologie der französischen Litteratur. (Teschen, Prochaska.) 1 Mk. 50 Pf.

H. Sweet, First Middle English Primer. Extracts from the Ancren Riwle and Ormulum. With grammar and glossary. (London, Frowde.)

Hilfsbücher.

C. Engelbrecht, Reineke Fuchs für Schule und Privatstudium. (Köln, Mermet.) 1 Mk. 50 Pf.

A. Wichmann u. G. Zipler, Deutsche Aufsätze. Methodisch bearbeitet und zusammengestellt. (Berlin, Stubenrauch.) 60 Pf.

Über naive und sentimentale Dichtung von Schiller. Mit Einleitung und Anmerkungen von P. Egger u. K. Rieger. (Wien, Gräser.) 1 Mk.

Lessing, Antiquarische und epigrammatische Abhandlungen. Schulausgabe mit Anmerkungen von Werther. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.

Lessing, Litterarische und dramaturgische Abhandlungen, mit Anmerkungen von Werther. (Stuttgart, Göschen.) 60 Pf.

Lessing, Fabeln. Drei Bücher. Nebst Abhdlgn. mit Anmerkungen von K. Gödeke. (Stuttgart, Göschen.) 80 Pf.

H. Vietor, German pronunciation: practice and theory. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

J. G. Rosch, Beiträge zum Orthographie-Unterricht. (Nürnberg, Korn.) 1 Mk.

E. Fileck, Französische Schulgrammatik, dem Normal-Lehrplane für Realschulen und der dazu gehörigen Instruktion angepaſst. (Wien, Hölder.) 2 Mk. 12 Pf.

H. Spelthahn, Französisches Vokabular mit Anschluſs an die Formen und Gesetze der Grammatik, nebst einer kurzgefaſsten Syntax der französischen Sprache. (München, Seitz.) 2 Mk.

A. Kemnitz, Französische Schulgrammatik. I. Teil: Formenlehre mit dem Notwendigsten aus der Syntax. (Leipzig, Neumann.) 3 Mk. 20 Pf.

G. Erzgräber, Englische Dichtungen zum Auswendiglernen in stufenmäſsiger Folge. (Güstrow, Opitz.) 50 Pf.

O'Clarus Hiebslar, Englische Sprachschnitzer. Ein humoristischer Vortrag, gehalten in London im deutschen Athenäum. (Straſsburg, Trübner.) 2 Mk.

E. Beckmann, Kurzgefaſstes Lehrbuch der englischen Sprache. (Altona, Schlüter.) 2 Mk.

Spanische Bibliothek, mit deutschen Anmerkungen für Anfänger von J. Fesemair. 2 Bändchen. (München, Lindauer.)

Digitized by Google

Verlag von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Tannert, Dr. R., Wider die Zünftelei in der Musik.
Eine Streitschrift. geh. 80 Pf.
(Ist besonders gegen Hanslick gerichtet.)

Verlag von GEORGE WESTERMANN in Braunschweig.

Heinrich Viehoff,
Professor und Direktor.

Deutsches Lesebuch für die **unteren Klassen** höherer Lehranstalten. **Zehnte** nach der neuen Orthographie umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 18 Bogen. 8°. geh. Preis 2 Mk.

Deutsches Lesebuch für die **mittleren Klassen** höherer Lehranstalten. **Neunte** nach der neuen Orthographie umgearb. und verbess. **Auflage.** 25 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 2,40.

Handbuch der deutschen National-litteratur. Ein Lesebuch für **obere Klassen** höherer Lehranstalten. *Teil 1 und 2:* Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit. **Achtzehnte** nach der neuen Orthographie umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 43 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 4,50; eleg. gebunden Mk. 5,50. *Teil 3:* Proben der ältern Prosa und Poesie nebst einem Abriss der Litteraturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stilistik. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. **Siebzehnte** vollständig umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 13 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 1,40.

Zur Schullektüre empfohlen:

Modern english classical dramatists.

I. **Virginius** by **Knowles.** 80 Pfge.
II. **William Tell** by **Knowles.** 75 Pfge.
III. **Rienzi** by **Mitford.** 80 Pfge.

Für obere Klassen höherer Lehranstalten herausgegeben von Dr. **Th. Weischer,** Oberlehrer.

Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Müller, E. R., Leitfaden der unorganischen Chemie für Gymnasien, Realprogymnasien, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. Methodisch-systematisch bearbeitet. geh. 60 Pf.

Digitized by Google

Beim Semester-Wechsel empfohlen!

Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Stackes Geschichts-Erzählungen. **Griechische Geschichte,** 21. Aufl., geb. Mk. 1,80; **Römische Geschichte,** 19. Aufl., geb. Mk. 1,80; **Mittelalter,** 13. Aufl., geb. Mk. 1,80; **Neuere Geschichte,** 11. Aufl., geb. Mk. 2,80, mit Golddruck Mk. 3,50; **Neueste Geschichte,** 4 Aufl., geb. Mk. 4,—, mit Golddruck Mk. 4,50.

☞ „Für die geschichtliche Lektüre auf dieser Stufe giebt es kein besseres Buch als Stackes Erzählungen aus der Geschichte in biographischer Form, namentlich die beiden ersten Bände, die von Griechenland und Rom handeln."

(Weihnachtswegweiser durch die Jugendlitteratur des „Daheim", 1881.)

Harms u. Kallius, Rechenbuch für Gymnasien, Realgymnasien, Ober-Realschulen, Realschulen, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. 11. Aufl. Mk. 2,25.

Baskerville, Dr. A., Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache, in welchem die wichtigsten Regeln der Grammatik durch eine grofse Menge von Beispielen erklärt werden und wobei zugleich eine strenge Stufenfolge vom Leichten zum Schwereren beobachtet worden ist. Erster Teil. 16. Aufl. geh. Mk. 1,50.

Schalk, G., Nordisch-germanische Götter- und Heldensagen. 8⁰. geh. Mk. 1,50; geb. Mk. 1,80.

„Wenn eine gute Darstellung für die Brauchbarkeit eines Jugendbuches eines der wichtigsten Kriterien ist, so darf das besprochene diesen Namen mit vollem Rechte in Anspruch nehmen. Verf. erzählt schlicht, klar und würdig. So können wir das Büchlein zur Einführung in die nordisch-germanische Götter- und Heldensage recht wohl empfehlen."

(D. Litteraturbl., von Herbst u. Kuck, 1881, Nr. 8.)

Stacke, Dr. L., Hülfsbuch für die erste Unterrichtsstufe in der Geschichte. I. Heft, 2. Aufl. u. II. Heft. geh. à 80 Pf. III. Heft Mk. 1,50.

„Die einfache, aber stilistisch sehr sorgfältig behandelte Erzählungsweise des Verfassers ist durchaus geeignet, das Interesse der Schüler zu wecken und eine selbständige Wiedererzählung von seiten der Schüler zu ermöglichen." (Päd. Jahresber.)

„Es ist gerade ein besonderer Vorzug dieses Hülfsbuches, dafs es durch seine Einrichtung den Geschichtslehrer in den Stand setzt, je nach Klassenaufgabe und geistiger Reife der Schüler innerhalb der einzelnen Abschnitte einzelne Absätze auszulassen und eine angemessene Auswahl zu treffen. Der brandenburgisch-preufsische Geschichtskalender und die Stammtafel der Hohenzollern am Schlufs des Buches beschränken sich auf das wirklich Beachtenswerte."

(Schulblatt für die Provinz Brandenburg, 1883, 1., 2. Heft.)

Stacke, Dr., L., Abriss der Geschichte der preussischen Monarchie. 2. Aufl. Mk. 1,—.

Digitized by Google

B
C

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

FOREIGN
BODL: LIBR
PERIODICALS

LXXIII. BAND, 3. u. 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1885.

Digitized by Google

Inhalt.

LXXIII. Band, 3. u. 4. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Über Karl Wilhelm Ramlers Änderungen Hagedornscher Fabeln. Von Dr. Albert Pick 241

Xavier de Maistre. Von Adolf Ey 273

Das Leben des heiligen Alexis. Mit Beifügung des altfranzösischen Originals (aus dem 11. Jahrhundert), nach der Ausgabe von Gaston Paris, übersetzt von Theodor Vatke 290

Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball . . . 325

Die Hamlet-Periode in Shakspeares Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 371

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 415

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

1) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben von F. Techmer. — 2) Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Moritz Trautmann 426

Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling. — Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz. (Dr. Franz Lütgenau) 430

Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. (H. H.) 436

Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. (Dr. A.) . 438

Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim 439

Fr. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. (H. Buchholtz) 439

Martin Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3 440

G. Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires . . 443

Karl Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rev. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. (Joseph Sarrazin) 444

Petry, Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax 445

Zeitschriftenschau (H. Buchholtz) 445

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Digitized by Google

Über Karl Wilhelm Ramlers

Änderungen Hagedornscher Fabeln.

Ramlers neuester Biograph, Hermann Petrich,* fällt über das kritische Verfahren, dessen sich der „Sänger Friedrichs des Grofsen“ bei der Durchfeilung fremder Schriften bediente, ein wenig günstiges Urteil. Er sagt darüber (a. a. O. S. 220 ff.): „Sie — die Kritik unseres Ramler — war eine Zettelkritik, die einzelne bedenkliche Worte und Wendungen, grammatische und orthographische Unebenheiten, sechsfüfsige Verse in fünffüfsiger Umgebung und dergleichen Sächelchen mehr mit aufmerksamem Blick entdecken, mit strengem Urteil notieren und oft mit geschicktem Griff aus der Welt schaffen konnte. In diesen Grenzen verdient sie volle Anerkennung, und jeder Schriftsteller, der einen Ramler zur Seite hat, kann sich glücklich schätzen. — Es liegt freilich in aller Kritik, in Ramler aber besonders, die Neigung zur Selbstüberschätzung. Es war ihm nicht genug, nur die Lampen anderer zu putzen, er wollte sein eigenes Licht an ihrer Statt leuchten lassen. Und das ist die Achillesverse (sic!), an der Ernst und Spott der Gegner ihn von jeher am tödlichsten getroffen haben.“ — Im Folgenden spricht der Verfasser von Ramlers „Sucht, sich selbst in fremde Gedichte hinein zu korrigieren“, von „Massengräbern“, die jener den Dichtern in seinen zahlreichen Anthologien bereitet habe, vom „gemeinschädlichen Treiben der Ramlerschen Kritik“. Doch

* Hermann Petrich, Archidiakonus an St. Marien zu Treptow a. R., Pommersche Lebens- und Landesbilder. Erster Teil: Aus dem Jahrhundert Friedrichs des Grofsen. Hamburg 1880. S. 195—236: Karl Wilhelm Ramler.

Digitized by Google

nicht mit einem „einfachen Verdammungsurteil“, sondern mit einer „begründenden Erklärung“ wird diese „sonderbare Erscheinung“ von unserem Litterarhistoriker abgefunden. „Die Gründe dieser Thatsachen liegen in einem der ganzen Aufklärungsperiode eigenen, bei Ramler aber hervorragenden Mangel an geschichtlichem Sinn und individuellem Zartgefühl. Wie der untüchtige Lehrer jeden Schüler über denselben Leisten schlägt, so wollte Ramler jedes Gedicht zu demselben Ideal erträumter Fehlerlosigkeit hinaufnivellieren, unbekümmert auf dem Grunde welcher geschichtlichen und persönlichen Vorbedingungen es erwachsen war. Dieselbe Gartenschere des Rationalismus, die den vom göttlichen Geist beseelten Glauben an das Übernatürliche zur bürgerlich ehrbaren Korrektheit zustutzte, wollte das Standesvorrecht des dichterischen Genius zur litterarisch ehrbaren Gleichheit beschneiden.“ Die Mifsbilligung der Thätigkeit unseres preufsischen Aristarch, welcher in den angeführten Stellen unverhohlen Ausdruck gegeben wird, ist an und für sich nicht neu, wie auch die Blumenlese von Urteilen bei Petrich S. 221—222 beweist. Ja, dieselbe scheint in der deutschen Litteraturgeschichte typisch geworden zu sein, seitdem A. W. v. Schlegel in einem Aufsatze über „Bürger“ vom Jahre 1800, Athenäum 2, 57 — Werke, herausgegeben von Ed. Böcking 8, 123 — bei einer Bekämpfung der „korrekten Kritiker, die an lauter Einzelnheiten hängen bleiben“, die wegwerfende Äufserung gethan hat: „Erbarmungswürdig ist es, wenn Ramler immer noch als der Held der Korrektheit aufgestellt wird, ... der den Gedichten anderer immerfort die unpassendsten, mattesten und übellautendsten Veränderungen aufgedrungen hat, dem man endlich in seinen eigenen Sachen wahre Schülerhaftigkeit in der Technik, wenn man damit nicht bei dem nächsten Herkommen stehen bleibt, nachweisen könnte.“ In etwas weniger herber Weise spricht sich K. L. von Knebel in einem Aufsatze der „Adrastea“ 5. Bd., 2. St., 1803, welchen J. H. Vofs in seinen „Kritischen Briefen“ über Götz und Ramler, Mannheim 1809, S. 7—20 uns überliefert hat, tadelnd über die Ramlerschen Änderungen aus, und zwar mit besonderem Hinblick auf die Ramlersche Ausgabe der „Vermischten Gedichte“ von J. N. Götz (3 Teile, Mannheim 1785): „Es ist

Digitized by Google

nicht zu leugnen, dafs dieser sorgsame Kritiker zuweilen das Mangelhafte einer Stelle, eines Ausdrucks oder Wortes sehr richtig beurtheilt hat; und eben dieses mag auch unseren Götz veranlafst haben, ihm anfänglich die Aufsicht über seine Gedichte anzuvertrauen. Aber die Änderungen selbst sind ihm öfters mifslungen, und indem er der Poesie eine kalte grammatikalische Bestimmtheit aufdringen wollte, so hat er den Reiz und den Nachdruck derselben vermindert und entstellt. Es ist kaum zu glauben, wie ein Mann von seinem Geist und Geschmack sich so, zumal in der letzten Zeit, hierin versündigen konnte, und es scheint, dafs selbst seine eigenen Gedichte durchaus wieder aus den älteren Lesarten herzustellen sind. Die Herausgeber von „K. L. von Knebels litterarischem Nachlafs und Briefwechsel“ (Leipzig, 2 Bde., 1835—1836), K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt, springen mit unserem kritischen Dichter auch nicht besser um. Bei ihnen heifst es (S. XVIII ff. aus Knebels Leben): „Ramler, der sich schon wie eine Art Jupiter auf dem litterarischen Olymp gebärdete, und alles, was ihm von anderen Dichtern zu nahe kam, mit der Gartenschere seiner regelrechten Rhetorik und Grammatik zurecht stutzte“ ... In dasselbe Horn stöfst Wilhelm Körte, der zweite Herausgeber von Chr. E. von Kleists Werken; er sagt in der Vorrede zum ersten Bande derselben (1803) S. VIII, mit einem bösen Seitenblick auf die früher erschienene Ramlersche Ausgabe von Christian Ewald von Kleists sämtlichen Werken (Berlin 1761, 2 Teile): „Sprachfehler zu berichtigen und Schreibfehler, steht Jedermann frey, und nur was Jedermann freystehen darf zu berichtigen, darf in der Poesie zu berichtigen irgend Einem oder jedem erlaubt seyn. An das Heilige des Gedichtes aber, an seine geistige individuelle Natur die irdische Hand anlegen, und daran wetzen und schneiden, wie an irdischem Machwerke, das ist eine ewige Sünde und unverzeihliche Anmafsung.“

Die ärgsten Keulenschläge mufste Ramler — wenn wir von dem ihm durch Schlegels Feder und durch Chodowieckis Stift erteilten Epitheton eines „poetischen Bartputzers“ absehen (Charakteristiken und Kritiken Bd. II, S. 357—359 *) — von

* Cit. bei Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Pros. Bd. II, S. 652 ff.

M. G. Lichtwer hinnehmen, dessen „auserlesene, verbesserte Fabeln und Erzählungen in zwei Büchern“ jener ohne Vorwissen des Autors 1761 bei Weitbrecht zu Greifswalde herausgegeben hatte. Der erzürnte Dichter nennt ihn in der Vorrede zur dritten (Original-)Ausgabe seiner Fabeln (1762) einen „Verfälscher“ und „gelehrten Dieb“, und fährt dann fort: „Es würde also die Handlung des Herrn Verbesserers jederzeit niederträchtig und strafbar bleiben, wenn auch dasjenige, was er an meinen Fabeln geändert, noch so gut geraten wäre. Es fehlt aber auch hieran so viel, dafs er vielmehr mir ganz falsche Gedanken angedichtet, den Sinn meiner Fabeln gar nicht eingesehen, sondern denselben eine ganz unrichtige Deutung gegeben, verschiedene untadelhafte Ausdrücke ohne allen Grund geändert, auch wohl mit schlechteren Ausdrücken und bisweilen Flickwörtern ersetzt hat. Er hat bisweilen Fehler gesehen, solche verbessern wollen und neue begangen, einige Stellen auf eine läppische Art verändert, anderer Vergehungen zu geschweigen.“

Wir glauben das Echo dieser Worte zu vernehmen, wenn wir Karl Gödekes Grundrifs zur Geschichte der deutschen Dichtung Bd. II, § 217, Nr. 255, S. 601—602 aufschlagen und über die eben erwähnte Ramlersche Bearbeitung von Lichtwers Fabeln das kurze Urteil ausgesprochen finden: von Ramler verstümmelter und elend verunstalteter Nachdruck. Mit derselben Unversöhnlichkeit bricht Gödeke über die anderen Sammlungen Ramlers den Stab: „Von den Sammlungen, die Ramler veranstaltete (Sinngedichte, Riga 1766, 8; Lieder der Deutschen, Berlin 1766, 8; Lyrische Blumenlese, Leipzig 1774, 8; Fabellese, Berlin 1783—90, III, 8) hat keine persönlichen oder geschichtlichen Wert, da sie, ein Mischmasch von fremden Gedanken und ramlerischen Flickereien, weder ihm noch anderen gehören.“

Diese wenigen Stimmen der Verurteilung Ramlers mögen genügen. Rechtfertigen konnte ein so willkürliches Verfahren selbst nicht der wärmste Verehrer des „preufsischen Horaz“, aber die beredtesten Männer seiner Zeit haben nicht ohne Erfolg alles das hervorgehoben, was sich zu gunsten der Ramlerschen Interpolationen anführen läfst.

Digitized by Google

Schon Mendelssohn hat in einer an Lichtwer gerichteten Erwiderung, der, wie wir sahen, an dem eigenmächtigen Bearbeiter und Herausgeber seiner Fabeln kein Fleckchen heil gelassen hatte, diesem gekränkten Poeten ein warnendes Halt! zugerufen. In den „Briefen, die deutsche Litteratur betreffend“ Bd. XIV, S. 268 ff. (233. Brief vom 13. Mai 1762) erklärt er den Schritt des ungenannten Herausgebers allerdings für ebenso unbillig als unerhört, und gesteht frei und offen dem Originaldichter das Recht zu, sich durch den ihm mit Gewalt aufgedrungenen Dienst für beleidigt zu halten. Aber auf der anderen Seite fordert Mendelssohn jenen auf, grofsmütig einzugestehen, dafs er bei der Veranstaltung seiner neuen Originalausgabe der Fabeln sich die meisten Stellen gemerkt habe, wo dem feinfühligen Kritiker Ramler eine Verbesserung nötig geschienen. — Ja, er schaltet sogar zur Entschuldigung des Ungenannten einige Bemerkungen seines Freundes G. ein, unter welcher Bezeichnung Lessing gemeint ist. (Vergl. Lessings Werke. Hempelsche Ausg. Bd. IX, hrsgb. v. C. Chr. Redlich, S. 343—344.) In ähnlicher Weise wägt Friedrich Nicolai das Für und Wider hinsichtlich der Ramlerschen Textveränderungen gelegentlich einer dem Manne der Feile wohlwollenden Recension in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ ab (Bd. IX, St. I, Berlin und Stettin 1769, S. 205 ff.).

Es handelt sich dort um eine Besprechung der von Ramler veranstalteten Lieder der Deutschen (Berlin 1766; Ausg. mit Melodien 1767—68), einer Anthologie, in der der Herausgeber mit gewohnter Freiheit bei Wiedergabe der Lieder verfahren war, ohne doch die Namen ihrer Dichter zu nennen. Auch N. sagt: „Wir können uns nicht überreden, dafs es erlaubt sey, dergleichen Veränderungen ohne Vorwissen der Verfasser vorzunehmen. Wir glauben, der Verfasser habe Recht, sich zu beschweren, wenn man seine Werke verändert herausgiebt, ohne ihn zu fragen, zu einer Zeit, da er vielleicht beschäftigt seyn kann, selbst seine Werke verbessert herauszugeben. .... Hätte Herr Ramler die Absicht gehabt, den Lesern die Werke unserer besten Dichter aus den Händen zu winden, so könnte man mit ihm unzufrieden seyn; da aber dies seine Absicht gar nicht seyn kann, sondern er vielmehr nur die höhere Vollkom-

Digitized by Google

menheit der Werke des Genies zur offenbaren Absicht hat, so glauben wir, dafs das, was sich Kunstrichter hin und wieder von Tyranney u. dergl. verlauten lassen, ganz am unrechten Orte angebracht ist. Es fehlte nur an einer Kleinigkeit, dafs man Herrn R. bey diesen Veränderungen auch nicht mit einem Schein des Rechts etwas vorwerfen könnte. Hätte er sie als Vorschläge, als Kritiken bekannt gemacht, so hätte er sich blofs des Rechts bedient, das jeder Leser und jeder Kunstrichter hat. Man betrachte diese Veränderungen oder Verbesserungen, wie man sie nun nennen will, auch nur als Vorschläge zur Verbesserung, als Kritiken eines feinen Kunstrichters, und man wird finden, dafs diese Arbeit einen grofsen Nutzen haben kann."

In versöhnlicher Weise alle Entschuldigungsgründe, die man für Ramlers Manier anführen kann, zusammenfassend und zugleich das Entstehen dieser Neigung beleuchtend, spricht sich derselbe Nicolai im „Ehrengedächtniss Ramlers" aus, das in der Königlichen Akademie der Wissenschaften den 8. August 1799 von Herrn Kirchenrat Meierotto in Abwesenheit des Verfassers vorgelesen wurde. (Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche in der Kgl. Akad. d. Wissensch. zu Berlin vorgelesen wurden in den Jahren 1798—1800. Berlin 1803. 4.) Dort heifst es bei Erwähnung der Verdienste, die sich Ramler durch die 1757 vollständig herausgekommene Übersetzung von Batteux cours de belles lettres („Einleitung in die schönen Wissenschaften." Leipzig 1756 ff., 5. Aufl., 1802) für die damalige Zeit erworben, dafs dieses Werk auch viel gelesen wurde „wegen der so gut gewählten Beispiele aus deutschen Dichtern und Prosaikern". N. fährt fort: „Um diese Beispiele aufzusuchen, las Ramler alle deutschen Dichter mit beurteilendem Nachdenken durch *und kam dadurch auf ein Unternehmen, das einzig in seiner Art ist.* Er wollte, dafs die anzuführenden Beispiele in einem Lehrbuche, welches zur richtigen Bildung des Geschmacks besonders bestimmt war, ganz vollkommen seyn sollten. Wenn er also, selbst bey den besten Dichtern, zuweilen Nachlässigkeiten im Ausdruck oder in den Gedanken fand, verbesserte er sie mit derselben Sorgfalt, die er bey seinen eigenen Arbeiten anwendete, und rückte ihn so in seinen

Batteux ein.* Er gab im Jahre 1759 mit Lessing Logaus Sinngedichte auf diese Art heraus, mit trefflichen, die Sprache erläuternden Anmerkungen; in der Folge gab er allein Lichtwers Fabeln heraus (im Jahre 1761), und hernach besondere Sammlungen der besten Lieder, Fabeln und Sinngedichte, worin er nicht wenige Stellen geändert hatte. ...... Ramler kam auf diese Umänderungen gewifs nur aus Liebe zu gröfserer Vollkommenheit der Poesie und zur Erhöhung ihres Genusses; aber die Urtheile über dieses Unternehmen, wovon man in keiner Sprache ein Beispiel hat, fielen freylich sehr verschieden aus. ... Einige meinten, er wolle sich dadurch über alle anderen Dichter erheben, wovon der bescheidene Mann doch sehr entfernt war. Andere tadelten mit mehrerem Rechte, dafs er alle anderen Dichter auf seine Art veränderte, wodurch jedem seine Eigenthümlichkeit geraubt, und viele geänderte Stellen, wenn auch korrekter, zugleich schwächer würden.

Zu Ramlers Entschuldigung ist zu sagen, dafs Lessing, Kleist, Götz, Weifse, v. Nicolay und andere ihn zur Verbesserung ihrer Gedichte freundschaftlich aufforderten, dafs Götz, Weifse und v. Nicolay den gröfsten Theil dieser Verbesserungen mit Dank in die Ausgabe ihrer Gedichte aufnahmen, welches Uz that, welcher ihn eigentlich nicht um Verbesserungen ersucht hatte. ... Die Vergleichung mit den Originalen wird immer lehrreich sein, selbst da, wo durch die erlangte Korrektheit der feine Dichtergeist verflog."

Betrachten wir die mannigfachen Widersprüche in den einander gegenüberstehenden Urteilen über Ramlers Korrekturen, so können wir einstweilen nur den Schlufs daraus ziehen, dafs der Geschmack der verschiedenen Beurteiler, sowie ihr persönlicher Standpunkt Ramler gegenüber ein verschiedener war;

* Gegen die Heranziehung von Ramlers Bearbeitung des Batteux als einer Entschuldigung für die gerügten Textänderungen wendet sich W. Körte a. a. O. mit folgenden scharfen Worten: „Man hat die Ramlersche Verbesserungssucht auch mit seiner Batteuxschen Notdurft beschönigen wollen! — Immer besser! — Wir müssen also noch Gott danken, dafs Ramler nicht Gottscheds oder ein noch schlechteres Mafs und Gewicht in Deutschland hat verbreiten wollen, weil es sonst den armen deutschen Klassikern noch ärger ergangen wäre."

sodann liegt es aber auch nahe, anzunehmen, dafs die Ramlerschen Veränderungen von Originalgedichten nicht alle gleichartig seien, dafs vieles ihm gut gelungen, einiges auch mifslungen sei. Dieser Schlufs wird durch J. H. Vofs' Urteil bestätigt, der in seinen „Kritischen Briefen über Götz und Ramler" (Mannheim 1809) an K. L. von Knebel schreibt (S. 98 ff.): „Verstehen Sie mich, lieber Freund. Nicht Ramlers Änderungen überall und durchaus übernehme ich zu rechtfertigen. Wer darf leugnen, dafs er in einigen Tonarten, vornehmlich in den zarten Abstufungen des Launigen und Naiven, nicht immer das Zustimmende traf? ... Worin Götz aber am glücklichsten war, die sanften Töne der Rührung, der gemütlichen Behaglichkeit, der einfach geschmückten Anmut, des leichten, oft schalkhaften Witzes, der bald mit griechischer Feinheit, bald mit französischer Artigkeit sich hineinschmeichelte; diese gerade stimmten zu Ramlers eigensten Naturlauten; hier war Ramler einheimisch, hier empfand er ganz wie sein Geistesgenofs, hier wufste er das Mishällige der Empfindung, das Verfehlte des Ausdrucks in Wort und Melodie mit leisem Gefühl anzugeben."

Gestützt auf diese Überzeugung hat Vofs in seinem Buche nachgewiesen, dafs die von Ramler besorgte posthume Ausgabe der „Vermischten Gedichte" von J. N. Götz (Mannheim 1785, 3 Teile), gegenüber den Vofs zugänglichen, handschriftlich vorhandenen Originalgedichten, zumeist wesentliche Verbesserungen und Verschönerungen bietet. Nicht ohne Nutzen ist für Vofs die Beschäftigung mit Ramlers kritischer Thätigkeit gewesen; was Ramler ihm und durch ihn der deutschen Metrik geworden, das deutet R. E. Prutz an in seinem „Göttinger Dichterbund" S. 140 ff.: „Über diese Feile, welche vorher von Prutz „Ramlers verrufene Feile" genannt war, zu spotten, ist freilich leicht, es ist auch leicht, ihn jetzt der Gewaltthätigkeit, der Pedanterie und des Eigensinns zu beschuldigen: aber dafs wir gegenwärtig über dergleichen Bemühungen spotten können, dafs unsere Sprache diese Gewandtheit, das Gefühl für die richtige und strenge Form diese Verbreitung hat, die sie haben und hoffentlich trotz mancher Reaktionen auch behalten wird, daran hat eben Ramler keinen geringen Anteil, und es wird gut sein, dies einmal wieder auszusprechen. Er war an den

Digitized by Google

Alten grofs geworden, hatte ein feines Ohr und eine unermüdliche Geduld, ja eine wahre Begier und Leidenschaft zu bessern und zu feilen; unsere Poeten haben Aufserordentliches durch ihn gelernt." *

Nach den vorstehenden Urteilen dürfte es kein aussichtsloses Unternehmen sein, einen Besuch zu wagen in des kritischen Dichters Werkstatt und unter Gegenüberstellung von Originalgedichten und Ramlerschen Überarbeitungen, soweit uns erstere noch zugänglich sind, nach etwaigen Grundsätzen zu forschen, welche für die von Ramler gemachten Umgestaltungen mafsgebend gewesen sind. Vielleicht gewinnen wir dadurch einige Resultate, welche der „Ramlerschen Feile" freundlichere Beurteiler in dem Sinne von Prutz und anderen Litterarhistorikern (z. B. Vilmar, Gesch. d. deutschen Nat.-Litt., 16. Aufl., S. 524) zu erwecken geeignet sind. Greifen wir einmal aus der Zahl der Dichter, deren Produkten Ramler eine gröfsere Aufmerksamkeit gewidmet hat, Friedrich von Hagedorn heraus. Es knüpft sich nämlich an diesen Hamburger Dichter eine Bemerkung Lessings, welche beweist, wie sehr dieser grofse Kritiker mit den Veränderungen, welche Ramler an Hagedornschen Gedichten vornahm, einverstanden war. In einem Briefe aus Wolfenbüttel vom 18. Dezbr. 1778 schreibt Lessing an Ramler: „Für den zweyten Teil der Blumenlese recht vielen Dank! Dafs ich Ihre Verbesserungen meiner Dingerchen blindlings unterschreibe, das wissen Sie schon, *und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Postpferd geärgert, welches noch immer den Hagedornischen Lesarten die Stange halten will.*" Zu diesen Worten, die wohl nicht ein blofses Kompliment für den Freund enthalten sollten — dafür war Lessing zu aufrichtig —, macht C. Chr. Redlich (in der Hempelschen Ausgabe von Lessings Werken Teil XX, Abt. 1, Briefe Nr. 484, S. 769) die Anmerkung: „Vgl. Wittenbergs Recension im ‚Beytrag zum Reichs-Postreuter', 92. Stück vom 26. Novbr. 1778." ... Leider war es dem Schreiber dieser Zeilen nicht möglich, die erwähnte Recension einzusehen; um so mehr erfreut es ihn, über die andere hierher gehörende Schrift,

* v. Prutz: Knebels Briefe, Vofs' Briefe.

welche Redlich a. a. O. erwähnt, berichten zu können. Derselbe fährt nämlich fort: „Über Ramlers Verbesserungen des Hagedornischen Textes hatte schon Gerstenberg gespottet: ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur, 3. Samml., Schleswig 1767, S. 351 ff.‘“

Es ist eine feine Art der Satire, welche der schleswig-holsteinische Dichter und Kritiker im zwanzigsten der genannten Briefe (dritte Samml. S. 351—364) zur Anwendung bringt. Die Situation ist die, daſs ein „Bibliothekar von Belvedere“ sich auf dem Gute eines Herrn von S** d**len aufhält und dort von dem Herausgeber der Briefe nach seinem Urteil über litterarische Erscheinungen befragt wird. „Ich bin zweifelhaft,“ sagte der Bibliothekar, „was ich mit diesen Liedern der Deutschen anfangen soll. Es sind mir deren einige so reizende ..... in die Augen gefallen, andere sind in einzelnen Stellen mit so vielem Geschmack verbessert ..., daſs ich nicht satt werden konnte, dieses feine ‚Gebund‘ der Kritik ... zu lesen und zu bewundern ...... Doch stille! ... Lassen Sie uns einige Kleinigkeiten untersuchen, die selbst der Aufmerksamkeit des Herausgebers entwischt zu sein scheinen.“ — — —

Der Bibliothekar.

Lassen Sie uns gleich bey dem ersten Liede stehen bleiben.

Freude, Göttin muntrer Jugend.
Höre mich!
Laſs — — — —

Ihr Freund.

Eine Minute, wenn ich bitten darf. Daſs *die Freude die Göttin muntrer* Jugend seyn soll, ist, wo nicht in der Sache, doch in den Worten eine Tautologie. Überdem ist der Begriff zu eingeschränkt, denn die Freude ist auch die Göttin muntrer Alten.

Der Bibliothekar.

Wie wäre es, wenn wir statt *muntrer Jugend: edler Herzen* setzten?

Ihr Freund.

Vortrefflich! Nur ein edles, lasterfreyes Herz ist im Stande,

Digitized by Google

sich zu freuen, und befugt, die Freude als eine wohlthätige *Göttin* anzurufen. Geschwind, streichen Sie *muntrer Jugend* aus.

Der Bibliothekar.

Überdem werden Sie aus der Folge sehen, dafs der Begriff, den ich eingeschoben habe, unentbehrlich ist.

Lafs die Lieder, die hier schallen,
Deinen Kindern wohlgefallen.

Ihr Freund.

Wie? Sie scherzen! Steht das da? — Von welchen *Kindern* ist hier die Rede? Von ihren mythologischen und allegorischen Kindern? von der Jugend? von ihren Anbetern? Und *Kinder?* Warum nicht gar *Säuglinge?* — — — — —

Der Bibliothekar.

Ich mache also einen Strich über

Deinen Kindern wohlgefallen

und setze auf Ihre Veranlassung

Dich vergröfsern, dir gefallen.

Aber weiter!

Holde Schwester süfser Liebe,
Glück der Welt!

Ich weifs gegen diese Zeilen nichts weiter einzuwenden, als dafs das Wort *Hold* hier den Charakter der *Freude* nicht recht bezeichne, und möchte daher *Muntre* oder sonst ein ähnliches Wort setzen. *Tochter des Himmels*, oder im Hagedornischen Geschmack, *Himmelskind* würde mir gleichfalls lieber sein als *Glück der Welt*, wenn nicht dies letztere ausdrücklich dastünde. —

In diesem Plaudertone wird die Besprechung bezw. Emendation des ersten Liedes der „lyrischen Blumenlese“ zu Ende geführt, woran sich eine kurze Kritik von Versen aus anderen Hagedornschen Liedern der genannten Sammlung, wieder unter Beifügung positiver Vorschläge, ergänzend anschliefst. Wir merken schon, dafs — doch lassen wir den Herausgeber der „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ wieder selbst reden: — „Alle diese Stellen, und noch viel mehrere von geringerer Erheblichkeit, sind aus dem einzigen Hagedorn.

Digitized by Google

Ich wunderte mich, und Sie haben Ursache über mich zu lachen, dafs der wegen seiner Korrektion so gepriesene Hagedorn so schwache Verse hatte können stehen lassen, die wir doch auf der Stelle und mit der gröfsten Leichtigkeit zu verbessern gewufst, — als unser Bibliothekar seinen Muthwillen nicht länger aufhalten konnte und laut zu eklatieren anfing: ‚Merken Sie denn noch nicht,‘ sagte er, ‚dafs alle Ihre vermeynten Verbesserungen blofs wiederhergestellte Lesarten aus dem Hagedorn sind, die wir den unbefugten der Berlinischen Ausgabe untergeschoben haben?‘“

Ein Blick in die Originalausgabe von Hagedorns poetischen Werken belehrte den „Freund“, belehrt auch uns, dafs es dem Bibliothekar wirklich gelungen ist, uns auf die angegebene Weise „anzuführen“. Wie aber? Werden wir der Gerstenbergschen Kritik beistimmen? — Es ist dies dem unbefangenen Beurteiler, der nicht gewaltsam Gründe für oder gegen eine Lesart heraussucht, nur in sehr beschränktem Umfange möglich; sind ja selbst von den wenigen oben angeführten „Rückverbesserungen“ manche von recht zweifelhaftem Werte. Auch kommt uns der „Bibliothekar“ selbst auf halbem Wege entgegen. „Ich will Sie nicht überreden,“ fuhr er fort, „dafs die neuen Änderungen und Zusätze alle so bequem aus ihren Originalen verbessert werden können. Selbst in den Hagedornischen Liedern, die sonst so fleifsig gefeilt und mit der äufsersten Feinheit des Geschmacks ausgearbeitet sind, finden sich Stellen, wo die lima des Berlinischen Herausgebers nicht ohne Erfolg thätig gewesen ist.“ — — —

Vielleicht ist Lessings oben angeführtes Urteil doch nicht blofs aus persönlichem Wohlwollen für Ramler abzuleiten. — Friedrich von Hagedorn gehört nicht zu den deutschen Klassikern ersten Ranges. Wer liest heute noch die Lehrgedichte, die Epigramme oder die Gesellschaftslieder dieses „deutschen Horaz“?* Nur seine Fabeln haben sich in gröfserer Anzahl

* Schon Bodmer sagt von ihm (in dem Gedichte: Untergang der berühmten Namen. vergl. v. Hagedorns Poet. Werke, hrsgb. von Eschenburg. Hamburg 1800, I, S. VII—VIII): „Gott! wer liest den v. Hagedorn noch? wer ist's, der von ihm spricht? — — Er war, da er auftrat, Deutschlands Bewundrung: jetzt macht man freilich aus ihm nicht gar wenig, und man erkennt ihn für einen der Bessern, nicht einen der Besten!“

Digitized by Google

in Anthologien und Schul-Lesebüchern erhalten, und sie bilden auch den wertvollen Kern seiner Dichtungen. Gleichwohl pafst auch auf diese nicht durchgehends das Lob, welches Wilhelm Scherer (Gesch. d. deutschen Litt., Berlin 1883, S. 374—375) dem Autor spendet: „Er war der erste neuere deutsche Dichter, welcher den Geschmack und die Korrektheit der Minnesänger wieder erreichte und dadurch für unsere Litteratur zurückgewann. Aber er wufste seinen Vortrag nicht blofs elegant, sondern auch gemeinverständlich einzurichten“ .....

Wenn diese hohe Korrektheit, Eleganz und Gemeinverständlichkeit, welche allerdings den meisten Gedichten Hagedorns innewohnt, sich auf alle seine Schöpfungen erstreckte, so wäre es ein frevles und ganz überflüssiges Beginnen Ramlers gewesen, in seinen Anthologien, besonders in der Fabellese, so vieles an den Produkten dieses Hamburger Poeten zu ändern. Betrachten wir deshalb eine Anzahl hervorragender Abänderungen des kritischen Sammlers im Hinblick auf die Theorien, die in ihnen etwa verkörpert sind, und mit Rücksicht auf ihre ästhetische Berechtigung.

Eine der bekanntesten Fabeln ist die von Johann dem Seifensieder. (Sämtl. Poet. Werke von Friedr. v. Hagedorn. Leipzig bei Ph. Reclam jun., S. 142—145. Die Citate sollen nach dieser Ausgabe gemacht werden. Dieselbe ist nach der „Vorerinnerung“ ein bis auf orthographische Kleinigkeiten genauer Abdruck der Hamburger Ausgabe von 1757 und stimmt auch, mit der genannten Einschränkung und mit Ausnahme der Interpunktion, soweit wir verglichen haben, mit der Ausgabe von 1764 überein.)* Die Fabel ist abgedruckt in Karl Wilhelm Ramlers Fabellese, Leipzig 1783, Buch I, Nr. XLIX (S. 105—111). Dieselbe lautet im Original (V. 5 ff.):

Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
Und wann er afs, so mufst' er singen,
Und wann er sang, so war's mit Lust
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;

* Die Eschenburgsche Ausgabe von 1800 bietet moderne Wortformen, z. B. zwey statt zween, beschliefst st. beschleufst. (Vergl. das Gedicht: Der Sultan und sein Vezier Azem.)

Digitized by Google

Das schallte recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Für diese Zeilen bietet die Fabellese folgenden Text:

Früh, mit den Lerchen um die Wette,
Spät, schon mit einem Fufs im Bette;
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals, aus freyer Brust.
Man horcht, man fragt etc.

Im Vorstehenden sind Zeile 5 u. 6 („Sein Tagwerk ... singen") geändert und Zeile 9—12 (Beim Morgenbrot ... Nachbarschaft") gestrichen worden, beides mit Fug und Recht. Denn wem erscheint es nicht auffällig, dafs der muntere Seifensieder stets gerade während des Essens gesungen haben soll? — Dürfte einem sangeslustigen Handwerker nicht jede beliebige Zeit des Tages zu einem Liede, dem Ausdrucke eines zufriedenen Sinnes, Veranlassung bieten? Und nicht jede Stunde eher als die zur körperlichen Sättigung bestimmte? — Wenn ferner Zeile 8 uns den Gesang als „aus vollem Hals und freier Brust" kommend schildert, so ist die in Z. 11 u. 12 gegebene Versicherung „Das schallte recht" u. s. w. vollständig überflüssig. Z. 15 ff. lauten bei

v. Hagedorn.

Im Lesen war er anfangs schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, *dem Nachbar gleich zu sein,*
Oft singend, öfter lesend ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Ramler.

Im Lesen war er etwas schwach,
Er las nichts als den Almanach,
Und Hausgebetlein und Postillen,
Die Winterstunden auszufüllen,
Und schlief, die Schuld war oft nicht sein,
Beim Lesen seiner Bücher ein.

Was bedeutet wohl bei v. Hagedorn Z. 18: „Die Ordnung nicht zu übertreten"? Ist dies der Inhalt seines Gebets, oder ist es das zweite, was er nächst dem Beten lernt? Der Sinn

Digitized by Google

dieser Worte ist auch dem aufmerksamsten Leser nicht klar! In Z. 21—24 wird den sieben Weisen Griechenlands und sonstigen gelehrten Männern eine besondere Glückseligkeit zugeschrieben, gewifs nicht nach dem Geschmack des weisen Solon. In einem naiven Gedichte erscheint vielmehr eine Anspielung auf die „berufnen sieben Weisen“ als störend. Ungeschickt ist endlich die Erwähnung *des* Nachbars, obgleich von einem solchen noch nicht die Rede gewesen ist. Wie frei und leicht und ohne Anstofs lesen sich doch die Verse, zu welchen Ramler nach Streichung der vier letzten Zeilen die übrigen sechs oben angeführten umgeschmiedet hat.

Z. 91—96 haben nachstehenden Wortlaut bei

v. Hagedorn.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reinen Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Ramler.

Er lernt zuletzt, dafs Gut und Geld
Nicht für die Freuden schadlos hält,
Die der *Zufriedene* geniefst,
Dem ,Arbeit Kost und Schlaf versüfst,
Der braucht, was ihm sein Fleifs beschert,
Und nie vermifst, was er entbehrt.

Im Original sind die beiden mittelsten Zeilen Proben einer öfter bei v. Hagedorn vorkommenden Schwerfälligkeit des Ausdrucks:

Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden, ...

Ein reicher Mann, der sein Geld ängstlich behütet, ist noch kein Zärtling. Die „dunklen Freuden“ desselben sind auch uns, wie wir frei gestehen, dunkel. Die Beziehung von „ihn“ auf den Zärtling ist dem Sprachgefühl zuwider; man erwartete wenigstens „diesen“. Somit können wir der durch Ramler vorgenommenen Umarbeitung dieses Gedichtes, vom formalen Standpunkte aus, unbedingt den Vorzug vor dem Originale einräumen.

Sehr wesentliche Umgestaltungen hat Hagedorns Fabel: „Jupiter, die Tiere und der Mensch“ (Recl. Ausg. S. 186—188; Fabellese Buch I, Nr. XIX, S. 32—35) erfahren. Gleich der Anfang setzte die feilende Hand in Thätigkeit:

Digitized by Google

v. Hagedorn.	Ramler.
Als Jupiter der unbewohnten Erde	Als Jupiter der unbewohnten Erde
Die Menschen und die Thiere schuf,	*Zu Bürgern Thier' und Menschen schuf,*
Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,	Bestimmt' er jeglichem den künftigen Beruf,
Des Lebens Art und Ziel und Arbeit und Beschwerde.	*Sein Lebensziel, sein Theil Vergnügen und Beschwerde.*

Die Konstruktion: „Jupiter schuf der Erde Menschen und Thiere“ erscheint hart; gefälliger ist der durch Angabe des Zwecks („schuf zu Bürgern“) vervollständigte Ausdruck. In der vierten Zeile ist der Pleonasmus „Arbeit und Beschwerde“ durch die beiden Gegensätze „Vergnügen und Beschwerde“ beseitigt. — Dichter und Verbesserer fahren fort:

v. Hagedorn.	Ramler.
Zum Esel sagte Zeus: — —	Zum Esel spricht der Gott: — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Dies ist dein Loos: Wohlan! *so dien' und lebe*	Dies ist dein Los; erfüll's! *und lebe vierzig Jahre!*
So viele Jahr', als ich dem Monat Tage gebe.	Der Esel Erstling schreit: Zu viel verleihest du!
Der Esel Erstling schreit: Zu viel legst du mir bei.	Wie? *vierzig Jahre,* Zeus? Ach! nimm mir zwanzig Jahre,
Wie? *dreifsig Jahre!* Zeus, ach nimm mir zwanzig Jahre.	— — — — — — — — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Der grofse Zeus erhört sein flehendes Geschrei.	Zeus winket ihm Erhörung zu.

Weiter läfst der Dichter den Hund sprechen, der 35 Jahre als Lebensdauer erhalten soll:

v. Hagedorn.	Ramler:
Das Wächteramt ist schwer, ich bitte, Herr, von dir,	Das Wächteramt ist schwer: ich bitte, Herr, von dir,
Die Dauer meiner Pflicht aus Mitleid einzuschränken,	Die Dauer meiner Pflicht aus Mitleid einzuschränken.
Und fünfundzwanzig mir zu schenken.	Und fünfundzwanzig mir *daran* zu schenken.
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Zum Affen sagt er drauf: — —	Zum Affen sagt er drauf: — —
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
„Sei nackt, gefesselt, arm, *der Kinder Lust und Spott,*	Sey nackt, gefesselt, *sey der Knecht' und Kinder Spott*

Digitized by Google

Und der Bedienten Spiel auf sechs Olympiaden.
Sechs! spricht der Aff', o gieb mir doch aus Gnaden
Nur vier; die sind genug. — —

So viele Jahr, als ich dem Monat Tage gebe.
So viele? *ruft der Affen Ahnherr*, überhebe
Mich doch der Hälfte! — — —

Zu einigen der vorstehenden Änderungen gaben sachliche Irrtümer des Autors Veranlassung. Hagedorn hat nämlich dem Esel eine zu kurze Lebensdauer (statt dreifsig ursprünglich angesetzter Jahre nur zehn) eingeräumt. So sagt Brehm (Tierleben, Gr. Ausg., 2. Aufl., I, Abt. Säugetiere, 3. Bd, S. 44) vom Esel: „Er kann, auch wenn er tüchtig arbeiten mufs, ein ziemlich hohes Alter erreichen: man kennt Beispiele, dafs Esel vierzig bis fünfzig Jahre alt wurden." Dieser Beobachtung kommt Ramler mit den auf zwanzig herabgeminderten ursprünglichen vierzig Jahren näher. Hierher gehören auch die Worte: „*Und fünfundzwanzig Jahre mir zu schenken.*" Da nämlich der Hund nicht viel älter wird als zehn Jahre (vergl. Brehm a. a. O. 1. Bd., S. 588: „Der Hund tritt schon im zwölften Jahre ins Greisenalter ein"), so liefs Ramler den Hund die Bitte um den Erlafs von 25 Jahren an den ursprünglich bestimmten 35 Jahren aussprechen: „Und fünfundzwanzig mir *daran* zu schenken." * — Die Zeile: „Zeus winket ihm Erhörung zu" ist aus dem etwas längeren Originalverse („Der grofse Zeus erhört sein flehendes Geschrei") aus Gründen des Wohlklangs verkürzt worden. — Über eine Ramlersche Strophe, deren „ganze Zusammensetzung zum Wohllaut eingerichtet ist und deren Zeilen schmal zusammenlaufen" vergl. „Kritische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750", hrsgb. von Ramler und Sulzer, St. VI. — Die breite Ausdrucksweise Hagedorns: „Der Kinder Lust und Spott und der Bedienten Spiel" ist unter Beschränkung der drei Synonyma auf eins (sey der Knecht' und Kinder Spott) verbessert worden; dadurch wurde freilich eine Änderung der nächsten Worte nötig. Ramlers Textveränderung: „der Affen Ahnherr" statt des ursprünglichen „der Aff'" bringt etwas Possierliches in die Erzählung, wohl gemäfs dem über die „äsopische Fabel" in der Batteux-Ramlerschen „Einleitung in

* Ramler, der sich sehr viel auf dem Lande aufhielt, konnte über die wirkliche Lebensdauer der Haustiere wohl unterrichtet sein.

Digitized by Google

die schönen Wissenschaften“ (2. Teil, I. Abschn., S. 249—252) ausgesprochenen Grundsatze: — „Zierrathe der Erzählung“ — „Oft mahlt ein eintziges Wort: Der Schmetterling heiſst der *kleine Harlekin*, der Frosch *orgelt* mit der Kehle, die Ente *wackelt* u. s. w.“

Fahren wir in der Fabel fort. „Es nähert sich der Mensch.“ Derselbe erhält zum Leben dreiſsig Sommer zugesichert. Diese Zeit ist ihm aber zu kurz:

v. Hagedorn.	Ramler.
— — Dafern ich wählen mag,	— — O! Wenn ich wünschen mag,
So wähl' ich mir zu meinem längern Leben,	*Wünsch ich, du wollest mir* zu meinem längern Leben,
Was Esel, Hund und Aff' an ihrem aufgegeben.	*Was du dem Esel, Hund und Affen abnahmst, geben.*
Es sei, spricht Jupiter, doch dies bleibt festgestellt:	Es sey! spricht Jupiter etc. etc.
Dein längres Alter soll, nach jenen dreiſsig Jahren,	
Auch jedes Tieres Stand erfahren,	
Dem ich die Zeit erlieſs, die jetzt der Mensch erhält.	
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —
Uns wollte Jupiter nur dieses Alter geben.	Uns wollte Jupiter nur dieses Alter geben.
Ach hätte doch dieſs Flehen nichts erreicht.	*Ach! hätte doch der Mensch nie seinen Wunsch erreicht!*
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —

Im Vorstehenden ist an zwei Stellen, der Entsprechung wegen, aus je einem jambischen Fünffüſsler ein Alexandriner hergestellt worden. — Indem nun der Dichter „der Menschen Lenz, die Zeit der Lust“ für die dem Menschen ursprünglich allein bestimmte Lebenszeit erklärt, sagt er, daſs die Bürden des ehelichen, amtlichen und geschäftlichen Lebens ihn so sehr niederdrücken, daſs er schlieſslich dem trägen Lasttiere gleiche. Ferner wird dem Fünfzigjährigen, der sich ein Vermögen erworben hat, eine aus Geiz und Miſstrauen entspringende Wachsamkeit zugeschrieben, die als tertium comparationis zum Zwecke seiner Vergleichung mit dem Hunde dient. — In den Versen, welche diese Gedanken enthalten, ist — im Gegensatz zu den zwei vorhin angeführten Zeilen — einmal die Entsprechung

Digitized by Google

vom Verbesserer zerstört und ein Alexandriner zu einem jambischen Fünffüfsler umgeschaffen worden:

v. Hagedorn.	Ramler.
Der Haus- und Ehestand, Geschäfte, Pflichten, Würden.	Der Ehstand, Hausstand, Ämter, Pflichten, Würden.

Wie es scheint, soll durch diese Beseitigung der Diärese das Atemlose der in dem Verse genannten, auf den Menschen einstürmenden neuen Lasten ausgedrückt werden. Vielleicht ist für dieses Verfahren das Vorbild Virgils mafsgebend gewesen, der so oft den Gang des Verses dem Inhalte entsprechend eingerichtet hat, und dessen Hexameter die „Kritischen Nachrichten“ vom Jahre 1750, Ramlers Organ, den deutschen Dichtern als Musterverse empfehlen (Stück IV und V). — Endlich hat Ramler eine in den letzten Zeilen des Gedichtes enthaltene Pietätlosigkeit sehr abgeschwächt. Hagedorn sagt nämlich, dafs „der ganz verlähmte Greis“ von „Kind und Knecht und Magd“ verspottet zu werden pflege. Ramler hat diesem Spotte eine Begründung gegeben, und zwar dadurch, dafs er sagt: Der ganz verlähmte, den sein Alter kindisch macht, — dieser wird von allen verlacht. So erscheint der Spott über den alten Mann, wenn auch nicht als gerechtfertigt, so doch als eine viel geringere Roheit. — In ähnlicher oder noch strengerer Weise verfährt Ramler jeder Taktlosigkeit gegenüber; so sagt schon Nicolai (Allgem. deutsche Bibliothek Bd. IX, St. 1, S. 205 ff., Berlin und Stettin 1769) in einer Besprechung der von Ramler herausgegebenen „Lieder der Deutschen“: „Herr Ramler ist überhaupt in allen nur etwas freyen Stellen ein sehr strenger Verbesserer. Wir können ihn nicht tadeln.“ — So ist es denn auch erklärlich, dafs er in dem Hagedornschen Gedichte „Adelheid und Heinrich oder die neue Eva und der neue Adam“, Erste Erzählung (Fabellese Buch I, Nr. XLVI, S. 87—95; Recl. Ausg. S. 220—224) den nachstehenden, auf das weibliche Geschlecht gemünzten Spottvers gestrichen hat:

Z. 78—81: Des Menschen Herz wird stets ein Räthsel sein;
Grofs ist sein Mut, noch gröfser seine Schwäche.
Ich schliefse hier mit Recht die Weiber ein,
Zum mindsten halb, wenn ich von Menschen spreche.

Digitized by Google

Wir gehen zu der Fabel über, welche bei Hagedorn „Der Sultan und sein Vezier Azem“ (Recl. Ausg. S. 97—99), bei Ramler „Der Sultan Suliman und sein Vezier Ibrahim“ betitelt ist. (Fabellese Buch I, Nr. XXIV, S. 48—50.) Woher, fragen wir, stammt diese Verschiedenheit im Namen des Veziers? — Einfach aus einer Nachlässigkeit Hagedorns! Denn bei ihm heifst jener bald Azem, bald Ibrahim. In der Überschrift steht, wie wir sahen, „Azem“; dieser Name findet sich auch in V. 58; aber in V. 42 und 51 heifst ebenderselbe: Ibrahim. Ramler dagegen, welcher in der Überschrift: Der Sultan Suliman und sein Vezier Ibrahim gesagt hatte, braucht für den Vezier folgerichtig nur den zuletzt genannten Namen. — Z. 4 giebt uns zu einer metrischen Bemerkung Anlafs:

v. Hagedorn.	Ramler.
O lernten Helden doch *die leichte Wohlfahrt lieben!*	O! lernten Helden doch *das leichte Wohlthun lieben!*
— — — — — — — — —	— — — — — — — — —

Dazu nehmen wir Z. 15—16:

Es hatte Suliman die Beyen, Agas, Bassen,	Es hatte Suliman die Beyen, Agas, Bassen,
Des ganzen Hofstaat Zug*, in schnellem Ritt verlassen.	*Des Hofes ganzen Zug*, in schnellem Ritt verlassen.

Weshalb hat Ramler die Wortverbindungen *Wohlfahrt lieben* und *des* oder *der ganzen Hofstaat Zug* zu ändern sich veranlafst gefunden? Warum sind nach seinem Urteil die dafür eingesetzten Wendungen *Wohlthun lieben* und *des Hofes ganzen Zug* jenen vorzuziehen? — Den Schlüssel hierzu geben uns die schon einmal erwähnten „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit auf das Jahr 1750“, in einem entweder aus Ramlers Feder selbst stammenden oder unter seinem Einflufs geschriebenen Aufsatze: „Gedanken über die neuen (d. h. reimlosen) Versarten“ (St. IV u. V, S. 29 ff.). Dort ist folgende Vorschrift für den Dichter gegeben: „Er mufs die Worte gern gebrauchen, wo der Vokalen und der Konsonanten ohngefehr gleich viel sind: er mufs, wenn ein Wort mit zwey oder drey

* Die Ausg. von 1800: „Der ganzen Hofstaat Zug.“

Digitized by Google

Konsonanten schliefst, nicht gleich das folgende mit einem oder zwey Konsonanten anfangen. Es ist schwer bey unserer harten nordischen Sprache, aber es ist einem arbeitsamen Dichter, oder einem Schüler des Virgil oder Horaz nicht unmöglich." — Hiermit ist eine Stelle in J. H. Vofs, Zeitmessung der deutschen Sprache, Königsberg 1802, S. 37—38 zu vergleichen: „Weniger als der Begriffe Gehalt und Nachdruck, aber doch etwas, wirket auf die Länge (scil. der Silben) auch die Beschaffenheit der Buchstaben ... je ründer zwischen sondernden Mitlautern, und je anhaltender der Klang, desto schöner. *Ein stummer Nachtrab fügt der Dauer nur eine Pause hinzu, die, zumal mit lautlosem Hauch oder Gezisch, nicht Freude an Kraft, sondern Mifsfallen erregt.*"

Hat man demnach nicht das Recht, Ramler in gewisser Beziehung als Vorläufer von Vofs zu bezeichnen? — Aus dem obigen Gesichtspunkte erklären sich nun auch folgende Veränderungen, oder sagen wir dreist Verbesserungen Ramlers:

Der Hase und viele Freunde.

v. Hagedorns Poet. W., Recl. A. S. 115—117.	Fabellese Buch II, Nr. XXI (S. 177—181).
Str. 7, V. 1 u. 2: Wie oft vergällt erwünschte Stunden Verhafster Stunden Ungemach.	Doch ach! des heitern Tages Stunden Trübt eines Stündleins Ungemach.

Aurelius und Beelzebub.

v. Hagedorns Poet. Werke S. 145—148.	Fabellese Buch IV, Nr. XLII (S. 513—519).
Z. 17: Ein viel zu mildes Jahr, der zu fürwitz'ge Zoll.	Ein viel zu mildes Jahr, der allzuschlaue Zoll.

Doch kehren wir zur Fabel vom „Sultan und seinem Vezier Azem" zurück. Dort heifst es Z. 17 ff.:

(v. Hagedorn.)

Ihm folgte der Vezier, weil es sein Herr befahl,
Und beide kamen bald in ein geweihtes Thal,
Wo noch zu Ofsmanns (1764: Othmanns) Zeit ein alter Santon wohnte,
Abdallah, der Prophet, in dem die Weisheit thronte,
Des Omars grofser Sohn, ein Haubt der frommen Schaar,
Der Todesengel Freund, Azraels Liebling war,
Der fast, wie Mahomet, die sieben Himmel kannte,
Und den ganz Asien vor vielen heilig nannte.
} Fehlen bei Ramler.

Die vier von Ramler weggelassenen Zeilen bringen zum Namen Abdallah so viele Bestimmungen von dunkler Gelehrsamkeit, dafs wir die Streichung derselben als eines unpassenden Elementes der Fabel vollkommen billigen müssen. Auch sonst zeigt sich das Streben unseres Kritikers nach Verständlichkeit des Ausdrucks, zuweilen sogar in unnötigen Änderungen; z. B. in Z. 49 desselben Gedichtes, wo er „Dianens Schein“ in „des Mondes Schein“ verbesserte. Hingegen müssen wir ihm in den folgenden Umdichtungen recht geben:

Der Bär und der Liebhaber seines Gartens.

v. Hagedorns Poet. W., Recl. A. S. 118—120.	Fabellese Buch II, Nr. LVIII (S. 275—279).
Str. 8: Nicht wahr? die Einsamkeit ist nicht auf ewig schön.	Nicht wahr? kein Paradies bleibt einsam immer schön,
Unmitgeteilte Lust wird Überdrufs erwecken;	Unmitgeteilte Lust mufs Überdrufs erwecken.
Der bringt den Greis ins Feld, um Menschen zu entdecken.	Auch unser Greis geht aus, um Menschen zu entdecken,
Mein Timon wird zum Diogen.	*Und sieht — den Bären vor sich stehn.*

Str. 9: Er wandert nach dem Forst; hier irrt er hin und her *Und mifst und sucht die Bahn auf unbekanntem Stege.* Zuletzt begegnet ihm in einem hohlen Wege Ein andrer Eremit, der Bär.	Fehlen bei Ramler.

Strophe 8 und 9 sind von Ramler zu einer verschmolzen worden, und wiederum hat er unseren Beifall. Denn die gelehrten Anspielungen an den die Menschen fliehenden Timon und den sie suchenden Diogenes gehören nicht in diese Fabel; auch war eine Kürzung in der neunten Strophe, von der besonders Zeile 2 mifslungen ist, recht wünschenswert. Dieses Aufgeben einer unnötigen Gelehrsamkeit begegnet uns auch in der Fabel: „Der Wolf und der Hund“, Recl. Ausg. S. 108—109, Fabellese B. V, Nr. XLIII, Z. 13, wo der von Hagedorn einem Hunde beigelegte Name „Melamp“ vom Sammler der Fabellese verschmäht wird:

v. Hagedorn.

Melamp erwidert drauf: Freund, wir beklagen dich;

Ramler.

Der Hund erwidert ihm etc.

Digitized by Google

Doch auch in anderer Hinsicht zeigt die Fabel: „Der Bär und der Liebhaber seines Gartens" manches Unfertige, und Ramler fand in den folgenden Strophen des Hagedornschen Gedichtes verschiedene sprachliche Ungeschicklichkeiten und auch eine rhythmische Sünde (Str. 16, 3), die er nach Kräften verbessert hat:

v. Hagedorn.

Str. 10: Er stutzt. Was soll er thun? *Zur Flucht ist keine Spur.*
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Besuche mich, und eile nur.

Ramler.

— — — — *Zur Flucht ist nicht mehr Zeit.*
— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
Der Weg zu mir ist gar nicht weit.

v. Hagedorn.

Str. 16: Petz kehret einmal heim; da schlummert sein Orest
Zur schwülen Mittagszeit. *Er gehet bei ihm liegen,*
Bewacht den Schlafenden, zerstreut den Schwarm der Fliegen,
— — — — — — — — — — — — — — —

Ramler.

Einst kehrt Petz heim und sieht den zärtlichen Orest
Zur schwülen Mittagszeit in sanftem Schlummer liegen.
Er legt sich neben ihn, zerstreut den Schwarm der Fliegen,
— — — — — — — — — — — — — — —

v. Hagedorn. Str. 17, 4: Ramler.
Geschmeifse, wifst ihr, wer ich bin? *Geschmeifs, erfahre,* wer ich bin.

Wir wenden uns zur Fabel: „Der Löwe und die Mücke" (Recl. Ausgabe S. 106—108; Fabellese Buch II, Nr. XXIII, S. 185—188). Dieselbe beginnt bei Hagedorn folgendermafsen:

Ein kluger Heiliger, selbst Augustinus, spricht:
„Dem Sonnenkörper ist die Fliege vorzuziehen;
Denn ihr, nicht jenem, ward ein Lebensgeist verliehen."
Vielleicht ist dieses wahr, ich aber glaub es nicht.
Doch denk ich keinen Ruhm den Fliegen abzusprechen;
Die Fliegen wissen sich zu rächen:
Auch Mücken fehlt es nicht an Keckheit noch an Macht.
Wer ist der Heldin zu vergleichen,

Digitized by Google

Die jenes starke Tier aufs äufserste gebracht,
Dem alle Tiere zitternd weichen?
Der Tiere Regiment in Monomotapa u. s. w.

Vom heiligen Augustinus auf die Fliegen, von den Fliegen auf die Mücken im allgemeinen, und von diesen auf jene heldenhafte Mücke zu kommen, welche einst den Löwen herausgefordert hat, — das heifst doch wahrlich bellum Troianum gemino ab ovo ordiri! Diese wunderliche Einleitung konnte nicht nach dem Geschmack eines Ramler sein, der in seiner mit Erläuterungen versehenen Übersetzung der „Dichtkunst des Horaz" (Basel 1777) S. 59—60 folgendes lehrt: „Man kann bis zur ersten Quelle der Begebenheit hinaufsteigen, bis zu den beyden Eyern, die Leda von dem Jupiter gebar, als er sich in einen Schwan verwandelt hatte: weil aus einem derselben die schöne Helena hervorgekommen ist, deren Entführung den trojanischen Krieg verursacht hat. Die Historie kann so weit gehn. Allein die Poesie hat einen andern Gang. Sie wirft sich plötzlich mitten unter die Begebenheit hinein" ...... So ist es erklärlich, dafs in der Fabellese die Fabel vom „Löwen und der Mücke" gleich mit den Worten beginnt:

Der Tiere Regiment in Monomotapa u. s. w.

Bei Hagedorn lautet Str. 4 folgendermafsen:

Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Not.
Mit beiden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Hafs, mit freiheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Ramler ändert dieselbe in eigentümlicher Art:

Das Lob nährt seinen Stolz und mindert nicht die Not:
Ein jeder zitterte; nur nicht die kühne Mücke,
Die ihm aus Röm'schem Hafs mit unerschrock'nem Blicke
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Abgesehen von anderen Änderungen ist wohl die Frage erlaubt: Wie kommt Ramler dazu, für „edlem Hafs" „Röm'schem Hafs" zu sagen? — Darüber belehrt uns sein Batteux (Einleitung in die Schönen Wissensch., Leipzig 1756, Bd. I, Teil II, 1. Abschn., 1. Art. „von der äsopischen Fabel": Schreibart der Fabel, S. 255—256): „Die Quellen des Munteren in der Fabel sind: wenn man den Tieren Namen und

Digitized by Google

Eigenschaften beylegt, die sich nur für die Menschen schicken. Der Bär heifst alsdann ein Scythe, der Löwe eine rauche Majestät, *die Mücke sticht aus römischem Hafs.*“

Zu einer anderen Bemerkung giebt uns die Fabel: „Die Fledermaus und die zwo Wiesel“ (Fabellese VI, 25; v. Hagedorns Poet. Werke, Recl. Ausg. S. 103—104) Veranlassung. Anspielungen nämlich auf Personen, die weder typisch noch allgemein bekannt sind, dürften wohl den Wert einer Fabel vermindern. Da nun aber die Gegnerschaft, welche zwischen den Hallischen Professoren Christian Wolff und Lange — dem Vater des bekannten Sam. Gotth. Lange — herrschte,* selbst den gebildeteren Laien seiner Zeit, aufserhalb der Saale-Stadt, schwerlich bekannt war, so hat R. die den Schlufs der erwähnten Fabel bildende Moral, welche durch eine Anspielung auf jenes Verhältnis ungeniefsbar gemacht war, weggeschnitten und eine allgemeine Nutzanwendung dafür an die Spitze des Gedichtes gesetzt:

v. Hagedorn.	Ramler.
Ein Kluger sieht auf Art und Zeit, Aus Vorsicht, dafs man ihn nicht fange. Er ruft mit gleicher Fertigkeit: Es lebe Wolff! Es lebe Lange!	Zur eignen Sicherheit den Gegner zu berücken, Ist nicht gefrevelt, heifst nur in die Zeit sich schicken.

Die schwindende Bedeutung eines alten deutschen Wortes sucht Ramler — fast nach der Art philologischer Konjektural-Kritiker — in der Fabel: „Die Nachbarschaft der Buhlerei“ zu Ehren zu bringen. (Fabellese V, Nr. 11; v. Hagedorn, Poet. Werke, Recl. Ausg. S. 207.)

Dort spricht die personifizierte Buhlerei:

Z. 17 u. 18: Zwar leb' ich weit von der verlass'nen Treue:
Matronen nur ist, wo sie seufzt, bekannt;

hierfür schreibt Ramler:

Zwar leb' ich weit von der langweil'gen Treue
Und ihrem alten Ehgemahl *Bestand.*

Dazu macht er folgende Bemerkung: „Der *Bestand* statt die *Beständigkeit* fängt an zu veralten, sein Gegensatz, der *Un-*

* Vergl. Wilh. Scherer, Gesch. der deutschen Litteratur S. 419.

Digitized by Google

bestand, ist noch im Gebrauch geblieben. Hagedorn bedient sich des ersten Wortes mehr als einmal."*

Dieser altertümelnde Zug läfst sich, nebenbei bemerkt, auch in seiner Übersetzung horazischer Oden erkennen, in der die altväterlichen Worte „Afterwelt" (Od. II, 19, 1) und „Biederlob" (ebenda IV, 8, 14) vorkommen. — Des Korrektors Gelehrsamkeit verrät auch folgende Änderung in der Fabel: „Der Kanarienvogel und der Häher" (Recl. Ausg. S. 206, Z. 5 u. 6):

Ein Flaccus, ein Virgil
Zieht nicht den Bav zu Rat.

Ramler sah ein, dafs „Flaccus" als cognomen nicht dem nomen gentilicium „Virgil" parallel gesetzt werden darf, und deshalb schrieb er (Fabellese B. III, Nr. LVII, S. 416):

— — — *Horaz und sein Virgil*
Ziehn nicht den Bav zu Rat.

Dennoch bekämpft der gelehrte Verfasser einer Mythologie, welche heute noch wegen eigentümlicher Vorzüge geschätzt wird, v. Hagedorns mythologische Anspielungen, sobald dieselben schwer verständlich und geschmacklos sind, wie in der eben erwähnten Fabel („Der Kanarienvogel und der Häher"). Dort heifst es weiter Z. 6 ff.:

— — Sie fragen den Quintil,
Den ganz gelehrten Freund. *Warum? Ein halber Kenner*
Verdient, zum höchsten, nur das Mitleid kluger Männer,
Wenn er voll Meisterschaft, voll Hochmut, Neid und Zwist,
An Witz ein Polyphem, an Wahn ein Argus ist.

Dafür schrieb Ramler mit einer kühnen Verkürzung, die wir beim Original-Dichter sehr gern gesehen hätten:

— — — sie fragen den Quintil,
Den ganz gelehrten Freund,
Der Wissenschaft, Geschmack und Redlichkeit vereint.

Dasselbe Streben nach Einfachheit und Natürlichkeit des Ausdrucks, welches uns hier so angenehm berührt, tritt am Schlufs der Fabel „Der Wolf und der Hund" hervor (Recl. Ausg. S. 109). Dort läfst v. Hagedorn den Wolf in ein rhe-

* Ramler führt an: „Die alte und die neue Liebe" Str. 4, Z. 1 u. 2 (Recl. Ausg. S. 256):

Durch mehr als jährigen Bestand
Verehren, was man artig fand.

Digitized by Google

torisches Pathos verfallen, welches das einfache Raubtier, das seine Freiheit liebt, einem Seneka gleichstellt (V. 31 ff.):

Der Wolf, der weiter nicht den Hund begleiten will,
Sucht seinen Rückweg bald und dankt ihm für die Reise.
Nein! ruft er, auf der Welt ist nichts der Freiheit gleich.
Sollt ich mir einen Stand, den sie nicht schmückt, erwählen?
Dem Weisen gilt sie mehr als Thron und Königreich:
Wenn ihm die Freiheit fehlt, so wird ihm alles fehlen.

Hiergegen läfst Ramler den Wolf in der ungezwungensten Weise reden und handeln (Fabellese V, XLIII):

„Ey“, ruft der Wolf, „Glück auf die Reise!
Wenn ich nicht thun kann, was ich will,
So bleib' ich bei der Väter Weise:
Bald wenig, bald vollauf; und danke für den Koch.“
Er sagt's, läuft fort und läuft wohl noch.

In derselben Fabel ist auch, nebenbei bemerkt, eine sprachliche Nachlässigkeit des Dichters vom Verbesserer beseitigt worden. Dort spricht Z. 13 und 14 der Hund zum Wolfe:

— — — Freund, *wir* beklagen dich;
Wir glaubens, dort im Wald ist oft nicht viel zu fressen.

Der pluralis maiestaticus ist bei einem Gönner, als welcher der Hund erscheint, recht wohl angewandt, durfte aber in der Folge nicht aufgegeben werden, während doch v. Hagedorn in V. 15 fortfährt: „Doch willst du *mit mir* gehn.“ Daher ist Ramler, welcher nur den Singularis anwendet, konsequenter: „Der Hund erwidert ihm: Freund, *ich beklage* dich.“ Von sprachlichem Interesse dürfte auch folgende Änderung sein: In der schon oben erwähnten Fabel „Adelheid und Heinrich“ oder „die neue Eva und der neue Adam“ (Erste Erzählung, V. 13—16, Recl. Ausg. S. 220) schrieb v. Hagedorn:

So sprach ein Mann, *als, aus vermeinter Pflicht*,
Sein junges Weib in strengem Zorn entbrannte,
Und Evens Fall und blinde Zuversicht,
Voll Spötterei, ich weifs nicht wie, benannte.

Diesen Versen gehen andere voraus, in welchen ein Gatte seiner Frau gegenüber behauptet, dafs die Lust, sich gerade an verbotenen Dingen zu erfreuen, von Eva, der viel geschmähten, auf deren Kinder übergegangen sei. Der Ausdruck in den

Digitized by Google

vorstehenden Versen ist durch Ramler viel kräftiger geworden (Fabellese I, XLVI, S. 87—88):

So sprach ein *kluger* Mann *nicht ohne Glimpf*,
Als einst sein junges Weib in Zorn entbrannte,
Und Evens Fall, *mit vielem Spott und Schimpf*,
Bald Blödsinn hiefs, bald tolle Gaumsucht nannte.

Bedenklich bleibt hierbei nur das Wort „Gaumsucht“, welches anderwärts kaum vorkommen dürfte. Zur Erklärung desselben reicht die Bedeutung von „Sucht“ = „krankhafte Begierde“ (Sanders Handwörterbuch) nicht aus; wir müssen das Wort als synonym dem stammverwandten Nomen „Seuche“ ansehen (vergl. „Maul- und Klauenseuche“).

Weitschweifigkeiten und Längen im Ausdruck finden sich in den Hagedornschen Fabeln nicht selten. Hier war wieder eine Gelegenheit für den litterarischen Ziergärtner, Gleichmäfsigkeit der Form, sowie Luft und Licht dem poetischen Wildling zu schaffen. So z. B. findet sich folgende Schilderung einer öden Gegend in der Fabel „Aurelius und Beelzebub“ (Recl. Ausg. S. 147) V. 57 ff.:

Sein Führer bringet ihn in einen öden Wald
Von heiligen, bemoosten alten Eichen,
Der Sitz des Czernebocks, der Gnomen Aufenthalt,
Die Schlachtbank vieler Opferleichen.
Hier herrscht, fast tausend Jahr, ein schwarzer, wilder Schrecken
In grauser Finsternis. Den unwirthbaren Sitz
Verklärt, doch selten nur, ein roter, schneller Blitz.
Hier sollte sich der Trost Aurels entdecken.
Hier blieb der Fliegenfürst und sein Gefährte stehn.

Dagegen schliefsen sich an die Worte „Die Schlachtbank vieler Opferleichen“ in der Fabellese B. IV, Nr. XLII, S. 517, mit Hinweglassung der in den nächsten vier Zeilen gegebenen, ganz überflüssigen Beschreibung, die Worte: „Hier bleibt der Fliegenfürst und sein Gefährte stehn.“

In dem wiederholt angeführten Gedichte „Adelheid und Heinrich“ oder „die neue Eva und der neue Adam“ (Recl. Ausg. S. 220—224) findet sich folgende Stelle (V. 41 ff.):

Beschäme denn die Even unsrer Zeit,
Die Probe soll nichts Schweres in sich fassen.
Was heute dir dein Heinrich hart verbeut,
Das hast du stets freiwillig unterlassen.

Digitized by Google

Wem ist nicht hier der Entenpfuhl bekannt,
Die dir wie mir so sehr verhaſste Lache,
Wovon du sonst die Augen abgewandt?
Ich glaube nicht, daſs ich dich lüstern mache.
Nur diesen Pfuhl verwehrt dir mein Gebot:
Gehst du ins Bad, wie sonst, dich abzukühlen,
So hüte dich, in seinem Schlamm und Kot,
Von morgen an, mit bloſsem Fuſs zu wühlen.

Dafür bringt die „Fabellese" folgende Fassung:

Beschäme denn die Even unsrer Zeit!
Die Probe soll nichts Schweres in sich fassen.
Was heute dir dein Heinrich hart verbeut,
Das hast du stets freiwillig unterlassen.
Wenn du, wie sonst, den Weg durchs Nuſsgesträuch
In unser Bad nimmst, dich dort abzukühlen,
So hüte dich, im nahen Ententeich
Von morgen an mit bloſsem Fuſs zu wühlen.

Vier Hagedornsche Zeilen sind wiederum bei Ramler ausgefallen: „Wem ist nicht hier der Entenpfuhl bekannt ..... lüstern mache." Die letzte derselben: „Ich glaube nicht, daſs ich dich lüstern mache", ist offenbar nur aus Versnot hineingesetzt worden, hat aber vor der Mitteilung des Verbotes nur den Wert einer höchst überflüssigen Parenthese. Hierher gehört auch die kleine Fabel: „Der Hirsch und der Eber" (Recl. Ausg. S. 204), von der die sieben ersten Zeilen lauten:

Ein Eber fragt den Hirsch: was macht dich hundescheu?
Für mich gesteh ich gern, daſs ich es nicht begreife.
Du hörst so scharf als sie. Wie schnell sind deine Läufe?
Wie fürchterlich ist dein Geweih?
Und da du gröſser bist, so solltest du dich schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen.
Was ist es immermehr, das dich so schrecken kann?

Vergleichen wir damit die Fabellese B. II, Nr. IX, S. 155:

Ein Eber fragt den Hirsch: was macht dich hundescheu?
Du bist so groſs! und dein Geweih
So furchtbar! Solltest du dich nicht im Herzen schämen,
Vor Kleinern stets die Flucht zu nehmen?
Ich weiſs wahrhaftig nicht, was dich so schrecken kann.

Von Ramler sind zwei Zeilen ausgelassen, um die behagliche Breite der Rede einzudämmen und um einen schlechten Reim (begreife : Läufe) zu tilgen. Das altertümliche „immermehr" in der

Digitized by Google

Frage: „Was ist es immermehr, das dich so schrecken kann?“ (mhd. iemer mêre = stets von neuem) ist ersetzt durch die verständlichere Phrase: „Ich weifs wahrhaftig nicht, was“ u. s. w.

Wie durch solche Streichungen, besonders wenn sie sich auf überflüssige Strophen erstrecken, ein Gedicht nur gewinnen kann, zeigt v. Hagedorns Fabel: „Der Hase und viele Freunde“ (Recl. Ausg. S. 115—117). Vor dem Beginne der Erzählung steht eine zwei Strophen umfassende Moral, die Ramler, einem richtigen Grundsatze huldigend, weggelassen hat. Für uns ist aber die Ausmerzung der vierten Strophe wichtiger, die wir wohl nicht vermissen, wenn wir in der Fabellese folgendes hintereinander lesen (B. II, Nr. XXI, S. 177—178):

(Str. 4 bei v. Hagedorn = Str. 2 bei Ramler.)

Einst wandt' er sich zu seinen Freunden,
Um Rath und Beistand sie zu flehn,
Den Hunden, seinen ärgsten Feinden,
Zu steuern oder zu entgehn.
Man sprach: Dein Leben zu erhalten,
Soll unser Eifer nie erkalten;
Wer deinem Balg ein Härchen krümmt,
Dem ist von uns der Tod bestimmt.

(Str. 6 bei v. Hagedorn = Str. 3 bei Ramler.)

Nun lebet Hänsel ohne Sorgen,
Stets unverzagt und ungestört.
Er sieht, wie sich an jedem Morgen
Bey jedem Thau sein Frühstück mehrt.
Sein rascher Fufs verläfst die Wälder,
Schweift durch die Gärten, durch die Felder,
Wo ihn in stolzer Sicherheit
Laub, Kraut und junge Saat erfreut.

Bedarf es wohl noch einer anderen Strophe als der zuletzt angeführten — die übrigens einige geringe Abweichungen vom Original aufweist —, um das Stillleben des vertrauensseligen Hasen zu schildern? Bei v. Hagedorn findet sich freilich zwischen jene beiden die folgende (fünfte) Strophe eingefügt:

Der muntre Hänsel ist zufrieden,
Und schätzt sich grofsen Hansen gleich.
Die Sicherheit, die ihm beschieden,
Vertauscht er um kein Königreich.
Ihn will so mancher Beistand schützen;
Was darf er nun in Ängsten sitzen?

Digitized by Google

Nein, unter vieler Starken Hut
Fehlt es auch Hasen nicht an Muth.

Der Kritiker hatte vom ästhetischen Standpunkte aus vollständig recht, als er diese Strophe entfernte. Betrachten wir schliefslich noch den Anfang der schon einmal erwähnten Fabel: „Der Bär und die Liebhaber seines Gartens" (Recl. Ausg. S. 118):

1. Ein unerfahrner Bär voll wilder Traurigkeit,
Den in den dicksten Wald sein Eigensinn verstecket,
Vertrieb, unausgeforscht, durch Klipp' und Berg gedecket,
Wie ein Bellerophon die Zeit.

2. Hier sträubet sich der Petz; er liebt nur diese Kluft,
Und meidet stets die Spur der Bären, seiner Brüder.
Mit Brummen wälzt er sich im Felsen auf und nieder;
Sein schwaches Haubt scheut freie Luft.

3. *Dies macht ihn ganz verwirrt. Ihm gleicht vielleicht die Zunft*
Der Weisen dunkler Art, der schweren Sonderlinge;
Die fliehen Licht und Welt und haschen Wunderdinge;
Nur nicht die Gabe der Vernunft.

Zunächst hat Ramler in Str. 1 eine mythologische Anspielung auf das hilflose Umherirren des geblendeten Bellerophon, welche erst durch eine gelehrte Anmerkung verständlich wird, aufgegeben (Fabellese B. II, Nr. LVIII, S. 275):

Ein ungeschlachter Bär voll finstrer Traurigkeit,
Im ödesten Gebirg' aus Eigensinn verstecket,
Vertrieb, unausgeforscht, durch Klipp' und Wald gedecket,
Einsiedlermäfsig sich die Zeit.

Warum, wird man beim Lesen der z w e i t e n Strophe fragen, ist das Haupt des Bären schwach? Und ist es nicht vielmehr die Geselligkeit als die freie Luft, welcher der Einsiedler sich entzieht? Es scheint also Str. 2, Z. 4 von Hagedorn lediglich aus Not hineingesetzt zu sein, damit das Endwort von Z. 1 (Kluft) eine Entsprechung (Luft) habe. Was Ramler dafür setzt, läfst sich wenigstens verstehen:

Er wählt sich eine Gruft, die fast sein Körper füllt,
Schläft hier und dehnet sich und wälzt sich auf und nieder,
Und meidet stets die Spur der Bären, seiner Brüder,
In eigne Dummheit eingehüllt.

Endlich liefs das Lehrhafte der in Str. 3 enthaltenen gedanklichen Abschweifung, durch welche die Erzählung unterbrochen wird, dem Kritiker die ganze Strophe störend erschei-

nen, so dafs er sie wegstrich, — und wer möchte ihn für diesen Censorstrich tadeln?

Hiermit schliefsen wir unsere Wanderung durch die von Ramler zugestutzten Hagedornschen Fabeln, obgleich wir noch manche beachtenswerte Abänderungen und Verbesserungen des Original-Textes anführen könnten. Das Resultat unserer Betrachtung dürfte wohl darin bestehen, dafs wir im Verfahren Ramlers vielfach bestimmte Grundsätze aufgefunden haben, die wir zwar nicht alle billigen können, deren Befolgung aber im grofsen und ganzen den erzählenden Dichtungen Friedrich von Hagedorns zum Vorteil gereicht. So urteilend finden wir uns sogar mit einem Gegner der Ramlerschen Verbesserungskunst in Übereinstimmung. Eschenburg nämlich, der im Jahre 1800 die schöne Oktav-Ausgabe von Hagedorns Werken besorgt hat (Hamburg, bei Karl Ernst Bohn), sagt im vierten Bande derselben, nach einer mifsbilligenden Kritik derjenigen Ramlerschen Änderungen, welche an den in den „Liedern der Deutschen“ und der „Lyrischen Blumenlese“ stehenden Hagedornschen Liedern vorgenommen sind, folgendes (S. 102—104): „Übrigens ist es bekannt, dafs die von Ramler in seine Fabellese aufgenommenen Hagedornschen Fabeln auf gleiche Weise behandelt sind. *Meistens aber doch mit mehrerem Glück, weil sie minder eigentümlichen Tons und der Korrektion empfänglicher waren.*“ Jedenfalls aber, mochte auch so mancher Änderungsversuch Ramlers als mifsglückt zu bezeichnen sein, gab das eifrige Durcharbeiten, welches jener fleifsige Mann fremden Dichtungen zu teil werden liefs, unseren Dichtern eine ernste Lehre, wie sie es mit ihren eigenen Schöpfungen anzufangen hätten, um dieselben zur Reife zu bringen, und bot eine treffliche Illustration zu dem Horazischen „nonum prematur in annum“. Andererseits liegt darin ein Zurückweisen der Anschauung, welche eine gekrönte Dichterin unserer Zeit (Carmen Sylva) an den Tag legt in den Worten:

Sag nie zur trägen Stunde: Eile doch!
Der fröhlichen Sekunde: Weile doch!
Dem frischen Dichtermunde: Feile doch!

Schwerin a. d. Warthe. Dr. Albert Pick.

Digitized by Google

Xavier de Maistre.

Von

Adolf Ey.

Es herrscht die Ansicht, dafs jedes Erzeugnis der Poesie, welches in Frankreich gedeihen will, mit dem Kot der Lutetia gedüngt sein müsse. Die Früchte entsprechen ja nur zu häufig einem solchen Untergrund. Die Poesie, die Xavier de Maistre gepflegt hat, ist nicht in Paris erwachsen, hat nie Pariser Stickluft geatmet, sondern die Alpen sind ihre Pflanzstätte, und rein und duftig wie die Alpenluft sind auch die Blüten, die sie uns bietet.

In der ganzen französischen Litteratur giebt es kaum eine zweite Erscheinung, die so einfach, so rein, so kindlich, so rührend ist wie die des Piemontesen.

Zwei Brüder haben den Namen Maistre berühmt gemacht: Joseph und Xavier. Es sind zwei gewaltige Gegensätze. Joseph erschien den Zeitgenossen als ein mächtiges Gestirn erster Gröfse, welches das Licht Xaviers weit überstrahlte, und doch hat es nicht lange gedauert, und das grofse Gestirn erlischt allmählich im Weltenraume, während sich an dem geringeren immer und immer wieder gefühlvolle und einfache Seelen aus allen Nationen gern erfreuen. Xaviers Opuscules gehören der Weltlitteratur an.

Joseph war ein leidenschaftlicher Philosoph. Nach den Greueln der Revolution verzweifelte er an der Kraft der Vernunft und des Gedankens und warf sich rückhaltlos der Autorität in die Arme. Der Scharfrichter ist für ihn die Grundlage, auf der die gesellschaftliche und staatliche Ordnung sich

auferbaut. „Alle Gröfse, alle Macht, alle Subordination,“ ruft er aus, „beruht auf dem Henker. Er ist der Schrecken und das Band der menschlichen Gesellschaft. Nehmt diese unbegreifliche Kraft aus der Welt und sofort macht die Ordnung den Naturkräften Platz. Die Throne stürzen und die Gesellschaft geht unter. Gott, der die Souveränetät einsetzte, hat auch die Züchtigung verordnet. Er hat die Erde auf die beiden Pole geworfen, denn Gott ist der Herr der Pole, und auf ihnen läfst er die Welt sich bewegen.“

Das ist Joseph, und daneben Xavier? Er entwirft keine Weltordnungen, er trägt sich nicht mit grofsen philosophischen Problemen, obgleich er seine kleinen Spekulationen wohl zu ordnen versteht; er macht sich klein und steht bescheiden neben dem gewaltigen Bruder. Er unterwirft sich demselben ganz, giebt ihm sein Manuskript und erwartet geduldig seine Entscheidung.

Sonst haben die jüngeren Brüder etwas durch den Zufall der Geburt gelitten. Oft verdunkelt sie der ältere mehr als billig. Wären sie die einzigen gewesen, man würde sie höher schätzen als jetzt, wo sie immer mit dem Gleichnamigen in Vergleich gesetzt werden. Quintus Cicero, Thomas Corneille, Ségur sans cérémonies — so nannte er sich scherzweise zum Unterschiede von seinem Bruder, der Maître des Cérémonies unter Napoleon war — auch Paul de Musset, alle diese sind mehr oder weniger Opfer ihrer älteren Brüder geworden.

Xavier ist vielleicht deshalb eine Ausnahme, weil er aufser dem Namen nichts mit dem Bruder auf dem Schriftstellergebiete gemein hat. Das Naive, das Anmutige, das Empfindsame, der sanfte Humor sind sein Feld; wie sehr verschieden von dem, welches Joseph bebaut hat!

Einfach wie seine Werke ist auch sein Leben. An dem Südabhange der savoyischen Alpen an einem Nebenflusse der Rhone liegt die kleine Hauptstadt des früheren Herzogtums Savoyen, das aus Rousseaus Confession so bekannte Chambery; dort ist unser Dichter im Jahre 1760, 62, 63 oder 64 — die Frage ist noch immer nicht entschieden — geboren, und dort hat er auch seine Jugendjahre verbracht. Er stammte aus einer edlen Familie. Von seinem Vater, einem Senatspräsi-

Digitized by Google

denten, der noch vor der Einnahme Savoyens durch die Franzosen starb, spricht er in seiner Reise um mein Zimmer mit der innigsten Liebe und Verehrung; von seiner Mutter sagt Joseph, sie sei ein Engel gewesen, dem Gott einen Körper geliehen habe. Aufser Joseph hatte Xavier drei Brüder und vier Schwestern. Während jener eine parlamentarische und senatorische Laufbahn einschlug, trat Xavier ins Heer. Er verbrachte seine Jugend in den verschiedenen Garnisonen von Piemont und wahrscheinlich in der Art wie alle Offiziere: die Liebe zu Madame de Hautcastel, ein Duell, das sind die bezeichnenden Momente.

Als Ste. Beuve ihn über seine Origines ausfragen wollte, antwortete er lächelnd: „Ich mufs der Wahrheit gemäfs gestehen, dafs ich in diesem Zeitraume gewissenhaft das Garnisonleben geführt habe, ohne ans Schreiben und auch nur selten ans Lesen zu denken; wahrscheinlich würden Sie nie von mir haben sprechen hören ohne den in meiner Reise um mein Zimmer angedeuteten Umstand, um dessenwillen ich eine Zeit lang Stubenarrest erhielt.“

Ehe Xavier diese geistreiche Reise unternahm, hatte er eine noch kühnere unternommen, eine Reise im Luftballon; nahe bei Chambery stieg er auf, und etwa zwei bis drei Stunden davon liefs er sich wieder zur Erde nieder. Das ist sein Jugendleben, das sind seine Abenteuer.

Er war 26 oder 27 Jahre alt und stand als Offizier des Marineregiments zu Alexandria in Garnison, als er „die Reise um mein Zimmer“* schrieb; einige Anspielungen beziehen sich jedoch auf eine spätere Zeit, so das 32. Kapitel, wo er seinen Athalie-Traum von den Greuelthaten der Schreckenszeit erzählt. Er behielt das Stück mehrere Jahre in seiner Schublade und fügte von Zeit zu Zeit ein Kapitel hinzu. Bei einem Besuch, den er um 1793 oder 1794 seinem auf der Flucht befindlichen Bruder Joseph in Lausanne abstattete, brachte er ihm das Manuskript. „Mein Bruder,“ sagte er, „war mein Pate und mein Beschützer; er lobte mich wegen der Beschäftigung, der ich mich hingegeben hatte, und behielt das Konzept, das er

* Deutsch von A. Ey bei Reclam.

Digitized by Google

nach meiner Abreise ordnete. Bald erhielt ich ein gedrucktes Exemplar, und ich empfand die Überraschung, die ein Vater wohl empfinden mag, wenn er einen Sohn, den er noch an der Mutterbrust verlassen hat, als Jüngling wiedersieht. Ich freute mich sehr darüber, und ich fing sogleich ‚die nächtliche Entdeckungsreise‘ an; aber mein Bruder, dem ich meine Absicht mitteilte, brachte mich davon ab. Er schrieb mir, den Wert, den das Werkchen habe, würde ich nur vernichten, wenn ich eine Fortsetzung dazu verfasse. Er sagte mir ein spanisches Sprichwort, welches behauptet, dafs alle zweiten Teile schlecht wären, und riet mir, einen anderen Gegenstand zu suchen; ich dachte nicht mehr daran.“

Das ist nun nicht richtig, denn „die nächtliche Entdeckungsreise um mein Zimmer“ ist vorhanden. Sie hat aber nicht zum Ruhme des Autors beigetragen, ohne deshalb den Wert der Reise um mein Zimmer zu vernichten. Wenn man diese Reise liest, lernt man den Verfasser besser kennen, als wenn er uns seine Beichte direkt abstattete; auch hier beichtet er, aber nicht ernst und langweilig, sondern halb scherzend und immer unterhaltend.

Mager sagt in seiner Geschichte der französischen Nationallitteratur: „Man mufs den Titel recht verstehen; er sollte heifsen: Reisen ins Blaue, in Gedanken auf dem Zimmer gemacht. Es ist schwer, eine Vorstellung von diesem hübschen Buche zu geben; ich möchte ihm den Namen ‚philosophische Memoiren‘ geben. Der Verfasser hatte als junger Mann wahrscheinlich das Bedürfnis, oft allein zu sein und sich in allerlei wünschenswerte, mögliche und unmögliche Lebenslagen hineinzuträumen. Wer hat nicht als junger Mann tagelang wachend geträumt? Die Seele ist in solchem Zustande wie ein Nachen auf einem grofsen See, ohne Steuer und Ruder, bald hierhin, bald dorthin getrieben. Rein passiv giebt sie sich allen Eindrücken hin in den Erwartungen und Hoffnungen. Dieser Umstand hat in der That Ähnlichkeit mit einer zweck- und ziellosen Reise, und de Maistre hat ihn so aufgefafst. Da ist kein Plan und keine Ordnung. Der Zufall ist Herr. Ist es ein schönes und frommes Gemüt, das uns so seine Träumereien, die Memoiren seines Herzens giebt, so haben wir aller-

Digitized by Google

dings dankbar zu sein, und de Maistre hat uns ein wertvolles Geschenk gemacht."

Einige Andeutungen zur Charakterisierung des Büchleins will ich trotz alledem versuchen.

Weshalb unternimmt er die Reise? Er hat sich duelliert und erhält dafür Stubenarrest, man zwingt ihn also dazu, in seinem Zimmer zu reisen. Bei dieser Gelegenheit giebt er die Logik des Duells.

„Nichts ist doch natürlicher und richtiger," sagt er, „als dafs ich mich mit einem auf Leben und Tod schlage, der mich aus Versehen auf den Fufs tritt, oder der sich im Ärger, den ich ihm vielleicht aus Unvorsichtigkeit verursacht habe, ein beifsendes Wort gegen mich entschlüpfen läfst, oder der auch wohl das Unglück hat, der Dame meines Herzens zu gefallen."

Dann spricht er über die Konsequenz, die darin liegt, dafs dieselben Leute, die das Duell im Gericht bestrafen, noch viel härter gegen den Offizier verfahren, der das Duell verweigert. Er schlägt deshalb auch vor, dafs die Richter ja durch Würfel entscheiden könnten, ob einer bestraft werden solle oder nicht.

Nach der Veranlassung giebt er eine Beschreibung des zu durchwandernden Gebietes, der Lage und Gröfse seines Zimmers, das er aber nicht allein an den Wänden hin und in der Diagonale durchziehen will, sondern auch im Zickzack, wie es gerade seinem abspringenden Geiste gemäfs sei.

Auf seiner Reise macht er Stationen bei dem Bilde der Frau von Hautcastel, bei seinem Bett, bei seinem Schreibtisch und dessen mit Briefen und einer verwelkten Rose angefüllten Schublade, bei mehreren Genrebildern, beim Kamin, beim Spiegel, bei seiner Bibliothek, bei der Büste seines Vaters. Er führt uns damit auf die liebenswürdigste Weise in sein intimstes Leben und Denken ein.

Frau von Hautcastel ist die Geliebte seines Herzens; ein Bild aus Werthers Leiden, eins von Ugolino, eins von Raphael und dessen Geliebten bezeichnen seinen Geschmack in der Malerei, Clarissa und Werthers Leiden, Homer, Virgil, Milton, Ossian, dann noch besonders die Elektra bezeichnen seinen Geschmack in der Dichtkunst. Dafs er in der Musik etwas geleistet, wehrt er eifrig von sich ab, aber die Malerei hat er

Digitized by Google

betrieben, über die Malerei hat er viel nachgedacht, über sie auch geschrieben.

Dante hat gemalt, Goethe, André Chénier, Washington Irving, Thackeray. Mehrere unter ihnen haben eine Zeit lang geschwankt, ob Poesie oder Malerei ihr Beruf sei; auch Xavier de Maistre hat über diese Kunst offenbar mehr nachgedacht als über die, durch welche er seinen Ruhm erlangen sollte. Im Schreiben hat er sich an keinen Meister angelehnt, sondern, ein echtes Kind der Neuzeit, auf eigene Füfse sich stellend, nur den Stimmen gelauscht, die ihn in seinem Innern zum Schaffen antrieben.

Wir werden aber auch mit denen bekannt, die ihn umgeben, mit seinem Hund und mit seinem Diener Joannetti. Ein sanfter Humor schwebt über den Zeilen, wo er eine Thräne vergiefst, weil er den treuen Joannetti ungerecht ausgescholten hat. Joannetti hat sich schelten lassen und hat nichts gesagt, obgleich er wohl wufste, wie sehr sein Herr unrecht hatte. Und noch eine Thräne vergiefst er, als er den armen Jakob aus Chambery hart angefahren hat und sehen mufs, wie sein Diener und Rosine, seine Hündin, sich des Armen annehmen und ihm eine Lektion in der Menschlichkeit geben.

Doch weit öfter als diese Gefühlseligkeit zeigt er ein schalkhaft lächelndes Antlitz. Wenn Josephs und Xaviers Seelen sich hätten vermählen können, so wäre die des Jüngeren das weibliche Element bei dieser Ehe gewesen.

Das Originellste auf seiner Reise sind die Entdeckungen über sein Doppelwesen. Mit erstaunter Miene wie ein Kind bemerkt er, dafs er aus l'âme und la bête oder l'autre bestehe. „La bête," sagt er, „ist ein vollständig von der Seele unterschiedenes Wesen, ein wirkliches Individuum, das sein besonderes Leben, seine Neigungen, seinen Willen hat, und das über anderen Tieren nur deshalb steht, weil es besser erzogen und mit vollkommneren Organen versehen ist."

„Meine Herren und Damen," ruft Xavier schalkhaft aus, „seien Sie stolz auf Ihren Geist, so viel Sie wollen, aber mifstrauen Sie dem anderen, besonders wenn Sie zusammen sind!"

Nach ihm besteht die grofse Kunst eines geistreichen Mannes darin, sa bête so zu erziehen, dafs sie ganz allein gehen kann,

Digitized by Google

während die Seele, von diesem peinlichen Anhängsel befreit, sich zum Himmel aufschwingt. Um die Sache verständlich zu machen, erinnert er daran, dafs „der andere“ oft eine ganze Seite herunterliest, ohne dafs die Seele sich dabei beteiligt: der andere hat einmal von der Seele den Auftrag bekommen und thut auch seine Schuldigkeit, während jene abwesend ist.

Einmal giebt seine Seele „dem anderen“ die Weisung, nach dem königlichen Hof zu gehen; sie selbst aber erhebt sich alsbald ins Reich der Gedanken. Der andere geht seinen Weg, und als die Seele ihn wieder einholt, steht er, eine halbe Meile vom Königsschlofs entfernt, vor der Thür der Frau von Hautcastel.

„Der Leser möge sich denken,“ fügt Xavier hinzu, „was wohl geschehen sei, wenn der andere ganz allein bei einer so schönen Dame eingetreten wäre.“

Welches Vergnügen empfindet der andere bei dem Anblick des Bildes dieser schönen Dame, in welcher Verzückung trifft ihn die Seele, als sie aus ihrem Phantasiereich zurückkommt, und wie warm teilt sie den Genufs des anderen!

Und dieses Bild — es ist wie alle solche Porträts, es lächelt alle auf einmal an, die es betrachten, und es scheint doch nur einem einzigen zuzulächeln. Armer Geliebter, der du glaubst, dafs sie dich allein ansehe!“

Doch ganz ohne Gefahr ist das Reisen im Zimmer auch nicht; fast wäre Xavier durch die Unbesonnenheit des anderen dabei ums Leben gekommen. Der arme Jakob steckte den Kopf zur Thür herein, und la bête drehte, ohne daran zu denken, dafs ein Backstein hinter ihr im Fufsboden fehle, den Lehnstuhl so rasch herum, dafs de Maistre um- und aus seiner Kalesche herausgeschleudert wurde.

Den anderen darf aber niemand einfältig nennen. Bei einem Wortstreit mit der Seele — ein Wortstreit, eine Trennung ist bei ihnen gar nicht selten — mufs die erstere bald zum Rückzug blasen, den sie denn auch glücklich dadurch bewerkstelligt, dafs sie dem anderen mit Kaffee unter die Nase geht.

Die Gedanken sind immer fein und humoristisch, oft auch enthalten sie in ihrer leichten naiven Form tiefsinnig philo-

sophische Wahrheiten. Nur dann verläfst Xavier auf einen Augenblick der Humor, wenn er an die Revolution, die er so zu sagen geschwänzt hatte, an die Knechtschaft seines Vaterlandes, an das Elend der Armut und an den Tod seines Freundes denkt. Da beherrschen ihn Zorn und Rührung. Über alles tröstet ihn sein Glaube an die Unsterblichkeit, dem das schönste Kapitel gewidmet ist.

Im Grunde seines Herzens ruht eine milde Traurigkeit, die sein freundlicher Geist hinwegscherzen will. Im lächelnden Auge steht die Thräne sanfter Rührung. Dabei ist nichts gemacht, nichts anspruchsvoll, alles einfach, bescheiden und naturwahr, wie Xaviers eigener Charakter.

Als Savoyen im Jahre 1796 durch den Separatfrieden von Turin mit Frankreich vereinigt wurde, glaubte der Graf Xavier, der in Piemont diente, dafs er seinem Vaterland entsagen müsse, dessen eine Hälfte, wie er sagte, ihn selbst verlassen habe. Die Kriege der Franzosen trieben ihn aus Italien hinweg. Er wanderte aus nach Rufsland, nur mit leichtem litterarischen Gepäck, vielleicht mit den ersten Kapiteln der „nächtlichen Entdeckungsreise“, aber sicherlich nicht mit „der Gefangenen von Pignerol“, von der er in seiner Reise um mein Zimmer spricht, noch auch mit dem Gedichte in 24 Gesängen, das er im 11. Kapitel der Entdeckungsreise erwähnt, denn er hatte diese Sachen gar nicht geschrieben und sprach nur aus Scherz davon. Im Norden angekommen, hatte er zuerst die Absicht, sich mit seinem Pinsel zu ernähren, aber das Glück war ihm günstig: er konnte den Degen behalten; er stand als Hauptmann unter Suwórow, dem er in Petersburg 1801 die Augen schlofs, und stieg allmählich bis zu dem Rang eines Generals empor. Dafs er bei gefährlichen Kämpfen gewesen, beweist die schwere Wunde am rechten Arm, die er bei der Belagerung der Festung Achalzig in Georgien im Dezember 1810 erhielt.

Sein Glück vollendete sich, als er im Jahre 1812 Fräulein Zagriatzky, eine Ehrendame der kaiserlichen Majestäten, heiratete. Ste. Beuve rühmt ihre edle Seele und ihre hohe slavische Schönheit und erzählt, wie Xavier de Maistre selbst, als er im Jahre 1839 bei seinem Aufenthalt in Paris seine Frau einmal ins Zimmer treten sah, über ihre Schönheit entzückt gewesen sei.

Digitized by Google

Zwanzig Jahre waren vergangen, seit er die Reise um mein Zimmer geschrieben hatte, da befand er sich eines Tages — es war im Jahre 1810 — in Petersburg in einer Gesellschaft, in der sein Bruder auch war. Die Unterhaltung kam auf den Aussatz der Hebräer, und einer sagte, diese Krankheit gäbe es nicht mehr; dem konnte nun Xavier widersprechen, denn er hatte den Aussätzigen von Aosta gekannt. Er sprach davon mit solchem Eifer, daſs es alle Anwesenden mächtig interessierte, und er selbst faſste den Gedanken, die Geschichte jenes Unglücklichen zu schreiben; sein Bruder ermutigte ihn und lobte auch den ersten Entwurf, der auf seinen Rat nachher etwas verkürzt wurde. Joseph übernahm auch zum zweitenmal Patenstelle und lieſs die Schrift in St. Petersburg um 1811 drucken, indem er „die Reise“ dazufügte; in Frankreich aber sind „die Reise“ und „der Aussätzige“ erst etwa um 1817 bekannt geworden.

Die Geschichte des Aussätzigen ist wahr, ebenso wie die der jungen Sibirierin, die der Schriftsteller teilweise von ihr selbst gehört hatte. Alles ist wahr bei ihm, nichts Romanhaftes; er schreibt die Wirklichkeit ab, aber er ist deshalb kein Zola. Das Ideale bei ihm liegt in der Wahl, die er in Bezug auf seinen Gegenstand trifft, und vorzüglich in einem gewissen menschlich warmen und religiösen Ton, den er über denselben ausbreitet. Die Natur sitzt bei ihm Modell, aber er nimmt die Erscheinungen der Natur, die erheben, und nicht die, welche herabziehen. Er sucht nicht das Häſsliche und Schreckliche, sondern besonders das Naive und das Menschliche.

Der arme Aussätzige wohnte, ehe er nach Aosta kam, in Oneille. Als die Franzosen nach der Besetzung Savoyens und Nizzas bis Oneille kamen, wo dieser Unglückliche lebte, da erschrak derselbe, er hielt sich auch für bedroht und wollte nun auswandern wie die anderen. Eines Tages kam er zu Fuſs nach Turin. Die Schildwache hielt ihn am Thore an, und als man sein Gesicht gesehen hatte, lieſs man ihn zwischen zwei Soldaten zum Gouverneur führen, der ihn ins Krankenhaus schickte. Von da brachte man ihn nach Aosta, wo er auf Befehl wohnen muſste. Dort hat ihn de Maistre oft gesehen. Wie man sich denken kann, hatte der Aussätzige einen ziemlich be-

Digitized by Google

schränkten Ideenkreis; der Autor hat denselben etwas erweitert, indem er ihm alle die Gedanken beilegte, welche aus seiner Lage sich von selbst ergaben. Die Wohnung des Armen war vollständig einsam; ein junger Offizier, vielleicht der der Frau von Hautcastel, hatte dort gern mit der Dame, die er liebte, Zusammenkünfte hinter den Rosenbüschen dieses Gartens; dort waren sie ganz sicher. Das höchste Glück lebte unter dem Schutz der höchsten Verzweiflung.

Noch schwieriger als die Reise läfst sich der Aussätzige analysieren. Nach einer Beschreibung des Turmes, in welchem der Arme lebt, erzählt de Maistre, wie im Jahre 1797 ein junger Offizier in den Garten desselben eintritt und so plötzlich dem Aussätzigen gegenübersteht. Das Schicksal des Mannes ergreift ihn; er hört, wie derselbe sich beschäftigt, welche grausamen Qualen er empfindet, wie er seinen Hund und dann wie er, was für ihn das Schrecklichste gewesen ist, seine Schwester verloren hat. Es ist ein Abgrund des Elends, der sich vor uns eröffnet, aber immer gemildert durch den freundlichen Schein einer echt religiösen Lebensanschauung. Man höre nur folgende Stelle:

„Das öde Leben, zu dem ich verurteilt bin, fliefst viel rascher dahin, als man sich denken sollte; und das will viel sagen,“ fuhr der Aussätzige mit einem leichten Seufzer fort, „denn ich gehöre zu denen, die nur reisen, um anzukommen. Mein Leben ist ohne Abwechselung, meine Tage ohne Unterschiede, und durch diese Eintönigkeit erscheint die Zeit kürzer, ähnlich wie ein Land durch seine Nacktheit weniger ausgedehnt erscheint.“

Die Wirkung, welche „der Aussätzige“ auf einfache Gemüter hervorbringt, hat vielleicht niemand besser ausgedrückt als Töpffer in seiner reizenden Novelle „der grofse St. Bernhard“. Ein junges Mädchen, das er auf dem St. Bernhard getroffen hat, führt er unter die Bäume des Turmes, unter denen vielleicht der Aussätzige gesehen hatte, wie die junge Frau ihr Köpfchen an die Brust des Gatten drückte, ein Anblick, der dem Unglücklichen fast das Herz abprefste und ihn der Verzweiflung nahe brachte. Dort liest er ihr die Geschichte vor: zuerst ist sie zerstreut, dann überrascht, ihre

Digitized by Google

Seele, die vorher nichts von Poesie kannte, öffnet sich derselben, ihr Antlitz glänzt vor Freude, aber die Seiten werden düsterer und düsterer, Thränen treten ihr in die Augen, und als dem Unglücklichen die Schwester sterben will, da bricht sie in lautes Weinen aus. Sie bittet aufzuhören. In ihr aber ist ein neues Gefühlsleben aufgegangen, das Töpffer jedoch, der Redliche, nicht zu seinem Vorteile benutzt.

Der Aussätzige ist eine schöne Lektüre, sie hat etwas Beruhigendes in sich wie ein Gebet.

In der Litteratur hat das Büchlein ordentlich Schule gemacht, es giebt eine ganze Anzahl von kleinen Romanen, in denen das Interesse erweckt wird durch den Gegensatz, in den ein physisches Leiden zu den Empfindungen der Seele tritt; aber „der Aussätzige“ ist kein Roman und will auch keiner sein. Zu den Vorfahren des Aussätzigen können wir „den armen Heinrich“ rechnen.

Während „die Reise“ ein Monolog, „der Aussätzige“ ein Dialog ist, sind „die junge Sibirierin“ und „die Gefangenen des Kaukasus“ Erzählungen. Er schrieb sie um das Jahr 1820 auf die Bitte einiger Freunde und einer nahen Verwandten zulieb, der er sie als Eigentum übermachte; er gab sie ihnen, damit sie in Paris veröffentlicht würden. Auch diese beiden Geschichten zeigten, dafs seine feine Art zu schreiben nicht zufällig, sondern eine Gabe war, die ihn auch wohl noch zu anderen Werken hätte befähigen können.

Die junge Sibirierin ist vielleicht am besten charakterisiert durch die wenigen Worte, die Xavier de Maistre als Einleitung giebt. „Der Mut eines jungen Mädchens, das gegen Ende der Regierung Pauls I. aus Sibirien zu Fufs loswanderte, um in St. Petersburg Gnade für ihren Vater zu erflehen, hat seiner Zeit ein so grofses Aufsehen erregt, dafs eine berühmte Schriftstellerin — es ist Madame Cottin — aus dieser interessanten Reisenden eine Romanheldin gemacht hat. Die aber, welche sie gekannt haben, bedauern, dafs Liebesabenteuer und romanhafte Ideen einer edlen Jungfrau angedichtet sind, die niemals eine andere Leidenschaft kannte als die reinste Kindesliebe, und die ohne Stütze, ohne Rat, in ihrem eigenen Herzen den Gedanken zu der edelsten That und die Kraft zur Ausführung derselben

Digitized by Google

fand. Wenn der Bericht von ihren Erlebnissen nicht jenes Überraschende bietet, das ein Romanschreiber für erfundene Personen zu erwecken versteht, so wird man doch vielleicht mit einigem Vergnügen die einfache Geschichte ihres Lebens lesen, die an sich schon interessant genug ist, ohne anderen Schmuck als die Wahrheit.“

Es ist die Wahrheit, aber die anmutige Wahrheit, wie Xavier de Maistre die Wanderung des Mädchens erzählt von den Grenzen des Regierungsbezirks Tobolsk bis zu den Stufen des Kaiserthrons in Petersburg, wie er die Fährlichkeiten beschreibt, die sie zu besiegen hatte, die Personen, die freundlich oder feindlich mit ihr zusammentrafen, und besonders wie er ihren einfachen und rührenden Charakter voll alles überwindender Kindesliebe und felsenfesten Vertrauens zu Gott schildert.

Als Prascovia — so heifst die Sibirierin — einmal ein grofses Bild sieht, auf dem Silen gestützt von Bacchantinnen dargestellt ist, ruft sie erstaunt aus: Das ist also alles nicht wahr? Diese Menschen da mit Ziegenbeinen? Welche Thorheit Dinge zu malen, die nie dagewesen sind, als ob es an wirklichen Dingen fehlte!“ — Derselben Meinung ist de Maistre, und seine wirklichen Dinge sind nicht einseitig. Er weifs die verschiedenen Seiten des menschlichen Lebens zu einem schönen Ganzen zu vereinen. Er stellt nicht allein den glühenden Glauben und den Heldenmut des Mädchens dar, sondern er weifs auch heitere Züge, er weifs auch die kleinen Schwächen des Herzens mit hineinzubringen, und unter einer Thräne der Rührung schaut bisweilen der schalkhafte Beobachter, den wir aus der Reise um mein Zimmer kennen, wieder hervor. Den Frauen ist das Buch geweiht, besonders Frauen werden Prascovia immer gern auf ihrer Wanderung begleiten.

Wie die junge Sibirierin, so spielen auch „die Gefangenen des Kaukasus“ in russische Verhältnisse hinein, und hier zeigt sich, dafs der sonst so sanfte und liebenswürdige Schriftsteller, wenn es die Wahrheit verlangt, auch nicht vor den furchtbarsten Scenen zurückschreckt.

Der russische Major Kaskambo hat sich, um seine Kosacken vor Vernichtung zu retten, dem wilden Stamme der Tschatschenzen als Gefangener ausgeliefert. Sein Bursche, der das

Digitized by Google

Geschick seines Herrn erfährt, folgt ihm und teilt sein Los. Der Major erliegt beinahe der schlechten Behandlung, während Iwan, sein Bursche, täglich auf Rettung sinnt. Anfangs spielt dieser den Possenreifser, dann wird er Mohammedaner, und endlich ist der Tag der Befreiung gekommen. Die Männer des Stammes sind auf einen Raubzug ausgeritten, nur der alte Wächter mit seiner Tochter und deren kleinem Sohn sind in der Hütte. Dieser Kleine ist der einzige gewesen, der sich gegen den Major freundlich erwiesen hat, er hat ihm heimlich Kartoffeln aus der Asche geholt, wenn der Arme nahe am Verhungern war, er hat mit ihm gespielt, er hat ihn seinen Koniak, seinen Freund, genannt.

Um sich, ohne Verdacht zu erregen, verständigen zu können, haben die beiden Gefangenen oft in russischer Sprache Lieder zur Laute gesungen, deren Text ihre vertraulichen Mitteilungen waren. Iwan fordert Kaskambo auf, die Laute zu schlagen, und nach den Weisen eines Liebesliedes mit dem Refrain von hai luli, hai luli teilt er ihm den furchtbaren Plan mit, dafs er ihren Wächter mit einer Axt erschlagen will.

Der Major mufs spielen, damit sich der Bursche unbemerkt im Tanze der Axt nähern kann; endlich ergreift er sie auch, aber der Major verliert in dem Augenblicke die Besinnung und hört auf zu spielen. Kaltblütig lehnt Iwan das Werkzeug des Todes hinter sein Opfer an den Holzblock und tanzt weiter, bis er wieder an die Stelle kommt und unter hai luli, hai luli den Alten über den Kopf schlägt, dafs er tot in das Herdfeuer stürzt, welches er eben schüren will. Ebenso erschlägt er die Tochter, die ins Zimmer hereinschaut, ebenso trotz aller Bitten, trotz aller Drohungen des Majors den kleinen Knaben.

„Bis wir frei sind," sagt der Schreckliche, „ist jeder Mensch, den ich treffe, ein Kind des Todes oder ich falle von seiner Hand."

Nach ungeheuren Mühseligkeiten, die bis zuletzt die Spannung wie in einem wohlangelegten Roman erhalten, erreichen beide ihr Vaterland.

In einem fein scherzenden Tone nach Xavier de Maistres Art verklingt zuletzt das Ganze. De Maistre selbst hat eine unbesonnene Frage an Iwan, ohne ihn zu kennen, gerichtet;

Digitized by Google

Iwan sieht ihn schief an und brummt hai luli, hai luli zwischen den Zähnen.

Der Schriftsteller schliefst: „Der Neugierige stieg wieder in seinen Schlitten, ganz glücklich darüber, dafs er keinen Axthieb über den Kopf bekommen habe.“

Als diese beiden Werke in Paris im Manuskript ankamen, erregten sie bei einigen Kennern zuerst Anstofs. Man fand an Prascovias Ungeschicklichkeit im Betreiben ihrer Angelegenheit in Petersburg und an diesem entsetzlichen Menschen, diesem Iwan, der eine Frau und ein unschuldiges Kind erschlägt, viel auszusetzen. Herr Valery aber, dem die Handschrift anvertraut war, hatte eine entgegengesetzte Meinung; er fühlte das Wahre, das realistisch Berechtigte in diesen Darstellungen, und ihm verdanken wir es, dafs die beiden Werkchen in der ihnen von Xavier de Maistre gegebenen Gestalt erschienen.

Bald darauf kam der Schriftsteller selbst nach Paris zurück. Lamartine, der mit ihm verwandt war, hat diese Rückkehr in einer seiner „Harmonien“ auf rührende Weise gefeiert.

De Maistre hat selbst manche Verse geschrieben, aber wenn man in ihn drang, dieselben zu veröffentlichen, lehnte er mit den Worten ab: die Mode hat sich geändert. Einige Fabeln des russischen Dichters Kriloff hat er übersetzt und nachgeahmt, auch einige geistreiche Epigramme verfafst. Seine Grabschrift erinnert etwas an die Lafontaines. Die ersten Verse davon lauten:

Ci-gît sous cette pierre grise
Xavier qui de tout s'étonnait,
Demandant d'où venait la bise
Et pourquoi Jupiter tonnait.

Ein längeres Gedicht, der Schmetterling, ist von Ste. Beuve mitgeteilt. Ein Gefangener hatte dem Dichter erzählt, dafs in Sibirien eines Tages ein Schmetterling in sein Gefängnis hineingeflogen sei. Byron hat ähnliches in seinem Prisoner of Chillon gesungen. Beide Gefangene sind erstaunt darüber, wie der geflügelte Gast in die Kerkergruft gekommen sei, beide glauben, es sei aus Freundschaft zu ihnen, beide wollen nicht, dafs die zutraulichen Tierchen die trostlose Gefangenschaft mit

Digitized by Google

ihnen teilen. Während bei de Maistre die Gedanken sich so anmutig und rührend bis ans Ende fortspinnen, erheben sie sich bei Byron mit Macht aufwärts. Bonivard hält den Vogel für seines Bruders Seele, der aus dem Paradies zu ihm herabgekommen sei, und als derselbe ihn endlich verläſst, da fühlt er sich doppelt allein, allein wie der Leichnam im Leichentuch, allein wie eine einsame Wolke, eine einzige Wolke an einem sonnigen Tage, wenn der ganze Himmel sonst rein ist. — Bei de Maistre erwacht der Gefangene auch aus seinem Traume, der ihm unter der Leitung des Schmetterlings seine Gattin, seine beiden Kinder, ja die Freiheit zeigte; er hört die Ketten klirren, und der Schmetterling entfliegt.

Xavier ist einmal kein Vulkan wie Byron, er streut nur Blumen aus, während jener Blitze schleudert.

Sein Gedicht ist ins Russische übersetzt und von einem Sekretär der französischen Gesandtschaft in Petersburg, der das Original nicht kannte, wieder zurück ins Französische.

Xavier scherzt in seiner feinen, etwas malitiösen Weise über seine geringe Begabung zum lyrischen Dichter; er macht sich dabei unbedeutender als er ist. Er schreibt: „Da ich die Gabe des Dichters nicht begreifen kann, und da ich diese hervorragende Eigenschaft an anderen nicht gern zugestehen möchte, so denke ich, daſs die Dichter etwas im Handgelenk haben, was die Prosa auf ihrem Wege vom Kopf zum Papier in Verse verwandelt, so daſs ein Dichter nur eine mehr oder weniger vollkommene Drechselmaschine wäre. Ich war von diesem für Prosaschreiber so tröstlichen System dermaſsen überzeugt, daſs ich eines Tages versuchte, mit der Linken zu schreiben, in der Hoffnung, daſs ich diesen günstigen Mechanismus vielleicht herausfände, aber meine linke Hand war nicht glücklicher als meine rechte, und ich bin seitdem überzeugt, daſs ich keine Versedrechselmaschine bin. Ich muſs sogar gestehen, daſs dieser Miſserfolg mir einige Zweifel über mein System eingegeben hat."

An wichtigeren Schriften ist noch ein Brief vorhanden, der für die Geschichte des Rückzugs aus Ruſsland im Jahre 1812 gewisse Bedeutung hat.

1813 machte er den Krieg in Deutschland mit als Quartier-

Digitized by Google

meister bei dem Corps des Feldmarschall-Lieutenant Walmoden und wurde, zum Generalmajor befördert, im August nach Danzig geschickt. Bald darauf nahm er seinen Abschied.

Er lebte dann in Moskau und Petersburg; als ihm aber hier zwei seiner Kinder durch den Tod entrissen und die beiden anderen von einer hartnäckigen Krankheit befallen wurden, da reiste er um 1825 in die Heimat und hielt sich nun abwechselnd in Pisa, Lucca, Livorno, Rom, Neapel und Castellamare auf. Aber seine Hoffnung, die er auf die Einwirkung des milden Klimas Italiens gesetzt hatte, ging nicht in Erfüllung; seine Tochter verlor er in Livorno, seinen Sohn in Neapel, und fast gebrochenen Herzens verliefs er auf Nimmerwiedersehen den vaterländischen Boden. Er wollte seiner Gattin den Wunsch erfüllen, in ihrer Heimat den Rest ihrer Tage beschliefsen zu können.

Auf der Rückreise nach Petersburg im Jahre 1839 hielt er sich mehrere Monate in Paris auf, und diesem Aufenthalt verdanken wir die schöne Skizze, die Sainte Beuve von Xavier de Maistre entworfen hat, und die auch dieser Arbeit zu Grunde liegt.

Wenn der Graf sein eigenstes Wesen schon in seiner Reise um mein Zimmer offen dargelegt hat, so wird diese Schilderung noch in voller Übereinstimmung damit durch den Pariser Litterarhistoriker ergänzt.

Die neueren Schriftsteller hatte Xavier kaum gelesen, und als er die Werke, die gerade in der Mode waren, durchblätterte, erschrak er zuerst darüber, weil er glaubte, dafs sich in seiner langen Abwesenheit die Sprache ganz geändert hätte.

„Doch das tröstet mich etwas,“ fügte er hinzu, „dafs, wenn man auch anders schreibt, die Leute, mit denen ich zusammenkomme, doch noch dieselbe Sprache sprechen wie ich.“

Als er in die Kammer der Abgeordneten geführt wurde, wufste er zuerst gar nicht, was er zu den langen und vielen Reden sagen sollte. Er war an das Schweigen der unumschränkten Monarchie gewöhnt, er begriff nicht recht, wozu der viele Wortlärm nützen solle. Jedesmal wenn er an dem Hause der Abgeordneten vorüberging, erinnerte er sich unwillkürlich

Digitized by Google

an den Vesuv. Ebensowenig liebte er den Quai Voltaire. Wenn er ihn überschreiten mufste, senkte er das Haupt und wandte seine Blicke nach der Seine.

Das läfst sich alles leicht begreifen nach dem, was wir aus seiner Reise wissen und wenn wir die grofse Bewunderung in Betracht ziehen, die er den Werken seines Bruders entgegenbrachte. Die Ideen Josephs erschienen ihm als die einfachsten, als die von selbst gegebenen.

Charakteristisch ist noch, wie stark er in Töpffer seinen Wahlverwandten fühlte. Wenn ihn jemand nach seinem letzten Werke fragte, pflegte er wohl zu antworten: es sei „das Presbyterium“ oder „die Bibliothek meines Onkels“ oder „der Col von Anterne“ oder „der See von Gers“, lauter Werke von Töpffer. Er wünschte, dafs dieser Genfer Dichter in Frankreich bekannt würde. Nachdem Töpffer im Stil und im Ton einige Veränderungen vorgenommen, wurde er in Frankreich, besonders mit auf de Maistres Bemühungen hin, naturalisiert.

Xavier de Maistre war eine Erscheinung, die mit der menschlichen Natur versöhnen mufs. Als er in Petersburg kurz nach dem Tode seiner treuen Sophie am 12. Juni 1852 die Augen schlofs, hatte die Welt einen der liebenswürdigsten Menschen und Schriftsteller nicht allein französischer, sondern aller Sprachen zu beklagen.

Möge bei dem Tagesgebrause der naturalistischen Wortführer in Paris nie ganz die sanfte Stimme echter und edler Sentimentalität übertönt werden!

Das Leben des heiligen Alexis.

Mit Beifügung des altfranzösischen Originals (aus dem 11. Jahrhundert), nach der Ausgabe von Gaston Paris,

übersetzt von

Theodor Vatke.

---

1 Gut war die Welt dereinst in alter Zeit,
Da Lieb und Treu es gab, Gerechtigkeit,
Da war auch Glaube da, der heut nichts gilt;
Verwandelt alles ist, entfärbet ist das Bild,
Nie wieder kehret die Vergangenheit.

2 Zu Noahs Zeit, zur Zeit des Abraham,
Davids, die Gott in seine Liebe nahm,
War gut die Welt: nie wird so brav sie sein.
Alt ist sie, gehet zur Verderbnis ein,
Weil alles stets zu schlimmrem Ende kam.

3 Nach jener Zeit, da uns erlöst der Herr,
Und unsre Väter nahmen Christi Lehr,
Da war ein hoher Herr zu Rom, der Stadt,
Mächtig, der manchen Ahn zu rühmen hatt':
Von seinem Sohne nun vernehmt die Mär.

4 Eufemius — dies des Vaters Name war —
War Graf zu Rom und von den Besten gar:
Der Kaiser liebte keinen so wie ihn.
Ein edles Weib auch wählete sein Sinn,
Der besten eins, die jenes Land gebar.

5 So lebten sie beisammen manchen Tag,
Doch ohne Kind, das war stets ihre Klag'.
Und Gott anrufen sie von Herzensgrund:
„O Himmelskönig, segne unsern Bund,
Gieb uns ein Kind, das dir gefallen mag.“

Digitized by Google

La Vie Saint Alexis.

1 Bons fut li siecles al tens ancienor,
Quer feit i ert e justice et amor,
Si ert credance, dont or n'i at nul prot:*
Tot est mudez, perdude at sa color;
Ja mais n'iert tels com fut as anceisors.

2 Al tens Noe et al tens Abraham,
Et al David que Deus par amat tant,
Bons fut li siecles: ja mais n'iert si vailanz.
Vielz est e frailes, tot s'en vait declinant,
Si'st empeiriez tot bien vait remanant.

3 Pois icel tens que Deus nos vint salver,
Nostre anceisor ovrent cristientet,
Si fut uns sire de Rome la citet;
Riches hom fut de grant nobilitet:
Por ço l'vos di, d'un son fil voil parler.

4 Eufemiens — ensi out nom li pedre —
Cons fut de Rome del mielz qui donc i eret;
Sor toz ses pers l'amat li emperedre.
Donc prist muilier vailant et honorede,
Des mielz gentils de tote la contrede.

5 Pois converserent ensemble longement;
Que enfant n'ovrent peiset lor en forment.
Deu en apelent andoi parfitement:
„E reis celestes, par ton comandement
Enfant nos done qui seit a ton talent.“

* Cfr. Chans de Roland (ed. Gautier) v. 2905 nen i ad nul si prud. v. 3459 mult grant prud i avreiz.

Digitized by Google

6 So baten sie in groſser Demut ihn,
Es sei doch Fruchtbarkeit dem Weib verliehn.
Es kommt ein Sohn, man weiſs viel Dank dem Herrn,
Bringt in der heil'gen Taufe dar ihn gern,
Daſs er mit frommem Namen Christo dien.

7 Er ward getauft, ward Alexis genannt;
Die ihn getragen gern ihm Nahrung fand;
Der gute Vater drauf zur Schul ihn schickt,
Wo er gar bald des Wissens Licht erblickt;
Zu Dienst wird er zum Kaiser drauf gesandt.

8 Der Vater sieht, es bleibt sein einzig Kind,
Das seine Liebe immer mehr gewinnt;
Und er erwägt die Zukunft drauf bei sich,
Daſs er ein Weib nehm, wünscht er inniglich:
Kauft ihm ein edles Frankenkind geschwind.

9 Das Mädchen nun gar hohe Abkunft hat,
Ist Grafentochter traun in Rom der Stadt,
Das einz'ge Kind, das er in Ehren hält.
Die Väter nun, sie haben's beid' erwählt,
Die Lieben zu vermählen hält man Rat.

10 Den Zeitpunkt der Verein'gung man bespricht,
Wie sich's geziemt wird alles zugericht'.
Herr Alexis hat lieblich sie gefreit;
Doch seinem Sinn liegt Ehebund sehr weit;
Denn immerdar läſst er von Gotte nicht.

11 Als nun der Tag vorbei, als kam die Nacht,
Der Vater spricht: „Nun sei zur Ruh gebracht
Mit deinem Weib, wie Gott vom Himmelsthron
Befiehlt.“ Nicht will des Vaters Zorn der Sohn,
Er geht zur Kammer, wo sein Weibchen wacht.

12 Er sieht das Bett, das Mädchen sieht er drin,
Doch kommt des Himmels Herr ihm in den Sinn,
Der teurer ihm als alles ird'sche Gut;
„O Gott,“ sagt er, „wie Sünde faſst mein Blut!
Entflieh ich nicht, ich los von Gotte bin.“

13 Wie in der Kammer sie so ganz allein,
Läſst sich Alexis nun in Rede ein;
Des Menschen Leben er zu schmähn beginnt,
Auf das zu weisen, das niemals verrinnt.
Doch möchte er gar bald gegangen sein.

Digitized by Google

6 Tant li preierent par grant humilitet
Que la muilier donat feconditet:
Un fil lor donet, si l'en sovrent bon gret;
De saint batesme l'ont fait regenerer:
Bel nom li metent sulonc cristientet.

7 Fut batiziez, si out nom Alexis.
Qui l'out portet volentiers le nodrit;
Pois li bons pedre ad escole le mist:
Tant aprist letres que bien en fut guarniz;
Pois vait li enfes l'emperedor servir.

8 Quant veit li pedre que mais n'avrat enfant
Mais que cel sol que il par amat tant,
Donc se porpenset del siecle a en avant:
Or volt que prenget muilier a son vivant,
Donc li achatet filie d'un noble franc.

9 Fut la pulcele de molt halt parentet,
Filie ad un comte de Rome la citet:
N'at plus enfant, lei volt molt honorer.
Ensemble en vont li dui pedre parler,
Lor dous enfanz volent fair asembler.

10 Noment le terme de lor asemblement;
Quant vint al faire, donc le font gentement,
Danz Alexis l'esposet belement;
Mais de cel plait ne volsist il nient:
De tot en tot ad a Deu son talent.

11 Quant li jorz passet et il fut anoitiet,
Ço dist li pedre: „Filz, quer t'en vai colchier
Avoc ta 'spose, al comand Deu del ciel."
Ne volst li enfes son pedre corocier,
Vint en la chambre od sa gentil muilier.

12 Com veit le lit, esguardat la pulcele,
Donc li remembret de son seinor celeste
Que plus at chier que tot aveir terrestre:
„E Deus," dist il, „com forz pechiez m'apresset!
S'or ne m'en fui, molt criem que ne t'en perde."

13 Quant en la chambre furent tot sol remes,
Danz Alexis la prist ad apeler;
La mortel vide li prist molt a blasmer,
De la celeste li mostret veritet,
Mais lui ert tart qued il s'en fust alez.

14 „Mein Mädchen,“ sagt er, „*den* nimm zum Gemahl,
Des kostbar Blut erlöst' uns allzumal;
In dieser Welt giebt's wahre Liebe nicht;
Sie ist gar hohl und ihre Ehre bricht,
In Trauer löst sich ihre Freude all.

15 Als er nun seinen Sinn ihr ganz gezeigt,
Das Schwert sie ihm und das Gehänge reicht,
Und einen Ring, der sie mit ihm vermählt.
Drauf eilt er aus des Vaters Haus, das Freie wählt
Er und bei Nacht er schnell dem Land entweicht.

16 Drauf wandert er gradwegs zum Meeresstrand,
Wo er ein Schiff bereit zur Reise fand;
Er zahlt sein Geld, betritt des Schiffes Bord,
Man refft die Segel und bald geht es fort;
Dort, wo es Gott gefällt, steigt man ans Land.

17 Vor Lalic, einem schönen Orte, nun
Sieht wohlbehalten man das Schiffchen ruhn.
Und Herr Alexis drauf zu Lande eilt,
Doch weiſs ich nicht, wie lang er dort verweilt:
Wo er auch ist, Gott dienet all sein Thun.

18 Drauf geht nach Alsis er, dem schönen Ort,
Ein Bild zu schaun, von dem er hörte dort,
Das Engel schufen, wie's befohlen Gott,
Im Namen *der* Jungfrau, die Heil uns bot,
Die Ihn getragen nach des Herren Wort.

19 All den Besitz, den er noch bei sich trug,
Verteilet er, er hat mit nichts genug;
Almosen giebt er reichlich in der Stadt,
Wo immer Arme er gefunden hat:
Denn nach Besitz Alexis nimmer frug.

20 All sein Besitz hat er verteilet jetzt,
Alexis nun sich zu den Armen setzt,
Nimmt den Almosen, den ihm Gott beschert,
So viel, daſs er des Leibes Notdurft wehrt;
Mit dem, was mehr, die Armut er ergötzt.

21 Vom Vater und der Mutter hört nun dies,
Und von dem Weib, das er zurücke lieſs:
Als man, daſs er entflohen sei, vernahm,
Da waren groſs die Schmerzen und der Gram,
Und groſs im ganzen Land die Kümmernis.

Digitized by Google

14 „Oz mei, pulcele: celui tien ad espos
Qui nos redenst de son sanc precios.
En icest siecle nen at parfite amor;
La vide est fraile, n'iat durable honor,
Ceste ledice revert a grant tristor."

15 Quant sa raison li at tote mostrede,
Pois li comandet les renges de s'espede
Et un anel dont il l'out esposede.
Donc en cist fors de la chambre son pedre,
En mie nuit s'en fuit de la contrede.

16 Donc vint edrant dreitement a la mer;
La nef est preste ou il deveit entrer:
Donet son pris et enz est aloez.
Drecent lor sigle, laisent corre par mer,
La pristrent terre ou Deus lor volst doner.

17 Dreit a Lalice, une citet molt bele,
Iloc arivet sainement la nacele.
Donc en eisit danz Alexis a terre;
Mais jo ne sai com longes i converset:
Ou que il seit de Deu servir ne cesset.

18 D'iloc alat en Alsis la citet,
Por une imagene dont il odit parler,
Qued angele firent par comandement Deu,
El nom la virgene qui portat salvetet,
Sainte Marie qui portat damne Deu.

19 Tot son aveir qu'od sei en out portet,
Tot le depart que giens ne l'en remest:
Larges almosnes par Alsis la citet
Donet as povres ou qu'il les pot trover:
Par nul aveir ne volt estre encombrez.

20 Quant son aveir lor at tot departit,
Entre les povres s'asist danz Alexis,
Receut l'almosne quant Deus la li tramist;
Tant en retint dont son cors pot guarir,
Se lui 'n remaint, si l'rent as poverins.

21 Or reviendrai al pedre et a la medre,
Et a la 'spose qui sole fut remese:
Quant il ço sovrent qued il fuiz s'en eret,
Ço fut granz dols qued il en demenerent,
Et granz deplainz par tote la contrede.

22 Der Vater sprach: „O Sohn, den ich verlor."
Die Mutter drauf: „O wehe, was ging vor?"
Es sprach das Weib: „Das Unglück wirkte das!
Freund, edler Herr, wie kurz ich Euch besafs!
Kein gröfser Leid als das, das mich erkor."

23 Der Vater dann, von Dienern treugesinnt
In vielen Ländern suchen läfst sein Kind:
Bis hin nach Alsis kommen ihrer zween,
Wo sie den Herrn Alexis sitzen sehn.
Doch sie erkennen nicht, bei wem sie sind.

24 So hat verwandelt er sein zart Gebein,
Nicht konnte er den Dienern kenntlich sein:
Ihm selber gaben sie Almosen hin,
Die er annahm mit demutvollem Sinn.
Die Diener schifften nun alsbald sich ein.

25 So also hatten sie ihn nicht erkannt;
Alexis dankt dafür, zu Gott gewandt,
Dafs er den Dienern sein ein Bettler ward,
Und, als ihr Herr, verkehrt nach Bettlers Art.
Wie's ihn erfreute hätt ich schwer bekannt.

26 Die Diener kehren drauf nach Rom der Stadt,
Und melden, dafs sich nichts gefunden hat:
Ob er betrübt war, danach fragt mich nicht,
Der guten Mutter schier das Herze bricht,
Sie jammert um den Sohn nun früh und spat.

27 „Alexis, Sohn, weshalb gebar ich dich?
Du bist entflohn und läfst im Kummer mich;
Ich weifs den Ort nicht, ich weifs nicht das Land,
Wo du zu suchen und wo du bekannt.
Nie freut dein Vater, nie die Mutter sich."

28 Zur Kammer geht sie ganz voll Kümmernis,
Wo in Verzweiflung sie nichts übrig liefs:
Nicht Seide bleibet da, nicht Schmuck und Zier,
So voller Schmerzen ist das Herze ihr,
Und alle Freude sie von dannen wies.

29 „Dich, Kammer," sagt sie, „schmück ich nimmerdar,
Auf immer seist du aller Freude bar."

Digitized by Google

22 Ço dist li pedre: „Chiers filz, com t'ai perdut!“
Respont la medre: „Lasse, qu'est devenuz?“
Ço dist la 'spose: „Pechiez le m'at tolut.
Amis, bels sire, si poi vos ai out!
Or sui si graime que ne pois estre plus.“

23 Donc prent li pedre de ses meilors serjanz;
Par moltes terres fait querre son enfant.
Jusqu'en Alsis en vindrent dui edrant;
Iloc troverent dan Alexis sedant,
Mais n'en conurent son vis ne son semblant.

24 Si at li enfes sa tendre charn mudede,
Ne l'reconurent li dui serjant son pedre.
A lui medisme ont l'almosne donede;
Il la receut come li altre fredre.
Ne l'reconurent, sempres s'en retornerent.

25 Ne l'reconurent ne ne l'ont enterciet.
Danz Alexis en lodet Deu del ciel
D'icez son sers cui il est almosniers.
Il fut lor sire, or est lor provendiers;
Ne vos sai dire com il s'en firet liez.

26 Cil s'en repairent a Rome la citet,
Noncent al pedre que ne l'povrent trover;
S'il fut dolenz ne l'estot demander;
La bone medre s'en prist a dementer,
E son chier fil sovent a regreter:

27 „Filz Alexis, por quei t'portat ta medre?
Tu m'ies fuiz, dolente en sui remese.
Ne sai le leu ne nen sai la contrede
Ou t'alge querre; tote en sui esguarde.
Ja mais n'ierc liede, chiers filz, ne n'iert tes pedre.“

28 Vint en la chambre, pleine de marrement.
Si la despeiret que n'i remest nient;
N'i laissat palie* ne neul ornement.
A tel tristor atornat son talent,
Onc pois cel di nes contint liedement.

29 „Chambre,“ dist ele, „ja mais n'estras parede,
Ne ja ledice n'iert en tei demenede.“

* Cfr. Roland v. 408 Un faldestoel ... Envolupet d'un palie alexandrin (soie d'Alexandrie). 2973 palie galazin (soie de Galaza).

Zerstört, als hätten Räuber es gethan;
Und Säcke hängt, zerrifsnes Zeug sie an,
Nach grofser Freude grofs der Schmerz nun war.

30 Voll Schmerz setzt sich zur Erd' die Mutter hin,
Alexis' Weib zu ihr mit gleichem Sinn.
Sie sprach: „Grofser Verlust uns, Dame, ward:
Nun lebe ich nach Turteltauben-Art,
Gewähre mir, dafs ich bei dir nun bin.“

31 Die Mutter sagt darauf: „bleibst du bei mir,
Geb um Alexis ich gern alles dir:
Nie hast du Leid, des ich dich heilen kann,
Beklagen lasse uns den teuren Mann;
Um den Gemahl und Sohn so klagen wir.“

32 So schickt man sich in dieses Unglück nun,
Doch läfst der Schmerz die beiden nimmer ruhn;
Alexis dann zu Alsis in der Stadt
Stets treuen Sinns dem Herrn gedienet hat,
Und nie berückt die Seele solches Thun.

33 Zehn Jahre lang und sieben, nichts fehlt dran,
Hat er in Not des Herren Dienst gethan,
Aus Freundschaft, nicht für Freundin oder Freund,
Noch weil ihm Ehre zu erstreben scheint;
Sein Lebtag wendet ganz für Gott er an.

34 Als er sein Herz so ganz dem Herrn geweiht,
Dafs von der Stadt er weicht zu keiner Zeit,
Dem Bilde Gott in Liebe Sprache schenkt,
Zum Diener, der es am Altar bedenkt:
„Den Gottesmann rufe!“ es ihm gebeut.

35 „Hole,“ so spricht das Bild, „den Gottesmann
Hier in das Kloster, wo er Dienst gethan.
Wert ist er einzugehn ins Paradies.“
Er geht, doch jener nicht sich finden liefs,
Der heil'ge Mann, von dem das Bild hub an.

36 Zurück zum Klosterbild der Küster kehrt;
Den Mann zu finden war ihm nicht beschert;
Das Bild darauf: „Er sitzet an der Thür,
Nah ist er Gott und seinem Himmel schier;
Von dort vertreibt ihn nichts und nichts ihm wehrt.“

37 Er geht, man holt ins Kloster ihn sofort,
Man hört das Wunder bald an jedem Ort,

Digitized by Google

Si l'at destruite com s'hom l'oust predede:
Sas i fait prendre e cinces deramedes,
Sa grant honor a grant dol at tornede.

30 Del dol s'asist la medre jus a terre,
Si fist la 'spose dan Alexis acertes:
„Dame," dist ele, „jo ai fait si grant perte!
Ore vivrai en guise de tortrele:
Quant n'ai ton fil, ensembl' od tei voil estre."

31 Respont la medre: „S'od mei te vols tenir,
Si t'guarderai por amor Alexis,
Ja n'avras mal dont te poisse guarir.
Plainons ensemble le dol de nostre ami,
Tu del seinor, jo l'ferai por mon fil."

32 Ne pot estre altre, metent l'el consirrer;
Mais la dolor ne podent oblider.
Danz Alexis en Alsis la citet
Sert son seinor par bone volentet:
Ses enemis ne l'pot onc enganer.

33 Dis e set anz, n'en fut nient a dire,
Penat son cors el damne Deu servise.
Por amistet ne d'ami ne d'amie,
Ne por honors qui lui fussent tramises,
N'en volt torner tant com il ad a vivre.

34 Quant tot son cor en at si atornet
Que ja son voil n'istrat de la citet,
Deus fist l'imagene por soe amor parler
Al servitor qui serveit al alter;
Ço li comandet: „Apele l'home Deu."

35 Ço dist l'imagene: „Fai l'home Deu venir
En cest monstier, quer il l'at deservit,
Et il est dignes d'entrer en paradis."
Cil vait, si l'quiert, mais il ne l'set choisir,
Icel saint home de cui l'imagene dist.

36 Revint li costre a l'imagene el mostier:
„Certes," dist il, „ne sai cui entercier."
Respont l'imagene: „Ço'st cil qui lez l'us siet;
Pres est de Deu e del regne del ciel;
Par nule guise ne s'en volt esloinier."

37 Cil vait, si l'quiert, fait l'el mostier venir.
Es vos l'esemple par trestot le pais

Dafs jenes Bildnis für Alexis sprach;
Nun ehrt ihn grofs und klein den ganzen Tag,
Und bitten, dafs er ihnen helfe hier und dort.

38 Und als er sieht, wie sie ihn ehren schier,
Sagt er: „Fürwahr, nicht will ich bleiben hier,
Dafs nicht erdrücket mich die Ehre hat.“
In einer Nacht entflieht er aus der Stadt,
Nach Lalis wandert er aus dem Revier.

39 Alexis drauf sich in ein Schiff begab:
Der Wind war kräftig und man segelt ab.
Gradwegs nach Tarsus er zu kommen denkt,
Doch kanns nicht sein, der Herr es anders lenkt.
So segelt er denn grad nach Rom hinab.

40 In einen Hafen, der von Rom nicht fern,
Bringet das Schiff den Mann des Herrn;
Als er daheim, ist er des Wunsches voll,
Dafs ihn der Seinen keiner kennen soll,
Die ihn mit Ehren überhäuften gern.

41 „O Gott,“ sagt er, „du hoher Himmelsherr,
Wenn's dir gefällt, bleib ich hier nimmermehr.
Wenn mich erkennten meine Eltern bald,
Nähmen sie mich mit Bitten und Gewalt;
Ich fürchte, dafs es mein Verderben wär.

42 Und doch, mein Vater sehnet mich herbei,
Die Mutter wünschet, dafs ich bei ihr sei;
Die Gattin auch, die ich verlassen thät.
Nicht lafs ich's zu, dafs man mich hier errät.
Die Zeit, dafs man mich kannt', ist wohl vorbei.“

43 Vom Schiffe hat er sich nach Rom gewandt,
Geht durch die Strafsen, wo er wohlbekannt;
Gar bald wird seines Vaters er gewahr,
Umgeben von der Diener grofser Schar;
Er hat beim Namen ihn sogleich genannt.

44 „Eufemius, edler Herre, mächt'ger Mann;
Nimm mich in deinem Haus aus Mitleid an.
Unter der Treppe mach ein Bette mir,
Um deinen Sohn, der so viel Kummer dir;
Dort schliefs mich ein, doch nähre mich auch dann.“

Digitized by Google

Que cele imagene parlat por Alexis.
Trestoit l'honorent, li grant e li petit,
E toit le preient que d'els aiet mercit.

38 Quant il ço veit que l'volent honorer:
„Certes,“ dist il, „n'i ai mais ad ester;
D'iceste honor ne m'revoil encombrer.“
En mie nuit s'en fuit de la citet,
Dreit a Lalice rejoint li sons edrers.

39 Danz Alexis entrat en une nef:
Ovrent lor vent, laisent corre par mer.
Dreit a Tarson espeiret ariver,
Mais ne pot estre: ailors l'estot aler.
Tot dreit a Rome les portet li orez.

40 Ad un des porz qui plus est pres de Rome,
Iloc arivet la nef a cel saint home.
Quant veit son regne, durement se redotet
De ses parenz, qued il ne l'reconoissent
E de l'honor del siecle ne l'encombrent.

41 „E Deus,“ dist il, „bels reis qui tot governes,
Se tei ploust ici ne volsisse estre.
S'or me conoissent mi parent d'este terre,
Il me prendront par pri ou par podeste;
Se jo 'sen creid il me trairont a perte.

42 Mais ne por hoc mes pedre me desirret,
Si fait ma medre plus que femme qui vivet,
Avoc ma 'spose que jo lor ai guerpide.
Or ne lairai ne m'mete en lor bailie.
Ne m'conoistront, tanz jors at que ne m'virent.“

43 Eist de la nef e vait edrant a Rome.
Vait par les rues dont il ja bien fut cointes,
Altre pois altre, mais son pedre i encontret,
Ensembl' od lui grant masse de ses homes;
Si l'reconut, par son dreit nom le nomet:

44 „Eufemiens, bels sire, riches hom,
Quer me herberge por Deu en ta maison;
Soz ton degret me fai un grabaton:*
Empor ton fil dont tu as tel dolor.
Tot soi enferms, si m'pais por soe amor.“

* Grabaton. Cfr. Passow, Gr. Lex. *κράβατορον*, *κραββ*, ὁ, grabatus, Makedon. Wort. — Auch im Neuen Testament bezeichnet *κράβατος* das (ärmliche) Ruhebett.

Digitized by Google

45 Als seines Sohnes Ruf der Vater hört,
Weinet sein Aug, dem hat er nicht gewehrt:
„Um Gottes Lieb und um mein teures Kind
Gewähr ich gern, dir wohlgesinnt,
Ein Bett, und dafs Wein, Fleisch und Brot dich nährt.

46 „O,“ spricht er, „hätt nur einen Diener ich
Für ihn; den machte frei* ich sicherlich.“
Der Sklaven einer tritt sogleich herbei:
„Erlaube,“ sagt er, „Herr, dafs ich es sei;
Um deine Liebe quäle gern ich mich.“

47 Unter die Treppe führet er ihn nun,
Macht ihm das Bett bereit, darauf zu ruhn;
Besorget ihm, wes er benötigt ist;
Damit der Herr nicht zürnt, zu keiner Frist;
Nicht ist zu tadeln jenes Dieners Thun.

48 Oft sahen ihn die guten Eltern beid',
Und jenes Mädchen auch, das er gefreit;
In keiner Weise spricht er jene an,
Noch haben sie die Frage je gethan,
Wer er doch sei, ob seine Heimat weit.

49 Oft sieht er sie gar grofses Leid bestehn,
Aus ihren Augen viele Thränen gehn,
Alles für ihn, für sich nicht, nimmermehr.
Er blickt sie an, verfällt in Trauer sehr,
Er hofft auf Gott, so bleibt es ungesehn.

50 Unter der Treppe ist er jeder Frist,
Bekommt, was von der Tafel übrig ist;
Zu grofser Armut kam sein hoher Stand,
Er will nicht, dafs der Mutter es bekannt;
Mehr ist als Menschen Gott ihm, wie ihr wifst.

51 Vom Fleische und des Hauses Überflufs
Behält er, was sein Körper haben mufs;
Was übrig, hat der Arme, Mann und Weib;
Nicht häuft er's auf, noch mästet er den Leib,
Den Ärmsten immer giebt er's zum Genufs.

52 Die heil'ge Kirche er besuchet gern,
Von keinem ihrer Feste bleibt er fern;

* Die Freilassung des hörigen Mannes ist im Mittelalter die stehende höchste Belohnung: die christliche Kirche suchte dieselbe zu fördern (cfr. Macaulay, Hist. of Engl. I, auch Mactatio Abel, Townely Myster. XIV saec.).

Digitized by Google

45 Quant ot li pedre la clamor de son fil,
Plorent si oil, ne s'en pot astenir:
„Por amor Deu e por mon chier ami,
Tot de dovrai, bons hom, quantque m'as quis,
Lit et hostel e pain e charn e vin.

46 „E Deus,“ dist il, „quer ousse un serjant
Qui l'me guardast: jo l'en fereie franc.“
Un en i out qui sempres vint avant:
„Es me,“ dist il, „qui l'guard par ton comand;
Por toe amor en soferrai l'ahan.“

47 Cil le menat endreit soz le degret;
Fait li son lit ou il pot reposer;
Tot li amanvet quantque besoinz li ert.
Vers son seinor ne s'en volt mesaler;
Par nule guise ne l'en pot hom blasmer.

48 Sovent le virent e li pedre e la medre,
E la pulcele qued il out esposede:
Par nule guise onques ne l'aviserent;
N'il ne lor dist, n'il ne li demanderent
Quels hom esteit ne de quel terre il eret.

49 Soventes feiz lor veit grant dol mener,
E de lor oilz molt tendrement plorer,
E tot por lui, onques nient por el.
Il les esguardet, si l'met el consirrer;
N'at soin que l'veiet, si est a Deu tornez.

50 Soz le degret ou gist sor une nate
La le paist l'hom del relief de la table;
A grant poverte deduit son grant barnage.
Ço ne volt il que sa medre le sachet:
Plus aimet Deu que trestot son lignage.

51 De la viande qui del herbere li vient
Tant en retient dont son cors en sostient;
Se lui 'n remaint si l'rent as almosniers;
N'en fait musgode por son cors engraissier,
Mais as plus povres le donet a mangier.

52 En sainte eglise converset volentiers;
Chascune feste se fait acomungier.

Die heil'ge Schrift ist Führer seinem Sinn,
Im Gottesdienst, wünscht er, sie stärke ihn;
In keiner Art läfst er vom Wort des Herrn.

53 Unter der Treppe ist er allezeit,
Trägt seine Armut er mit Freudigkeit;
Des Vaters Sklaven haben sich erlaubt,
Schmutzwasser ihm zu giefsen übers Haupt;
Nicht spricht er drum, er bleibt vom Zorne weit.

54 Man peinigt ihn, gehöhnet man ihn hat,
Man giefst ihm Wasser auf die Lagerstatt.
Nicht zürnt der heil'ge Mann, wie es auch sei,
Er bittet Gott, dafs jenen er verzeih,
Da keiner weifs, was er begangen hat.

55 Also verweilt er dort bei siebzehn Jahr,
Und nicht erkannt er von den Seinen war;
Noch wufst' ein Mensch die Schmerzen, die er trug,
Als nur sein Bett, wo er ja lag genug:
Er ändert's nicht, dafs es nicht völlig klar.

56 Schier vierunddreifsig Jahr er sich kasteit.
Vergelten will ihm Gott des Dienens Zeit;
Und seine Krankheit drücket ihn gar sehr,
Er weifs, er hat viel nicht zu leben mehr;
Und jenen Diener ruft er sich beiseit.

57 „Hol' Pergament und Tinte, Bruder, mir,
Und eine Feder, dies bitt ich von dir."
Er giebt's sogleich Alexis in die Hand;
Der schreibt sein Leben drauf bis an den Rand,
Wie er gewandert, wie er ging von hier.

58 Behält's für sich, kein Mensch es jemals sah,
Man soll's erst wissen, wenn er nicht mehr da.
Er hat sich Gott befohlen ganz und gar:
Sein Ende naht, und siech sein Körper war;
Kaum seinen Laut vernimmt mehr fern und nah.

59 In jener Woche, da er sterben soll,
'ne Stimme dreimal in der Stadt erscholl,
Draufsen beim Heiligtum nach Gottes Wort,
Der seine Gläub'gen alle rief nach dort;
Nah ist die Glorie und das Leid ist voll.

60 Die zweite Stimme laut man hören kann;
Zu Rom soll suchen man den Gottesmann;

Digitized by Google

Sainte escriture ço ert ses conseiliers:
Del Deu servise le rovet esforcier;
Par nule guise ne s'en volt esloinier.

53 Soz le degret ou il gist e converset,
Iloc deduit liedement sa poverte.
Li serf son pedre qui la maisniede servent
Lor lavedures li getent sor la teste:
Ne s'en corocet ned il ne's en apelet.

54 Toit l'escharnissent, si l'tienent por bricon,
L'egue li getent, si moilent son linçol.
Ne s'en corocet giens cil saintisme hom,
Ainz preiet Deu qued il le lor pardoinst
Par sa mercit, quer ne sevent que font.

55 Iloc converset eisi dis e set ans.
Ne l'reconut nuls sons apartenanz,
Ne neuls hom ne sout les sons ahanz,
Fors sol li liz ou il at get tant:
Ne pot muder ne seit aparissant.

56 Trente quatre anz at si son cors penet.
Deus son servise li volt gueredoner:
Molt li engrieget la soe enfermetet.
Or set il bien qued il s'en deit aler;
Cel son serjant ad a sei apelet.

57 „Quier mei, bels fredre, et enque e parchamin
Et une penne, ço pri toe mercit.“
Cil li aportet; receit les Alexis:
De sei medisme tote la chartre escrist,
Com s'en alat e com il s'en revint,

58 Tres sei la tent, ne la volt demostrer,
Ne l'reconoissent usqu'il s'en seit alez.
Parfitement s'ad a Deu comandet:
Sa fin aproismet, ses cors est agravez;
De tot en recesset del parler.

59 En la samaine qued il s'en dut aler,
Vint une voiz treis feiz en la citet
Hors del sacrarie par comandement Deu,
Qui ses fideilz li at toz envidez.
Prest est la glorie qued il li volt doner.

60 A l'altre voiz lor vint altre somonse
Que l'home Deu quiergent qui gist en Rome,

Sie bitten ihn um Gnade für die Stadt,
Dafs nicht umkomme, wer drin Leben hat.
Wer es gehöret, den hält Furcht in Bann.

61 Sankt Innocenz war Papst, ein heil'ger Mann,
Zu ihm kommt arm und reich und fragt sodann
Um seinen Rat in jener Sache ihn,
Die sie gehört und die verwirrt den Sinn;
Sie warten nicht bis ihn die Erd' gewann.

62 Der Kaiser und der Papst noch überdies,
Honorius er, der andr' Arcadius hiefs,
Und alles Volk, sie beten insgemein,
Es gäbe ihrem Rate Gott Gedeihn
Mit diesem Heil'gen, der sie löst gewifs.

63 Dies bitten sie von seinem Herzen weich,
Dafs er, wo man ihn finde, ihnen zeig;
Und eine Stimme kommt, die ihnen sagt,
Im Hause des Eufemius nach ihm fragt;
Dort werdet ihr ihn finden alsogleich.

64 Zu Herrn Eufemius kehren sie sodann,
Und heben sehr ihn drum zu schelten an:
„Dies konntest du uns wohl zu wissen thun,
Das ganze Volk ist trost- und ratlos nun;
Du hast's verhehlt, hast grofse Sünd gethan."

65 Er flüchtet, thut als hätt er nichts gewufst,
Zur Täuschung haben jene wenig Lust.
Das Haus zu schmücken dieser vorwärts eilt,
Und er erforscht die Diener unverweilt,
Doch unbelehrt er allzeit bleiben mufst'.

66 Der Kaiser und der Papst ebensowohl
Auf Bänken sitzen schmerz- und trauervoll;
Und sie erblicken diesen hohen Herrn,
Und sie vernähmen Gottes Ratschlufs gern
Von jenem Heiligen, der helfen soll.

67 Indes sie sitzen, nur Gebet im Sinn,
Schwebt körperlos Alexis' Seele hin;
Gradweges geht zum Paradies sie ein,
Zu Gott, dem er gedient so treu und rein,
O Himmelsherr, empfang auch uns darin!

68 Der Diener, der ihn stets so gern bedacht,
Hat Nachricht gleich Eufemius gebracht;

Digitized by Google

Si li depreient que la citet ne fondet,
Ne ne perissent la gent qui enz fregondent.
Qui l'ont odit remainent en grant dote.

61 Sainz Innocenz ert idonc apostolies:
A lui en vindrent e li riche e li povre,
Si li requierent conseil d'icele chose
Qu'il ont odide, qui molt les desconfortet:
Ne guardent l'hore que terre les enclodet.

62 Li apostolies e li emperedor
— Li uns Arcadie, li altre Honorie out nom —
E toz li poples par commune oraison
Depreient Deu que conseil lor en doinst
D'icel saint home par qui il guariront.

63 Ço li depreient, la soe pietet,
Que lor enseint ou l'poissent recovrer.
Vint une voiz qui lor ad enditet:
„En la maison Eufemien quereiz,
Quer iloc est, e la le trovereiz."

64 Toit s'en retornent sor dan Eufemien;
Alquant le prenent fortment a blastengier:
„Iceste chose nos douses noncier
A tot le pople qui est desconseiliez:
Tant l'as celet molt i as grant pechiet."

65 Il s'escondit com li hom qui nel set;
Mais ne l'en creient, al herberc sont alet.
Il vait avant la maison aprester;
Fortment l'enquiert a toz ses menestrels:
Icil respondent que neuls d'els ne l'set.

66 Li apostolies e li emperedor
Siedent es bans e pensif e ploros;
Iloc esguardent toit cil altre seinor,
Depreient Deu que conseil lor en doinst
D'icel saint home par qui il guariront.

67 En tant dementres com il iloc ont sis
Deseivret l'aneme del cors saint Alexis;
Tot dreitement en vait en paradis
A son seinor qu'il aveit tant servit.
E reis celestes, tu nos i fai venir!

68 Li bons serjanz qui l'serveit volentiers
Il le nonçat son pedre Eufemien:

Sanft hebt er an und milde redet er:
„Tot ist der Mann, den du gepflegt, o Herr!
Ein guter Christ! Das sag ich unverzagt.

69 Lang war ich bei ihm, stets und immerdar,
Wufst nicht zu tadeln an ihm nur ein Haar,
Dafs er ein Gottesmann, hab ich erkannt.“
Eufemius hat sich gleich von ihm gewandt
Zum Sohn, der unter jener Treppe war.

70 Die Decken über ihm hinweg er zieht,
Des heil'gen Mannes klar Gesicht er sieht;
In Händen hält der Gottesknecht das Blatt,
Darauf sein Leben er beschrieben hat;
Was es bedeut', Eufemius gern erriet.

71 Er will es nehmen, jener läfst es nicht,
Und zu dem Papste ganz verwirrt er spricht:
„Ich fand, was wir gesucht mit so viel Not,
Unter der Treppe liegt ein Pilger tot,
Hält fest ein Blatt, obwohl er leblos liegt.“

72 Der Kaiser und der Papst auch gleicherweis
Erscheinen, bringen dar Gebete heifs,
Kastein den Leib und laut sie heben an:
„Erbarmen, ach Erbarmen, heil'ger Mann!
Wer bist du? Nicht man dich zu nennen weifs.

73 Zwei Sünder, siehe, stehen da vor dir,
Durch Gottes Gnade heifsen Kaiser wir;
Durch sein Verdienst die Ehre auf uns fällt,
Wir sind die Richter über alle Welt,
Doch deines Rats bedürftig stehn wir hier.

74 Die Seelen wahrt der Priester allbereit,
Es ist sein Amt, das hegt er allezeit;
Gieb ihm nach deiner Mildigkeit das Blatt,
Er sag uns, was er drauf gefunden hat,
O gäbe Gott uns draus die Seligkeit.“

75 Der Priester nun nach jenem Blatte reicht,
Alexis drauf der seinen fügsam weicht,*
Er reicht es dem, der Papst zu Rome war,
Doch liest er's nicht sobald er des gewahr;
Zuvor er's einem Hochgelahrten zeigt.

* Die Hand des Toten hält das Blatt fest, bis derjenige kommt, in dessen Hand es zu kommen bestimmt ist. Ganz dasselbe haben wir im Rolandsliede.

Digitized by Google

Soef l'apelet, si li at conseiliet:
„Sire," dist il, „morz est tes provendiers,
E ço sai dire qu'il fut bons cristiens.

69 Molt longement ai od lui converset:
De nule chose certes ne l'sai blasmer,
E ço m'est vis que ço est li hom Deu."
Toz sols s'en est Eufemiens tornez,
Vint a son fil on gist soz son degret.

70 Les dras sozlievet dont il esteit coverz,
Vit del saint home le vis e cler e bel;
En son poing tient sa chartre li Deu sers
Ou ad escrit trestot le son convers;
Eufemiens volt saveir qued espelt,

71 Il la volt prendre, cil ne li volt guerpir;
A l'apostolie revint toz esmariz:
„Ore ai trovet ço que tant avons quis:
Soz mon degret gist uns morz pelerins;
Tient une chartre, mais ne li pois tolir."

72 Li apostolies e li emperedor
Vienent devant, getent s'en oraisons,
Metent lor cors en granz aflictions;
„Mercit, mercit, mercit, saintismes hom!
Ne t'conoumes n'uncor ne t'conoissons.

73 Ci devant tei estont dui pechedor:
Par la Deu grace vochiet emperedor:
Ço'st sa mercit qu'il nos consent l'honor;
De tot est mond somes nos jugedor,
Del ton conseil somes tot bosoinos.

74 Cist apostolies deit les anemes baillir,
Ço'st ses mestiers dont il ad a servir:
Rent li la chartre par la toe mercit;
Ço nos dirat qu'enz troverat escrit,
E ço doinst Deus qu'or en poissons guarir."

75 Li apostolies tent sa main a la chartre,
Sainz Alexis la soe li alaschet:
Lui la consent qui de Rome esteit pape,
Il ne la list ned il dedenz n'esguardet;
Avant la tent ad un bon clerc e savie.

Digitized by Google

76 Des Kaisers Kanzler, der sein Amt wohl kennt,
Liest nun den andern vor das Pergament:
Wie man gefunden dort den heil'gen Mann,
Er sagt der Eltern Namen ihnen an,
Und Herkunft und Geschlecht er ihnen nennt.

77 Wie er zur See sich dann entfernet hat,
Und wie er dann zu Alsis war, der Stadt,
Wie Gott für ihn das Bildnis sprechen hieſs,
Doch er mit Ruhm sich nicht bedecken lieſs,
Wie er nach Rom sodann entfliehen that.

78 Der Vater höret, was das Blatt bewahrt,
Und rauft mit beiden Händen seinen Bart:
„O Sohn," sagt er, „wie trauervolle Mär!
Ich hoffte lebend deine Wiederkehr,
Daſs mir ein Trost durch Gottes Gnade ward."

79 Und laut der Vater hebt zu rufen an:
„O Sohn, welch Kummer ist mir angethan!
Ein schlechtes Obdach bot mein Haus dir dar,
O, wie ich Sünder doch verblendet war!
Ich sah dich, doch nicht Einsicht ich gewann.

80 Alexis, Sohn, o deiner Mutter Schmerz!
So vielen Kummer trug um dich ihr Herz.
Und so viel Hunger litt sie, Durst so viel,
Und heiſs die Thräne ihrem Aug entfiel;
Der neue Kummer beugt sie grabeswärts.

81 O Sohn, wem bringe ich mein Erbe dar,
Die weiten Ländereien ganz und gar,
Den groſsen Palast auch in Rom der Stadt?
Um dich, o Sohn, mein Herz gesorget hat:
Nach meinem Tode all das dein'ge war.

82 Weiſs ist mein Haupt und gänzlich grau mein Bart;
All mein Besitz hatt ich um dich gespart,
Mein Sohn, doch trugst du darum Sorge nicht.
Welch groſser Schmerz auf mich herniederbricht!
Sei deine Seel im Himmel aufbewahrt!

Digitized by Google

76 Li chanceliers cui li mestiers en eret
Cil list la chartre, li altre l'escolterent.
D'icele gemme qued iloc ont trovede
Lor dist le nom del pedre e de la medre.
E ço lor dist de quels parenz il eret.

77 E ço lor dist com s'en fuit par mer,
E com il fut en Alsis la citet,
E com l'imagene Deus fist por lui parler,
E por l'honor dont ne s'volt encombrer
S'en refuit en Rome la citet.

78 Quant ot li pedre ço que dit at la chartre,
Ad ambes* mains derompt sa blanche barbe.
„E filz," dist il, „com dolores message!
Vifs atendeie qued a mei repairasses,
Par Deu mercit que tu m'reconfortasses."

79 A halte vois prist li pedre a crider:
„Filz Alexis, quels dols m'est presentez!
Malvaise guarde t'ai fait soz mon degret.
A las pechables, com par fui avoglez!
Tant l'ai vedut, si ne l'poi aviser.

80 Filz Alexis, de ta dolente medre!
Tantes dolors at por tei enduredes,
E tantes fains e tantes seiz passedes,
E tantes lairmes por le ton cors ploredes!
Cist dols l'avrat enquoi par acorede.

81 O filz, cui ierent mes granz ereditez,
Mes larges terres dont jo aveie asez,
Mi granz palais en Rome la citet?
Empor tei, filz, m'en esteie penez:
Pois mon deces en fusses honorez.

82 Blanc ai le chief e la barbe chanude;
Ma grant honor aveie retenude
Empor tei, filz, mais n'en aveies cure.
Si grant dolor oi m'est apareude!
Filz, la tue aneme seit el ciel absolude.**

* Ebenso rauft Charlemagne beim Anblick von Rolands Leiche (Ch. de R. 2906) ses Crignels pleines ses mains ambsdous. — Überhaupt haben die dortigen Klageergüsse Karls d. Gr. mit den unserigen im Alexisliede überraschende Ähnlichkeit.

** Rol. 2934: L'anme de tei en pareis soit mise!

Digitized by Google

83 Den Helm, den Harnisch tragen kam dir zu,
Das Schwert der Edlen führen mufstest du,
Ein grofses Haus dir zu verwalten war,
Des Kaisers Banner auch zu tragen gar,
Wie deinen Vätern, sonder Rast und Ruh.

84 Zu solchem Schmerz, zu grofser Armut schier,
Begabst du dich, mein Sohn, in fremd Revier.
Das Gut, das ganz das deine sollte sein,
Das büfstest du auf armem Lager ein;
Wenn's Gott gefiel, ward es zu eigen dir."

85 Der Vater rast, laut ist sein Schmerzensschrei,
Es kommt die Mutter auf den Lärm herbei,
Sie stürzt voll Schreck herzu, wie sinnberaubt,
Schlägt ihre Brüste und zerrauft das Haupt;
Und sie sinkt um, als ob sie leblos sei.

86 Wer sie so grofse Trübsal leiden sah,
Die Brüste schlagen, wie ihr Weh geschah,
Das Haar zerzaust, das Angesicht entstellt,
Wie um den Hals dem toten Sohn sie fällt,
Blieb nimmer hart und stand voll Thränen da.

87 Sie rauft das Haar und macht sich grofse Pein,
Erfüllt mit grofsen Schmerzen ihr Gebein:
„O Sohn, du hast von uns gewendet dich,
Und ich voll Schmerz, wie war verblendet ich!
Nicht kannt' ich dich, als warst du niemals mein."

88 Ihr Auge weint, in lautes Weh bricht sie;
Sie ruft: „O hätt ich dich geboren nie!
Mit deiner Mutter hattst du kein Mitleid?
Zu sterben war ich gern für dich bereit;
Du aber sprachest zum Erbarmen: Flieh!

89 Ich Unglücksmutter, welcher Schmerz war mir!
Tot seh ich den, den ich getragen hier:
Mein grofses Harrn zu grofsem Kummer kam;
Was thu ich, da das Unglück nahm?
Ein Wunder ist's, dafs ich's noch trage schier."

90 Alexis, Sohn, wie war dein Sinn so hart,
Als du verlassen unsre Gegenwart!

Digitized by Google

83 Tei covenist helme e bronie a porter,
Espede ceindre come tui altre per,
E grant maisniede douses governer,
Le gonfanon* l'emperedor porter,
Com fist tes pedre e li tons parentez.

84 A tel dolor et a si grant poverte,
Filz, t'ies deduiz par alienes terres,
E d'icel bien qui toz doust tons estre
Poi en perneies en ta povre herberge:
Se Deu ploust sire en dousses estre."

85 De la dolor que demenat li pedre
Grant fut la noise, si l'entendit la medre.
La vint corant com femme forsenede,
Batant ses palmes, cridant, eschevelede:
Veit mort son fil, a terre chiet pasmede.

86 Qui donc li vit son grant dol demener,
Son piz debatre e son cors degeter,
Ses crins derompre, son vis demaiseler,
E son mort fil detraire et acoler,
N'i ont si dur cui n'estoust plorer.

87 Trait ses chevels e debat sa peitrine;
A grant dol met la soe charn medisme:
„E filz," dist ele, „com m'ous enhadide!
E jo dolente, com par fui avoglide!
Ne l'conoisseie plus qu'onques ne l'redisse."

88 Plorent si oil e si getet granz criz;
Sempres regretet: „Mar te portai, bels fils!
E de ta medre que n'aveies mercit?
Por tei m'redeies desirrer a morir:
Ço'st grant merveile que pitet ne t'en prist.

89 A lasse mesre, com oi fort aventure!
Ci veo jo morte tote ma portedure.
Ma longe atente a grant dol est venude.
Que porrai faire, dolente, malfedude?
Ço'st grant merveile que li miens cors tant duret.

90 Filz Alexis, molt ous dur corage.
Com adosas tot ton gentil linage?

---

* Cfr. Gautier, Ch. de Roland p. 404: „Au haut de la lance est attaché, est ‚fermé' le gonfanon ou l'enseigne."

Hättst du zu mir gesprochen nur einmal,
Du hättst mir Trost gebracht in meiner Qual;
Der Mutter, teurer Sohn, wär viel erspart.

91 Alexis, Sohn, ach um dein zart Gebein!
Zu welchem Schmerz ging deine Jugend ein!
Du flohst vor mir, ach, deren Leib dich trug;
Wie ich voll Schmerz! Gott weifs es, ach genug.
Bei Mann und Weib, nie werd ich fröhlich sein.

92 O Sohn, was habe ich nach dir verlangt!
Als ich dich trug, wie habe ich gebangt!
Als ich dich sah, da war ich voller Freud';
Nun bist du tot, des hab ich Herzeleid;
O käm der Tod, wie hätt ich Gott gedankt!

93 Ihr Herren Roms, stimmt an den Klageton,
Helft mir beklagen ihn, der uns entflohn.
Viel Kummer hat betroffen mich und Schmerz,
Nicht sättigt sich an Klagen je mein Herz.
Zuviel! Nicht Tochter habe ich noch Sohn."

94 Während der Eltern grofser Traurigkeit
Erscheint das Mädchen, das er einst gefreit.
„Herr, grofse Schmerzen," spricht sie, „hielt ich aus,
Erwartend dich in deines Vaters Haus,
Wo du mich liefsest voller Herzeleid.

95 Alexis, lange sehnt ich mich nach dir,
Und viele Thränen hat's gekostet mir;
Nach dir geschauet habe ich so oft;
Und dafs du wieder kämst, hab ich gehofft;
Nicht that aus Trägheit ich's noch Ungebühr.

96 O teurer Freund, um deine Jugend schön,
Die bald nun soll die Erde decken gehn;
O edler Mensch, du hast uns Schmerz gebracht;
Gutes zu hören hatte ich gedacht;
Nun mufs ich, ach, so Schlimm' und Hartes sehn.

97 O schöner Mund, o schönes Angesicht,
Wiedererkenn ich deine Schönheit nicht!
Mehr liebt ich euch als jede Kreatur,
Nun aber hab ich nichts als Schmerzen nur,
Wie gern entbehrte ich des Lebens Licht.

98 Hätt ich gekannt dich unter unserm Dach,
Wo du so lang gelegen krank und schwach,

Digitized by Google

Sed a mei sole vels une feiz parlasses,
Ta lasse medre si la reconfortasses
Qui si'st dolente, chiers filz, bor i alasses.

91 Filz Alexis, de la toe charn tendre!
A quel dolor deduit as ta jovente!
Por quei m'fuiz? ja t'portai en mon ventre;
E Deus le set que tote sui dolente:
Ja mais n'ierc liede por home ne por femme.

92 Ainz que t'ousse si'n fui molt desirrose;
Ainz que nez fusses si'n fui molt anguissose;
Quant jo t'vid net si'n fui, liede e goiose;
Or te vei mort, tote en sui coroçose:
Ço peiset mei que ma fin tant demoret.

93 Seinors de Rome, por amor Deu, mercit:
Aidiez m'a plaindre le dol de mon ami.
Granz est li dols qui sor mei est vertiz;
Ne pois tant faire que mes cors s'en sazit;
Il n'est merveile: n'ai mais filie ne fil."

94 Entre le dol del pedre e de la medre
Vint la pulcele qued il out esposede:
„Sire," dist ele, „com long demorede
Ai atendude en la maison ton pedre,
Ou tu m'laisas dolente et esguarede!

95 Sire Alexis, tanz jorz t'ai desirret,
E tantes lairmes por le ton cors ploret,
E tantes feiz por tei en loinz guardet,
Se revenisses ta 'spose conforter,
Por felonie nient ne por lastet.

96 O chiers amis, de ta jovente bele!*
Ço peiset mei que tei podrirat terre!
E gentils hom, com dolente pois estre!
Jo atendeie de tei bones noveles,
Mais or les vei si dures et si pesmes!

97 Obele boche, bels vis, bele faiture,
Com est mudede vostre bele figure!
Plus vos amai que nule creature.
Si grant dolor oi m'est aparende,
Mielz me venist, amis, que morte fusse.

98 „Se jo t'sousse la jus soz le degret,
Ou as geut de longe enfermetet,

* Cfr. Rol. 2916.

Das ganze Volk nicht hätte mir gewehrt,
Dafs ich mit dir zusammen dort verkehrt,
Ich hätte dich gepfleget alle Tag'."

99 „Nun," sprach das junge Weib, „bin Witwe ich,
Und nimmer hab ich Freude sicherlich;
Ein andrer Mann zu teil mir nimmer wird,
Gott werd ich dienen, der die Welt regiert;
Wenn ich ihm diene, trifft kein Mangel mich."

100 So jammerte das arme Elternpaar,
Das Weib, bis alles fortgegangen war;
Indes den heil'gen Leib sie schmücken gern,
Und köstlich rüsten ihn die hohen Herrn.
Beglückt, wem man bringt Glaubens Ehre dar!

101 „Ihr Herrn," der Priester spricht, „was treibet ihr?
Welch Schreien? Endet dieses Lärmen hier.
In unserm Aug ist's Freud, was es auch sei;
Sein Fürsprach machet uns der Sünde frei;
Dafs er die Übel löse, bitten wir."

102 Alles ergreift ihn, was herzu nur kann,
Und singend tragen sie den heil'gen Mann;
Und alles bittet um Erbarmen ihn,
Nicht Mahnung braucht's, andre herbeizuziehn,
Denn Klein' und Grofse drängen sich heran.

103 So ist das ganze Volk von Rom erregt,
Ein jeder kommt so schnell der Fufs ihn trägt;
In allen Strafsen eilen sie zuhauf,
Nicht Graf und König stören ihren Lauf;
Nichts hat sie über ihn hinaus bewegt.

104 So haben unter sich die hohen Herrn geredt:
„Grofs ist das Drängen, keiner vorwärts geht,
Um diesen Heil'gen, den gesandt der Herr,
Ist froh das Volk, das ihn ersehnte sehr;
Und unbeweglich alles bei ihm steht."

105 Es sprechen die, die übers Reich Gewalt:
„Geduld, ihr Herrn, das bessern wir wohl bald;
Wir teilen reichlich Geld und Geldeswert,
Was ja die Hand des Armen stets begehrt:
Leicht findet Platz, wer nur recht reichlich zahlt."

106 So holt man Silber denn hervor und Gold,
Das bald auch vor der Armen Füfsen rollt:

Digitized by Google

Ja tote gent ne m'soussent torner
Qu'ensembl' od tei n'ousse converset;
Se me leust si t'ousse guardet."

99 „Or par sui vedve, sire," dist la pulcele,
„Ja mais ledice n'avrai, quer ne pot estre,
Ne ja mais home n'avrai charnel en terre.
Deu servirai, li rei qui tot governet:
Il ne m'faldrat s'il veit que jo lui serve."

100 Tant i plorerent e li pedre e la medre
E la pulcele, que toit s'en alasserent.
En tant dementres le saint cors conreerent
Toit cil seinor e bel l'acostumerent.
Com felix cel qui par feit l'honorerent!

101 „Seinors, que faites?" ço dist li apostolies,
„Que valt cist criz, cist dols ne cesta noise?
Cui que seit dols, a nostre os est il goie;
Quer par cestui avrons bone adjutorie.
Si li preions que de toz mals nos tolget."

102 Trestoit le prenent qui povrent avenir;
Chantant en portent le cors saint Alexis,
E toit li preient que d'els aiet mercit.
N'estot somondre icels qui l'ont odit:
Toit i acorent li grant e li petit.

103 Si s'en commovrent tote la gent de Rome
Plus tost i vint qui plus tost i pout corre:
Parmi les rues en vienent si granz torbes
Ne reis ne cons n'i pot faire entrerote,
Ne le saint cors ne povrent passer oltre.

104 Entr' els en prenent cil seinor a parler:
„Grant est la presse, nos n'i podrons passer;
Por cest saint cors que Deus nos at donet
Liez est li poples, qui tant l'at desirret:
Joit i acorent, nuls ne s'en volt torner."

105 Cil en respondent qui l'empirie bailissent:
„Mercit, seinors, nos enquerrons mecine:
De noz aveirs ferons granz departides
La main menude qui l'almosne desirret:
S'il nos font presse donc en iermes delivre."

106 De lor tresor prenent l'or e l'argent,
Si l'font geter devant la povre gent;

So, glauben jene, ist es leicht gethan;
Doch diese rühren nichts vom Gelde an,
Denn keiner hat vom Heil'gen losgewollt.

107 Die armen Leute rufen insgemein:
„Von dieser Habe soll nichts unser sein;
So grofse Freude ist uns jetzt beschert
In diesem Heil'gen, andres hat nicht Wert,
Und seine Fürsprach ist dereinst nicht klein."

108 Niemals war Rom, die Stadt, so freudevoll
Wie jenen Tag bei Reich und Armen wohl
Um diesen heil'gen Leib, der jetzt der ihre war;
Es schien, als hätten sie Gott selber gar;
Von allem Volke Gottes Lob erscholl.

109 Alexis jedes Böse immer mied,
Darum ist ihm so hohe Ehr erblüht.
Der Körper sein ruhet zu Rom der Stadt,
Die Seele Gott im Paradiese hat.
Wohl kann voll Freude sein, wer also schied.

110 Wer Sünde that, sich dessen wohl entsinnt,
Durch Bufse er Vergebung stets gewinnt.
Ein befsres Leben kommt, wenn dies vergeht;
Dies bitten wir die heil'ge Trinität,
Dafs Herrscher wir mit ihr im Himmel sind.

111 Kein Blinder geht hinweg, keiner der lahm,
Aussätzig, krank, umsonst zur Heilung kam:
Ja, wer bedrückt von Krankheit irgendwie,
Er ist hinweggegangen ohne sie;
Und keiner mit sein Leiden nahm.

112 Und jeder, der von Krankheit war bedrückt,
Wird von Gesundheit alsogleich beglückt:
Der eine geht, den andern trägt man schwer,
Ein Wunder bietet ihnen Gott der Herr:
Der weinend kam, geht singend und entzückt.

113 Die beiden Herren, die das Reich versehn,
Erstaunet sehr ob solcher Wirkung stehn;
Sie tragen, hegen, pflegen ihn mit Fleifs,
Durch Bitten bald man vorzudringen weifs,
Und manchmal ist es durch Gewalt geschehn.

114 Sankt Bonifaz, der Märtyrer genannt,
Zu Rom hatt eine Kirche, wie bekannt:

Digitized by Google

Par iço cuident aveir descombrement.
Mais ne pot estre, cil n'en rovent nient:
A cel saint home tornet ont lor talent.

107 Ad une voiz crident la gent menude:
„De cest aveir certes nos n'avons cure;
Si grant ledice nos est apareude
D'icest saint cors; n'avons soin d'altre mune,
Quer par cestui avrons nos bone ajude."

108 Onques en Rome nen out si grant ledice
Com out le jorn as povres et as riches
Por cel saint cors qu'il ont en lor balide:
Ço lor est vis que tiengent Deu medisme;
Trestoz li poples lodet Deu e graciet.

109 Sainz Alexis out bone volentet:
Por hoc en est oi cest jorn honorez.
Li cors en gist en Rome la citet,
E l'aneme en est enz el paradis Deu.
Bien pot liez estre qui si est aloez.

110 Qui at pechiet bien s'en pot recorder:
Par penitence s'en pot tres bien salver.
Bries est cist siecles, plus durable atendeiz.
Ço preions Deu, la sainte trinitet,
Qu'od lui ensemble poissons el ciel regner.

111 Sorz ne avogles ne contraiz ne le pros
Ne muz ne orbs ne nuls palazinos,
Ensorquetot ne neuls langoros,
Nul n'en i at qu'in alget malendos,
Cel n'en i at qui'n report sa dolor.

112 N'i vint enferms de nule enfermetet,
Quant il l'apelet sempres n'aiet santet.
Alquant i vont, alquant se font porter;
Si veirs miracles lor i at Deus mostrez,
Qui vint plorant chantant l'en fait raler.

113 Cil dui seinor qui l'empirie governent,
Quant il en veient les vertuz si apertes,
Il le receivent, si l'portent e si l'servent.
Alques par pri e le plus par podeste
Vont en avant, si derompent la presse.

114 Sainz Boneface, que l'hom martir apelet,
Aveit en Rome une eglise molt bele:

Dorthin trug man Alexis säuberlich,
Und bettet ihn zur Erde sicherlich.
Glücklich der Ort, wohin man ihn gesandt.

115 Das Volk von Rom, das ihn ersehnt so lang,
Hält mit Gewalt ihn sieben Tage lang.
Nun fraget nicht, ob grofs das Drängen sei,
Von allen Seiten strömte man herbei,
Dafs dort zu wohnen kaum jemand gelang.

116 Am siebten Tage geht zur Ruhe ein
Der heil'ge Leib, zum himmlischen Verein:
Man hebet ihn empor, die Menge weicht,
Wohl oder übel er zur Erde steigt;
Es drückt sie sehr, doch kann's nicht anders sein.*

117 Bei goldnen Kandelabern — welch ein Bild —
Die Geistlichen in weifs Gewand gehüllt
Legen den Leib in einen Marmorsarg,
Und singen teils, teils fliefsen Thränen arg:
Nicht waren ihn zu lassen sie gewillt.

118 Von Gold und Edelstein der Sarg war voll,
In dem der heil'ge Leichnam ruhen soll;
Zur Erde läfst man ihn fast mit Gewalt,
Des Volkes Jammer durch ganz Rom erschallt;
Und keinen giebt's, der sie getröstet wohl.

119 Nicht von den Eltern sei hier nun erzählt,
Noch von der Gattin, welches Leid sie quält;
Denn ihre Stimme klaget ohne Mafs,
Um ihn nur jammernd ohne Unterlafs:
Den Tag flossen die Thränen ungezählt.

120 Über der Erd' bleibt er nicht länger mehr,
Man läfst ihn sinken, wird's auch noch so schwer;
Sie nehmen Abschied von dem heil'gen Leib,
Und bitten, dafs er ihnen gnädig bleib',
Bei seinem Herren spreche günstig er.

121 Es geht das Volk. Indes das Elternpaar,
Das junge Weib ihn lassen nimmerdar;
Bis Gott sie rief, sie blieben ungetrennt,
Und ihren Namen man mit Ehren nennt:
Der Heil'ge ihrer Seele Rettung war.

---

* Ebenso trennen sich die Leidtragenden nur schwer von der Leiche Rolands; cfr. Ch. de R. 2961.

Digitized by Google

Iloc en portent dan Alexis acertes,
Et attement le posent a la terre.
Felix li lius ou ses sainz cors herberget!

115 La gent de Rome, qui tant l'ont desirret
Set jors le tienent sor terre a podestet.
Grant est la presse, ne l'estot demander.
De totes parz l'ont si avironet
Que a vis onques i pot hom habiter.

116 Al sedme jorn fut faite la herberge
A cel saint cors, a la gemme celeste.
En sus s'en traient, si alaschet la presse:
Voillent ou non, si l'laissent metre en terre;
Ço peiset els, mais altre ne pot estre.

117 Ad encensiers, ad ories chandelabres
Clerc revestut en albes et en chapes
Metent le cors enz el sarcou de marbre,*
Alquant i chantent, li pluisor getent lairmes:
Ja le lor voil de lui ne desevrassent.

118 D'or e de gemmes fut li sarcous parez
Por al saint cors qu'il i deivent poser;
En terre l'metent par vive podestet;
Ploret li poples de Roma la citet,
Soz ciel n'at home qui's poisset conforter.

119 Or n'estot dire del pedre e de la medre
E de la 'spose com il le regreterent,
Quer toit en ont lor voiz si atempredes
Que toit le plainstrent et toit le doloserent:
Cel jorn i out cent mil lairmes ploredes.

120 Desor la terre ne l'povrent mais tenir:
Voillent ou non si l'laissent enfodir,
Prenent congiet al cors saint Alexis:
E si li preient que d'els aiet mercit;
Al son seinor il lor seit bons plaidiz.

121 Vait s'en li poples. E li pedre e la medre
E la pulcele onques ne desevrerent;
Ensemble furent jusqu'a Deu s'en ralerent.
Lor compainie fut bone et honorede:
Par cel saint home sont lor anemes salvedes.

---

* Ch. de R. 2966: En blancs sarcous de marbre; v. 3926: En blancs sarcous.

122 Alexis ist im Himmel zweifellos
Mit Gott zusammen und den Engeln blofs;
Und mit dem Weib, dem er entfremdet war,
Vereinet ist die Seele immerdar:
Nicht kann ich sagen, wie die Freude grofs.

123 Wie guten Dienst hat doch dem Herrn geweiht
Der heil'ge Mann in kurzer Lebenszeit!
Und nun ist seine Seele ruhmesvoll;
Das hätt' ohn Zweifel mancher gerne wohl;
Er schaut fürwahr nun Gottes Herrlichkeit.

124 Von Unglück, Elend sind bedränget wir,
Seht es nur ein, wir sind verloren schier:
Die Sünde uns gar sehr verblendet macht,
Des rechten Weges hat man nimmer acht;
Doch dieser Heil'ge wird zur Leuchte hier.

125 Denkt, Herren, dieses Heil'gen allezeit,
Bittet, dafs er vom Übel uns befreit,
In diesem Leben Freude uns beschert
Und Glorie in dem, das länger währt,
Hilf, Pater noster, uns in Ewigkeit.
Amen!

Anmerkungen.

Über die Sprache unseres Gedichtes bemerkt Gaston Paris, der dasselbe in die Mitte des 11. Jahrhunderts setzt, p. 42: ... „ce n'est qu'à une époque qui n'est pas antérieure au XIIe siècle que se sont manifestées entre le langage des Français et celui des Normands certaines différences, et elles se sont produites de telle façon que c'est tantôt le dialecte français, tantôt le dialecte normand qui a conservé l'usage ancien. Ainsi, pour n'en donner que deux exemples, *oi* s'est confondu avec *ei* en normand tandis qu'en français il est resté distinct beaucoup plus longtemps; — au rebours *ei* et *oi* se sont confondus en français, tandis qu'en normand il sont restés séparés jusqu'à nos jours. Or on ne trouve trace dans le texte d'Alexis, restitué par le critique, d'aucune de ces particularités dialectales, soit normandes, soit françaises, et par conséquent il est antérieur à la séparation des dialectes normand et français.“ — Die décasyllabes assonants des Originals sind durch Reime — und zwar weil dies dem Charakter des Gedichtes entsprechender schien — durchgängig durch männliche Reime ersetzt worden.

Str. 1. Die Klagen über die Verderbtheit des Zeitalters kehren auch in den anderen Redaktionen (sæc. XII, XIII und XIV) des Alexis-Liedes wieder, und zwar, dem Charakter jener späteren Bearbeitungen entsprechend, in erweiterter Gestalt. Dergleichen Klagen dürften zu den konventionellen und gemeinsamen Zügen der mittelalterlichen Dichtung (cfr. Mätzner, Altfranz. Lieder p. 104) zu rechnen sein. Cfr. Gautier de Dargies (ib. p. 1):

Digitized by Google

122 Sainz Alexis est el ciel senz dotance,
Ensemble od Deu en la compaigne as angeles,
Od la pulcele dont se fist si estranges;
Or l'ad od sei, ensemble sont lor anemes:
Ne vos sai dire com lor ledice est grande.

123 Com bone peine, Deus, e si bon servise
Fist cel saint hom en ceste mortel vide!
Quer or est s'aneme de glorie replenide:
Ço at que s'volt, n'en est nient a dire:
Ensorquetot e si veit Deu medisme.

124 Las, malfedut, com esmes encombret!
Quer ço redons que toit somes desvet:
De nos pechiez somes si avoglet
La dreite vide nos font tresoblider:
Par cest saint home doussons ralumer.

125 Aions, seinors, cel saint home en memorie,
Si li preions que de toz mals nos tolget:
En icest siecle nos achat pais e goie,
Et en cel altre la plus durable glorie
En ipse verbe. Si'n dimes Pater noster.

Amen!

Humilites et franchise,
Doncors, deboneretes
Est bien alee et remise,
Et orgues et cruetes
Est repris et rancines
Et amours ni ont emprise.

Ferner Chanson de Geste Fierebras v. 17:

Mult par est puis (nach den Zeiten des Charlemagne)
le siecles empiriés et mués:
Se li peres est maus, li fix vaut pis assés,
Et du tout en tout est li siecles redontés,
Ke il n'i a un seul, tant soit espoentés,
Ki tiegne vraiement ne foi ne loiautés.
N'en dirai ore plus, s'arai avant alé.

Str. 7: Der junge Alexis lernt in der Schule die Wissenschaften, um dann, etwa als Page, dem Kaiser zu dienen. Die Redaktion des 12. Jahrh. läſst diese Worte unverändert; in derjenigen des 13. Jahrh. aber heiſst es v. 56:

Puis si le fisent a l'escole mener,
Et l'escriture enseignier et mostrer.
En poi de tens sot bien lire et canter,
Et en latin mout sagement parler,
Et une loi gentement visiter.

Digitized by Google

Im 14. Jahrh. endlich, Str. 7:

Et quant l'enfez fu tel qu'il savoit bien parler,
Pour apprendre le firent a l'escole mener.
8. L'enfant que Jhesu Crist ama parfaitement
A hire et a chanter aprist asez brement,
E si sceut en latin dire tout son talent;
En lois est en decrez s'entendoit fermement.
9. Adonc le fist son pére de l'escole partir;
En guize d'escuier le convint lors vestir;
A la court l'empereur de Romme ala servir:
L'enfant servi le roy du tout a son plezir.

Str. 8: Eufemius kauft seinem Sohne ein Weib. Es ist hiermit, wie Gaston Paris bemerkt, die Sitte der merowingischen Zeit vom Dichter in die altchristliche des Alexis übertragen worden.

Str. 30: Ore vivrai en guise de tortrele. Liebende, verlassene Liebende und Verlassene überhaupt vergleichen sich in der altfranzösischen Dichtung gern mit der Turteltaube. Vergl. Mätzner, Altfrz. Lieder p. 96, Chanson du Châtelain de Coucy (?):

S'onques nus hom por dure departie
Ot cuer dolant, je l'aurai par raison:
Onques tuertre qui pert son compaignon
Ne fut un jour de moi plus esbahie.

Ferner bei Bartsch, Altfrz. Chrestom.: Fragment d'un poëme devot (XII[e] siècle) En nostre terre no set eusel canter sainz la torterelet chi amet casteed por mon ami.

Vergl. auch die alte englische Redaktion des Alexis-Liedes in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen Bd. LVI (1876), S. 391 folgende „Zwei Alexislieder, herausgegeben von Dr. C. Horstmann", v. 121:

Nou is alix dwelled thore:
his fader atom siketh wel sore
and seith allas allas.
his Moder wepeth niht and day
and seith allas and weilawey
that evere heo iboren was.

his wyf wepeth and maketh hir mone,
and seith that heo schal liuen al one
as turtul on the treo,
Euermore wt outen Make,
doye and blisse heo wole forsake,
til heo hire spouse iseo.

(Nach Dr. Horstmann sind die beiden englischen Mss. des Alexisliedes im Anfange des 15. Jahrh. geschrieben.)

Digitized by Google

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

I.

Man pflegt die Seelenthätigkeit eines Menschen in ein Erkenntnis-, Gefühls- und Willensvermögen zu zerlegen. Auch dem Kritiker kann es nicht gleichgültig sein, ob der Verstand oder das Gemüt oder aber die Willenskraft bei einem Schriftsteller vorherrschend ist. Hat ein Autor viel Kopf und wenig Herz, so wird die pessimistische Ironie in seinen Schriften vorwiegen; spricht sein Herz zu laut, so wird sich Pathos und Humor in seinen Werken abspiegeln. Allerdings wird sein pathetischer Humor auch die Satire wachrufen, die, wie Taine ganz richtig bemerkt, die Kehrseite der Elegie ist, da diese für den Unterdrückten plaidiert, während jene dessen Bedränger lächerlich macht. Während jedoch in der Satire des Verstandesmenschen der Ernst über den Scherz vorwiegt, wird bei dem gemütvollen Satiriker der Scherz über den Ernst triumphieren, als derb-grotesker Humor leicht zur Karikatur ausarten und sich nur selten zur Höhe der reinen Ironie erheben.

Wenn wir die humoristische Beanlagung verschiedener Nationen vergleichen, so fällt uns bald auf, dafs die französische Litteratur schon seit mehreren Jahrhunderten, man könnte sagen, seit Rabelais, keinen bedeutenden Humoristen hervorgebracht hat; wir müfsten denn Marivaux und den allerdings germanisch beanlagten Genfer Novellisten Töpfer ausnehmen. Die meisten von ihnen zeigen nur Spuren von Humor, der jedoch nur zu bald zum komischen Humor, ja zur reinen Komik wird, indem

Digitized by Google

die vom Gemüt ausgehende humoristische Grundstimmung zu schnell an das bei den Franzosen so vorherrschende ernste Gebiet des Verstandes und des Willens streift. Das über die Beanlagung eines Schriftstellers Gesagte dürfte aus nebenstehender Tabelle noch übersichtlicher werden, und werde ich auf dieselbe in den folgenden Kapiteln noch öfter zurückkommen.

Ehe wir uns mit unserem Schriftsteller speciell beschäftigen, drängt sich uns noch die allgemeine Frage auf, welche Art Menschen wohl am meisten dem Humor zugänglich sind, und wir finden bald heraus, dafs weder ein zu oberflächlicher (Holtey), noch ein zu tiefgehender Schriftsteller (Macchiavelli) humoristisch wirken könne, und dafs in der Mitte der beiden Extreme die humoristische Ader zu suchen ist. Der Humorist darf also nicht mit seinem Gegenstand tändeln, noch darf er sich in denselben einzubohren suchen; wohl soll er in denselben eindringen, die Mühe mufs seine Kräfte jedoch nicht dergestalt absorbieren, dafs von ihm, dem Schriftsteller, nichts mehr zu sehen ist.

Was die Satire betrifft, so drängt sich uns eine ähnliche Wahrnehmung auf, und dumm gemütliche, oberflächliche Menschen werden ebenso wenig satirisch wirken als doktrinäre Autoren.

In Übereinstimmung mit Taine und Forster läfst sich Humor als die unserem Schriftsteller eigentümliche Beanlagung bezeichnen; Lewes dagegen hat unrecht, wenn er ihm nur Scherz (fun) zuspricht. (In unserer Tabelle haben wir diese Beanlagung als unechten Humor bezeichnet und Holtey als Beispiel angeführt.) Im Gegenteil, Dickens' Humor ist so vielseitig, dafs derselbe bald als pathetischer, bald, und zwar in der Hauptsache als derb-realistischer und phantastisch-grotesker, wohl auch als komischer, selten als sentimentaler Humor auftritt, und dies ist ein Reichtum von Nüancierungen, in dem Boz nur von Shakespeare, dem König des echten Humors, übertroffen wird. — Was die Satire anbetrifft, so steht unser Autor, seiner Beanlagung gemäfs, tief unter Cervantes und Swift, die mit der gröfsten Gleichgültigkeit, ja mit der Miene der Bewunderung die Thorheiten ihrer Mitmenschen erzählen, ja preisen konnten; noch kann es Dickens zu dem naiven Ton

Digitized by Google

Gemüt.	Pathos (Schiller).	Sentimentaler Pathos. (Komperts Romane.)	Pathos auf der Bühne:	*Tragödie* rein und tendenzfrei. (Schiller und die Griechen.)	Willen und Verstand.
		Phantastisch-sentimentaler Humor. (Sterne, Goldsmith, J. P. Richter und die Deutschen.)			
		Pathetischer Humor. (Dickens.)	Komi-Tragik / Tragi-Komik (Shakespeare.)		
	Humor (Shakespeare, Dickens).	Derb-realistischer Humor. Die Engländer (Dickens), die Amerikaner und Fritz Reuter.	*Komischer Humor.* (Fielding, Töpfer.) *Komik.* (Le Sage. Paul de Kock.)	*Komödie.* Tendenzfreie Charakterstudien. (Molière.)	
		Phantastisch-grotesker Humor. Rabelais, Dickens, Shakespeare, die Karikaturisten (Punch).	Karikatur auf der Bühne: Posse.		
		Milde Ironie. (Cervantes, Ariost.)	Milde Ironie auf der Bühne.	*Tragödie* mit tendenziösem Anfluge. (Corneille in Nicomède 1650.)	
		Pessimistischer Humor. (Thackeray.)	Pathetische Satire mit pessimistischem Anfluge.	Tendenziöses *Drama* und tendenziöses *Schauspiel.* (Schiller: Kabale u. Liebe.)	
Verstand.	Satire (P. L. Courrier).	Pessimistische Ironie. (Heine, Byron, Swift.)	Scherzhafte Satire mit pessimistischer Beimischung.	Tendenziöse *Komödie.* (Beaumarchais im Figaro.)	
		Epigrammatische Satire oder Witz. (Heine, Shakespeare als Schöpfer Percys in Heinrich IV., Teil I, Akt I, 3.)			
		Unechter Humor, Scherz (fun). (Holtey.)			

Digitized by Google

des „Paul Louis Courrier, Vigneron“ bringen. Dazu gehört ein kühler Verstand und ein kaltes Herz, auch viel Studium des Stils der Alten und der Neueren. Denkt man an jene Meister der Ironie, so kann man Taine wohl zustimmen, wenn er von unserem Novellisten sagt, er werde zu ärgerlich über die Thorheiten der Menschheit. Ohne weiteres kann man jedoch dem berühmten Litterarhistoriker nicht beipflichten, wenn er bei Gelegenheit Carlyles den Humor als eine specifisch germanische Eigenschaft ansieht. Schon die Römer sagten: Res severa est verum gaudium; Don Quixote und Molières Dorine im Tartuffe zeigen uns, dafs das humoristische Element auch dem Spanier und dem Franzosen nicht fremd war; und die Rabelaissche Satire ist vor allem mit derb-groteskem Humor untermischt. — Es ist allerdings wahr, dafs nur Deutschland, England und Amerika eine humoristische Litteratur aufweisen können. Eine Vergleichung des Humors in diesen drei Ländern dürfte zum Verständnis der Dickensschen Romane beitragen.

Der deutsche Humor hat in Jean Paul seinen besten Vertreter, nimmt oft eine sentimentale Färbung an, verbindet sich leicht mit lyrischen Stimmungen, und, ähnlich den launenhaften Lichtwolken der bengalischen Flamme, giebt er nicht nur den Personen der Dichtung, sondern auch der sie umgebenden Scenerie ein ziemlich gleichmäfsiges Gepräge, so dafs der Mensch, wie in der Idylle, mehr der Natur koordiniert erscheint. Charakteristisch dürfte für den deutschen Humor der Umstand sein, dafs die deutschen Pickwickier (ein Sportelschreiber u. s. w.) in Neukirchen an der Werla, einem ganz unbedeutenden Orte, spielen. Der deutsche Humorist ist sehr leicht der Gefahr ausgesetzt, dafs sich infolge der gleichmäfsigen Beleuchtung die Peripherien der Figuren, sowie die charakteristischen Merkmale derselben verwischen, oder dafs sein Humor wie ein friedloser, launenhafter Zauberer ihn zweck- und ruhelos von einem episodischen Gegenstande zum anderen treibt.

Der englische Humor unseres Jahrhunderts wird am besten durch Dickens repräsentiert. Er begleitet den Menschen aus der Familie zu Stätten regen Lebens, nimmt teil an den ernstesten, wildesten Lebenskämpfen und überträgt sich nicht auf das Landschaftsbild, da der Engländer, im Gegensatz zum

Digitized by Google

Deutschen, den Menschen nicht als einen Teil der Natur ansieht, sondern ihn zu sehr zum Herrn der Schöpfung erhebt. Die Energie seiner Rasse treibt den englischen Humoristen leicht zur Karikatur und setzt ihn der Gefahr aus, die charakteristischen Merkmale seiner Figuren ins Groteske oder Bizarre spielen zu lassen. Dickens' Pickwickier sind Kaufleute, die Weltstadt London und Umgebung bildet die Scenerie.

Der amerikanische Humorist, Irving als Beispiel, ist, wie der Engländer, Realist, und sein Humor ist wie bei diesem an die Scholle gebunden. Während jedoch die brandende Meereswoge des englischen Humors die Peripherie des soeben Geschaffenen auftreibt, zerreifst oder willkürlich verändert, dient der transatlantische Humor nur zum Schmucke der Figur, wie die Glasur an irdenen Gefäfsen. Wie der amerikanische subtile und dekorative Humor dem Europäer oft unverständlich erscheint, so unterscheidet sich auch der amerikanische Humorist wesentlich von seinen Brüdern jenseits des Oceans. Er bekleidet eine hohe Stellung, ist oft Staatsmann, Diplomat u. s. w.; sein feines Benehmen, seine aristokratischen Manieren und besonders seine heitere behagliche Ruhe kontrastieren auffallend mit den Vertretern des friedlosen Humors Deutschlands und Englands.

Wir bezeichneten Schiller als den besten Repräsentanten der pathetischen Beanlagung. Nach seinen Werken zu urteilen, ruft die Bezeichnung Pathetiker in uns das Bild eines jungen, edlen, ernsten Mannes und einer ideal angelegten Natur hervor, die das wirkliche Leben wenig kennt, da sie das Haupt beständig in den Wolken trug. Diese Klasse von Schriftstellern zählt viele Bewunderer, wozu besonders das weibliche Geschlecht gehört.

Der Mann des unechten Humors und des Scherzes wird uns in seinen Werken den Eindruck hinterlassen, als ob er auch in Wirklichkeit hüpfend und tändelnd über die Oberfläche des Lebens hingleitet, mit einem beständigen Lächeln auf seinen Lippen, vielen Freunden und wenigen Feinden (Holtey, Zschocke).

Der Satirist scheint seinen Werken nach viel älter zu sein, viel erfahren und viel gelitten zu haben. Wir denken ihn uns ohne Enthusiasmus und erkennen ihn an der Glatze oder der

Digitized by Google

hohen Stirn, an dem Auge ohne Wärme und dem mitleidigen Lächeln des Weisen (Cervantes).

Den Mann des Witzes und der kalten Ironie stellen wir uns gern als einen übersättigten, blasierten, von seinen Freunden verlassenen Egoisten vor, der sich für nichts mehr erwärmen kann.

Als Taine seinen oft erwähnten Essay schrieb, lebte unser Schriftsteller noch, und von seinem Lebensgange war so gut als gar nichts bekannt; doch meint Taine, dafs man die näheren Details über das Leben eines Schriftstellers zur Not entbehren könne, da die Werke sich zu dem geistigen Leben des Mannes verhalten wie der Zeiger der Uhr zu dem Räderwerk. Diese Wahrheit ist unbestreitbar: der Schriftsteller als Mensch steht wirklich in Wechselbeziehung zu seiner Beanlagung, die sich in seinen Werken kundgiebt; doch ist bei dem pathetischen, scherzhaften, satirischen und witzigen Schriftsteller diese Wechselbeziehung weit gröfser, augenscheinlicher und untrüglicher als bei dem Humoristen. — Wir nannten den Humor „friedlos“. In der That weist der Humorist die gröfsten Inkonsequenzen in seinen Handlungen auf, bewegt sich in Extremen, und während der Humor seiner Schriften Götter und Menschen fröhlich macht, ist der Schriftsteller, die Quelle desselben, in Freundeskreisen, bei Weib und Kind oft launisch, mifstrauisch und — unberechenbar; jenem sicilianischen Vulkan nicht unähnlich, der hier lachende Fluren und herrliche Weinberge, und dort taubes Gestein und gähnende Abgründe aufweist.

Dickens' Leben könnte man in zwei Abschnitte teilen. In die erste Lebenshälfte fällt seine traurige Jugend im Elternhause, seine Lehrzeit, seine journalistischen Versuche als Berichterstatter, seine ersten litterarischen Erfolge und seine Verheiratung. Nach mehreren Jugendporträts hatte sein Aussehen etwas Kühnes und Geniales, das Haupthaar ist üppig und das Gesicht zeugt von innerer Befriedigung.

In der zweiten Lebenshälfte veröffentlicht er weitere Hauptwerke, wird wohlhabend, berühmt — und rastlos, macht häufige Reisen in Grofsbritannien und nach dem Kontinent, hält sich abwechselnd in Frankreich, Italien und der Schweiz auf und erscheint zweimal in Amerika. Nach seiner zweiten Rückkehr trennt er sich von seiner Gattin, die ihm mehrere Kinder

Digitized by Google

geboren, hält zahlreiche Vorlesungen in den verschiedensten Städten, teils zum Besten eines Vereins zur Unterstützung armer Schriftsteller, teils zu seinem eigenen Nutzen. In seiner Biographie finden Geldsorten häufige Erwähnung und lassen Dickens als praktischen Engländer erkennen. Schon lange, ehe Lähmung seines linken Beines einen Nervenschlag vorbereitete, war sein Haupthaar grau und dürftig geworden. Auf einem späteren Bilde hat er etwas Plebejisches an sich (er erscheint mit den Händen in den Hosentaschen), und sein Gesicht weist vulgäre Züge auf, die inneres Unbehagen verraten. Wie Forster berichtet und wie auch seine späteren Werke zur Genüge beweisen, spricht er in dieser Periode seines Lebens häufig und sehr absprechend über Parlament, Politik und Staatsökonomie, über Titel und Würden.

Vieles, was hier nur kurz angedeutet worden ist, dürfte in des Novellisten Beanlagung begründet sein. Der europäische Humorist hafst konventionelle Formen; sein Benehmen ist ungekünstelt, und er folgt in Nebendingen — und leider oft in Hauptsachen — der Laune des Augenblickes, daher das Plebejische in Erscheinung und Manieren, das Unberechenbare und Plötzliche in seinen Handlungen. Obwohl er oft einheimische Einrichtungen tadelt, ist er doch weit entfernt, das Fremdländische vorzuziehen, und wenn wir die amerikanische Episode in Martin Chuzzlewit lesen, glauben wir fast, dafs Dickens „Fremde und Elend“ für identisch hielt. Wie würde Sealsfield jene amerikanische Wildnis geschildert haben! Der Humorist dagegen ist zu sehr Patriot und kann nie ein Kosmopolit werden. Diesem Gemütsmenschen fehlt der Sinn für das Praktische und das Gerechtigkeitsgefühl, das Für und Wider in fremdländischen Einrichtungen abzuwägen. — Dieselbe ruhige Besonnenheit mangelt seiner Handlungsweise im Privatleben. In Henry Esmond, einem der Hauptwerke Thackerays, verliert des Helden Wohlthäter plötzlich die Liebe zu seiner durch die Pocken ihrer Schönheit beraubten Gattin, und der Verfasser sagt, dafs in diesem Falle Reflexion allein einen Ehemann vor einer ähnlichen Thorheit bewahren könne. Gerade diese Reflexion fehlt unserem Schriftsteller, wie so vielen Gemütsmenschen, und man könnte sich fast versucht fühlen, die

geistreiche Bemerkung Taines, dafs Dickens und Thackeray einander ergänzen, in einem anderen Sinne zu gebrauchen und auf den Menschen (Boz) selbst anzuwenden; denn bei unserem Humoristen vermissen wir leider die aus Reflexionen hervorgehende Mäfsigung und das satirische Lächeln des wahren Weltweisen.

Homer und die Alten, Goethe und Lessing, George Sand und Balzac, Jane Austen und Walter Scott, alles Dichter von Gottes Gnaden, lassen in ihren Werken eine gleichmäfsige Ruhe herrschen, die uns eine vollkommene Befriedigung gewährt, wie die Betrachtung der ruhigen Schönheit des Regenbogens am Himmelsgewölbe.

Bei feurigen Naturen, inspirierten Dichtern und Enthusiasten werden wir diese ruhige Schönheit und Regelmäfsigkeit vermissen. Das Schöne und namentlich das schwache Schöne ist nicht nach ihrem Sinne; sie wählen das Erhabene, das starke Schöne, zu ihrem Ausgangspunkt. Nun ist es aber mit dem Erhabenen und mit dem Pathos wie mit dem Blitz: der mit Vehemenz geschleuderte Strahl stöfst im Reflexionswinkel auf das Komische. So hat der erschütternde Pathos in Schillers Kabale und Liebe oft derbe Komik im Gefolge. Byrons Ausgangspunkt war pessimistische Satire, welche sich jedoch in das herrlichste Pathos verwandelt, sobald ein duldendes Wesen an des Dichters Herz appelliert. Dickens' Ausgangspunkt ist das Lächerliche und der phantastisch-groteske Humor. Wie aber durch „die Anziehung einer Elektricität die entgegengesetzte frei wird“, so tritt in seinen Schriften der pathetische Humor nur zu bald als Gegenstück auf. Pickwick, dieser alte Knabe, wirkt zuerst auf unsere Lachmuskeln, zuletzt ist er die personifizierte Nächstenliebe. Diese stofsweise Art des Schaffens ist dem Gemütsmenschen und besonders dem Humoristen eigen, „der, einer hysterischen Frau nicht unähnlich, rasch aus dem Lachen in das Weinen verfällt“.

Es ist jedoch nicht nur die Beanlagung des Dichters, welche diese Art des Schaffens bedingt, auch die Zeit, in welcher ein Dichter schafft, trägt das Ihre dazu bei. Gewaltige Zeiten, die Reformation und die französische Revolution, erzeugten die Karikaturen-Litteratur. Ein Jahrhundert, das einen Byron

Digitized by Google

sieht, wird ebenfalls die gröſsten Gegensätze und manche Schlacht auf geistigem Gebiete zu verzeichnen haben. Kann es uns wunder nehmen, daſs Byrons Pessimismus, der an der Weltordnung verzweifelt, den Optimismus Dickens' „als entgegengesetzten Pol frei macht"? In diesem bewegten Jahrhundert, welches eine wahre Karikaturen-Litteratur im Punch, Kladderadatsch, ja selbst in den Fliegenden Blättern, aufweist, wird dieser Optimist die bisher dem Zufall überlassene Form zur Blüte bringen und in derselben das Höchste und das Möglichste leisten. — Wie die Melodie von der Musik, so war die Karikaturen-Litteratur stets vom Bilde begleitet; jetzt kommt ein Schriftsteller, welcher allerdings auf das begleitende Bild noch nicht verzichtet, jedoch innerhalb dieses Genres eine Handlung frei erfindet und an einem epischen Faden Begebenheiten, heitere wie traurige, sich abwickeln läſst, wie sie unser Jahrhundert, wie sie jeder Tag mit sich bringt. Dieses Genre der Litteratur, welches Dickens einführte, entwickelte und mit Glück ausbeutete, hat entschieden eine Zukunft, da es mehr unserem Jahrhundert und dem wirklichen Leben entspricht, welches so arm an groſsen Katastrophen und so reich an kleinen Übeln ist, die sich die Menschen selbst aus Thorheit und durch beständige Reibungen bereiten.

Wenn also Taine George Sand und Balzac mit Dickens vergleicht, muſs er natürlich auf eine groſse Verschiedenheit stoſsen, die sich jedoch aus dem Unterschiede ihrer Dichtungsgebiete erklärt. Dickens gehört zu der Klasse von Schriftstellern, die sich ihrem dichterischen Instinkt, und zwar dem ersten Impulse überlassen; es ist jedoch nicht nötig, mit Taine und Lewes anzunehmen, daſs seine Schöpfungen die dichterischen Eingebungen von Hallucinationen seien: es sind nur die Ergüsse eines warmen, nach Ausdruck ringenden Herzens. Der Humorist Dickens steht somit Fielding, dem humoristischen Komiker, dem Manne des Verstandes, entgegen, welcher den Leser die Nachtlampe und die Feile erkennen läſst, und der uns in einem der 28 höchst geistreichen Eingangskapitel zu Tom Jones u. a. auseinandersetzt, warum er den Charakter von Black George mit einem schwarzen Tüpfelchen versehen habe. — Jene Art des raschen, ungestümen und unbewuſsten

Digitized by Google

Schaffens ist dem Humoristen eigen und für seine Werke wünschenswert; denn was wäre Humor, wenn er aus Reflexion hervorginge? — Solche Schriftsteller werden allerdings nicht, wie Balzac und George Sand, das allgemein Menschliche zum Ausdruck bringen; denn das erfordert Reflexion, Abstraktion und grofsen Kunstsinn; aber als Entschädigung werden sie Scenen und Personen aus ihrer Umgebung getreu abzeichnen; sie pflegen zu lokalisieren, und ihre Figuren bedürfen nicht des Heimatsscheines, wie so viele der beiden genannten französischen Autoren; man wird sie sofort als Engländer, Londoner und als Kinder des 19. Jahrhunderts erkennen.

Dafs einige untergeordnete Figuren, wie Mrs. Gamp, Mercy Pecksniff u. s. w. so oft dasselbe sagen oder thun, dürfte Taine nicht wunder nehmen; denn die Wiederholung gewisser Sätze, Gesten oder Handlungen ist eines der wichtigsten Wirkungsmittel der Karikaturisten, welches durch die Plötzlichkeit des Auftretens noch verstärkt wird.

Karikaturenzeichner wie Dickens pflegen den Menschen im Affekt zu beobachten und zu fixieren. Shakespeare, G. Sand und Balzac werden ihn in der Ruhe darstellen, wie sein Gesicht und seine Körperhaltung nur Gefühle, nicht Gefühlserhebungen ausdrücken. Die letzteren fertigen Porträts, die ersteren sind Historienmaler.

Als weitere Unterscheidung erwähnen wir noch, dafs es der Londoner Feuilletonist mehr auf rasche lukrative Erfolge abgesehen hatte, und deshalb, dem Geschmack des Publikums gemäfs, trotz aller Wahrheit der Charakterzeichnung, sein Hauptaugenmerk auf eine interessante Handlung richten mufste, während G. Sand und Balzac diese als unbedingte Folge der Beanlagung der Handelnden hinstellen. Die Methode der letzteren ist entschieden künstlerisch zu nennen, jedoch auch das Dickenssche Verfahren hat etwas für sich, und besonders den Balzacschen pathologischen Studien gegenüber, mufs es als naturgemäfs und gesund bezeichnet werden. Dafs jede der beiden Methoden ihre Berechtigung hat, dürfte schon Aristoteles erkannt haben, der die die Handlung betonenden Dramen sorgfältig von denjenigen unterschied, welche ungewöhnliche Charaktere entwickeln sollten. — —

Digitized by Google

Man hat den Satz aufgestellt, daſs die Poesie älter sei als die Prosa, indem die erstere nur einen Naturzustand bedinge, die letztere dagegen eine höhere Kulturstufe erheische. Diese Behauptung hat entschieden etwas Richtiges; denn die ältesten Spuren der Litteratur sind nur in einer Art Poesie denkbar, wofern man unter derselben reimlose, wilde lyrische Ergieſsungen versteht, welche groſse Naturereignisse, Liebe, Schmerz und Tod dem halbwilden Nomaden entlockten und mit den Empfindungslauten eines Kindes beim Zahnen oder bei freudiger Überraschung verglichen werden können.

Im reiferen Kindheits- und ersten Jugendalter der Völker riefen gemeinschaftliche Wanderungen oder Kriege die epische Gattung hervor, in deren reinsten Produkten ein ungewöhnlicher Mensch geschildert wird, welcher, die Aufgabe des groſsen Ganzen verfechtend, alle Schwierigkeiten und Hemmnisse überwindet.

Der Sieg der Subjektivität über die Objektivität, welchen das Epos verherrlicht, konnte die aus der Bewegung wieder zur Ruhe und zu einem gewissen Komfort zurückgekehrten Völker im reiferen Jünglings- und Mannesalter nicht mehr interessieren; da sie das Falsche der Gattung erkannten, erhoben sie ihren durch Erfahrung gereiften Blick zu dem Helden, welcher im Konflikte mit dem Bestehenden tragisch oder komisch vernichtet wird. Das dramatische Dichtungsgebiet, in welchem die Objektivität über die Subjektivität triumphiert, ist somit die höchste Kunstgattung, und trotz gleicher Genialität steht Shakespeare über Cervantes.

Es ist merkwürdig, daſs fast bei allen Völkern, welche sich überhaupt zu dieser letzten und höchsten Entwickelungsstufe erhoben, die Pflege der dramatischen Kunst von einem gewaltigen Aufschwung der Prosa begleitet war. Bacon war Shakespeares Zeitgenosse, Pascal schrieb zu Corneilles Zeit, Macchiavellis Il Principe erstand in den Tagen Ariosts und Tassos, und Cervantes' Don Quixote verdunkelte Lope di Vegas Ruhm.

Der Protestantismus und sein Einfluſs selbst auf katholische Länder, die Buchdruckerkunst, Schulen auf dem Lande, Fabrikwesen, selbst die Beschränkung des patriarchalischen Ein-

Digitized by Google

flusses des Adels auf das Volk — mit einem Worte reale Momente, trugen direkt oder indirekt zur Hebung der Prosa bei. — Nun aber verspürt jedes Zeitalter ein Bedürfnis nach einer gewissen Dichtungsart. Für die Lyrik und das Epos war unsere Zeit zu materiell, und das Drama konnte nicht allen gebildeten Elementen zugänglich gemacht werden. So erwuchs den Trümmern der poetischen Dichtungsarten eine neue prosaische Form, der Roman. Sein Erscheinen in unserer Zeit zeugt durchaus nicht von einem Zurückgehen der Litteratur und einer Nation, vorausgesetzt, dafs Epos und Drama die Vorgänger des Romanes waren. Das Beispiel der Griechen wird von den Gegnern dieser Dichtungsart mit Unrecht herangezogen; denn dort können nur vereinzelte Produkte Ansprüche auf diesen Namen erheben, während sich bei uns der Roman als eine neue Dichtungsform schon seit Jahrhunderten behauptet und bereits so herrliche Blüten getrieben hat, dafs er sich zwar noch nicht mit dem Trauerspiel, wohl aber mit der Komödie messen kann.

In der Zeit des Feudalismus wurden die Thaten der Ritter in epischer Form besungen. Den Ritterepen folgten die Ritterromane. Die Naivität jedoch, welche die Odyssee und die Iliade so sehr auszeichnete, und ohne welche ein Epos nicht denkbar ist, ging mit dem Verschwinden des Rittertums allmählich in die Ironie eines Cervantes und eines Ariost über. Cervantes' Don Quixote in Prosa trug das Ritterepos und den Ritterroman zu Grabe und schuf den modernen Roman. Geschichtlich ist es daher gerechtfertigt, den Roman als das Kind des Epos zu bezeichnen; viele und zwar die Hauptmomente sind entschieden episch, andere dagegen sind lyrisch oder dramatisch. Welch ein herrliches Feld der Thätigkeit erwartet hier den talentvollen, ja genialen Schriftsteller? Seine Aufgabe wird namentlich die sein, diese drei Dichtungsarten so glücklich zu verschmelzen, dafs auch in diesem geschmähten Genre ein Kunstprodukt entsteht.

Und Dickens ist in der Verschmelzung dieser drei Elemente unübertroffen; G. Sand und Balzac stehen unter ihm. — Wie das Epos, wenigstens in seiner Reinheit, einen glücklichen Ausgang anstrebte, so läfst Dickens seinen Romanhelden über alle

Digitized by Google

Schwierigkeiten siegen und sich einen Weg zum Glücke bahnen. Seine Werke gehören mithin nicht jener Zwittergattung an, wo des Romanhelden ein tragisches Ende wartet. Es liegt dann allerdings dem Romane die Gefahr nahe, ins Gesuchte, Ungesunde und Falsche zu verfallen, da in der realen Welt die Objektivität und nicht die Subjektivität triumphiert. Diese verhängnisvolle Klippe des Romanschriftstellers vermeidet Dickens höchst geschickt. Er steckt seinem Helden ein nur mäfsiges Ziel; läfst beispielsweise den jungen brotlosen Verlassenen seine Verwandten (Oliver Twist) oder sein Auskommen finden (Nicholas Nickleby); ein pockennarbiges Kind gewinnt die Liebe eines Armenarztes (Bleak House), und die Tochter eines patrizischen stolzen Kaufmannes (Dombey) erreicht nach den traurigsten Familienereignissen das von ihr ersehnte Ziel, die Frau eines armen, aber ehrlichen Jünglings zu werden. Frühere Schriftsteller rüsteten ihre Kinder der Liebe mit Klugheit und Schönheit aus, und eine reiche Heirat entschädigte für die Unbill der früheren abenteuerlichen Fahrten; oder ein armer ehrenwerter Commis warb um die Tochter seines reichen Prinzipals; jetzt kommt Dickens, welcher für seine Familienromane die alten abgedroschenen Motive zwar benutzt und, wegen des Mangels an Auswahl, benutzen mufs, aber durch die Umkehrung wird das Alte neu in seinen Händen, und die Überraschung des Lesers wird vollständig durch die geistreiche Ausführung dieser einfachen Motive. Wenn ein Schriftsteller mit den einfachsten Kunstmitteln viel erreicht, müssen wir ihn um so höher stellen. In Mauprat (von G. Sand), welches von Taine Dickens' Werken als Muster entgegengehalten wird, hat sich die geistreiche Verfasserin nicht mit so einfachen Mitteln begnügt: ein junger, aber noch nicht ganz verdorbener Räuber gewinnt die Liebe seiner schönen und reichen Cousine Edmée, die ihn allmählich von seiner inneren Verworfenheit befreit hat. Balzacs Kunstmittel können erst recht nicht einfach genannt werden.

Wir erwähnten Dickens' stark besuchte Lesevorträge. Mag nun die Neugierde, den Schriftsteller zu sehen, bei vielen der Hauptgrund gewesen sein, jene Meetings zu besuchen, so viel steht fest, dafs die dem Autor in denselben gebrachten Ovationen zum Teil auf die in seinen Schriften enthaltenen dramatischen

Digitized by Google

Elemente zurückzuführen sind. Obwohl er als Londoner Feuilletonist auf die Handlung das Hauptaugenmerk richtete, so verstand es doch niemand besser als Dickens, die Handlungen der Personen durch deren Charakter zu motivieren und denselben durch den Dialog so auszudrücken, dafs die Bruchrechnung vollständig aufgeht und das Fehlende nicht erst durch Erklärungen vervollständigt werden mufs. Die ersten trefflichen Beispiele dieser Conversation of character, welche ein wichtiges dramatisches Moment bildet, finden sich in Nicholas Nickleby. — Da Dickens nach Art der meisten Humoristen ungewöhnliche und originelle Menschen während des Affekts beobachtete, mufste das Mienenspiel derselben dem Leser mitgeteilt werden; Einschaltungen wie „brummte Ralph“, „flüsterte der Nachbar“, „stammelte Käthchen“, „indem Mrs. Nickleby ihre Freier an den Fingern aufzählte“, machen die Illusion vollständig, und man glaubt nicht selten sich vor der Bühne zu befinden. Die Anfangssätze der Kapitel, welche den Schauplatz der Handlung schildern, könnte man als die im Hintergrunde befindliche Bühnendekoration ansehen. Doch sind es nicht allein diese dramatischen Äufserlichkeiten; der Kern der Dickensschen Romane ist selbst stark dramatisch gefärbt und bringt die dem Drama eigene stofsweise Wirkung auf den Leser hervor. Während der Held, in epischer Reinheit mit dem Strome der Gesellschaft schwimmend, sein Ziel erreicht, finden wir zu seiner Rechten und Linken andere, die, gegen den Strom ankämpfend, im Konflikte mit der Sitte, der Moral und den Menschenrechten tragisch oder komisch vernichtet werden. Das lebhafte Kolorit dieser dramatischen Personen verleiht somit dem schalen Romanhelden im Vordergrunde einen gewissen Glanz durch Kontrast und Reflex. Auf die Ausführung dieser dramatischen Figuren hat der Verfasser grofse Sorgfalt verwendet und in ihrem Thun und Treiben wichtige psychologische Probleme gelöst.

Dasselbe gilt leider nicht von der Gruppe von Personen, die sich auf dem dritten Grunde befinden, einer Anzahl von Karikaturen, welche zum Teil gut getroffen sind, von denen aber einige recht störend in den Gang des Stückes eingreifen. Es sind meist nach dem Leben gezeichnete Originale, welche Dickens' Bekanntenkreise angehörten und zu wirklich sind, um

Digitized by Google

einen angenehmen Eindruck hervorzubringen. Fräulein Mowcher (Copperfield) und die Smallweed-Familie (Bleak House) sind ganz besonders hier zu erwähnen. — Doch führen wir dergleichen Figuren des lebhaften Mienenspiels wegen bei den dramatischen Elementen seiner Romane auf. Während Dickens in der vorigen Gruppe mehr den Menschen schildert, pflegt er hier den Engländer und namentlich den Londoner zu zeichnen.

Wie aber in der Waldkultur die kräftigsten Stämme durch zu viel Unterholz leiden, so wird auch dieser Reichtum an Nebenpersonen dem Kunstprodukt zuweilen verderblich (siehe Copperfield und Bleak House). Doch gewinnen die meisten der Dickensschen Romane infolge der vielen Figuren nur an Umfang, ohne an innerem Gehalt zu verlieren; einige Werke (Chuzzlewitt und Dombey) sind von diesem Fehler ganz frei.

Die Werke von G. Sand und Balzac sind dieser Gefahr gar nicht ausgesetzt. Beide Autoren beschäftigen sich vorzugsweise mit den Hauptpersonen, oft nur mit zwei Figuren (Mauprat — Elle et Lui — Julienne), was zuweilen eine gewisse Monotonie hervorruft; denn trotz ihres künstlerischen Talents können sie es nicht immer vermeiden, dafs das Schöne, und namentlich das schwache Schöne, zuweilen in das Fade übergeht. Ihre Romane sind jenen klassischen Violinduetten nicht unähnlich, in welchen das Orchester nur sekundieren darf, während Dickens' Romane einige Züge mit unserer deutschen Zukunftsmusik gemein haben, die das Fade der Melodie durch den herrlichsten Untergrund des vollen Orchesters zu verdecken und zu heben versteht.

Eine bewunderungswürdige Harmonie wird den Dickensschen Romanen noch durch die bedeutenden lyrischen Momente verliehen, welche durch Kontraste und Todesfälle, seltener durch die Natur, hervorgerufen werden. Diese lyrischen Elemente sind um so rührender, als wir in ihnen nicht die geringste Effekthascherei erblicken, und sie unterscheiden sich nur dadurch von den am Eingange erwähnten reimlosen, wilden lyrischen Ergiefsungen der Naturvölker, dafs die ursprüngliche Naivität durch pathetischen Humor ersetzt wird, der sich oft glücklich zum reinen Pathos herausarbeitet.

Überhaupt fehlt Dickens, so oft er das Naive zum Gegen-

Digitized by Google

stande seines Schaffens macht. (Siehe Esther Summerson und besonders David Copperfield, das Kind.) Durch des Schriftstellers epische Naivität klingt dann Dickens' Humor hindurch, wie das Schnarchen eines in seiner Höhle schlafenden Löwen. Unter den naiven Gestalten dürfte Mercy Pecksniff noch am besten gelungen sein. Die milde Ironie, mit welcher der epische und der Romandichter über ihrem Helden zu schweben pflegen, ist dagegen Dickens wohl bekannt und zeigt sich recht bei Pickwick, Nickleby und Dombey. — Im Humor leistet jedoch Dickens noch mehr als in der Ironie, und darin können wir durchaus keinen Fehler erblicken; denn da der handelnde epische Held zu dem in der Schule der Erfahrung für das Wirken erzogenen Romanhelden geworden ist, steht der letztere dem Herzen des Schriftstellers näher als der epische Held, und die mildeste Ironie kann in dem Familienromane sehr wohl dem Humor Platz machen. Der Roman dürfte somit das geeignetste Dichtungsgebiet des humoristisch beanlagten Schriftstellers sein.

Einer alten Einteilung gemäfs zerlegten wir oben das Seelenleben des Menschen in Intellekt, Gemüt und Charakter, und fanden heraus, dafs das Gemütsleben Dickens' ganz besonders entwickelt sei. Nun steht aber fest, dafs zwischen jedem Schriftsteller und seinen Lieblingsfiguren und Idealen — geistig wie körperlich — eine grofse Ähnlichkeit obwaltet. Wenn wir uns Dickens' Schöpfungen näher ansehen, finden wir bald, dafs Pickwick, Nicholas Nickleby und viele andere seiner Lieblinge ein feuriges, ungestümes, aber edles Gemüt besitzen, einem feurigen Rosse gleich, welchem das Intellekt, jener Rosselenker, oft vergeblich Zügel anzulegen versucht. Das Herz der Dickensschen Ideale pflegt bei fremdem Unglück zu zerschmelzen, und der bekannte, echt englische Grundsatz „Always mind your own business“ scheint ihnen unbekannt zu sein. Indem sie nun anderen helfen wollen, werden sie selbst in allerlei Schwierigkeiten und Händel verwickelt, in welchen jedoch der von der Vorsehung zum Führer des Gemüts bestimmte Verstand sich nur wenig Rat weifs. Indem sie sich so an die Allgemeinheit aufopfern, vernachlässigen sie ihre eigenen Interessen. Wenn es sich darum handelt, fremdem Elend zu steuern, kennen sie

Digitized by Google

kein Besinnen; wenn es jedoch gilt, die eigenen Interessen zu verteidigen, wird ihr erfahrungsloses Herz in ein unseliges Schwanken versetzt, da der Sittlichkeitsfaktor, jenes Verbindungsglied zwischen Gemüt und Charakter, ganz bedeutend ausgebildet ist, während ein anderer wichtiger Faktor des Charakters, die Konsequenz im Handeln, ihnen gänzlich abgeht.

Der Dickenssche Liebling ist daher nicht harmonisch entwickelt; denn in den häufigen Konflikten des Gemüts fehlt ihm ein männlicher und entschlossener Charakter, oder, um zu unserem Bilde zurückzukehren, das andere, dem ersten beigesellte Rofs, welches dessen ungleichen Schritt regelt und mehr auf den Zügel des Intellekts zu achten versteht.

Doch vergessen wir nicht, dafs diese Dickensschen Lieblinge ganz herrliche Romanhelden abgeben. Kein Mensch ist mehr geeignet, in Konflikte des Gemüts und des Gewissens versetzt zu werden und in der Schule der Erfahrung zu reifen, als dieser unharmonische Liebling der Dickensschen Muse. Und diese inneren Kämpfe des Gefühlslebens mit der Härte der äufseren Welt in Verbindung zu bringen, ist ja so recht Aufgabe des Romanschriftstellers.

Nachdem wir aber jene Lieblinge Dickens' als für den Roman recht geeignet bezeichnet haben, können wir nicht umhin, ihnen im praktischen Leben Glück, Wohlstand und Gelingen ihrer Pläne abzusprechen. In Wirklichkeit erreicht jener Mensch viel besser und schneller sein Ziel, welcher, mit Intellekt und Charakter begabt, das ihn ins Schwanken versetzende Gemüt gar nicht in Frage zieht. Auch diesem Menschen mangelt es an innerer Harmonie; aus Princip entspringender Egoismus ist sein Kern, und so mancher von des Schriftstellers Landsleuten und Zeitgenossen, ja die ganze grofse englische Nation in Politik, Kolonisation und Handelssystem repräsentiert ein solches unharmonisches Gespann.

Der Umstand, dafs Dickens den Gemütsmenschen zu seinem Ideale erhebt, den harten, energischen und mechanisch vorgehenden matter of fact Menschen dagegen lächerlich macht, oder denselben gar eines gewaltsamen Todes sterben läfst, nachdem er ihn schon in der Anschauung des Lesers komisch vernichtet hat, mag Taine zu dem Schlusse veranlafst haben, dafs

Digitized by Google

Dickens mehr der angelsächsischen und gemütvollen Richtung des englischen Volkes angehöre, die sich noch von Zeit zu Zeit an der Seite der strengen, energischen normännischen Richtung bemerkbar macht. Die Behauptung, dafs auf die normännische Invasion allein dieser, bis auf unsere Tage reichende Einflufs auf Englands Wohlergehen und den englischen Volkscharakter zurückzuführen sei, ist bereits ad nauseam wiederholt worden, aber trotzdem mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Schon in dem Angelsachsen auf deutschem Boden sind die Keime des englischen Nationalcharakters zu finden. Wie unterschieden sich schon in der Sprache ihre niedersächsischen Vorfahren von den mehr im Süden wohnenden deutschen Stämmen! Der Unterschied springt in die Augen, wenn wir die kernige, energische, auf gegenständliche Erzählung losgehende Sprache des niedersächsischen Heliand der sentimentalen Auffassungsweise des süddeutschen Otfried entgegenhalten. Die auf Englands Boden schon vor 1066 entsprossene angelsächsische Litteratur ist ein weiterer Beleg für die oben aufgestellte Behauptung. Man vergleiche nur das angelsächsische Lied des Beowulf mit dem auf deutschem Boden gesungenen Karlsliede. Das angelsächsische Gedicht kennzeichnet eine kernige Gegenständlichkeit und eine wilde Energie, während das innigere Gefühlsleben des deutschen Sängers mehr der Befriedigung der Ruhe nach dem Kampfe Ausdruck giebt und in Danksagungen gegen Gott zerfliefst. Dafs die normännische Invasion ohne Einflufs auf Englands Geschick und Volkscharakter gewesen ist, wird wohl niemand leugnen; doch 60000 Mann konnten diesen Einflufs nicht ausüben, wenn nicht schon die Keime zur Entwickelung der neuen Elemente im Volke selbst vorhanden waren. Wenn nun Dickens' Empfindungsweise nicht rein englisch ist, mufs sie deshalb noch nicht angelsächsisch sein. Man vergesse nicht, dafs vor dem Erscheinen der Angelsachsen in England sich eine Nation träumerischer Gemütsmenschen auf britischem Boden befand. Und wenn Taine in Dickens etwas von einem Angelsachsen wittert, dürften andere geneigt sein, in seiner Gemütsverfassung und in der seiner Lieblingsfiguren (sogar in einigen Hauptzügen Copperfields) wesentliche Anklänge an den keltischen und namentlich an den irischen gemütvollen

Charakter zu finden, der in Burke seine herrlichste Blüte trieb.* Der Iren Enthusiasmus beim Handeln, ihr Mitleid mit dem Duldenden, ihre Interesselosigkeit an eigenen Angelegenheiten, verbunden mit der Sucht des unzeitigen Einschreitens zu gunsten Fremder, bilden einen schneidenden Gegensatz zu der kühlen Besonnenheit des Engländers, seiner Indifferenz für fremdes Leid und Handeln und der starken Betonung des eigenen „Ich“ in allem Thun und Lassen.

Dickens' Lieblingsfiguren sowohl wie dem ihm so verhafsten matter of fact Menschen sprachen wir bereits eine harmonische Entwickelung der Seelenkräfte ab; denn bei jedem von beiden vermissen wir etwas Wesentliches. Nun müssen wir aber wissen, dafs alle grofsen Volksprediger, Luther nicht ausgenommen, im gewissen Sinne das Beispiel unseres Heilandes nachahmen, der den in seiner Zeit so starren Buchstabenglauben vernichtete, was er in unserer Zeit des Indifferentismus für unnötig, ja für verderblich gehalten haben würde. Der Reformator wird nur dann fruchtbar wirken, wenn er dem Volke im grellen Lichte das zeigt, was ihm fehlt. Mögen also des Dichters Ideale in Wirklichkeit unharmonisch sein, er strebt trotzdem die Harmonie des inneren Menschen an: es ist eine auf Gemütsbildung beruhende Charakterbildung, welche hier dem englischen Volke in allen Schriften unseres reformatorischen Schriftstellers gepredigt wird.

Die Forderung der gemütvollen Auffassung ihrer Pflichten stellt Dickens namentlich an alle Diener derjenigen Institute, welche die Weltordnung zu Hütern und Vormündern ihrer Mitbrüder eingesetzt hat. — Trotz der heftigen Angriffe auf Gerichts- und Polizeiwesen, auf Schule, ja selbst auf Fakultät und Kirche, ist Dickens ein guter Christ, ein eifriger Protestant, ein guter Staatsbürger und durchaus frei von utopistischen Ideen. Dickens' Angriffe gegen diese Institute erklären sich nur aus dem oben näher erörterten Princip, den mechanisch vorgehenden und selbst in Amt und Würden geschäftsmäfsig

* Die Verschiedenheit zwischen dem irischen Enthusiasten Burke und Fox, dem englischen Advokaten und kühlen matter of fact Menschen, hat Macaulay so schön im Warren Hastingsschen Prozefs dargethan. Der Charakter Sheridans hält die glückliche Mitte.

Digitized by Google

handelnden matter of fact Menschen an der Spitze seiner Mitbrüder zu beobachten und der Lächerlichkeit zu übergeben.

Da der Romanschriftsteller nicht wie der Dramatiker Probleme zu stellen, sondern sich auf realem Boden zu halten hat, mufs seine Weltanschauung wie sein Werk prosaisch sein. Während Shakespeare und Goethe wie Adler ihren Seherblick von idealen Höhen auf die Zweckmäfsigkeit der Weltordnung lenken, kann des Romanschriftstellers Auge, der Henne gleich, nur das ihm nahe Liegende erkennen. Wie Dickens selbst an die Heilslehren der Offenbarung glaubt, thut er auch in seinen Werken dar, dafs Gott den Bösen bestraft und den Guten belohnt, wäre es auch erst in jener Welt; dafs bei Boz der Zufall eine viel gröfsere Rolle in der Weltordnung spielt als bei den Dramatikern, erklärt sich aus den verschiedenen Dichtungsgebieten. Und wenn der Zufall sogar in Hard Times so weit in die Geschicke des Stephen Blackpool, einer Dickensschen Lieblingsfigur, eingreift, dafs er den besten Mann dem Tode in die Arme liefert, geschieht dies nur, um dem vielgeplagten sterbenden Fabrikarbeiter aus dem finsteren Schachte, in welchen er durch Zufall geraten, den Stern einer besseren Welt zu zeigen, der ihm als Entschädigung für die erfahrene Unbill in dieser Welt Freude und Seligkeit bringen wird. Diesen so alten und noch immer hellglänzenden Stern der materiellen Welt gezeigt und von dem dunklen Jammerthale aus herrliche Prospekte in die Unendlichkeit geschaffen zu haben, ist eines der Hauptverdienste Dickens', aber ganz besonders erkennbar in Oliver Twist und Hard Times, zwei socialen Romanen von einer ernsteren Gattung, einem umfassenden Horizonte und einer grofsartigen Perspektive, von denen das erstgenannte Werk das versöhnende, das letztere dagegen mehr das befreiende und erlösende Moment zum Ausdruck bringt.

Jean Paul hat Homers Odyssee als den Urroman bezeichnet. In der That hat dieses Epos viele Momente mit dem modernen Roman gemein. Da nun die Figuren der Odyssee weniger wirkliche Personen, sondern meist nur moralische Abstrakte sind, Odysseus z. B. nur eine Verkörperung der griechischen Natiònaltugenden, Penelope ein Muster von einer tugend-

Digitized by Google

haften Gattin, Telemach das eines pflichtgetreuen Sohnes u. s. w. ist, sind sogar geistreiche Ästhetiker zu dem wunderlichen Schlusse gelangt, dafs die epischen und Romanfiguren samt und sonders nicht wirkliche Personen, sondern nur Repräsentanten gewisser Eigenschaften sein müfsten, und dafs die Darstellung wirklicher Personen nur die unerläfsliche Aufgabe des dramatischen Schriftstellers sei. Allein der Umstand, dafs in dem griechischen Drama sich auch nur Symbole von Personen vorfinden, nicht aber diese selbst, vernichtet auch das dem epischen Dichter gemachte Zugeständnis. Die Griechen, dieses naturwüchsige Naturvolk, konnten infolge ihres ausgeprägten Sinnes für plastische Gegenständlichkeit sehr wohl des vollen Bildes entraten, und die Symbole von Figuren in ihren Dichtungen riefen in ihrer Anschauung das runde, volle Bild der Person hervor, das dem Dichter allerdings vor Augen geschwebt, er aber für unnötig erachtet hatte, vollständig abzubilden. Doch da in unseren Tagen das Auge viel von seiner ursprünglichen Schärfe und die Einbildungskraft viel von ihrer natürlichen Frische verloren hat, würden moderne Künstler und Autoren, Dramatiker wie Romanschriftsteller in den gröfsten Fehler verfallen, wenn sie das Beispiel der Griechen bewufst oder unbewufst nachahmten.

Das englische Volk sah bis zu Elisabeths Zeit nur Abstraktionen von Tugenden und Lastern in seinen Theatern. Das konnte nicht anders sein. Wenn das noch ungeübte Auge zum erstenmal beobachtet, werden sich ihm nur allgemeine Merkmale aufdrängen, das Detail entschlüpft ihm; es sieht nur die Umrisse und versteht noch nicht, diese durch die Wellenlinie zu verbinden. In den englischen Theatern jener Periode wurden die Laster (Vices) durch Personen repräsentiert, bis man sie durch die individuelleren Clowns der Elisabethschen Ära ersetzte; die „Rache“, durch eine unheimliche Gestalt verkörpert, wohnte beispielsweise stillschweigend der Ausübung des Verbrechens bei. Doch während die „dira“ trotz aller Abstraktion in den Augen des Atheners eine wirkliche Person repräsentierte, war jene Rachegestalt dem Londoner nur der Ausdruck einer innerlich gefühlten ethischen Idee. Der Puritanismus entwickelte diese Neigung, moralische Ideen zu ver-

Digitized by Google

körpern, mehr und mehr.* Überhaupt waren Verkörperungen von Tugenden und Lastern dem moralischen und praktischen Engländer zu jeder Zeit willkommen, und ist auch die Abstraktion der Tugenden und Laster nur noch vereinzelt zu finden, so haben diese seit Fielding nur typischen Vertretern gewisser Gesellschaftsklassen Platz gemacht.

In der Glanzperiode der französischen Litteratur dürften Molières Figuren der Wirklichkeit am nächsten stehen. Während jedoch die Franzosen wie die Engländer jener Periode nur unbewufst in den Fufsstapfen der Griechen wandeln, erhebt Schiller den Fehler des klassischen Volkes zum System, und die Braut von Messina wird die Frucht dieses Irrtums. — Goethes gottgewaltige Idee dagegen sprengt nur zu oft die dünne Hülle der Figur, und der Titelheld des Faust ist nicht der einzige Beleg dafür, dafs der titanenhafte Gedanke „seiner Fessel sich entraffend" auf der „eigenen Spur" einherschreitet.

Lieferten nun ein Molière und ein Schiller mehr oder weniger moralische Abstrakta, so mufs uns Lewes in Erstaunen setzen, wenn er von Dickens' Figuren sagt, sie seien samt und sonders nur Masken, d. h. moralische Abstrakta. Da die Schöpfungen der gröfsten Heroen der antiken und modernen Kulturvölker nur mehr oder weniger Masken sind, wie können wir von unseren Novellisten mehr erwarten? Dessenungeachtet ist Lewes' Bemerkung richtig; die unschöne Härte seiner Beschuldigung kann er jedoch nur dadurch rechtfertigen, dafs er Dickens' Figuren mit dem höchsten Mafsstabe gemessen hat.

Unter Hinweis auf die Clowns ward oben angedeutet, dafs während der Regierungszeit der Königin Elisabeth sich ein wesentlicher Fortschritt in der dramatischen Personenzeichnung erkennen läfst. Die Zeit kam jenen dramatischen Reformatoren entgegen. In diesen Tagen der Urwüchsigkeit fiel der Charakter noch nicht mit dem Temperament zusammen, wie in unserer Zeit, wo nivellierende Schulsysteme, Gesetze und Verordnungen und besonders der bittere Kampf um das Dasein in einer künstlichen Welt das Temperament in Schranken halten oder von

* Selbst die Beinamen lebender Personen jener Zeit legen Zeugnis von dieser Geistesrichtung ab. Fand sich doch ein Major „Smite them Hip and Thigh" und ein Kapitän „Fight the good Faith" unter Cromwells Kriegern.

Digitized by Google

Geschlecht zu Geschlecht zu so dürftigen Spuren reduziert haben, daſs Psychologen nur noch mit Bedenken von Cholerikern und Sanguinikern sprechen oder gar behaupten, daſs ein und derselbe Mensch in den verschiedenen Lebensstadien die Skala aller Temperamente durchlaufe.

In jener groſsen Zeit lebte eine Schar von Künstlern, die nichts mit der akademisch gebildeten Kunstkaste unserer Tage gemein haben, sondern klarsehende Kinder der Natur waren, welche an der Seite jener Heroen das Leben genossen und in dem Taumel ihrer Orgien den Menschen zeichneten, dessen Charakter vor ihnen lag.

Die charakterzeichnende englische Litteratur hat sich frei von jeder sklavischen Nachahmung aus sich selbst heraus entwickelt, und man kann drei Perioden in dieser Entwickelung unterscheiden. In dem ersten Abschnitte, bis zur Regierung Elisabeths, fallen dem ungeübten Personenzeichner nur allgemeine Merkmale auf, und die Wahrnehmung, daſs ein Mensch geizig, heuchlerisch oder rachsüchtig ist, drängt ihn zu Abstraktionen von Tugenden und Lastern. Er ist dem Kinde ähnlich, welchem zum erstenmal die Helle des Feuers oder die Gestalt der Kinderklapper Erstaunen entlockt.

Die zweite Periode, Elisabeths Regierungszeit, bringt inmitten einer Gruppe von Schriftstellern Shakespeare als den besten Charakterzeichner hervor. Das Individuelle mit Naturfarbe darzustellen, scheint er sich besonders zur Aufgabe gemacht zu haben, und er ist der herrlichste Repräsentant des englischen Volkes in der ersten Mannesblüte, das den Menschen mit noch gesundem Auge beobachtet.

Nach einem Stillstande, in welchem England puritanisch geworden, zeigen Fieldings 28 Eingangskapitel zu Tom Jones, daſs die charakterzeichnende Litteratur die dritte Periode, das reifere, reflektierende und Erfahrungen zusammenfassende Mannesalter, erreicht hat. Während die erste Periode den groben Umriſs der Person ins Auge faſst, wird der Schriftsteller der letzten Periode mehr dem Detail seine Aufmerksamkeit zuwenden und sich mehr in typischen Vertretern versuchen. Diese Periode der Berechnung kann in der Charakterzeichnung kein Genie zeitigen, und Fielding wie Dickens erreichen Shake-

Digitized by Google

speare nicht. Selbst die plastische Fülle der Scottschen Figuren kommt ihm nicht gleich, da wir in der vollständig ausgemalten Figur nur viel Wissenschaft, aber wenig Kunst sehen.

Der Schriftsteller ist ein Kind seiner Zeit, so mancher Fehler mufs auf Kosten seines Jahrhunderts, das ihn erzeugt hat, und des Publikums, welches ihn verstehen soll, geschrieben werden. Das Detailwerk seiner Figurenzeichnung, den Mangel an genialen Zügen in der Charakteristik seiner Personen, und vor allen Dingen die nervös krankhafte Phantasie des Humoristen, finden wir in Dickens' Zeit nicht nur in England, sondern auch auf dem Kontinent; und Boz' Wahnsinnige, Elfen und Gespenster stehen noch hoch über den humoristischen Erzeugnissen, welche das krankhafte Hirn eines Novalis, Brentano und Hoffmann verliefsen. — Wenn unser Novellist von Abstraktionen Gebrauch macht, geschieht es mit dem gröfsten Geschick. Die Vertreter der Heuchelei (Pecksniff) und des Stolzes (Dombey) haben keineswegs ihre Rolle auswendig gelernt. Die Illusion ist so täuschend als möglich, und jene Symbole überraschen den Leser durch ihre Handlungen.

Während jene Abstraktionen von Tugenden und Lastern unseren Novellisten sofort als praktisch moralischen Engländer erkennen lassen, dürfte eine zweite Klasse von Figuren, die typischen Vertreter für Stände und Gesellschaftsklassen, unseren Schriftsteller unschwer als einen Nachfolger Fieldings und als einen Engländer unseres Jahrhunderts kennzeichnen. Der dichterische Vagant Skimpole und Bucket, der Detektive (Bleak House), sind besonders hier zu erwähnen.

Doch eine dritte Klasse, Figuren mit individuellen Zügen, vermissen wir keineswegs in Boz' Werken. Sam Weller (in den Pickwickiern) und Joe (Bleak House) dürften nicht die einzigen Beispiele sein.

Was des Dichters Ideale betrifft, so sind sie meistens aus einer Gesellschaftsschicht entnommen, die noch unter dem Mittelstande steht. Stephen Blackpool, der Fabrikarbeiter, spricht die Sprache eines Gentleman und hat die Gefühle eines Nobleman; George Tapley, der Hausknecht, übt die Selbstverleugnung eines Weltweisen; beide Schöpfungen reichen jedoch nicht an die lebensgetreue Zeichnung des Fischers Peggotty (Copperfield).

Digitized by Google

Nach dem vorher Gesagten möge man nicht annehmen, dafs Dickens' Phantasie stets eine krankhafte Richtung genommen oder bei dem Schöpfungsvorgange seiner Figuren gar nicht thätig gewesen sei. Eine grofse Anzahl seiner Figuren müssen wir sogar, trotz aller Realität, als gelungene Produkte des Schmelzungsprozesses seiner Phantasie bezeichnen. Dieses gilt namentlich von den Romanen, bei deren Abfassung Dickens sich in fremden Ländern aufhielt, wo der Londoner Feuilletonist nicht beständig die Eindrücke der realen Welt und der realsten City vor Augen hatte.

Nach dem bisher Gesagten könnte vielleicht ein besonderes Kapitel über das Temperament der Dickensschen Figuren unnötig erscheinen. Obwohl die Schöpfungen unseres Novellisten nun zwar selten ein volles, rundes Bild des Temperamentes entfalten, so ist dasselbe, wenn auch durch wenige, so doch durch markierte Züge angedeutet, und der zeichnende Rotstift ist mit so kräftiger Hand und so weiser Berechnung geführt worden, dafs man bei der Mannigfaltigkeit der Dickensschen Leute und der Verschiedenheit der Altersstufe derselben sehr bald die scharfe Beobachtungsgabe des Schriftstellers herausfühlt. — Das von deutschen Psychologen aufgestellte System, welches ein phlegmatisches, sanguinisches, cholerisches und melancholisches Temperament unterscheidet, ist neuerdings von ihnen wieder aufgegeben worden, da nach der Meinung der Neuerer in reiferen Jahren das Temperament mit dem Charakter zusammenfalle und auch schon in der Jugend des Menschen so bestimmte Temperamentsrichtungen nicht existieren sollen. Diese nunmehr veraltete Temperamentslehre ist von dem schärfer beobachtenden Engländer niemals adoptiert worden. Und wenn er auch von melancholischen und phlegmatischen Menschen spricht, so ist ihm doch keine Übersetzung des Wortes „Sanguiniker“ geläufig, und die Bezeichnung „choleric“ hat im Englischen einen ganz anderen Sinn und dürfte durch das Beispiel Cedrics (in Ivanhoe) am besten illustriert werden, dem Walter Scott ein „hasty choleric temper“ (ein hitziges Wesen) zuerteilt. — Da nun der Engländer in seiner charakterzeichnenden Litteratur unter allen Nationen die höchste Stufe einnimmt,

Digitized by Google

müssen wir ihm nach dieser Richtung hin ein Urteil zutrauen, welches, unbeirrt durch Systeme und Schablonen, auf Beobachtung und Erfahrung beruht, und könnte uns die englische Nation keinen besseren Sachverständigen stellen als Dickens, der uns in seinen Werken den Menschen in den verschiedensten Lebensstadien zeigt, als Kind in der Wiege, als Mann auf der Höhe des Lebens im Kampfe um die Existenz, und als Greis.

Die Erotik nahm in den Ritterepen nur einen unbedeutenden Raum ein; in dem Roman breitete sie sich allmählich weiter aus und wurde endlich der Mittelpunkt der Fabel und der Angelpunkt der Intrigue. Da sich die weiblichen Autoren besonders auf diesem Gebiete heimisch fühlen mufsten, wendeten sie ihm ihre ganze Aufmerksamkeit zu, und von Jane Austens Elisabeth (in Pride and Prejudice) und der George Sandschen Valentine und Indiana an war die Liebe ein nach allen Seiten hin viel besprochenes Thema. — Wenn nun Dickens' Erotik nur als das schwache Schöne dazu bestimmt ist, dem Erhabenen und Lächerlichen — oder starken Schönen — als Ruhepunkt zu dienen, so wird des Kritikers Auge in dieser Komposition dieselbe Harmonie entdecken, die der verbindende Bogen zwischen zwei gotischen Strebepfeilern bewirkt.

Die Romanschriftstellerinnen scheinen meist von dem Grundsatze auszugehen, dafs die Frau der interessantere Teil der Menschheit ist. Wenn daher George Sands Edmée oder Jane Austens Elisabeth geistig über ihre Liebhaber oder spätere Gatten emporragen, so zeigt sich darin schon ein bedenklicher Zug der Verfasserin, für ihr Geschlecht und für die Frauenfrage Propaganda zu machen. Nun ist aber die Tendenz, das Hinarbeiten für bestimmte Zwecke, an und für sich dem Kunstwerk noch nicht nachteilig; das Vordrängen derselben jedoch mufs unter allen Umständen auf diesem Gebiete vermieden werden, da der Roman nicht, wie das Drama, Probleme aufstellen, sondern die prosaische Wirklichkeit abbilden soll. In einem Punkte jedoch übertreffen die Romane jener geistreichen Verfasserinnen Dickens' gleichgeartete Partner wie Frank Cheerible und Käthchen Nickleby, des fadesten Liebespärchens Henry und Rosa Maylie (in Oliver Twist) gar nicht zu gedenken. Das dem Manne

Digitized by Google

überlegene Weib bildet nämlich mit ihm den herrlichsten Kontrast, und dieser Gegensatz ist höchst geeignet, das rechte Mafs der Dinge, die Verschiedenheit der Charaktere und der Temperamente, der Geisteskräfte und der im Kampfe angewendeten Waffen zu veranschaulichen. In dem Kampfe der beiden ungleichen Partner haben nicht nur diese, sondern auch die Schriftsteller die beste Gelegenheit, ihre Kraft zu entfalten. Da dann die Frau, dieser interessantere, stärkere und kämpfende Teil der Menschheit, den Mann zum leidenden Teil herabdrückt, und der letztere wiederum diese durch den geleisteten Widerstand zur Dulderin macht, oder gar im Bewufstsein der Überlegenheit der Gegnerin zu unschönen Waffen greift, wird durch die Erotik der Romane das Interesse der Lesewelt auf den höchsten Punkt gespannt. — Doch dürften Schriftstellerinnen nicht allein diesen Gegensatz geschaffen haben, und wenn Taine von den Walter Scottschen Liebhabern bemerkt, dafs sie alle, der neuen Mode gemäfs, einen sentimentalen Anstrich hätten, deutet er dadurch ganz richtig an, dafs Ivanhoe neben Rowena milder erscheine. Dafs dieses eine neue Mode ist, dürfte jedoch bestritten werden; denn bei Brunhilde und Gunther, Chriemhilde und Siegfried, bei Julie und Romeo, ja bei Dorothea und Hermann drängt sich uns dieselbe Wahrnehmung auf, und Dickens selbst hat in Walter Gay und Flora Dombey dem Weibe eine ähnliche Überlegenheit eingeräumt. — Nur dürfte die Schilderung dieser Überlegenheit der Frau objektiver ausfallen, wenn der Mann, der leidende Teil, die Feder ergreift, und Goethe, welcher Frauencharaktere gründlich studiert hatte, scheint in Dorothea und Hermann das Richtige getroffen zu haben, wenn er die Jungfrau mit Entschlossenheit, Konsequenz im Handeln, einer derben Aufrichtigkeit und einer gewissen Berechnung in der Wahl der Mittel ausrüstet, während er dem Jünglinge ein schwankendes Gemüt, Grofsmut, aber Weichheit, ja etwas Weichlichkeit zuerteilt.

Da aber das Weib nur diese Überlegenheit auf dem Gebiete der Liebe entfaltet, der Mann dagegen in der Sturmflut des Lebens viel sicherer das Steuerruder führt, begehen die weiblichen Autoren, dem männlichen Geschlechte gegenüber, eine grofse Ungerechtigkeit, wenn sie sich nur auf die Liebe, auf

Digitized by Google

ein Gebiet beschränken, wo die Frau als Herzenskönigin, der Mann neben ihr als Stümper erscheinen mufs. Dickens' Werke dagegen zeigen uns Mann und Weib auf verschiedenen Gebieten und in den verschiedensten Lagen des Lebens. Auch darin liegt ein Vorzug, den Taine leider zu gering anschlägt, wenn er bei Gelegenheit von Emilys Entführung durch Steerforth (in Copperfield) bemerkt, Dickens zeige uns nur das Elend und die Qual der Liebe; er verstehe es aber nicht, wie G. Sand das Entstehen, das Wachsen und den Höhepunkt der Leidenschaft zu zeichnen.

Somit verlangt Taine vom Romanschriftsteller, die Liebe als Leidenschaft aufzufassen, und diese Anforderung wird von dem deutschen Kunstjünger, der wie keine andere Nation in seiner Kritik auf dem Standpunkte der Ästhetik steht, nur für gerecht befunden werden.

Die Frage, ob die Liebe als Eigenschaft oder als Tugend aufgefafst werden müsse, ist schon oft in der Litteratur aufgetaucht, und Bernardo Tasso hat aufser seinem unsterblichen Sohne der litterarischen Welt noch eine tiefsinnige Abhandlung geschenkt, welche diese Frage erörterte. Peter Daniel Huet, ein geistreicher französischer Romankritiker, hat schon vor Jahrhunderten diesen Punkt nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet,* und obgleich er die deutsche Litteratur nur in der Wiege sah, sprach er die Überzeugung aus, dafs der Deutsche, sein ernsterer Nachbar, die Liebe einst nur als Tugend auffassen werde. Grofs dürfte sein Erstaunen sein, hörte er Gretchens an Faust gerichtete Worte, welche seinem Besuch in der Jungfrau Kämmerlein vorausgehen.

Taine hat nun allerdings recht, wenn er meint, die moderne, vom Puritanismus getränkte englische Litteratur befasse sich lieber mit der Liebe als Tugend; aber Huet täuschte sich im Deutschen, wenn er glaubte, die Liebe als Leidenschaft werde ihm zuwider sein. Die ästhetischen Rücksichten neben den ethischen zu beachten und das Schöne neben dem Guten zu pflegen, ist ein charakteristischer Zug unserer Nation. Es ist daher das Ergebnis einer ernsteren Untersuchung und nicht

* De l'origine des Romans.

Digitized by Google

Parteilichkeit für die uns so verwandte englische Nation, wenn wir der Ansicht sind, der Engländer Dickens habe in seiner Erotik das Richtige getroffen. Dafs er in seinen Romanen die Liebe nur als Tugend und nicht als Leidenschaft auffassen konnte, ergiebt sich aus folgenden Punkten.

Ein lokalisierender Dichter (Dickens) wird sich besonders in seiner Erotik von dem Kunstdichter (Balzac oder G. Sand) dadurch unterscheiden, dafs er die Liebesscenen so darstellt, wie sie sich seinem beobachtenden Auge und Ohre im eigenen Lande darbieten. Mag Schillers Wort, dafs in einer gewissen Lebensperiode „der Knabe sich stolz vom Mädchen trenne“, um später auf Umwegen wieder mit ihr zusammenzutreffen, für Deutschland und Frankreich seine Berechtigung haben, so ist diese Erfahrung entschieden auf englische Verhältnisse nicht anwendbar, wo das Mädchen am Rande des Spielplatzes die gefährlichen Leibesübungen des knabenhaften Freundes bewundert, und ihm des Sonntags dadurch eine Gegenfreude erweist, indem es seine Begleitung zur Kirche annimmt. Der Übermut des Knaben und die Schüchternheit des Mädchens müssen bei dieser steten Kameradschaft allmählich verschwinden; die aufkeimende Zuneigung der von lästigem Zwange befreiten Kinderpaare entwickelt sich auf dem geweihten Boden eines puritanischen Familienlebens und unter dem Schutze der sorgsamen Hausgötter allmählich zur Liebe, und nun treten zärtliche Blicke, herzlichere Begrüfsungen bei gegenseitigen Familienbesuchen, auch ein hier und da eingestreuter tändelnder Liebesausdruck an Stelle der bei anderen Völkern so üblichen, so grofsartigen und so gewaltig erschütternden Konflikte, in welche die beiden Geschlechter nach langer gewaltsamer Trennung notwendigerweise verfallen müssen. Als Arabella Allen mit ihrem Geliebten Winkle (Pickwick) beim Tanze erscheint, erwähnt der Novellist nur die Rosette am kokett vorwärtsgerichteten Damenschuh und das liebliche Rot am Wangengrübchen, und Dickens möge trotzdem nicht ein oberflächlicher Beobachter gescholten werden: denn der Geliebte sogar könnte bei der lieblichen Tochter des puritanischen Volkes ein Mehr durch Wort und Gebärde kaum entdecken. Wenn nun Taine sagt, dafs Dickens' Auffassungsweise der Liebe als Tugend ein

Digitized by Google

Zugeständnis an die mit Puritanismus getränkten Bewohner seines Landes sei, so ist dies entschieden dahin abzuändern, dafs die Liebesscenen unseres lokalisierenden Dichters nur die kleinen Sittenbildchen entfalten, die ihm seine Landsleute selbst liefern mufsten, während G. Sands Erotik die Konflikte der Liebe zum Gegenstande hat, wie sie bei ungewöhnlichen, ungleich gearteten Paaren bei aufserordentlicher Begabung in Gesinnung, Rede und Thatkraft in der ganzen civilisierten Welt möglich sind.

Da unser Schriftsteller im Gegensatz zu G. Sand weniger den tendenziösen, socialen Roman, sondern mehr den tendenzlosen Familien- und Sittenroman anbaut, ist es stofflicherseits gerechtfertigt, die Liebe entweder in der Ehe zu schildern (Edith Dombey und Mrs. Strong), oder wenigstens der Liebe den Zielpunkt der Ehe zu setzen (Frank Gay und Flora Dombey).

Die Jungfrauen der Dickensschen Muse sind durch die äufsere Lebensstellung und durch enge Verhältnisse angewiesen, in dem ihnen von der Vorsehung ausersehenen Geliebten ihren Mitarbeiter und Beschützer — einen anderen Lohengrin — zu erblicken (Mary Graham etc.).

Aufser diesen äufseren Verhältnissen ist es auch die innere Gemütsbeschaffenheit seiner Jungfrauen- und Frauengestalten, die es erlaubt, ernsteren Konflikten in der Liebe aus dem Wege zu gehen, da fast alle die germanische Eigenschaft der herzinnigen weiblichen Ergebenheit besitzen, die in Goethes Margarethe so herrlich verkörpert wird. Eine Zusammenstellung einiger der männlichen Phantasie entsprossenen weiblichen Gestalten zeigt uns so recht, dafs des Mannes Ideal von einer Frau wesentlich von den räsonnierenden, spitzfindig disputierenden und körperlich abgezehrten Romanheldinnen der weiblichen Autoren verschieden ist, und während Jane Austen (in Pride and Prejudice) unter allen Jungfrauen in der klugen, vorsichtigen und schlau berechnenden Elisabeth eine Type weiblichen Wesens erblickt, und auf dem mageren und knochigen Körper ihres Lieblings den Blick mit Wohlgefallen ruhen läfst, wird der männliche Leser der älteren, liebenswürdigeren Schwester Jane den Liebesapfel zuerkennen.

Wenn also die Liebe in den Dickensschen Romanen sich

Digitized by Google

nur in Gefühl, Gesinnung und Blick kundgiebt, also mehr einen lyrischen Charakter trägt, mufs man den Grund darin suchen, dafs die Liebenden dem mittleren Bürgerstande Englands angehören. Dem deutschen Novellisten ist es allein gegeben, die Situationen einer bürgerlichen Liebschaft episch zu gestalten, indem er die ihm so eigene Sentimentalität zu Hilfe ruft, und wenn Boz in der zweiten Brautwerbung Copperfields um Agnes Wickfield aus dem naiven Tone in den sentimentalen umschlägt, merkt der Leser zu seinem Bedauern, dafs dem realistischen Engländer in diesem ihm fremden Element der Boden unter seinen Füfsen wankte. — Es gehört in der That viel Geschick und eine grofse Kenntnis des Volkes dazu, die so hausbackenen Liebesscenen des mittleren Bürgerstandes anders als lyrisch zu gestalten, und wenn in Sedaines „Philosoph ohne es zu wissen" Victorine, die Tochter eines Hausverwalters und Geliebte des Sohnes des Hauses, ihre Herzensunschuld und Naivität in reizenden dramatischen Situationen zum Ausdruck bringt, so ist der Erfolg nur dem Umstande zuzuschreiben, dafs der Verfasser ein Mann des Volkes und ein sehr geistreicher Mann war. Schiller und Goethe verstanden es ebenfalls, die Liebesscenen einer bürgerlichen Jungfrau dramatisch zu gestalten, indem sie ihr einen hochgestellten oder aber geistreichen Geliebten zuführen, wodurch sie das schlichte Mädchen in eine Art Schwärmerei versetzen und dem bis zum reinsten Pathos gesteigerten Selbstgefühle Worte entlocken, die das Gefühlsleben des weiblichen Herzens aufs rührendste blofslegen. Weniger geistreiche Schriftsteller würden sich hier dadurch geholfen haben, dafs sie dem hochgestellten und geistreichen Manne ein weibliches Wesen zugeführt hätten, die lieber (zu)hört, „wenn kluge Männer sprechen". — Noch schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn der Novellist von dem gewöhnlichen Verfahren abweicht, der bürgerlichen Liebe die Ehe als Zielpunkt zu stecken, wie das bei Emilys Entführung durch Steerforth der Fall ist (Copperfield). Taines Urteil, dafs Dickens hier weniger das Wachsen und die Krisis der Leidenschaft gemalt habe, mufs jedoch als einseitig zurückgewiesen werden; denn des jugendlichen schönen und reichen Verführers Kommen, Sehen und Siegen ist einer einfachen Fischerstochter gegenüber nur zu

Digitized by Google

wahrscheinlich. Aufserdem ist des Mädchens plötzliches Unterliegen sehr gut durch ihr Temperament und durch die Verhältnisse motiviert: sie kennt den schönen Jüngling durch Copperfields Schilderungen schon lange vor seinem persönlichen Erscheinen in der Fischerhütte, und die Wirklichkeit übertrifft noch das Spielbild ihrer Phantasie. Eine so gründlich motivierte Entführung bedarf nicht noch der Erwähnung, dafs die getäuschte Jungfrau einer Ehe entgegensieht. In dieser letzteren Motivierung müssen wir allerdings ein dem englischen Puritanismus unnötigerweise gemachtes Zugeständnis erblicken, und Emilys umfangreiche Briefe an ihre Pflegeeltern lassen eine wahre Befriedigung nicht aufkommen.

Möge also die Schilderung der Liebe als Leidenschaft für den Kunstroman einer G. Sand ganz geeignet sein, eine Helena des bürgerlichen Familienromanes dürfte die Kluft vom Erhabenen zum Lächerlichen nur zu sehr verringern; die Liebe kann im Sittenbilde nur Sehnsucht und Verlangen nach dem heimatlichen Herde sein, und dies ist eine Auffassungsweise, welche nach dem Vorbilde der Odyssee, des antiken Urromanes, ebenfalls als klassisch bezeichnet werden mufs. Möge nun die den Beschützer des Herdes erwartende Penelope an der Seite der üppigen Helena blafs erscheinen, eine die Liebe als Tugend betrachtende Flora (Dombey) wird neben der leidenschaftlich liebenden Edmée (in Mauprat) auch ihre Bewunderer finden; ja selbst der klassische Kunstjünger dürfte zuweilen mit Vergnügen dem sengenden Sonnenstrahl der Leidenschaft ausweichen, um sich an dem milderen Mondesglanze einer bürgerlichen Liebe zu erfrischen.

Schon Taine findet Dickens' Naturschilderung ungewöhnlich, wenn er beispielsweise sagt, dafs Blätter, Blumen und Wolken an der Rolle der Figuren teilnehmen. Dazu bemerkt Forster, dafs bei der Vortrefflichkeit eines Romans der Hintergrund und die Naturscenerie gar nicht so sehr in Betracht komme, sondern etwas Nebensächliches sei. Wenige Kritiker dürften Forster in diesem Punkte beistimmen; denn wie der epische Held der Ritterromane mit Rüstung, Schwert und Rofs sich eng verbunden fühlte, und noch sterbend mit Wehmut von

Digitized by Google

diesen Kampfesgenossen Abschied nahm, ehe er dieselben zertrümmerte, so mufs der Roman, das Kind des Epos, dem Hintergrunde, der Wohnstätte nebst Zubehör, der Ethnographie und ganz besonders der Naturscenerie, einen breiten Raum gestatten. Dieselbe Gegenständlichkeit würde der Lyrik schaden, und das Drama ersetzt die Beschreibung des Hintergrundes durch die Dekoration. Da aber die gröfste Illusion dem Theaterpublikum oft nicht das peinliche Bewufstsein erspart, der von bengalischer Flamme erleuchtete Garten, Wald und Park bestehe aus geschnitztem Pappwerk, so mufs der epische oder Romandichter hier als unumschränkter Herrscher im Vorteil erscheinen; denn nur ihm allein ist es gegeben, den Hintergrund durch das beschreibende Wort in des Lesers Phantasie hineinzuzaubern, und der geschickte Novellist kann hier der inneren Anschauung ein schöneres Bild nahe bringen, als es die Bühnendekoration der äufseren Anschauung gegenüber vermag.

Der Londoner Feuilletonist zeigt uns die Metropole Englands von den verschiedensten und nicht immer von den interessantesten Seiten. Wenn nun der realistische Engländer in den Schilderungen ihrer Schattenseiten oft wenig genug unsere ästhetischen Gefühle berücksichtigt, sondern als wahrer Detailzeichner Rufs, Schutt und Müllhaufen in den Kreis seiner Betrachtungen hineinzieht, geschieht es nur aus Liebe zu jenen armen Geschöpfen, deren sociales Elend dem Gemütsmenschen zu Herzen ging, und Dickens hat in dieser Hinsicht nichts mit Eugen Sue und Victor Hugo gemein, die mit wahrer Schadenfreude die Kloaken und den Schmutz ihrer Hauptstadt aufdecken. Die Schilderung von Golden Square (in Nicholas Nickleby) dürfte als höchst gelungen bezeichnet werden. — Da Dickens in späteren Jahren reich genug war, den Hintergrund seiner Romane aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und häufige Reisen nach den fremden Ländern unternahm, die den Schauplatz von Episoden seiner Werke bilden, so lassen seine Schriften an ethnographischer Treue wenig zu wünschen übrig, und Nicklebys und Smikes Fufsreise von London nach Portsmouth, Carkers Flucht von Dijon über Paris nach England (Dombey), sowie die Scenerie vom Krähenhorst und die Meeresküste bei den Yarmouthschen Fischer-

Digitized by Google

hütten (Copperfield) müssen als Meisterwerke der Naturschilderung angesehen werden. Peggottys Reisen in fremde Länder dagegen, sowie seiner entführten Pflegetochter Aufenthalt in Italien sind so flüchtig gezeichnet, dafs man aufhört, an die Erzählung zu glauben, und der Umstand, dafs wir hier die Schilderung aus dem Munde des unbeholfenen Fischers (Pegotty) vernehmen, ändert nur wenig an der Sache.

Die fratzenhafte Belebung der Natur, das Belebtwerden von Thürklopfern, und das Anfüllen der Luft mit allerhand abenteuerlichen Gestalten mufs entschieden als krankhafter Auswuchs einer humoristischen Phantasie angesehen werden, und wir finden Taines Verwunderung darüber sehr am Orte; ja mit Bedauern müssen wir hier unseren Novellisten einer gewissen Effekthascherei beschuldigen. Es möge jedoch einigermafsen zu Dickens' Entschuldigung dienen, dafs er diese krankhafte Richtung nicht geschaffen, sondern nur nachgeahmt hat. Der Vorwurf, den ersten Anstofs zu dieser Unnatur gegeben zu haben, trifft Hoffmann, dessen Erfolgen bei den nervösen Zeitgenossen eines nervösen Jahrhunderts, es zuzuschreiben ist, dafs zahlreiche Schriftsteller in Frankreich und Amerika und besonders Dickens bald in dieselbe Unnatur verfielen.

Taine weist ganz besonders auf die Schilderung der Abreise des Tom Pinch (Chuzzlewit) hin, und Forster meint, dafs hier der französische Litterarhistoriker kaum die glücklichste Wahl getroffen haben dürfte. Indem wir uns Forsters Meinung anschliefsen, bemerken wir noch, dafs die Naturschilderung, so schön in den „drei Schwestern von York“, einer Episode in Nicholas Nickleby, begonnen, gerade in Chuzzlewit wieder fällt, um in Copperfield und ganz besonders in Dombey ihren Höhepunkt zu erreichen. Das Naturbild, welches Carkers Flucht von Dijon nach Paris begleitet, ist episch, und wird oft dramatisch belebt; die Personifikation der Natur, das Schwirren von unheimlichen Tönen in der Luft, sowie die Auffassungsweise der Lokomotive als Rächerin sind grofsartig. Während wir jedoch sonst das Belebtwerden der toten Natur bei geringfügigen Situationen in Hoffmann, Novalis, Brentano als Unnatur bezeichnen müssen, finden wir dieselben hier und in manchen anderen Dickensschen Scenen bei gehobenem Seelenleben ganz

Digitized by Google

geeignet, und Carkers Kämpfe des Gewissens und die tolle Unruhe eines aufgeregten Nervensystems finden einen herrlichen Hintergrund.

Ganz im Widerspruch mit Forster, der die Naturscenerie als etwas Nebensächliches ansieht, möchte man fast die Behauptung wagen, dafs die Naturauffassung des Schriftstellers hervorstechende Eigenschaften seines Volkes und seines Jahrhunderts erkennen lasse. Shakespeares „Wie es euch gefällt" ist noch echt germanisch. Es zeigt den Menschen im Mittelpunkte der Natur; die Energie der Rasse hat noch nicht die Idylle zerstört, und Fürsten und Prinzessinnen erscheinen im Schlafrocke neben Löwen und Schlangen.

Die Naturschilderung im Vicar von Wakefield ist der deutschen Naturauffassung noch sehr verwandt; der in irischer Idylle erzogene Angelsachse scheint viel von einem poetischen Naturvolke gelernt zu haben, und doch ist die Energie der englischen Rasse schon eine gröfsere geworden und hat die Naturauffassung verändert. Ich erwähne nur folgendes Naturbildchen in Kapitel III, wo zwei Amseln einander von zwei entgegengesetzten Hecken antworten. Das Naturbild scheint den lyrischen Charakter zu entfalten, den der Deutsche mit Vorliebe in die Naturscenerie des Romans und selbst des Dramas hineinlegt; doch schon im nächsten Kapitel hören wir, dafs die eine der Amseln tot zu den Füfsen der erschreckten Familie fällt, getroffen von dem Blei des bald erscheinenden Thornhill. Somit hat die Natur dem Dichter nur als Staffage gedient, und das anfangs lyrisch scheinende Bild war also episch; ja, da es sogar den spannenden Moment vor der Handlung ausdrückt, wirkt es nun fast dramatisch: das singende Vöglein soll nur Olivias späteren Verführer im Weidmannsanzuge als den Zerstörer einer friedlichen Schöpfung ankündigen. — Der Deutsche ist zu sehr Liebhaber der Natur, um die ganze leblose Schöpfung in dieser Weise auf sein Kunstwerk zu beziehen; die Wolfsschluchtscene (im Freischütz) erfafst ihn schon lange in Ton und Bild, ehe er die unheimlichen Gestalten erblickt. Der zweite Teil des Faust, obwohl ein Lesedrama, gestattet epischen Naturbildern einen breiten Raum, welche dem Werke einen ruhigen, gleichmäfsig epischen Charakter geben. Dickens' dramatisch

Digitized by Google

spannende Naturbilder verwandeln nur zu oft den epischen Strom seiner Romane in einen wilden, von Stein zu Stein stürzenden Gieſsbach und tragen somit auch dazu bei, eine dramatisch-stoſsweise Wirkung hervorzubringen. Zuweilen zerstört der gewaltige epische Strom der Erzählung das niedliche Gärtchen der Idylle, wie wir recht deutlich bei Gelegenheit der Schilderung von Squeers Etablissement in Yorkshire ersehen, wo die ganze Landschaft durch den Gifthauch der verbrecherischen Familie verpestet erscheint.

Das lyrische Naturbildchen des deutschen Schriftstellers teilt aber nicht nur der Erzählung eine gewisse Ruhe mit; es erfüllt noch eine andere groſsartige Aufgabe: es wird der herrlichste Kontrast zwischen der friedlichen Schöpfung und dem unsinnigen Gebaren des Erdbewohners geschaffen, und indem die englische Litteratur seit Shakespeare die Naturschilderung zu sehr von dem Thun und Treiben des Menschen abhängig machte, verlor der englische Schriftsteller die günstige Gelegenheit allmählich aus den Händen, seinen Lesern darzuthun, daſs, obwohl er an dem Menschen verzweifle, er sich noch mit der Natur versöhnen könne, die ihn geschaffen. Dieses versöhnende Moment in der Natur, welches uns in Shakespeares Macbeth so wohlthätig berührt, ist somit in Englands Litteratur nach und nach dürftiger geworden. Bei unserem Schriftsteller finden wir noch (verhältnismäſsig wenige) Beispiele dieses Gegensatzes in Nicholas Nickleby, in Bleak House und in Dombey und Sohn. In einer Episode des letztgenannten Romanes, zu welcher der epische Strom der Erzählung nur wenig Zugang hat, findet sich jedoch ein hübsches lyrisches Bildchen. Es ist dies die Schilderung des Besuches der lieblichen Kaufmannstochter bei der Skettle Familie. Da dieses Naturbildchen jedoch nur der Ausdruck der ruhigen Auffassungsweise der Heldin ist, bildet es immer noch keinen starken Gegensatz.

Wir erwähnten schon Taines Miſsbilligung, daſs Dickens nicht die ewig gültigen Gesetze der Menschheit zum Ausdruck bringe, wie es G. Sand gethan habe. Somit verurteilt er die Tendenz, das Hinarbeiten für gewisse Zwecke. Nun aber verdient G. Sand gerade am allerwenigsten, Dickens in dieser Be-

Digitized by Google

ziehung als Muster entgegengehalten zu werden; denn ihre Romane zeigen eine bedeutendere tendenziöse Färbung als die Schriften unseres Novellisten. Dafs Boz als lokalisierender Karikaturenzeichner zuweilen in das Tendenziöse verfallen mufste, ist nicht auffallend. Dafs das Hinarbeiten für einen bestimmten Zweck jedoch ein Geistesprodukt noch nicht verdirbt, sobald die Tendenz nicht zu sehr im Vordergrunde erscheint, sehen wir am deutlichsten an Don Quixote, dem zweiten Urroman. Als Cervantes dieses Werk schrieb, beabsichtigte er zunächst eine Satire gegen den tollgewordenen Idealismus; die Ausführung dieser zeitlichen und örtlichen Aufgabe jedoch ist so künstlerisch, dafs dieser Roman ein ewig gültiges Kunstprodukt bleiben wird. Es ist also weniger die Tendenz, als die Kunst oder die Unbeholfenheit des Verfassers, die hier in Frage kommen. Und in der Kunst, in einem Geistesprodukte für gewisse Zwecke hin zu arbeiten, müssen wir allerdings G. Sand den Preis zuerkennen. Dickens kann mit ihr in dieser Beziehung gar keinen Vergleich aushalten. Das Hirn des rasch denkenden und schnell arbeitenden Humoristen ist nicht kühl genug, den Ärger über Squeers Schule (Nicholas Nickleby) oder den Zorn über den heuchlerisch schleichenden Advokaten Heep (Copperfield) zurückzudrängen. Auf die Romane wie Nicholas Nickleby und Copperfield kann man in der That Taines Ausspruch anwenden, dafs Boz zuweilen zu ärgerlich werde, wenn er die Laster oder die Dummheiten seiner Landsleute geifselt, oder, wie wir lieber sagen würden, wenn er tendenziöse Fragen berührt. — Schule und Advokatenstand hat Dickens derb mitgenommen; nur ist der Gegenstand seiner Satire weniger die Schulanstalt — er scheint allerdings Natur und Presse dieselbe volksbildende Kraft zuzuerteilen —, sondern der unwissende, rohe und mechanisch arbeitende matter of fact Mensch, den er in der Schulanstalt aufsucht und in einem Lande in Massen finden mufste, welches zu seiner Zeit weder Seminarien (training colleges), noch Schulinspektoren kannte, und wo noch heute trotz namhafter Verbesserungen das Privatschulwesen wuchert. Wie abschreckend nun die Institutsinhaber Squeer und Principal Creakle (Copperfield) sein mögen, so haben doch diese Karikaturen mehr Gutes geschaffen als die

Digitized by Google

weitgehendsten ministeriellen Ermahnungen und Verfügungen. Das tendenziöse Werk, welches das Volk mit starken Hebeln erfafst, sollte also weniger vom Standpunkte der Ästhetik als von dem der Ethik in das Auge gefafst werden; das künstlerische Genie der G. Sand versteht es allerdings besser wie Dickens, trotz aller Tendenz den Gesetzen der Schönheitslehre gerecht zu bleiben.

Angriffe gegen den Advokatenstand finden sich besonders in Copperfield und Bleak House. In dem ersteren hat dieser Stand nicht weniger als sieben Vertreter, und in der ganzen Intrigue des letzten Werkes handelt es sich (fortwährend) um einen Prozefs und um ein verloren gegangenes Testament. Trotzdem müssen wir das künstlerische Geschick des tendenziösen Verfassers in Bleak House bewundernd anerkennen, und der schon älter gewordene und kühler denkende Schriftsteller entfaltet hier im Angriffe eine raffinierte Geistesschärfe, die wir in Copperfield vergeblich suchen. Die Übertreibung im Urias Heep springt dagegen in dem von Forster als Hauptwerk bezeichneten Roman in die Augen, und dem unreifen und naiv fragenden Jüngling Copperfield werden so oft Ausfälle gegen den Richterstand in den Mund gelegt, dafs die Figur oft nur der Sache wegen da zu sein scheint.

Taine bemerkt, dafs Dickens in Hard Times alle seine Ansichten über des Volkes Wohl und Wehe kurz zusammengefafst habe; Forster jedoch bestreitet Taines Behauptung und will in diesem letzteren Romane nicht ein Resumé der in früheren Werken niedergelegten socialen Anschauungen anerkennen. Indem wir jedoch Taine hier im grofsen Ganzen zustimmen müssen, erlauben wir uns nur eine kleine Berichtigung seiner Ansicht, dafs Dickens Fabriken und rauchende Schornsteine als eine Gefahr für die friedliche und natürliche Entwickelung des Volkes und als eine Quelle aller socialen Übel betrachte, indem wir auf den Kontrast hinweisen, welchen in Bleak House der Fabrikbesitzer Rouncewell und sein Fabrikort in Yorkshire mit dem patriarchalischen Grofsgrundbesitzer Sir Leicester Dedlock und seinem idyllischen Dorfe bildet. Dickens stellt sich hier entschieden auf die Seite des vorwärts strebenden Fabrikanten, „des Mannes von Eisen", dem in Zukunft die Welt gehören soll. Den engen Anschauungskreis des feudalen

Digitized by Google

Junkers schildert er dagegen in humoristischer Weise, und hier verwandelt sich oft der Humor sehr glücklich zur milden Ironie.

Der Roman ist das Kind einer prosaischen, arbeitsreichen und nüchternen Zeit. Kein Wunder daher, dafs er sich meist auf die Seite der vorwärts strebenden realistischen Gesellschaftsklasse stellt; ja einige und namentlich deutsche Romanschriftsteller schleudern die heftigsten Blitze nach der ihnen so verhafsten Junkerwelt. Die gegnerische Seite kann nur eine dürftige Romanlitteratur aufweisen, und als der aristokratische Roman seine Niederlage voraussah, nahm er zum Künstlerroman seine Zuflucht. — Wenn wir nun vom Roman gesagt haben, er zeige sich nur da, wo wirklich gearbeitet wird, können wir fast dasselbe vom Humor behaupten; denn sein Erscheinen drückt Befriedigung an dem vollbrachten Werke aus. Beim Anblick der gegnerischen Junkerschaft wird dieser Humor allerdings erst recht zur Geltung gelangen; als versöhnendes Element wird er jedoch die Angriffe mäfsigen, und bei mehreren deutschen Romanschriftstellern vermissen wir mit Bedauern, dem Gegner gegenüber, den milden versöhnenden Humor unseres Novellisten, der uns namentlich in Bleak House so wohlthätig berührt.

Dieser Humor, mit welchem der Schriftsteller die Fortschritte des vorwärts strebenden Neuerers (Rouncewell) behandelt, und die Ironie, mit der er das Zurückgehen der gegnerischen Verhältnisse (Sir Leicester Dedlock) beleuchtet, ist noch in anderer Weise für den Roman, für England sowie für unser Jahrhundert charakteristisch; denn Humor wie Ironie zeigen an, bei welcher Stufe die Streitfrage der beiden Gegner angekommen ist. In des Cervantes Werk wird Aristokratie und Idealismus durch den edlen Junker Don Quixote repräsentiert; der nüchterne Alltagsverstand jenes Jahrhunderts konnte nur in den ungeschlachten Zügen eines Sancho Panza verkörpert werden. Da der letztere jedoch trotz aller Klarheit von dem aristokratischen Idealismus seiner Zeit ins Schlepptau genommen wird, von dem er sich trotz gemachter Anstrengungen nicht losmachen kann, mufs diese geistige Beschränktheit seinem Schöpfer Cervantes nur Gelegenheit zur Satire geben, und der ungeschlachte Repräsentant des Alltagsverstandes konnte den geistreichen Spanier nur mit derselben Ironie erfüllen, mit welcher er über seinem idealen Helden schwebt. Der Humor

Digitized by Google

unseres Novellisten ist also nicht bloſs der beste Beleg für unsere Fortschritte, sondern auch ein Beweis dafür, daſs die kämpfende, vorwärts ringende Welt in unserer Zeit des Sieges bereits gewiſs ist und dem anderen Lager gegenüber eine weniger herausfordernde Stellung einnimmt.

Der Hinweis auf Cervantes als den Schöpfer des modernen Romans hat uns zugleich erkennen lassen, daſs es Tendenz war, die sein unsterbliches Werk ins Leben rief. Der Tendenz ist es besonders zu danken, daſs die seit Jahrhunderten angewendeten Motive wieder neu erscheinen. Man denke beispielsweise an Emilys Verführung durch Steerforth. Seit der Iliade und den Ritterromanen sind Entführungen fast ein Gemeinplatz von Dichtungen jeder Art gewesen; „die alte Geschichte“ wurde aber nur dadurch „neu“, indem in den Prosadichtungen und selbst im Drama unserer Zeit der Mann den besseren Ständen, die Jungfrau einer anderen Gesellschaftsklasse angehört. Es war leider die Tendenz, welche den Schriftsteller so oft antrieb, den Mädchenräuber in dem Junkerstande zu suchen; und die von Dickens geplante Entführung muſs auch hier wieder als mild tendenziös erscheinen, da er den Verführer der Fischertochter einer Gesellschaftsklasse entnimmt, die zwar über dem getäuschten Mädchen steht, jedoch immer noch dem besitzenden mittleren Bürgerstande angehört.

Da unser Humorist im Gegensatz zur klassischen künstlerischen Schule sich instinktiv den ersten Eingebungen seiner Phantasie hingiebt, muſs sich in seinem Stile eine gewisse Fülle bemerkbar machen. Dieselbe wird uns aber bei Dickens' gewandter Feder stets wohlthätig berühren und uns den peinlichen Eindruck ersparen, den der umständlich genaue und schleppende Stil Walter Scotts so oft in uns hervorruft. — Dickens' Perioden sind meist sehr zusammengesetzt. Der Lapidarstil, welcher nur mit nackten oder einfach erweiterten Sätzen baut, die, den Quadersteinen der Pyramide ähnlich, dem Satzbau und der Periode Majestät verleihen, ist in unserer künstlichen Zeit überhaupt seltener geworden, und der schnell arbeitenden Feder unseres Novellisten würde sowohl diese Stilart als auch Fieldings Raffinement widerstreben, durch die Anwendung des homerisch-virgilianischen Stiles auf komische

Digitized by Google

Situationen einen Gegner zu persiflieren (siehe die Kirchhofsscene in Tom Jones), da dergleichen Finessen ein genaues Studium des Stiles der Alten und beständiges Nachdenken bedingen. Die Fülle, welche in Dickens' Stile sich kundgiebt, wird durch die vielen voneinander abhängigen und rasch aufeinander folgenden Nebensätze, aber ganz besonders durch die in Gruppen aufgehäuften Adjektive bewirkt. Dafs sich dies alles nicht auf den Dialog und nur auf die Beschreibung bezieht, wo er in Person zu seinem Leser spricht, ist selbstverständlich: denn wer könnte den Dialog wohl natürlicher gestalten als unser Volksfreund und Menschenkenner? Bei dieser Gelegenheit müssen wir Lewes' Urteil, die Conversation of character seiner Figuren wäre unnatürlich, als ungerecht zurückweisen.

Andere Eigentümlichkeiten des Dickensschen Stiles müssen sich aus seiner humoristischen Beanlagung ergeben, welche ihn den Menschen im Affekt zeigt. Der dem Gegenstande näherstehende Humorist kann nicht in den kalten ironischen Stil eines Cervantes verfallen, — der Eingang zu Bleak House dürfte jedoch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem kühlen, wohlüberlegten Stile in Don Quixote haben — die fieberhafte Hitze des Affektzeichners, der sich selbst in der Gefühlsbewegung zu befinden scheint, wenn er die Kämpfe des Gemüts oder Bill Sikes und J. Chuzzlewits Unruhe nach verübten Verbrechen schildert, treibt ihn zu mystischer Personifikation lebloser Wesen und des unpersönlichen Fürwortes „es" (Bleak House: wenn er von dem sich schnell verbreiteten Gerücht spricht), oder gar zu ungewöhnlichen Metaphern. Und gerade durch die Anwendung dieser letzteren Redefigur unterscheidet sich der echte von dem unechten Humor oder Scherz. Man lese einige Seiten aus Holteys „Vagabunden" und nach ihm Dickens, und man wird finden, wie der erstere selbst mit der Sprache tändelt, während der den Affekt darstellende Novellist das ohnmächtig gewordene Wort zuweilen verwerfen mufs, um zum plastischer darstellenden Bilde zu greifen.

Die auf verschiedene Lagen des Lebens angewendete Wiederholung gewisser Stichworte, komischer oder pathetischer Redewendungen seiner Personen ist eine weitere Eigentümlichkeit des Dickensschen Stiles, erklärt sich aus dem Dichtungsgebiet des lokalisierenden Karikaturzeichners und findet verwandte

Digitized by Google

Züge in der Posse und in dem Refrain der Couplets. Da der Karikaturenzeichner uns seine Figuren nur in Umrissen darstellt, die wenigen Züge aber mit kräftigen Linien markiert, wirken diese Wiederholungen charakteristischer Wendungen so ausdrücklich auf den Leser, dafs er im stande ist, das Fehlende aus der Phantasie selbst zu ergänzen. Ähnlich dem Schlagwerk der Repetieruhr, die uns in plötzlichen und unerwarteten Schlägen überrascht, wirken beispielsweise folgende Ausdrücke: „Barkis hat Lust“ (Copperfield) und „Sein einziger Sohn“ (Chuzzlewit). — Diese Wiederholung gewisser Redewendungen tadelt Taine mit Unrecht als einseitig; Forster jedoch unterläfst es unbegreiflicherweise, bei Zurückweisung des Taineschen Angriffes auf Dickens' Dichtungsgebiet hinzuweisen, welches diese Schlagwörter erheischt. Der Biograph unseres Novellisten zieht es dagegen vor, zwei von Taine mit Recht getadelte Repetieruhren dieser Art als ausgezeichnete Erzeugnisse von Dickens' komischer Muse hinzustellen, nämlich Micawber (in Copperfield) und Frau Gamp (Chuzzlewit), und Lewes hat nur zu recht, wenn er vom ersteren sagt, er mache ihm den Eindruck eines Frosches, dem das Gehirn ausgenommen sei.

Noch ein Wort über den Dialekt und das Kauderwelsch einiger dem Bauernstande oder der Hefe des Volkes angehörenden Figuren. Der Yorkshire-Dialekt des Kornhändlers John Browdie (Nicholas Nickleby) dürfte am besten nachgeahmt sein. — In diesem Punkte jedoch erreicht unser Novellist kaum Fielding, dessen Squire Western sich nicht nur in bäuerischen Redensarten ergeht, sondern auch seine beschränkte Denk- und Anschauungsweise, seine politischen Ansichten und sein Temperament erkennen läfst. Im Detail zeichnet sich Dickens jedoch wieder als guter Volkskenner aus. Leider verfallen die bäuerischen Typen unseres Novellisten zu oft in ihrer Sprache in eine gewisse Monotonie, die übrigens Fielding aufs glücklichste dadurch vermied, dafs er von Zeit zu Zeit eine plötzliche Abwechselung in der Stimmung des Sprechenden eintreten liefs. Das höchst komisch wirkende Kauderwelsch der verworfenen Volksklassen in Oliver Twist ist jedoch Boz wohlgelungen und beweist, dafs er die Metropole besser kannte als die ländliche Bevölkerung.

Wir haben schon Dombey und Sohn oft in anerkennender

Digitized by Google

Weise erwähnt; auch was die Sprache betrifft, verdient es als Meisterwerk hingestellt zu werden. Hier weist nämlich der Stil des Dialoges die herrlichsten Gegensätze auf, und Toodle, der Lokomotivführer, Cuttle, ein früherer Seemann, Bagstock, der pensionierte indische Major, verraten nur zu oft durch ihre Ausdrucksweise das Element, in dem sie sich bewegen oder bewegt haben. Vor allen Dingen aber bringt die Redeweise dreier Hauptpersonen eine herrliche Nüancierung hervor, und ein grofsartiger Kontrast wird schon bezüglich der Sprache geschaffen durch das elegante Englisch des stolzen Kaufmannes (Dombey), durch die sophistischen Redewendungen Carkers, seines Prokuristen, welcher geläufig spricht, ohne jedoch ins Geschwätzige zu verfallen, und durch die ungeschickte, unbeholfene Ausdrucksweise der wenig sprechenden stolzen Edith, deren Seelenleben sich jedoch bei der schon erwähnten Verführungsscene in Dijon Carker gegenüber zum Pathos steigert, und die hier eine Beredsamkeit entwickelt, welche uns an Percys Eloquenz vor Heinrich IV. erinnert. (Heinr. IV. Teil I, Akt I, 3.)

Ein Schriftsteller drückt dadurch seinem Genie das Siegel auf, dafs er „Schule macht". Zwar kann unser nur den Familienroman anbauende Novellist sich nicht eines Einflusses auf die schreibende Welt erfreuen, wie Scott, der Begründer des historischen Romanes; trotzdem zählt Boz in seinem Vaterlande, in Amerika, ja in Deutschland Anhänger, die getreu den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgen.

Schon Sokrates in einer uns überlieferten Unterredung mit Plato fand es für wünschenswert, das Erhabene und das Lächerliche zu verbinden. Shakespeare hat diese Verschmelzung auf dem dramatischen Gebiete am glücklichsten getroffen, und der in der Westminster Abtei Shakespeares Büste gegenüber ruhende Dickens scheint auch im Leben und Schaffen in dieser Verschmelzung der beiden Elemente auf epischem Gebiete das Vorbild des gröfsten Komi-Tragikers vor Augen gehabt zu haben. In dieser Komi-Tragik auf dem Gebiete der Romanlitteratur, in welcher Boz bahnbrechend wirkte, dürfte unser Schriftsteller am meisten Einflufs ausüben.

Der Bau von Boz' Perioden, deren mannigfache Nebensätze die aus zahlreichen Röhren sprudelnden Fontänen nach-

Digitized

ahmen, und vor allen Dingen die Masse der Beiwörter, welche sich um das Hauptwort in geordneter Dreiteilung lagern: alle diese Eigentümlichbkeiten werden von den Jüngern der Dickensschen Schule aufs sorgfältigste beachtet.

Aufser diesen Kleinigkeiten ist es aber ganz besonders die Personenzeichnung, welche Boz zum Haupte seiner Schule erhebt, und welche noch zahlreichere Anhänger gefunden haben dürfte als die Scottsche Methode. Während uns Shakespeare die Peripherie und alle anderen Teile seiner im Selbstgefühl sprechenden Figuren dadurch anschaulich macht, dafs er sein Wurfgeschofs gleichsam auf den von allen Teilen der Peripherie gleichweit entfernten Mittelpunkt richtete; während Walter Scott ein körperlich und seelisch genau beschriebenes und ruhiges Porträt in plastischer Fülle uns vor die Seele führt, rückt Dickens seine im Affekt aufgenommenen Figuren durch den Hinweis auf ihre Umrisse und ihre hervorragenden Körperwinkel uns vor Augen. Wollten wir Scotts und Dickens' Methode durch zwei nebeneinanderstehende, aus dünnen Bleistiftlinien gebildete dreieckige Figuren veranschaulichen, würden wir jenes — Scotts Verfahren repräsentierende — Dreieck gänzlich durch eine einheitliche Farbe ausfüllen, während wir für die drei Winkel des Dreiecks, welches Dickens' Figurenzeichnung veranschaulichen soll, drei verschiedene grelle Farben wählen würden, die mit den dünnen Staffagelinien der Bleifeder aufs grellste kontrastieren; die jedoch, selbst wenn die dünnen Staffagelinien durch die Länge der Zeit verwischt sind, immer noch die Figur als ein Dreieck erkennen lassen, da sich das Fehlende leicht aus der Phantasie ergänzen läfst.

In der grofsen Zahl von Feuilletonisten, welche namentlich Dickens' Skizzen (Sketches) zum Muster gleichartiger Aufsätze gemacht haben, steht Sala obenan. — Dafs Ferdinand Stolle Dickens nachzuahmen sucht, beweist der Titel seines Werkes: „Die deutschen Pickwickier", und dafs Freytag unseren Novellisten genau studiert hat, werden die Leser beider Novellisten schon oft herausgefunden haben. Kein Schriftsteller hat jedoch Boz so viel zu verdanken als der Amerikaner Mark Twain und der deutsche Novellist Hackländer. Da der letztere jedoch Dickens weder im phantastisch-grotesken, noch im pathetischen

Digitized by Google

Humor erreicht, dürfte der Beiname „der deutsche Boz“ nach einer sorgfältigen Vergleichung der beiden Schriftsteller etwas gewagt erscheinen.

Der Gedankengang der Dickensschen Romane und verwandter Schöpfungen könnte leicht durch eine Reise veranschaulicht werden, deren Ausgangs- und Zielpunkt durch einen breiten, unwirtlichen und bewaldeten Berg getrennt sind. In der Mitte des Buches, welches die gröfsten Verwickelungen enthält, hat man gleichsam die eine Hälfte des Weges zurückgelegt und befindet sich so zu sagen auf der Plattform des Berges, der hier die gröfste Wildnis aufweist. Doch wie sich von jetzt ab die Öde der Natur verwandelt, so läfst sich auch in unserem Kunstwerk ein Wendepunkt erkennen, und wie der durch die Wildnis erschreckte Blick allmählich sich beruhigt, so wird auch die Verwickelung des Kunstwerkes in verschiedenen Stadien beseitigt, welche die Kritik als beruhigendes, befreiendes, versöhnendes oder erlösendes Moment bezeichnet hat.

Das erste dieser genannten Momente gilt mehr den epischen Personen und tritt zuweilen schon vor dem Wendepunkte ein, um sich dann oft wieder in ein beunruhigendes Moment zu verwandeln und die Verwickelung des Knotens zu vergröfsern (Fieldings Tom Jones: Besuch seiner Geliebten und Zurücklassung ihres Muffes); das zweite der Momente erweitert des Lesers Blick, und auf den letzten Stadien, wo wir in dem Geschicke der epischen Personen den Willen der Vorsehung erkennen, wendet sich der Schriftsteller an die Welt und die Weltordnung. Der Künstler wird Priester; der Dichter wird ein Seher, ein Prophet.

Doch da Dickens' humoristische Romane das Erhabene und Lächerliche schildern und somit auch dramatische Elemente enthalten, beobachten wir aufser dem Wendepunkte des Geschickes für die epischen Personen, der Peripetie, auch eine oder mehrere Katastrophen der dramatischen Figuren, je nachdem das Pathetische oder das Komische vorherrscht. So wird in Oliver Twist, in Nicholas Nickleby, Martin Chuzzlewit, in Copperfield und Bleak House die schwül gewordene Atmosphäre durch je eine Katastrophe gereinigt, während der stolze Kauf-

Digitized by Google

mann Dombey durch drei Katastrophen in unseren Augen komisch vernichtet wird. Da sich nun die Katastrophe der komischen Vernichtung weniger durch die Wucht als durch die Wiederholung der Schläge auszeichnen soll, so erfüllt Dombey und Sohn auch in dieser Beziehung die Anforderung, welche die Kritik an ein Kunstwerk der ernsteren Komik stellt. Während also die einheitliche und wuchtige Katastrophe der Tragödie und jener Romane dem die Luft reinigenden Blitzstrahl gleicht, wirkt die komische Vernichtung eines Dombey oder eines Pecksniff wie der sich wiederholende Lichteffekt des Wetterleuchtens.

Da nun aber Dickens' humoristische Romane der rein epischen Gattung angehören, so können diese natürlich nicht mit einer Katastrophe abschliefsen, wie dies bei der Tragödie, bei Zwitterepen (Nibelungenlied) und Zwitterromanen (Nanon von Dumas) der Fall ist. Wer verstünde es nun besser als unser Novellist, in seinen Werken das Geschick der dramatischen und epischen Figuren zu verflechten? Während der epische Held die erste Hälfte seines Weges mit Mühe zurücklegt, um sich dann nach der Peripetie (und ganz selten vor derselben) beruhigender Momente zu erfreuen, tritt an demselben Wendepunkte die Beunruhigung der dramatischen Figur ein, und vom Geschick bezeichnet, treibt die letztere, von der Peripetie ab, der Katastrophe zu, die nun gänzlich die Hemmnisse des epischen Helden beseitigt, so dafs dieser am Zielpunkte seiner Wanderung des Lesers Glückwünsche für seine Erfolge empfängt.

Nachdem nämlich fast alle Recensenten Dickens' in dem einen Punkte übereinstimmten, dafs seine Werke gegen das Ende abfallen, hielten wir es für angezeigt, auf den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Technik und Architektonik seiner Schöpfungen hinzuweisen, und wen könnte es nach dem Gesagten noch wunder nehmen, dafs Dickens' Romane zwischen der Peripetie und der Katastrophe am interessantesten sind, und dafs nach dem Verschwinden der tragisch oder komisch vernichteten Figuren das Schale und Fade der Gattung mehr und mehr zum Vorschein kommen mufs?

Chemnitz. A. Ball.

Digitized by Google

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

II. Abfassungszeit einiger Dramen der Hamlet-Periode.

Wenn wir auf die Entstehungszeit des *Hamlet* Schlüsse ziehen wollen aus den Parallelismen, welche dieses Drama mit anderen aufweist, so mufs die Abfassungszeit der letzteren wenigstens annähernd feststehen. Wenn zwei verschiedene Redaktionen des Haml. nachgewiesen werden sollen, die eine am Ende des 16., die andere im Beginn des 17. Jahrhunderts entstanden, so kann der Nachweis sich nur auf Dramen stützen, die mit einiger Gewifsheit entweder in jenem oder in diesem Zeitraume gedichtet sind.

Merch., *1. 2 H. IV.*, *H. V.*, und auch wohl *Wiv.* gehören ins 16. Jahrhundert. Ebenso übereinstimmend sind die Stücke *Meas.*, *Cymb.*, *Macb.*, *Lear*, *Oth.*, *Cor.* von allen Forschern dem 17. Jahrhundert zugewiesen worden. Dagegen herrschen verschiedene Ansichten über das Datum von *Troil.*, *As*, *Ado*, *Cæs.*, die bald in die letzten Neunziger, bald in den Beginn des neuen Jahrhunderts verlegt werden. Da sie für die Entscheidung der Hamlet-Frage wichtiges Material liefern, müssen wir zunächst ihr Alter zu bestimmen versuchen.

1. Troilus and Cressida.

Dieses Drama ist nach den verschiedensten Seiten hin eine Crux der Shakspere-Kritiker gewesen, nicht zum wenigsten

Digitized by Google

nach der chronologischen, wie die folgende Zusammenstellung der in dieser Beziehung abweichenden Ansichten ergiebt.

Nach	Fleay ist es verfafst stückweise	1594—1595/6—1607
„	Stokes . . . . c.	1599—c. 1602*
„	Chalmers	1600
„	Drake	1601
„	Malone, Skottowe	1602
„	Ulrici	1602, überarbeitet 1608/9
„	Hertzberg	1603
„	Dowden	1603? vielleicht überarbeitet 1607
„	Verplanck, Grant White .	1603, überarbeitet kurz vor 1609
„	Delius . . . . c.	1608
„	Gervinus	1608/9.

Die verschiedenen Angaben differieren um nicht weniger als fünfzehn Jahre.

a) Das späte Datum 1607—1609 ist angenommen worden auf Grund des Umstandes, dafs das Drama **zuerst im Jahre 1609 veröffentlicht** worden ist, und zwar in zwei nur hinsichtlich des Titels und der Vorrede verschiedenen Quartos, in deren erster es als neues, bisher nicht aufgeführtes Stück bezeichnet wird. Die zweite giebt an, dafs es auf dem Globe-Theater von His Majesty's Servants, Shaksperes Gesellschaft, aufgeführt worden ist. Die Vorrede der ersten Quart-Raubausgabe ist durchaus nicht beweisend dafür, dafs es wirklich ein neues Stück war; die Angabe ist vielmehr, wie weitere Indizien zeigen werden, sicher zu Reklamezwecken gemacht worden. Sie konnte aber wohl nur dann gemacht werden, wenn das Stück Jahre hindurch nicht aufgeführt, also bei dem Publikum in Vergessenheit geraten war.

Ob aber im Jahre oder für das Jahr 1609 nicht blofs eine Neuausstattung von seiten der Gesellschaft, sondern auch eine Neubearbeitung des Dichters stattfand, ist eine Frage, die sich nicht entscheiden läfst.

b) Am 3. Februar **1603** wurde ein Stück „Troilus and Cressida" **in die Buchhändlerregister eingetragen,** als aufgeführt von den Lord Chamberlain's men (damaliger Namen der Truppe Shaksperes). Das Stück sollte also gedruckt werden, erschien aber nicht. Wir haben nun zwei Fakta: Shak-

* Auch *Furnival* zweifelt nicht, dafs das Stück aus einem älteren und einem jüngeren Teile bestehe.

Digitized by Google

spere hat ein Stück „Troilus and Cressida“ geschrieben — Shaksperes Truppe hat ein Stück „Troilus and Cressida“ aufgeführt. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, dafs das von Shaksperes Truppe aufgeführte Stück nicht von Shakspere war, sondern vielleicht von Dekker und Chettle, welche nach Henslowes Tagebuch ein anfangs so, später „Agamemnon“ betiteltes Drama 1599 verfafst hatten. Aber die allergröfste Wahrscheinlichkeit liegt doch vor, dafs Shaksperes „Troilus and Cressida“ von seiner Truppe vor 1603 aufgeführt, d. h. spätestens 1602 verfafst worden ist.

c) Diese Annahme wird bekräftigt durch eine unzweideutige **Anspielung** auf einen Vorgang des Shakspereschen Dramas im „**Histriomastix**, or the Player Whipt“, welches Stück vor dem Tode der Königin Elisabeth geschrieben wurde, da sie darin als lebend angeredet wird:

Troil. Come, Cressida, my cresset light,
Thy face doth shine both day and night.
Behold, behold *thy garter blue.*
Thy knight his valiant elbow wears,
That when he **Shakes** his furious **Speare**,
The foe in shivering fearful sort
May lay him down in death to snort.
Cress. O knight, with valour in thy face,
Here take my skreene, wear it for grace;
Within thy helmet put the same,
Therewith to make thy enemies lame.

Also Shaksperes Troil. war vor dem Tode der Königin Elisabeth (März 1603) vorhanden.

d) **Fleay** erkennt in Troil. drei verschiedene Stilarten und führt zum Beweise, dafs Shakspere zu verschiedenen Zeiten daran gearbeitet habe, zwei allerdings recht auffallende Erscheinungen an: die letzten Worte des Stückes vor dem Epilog, von Pandarus und Troilus gesprochen (V, 10, 32—34), kommen in der Fol. noch einmal vor am Schlusse der dritten Scene des fünften Aktes, mit der die Troilus-Cressida-Geschichte beendigt wird. Fleays Annahme, dafs hier der ursprüngliche Schlufs war, und dafs die folgenden Scenen später gearbeitet sind, hat viel für sich. — Ferner: in der zweiten Scene des ersten Aktes zieht Hector zum Kampfe aus und in der folgenden ist er

Digitized by Google

„grown rusty in the long-continued *truce*". Sachliche Widersprüche, besonders Anachronismen sind bei Shakspere zwar nicht selten. Dieser in zwei aufeinander folgenden Scenen auftretende ist aber um so seltsamer, als zwischen dem Schlufs der zweiten Scene des ersten und der zweiten Scene des dritten Aktes, welche die Troilus-Cressida-Handlung fortsetzt, allerhöchstens ein paar Tage liegen können. — Fleay geht indessen entschieden zu weit, wenn er aus inneren, stilistischen Gründen eine Arbeit von 1594 und eine andere von 1595 oder 1596 herausfinden will; auch das verschiedene Reimverhältnis (Shakespeare Manual pag. 244) kann nicht für einen Zwischenraum von ein oder zwei Jahren beweisend sein, wie ein Blick in seine eigene Reim-Tabelle lehrt. Er hat sich die Möglichkeit einer so subtilen Unterscheidung nur eingebildet, in Wirklichkeit aber rein äufserlich die Handlung nach ihren drei Quellengebieten (*Chaucers* „Troilus and Creseide", *Caxtons* „Troy Book" und *Chapmans* Homer-Übersetzung) auseinandergelegt in die Troilus-Cressida-, Hektor- und Achilles-Thersites-Fabel. Ohne Zweifel hat Shakspere Chaucer und Caxton gleichzeitig benutzt, später aber möglicherweise aus Chapman (1598) den Zwiespalt der griechischen Helden hinzugefügt. *Zwei* verschiedene Stile sind in der That leicht erkennbar: die tiefe Weltweisheit der Reden des Ulysses und Nestor findet ihr Pendant nur in Dramen des 17. Jahrhunderts, während die Reden der Liebenden durchaus der italienischen Richtung der Jugend-Dramen und der Sonette angehören. So hat *Stokes* recht, eine **„Liebes- und eine Lager-Geschichte"** zu unterscheiden.

Fleay geht auch darin zu weit, dafs er einzelne Scenen in zwei, drei und mehr Teile je nach ihrer Abfassungszeit zerlegt, und mitunter Stellen von zehn Zeilen als spätere Zuthat aus ihrem Kontexte löst. Die Sicherheit, die er auf einem so unsicheren Gebiete zur Schau trägt, ist eine komische, da sie auf der stillschweigenden Voraussetzung beruht, dafs man eine Dichtung mosaikartig zusammensetzen könnte. Sobald der Dichter sich zu der Erweiterung einer Komposition entschliefst, kann es sich eben nicht blofs um Zusätze und Einfügungen handeln, sondern um Verschmelzung des alten und des neuen Stoffes, d. h. um eine vollständige Überarbeitung,

Digitized by Google

die freilich das Zurückbleiben einzelner Ungereimtheiten und Widersprüche wie die eben angeführten nicht ausschliefst. Die Scenen, welche stofflich der ersten Fassung angehört haben müssen, werden im einzelnen vielfache Nachbesserungen erfahren haben, und manche Stücke aus jenen werden in neuentstandene Scenen eingefügt worden sein: so dafs eine eventuelle kritische Scheidung der älteren und der jüngeren Arbeit immer nur unvollkommen ausgeführt werden kann, weil sie eben mehr eine stoffliche als eine stilistische ist. Wenn ich daher im Folgenden eine Scheidung der beiden Redaktionen vornehme, so möchte ich sie nur als eine ungefähre bezeichnen und von vornherein zugeben, dafs in den als ältere Dichtung bezeichneten Scenen (z. B. II, 2; IV, 5; V, 2) mannigfache spätere Zuthaten enthalten sind:

Ältere Arbeit.			Jüngere Arbeit.	
I, 1.	IV, 1.	V, 2.	I, 3.	V, 1.
I, 2.	IV, 2.	V, 3.	II, 1.	V, 4.
II, 2.	IV, 3.	V, 5.	II, 3.	V, 7.
III, 1.	IV, 4.	V, 6.	III, 3.	V, 8.
III, 2.	IV, 5.	V, 10.	V, 9.	

e) Der Monolog der Cressida am Schlufs der zweiten Scene des ersten Aktes, welcher weiter nichts als eine lyrische Einlage, ein **Sonett** in Reimpaaren ist, ist ein entschiedenes Kennzeichen jugendlicher Arbeit.

f) Die **Reimprobe** ergiebt einen ziemlich bedeutenden Unterschied in den beiden Teilen: in dem früheren kommen 126 Reim- auf 1318 Blank-Verse, im späteren 56 auf 801; also unterscheidet sich der Reimgebrauch wie 1:10 und 1:14. Aber ich gebe zu, dafs dieser Unterschied für den Zwischenraum zwischen den beiden Redaktionen wenig beweisend ist: *H. V.* ist sicher später geschrieben als H. IV., hat aber dennoch mehr Reime.

g) Ein hübsches Beweismittel ist das von Stokes gebrauchte, der die **Anspielungen auf Troil.** in den übrigen Dramen zusammengestellt hat.

1. *Lafeu.* I am Cressid's uncle
That dare leave two together.

All's II, 1, 100.

2. *Clown.* I would play Lord Pandarus of Phrygia, sir, to bring a Cressida to his Troilus. *Tw.* III, 1, 58.

(Anspielungen auf Troil. III, 2.)

3. Troilus had his brains dashed out with a Grecian club, and yet he did what he could to die before, and he is one of the patterns of love. *As* IV, 1, 97.

(In dem uns vorliegenden Drama hat Troil. ein solches Ende nicht; die Anspielung mufs vor der endgültigen Vollendung des Dramas gemacht sein.)

4. Als Cressida das Liebespfand des Troilus, den Ärmel, an Diomed fortgegeben hat, spricht sie:

O, all you gods! O pretty, pretty pledge!
Thy master now his thinking in his bed
Of thee and me, and sighs, and takes my glove,
And gives memorial dainty kisses to it,
As I kiss this. Troil. V, 2, 78.

In der Liebes- und Mondschein-Scene auf Belmont sagt Lorenzo:

in such a night
Troilus methinks mounted the Trojan walls,
And sighed his soul toward the Grecian tents,
Where Cressid lay that night. *Merch.* V, 1, 3.

5. *Pistol.* And from the powdering tube of infamy
Fetch forth the larger kite of Cressid's kind.
H. V. II, 1, 79.

6. *Bourb.* And that will not follow Bourbon now,
Let him go hence, and with his cap in hand,
Like a base Pander, hold the chamber door,
Whilst by a slave, no gentler than my dog,
His fairest daughter is contaminated.
H. V. IV, 5, 14.

7. Als Pistol den Postillon d'amour zwischen Falstaff und Mrs. Page machen soll, verwahrt er sich dagegen in folgenden Worten:

Shall I Sir Pandarus of Troy become
And by my side wear steel? Then Lucifer take all!
Wiv. I, 3, 83.

8. Falstaff should have been a Pander to one Mr. Brook.
Wiv. V, 5, 176.

Digitized by Google

9. Leander the good swimmer, Troilus the first employer of panders, and a whole bookful of these quondam carpet-mongers, *whose names yet run smoothly in the even road of a blank verse.* *Ado* V, 2, 30.

10. Thersites' body is as good as Ajax
When neither are alive. *Cymb.* IV, 2, 252.

11. Kent sagt von Oswald:

None of these rogues and cowards
But Ajax is their fool. *Lear* II, 2, 132.

Diesen Stellen füge ich die folgende hinzu:

11 a. Volumnia antwortet ihrer um den Gatten besorgten Schwiegertochter Virgilia:

it (blood) more becomes a man
Than gilt his trophy i the breasts *of Hecuba,*
When she did suckle Hector, looked not lovelier
Than *Hector's forehead when it spit forth blood*
At Grecian sword, contemning. *Cor.* I, 3, 43.

(Vergl. auch Cor. I, 8, 11.)

Es ist sicherlich nicht als Zufall zu betrachten, dafs die Anspielungen in Stücken des 16. Jahrhunderts sich nur auf die Liebesgeschichte, die drei Stellen aus *Lear*, *Cymb.* und *Cor.* sich auf die Lagergeschichte beziehen. — Besonders aufmerksam möchte ich auf **4**. machen, wo zwei nicht blofs inhaltlich, sondern der Stimmung nach identische Stellen angeführt sind. Es ist zwar nur eine Sache des Gefühls und kann nicht als strikter Beweis gelten, aber hohe Wahrscheinlichkeit hat doch die Annahme, dafs der Dichter die *Situation* im Troil. zuerst durchempfunden haben mufste, ehe der gefühlvolle *Nachklang* derselben in die hochpoetische Schlufsscene von *Merch.* übergehen konnte. — In Bezug auf **9**. ist zu bemerken, dafs Shakspere zu der Zeit, als *Ado* geschrieben wurde (s. weiter unten), schwerlich auf das Drama von Dekker und Chettle (1599), sondern nur auf die eigene Leistung anspielen konnte. — **11**. dagegen spielt nicht auf die homerische Darstellung an, sondern genau auf das, was *Shakspere* in seiner Lagergeschichte aus ihr gemacht hatte. — Der Eindruck, welchen diese Anspielungen machen, ist offenbar der, dafs die Liebesgeschichte im 16., die Lagergeschichte im Beginn des 17. Jahrhunderts geschrieben wurde.

Digitized by Google

h) Das schwerstwiegende Beweismaterial für eine zweimalige Arbeit an Troil. bieten die **Parallelstellen** mit anderen Dichtungen. Zunächst fällt Troil. unter den Dramen einer späteren Periode auf durch die zahlreichen Anklänge an die Jugend-Sonette, besonders die Eifersuchts-Sonette, welche nach meiner Kombination (Shakspere-Jahrb. XIX, pg. 235) etwa ins Jahr 1592 gehören (**17**—**22**).

12. Die Stimme der Geliebten wird als „*Musik*“ bezeichnet Troil. III, 2, 142; desgleichen *Sonn.* 8 und 128; *Rom.* II, 6, 27; *Ven.* 1077; *Err.* II, 2, 116; *Gentl.* IV, 3, 36; freilich auch *H. V.* V, 2, 263.

13. Die Bezeichnung des geliebten Gegenstandes als *Götze* und der Liebe als *Götzendienerei* ist vorwiegend jugendlich: Troil. II, 2, 56; *Sonn.* 105; *Ven.* 212; *Mids.* I, 1, 109; *Rom.* II, 2, 114; *LL.* IV, 3, 75; *Gentl.* II, 4, 144; IV, 2, 129; 4, 205; *All's* I, 1, 108; aber auch *Haml.* II, 2, 109; *Tw.* III, 4, 399.

14. Der kurze Monolog des Troilus vor seinem ersten Zusammensein mit Cressida findet seinen Widerhall in zwei *Reiseliedern* und *Rom.*:

The *imaginary relish is so sweet*
That it enchants my sense: *what will it be,*
When that the watery palate tastes indeed
Love's thrice repured nectar? Troil. III, 2, 20.

Ah me! *how sweet is love itself possessed,*
When but love's shadows are so rich in joy!
Rom. V, 1, 10.

Then thou, whose shadow shadows doth make bright,
How *should thy shadow's form form happy show ....*
When to unseeing eyes thy shade shines so. *Sonn.* 43.

Ein ähnliches Bild mit Bezug auf die Liebe erscheint in der Stelle:

Mine eye well knows what with his *gust* is 'greeing,
And to *his palate doth prepare the cup.* *Sonn.* 114.

15. No, she'll none of him, *they two are twain.*
Troil. III, 1, 110.

Let me confess that *we two must be twain.*
Sonn. 36.

Digitized by Google

Thou and my bosom henceforth *shall be twain.*
Rom. III, 5, 240.

16. But *we in silence hold this virtue well,*
We'll *but commend what we intend to sell.*
Troil. IV, 1, 78.

Let *them say more that like of hearsay well;*
I will not praise that purpose not to sell. *Sonn.* 21.

17. Nach den gegenseitigen Liebesversicherungen des Troilus und der Cressida leitet Pandarus sie auf dem Wege der Liebe weiter mit den Worten:

Go to, a *bargain made; seal it,* seal it;
I'll be the witness. Troil. III, 2, 200.

Die *Küsse als Siegel für Liebes-Kontrakte* zu betrachten, ist ein in den jugendlichen Dichtungen sehr beliebtes Bild:

(Thy *lips) have sealed false bonds of love* as oft as mine.
Sonn. 142.

Pure *lips, sweet seals* in my soft lips *imprinted,*
What bargain may I make, still to be sealing?
To sell myself, I can be well contented,
So thou wilt buy, and pay, and use good dealing;
Which purchase if thou make, for fear of lips
Set thy seal-manual on my wax-red lips. *Ven.* 511.

and *lips,* O you,
The doors of breath, *seal with a righteous kiss*
A dateless bargain to engrossing death.
Rom. V, 3, 113.

And *seal the bargain with a holy kiss.*
Gentl. II, 2, 7.

Upon thy cheek lay I this zealous *kiss*
As *seal to this indenture of my love.*
John II, 1, 20.

Küsse werden aufserdem „Siegel" genannt: *Per.* II, 5, 85; *2 H. VI.* III, 2, 343; *3 H. VI.* V, 7, 28; *Shrew* III, 2, 123.

18. Die Stelle

Minds swayed by eyes are full of turpitude
Troil. V, 2, 107

giebt den Grundgedanken des 137. *Sonettes* wieder.

19. *Cressida.* I have a *kind of self, resides with you.*
Troil. III, 2, 155.

Digitized by Google

Me from myself thy cruel eye *hath taken.*
Sonn. 133.

20. Die Liebe wird der Vernunft als sich gegenseitig ausschliefsend in jugendlichen Dichtungen öfters gegenübergestellt:

to be wise and love
Exceeds man's might. Troil. III, 2, 163.

My *reason*, the *physician to my love*,
Angry that his prescriptions are not kept,
Hath left me. Sonn. 147.

O appetite, from judgement stand aloof!
The one a palate hath that needs will taste,
Though *Reason weep*, and cry „It is thy last."
Compl. 166.

Reason and love keep little company together now-a-days.
Mids. III, 1, 147.

Ask me no reason why I love you; for though *Love* use
Reason for his physician, *he admits him not for his counsellor.*
Wiv. II, 1, 4.

(*Falstaffs* Worte in seinem Liebesbrief an Mrs. Page, der nach allen Regeln der von Shakspere früher selbst geübten Kunst verfafst ist.)

Auch bei *Spenser*, einem grofsen Verehrer Platos, kommt dieser platonische Gedanke vor:

To *be wise and eke to love*,
Is *granted scarce to gods above.*
Shepherd's Calendar.

21. Das Bild von einer *getrübten Quelle* ist in Jugenddichtungen beliebt:

Troil. What too curious *dreg* espies my sweet lady *in the fountain of our love?* Troil. III, 2, 70.

(Von hier hinübergenommen in eine wahrscheinlich später gearbeitete Scene:

My mind is *troubled like a fountain stirred.*
[Achilles.] Troil III, 3, 311.)

Mud not the fountain that gave drink to thee.
Lucr. 577.

(Lucrece zu Tarquin in Bezug auf die ihm gewährte Gastfreundschaft.)

Digitized by Google

Why should the worm intrude the maiden bud?
Or hateful cuckoos hatch in sparrows' nests?
Or toads *infect fair founts with* venom *mud!* *Lucr.* 850.

(Lucreces Klage nach der Entfernung Tarquins.)

No more be grieved at that which thou hast done:
Roses have thorns, and *silver fountains mud.* *Sonn.* 35.

(Shakspere an den Freund, den er im Verdacht hat, ihn mit der Geliebten verraten zu haben.)

The purest *spring* is not so *free from mud*
As I am clear from treason to my sovereign.
(Gloucester.) *2 H. VI.* III, 1, 101.

Pool! Sir Pool! lord!
Ay, kennel, puddle, sink; whose *filth and dirt*
Troubles the silver spring where England drinks.
(Kapitän zu Suffolk.) IV, 1, 72.

A woman moved is *like a fountain troubled,*
Mudly, ill-seeming, thick, bereft of beauty.
(Katharina.) *Shrew* V, 2, 142.

21 a. In jugendlichen Dichtungen werden die *Seufzer* gern mit dem *Winde*, die *Thränen* mit dem *Regen* verglichen:

Pandarus (bei der Trennung von Cressida). Where are my tears? rain, to lay this wind, or my heart will be blown up by the root. Troil. IV, 4, 55.

O earth, I will befriend thee more with rain,
That shall distil from these two ancient urns,
Than youthful April shall with all his showers.
Tit. III, 1, 16.

But through the flood-gates breaks the silver rain.
Ven. 959.

But like a stormy day, now wind, now rain,
Sighs dry her cheeks, tears make them wet again.
Ven. 975.

At last it rains, and busy winds give o'er:
The son and father weep .... *Lu.* 1790.

(a maid)
Storming her world with sorrow's wind and rain.
Compl. 7.

Lysander. How now, my love! why is your cheek so pale?
How chance the roses there do fade so fast?

Digitized by Google

Hermia. Belike for want of rain, which I could well
Beteem them from the tempest of my eyes.
Mids. I, 1, 30.

the winds thy sighs. *Rom.* III, 5, 135.

You foolish shepherd, wherefore do you follow her,
Like foggy south puffing with wind and rain?
As III, 5, 49.

York (zu Queen Margaret).
Wouldst have me weep? why, now thou hast thy will:
For raging wind blows up incessant showers,
And when the rage allays the rain begins.
3 H. VI. I, 4, 145.

Prince (zu dem weinenden Clarence).
How now! rain within doors, and none abroad.
2 H. IV. IV, 5, 9.

We cannot call her winds and waters sighs and tears.
Ant. I, 2, 153.

22. Der Monolog Cressidas am Ende der zweiten Scene des ersten Aktes erinnert lebhaft an das 129. Sonett.

Women are angels, wooing:
Things won are done; joy's soul lies in the doing.
That she beloved knows nought that knows not this:
Men prize the thing ungained more than it is:
That she was *never* yet that ever knew
Love got so sweet as when desire did sue. Troil. I, 2, 312.

(*lust* is)
Enjoyed no sooner but despised straight . . .
Mad in pursuit and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and *proved, a very woe;*
Before, a joy proposed; behind, a dream. *Sonn.* 129.

23. *She is as far high-soariag o'er thy praises*
As thou unworthy to be called her servant.
Troil. IV, 4, 126.

Finding *thy worth a limit past my praise.* *Sonn.* 82.

Far behind his worth
Come all the praises that I now bestow.
Gentl. II, 4, 71.

24. Als Ausdruck des höchsten Preises finden sich die Worte:

Digitized by Google

Troilus is Troilus. Troil. I, 2, 70.

Ebenso:

You alone *are you.* *Sonn.* 84.

Thou art thyself. *Rom.* II, 2, 39.

Would you praise Cæsar, *say, Cæsar,* go no farther.
Ant. III, 2, 13.

25. My rest and negligence *befriends thee now*
Troil. V, 6, 17

sagt Achilles zu Hector.

Derselbe Ausdruck findet sich im 120. *Sonett*:

That you were once unkind, *befriends me now.*

Aufser den bereits angeführten finden sich noch andere Anklänge in *Rom.*

26. Troilus sagt, dafs nach ihm Liebende seinen Namen zur Bekräftigung ihrer Treue brauchen werden: „As true as Troilus", wie sie jetzt sagen:

As true as steel...
As iron to adamant, *as earth to centre.* Troil. III, 2, 186.

So sagt Romeo:

Can I go forward, when my heart is here?
Turn back, *dull earth* (*Körper*), *and find thy centre out.*
Rom. II, 1, 2.

26a. Wortspiel zwischen „*note auf Noten setzen*" und „*kennzeichnen*":

Any man may sing her, if he can take her cliff; *she's noted.*
Troil. V, 2, 11.

An you re us and fa us, *you note us.* *Rom.* IV, 5, 122.

27. Tell me Apollo,
What Cressid is, what Pandar, and what we?
Her bed is India; there she lies, *a pearl:*
Between our Ilium and where she resides,
Let it be called the wild and wandering flood,
Ourself the merchant, and this sailing Pandar
Our *doubtful hope,* our convoy, and our bark.
Troil. I, 1, 103.

Ein ähnliches Bild braucht Romeo zu Juliet:

I am no pilo; *yet wert thou as far*
As that vast shore washed with the farthest sea,
I would adventure for such a merchandise.
Rom. II, 2, 82.

Digitized by Google

27 a. Der *Wind* wird als Symbol der *Falschheit* gebraucht: Troil. III, 2, 199; *Rom.* I, 4, 100; *Wint.* I, 2, 132.

27 b. Das Wortspiel mit *follow*, *follower* in den Bedeutungen „*folgen*“ und „*dienen*“ erscheint dreimal:

> *Pandarus.* Friend! ... Do not you *follow* the young lord Paris?
>
> *Servant.* Ay, Sir, when he goes before me.
>
> Troil. III, 1, 2.

> *Tybalt.* Well, peace be with you, sir, here comes my man (der eintretende Romeo).
>
> *Mercutio.* But I'll be hanged, sir, if he wear your livery:
> Marry, go before to field, he'll be your *follower;*
> Your worship in that sense may call him „man“.
>
> *Rom.* II, 1, 61.

> *Mrs. Page* (zu Robin). Nay, keep your way, little gallant; you were wont to be a *follower*, but now you are a leader.
>
> *Wiv.* III, 2, 2.

27 c. Das gleiche Wortspiel findet sich in Troil. I, 1, 55:

> (Thou) *Handlest* in thy discourse, O, that her *hand*

und *Tit.* III, 2, 29:

> O, *handle* not the theme, to talk of *hands*,
> Lest we remember still that we have none.

27 d. Mit *date* in den Bedeutungen „*Dattel*“ und „*Dauer*“ wird gespielt:

> *Pandarus.* Is not birth, beauty, good shape, . . . and so forth, the spice and salt that season a man?
>
> *Cressida.* Ay, a minced man: and then to be baked with no *dats in the pie*, — for then the man's *date* is out.
>
> Troil. I, 2, 281.

> *Parolles* (zu Helena). Your *date* is better *in your pie* and your porridge than in your cheek. *All's* I, 1, 172.

27 e. „*Diana's waiting-women*“ heifsen die *Sterne* Troil. V, 2, 91, so wird auch in *Lu.* (787) von der „*silver-shining queen*“ und „*her twinkling handmaids*“ gesprochen.

Auch die der *zweiten Hälfte der Neunziger* zugewiesenen Sonette bieten naturgemäfs Parallelen.

28. *Cassandra.* let us *pay* betimes
A moiety of that mass of moan to come.

Troil. II, 2, 106.

Digitized by Google

(I) heavily from woe to woe tell o'er
The sad account of fore-bemoaned *moan,*
Which I new pay as if not paid before. *Sonn.* 30.

29. Helena wird die „*mortal Venus*“ genannt.
Troil. III, 1, 34.

So heifst die Königin Elisabeth

the *mortal moon* *Sonn.* 107

und Cleopatra:

terrene moon *Ant.* III, 13, 153.

Die Parallelstellen zwischen der *Liebesgeschichte* von Troil. und den Dramen der zweiten Hälfte der Neunziger sind nicht so zahlreich wie die in den Jugendstücken gefundenen; es sind aufser den unter **13**, **20**, **27 b** und **76** angeführten die folgenden:

30. Come, *draw this curtain,* and *let's see your picture.*
Troil. III, 2, 48

sagt Pandarus zu seiner verschleierten Nichte, als Troilus sich ihr naht; dieselben Worte gebraucht die anfangs verschleierte Olivia zu der in Männerkleidern auftretenden Viola:

We will *draw the curtain and show you the picture.*
Tw. I, 5, 251.

(Eine sehr auffallende Wiederholung.)

31. Das *Flügelpferd des Perseus* wird an drei Stellen zum Vergleiche benutzt:

I have seen thee,
As hot *as Perseus, spur thy* Phrygian *steed.*
Troil. IV, 5, 186.

Der Dauphin nennt sein Pferd

a beast for Perseus: he is pure air and fire.
H. V. III, 7, 22.

Und in der Lagergeschichte vergleicht Nestor ein Schiff im Sturme damit:

The strong-ribbed bark through liquid mountains cut,
Bounding between the two moist elements
Like Perseus' horse. Troil. I, 3, 42.

32. Der Vergleich des *Kampfes* zwischen zwei Personen mit der (*Löwen-*)*Jagd* findet sich zweimal in Troil.:

Diomedes. By Jove, I'll *play the hunter for thy life*
With all my force, pursuit and policy.

Digitized by Google

Æneas. And *thou shalt hunt a lion*, that will fly
With his face backward. Troil. IV, 1, 17.

Hektor ruft einem Griechen zu:

wilt thou not, beast, abide?
Wy, then fly on, *I'll hunt thee for thy hide.*
Troil. V, 6, 31.

Heinrich V. läſst den Franzosen vor der Schlacht bei Agincourt durch ihren Abgesandten zurücksagen:

Bid them achieve me, and then sell my bones.
Good God! why should they mock poor fellows thus?
The man that once did sell the *lion's skin*
While the beast lived, was killed *with hunting him.*
H. V. IV, 3, 94.

Coriolan sagt von Aufidius:

he is a lion
That I am proud to hunt. *Cor.* I, 1, 239.

(Ob die Parallelstellen von *Tw.* und *H. V.* aus der ersten Redaktion in diese Stücke oder aus diesen Stücken in die zweite Redaktion übergegangen sind, ist nicht zu entscheiden.)

33. Das Bild vom Kolofs von Rhodus kehrt in sehr ähnlicher Verwendung an vier Stellen wieder:

[Margarelon] *stands colossus-wise, waving his beam,*
Upon the pashed *corses* of the kings. Troil. V, 5, 9.

Fal. Hal, if thou see me down in the battle and *bestride me*, so; 'tis a point of friendship.
Prince. Nothing but *a colossus can do thee that friendship.*
H. IV. V, 1, 122.

Cas. Why, man, he (Cæsar) *doth bestride the narrow world*
Like a Colossus, and we petty men
Walk under his huge legs and peep about
To find ourselves dishonourable graves. *Cæs.* I, 2, 135.

His *legs* (Antonius') *bestrid the ocean.* *Ant.* V, 2, 82.

33 a. With a *bridegroom's fresh alacrity,*
Let us address to tend on Hector's heels.
Troil. IV, 4, 147.

fresh as a bridegroom. *1 H. IV.* I, 3, 34.

34. Orlando sagt von seinem Bruder:

report *speaks goldenly* of his profit. *As* I, 1, 6.

Digitized by Google

In demselben Sinne — „lobend“ — spricht Cressida von

Helen's *golden tongue.* Troil. I, 2, 114.

So sagt auch Macbeth von sich:

I have bought
Golden opinions from all sorts of people.
Macb. I, 7, 33.

Wie Bilder, die ursprünglich offenbar der ersten Redaktion (Liebesgeschichte) angehörten (**24**, **27 a**, **29**, **32**, **34**), von der zweiten aus ihren Weg auch in spätere Stücke nehmen konnten, so ist es leicht erklärlich, dafs einzelne Parallelen zu der Liebesgeschichte sich in späteren Dichtungen allein finden: entweder waren sie schon in der ersten Redaktion vorhanden, pflanzten sich aber erst durch die zweite fort; oder sie waren Zuthaten, welche der Dichter der Liebesgeschichte in der zweiten Redaktion hinzufügte:

35. Troilus spricht von

the strong base and *building of his love.*
Troil. IV, 2, 109.

So sagt auch Shakspere von seiner Liebe:

*it was builded far from accident.** *Sonn.* 124.

36. Wenn Shakspere auf den von Cressida ausgesprochenen jugendlich-**platonischen*** Gedanken: „to be wise and love exceeds man's might“ als Antwort die gewichtigen Worte des Troilus folgen läfst:

O that I thought it could be in a woman —
As, if it can, I will presume in you —
To feed for aye her lamp and flames of love;
To keep her constancy in plight and youth,
Outliving beauty's outward, with a mind,
That doth renew swifter than blood decays.
Troil. III, 2, 165,

so haben wir die Empfindung, als ob Troilus aus der Rolle eines unbesonnenen Liebhabers herausfiele; auch Shakspere

* Die Sonette 124 und 116 gehören sicherlich zu den spätesten, die Shakspere geschrieben hat, d. h. ins 17. Jahrhundert (s. Shakspere-Jahrbuch XIX, pag. 255 f.).
** S. 20.
*** Herrigs Archiv Bd. LXI, pag. 191, 193.

Digitized by Google

scheint sie gehabt zu haben, da er zur Milderung des Widerspruches die Worte einschiebt:

As, if it can, *I will presume* in you.

Dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn wir des Dichters Ansicht über wahre Liebe in sehr ähnlicher Fassung in einem späteren Sonett wiederfinden:

Love's not Time's fool, though rosy lips and cheeks
Within his bending sickle's compass come;
Love alters not with his brief hours and weeks,
But bears it out even to the end of doom. *Sonn.* 116.

37. „*Forked gabelförmig auseinandergehend wie Hörner*" wird vom Hornschmuck betrogener Ehemänner gebraucht, wie in Troil. I, 2, 178, in *Oth.* III, 3, 276 und *Wint.* I, 2, 186.

38. *Wasser* wird als Symbol der *Falschheit* gebraucht. Troil. III, 2, 199; *Oth.* V, 2, 134; *Tim.* III, 6, 99; *H. VIII.* II, 1, 30; *Wint.* I, 2, 132. (S. **27a**.)

39. Eine Eigentümlichkeit des spätestens Stiles bei Shakspere ist die Vorliebe für Fremdwörter oder Neubildungen aus Fremdwörtern (besonders lateinischen), die etymologisch mitunter recht seltsam sind: *Esperance* ist niemals ein englisches Wort gewesen; Shakspere gebraucht es zweimal im englischen Kontext, also als englisches Wort: Troil. V, 2, 121; *Lear* IV, 1, 4.

Das sind alle Anklänge, die ich zwischen der Liebesgeschichte und späteren Dichtungen habe entdecken können; im Vergleich mit den unter **22—34** angeführten Parallelismen mufs man sie als geringfügig bezeichnen.

Die *Lagergeschichte* hat dementsprechend die meisten Parallelismen mit den späteren Dramen.

40. Den Gedanken, dafs es ebenso viel wert wäre als nicht tugendhaft sein, wenn unsere Tugenden nicht in Handlungen aus uns heraussträten, finden wir an zwei Stellen in sehr ähnlicher Form ausgesprochen:

That man, how dearly ever parted,
How much in having, or without or in,
Cannot make boast to have that which he hath,
Nor feels not what he owes, *but by reflection;*
As *when his virtues shining upon others*
Heat them, and *they retort that heat again*
To the first giver. Troil. III, 3, 96.

Digitized by Google

Heaven doth with us as we with *torches do,*
Not light them for themselves; for if our virtues
Did not go forth of us, 'twere all alike
As if we had them not. *Meas.* I, 1, 34.

41. Die Stelle:

'Tis certain, *greatness, once fall'n out with fortune,*
Must fall out with men too: what the declined is
He shall as soon read in the eyes of others,
As feel in his own fall; for men, like butterflies,
Show not their mealy wings but to the summer,
And not a man, for being simply man,
Hath any honour, but honour for those *honours*
That are without him, as place, riches, favour,
Prizes of accident as oft as merit;
Which when they fall, as being slippery standers,
The love that leaned on them, as slippery too,
Do one pluck down another and together
Die in the fall. Troil. III, 3, 75

enthält nur eine breitere Ausführung dessen, was im 124. *Sonett* knapper und poetisch wirksamer ausgesprochen ist:

(If my dear) *love* (were but) *the child of state,*
It might, *for Fortune's bastard* be *unfathered,*
As subject to Time's (Welt) love or to Time's hate,
Weeds among weeds, as flowers with flowers gathered.
No, it was *builded far from accident;*
It suffers not in smiling pomp, nor falls
Under the blow of thralled discontent ...

Auch das 25. *Sonett* führt fast denselben Gedanken aus.

42. Der Wagen der Nachtgöttin wird von geflügelten Drachen gezogen:

The *dragon wing of night* overspreads the earth.
Troil. V, 8, 17.

Swift, swift, you *dragons of the night,* that dawning
May bare (öffnen) the raven's eye. *Cymb.* II, 2, 48.

Aber auch *Mids.* III, 2, 379:

For *night's swift dragons* cut the clouds full fast.

43. Yond *towers,* whose wanton tops do buss the clouds,
Must kiss their own feet. Troil. IV, 5, 221.

Though *palaces* and pyramids do *slope*
Their heads to their foundations.
Macb. IV, 1, 57.

Digitized by Google

44. Die Welt (Time) ist

A great-sized *monster* of *ingratitudes*.
Troil. III, 3, 147.

Monster ingratitude. *Lear* I, 5, 43.

Ingratitude is monstrous, and for the multitude to be *ungrateful*, were to make a *monster* of the multitude. *Cor.* II, 3, 10.

O, see the *monstrousness* of man
When he looks out in an *ungrateful* shape!
Tim. III, 2, 79.

Poet. I am rapt and cannot cover
The *monstrous* bulk of this *ingratitude*
With any size of words. *Tim.* V, 1, 68.

45. But let *the ruffian Boreas* once *enrage*
The gentle Thetis, and anon behold
The strong-ribbed bark through liquid mountains cut,
Bounding between the two moist elements,
Like Perseus' horse. Troil. I, 3, 38.

A fuller *blast* ne'er shook our battlements:
If it hath ruffianed so upon the sea,
What *ribs of oak*, when *mountains melt* on them,
Can *hold the mortise?* *Oth.* II, 1, 7.

46. Auf *Neapel* als den Ort, von dem aus die *Lustseuche* sich in Europa verbreitet haben soll, wird angespielt von Thersites:

The vengeance on the whole camp! or rather the *Neapolitan bone-ache.* Troil. II, 3, 20

(aber nur in den Quartos, in den Folios fehlt „Neapolitan“). Desgleichen in der folgenden Stelle:

Clown. Why, masters, have your instruments been in *Naples*, that they *speak i' the nose thus?* *Oth.* III, 1, 4.

47. Derselbe Gedanke, mit dem gleichen Bilde verdeutlicht, findet sich an folgenden zwei Stellen:

Nestor. *In the reproof of chance*
Lies the true proof of men: the sea being smooth,
How many shallow bauble boats dare sail
Upon her patient breast, making their way
With those of nobler bulk. Troil. I, 3, 33.

Coriolanus (zur Mutter). you were used
To say *extremity was the trier of spirits;*
That common chances common men could bear;

Digitized by Google

That when *the sea was calm, all boats alike*
Showed mastership in floating. *Cor.* IV, 1, 4.

Die letzten Verse der Stelle im Troil. scheinen eine Reminiscenz an ein an den Freund gerichtetes Jugend-Sonett zu enthalten:

But since your worth wide as the ocean is,
The humble as the proudest sail doth bear,
My *saucy bark inferior far to his*
On *your broad main doth wilfully appear.* *Sonn.* 80.

48. Thersites nennt Achilles

valiant ignorance.

Troil. III, 3, 315.

who resist
Are mocked for valiant ignorance.

sagt Cominius von denen, welche dem heranziehenden Coriolan widerstehen. *Cor.* IV, 6, 104.

49. „*Fragment*" als Schimpfwort gebraucht Achilles zu Thersites (V, 1, 9) und *Coriolan* zu den Plebejern (I, 1, 226).

49 a. „*Major*" in der Bedeutung „*gröſser*" hat Shakspere nur zweimal: Troil. V, 1, 49 und *Cor.* II, 1, 64.

50. Thersites nennt die Kämpfenden Menelaus und Paris

the *cuckold* and *the cuckold-maker.*

Troil. V, 7, 9.

Dieselbe Wortverbindung findet sich in *H. VIII.* V, 4, 25:

He or she, *cuckold or cuckold-maker.*

51. Plötzlich aufsteigende Wünsche werden mit den mitunter seltsamen Gelüsten Kranker oder schwangerer Frauen verglichen:

Achilles. *I have a woman's longing,*
An appetite that I am sick withal,
To see great Hector in his weeds of peace.

Troil. III, 3, 237.

Camillo. I shall review Sicilia, *for whose sight*
I have a woman's longing.

Wint. IV, 4, 681.

52. Ähnliche Ausdrücke: Achilles spricht von seinem

half-supped sword. Troil. V, 8, 19.

Digitized by Google

Clown. The men are not yet cold under water, nor the bear *half-dined* on the gentleman: he's at it now.
Wint. III, 3, 108.

Nach den principiellen Erörterungen der Einleitung und auf pag. 374 f. darf es nicht wunder nehmen, wenn wir in diesem später gearbeiteten Teile auch einige Anklänge an frühere Dichtungen finden.

52a. Wie Thersites den Menelaus (V, 1, 68), so vergleicht Mercutio den *Romeo* mit einem „herring without his roe“ (II, 4. 39).

53. Die Verse

the *bounded waters*
Should lift their bosoms higher than the shores
And make a sop of all this solid globe. Troil. I, 3, 111

erinnern unzweifelhaft an das 64. *Sonett:*

When I have *seen the hungry ocean gain*
Advantage on the kingdom of the shore ...

Derselbe Gedanke kehrt wieder in den Worten des Königs Heinrich IV.:

O God! that one might read the book of fate,
And see the revolution of the times
Make mountains level, and *the continent,*
Weary of solid firmness, *melt itself*
Into the sea! *2 H. IV.* III, 1, 47.

54. Thersites zu Ajax:

The plague of Greece upon thee, thou mongrel *beef-witted* lord. Troil. II, 1, 14.

Sir Andrew: ... I am a great eater of *beef* and I believe that *does harm to my wit.* *Tw.* I, 3, 90.

Bei diesen beiden Parallelstellen darf nicht unbeachtet bleiben, dafs *2 H. IV.*, *Sonn.* 64, *Tw.* jedenfalls in die letzten Neunziger gehören, dafs mithin der Übergang dieser Gedanken in das 17. Jahrhundert nichts Befremdendes hat.

Halten wir diese Stellen (zu denen noch **78** zu vergleichen ist), von denen nur die eine (**53**) eine wirkliche Bedeutung hat, zusammen mit den vorher angeführten, besonders mit **40**, **41**, **43**, **45**, **47**, **48**, die in der That merkwürdige Gedankenübereinstimmungen aufweisen; erinnern wir uns an die zahlreichen

Digitized by Google

Parallelen, welche die *Liebesgeschichte* mit den jugendlichen Dichtungen hatte,* während diese für den Dichter der *Lagergeschichte* offenbar in Vergessenheit geraten sind; erwägen wir, dafs die *Anspielungen* auf Troil. in den Stücken des 16. und denen des 17. Jahrhunderts genau der Beschaffenheit der Parallelstellen entsprechen (s. pag. 375—377): so können wir nicht zweifeln,

dafs die Liebesgeschichte in den Beginn der zweiten Dichtungsperiode (1594 bis 1596), die Lagergeschichte in den Beginn des 17. Jahrhunderts gehört.**

i) Nicht zum Beweise, sondern zur ferneren Stütze des erbrachten Beweises mögen noch folgende Punkte angeführt werden:

Wenn Shakspere selbst traurige Erfahrungen in Bezug auf die Beständigkeit des weiblichen Geschlechtes gemacht hat; wenn er ein Drama schreibt, und nur *eines*, das die Darstellung weiblichen Wankelmutes zum Gegenstande hat; so ist es, auch wenn die zahlreichen Anklänge des Troil. an die Liebes-Sonette nicht vorhanden wären, selbstverständlich, dafs **seine persönlichen Erfahrungen für die Wahl dieses Stoffes mitbestimmend** gewesen sind. Seine Erfahrungen fallen aber, wie bemerkt, ins Jahr 1592, vielleicht etwas später. Wenn er sie objektivierte und dramatisch gestaltete, so konnte er das nicht thun zu der Zeit, wo er unter ihrem Drucke lebte, und wird es schwerlich gethan haben ein Jahrzehnt später, als sie längst verschmerzt und vergessen waren. — Der Bruch mit dem Freunde erfolgte, nicht weil Shakspere wufste, sondern weil er *argwöhnte*, dafs jener ihn mit seiner Geliebten verraten habe (*Sonn.* 144). Die an den Freund gerichteten Versöhnungs-Sonette (109—112, 117—120) zeigen deutlich, dafs sein Arg-

* In dieser Hinsicht steht Troil. unter den späteren Dichtungen geradezu einzig da. *Kein* Drama aus der zweiten Hälfte der Neunziger hat eine ähnliche Menge von Anklängen an die Jugenddichtungen erhalten. Dafs die Liebesgeschichte also erst im 17. Jahrhundert verfafst sein sollte, daran ist nicht zu denken. Sie gehört in die Mitte zwischen die erste und zweite Periode.

** Später anzuführende Parallelen mit Dichtungen, deren Datum noch zu bestimmen ist, werden diese Behauptung erhärten.

Digitized by Google

wohn unberechtigt gewesen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs die Abfassung des Troil. *vor* diese Erkenntnis fällt, die er etwa im Jahre 1595 (s. Sh.-Jahrb. XIX, pag. 260) gemacht haben mufs.

k) Die Gestaltung **gleicher oder ähnlicher Charaktere** bietet immerhin einen, wenn auch nicht sicheren Anhaltepunkt für die annähernde Gleichzeitigkeit zweier Dichtungen. Fleay macht daher mit Recht auf die grofse Ähnlichkeit der Figuren des Pandarus im *Troil.* und der Amme im *Rom.* aufmerksam, dessen zweite Bearbeitung etwa um die Mitte der Neunziger erfolgt sein mufs. Diese Ähnlichkeit ist um so beachtenswerter, als *Rom.* gerade dasjenige Drama ist, mit dem die *Liebesgeschichte* von Troil. hinsichtlich der Parallelstellen am meisten zusammenhängt.

l) Nicht für das Abfassungsjahr, aber für eine frühere Abfassungszeit beweisend ist die Art der **Darstellung der Liebe** im Troil. Das Charakteristische der Liebesverhältnisse der frühesten und der mittleren Dramen, selbst des glühend leidenschaftlichen im *Rom.*, ist die bis zur Unwahrheit glänzende, bis zur Spitzfindigkeit feine Art der im Dialog zur Geltung gebrachten *Liebesdialektik.* Um Liebe zu erringen, dazu gehört in diesen Dramen mehr als in den spätesten, mehr als tiefe, wahre Neigung: nämlich Kenntnis der italienischen Liebestheorien, Gewandtheit im Gebrauch des euphuistischen Modetones (Antithese, Konzept, Wortspiel), *Witz* besonders nach der obscönen Seite hin. Shakespere scheint sich in dieser Zeit seines Lebens einen witzlosen Liebhaber nicht vorstellen zu können. In dieser Hinsicht unterscheiden sich die Liebespaare des 16. wesentlich von denen des 17. Jahrhunderts: die Valentine-Silvia, Biron-Rosaline, Benedick-Beatrice, Orlando-Rosalind, Olivia-Viola, Petruchio-Katharina, Portia-Bassanio (I, 2; V, 1), Romeo-Juliet, Hamlet-Ophelia (s. Schauspielscene), Henry V.-Katharine von den Posthumus-Imogen, Othello-Desdemona, Antony-Cleopatra, Florizel-Perdita, Ferdinand-Miranda. Und es ist keine Frage, dafs das Verhältnis von Troilus und Cressida auf der ersteren Seite und dem von Romeo und Juliet am nächsten steht.

Digitized by Google

2. As you like if.

Nach	*Capell* wurde es verfafst	1605
„	*Chalmers*	1602
„	Delius	c. 1600
„	Drake, Fleay	1600
„	Skottowe, Malone, Stokes, Dowden .	1599
„	Gervinus	1598—1600
„	Ulrici	nach 1598
„	Neils Hypothese*	vor 1592

(Differenz 13 Jahre.)

a) Zuerst erwähnt wird das Drama in einem **Eintrage in die Register der Buchhändler-Gilde, 4. August 1600.** Es sollte gedruckt werden, erschien aber nicht (wie Troil.); es wurde zum erstenmal in der Fol. 1623 gedruckt. Im Jahre 1600 *existierte* also das Drama. Dafs es auch kurz vorher verfafst sei, ist ein vielfach gezogener, aber vager Schlufs, der vor der Thatsache, dafs die Dramen Shaksperes für gewöhnlich erst gedruckt wurden, wenn sie eine gewisse Beliebtheit erlangt hatten, also schon eine Zeit lang aufgeführt worden waren, ganz hinfällig wird.

b) Das Drama ist **von Meres nicht erwähnt**; deshalb soll es erst nach seiner „Palladis Tamia“ 1598 entstanden sein — eine ebenfalls haltlose Folgerung, die auf der unberechtigten Voraussetzung beruht, dafs Meres, als er die bekannte Lobpreisung Shaksperes niederschrieb, eine — seiner Zeit sonst ganz fremde und für seinen speciellen Zweck irrelevante — Verpflichtung zu wissenschaftlicher Genauigkeit, zu litterarhistorischer Vollständigkeit empfunden habe. Er nannte natürlich nur diejenigen Dramen, welche ihm besonders gefielen und — die er *kannte. 1, 2, 3 II. VI., Shrew* scheint er entweder nicht gekannt oder nicht hochgestellt zu haben; denn er nennt auch sie nicht.

c) Das Stück enthält ein Citat aus **Marlowes Hero and Leander** in den Versen:

> Dead shepherd, now I find thy saw of might,
> „*Who ever loved, that loved not at first sight?*“
>
> (III, 5, 82.)

---

* Der auch von Elze eine gewisse Berechtigung zugestanden wird.

Digitized by Google

Da nun das Gedicht erst 1598, fünf Jahre nach dem Tode des Verfassers, veröffentlicht wurde, so soll das Drama auch erst nach 1598 entstanden sein. — Das ganze Drama? — doch wohl nur diese Stelle! Wer kann denn auch nur ahnen, wieviel Zusätze, wieviel Verbesserungen Shakspere im Laufe der Zeit in seinen Bühnen-Manuskripten angebracht haben wird! — Aber selbst die Abfassungszeit dieser Stelle (nach 1598) ist nicht verbürgt. Der Vers steht in der ersten „Sestiad“, also in demjenigen Teile des Gedichtes, der von *Marlowe* († 16. Juni 1593) selbst und nicht von seinem Fortsetzer *Chapman* gedichtet ist. Shakspere konnte aber Marlowes Manuskript ebenso wohl gekannt haben, wie Marlowe Shakspercs *Prokreations-Sonette* und *Ven.* vor ihrer Veröffentlichung gekannt und für seine „*Hero*“ ausgiebig benutzt hat (Sh.-Jahrb. XIX, pag. 248 ff.). Das ist sogar sehr wahrscheinlich; denn im 78. Sonette beklagt er sich, dafs seine Gedichte an den Freund von anderen nachgeahmt werden; und es ist doch niemand aufser Marlowe bekannt, der sich an *diesem* Eigentume Shakspercs vergriffen hätte.* — Die Einführung des Citates aber — „Dead shepherd“ etc. — scheint den skandalösen Tod des berühmten Dichters als noch frisch in aller Gedächtnis vorauszusetzen. Die Stelle kann daher sehr wohl aus den Jahren 1594/5 herrühren.

d) Die Stelle (IV, 1, 154):

I will weep for nothing like **Diana in the fountain**

soll auf ein Londoner Brunnenbild anspielen, das *Stowe* in seinem „Survey of London“ 1598 erwähnt und das in demselben Jahre (*Delius* giebt 1596) in Cheapside errichtet worden sein soll. Indessen ist die Anspielung nicht ganz sicher: Stowe spricht zwar von einem „alabaster image of Diana“, setzt aber hinzu „and water conveyed from the Thames, prilling from her naked *breast.*“ Sei dem wie ihm wolle; jedenfalls beweist die Anspielung nur das Entstehen *dieser Stelle* nach 1598 (1596?). Überhaupt ist es keineswegs unwahrscheinlich, dafs Shakspere,

* Die häufigen Anspielungen in Jugenddramen auf die Geschichte und auf ein Gedicht von Hero und Leander (*Mids. V, 1, 198; Gentl. I, 1, 22*; III, 1, 119; Rom. II, 4. 44; As IV. 1. 101, 106; Ado V. 2. 30) machen eine frühe Bekanntschaft Shakesperes mit dem Gedichte Marlowes fast zur Gewifsheit.

Digitized by Google

als das Stück gedruckt werden sollte, mancherlei Veränderungen daran vorgenommen haben wird, falls er es schon früher verfafst hatte.

e) Die **Anspielung auf Gargantua und Pantagruel** (II, 2, 238), von dem 1594 eine Übersetzung in die Buchhändler-Register eingetragen wurde, ist für das Alter von As nicht beweisend, da schon 1575 eine Übersetzung erschienen war und nicht die geringste Veranlassung vorliegt, an Shaksperes französischer Sprachkenntnis zu zweifeln.*

f) Es scheint kein zufälliges Zusammentreffen zu sein, dafs Ehrenhändel und Stofsfechten gerade in den Stücken der letzten neunziger Jahre eine Rolle spielen. Im Jahre **1595** erschien ein Buch mit folgendem Titel: „Vincentio **Saviolo** his Practice. In two Bookes. The first intreating of the use of the Rapier and Dagger. The second **of Honor and honorable Quarrels.**"

Aus dem vierten Kapitel des zweiten Buches hat Shakspere in As eine ziemlich umfangreiche Entlehnung gemacht; es handelt von der Duell-Ursache der „conditional lies", welche folgendermafsen erklärt werden: „Conditional lies be such as are given conditionally: as if a man should say or write these words: If thou hast said that I have offered my Lord abuse, thou liest; or if thou sayest so hereafter, thou shalt lie. Of these kind of lies given in this manner often arise much contention in words whereof no sure conclusion can arise."

Der Narr Touchstone in As sagt (**55**):

I have had four quarrels, and like to have fought one ... We met, and found the quarrel of the seventh cause ... upon a lie seven times removed. I did dislike the cut of a certain courtier's beard: he sent me word, if I said his beard was not cut well, he was in the mind it was: this is called the Retort Courteous. If I sent him word again „it was not well cut", he would send me word, he cut it to please himself: this is called the Quip Modest. If again „it was not well cut", he disabled my judgement: this is called the Reply Churlish. If again „it was not well cut", he would answer, I spake not true: this is called the Reproof Valiant. If again „it was not well cut",

---

* Vergl. *H. V.* III, 4; und Dr. Cajus in *Wiv.* S. dazu *Drake* (Paris 1843) pag. 26 f., *Elze* pag. 433 ff.

Digitized by Google

he would say, I lied: this is called the Countercheck Quarrelsome: and so to the Lie Circumstantial and the Lie Direct, etc.

As V, 4, 48.

Aus dem ersten Buche hat Shakspere wahrscheinlich die in mehreren Stücken wiederkehrenden Fechterausdrücke entnommen:

Armado (in Bezug auf Amor). The first and second cause will not serve my turn; the passado he respects not, the duello he regards not; his disgrace is to be called boy; but his glory is to subdue men.

LL. I, 2, 183.

He fights as you sing prick-song, keeps time, distance, and proportion; rests me his minim rest, one, two, and the third in your bosom ... a gentleman of the very first house, of the first and second cause: ah, the immortal passado! the punto reverso! the hai!

Rom. II, 4, 21.

To see thee fight, to see thee foin, to see thee traverse; to see thee here, to see thee there; to see thee pass thy punto, thy stock, thy reverse, thy distance, thy montant. *Wiv.* II, 3, 24.

Das Beispiel einer solchen albernen Herausforderung haben wir im dritten Akte von *Tw.* (Sir Andrew und Viola). Und die Herausforderung Benedicks an Claudio (*Ado*), sowie die Fechterscene im *Haml.* verdanken ihr Vorhandensein wahrscheinlich auch der Anregung dieses Buches.

Die Beziehung von As auf das Saviolosche Buch ist von gröfserem Gewichte: die Verspottung desselben konnte nur dann einen Sinn haben, wenn es kürzlich erschienen und lebhaft benutzt und nicht schon altbekannt war.

g) Ebenso interessant und wichtig sind andere **Beziehungen auf im Jahre 1594 erschienene Bücher.**

56. Die Stelle, welche das siebente Lebensalter schildert als

Sans teeth, sans eyes, sans taste, sans everything.

As II, 7, 166

ist wahrscheinlich einer Stelle aus *Garniers* „Henriade“ (1594) nachgebildet:

Sans pieds, sans mains, sans nez, sans oreilles, sans yeux,
Meurtri de toutes parts.

Der Namen „*Celia*“, der in Shaksperes Quelle, der Novelle von *Lodge* „Rosalynde, Euphues' Golden Legacie“, nicht vor-

Digitized by Google

kommt, ist wohl veranlafst durch den 1594 veröffentlichten Sonett-Cyklus „Celia“ von *W. Percy.**

h) Die **Alexandriner-Probe** bringt As mit Stücken der ersten Periode zusammen; wenn wir die mit den Jahren steigende Zahl der Alexandriner verfolgen, so erhält es folgende Stellung:

In	2 H. IV.	kommt	1	Alexandriner	auf	236	Blankverse
„	2 H. VI.	„	1	„	„	213	„
„	R. III.	„	1	„	„	210	„
„	As	„	1	„	„	183	„
„	Ado	„	1	„	„	160	„
„	Cæsar	„	1	„	„	140	„
„	Merch.	„	1	„	„	135	„
„	1 H. IV.	„	1	„	„	125	„
„	Tw.	„	1	„	„	76	„
„	H. V.	„	1	„	„	72	„
„	Cymb.	„	1	„	„	60	„
„	Haml.	„	1	„	„	53	„
„	Meas.	„	1	„	„	33	„

i) Die **Reim-Probe** ergiebt dasselbe Resultat. (Die Reime nehmen bekanntlich mit den Jahren ab.)

---

* Dafs Shakspere, wie *Stokes* will, für die Stelle

And thou, *thrice-crowned queen of night*, survey
With thy chaste eye, from thy pale sphere above,
Thy huntress' name that my full life doth sway.

As III, 2, 2

Verse aus *Chapmans* „Hymns in Cynthiam“ (1594) zum Muster genommen habe:

Nature's bright eye-sight, and the Night's fair soul,
That with thy *triple forehead* dost control
Earth, seas, and hell.

ist unwahrscheinlich. Die dreifache Königin Shaksperes ist die Mondgöttin, die am Himmel als Selene, auf der Erde als Artemis, in der Unterwelt als Persephone herrscht. Das „triple forehead“ Chapmans bezieht sich aber auf die dreigestaltige Darstellung der Hekate, deren drei Köpfe den Neumond, den Halbmond und den Vollmond als Symbole tragen, die einerseits als Mondgöttin die Erde und das Meer überblickt, andererseits Unterweltsgöttin ist.

Wenn bei derartigen allgemein bekannten mythologischen Anspielungen überhaupt an Nachahmung gedacht werden kann, so ist es viel wahrscheinlicher, dafs Chapman eine Stelle aus dem *Mids.* in Gedanken gehabt hat:

And we fairies, that do run
By the *triple Hecate's team*,
From the presence of the sun,
Following darkness like a dream. (V, 1, 391.)

Digitized by Google

In	Troil. (Liebesgeschichte)	kommt	1	Reimvers	auf	10,5	Blankverse
„	Gentl.	„	1	„	„	13	„
„	As	„	1	„	„	13	„
„	John	„	1	„	„	16	„
„	Ado	„	1	„	„	16	„
„	H. V.	„	1	„	„	16,5	„
„	2 H. IV.	„	1	„	„	19	„
„	1 H. IV.	„	1	„	„	19,5	„
„	R. III.	„	1	„	„	20	„
„	Merch.	„	1	„	„	20	„
„	Meas.	„	1	„	„	21	„
„	Haml.	„	1	„	„	30	„
„	Cymb.	„	1	„	„	30	„
„	Cæs.	„	1	„	„	66	„

k) Die **Double Ending-Probe** giebt dem Drama eine spätere Abfassungszeit. Ich lasse eine umfangreichere Zusammenstellung der Verhältniszahlen folgen, um zugleich eine Anschauung von der Unzuverlässigkeit dieses Beweismittels zu geben (s. den einleitenden Artikel): 1 weiblicher Versausgang kommt

in LL.	auf	188	Verse	in All's	auf	7	Verse
„ 1 H. IV.	„	28	„	„ R. III.	„	6,4	„
„ Rom.	„	22	„	„ Cæs.	„	6,2	„
„ R. II.	„	18	„	„ Tw.	„	6	„
„ Err.	„	11	„	„ As	„	5,8	„
„ 2 H. VI.	„	10,5	„	„ Ado	„	5,6	„
„ 3 H. VI.	„	8,5	„	„ Haml.	„	5,4	„
„ Shrew	„	8,3	„	„ Troil.	„	5	„
„ Gentl.	„	8	„	„ Meas.	„	5	„
„ H. V.	„	8	„	„ Oth.	„	4,3	„
„ 2 H. IV.	„	7,5	„	„ Lear	„	4,2	„
„ Merch.	„	7	„				

l) Auch die **Light Ending-Probe*** gewährt nur geringe Sicherheit; 1 schwachbetontes Endwort kommt

in R. III.	auf	843	Blankverse	in John	auf	343	Blankverse
„ Ado	„	643	„	„ Troil.	„	337	„
„ R. II.	„	527	„	„ 1 H. IV.	„	324	„
„ As	„	462	„	„ Merch.	„	316	„
„ Rom.	„	352	„	„ Tw.	„	254	„

* Von der Weak Ending-Probe kann für diese Zeit nicht die Rede sein; in allen Dramen des 16. Jahrhunderts kommen nur neun tonlose Versausgänge vor.

Digitized by Google

in Haml.	auf 253 Blankverse	in LL.	auf 193 Blankverse
„ Cæs.	„ 224 „	„ All's	„ 112 „
„ Meas.	„ 217 „		

Nach dieser Tabelle würde As in die erste Hälfte der Neunziger gehören.

Um die bisherigen Erörterungen zusammenzufassen, so ist die Abfassung von As zu einer so späten Zeit wie 1599/1600 durch nichts erwiesen (s. a, b, c, d); dagegen lassen die mehr oder weniger gewichtigen Argumente von f, g, h, i ein früheres Datum vermuten, welches als erwiesen zu erachten ist, wenn

m) die **Parallelstellen** sich ebenfalls dafür aussprechen. Zunächst durchsuchen wir die Jugenddichtungen.

57. Die Verse

Therefore Heaven Nature charged
  That *one body should be filled*
With all graces wide-enlarged:
  Nature presently distilled
Helen's cheek, but not her heart,
  Cleopatra's majesty etc.
Thus Rosalind of many parts
  By heavenly synod was devised,
Of many faces, eyes, and hearts,
  To have the touches dearest prized.

As III, 2, 149

müssen geschrieben worden sein, als dem Dichter die Gedanken eines Jugend-Sonettes* noch der Wiederholung wert erschienen:

What is your substance, whereof are you made,
That *millions of strange shadows on you tend?*
Since every one hath, every one, one shade,
And you, but one, can every shadow lend.
Describe Adonis, and the counterfeit
Is poorly imitated after you;
On *Helen's cheek all art of beauty set,*
And you in Grecian tires are painted new . . .
And you in every blessed shape we know.
  In all external grace you have some part,
  But you *like none*, none you, *for constant heart.*

Sonn. 53.

* Die Altersangaben hinsichtlich der Sonette gründen sich alle auf die öfters angezogene Arbeit im Sh.-Jahrb. XIX, auf welche ich in Zukunft nicht mehr verweisen werde.

Digitized by Google

58. thou might join her hand with his
Whose *heart within his bosom is.*
As V, 4, 120.

(*My heart*) *in thy breast doth live*, as thine in me.
Sonn. 22.

(*her heart*)
He carries thence *incaged in his breast.*
Ven. 582.

Hence ever then *my heart is in thy breast.*
LL. V, 2, 826.

Look, how this ring encompasseth thy finger,
Even so *thy breast incloseth my poor heart.*
R. III. I, 2, 205.

59. Die Zeit „travels" As III, 2, 326 und *Sonn.* 63.

60. Als Orlando Rosalind zum erstenmal gesehen hat, spricht er:

What *passion hangs these weights upon my tongue?*
I cannot speak to her, yet she urged conference.
As I, 2, 269.

Ganz dieselbe Erfahrung macht an sich der Liebhaber des 23. *Sonetts:*

So I, for fear of trust, *forget to say*
The perfect ceremony of love's rite,
And in mine own love's strength seem to decay
O'ercharged with burden of mine own love's might.

und Suffolk Margaret gegenüber:

Ay, *beauty's princely majesty* is such,
Confounds the tongue, and makes the senses rough.
1 H. VI. V, 3, 70.

61. Der Vers

Beauty provokes thieves sooner than gold.
As I, 3, 112

enthält den Grundgedanken des 48. *Sonetts.*

62. Die Worte des Schäfers Silvius zu der ihm abgeneigten Phebe

So holy and so perfect is my love,
And I in such a poverty of grace,
That I shall think it a most plenteous crop
To glean the broken ears after the man
That the main harvest reaps: lose now and then
As scattered smile, and that I'll live upon.
As III, 5, 99

Digitized by Google

erinnern an eine schwache Stunde in des Dichters eigenem Leben, in der er das 143. Liebes-*Sonett* schrieb:

> So runst *thou after that which flies from thee,**
> Whilst I, thy babe, chase thee afar behind;
> *But if thou catch thy hope, turn back to me,*
> And play the mother's part, kiss me, be kind.

63. Die flehenden Beschwörungen desselben Silvius:

> *Sweet Phebe, do not scorn me*; do not, Phebe;
> *Say that you love me not*, but say not so
> In bitterness. The common executioner,
> Whose heart the accustomed sight of death makes hard,
> Falls not the axe upon the humbled neck
> But first begs pardon: *will you sterner be*
> *Than he that dies and lives by bloody drops?*

As III, 5, 1

hatte der jugendliche, verblendete Dichter einmal an die eigene Geliebte gerichtet:

> *Wound me not with thine eye but with thy tongue;*
> Use power with power and slay me not by art.
> *Tell me thou lovest elsewhere*, but in my sight,
> Dear heart, forbear to glance thine eye aside.

Sonn. 139.

> *Be wise as thou art cruel; do not press*
> My tongue-tied *patience with too much disdain.*

Sonn. 140.

64. *Celia.* the duke
Hath banished me, his daughter.
Rosalind. That he hath not.
Celia. No, hath not? Rosalind lacks then the love
Which teacheth thee that *thou and I am one.*

As I, 3, 99.

Rosalind (zu Celia). ... *love him because I do.*

As I, 3, 40.

Shakspere zum Freunde:

> *Thou dost love her, because thou know'st I love her* ...
> But here's the joy; *my friend and I am one;*
> Sweet flattery! then she loves but me alone.

Sonn. 42.

65. Wie Rosalinde sich über den Liebesgott beklagt:

> That *blind* rascally *boy that abuses every one's eyes.*

As IV, 1, 218,

---

* Genau das Verhältnis von Phebe zu Ganymed-Rosalind.

Digitized by Google

so auch Shakspere selbst:

Thou *blind* fool, *Love, what dost thou to mine eyes,*
That they behold, and *see not what they see?*

Sonn. 137.

66. Für die Worte Rosalinds zu Celia:

be not proud: though all the world could see
None could be so abused in sight as he.

As III, 5, 79

kann man das 150. *Sonett* als Erläuterung benutzen:

O, from what power hast thou this powerful might
With insufficiency my heart to sway?
To make *me give the lie to my true sight,*
And swear that brightness doth not grace the day?

As nimmt also dieselbe nahe Stellung zu den Eifersuchts-Sonetten ein, wie sie *Troil.* zum Unterschiede von allen späteren Dichtungen hat.

67. Den eigentümlichen Ausdruck „*back-friend*" (ein Freund, der von hinten kommt, sei es um etwas zu erlauschen, was nicht für ihn bestimmt ist, oder als Konstabler um einen zu verhaften, ein hinterlistiger Freund, der keiner ist) gebraucht Shakspere zweimal: As III, 2, 167 und *Err.* IV, 2, 37.

68. *Rosalind* (zu Orlando). Pray you, no more of this, it is like the *howling of* Irish *wolves against the moon.* As V, 2, 119.

Puck. Now the hungry lion roars,
And the *wolf behowls the moon.*

Mids. V, 1, 379.

69. Jaques sieht einen verwundeten Hirsch an den Bach kommen, in dessen Nähe er liegt:

thus the hairy fool,
Much marked of the melancholy Jaques,
Stood on *the extremest verge of the swift brook,*
Augmenting it with tears.

Duke. But what said Jaques?
Did he not moralize this spectacle?
Lord. O, yes, into a thousand similes.
First for *his weeping into the needless stream;*
„Poor deer", quooth he, „thou makest a testament
As worldlings do, *giving thy sum of more*
To that which had too much." As II, 1, 41.

Die Situation und ihre poetische Darstellung ist dieselbe wie

Digitized by Google

in *Compl.*, wo ein von ihrem Geliebten verlassenes Mädchen am Flusse sitzt:

> . . . a river
> *Upon whose weeping margent she was set;*
> Like usury, *applying wet to wet,*
> Or monarchs hands that *let* not *bounty fall*
> Where want cries out, but *where excess begs all.*
> *Compl.* 39.

Für die letzten Verse bietet *3 H. VI.* eine Parallele:

> Is't meet that he (the pilot)
> Should leave the helm and like a fearful lad
> With tearful eyes *add water to the sea,*
> And *give more strength to that which hath too much?*
> *3 H. VI.* V, 4, 8.

70. Der Ausdruck „*in print*, wie gedruckt, wie es im Buche steht, wie es sein mufs, gehörig“, findet sich an drei Stellen:

> *Touchstone.* We quarrel *in print*, by the book. (Vergl. **55.**)
> As V, 2, 34.

> *Speed.* All this I speak *in print*, for in print I found its.
> *Gentl.* II, 1, 175.

> *Costard.* I will do it, sir, *in print.* *LL.* III, 1, 173.

71. Dasselbe Wortspiel mit *bear* begegnet uns an folgenden Stellen:

> *Celia.* I pray you, *bear with me*; I cannot go no further.
> *Touchstone.* For my part, I had rather *bear with you* than *bear you.* As II, 4, 11.

> *Prince.* Uncle, your grace knows how to *bear with him.*
> *York.* You mean, to *bear me*, not to *bear with me.*
> *R. III.* III, 1, 128.

72. Das, wie es scheint, bisher unerklärte Wort „*thrasonical*“ im Sinne von „grofssprecherisch“ gebraucht Shakspere zweimal: As V, 2, 34; *LL.* V, 1, 14.

73. „*Point-device*“ im Sinne von „überfein, geziert“ erscheint As III, 2, 401; *LL.* V, 1, 21; *Tw.* II, 5, 176.

74. Die Bezeichnung der Frau als „*the weaker vessel*“ findet sich As II, 4, 6; *LL.* I, 1, 276; *Rom.* I, 1, 20; *2 H. IV.* II, 4, 66.

Digitized by Google

75. *Rosalind.* I pray you, what is't o'clock?
Orlando. You should ask me what time o'day: there's no clock in the forest.
Rosalind. Then there is no true lover in the forest; else *sighing every minute and groaning every hour would detect the lazy foot of Time as well as a clock.* As III, 2, 321.

Zu dieser Stelle existiert eine auffallende Parallele:

King Richard.
now hath time made me his numbering clock:
My *thoughts are minutes; and with sighs they jar*
Their watches on unto mine eyes, the outward watch,
Whereto my finger, like a dial's point,
Is pointing still, in cleansing them from tears.
Now, sir, the *sound that tells what hour it is*
Are clamorous groans, which strike upon my heart,
Which is the bell: *so sighs and tears and groans*
Show minutes, times, and hours. *R. II.* V, 5, 51.

76. how brief the life of man
Runs his erring pilgrimage,
That *the stretching of a span*
Buckles in his sum of age.

As III, 2, 139.

Dasselbe Bild mit anderer Beziehung:

Troilus. will you (Hector) with counters sum
The past proportion of his (Priam's) infinite?
And *buckle in a waist most fathomless*
With spans and inches so diminutive
As fears and reasons?

Troil. II, 2, 30 (Liebesgeschichte).

S. **21a.** **34.**

Die Zahl und die Bedeutung der Parallelismen (**57**, **60**, **62**, **63**, **64**, **69**, **75**) bringt As in so nahen geistigen Konnex mit den Jugend-Dichtungen, wie ihn aufser *Troil.* keines der später angesetzten Dramen aufzuweisen hat. As unterscheidet sich aber von der Liebesgeschichte in Troil. dadurch, dafs die Anzahl der Übereinstimmungen mit den Dichtungen der zweiten Hälfte der Neunziger eine weit bedeutendere ist. Die zahlreichsten Anklänge hat es (nächst *Haml.*) an *Ado:*

77. This is the very *false gallop of verses*

sagt Touchstone, nachdem er zwölf Verse mit dem Reim auf

Digitized by Google

„Rosalind“ zusammengestümpert hat (As III, 2, 119). Dasselbe Bild wird mit Bezug auf die Art der Rede gebraucht:

Beatrice. What pace is this that thy tongue keeps?
Margaret. *Not a false gallop.* *Ado* III, 4, 94.

Aber vor Shakspere hatte schon *Nash* in seiner „Apologie for Pierce Pennilesse“ (*1593*) das Bild in der ersteren Beziehung gebraucht:

I would trot *a false gallop* through the rest of his ragged *verses.*

78. *Rosalind.* ... these burs (die plötzlich erwachte Liebe zu Orlando) are in my heart.

Celia. Hem them away!

Rosalind. I would try, if I would *cry „hem“ and have him* (wenn ich mit einem „hem“ mein Herz erleichtern und ihn gleichzeitig bekommen könnte). As I, 3, 19.

Leonato. If such a one (ein so schwer gekränkter Vater wie er) will smile and *stroke his beard,*
Bid sorrow wag, cry „hem!“ when he should groan,
Patch grief with proverbs ...
... bring him yet to me,
And I of him will gather patience.
Ado V, 1, 16.

Achilles ruft dem Patroklus, der die griechischen Heerführer parodiert, zu:

Now play me Nestor; *hem, and stroke thy beard,*
As he being drest to some oration.
Troil. I, 3, 165.

79. The courtier's hands are perfumed with *civet.*
As III, 2, 66.

So wird unter den äußeren Anzeichen, die dafür sprechen, daß Benedick auf Freiersfüßen geht, angeführt:

a'rubs himself with *civet.*
Ado III, 2, 50.

80. O knowledge ill-inhabited, worse than *Jove in a thatched house!*
As III, 3, 11

sagt Jaques mit Bezug auf eine klassische Reminiscenz Touchstones. Dieselbe Anspielung auf Jupiters Aufenthalt unter Philemons Strohdach in gleicher bildlicher Verwendung enthält die folgende Stelle:

Digitized by Google

Don Pedro. My visor is (meine Maske gleicht) *Philemon's roof; within the house is Jove.*

Hero. Why, then, your visor should be *thatched.* (Der Fürst ist kahlköpfig.) *Ado* II, 1, 99.

81. Der verliebte Orlando wird „*Signior Love*“ genannt (As III, 2, 310), Claudio „*Monsieur Love*“ (*Ado* II, 3, 38). (Vergl. „Monsieur Remorse“ *1 H. IV.* I, 2, 125.)

82. Die Stelle, an der Rosalind den Entschlufs fafst, den Mann zu spielen, hat eine grofse Ähnlichkeit mit einer Stelle in *Merch.:*

Were it not better . . .
That I did *suit me all points like a man?*
A gallant curtle-axe upon my thigh,
A boar-spear in my hand; and — in my heart
Lie there what hidden woman's fear there will —
We'll have a swashing and a martial outside,
As many other mannish cowards have
That do outface it with their semblances. As II, 3, 118.

In den folgenden Versen ist die Schilderung ausgeführter:

Portia. When *we are both accoutred like young men,*
I'll prove the prettier fellow of the two,
And *wear my dagger with* a braver grace,
. . . and *speak of frays*
Like a fine bragging youth . . .
I have within my mind
A thousand raw tricks of these bragging Jacks,
Which I will practise. Merch. III, 4, 63.

83. *Jaques.* *All the world's a stage,*
And all the men and women merely player.
As II, 7, 139.

Antonio. I hold the world but as *the world,* Gratiano,
A stage where every man must play a part.
Merch. I, 1, 78.

(Diese Parallelstelle ergiebt die Berechtigungslosigkeit der Hypothese, dafs die Stelle in As hervorgerufen sein soll durch die Aufschrift des gegen Ende 1599 eröffneten Globe-Theaters: „Totus mundus agit histrionem“ (Stokes pag. 78) — die zugleich für die späte Abfassungszeit des Dramas ein Gewicht in die Wagschale werfen soll.)

Digitized by Google

84. Die meist satirischen Auslassungen über die Lehre des Pythagoras von der *Seelenwanderung* erscheinen nur in Stücken aus dem Ende des 16. Jahrhunderts:

Rosalind. I was never so berhymed since Pythagoras' time, that *I was an Irish rat*, which I can hardly remember.
As III, 2, 187.

Gratiano (zu Shylock):
Thou almost makest me waver in my faith
To hold opinion with Pythagoras,
That souls of animals infuse themselves
Into the trunks of men: *thy currish spirit*
Governed a wolf. *Merch.* IV, 1, 131.

Clown. What is the opinion of Pythagoras concerning wild fowl?

Malvolio. That *the soul of our grandam might haply inhabit a bird.*

Clown. What thinkest thou of this opinion?

Malvolio. I think nobly of the soul, and no way approve his opinion.

Clown. Fare thee well. Remain thou still in darkness: thou shalt hold the opinion of Pythagoras ere I will allow of thy wits, and fear to kill a woodcock, lest thou dispossess the soul of thy grandam. *Tw.* IV, 2, 54.

85. *Jaques* (mit Bezug auf Touchstone). This is the *motley-minded* gentleman that I have so often met in the forest.
As V, 4, 41.

Clown. I wear not *motley in my brain.* *Tw.* I, 5, 63.

86. Wortspiel mit „*heart, hart*“.

Celia. He (Orlando) was furnished like a *hunter.*
Rosalind. O, ominous! he comes to *kill my heart.*
As III, 2, 260.

(Olivia zu Sebastian, den Sir Toby in einen Zweikampf verwickelt hat:)

He *started* (aufjagen) *one poor heart* of mine in thee.
Tw. IV, 1, 63.

(Antonius an der Leiche Cäsars:)

O world, thou wast the forest for this *hart;*
And this indeed, O world, the *heart* of thee.
Cæs. III, 1, 208.

87. Dem „*new-fallen dignity*“ in As V, 4, 182 entspricht ein „*new-fallen right*“ in *1 H. IV.* V, 1, 44.

Digitized by Google

88. Wortspiel zwischen „*cross*, Münze“ und „*cross*, Kreuz“:

I should *bear no cross*, if I should bear you; for I think you have no *money* in your purse. As II, 4, 12.

Falstaff. Will your lordship lend me a thousand pound to furnish me forth?

Chief Justice. Not a penny, not a penny; you are too impatient to *bear crosses*. 2 *H. IV.* I, 2, 253.

Ähnlich:

Armado. I love not to be crossed.

Moth. He speaks the mere contrary; *crosses love not him.* *LL.* I, 2, 36.

89. *Jaques.* I must have *liberty*
Withal, as *large a charter as the wind*,
To blow on whom I please. As II, 7, 48.

when he speaks,
The air, a chartered libertine, is still,
And the mute wonder lurketh in men's ears.
H. V. I, 1, 48.

90. *Sweet* are the uses of *adversity*,
Which, like the toad, ugly and venomous,
Wears yet a precious jewel in his heart. As II, 1, 12.

There is some soul of goodness in things evil.
H. V. IV, 1, 4.

O benefit of ill! now I find true
That better is by evil still made better. *Sonn.* 119.

91. From *the east to western Ind*,
No jewel is like *Rosalind.* As III, 2, 93.

In materialistischer Weise verwendet Falstaff das Bild:

They (Mrs. Page und Mrs. Ford) shall be *my East and West Indies*, and I will trade to them both. *Wiv.* I, 3, 78.

92. Gleicher Ausdruck:

It is *meat and drink to me* to see a clown. As V, 1, 11.

Slender. That's *meat and drink to me* (to see the bear loose). *Wiv.* I, 1, 306.

Von den Sonetten aus dieser Zeit weisen die *Versöhnungs-Sonette* (109—112; 117—120) eine Reihe von Anklängen auf.

93. „*Motley*“ wird in der Bedeutung „Narr“ gebraucht As III, 3, 79 und *Sonn.* 110.

94. I will *physic your rankness*

Digitized by Google

ruft Oliver seinem Bruder Orlando nach (As I, 1, 91); ähnlich ist die Wendung des 118. *Sonettes:*

a healthful state
Which, *rank of goodness*, would by ill be *cured.*

95. *Rosalind* (von Orlando). He seems to have the *quotidian of love* on him. As III, 2, 383.

Bald darauf:

Love is merely a *madness.* 420.

Skakspere selbst nennt seine Liebe

this *madding fever.* Sonn. 119.

96. Thou bitter sky ...
Thy sting is not so sharp
As *friend remembered not.* As II, 7, 189.

Dieser Gedanke ist ausgeführt im 120. *Sonett.* (Vergl. auch **90**.)

Diesen zum Teil auffallenden Übereinstimmungen gegenüber sind die Parallelismen mit den Dramen des 17. Jahrhunderts verschwindender Art.

97. Das Wortspiel mit „rank" in den Bedeutungen „Rang" und „rankness" findet sich an zwei Stellen:

Touchstone. Nay, if I keep not my *rank* —
Rosalind. Thou losest thy old *smell.*
As I, 2, 113.

Cloten. Would he had been of my *rank!*
Lord (Aside). To have *smelt* like a fool.
Cymb. II, 1, 17.

98. Phebe schreibt an Ganymed-Rosalind: (wenn meine Liebe keine Erhörung findet)

then I'll *study how to die.* As IV, 3, 63.

Ähnliche Wendung:

he died,
As one that had been *studied in his death.*
Macb. I, 4, 9.

(Vergl. auch **34**.)

99. Wortspiel zwischen „medlar, Mispel" und „meddler, Kuppler, Zwischenträger":

Touchstone. Truly, the tree yields bad fruit.
Rosalind. I'll graff it with you, and then I shall graff it with a *medlar:* then it will be the earliest fruit i' the country;

Digitized by Google

for you'll be rotten ere you be half ripe, and that's the right virtue of the *medlar*. As III, 2, 125.

Apemantus. There's a *medlar* for thee, eat it.

Timon. On what I hate I feed not.

Apemantus. Dost hate a *medlar?*

Timon. Ay, though it look like thee.

Apemantus. An thou hadst hated *meddlers* sooner, thou shouldst have loved thyself better now. *Tim.* IV, 3, 305.

100. Let us sit and mock the good housewife Fortune from her wheel, that her gifts may be henceforth bestowed equally.
As I, 2, 34.

Cleopatra. let me rail so high,
That the false housewife Fortune break her wheel,
Provoked by my offence. *Ant.* IV, 15, 44.

Ein Drama, das um 1600 geschrieben worden wäre, müfste bedeutend zahlreichere Übereinstimmungen mit den späteren Dramen aufweisen, wie ein Vergleich mit *H. V.*, *Wiv.*, *Tw.*, *Cæs.*, *Meas.* lehrt.

Neils Hypothese, dafs sich Greene in seinem Vorwurf des Plagiats (Ende 1592) u. a. auf den engen Anschlufs dieses Dramas an seine Quelle (Lodge) beziehe, dafs As vor 1592 verfafst und später überarbeitet sei, hat nichts Ungereimtes. Die Hinneigung zu den Jugend-Dichtungen ist aufserordentlich stark; und in den Scenen, in welchen der Herzog und Jaques die Hauptrolle spielen (z. B. II, 1; 7; IV, 3; V, 4), macht manches den Eindruck einer späteren Zuthat. Das Drama sieht in stilistischer Hinsicht dem *LL.* auffallend ähnlich; einerseits tritt die jugendliche Denk- und Darstellungsart noch entschieden hervor, andererseits sind die Spuren einer reiferen Kraft unverkennbar vorhanden. Wie die Hand des Überarbeiters von *LL.* keineswegs bestrebt war, die Kennzeichen der jugendlichen Schöpfung zu verwischen, so hat auch der Verfasser von As die Vorliebe für die jugendlichen Gedankenbahnen und Darstellungsformen noch nicht von sich abgestreift. Die oben angeführten äufseren und auch die inneren Indizien, vorzugsweise aber die Parallelstellen

verweisen das Drama hinter das Jahr 1594, in die Mitte zwischen die erste und zweite Dichtungs-

Digitized by Google

Periode, resp. in den Beginn der zweiten, d. h. in die Jahre 1595 oder 1596.

n) Mit diesem Datum in Übereinstimmung sind auch gewisse Ähnlichkeiten der Charakterzeichnung, die sich zwischen As und anderen etwa gleichzeitigen Dramen finden.

Rosalind hat in der ausgiebigen Entfaltung ihres Witzes, besonders auf dem Gebiete verliebter Neckerei, offenbare Verwandtschaft mit Rosaline — ob die Ähnlichkeit des Namens nicht auch eine symbolische Bedeutung hat? — und Beatrice. In ihrem eigentlichen Wesen aber, in dem tiefen Gemüt, das sich unter ihrer heiteren Aufsenseite verbirgt, in der Unmittelbarkeit und Stärke ihres Gefühls, in der Besonnenheit, mit der sie ihre Leidenschaft dennoch zu beherrschen versteht, in der Energie und dem praktischen Sinn, die sie in bedenklichen Lebenslagen bewährt, steht sie dem höchsten Bilde des Weibes, das Shakspere und die Poesie überhaupt zu schaffen vermocht hat, näher. Ich möchte **Rosalind** die *Knospe* zu der *Blüte* **Portia** nennen. (Vergl. **82**.)

o) Wie die Übereinstimmungen mit den Eifersuchts-Sonetten (**62—66**) zeigen, hat Shakspere in dem Liebesverhältnis zwischen **Silvius und Phebe** ein schattenhaftes Abbild seines eigenen gezeichnet. Nicht blofs die Gesinnung Phebes ihrem Liebhaber gegenüber, sondern selbst ihr Äufseres ist dasselbe wie das in den Sonetten 127 und 132 geschilderte der „dark lady": sie hat „inky brows", „black silk hair", „bugle eyeballs" (III, 5, 46). Was indessen in der Liebesgeschichte von *Troil.* Hauptgegenstand der Darstellung ist, tritt hier als Episode auf. Und dafs jede pathologische Nachwirkung der eigenen Erfahrungen auf den Dichter verschwunden ist, dafs er ihnen so gleichmütig wie einer historischen Thatsache gegenübersteht, scheinen die Worte uns zu sagen, mit denen Rosalind Silvius die Thorheit seiner Liebe begreiflich macht:

You foolish shepherd, wherefore do you follow her,
Like foggy south puffing with wind and rain?
You are a thousand times a properer man
Than she a woman: . . . . .
'Tis not her glass, but you, that flatter her.

III, 5, 49.

p) Auf die Ähnlichkeit der Figur des „melancholischen“ **Jaques** mit **Hamlet** ist wiederholt hingewiesen worden: mit seiner düsteren Lebensanschauung, seiner Neigung zu philosophischer Betrachtung der Dinge scheint er eine Vorstudie zu Hamlet zu sein.

Diese Erwägungen sprechen ebenfalls für eine Stellung des Stückes zwischen *Troil.* (Liebesgeschichte) einerseits und *Merch.* und *Haml.* andererseits.

Digitized by Google

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 9. September 1884.

Der Vorsitzende gedenkt in warmen Worten des verstorbenen Professors Dr. Püschel, zu dessen Ehren sich die Versammlung von den Sitzen erhebt.

Herr Schmidt bespricht seinen Plan einer englischen Synonymik. Er beabsichtigt in dem Buche, das etwa den doppelten Umfang des Dreserschen haben soll, die Synonyma in gröfseren Gruppen zu besprechen, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar in alphabetischer Reihenfolge der deutschen Ausdrücke. Nicht sollen die sogenannten Stümpersynonyma, wohl aber die bei Dreser fehlenden Concreta berücksichtigt werden. Die Etymologie der Wörter wird nur da gegeben werden, wo sie den jetzigen Sprachgebrauch zu präcisieren dienlich ist.

Herr Zupitza bespricht die Etymologie von loose, dessen me. Formen mit ou und au, sowie das stimmlose s des Ne. nur durch die Annahme, dafs es dem Skandinavischen (laus) entlehnt ist, sich erklären.

Derselbe spricht über einen Gebrauch des Konditionalis im Englischen, den man als den eines Futurum Præteriti bezeichnen kann und der sich auch im Französischen findet.

Sitzung vom 14. Oktober 1884.

Herr Vatke hält einen Vortrag über Geld und Geldverhältnisse in Shakespeares England.

Herr Biltz spricht über das Wort und den Begriff „Posse“. Er leitet das Wort her von den an den Brunnen angebrachten komischen Figuren. In der Bedeutung „Komödie“ braucht es Gottsched zuerst, dem die Posse schon als eine gemeine Art des Dramas gilt. Wir pflegen als ihre Kennzeichen anzusehen, dafs sie in Übertreibungen verfällt und an das Gemeine rührt. Sie führt uns Personen vor, die

Digitized by Google

sich in übler Lage befinden, die jedoch nicht so schlimm ist, dafs wir sie bemitleideten. Wenn Goethe meint, der Humor sei das Zeichen sinkender Epochen, so giebt uns das für unsere Zeit zu denken.

Herr Bourgeois redet eingehend über Charles Nodier, indem er besonders die Jugendjahre desselben bis zu seinem ersten öffentlichen Auftreten behandelt.

Sitzung vom 28. Oktober 1884.

Herr Zupitza redet über die Etymologie von ne. merry. Der Umstand, dafs nach dem Ae. *murgja oder *murgi als Stamm anzusetzen ist, läfst die ziemlich allgemein angenommene Entlehnung aus celtischem mear falsch erscheinen. Die Verschiedenheit der Bedeutung hindert nicht, es mit got. gamaurgjan, *συντέμνειν*, *κολοβοῦν* und ahd. murg, kurz, zusammenzustellen. Es ist 1) kurz, 2) kurzweilig, 3) erfreulich, lustig. Ein ähnlicher Übergang der Bedeutung findet sich in an. skemtan von skammr; auch braucht Shakespeare abridgment in der Bedeutung „Kurzweil“.

Herr Michaelis bespricht die auf die Aussprache bezüglichen Stellen in Otfrid ad Liutbertum, indem er sie vom lautphysiologischen Standpunkte aus betrachtet.

Herr Hausknecht zeigt die neueste von John Koch besorgte Auflage der englischen Grammatik von Fölsing an, die besonders in der jetzt auf die Lautphysiologie basierten Aussprache geändert ist, ohne dafs jedoch das System genau durchdacht und für den Schulgebrauch geschickt dargestellt wäre. Die Aussprachebezeichnung ist in vielen Fällen irreleitend und in einzelnen sogar geradezu unrichtig oder wenigstens nicht mustergültig. Im Anschlufs daran erklärt Herr Zupitza, dafs er, wie Herr Dr. Koch in der Vorrede erwähnt, allerdings das Manuskript gesehen, aber einmal nicht die erforderliche Zeit gehabt hätte, um jede Einzelheit zu erwägen, und andererseits es natürlich Herrn Koch überlassen mufste, wie weit dieser Ausstellungen als berechtigt anerkennen wollte, so dafs er nicht in der Lage sei, irgend welche Verantwortung für irgend etwas in dem Buche zu übernehmen.

Sitzung vom 11. November 1884.

Herr Bischoff berichtet über den neuesten Band der altfranzösischen Bibliothek von W. Förster, der die Orthographia Gallica, den ältesten Traktat über französische Aussprache und Orthographie, enthält. Die Ausgabe ist nach jeder Richtung hin lobenswert.

Herr Vatke kündigt sein demnächst erscheinendes Buch über Realien der Zeit Shakespeares an und geht des näheren auf die von ihm benutzten Quellen ein.

Herr Wetzel bespricht die französischen Elementarbücher von

Digitized by Google

Breymann. In dem bisher erschienenen ersten Teile der Grammatik sind mit wenigen Ausnahmen nur die Hauptregeln gegeben. Das Übungsbuch bringt nach dem Grundsatze, dafs die Lektüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu stellen ist, sehr früh zusammenhängende französische Stücke, die jedoch nur zu häufig erkennen lassen, dafs sie lediglich für die Einübung einer grammatischen Regel bestimmt sind (z. B. les métaux). Unter den Vokabeln finden sich sehr viele seltene und schwierige, die aus dem ersten Jahreskursus fernzuhalten sind. Neu war dem Ref. die Ableitung des Impératif aus der 1. Pers. Sing. des Présent.

Herr Tobler spricht über eine Attraktion im Altfranzösischen, für die Mätzner nur Beispiele giebt, die als Anakoluth anzusehen sind. Das Substantiv wird dabei durch das Relativum nicht nur so beeinflufst, dafs statt des Nominativs der Accusativ steht, sondern auch umgekehrt. Dieselbe Art der Attraktion findet sich auch im Italienischen und Spanischen, ohne indes von den Grammatikern erwähnt zu werden.

Herr Werner bespricht En Allemagne von Narjoun, ein oberflächliches Werk, das nur zu dem Zwecke, Deutschland zu tadeln, geschrieben zu sein scheint.

Sitzung vom 25. November 1885.

Herr Hoffory berichtet über den fünften Band von Müllenhoffs Altertumskunde. Der erste Teil beschäftigt sich zunächst mit der Voluspa, die nach einer kritischen Übersicht über Inhalt, Alter und Entstehung derselben als das wohlgegliederte Werk eines Dichters dargestellt und dem Ende des achten Jahrhunderts zuerteilt wird. Mit vernichtender, zuweilen fast zu schroffer, im ganzen aber wohlverdienter Kritik weist der Verfasser die Ansichten Bangs und Bugges zurück. Es folgt eine kritische Ausgabe der Voluspa mit eingehendem kritischem Apparat und Kommentar, die durch Entfernung der späteren Interpolationen die planvolle Einheit des Gedichtes herstellt. Daran schliefst sich eine kritische Untersuchung über die jüngere Edda, in der nachgewiesen wird, dafs sich das Original des Codex Upsaliensis in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im Besitz eines Neffen des Snorri Sturluson befunden haben mufs, also Snorris Handexemplar gewesen sein wird, in dem jedoch die ursprüngliche Reihenfolge zerstört ist. Der zweite Teil handelt zuerst von der älteren Edda, die der Verfasser als eine um 1250 abgeschlossene Vereinigung verschiedener Liederbücher ansieht. Den Schlufs bildet eine Analyse der Hávamál mit Unterscheidung der einzelnen Teile dieses Liederbuches, das dem Ende des neunten Jahrhunderts zugewiesen wird. Als Probe giebt der Redner aus dem Werke, das einen Wendepunkt für die Geschichte der nordischen Philologie bezeichnet, einen Überblick über die Voluspa.

Herr Zupitza giebt Proben aus einer von ihm in Oxford ein-

Digitized by Google

gesehenen englischen Liederhandschrift, die bei der Dürftigkeit der uns aus dem Mittelenglischen erhaltenen Lyrik, speciell der Liebeslyrik, höchst wichtig erscheint. Der Redner wird die Handschrift, die dem Anfange des 16. Jahrhunderts angehört, später vollständig herausgeben.

Herr Förster spricht über den zweiten Teil der englisch-spanischen Grammatik von Knapp, die sprachlich lehrreiche und mit Geschmack ausgewählte Stücke bietet. Dagegen ist die im Vokabularium, in Vorrede und Anhang behandelte Etymologie ein wunder Punkt des Buches.

Derselbe bespricht die zweite Auflage der spanischen Grammatik von Schilling, deren Verfasser gegen die von dem Referenten an der ersten Auflage geübte Kritik brieflich opponiert, aber seine Ausstellungen unberücksichtigt gelassen hat.

Der Vorsitzende bringt unter allgemeiner Zustimmung der Versammlung eine würdige Begehung des hundertjährigen Geburtstages Jakob Grimms von seiten des Vereins in Anregung.

Sitzung vom 9. Dezember 1884.

Herr Risop redet über die Bedeutung des Namens Florimont, der nicht ursprünglich, sondern eine Übersetzung von Helenios ist. Die Pflanze ἑλένιον (Inula) wird mit Helena in Verbindung gebracht, für die dann durch Verwechselung Helenus eingetreten ist. Den ganzen Namen versteht der Dichter als flos mundi, doch hat man den letzten Teil auch auf mons oder das Adjektivum mundus bezogen. Die ursprüngliche Form des Namens der Geliebten Florimonts wird aus ihrer eigenen Deutung desselben als Romadanaple erkannt.

Herr Tanger spricht im Anschlufs an einen von ihm im vorigen Jahre gehaltenen Vortrag über Weihnachtsbräuche in England, indem er auf die an den drei Haupttagen der festlichen Zeit, dem Christmas Day, dem New Year's Day und dem Twelfth Day, stattfindenden Belustigungen des näheren eingeht.

Herr Bourgeois giebt eine causerie nach Charles Nodier über Jean François les Basbleus.

Die Grimm-Feier wird auf den 13. Januar 1885 festgesetzt und die Anordnungen dazu einem Komitee übertragen.

Sitzung vom 13. Januar 1885.

Die erste Sitzung im neuen Jahre war einer sehr zahlreich besuchten nachträglichen Feier zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag Jakob Grimms gewidmet, welche in den Sälen des Hôtel Impérial Unter den Linden festlich begangen ward.

Nachdem die Festgenossen vor der mit Lorbeer bekränzten Büste des Gefeierten Platz genommen, begrüfste der Vorsitzende die Gäste

Digitized by Google

und deutete die hohe Bedeutung an, welche die Säkularfeier ganz besonders für die Freunde der neueren Sprachwissenschaft habe.

Hierauf hielt Prof. Dr. Rödiger die eigentliche Festrede, in welcher er Jakob Grimm als echt deutschen Philologen, als Freund der gesamten Nation feierte und seine Verdienste um deutsche Sprachforschung darlegte.

Der Vortragende sieht in Jakob Grimms Liebe zum Volkstümlichen und in dem Streben, das Wesen des deutschen Volksgeistes zu ergründen, Quell und Ziel aller seiner Arbeiten. Goethe und die Romantiker, namentlich Tieck, nährten seine Phantasie und führten ihn zur vergleichenden Methode, Savigny lehrte ihn die historische Betrachtung. In der Poesie unterschätzt er anfänglich den „Kunstdichter“ gegenüber dem volkstümlichen Epos, wirft Minne- und Meistersang zusammen und findet beide ermüdend und gezwungen. Er wendet sich daher der Märchen- und Sagenforschung zu, wobei er fälschlich für erstere deutschen und mythischen Ursprung annimmt. Dann suchte er das Volkstümliche im Recht auf und ging endlich zur Grammatik über, um die Sprache, als unmittelbarsten Ausdruck des Seelenlebens eines Volkes, zu durchforschen. Daneben beschäftigte ihn die Tiersage, welche er gleich den Märchen für urdeutsch hielt. Auch in der Mythologie täuschte ihn sein Vertrauen in Wert und Zähigkeit volkstümlicher Überlieferung. Die Bearbeitung des deutschen Wörterbuches war eine ihm von aufsen her gestellte Aufgabe, wiewohl sie nicht aufser Zusammenhang mit seinen vorangegangenen Studien steht. Doch drückte ihn diese Arbeit, und er hat daneben nur noch kleinere Aufsätze und die zur „Geschichte der deutschen Sprache“ verbundenen Einzeluntersuchungen zu stande bringen können. Seiner methodischen Fehler war er sich nicht unbewufst, aber er konnte sie nicht überwinden um der Liebe zu seinem Volke, zu dem Volke willen. Und als Freund unserer Nation ist er auch von ihr am 4. Januar gefeiert worden.

Der Vortrag ist erschienen im Aprilheft der Westermannschen Monatshefte.

Nach einem Schlufsworte des Vorsitzenden wurde ein sehr schätzbarer Aufsatz über Jakob Grimm von Dr. Löschhorn unter die Anwesenden verteilt, welcher in der Gesellschaft für deutsche Philologie zum Vortrage gekommen war.

Nach Schlufs der Sitzung schritt man zu der im grofsen Saale aufgestellten Festtafel. Hier brachte Prof. Herrig den ersten Trinkspruch aus auf Se. Majestät den Kaiser; Prof. Wilhelm Scherer gab seiner unbegrenzten Verehrung für Jakob und Wilhelm Grimm Ausdruck in einer zündenden Rede; Prof. Zupitza begrüfste die anwesenden Gäste, und weitere Reden thaten das Ihrige, die festliche Stimmung zu erhöhen, so ein Trinkspruch auf den anwesenden Hermann Grimm, auf den altehrwürdigen Meister englischer und französischer Studien, Prof. Mätzner, sowie eine launige Ansprache dieses

Digitized by Google

letzteren in klassischem Plattdeutsch, welches selbst einem Fritz Reuter alle Ehre gemacht haben würde.

Sitzung vom 27. Januar 1885.

Herr Feller spricht über den Realismus, den jüngeren Bruder der Romantik, der die berechtigte Darstellungsweise der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sei. Da das Publikum die Schriftsteller durch seine Kritik zwinge, genau zu sein und auf der Höhe wissenschaftlicher Forschung zu stehen, da es selber den Geschmack der Schriftsteller mache, so dürfe es sich über zu eingehende Schilderungen nicht beklagen. Ein richtiges Bild des Bösen wirke durch Abschreckung stärker, als die Darstellung des Guten zur Nacheiferung anreize. So sei der Realist, der die Welt schildere, wie sie sei, ohne sich um den Erfolg zu kümmern, wohl im stande moralisch zu wirken. (An den Vortrag schlofs sich eine kurze Diskussion darüber, welche Bücher französischer Realisten Damen in die Hand gegeben werden könnten.)

Herr Geiger hält einen Vortrag über den Dialog Julius II. Die in der ersten bekannten Ausgabe von 1513 vorgedruckten Initialen des Verfassers habe man wohl fälschlich mit Fausti Andrelini Foroiuliensis aufgelöst, da die Schrift keinen Zusammenhang mit seinen anderen Werken habe und besonders auch in viel besserem Latein geschrieben sei. Dagegen könne Desiderius Erasmus, in dessen Briefen sich zwei einander widersprechende Stellen über diesen Punkt finden, in deren einer er den von keinem Zeitgenossen aufgeworfenen Verdacht der Autorschaft ableugnet, nach Schicksalen und Anschauungen, nach der eleganten Sprache und der Menge der eingestreuten Sprichwörter sehr wohl der Verfasser gewesen sein und dieselbe etwa im Auftrage des französischen Hofes geschrieben haben, ohne dafs man jedoch ein bestimmtes Urteil in dieser Sache zu fällen schon berechtigt sei.

Herr Michaelis bespricht eine von Gomperz zuerst gelesene Inschrift über griechische Tachygraphie, in der die nach der Klanghöhe geordneten Vokale so zu Trägern der Konsonanten gemacht worden, dafs an die Vokale kleine Zeichen angesetzt werden, um vierzehn Konsonanten, Aspiration etc. auszudrücken. Versuche in näher liegender Weise die Konsonanten zu Trägern der Vokale zu machen, waren wahrscheinlich der kühnen Neuerung vorausgegangen, die wohl keinen Erfolg gehabt hat. (Die Fortsetzung, die ähnliche Bestrebungen in späterer Zeit behandeln soll, verspricht der Vortragende für eine der nächsten Sitzungen.)

Sitzung vom 10. Februar 1885.

Herr Michaelis weist in Fortsetzung seines in der letzten Sitzung gehaltenen Vortrages zunächst darauf hin, dafs die tironischen

Digitized by Google

Noten wahrscheinlich auf griechische Vorbilder zurückgehen. Von ersteren ausgehend und sie zu vereinfachen trachtend, erfand Johann von Tilbury (1114—1190) ein Schriftsystem, zu dessen Zeichen ihn wohl die tironischen Noten und die Runen führten, das aber unpraktisch und für Schnellschrift unbrauchbar ist. An Tilbury knüpfte Bright (1588) an, der nur die Anfangsbuchstaben der Wörter phonetisch bezeichnet. Das erste rein alphabetische System der englischen Kurzschrift stammt von Willis (1602), zu dessen Zeit der Ausdruck Stenography wohl zuerst vorkommt. Von ihm an rechnet auch der Bischof John Wilkins, der selber ein System der Tachygraphie aufstellte. Das von Gomperz hochgepriesene Buch der pseudonymen Lady Sophie Scott (Wien 1831) ist völlig wertlos. So wird in England der Faden des Altertums von ältester Zeit an bis zu Bell und Pitman ununterbrochen fortgesponnen.

Herr Förster spricht über Morel-Fatio, La comedia espagnole au dix-septième siècle, eine Vorlesung, die er bei Antritt seiner Stellung als Professor der südromanischen Sprachen und Litteraturen an Stelle P. Meyers gehalten hat. Den Inhalt bildet eine klare litteraturgeschichtliche Skizze des Lopeschen Theaters, der comedia, d. h. des nationalen Dramas der Spanier, mit besonderer Begründung durch Lopes Dramaturgie in seinem „Arte nuevo“. Aber entschiedene Einwendungen sind zu machen gegen den Standpunkt des Verfassers, der mit Verkennung des echt nationalen Schauspiels der Spanier gegenüber dem konventionellen der Franzosen dem einseitigen Formalismus des französischen Dramas den Preis zuerkennt, eine Mode, die noch viel mehr abgethan ist als das spanische Schauspiel. Der Verfasser, der zum Teil sich selbst Widersprechendes giebt, hat im Einzelnen recht, nicht aber in seiner Gesamtbeurteilung.

Herr Schwan bespricht die verschiedenen in betreff der Kantilenen und der Entstehung des französischen Epos aufgestellten Theorien. Die Eulalia sei ebensowenig ein Volkslied wie das Ludwigslied, wohl aber das in der Vita Pharaonis lateinisch überlieferte Lied. Der Vortragende hat eine wortgetreue Rückübersetzung ins Altfranzösische versucht, die ihm zu ergeben scheint, dafs das Lied in zehnsilbigen Versen mit einer Cäsur nach der vierten Silbe abgefafst gewesen sei. Das Gedicht kann nur wenige Strophen enthalten haben. Das Volkslied schwoll dann zum Epos an, indem es aus dem Munde des Volkes zu den Jongleurs überging.

Sitzung vom 24. Februar 1885.

Herr Biltz giebt lexikalische Notizen über einige wenig gebräuchliche oder etymologisch unklare Wörter, zunächst aus Luthers Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“. Ölgötz führt der Vortragende mit Zurückweisung der anderen aufgestellten Etymologien auf

Digitized by Google

die häufige Darstellung der am Ölberge schlafenden Jünger zurück, eine Annahme, die durch die bei Stieler vorkommende Form Ölberger (homo stupidus) gestützt wird. Muderei ist nicht auf müde zurückzuführen, sondern in dem nhd. Meuterei erhalten und bedeutet Zänkerei.

In der ersten Auflage von Schillers Räubern steht „in aller Jast“, ein Wort, das bei Moscherosch nur als Mask. erscheint und auf mhd. jësen, gären, zurückgeht. Schiller hat in den späteren Auflagen dafür gesetzt „in aller Furie“, Körner aber aus Mifsverständnis nach der ersten Auflage „in aller Hast“ gedruckt. Auch die Ausdrücke Abstreich und Aufstreich bei Auktionen werden erörtert.

Herr Vatke giebt eine Zusammenstellung von Zeugnissen der Zeitgenossen Shakespeares über Schule und Unterricht.

Herr I. Schmidt teilt Proben aus seiner demnächst erscheinenden kürzeren Synonymik mit. Die Grundsätze, nach welcher dieselbe bearbeitet ist, hat der Vortragende in einer früheren Sitzung des Vereins besprochen.

Sitzung vom 10. März 1885.

Herr Risop spricht über die zweite inchoative Konjugation im Französischen. Die Anwendung des Inchoativsuffixes hat im Laufe der Zeit allerdings immermehr um sich gegriffen, doch ist andererseits zu beachten, dafs sich der Gebrauch desselben bei einigen Verben, z. B. couvrir und cueillir wieder verloren hat.

Herr Rödiger bespricht G. Curtius, Zur Kritik der neuesten Sprachforschung. Im ersten Teil wendet sich Curtius gegen den Satz, dafs die Lautgesetze ausnahmslos seien, und hält an der Unterscheidung von konstantem und sporadischem Lautwandel fest. Einzelne, denen man dann nachahmte, brächten ihn hervor. So mache Curtius zur Modesache, was innere historische Berechtigung habe und aus der Individualität des ganzen Volkes zu erklären sei. Im zweiten Teile sagt Curtius, Analogiebildungen seien überall möglich, aber nirgends notwendig, womit er, wie der Vortragende ausführt, selber zugestehe, dafs der Lautwandel nach Gesetzen geschehe. Es könne ja in jedem Falle noch ein Gesetz gefunden werden, das die Erklärung aus der Analogie unnötig mache. An dritter Stelle behauptet Curtius, dafs die Vielheit des griechischen Vokalismus das Ursprüngliche sei, während andere meinen, dafs e und o schon in der Grundsprache vorhanden gewesen seien. Auch hält er an kurzvokaligen Stämmen und Steigerung fest, während Neuere starke Stufe im Wurzelvokal und Kürzung annehmen. Letzteres empfiehlt sich nach Ansicht des Vortragenden, weil unbetonte Silben überall leicht gekürzt werden könnten und man so nie zu vokallosen Wurzeln komme. Im vierten Kapitel stellt Curtius morphoganische Untersuchungen an. Der Redner geht hier nur auf die lateinischen Imperative des Futurs ein, die nach Curtius augenblickliche Ausführung

Digitized by Google

heischende Kommandoworte seien und nicht futurische Bedeutung haben könnten, während doch gerade das Heischen auf die Zukunft weise.

In der sich anschliefsenden Debatte führt Herr Hoffory ein Beispiel aus dem Dänischen an, wo man in neuerer Zeit mit Willkür einen Lautwandel vollzogen habe. Herr Rödiger weist dies als seine Behauptung nicht entkräftigend zurück, da es nicht auf einer Mode, sondern auf Patriotismus beruhe. Herr Zupitza macht darauf aufmerksam, dafs man die Zeit des Lautwandels sorgfältig in Betracht zu ziehen habe, da in neuerer Zeit die Schule Willkürlichkeiten der Aussprache verbreite.

Herr Zupitza spricht über die Etymologie von bad. Leo hat es mit aengl. bædling zusammengebracht, doch von dem gleichbedeutenden bæddel, hermaphroditus sei es herzuleiten. Man habe die Bedeutung allmählich vergessen und das Wort als Schimpfwort angewendet. Solange es seine eigentliche Bedeutung gehabt habe, sei wenig Gelegenheit zu seiner Verwendung gewesen, und so erkläre es sich, dafs es erst um 1300 gebräuchlich werde.

Sitzung vom 24. März 1885.

Herr Rossi hält einen Vortrag über Marc Monnier, Un aventurier italien du siècle dernier. Das interessante Buch behandelt das Leben des vielgewanderten, 1819 in Genf gestorbenen Grafen Gorani, der zu fast allen hervorragenden Persönlichkeiten seiner Zeit in freundlichen Beziehungen gestanden hat und sich in seinen meist noch ungedruckten Schriften durch Kenntnisse, Geist und Urteil über das gewöhnliche Niveau erhebt. Sein Bild aber hätte in dem Buche mit mehr Treue dargestellt werden sollen.

Herr Förster bespricht die zweite Auflage von Wiggers, Grammatik der spanischen Sprache, die im Vergleich zur ersten Auflage nur wenig Verbesserungen bringt, aber doch wohl die beste von den Schulgrammatiken des Spanischen ist. Derselbe empfiehlt für Anfänger Beckmann, Kurzgefafstes Lehrbuch der spanischen Sprache, und Fesemair, Spanische Bibliothek, und macht dann auf den bibliographischen Anzeiger für romanische Sprachen und Litteraturen von Ebering aufmerksam, den er in Bezug auf das Spanische geprüft und sehr vollständig gefunden hat. Schliefslich weist er in kurzen Worten auf das anspruchslose Werk des verstorbenen Mitgliedes der Gesellschaft Strack, Reiseberichte aus drei Weltteilen, hin.

Herr Michaelis wendet sich gegen Gomperz, der die Vokale in einer Kreislinie anordnet. I und u seien die Grenzpunkte, aber auch das mittlere a nehme eine feste Stelle ein. Unter den besonderen Kennzeichen dieses Lautes hebt der Vortragende hervor, dafs in der Fräntzelschen Station der hiesigen Charité auf seine Veranlassung hin von Dr. Tronseg angestellte umfassende Untersuchungen seine schon

Digitized by Google

lange gehegte Ansicht bestätigt hätten, dafs die von den unteren Stimmbändern gebildete Stimmritze bei a weniger eng geschlossen ist als bei den übrigen Vokalen. Das Hallway-Chladnische Dreieck hat auch vor den Anordnungen in einer geradlinigen Reihe grofse Vorzüge.

Sitzung vom 14. April 1885.

Herr I. Schmidt bespricht Brinkmann, Die Syntax des Französischen und Englischen, ein sehr umfangreiches, zu pädagogischen Zwecken geschriebenes Buch, welches nachzuweisen versucht, dafs die Syntax des Englischen keinen specifisch germanischen Charakter trage, sondern der der romanischen Sprachen sehr nahe stehe. Es ist dabei aufser acht gelassen, dafs die Formenlehre auf die sich von selbst entwickelnde Syntax einen Einflufs ausüben mufs. Unhistorisch ist insofern verfahren, als beim Französischen bis auf das 16. Jahrhundert zurückgegangen, während beim Englischen nur die moderne Sprache berücksichtigt wird. Aus dem ersten Kapitel über den Artikel werden eine Reihe von Einzelheiten von dem Vortragenden hervorgehoben, nach dessen Meinung eine solche Parallelisierung dieser beiden Sprachen nicht statthaft sei.

Herr Zupitza spricht über die mittelenglische Vorstufe von Shakespeares As you like it, die in mehreren Handschriften der Canterbury Tales überlieferte Tale of Gamelyn, welche von Skeat 1884 zuletzt veröffentlicht ist. Die Entstehung des Gedichtes ist um 1350 zu setzen. Im Gegensatze zu Skeat meint der Vortragende Gamelyn nicht als aus Gameling entstanden erklären zu sollen, sondern sieht in der Endung das Deminutivsuffix in. Die oft nur in der Wahl eines Ausdruckes bestehenden Ähnlichkeiten zwischen Shakespeare und unserem Gedichte sind nach der Ansicht des Vortragenden zu klein und zufällig, als dafs man meinen könnte, Shakespeare habe eine Handschrift des Gedichtes gesehen; derselbe habe seine Kenntnis der Erzählung vielmehr lediglich aus Lodge geschöpft.

Sitzung vom 5. Mai 1885.

Herr Friedrichs sprach über neuprovençalische Dichtung. Die altprovençalische Poesie ging mit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu Grunde. Von da an finden sich wohl noch manche lyrische Produkte, diese können aber nicht mehr wirkliche Poesie genannt werden. Diese Öde in der provençalischen Poesie dauerte bis in unser Jahrhundert hinein. Neue Bahnen wurden ihr erst durch Jansemin (1825), Roumanille, Aubanel und vor allen durch Frederi Mistral eröffnet. Diesem letzteren fiel der Hauptteil des Vortrages zu. Nach einem kurzen Überblick über Mistrals Leben (geb. 1830 in Maillane an den Bouches-du-Rhône) wurden seine Werke eingehender besprochen. An der Mirèio

Digitized by Google

(1859), dem Calendau (1866), an der Nerto (1884) wurde besonders die ästhetische Seite hervorgehoben, während bei den Iselo d'or (1876) mehr die politische in den Vordergrund trat. Mistrals Hafs gegen den Norden Frankreichs, der sich überall in diesen Gedichten sehr deutlich ausspricht, ist eng verwachsen mit den Gefühlen der ganzen Südbevölkerung Frankreichs. Die Geschichte zeigt, dafs der Süden seit seiner Vereinigung mit dem Norden (Ende des 15. Jahrhunderts) eine feindliche Rolle gegen denselben gespielt hat. Diese Zornesausbrüche finden sich in noch stärkerem Mafse bei Mistrals dichtenden Kollegen, den Felibres, die sogar so weit gegangen sind, zu einer Vereinigung mit den stammesverwandten Catalanen und zu einer Trennung von Frankreich aufzufordern. Jedoch sind derlei Aufforderungen nicht immer wörtlich zu nehmen, wie sich 1870 gezeigt, wo der Süden dem sonst so gehafsten Norden treu beigestanden hat. Seit 1870 ist überhaupt diese ganze Bewegung eine ruhigere; einmal sind die Führer älter und damit bedächtiger geworden; sie haben eingesehen, dafs wenigstens für den Augenblick die Sache noch nicht reif ist; dann haben sie sich aber auch anderen Bestrebungen zugewendet, den wissenschaftlichen. In dieser Hinsicht sind Werke zu nennen wie Mistrals Tresor dou Felibrige, Übersetzungen, historische Arbeiten u. s. w.

Herr Städler redete über die Behandlung des Zeitwortes in der neueren französischen Schulgrammatik, indem er die seit 1870 erschienenen Abhandlungen und Grammatiken in den Kreis seiner Betrachtung zog und zunächst zeigte, wie verschiedene Auffassungen über den Begriff der regelmäfsigen Verba und der Einteilung derselben in Klassen herrschen.

Herr Zermelo teilte aus G. Brandes, Berlin som Tysk Rikshovestad, das Kapitel mit, in welchem der Verfasser das Berliner Gesellschaftsleben bespricht.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

1) Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft, herausgegeben von F. Techmer. Band I, Heft 1. (Mit über 80 Holzschnittfiguren und 7 lithographierten Tafeln.) Leipzig 1884. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

2) Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Dr. Moritz Trautmann, Professor an der Universität Bonn. Erste Hälfte. Leipzig, Verlag von Gustav Fock, 1884.

Der jungen, frisch aufstrebenden Phonetik ist in Techmers Zeitschrift ein internationales Centralorgan geschaffen worden. Hervorragende Gelehrte des In- und Auslandes, wie Pott und Max Müller, Leskien und Whitney, W. Scherer und H. Steinthal, zieren dasselbe durch ihre Mitarbeiterschaft. Ein glänzendes Verdienst erwirbt sich die Verlagsbuchhandlung: wer zum erstenmale ein Heft der Internationalen Zeitschrift in die Hand bekommt, wird freudig überrascht sein über die ganz aufserordentlich prächtige Ausstattung des Werkes, welche die Behauptung rechtfertigt, dafs wir auf diesem Gebiete nunmehr die Engländer überflügelt haben. Möge der äufsere Erfolg dem Verdienste entsprechen.

Die beiden nach Umfang und Inhalt bedeutendsten Arbeiten, welche im ersten Hefte der Internationalen Zeitschrift veröffentlicht werden, sind die „Einleitung in die allgemeine Sprachwissenschaft" aus der Feder A. F. Potts (68 Seiten umfassend) und des Herausgebers „Naturwissenschaftliche Analyse und Synthese der hörbaren Sprache" (auf 102 Seiten). An kleinen Irrtümern im einzelnen, wie deren die Abhandlung Potts nach des Referenten Meinung allerdings etliche enthält, herumzunörgeln, würde wenig taktvoll sein. Eine objektive Reproduktion kann aber unmöglich Zweck dieser Anzeige sein; wer die dargebotene reiche Belehrung sich zu eigen machen will, abonniere auf die Zeitschrift. Ich begnüge mich also damit, die übrigen in dem Hefte enthaltenen Abhandlungen anzuführen und gestatte mir nur gegen eine derselben eine Polemik, welche ich unterdrücken würde, wenn sie nur Einzelheiten der betreffenden Arbeit anginge, während sie sich so gegen die Grundthese derselben richtet.

Ein zweiter Aufsatz des Herausgebers beschäftigt sich mit der Transskription (mittels der lateinischen Kursivschrift) und enthält einen Vorschlag zum möglichst einheitlichen Gebrauch in der Internationalen Zeitschrift. —

Digitized by Google

Garrick Mallery bespricht Sign language. — Die Frage: „Sind die Lautgesetze Naturgesetze?" beantwortet Friedrich Müller (S. 211—214) in verneinendem Sinne, und zwar sucht er zu beweisen, dafs die Lautgesetze nicht, wie die Naturgesetze, ewig sind, sondern entstehen und vergehen. Den Ausführungen F. Müllers liegt nach meinem Dafürhalten ein Mifsverständnis in betreff des Begriffes „Gesetz" selbst zu Grunde. Gesetz nennen wir den Ausdruck der Bedingungen, unter welchen eine bestimmte Erscheinung jederzeit eintritt; es darf, wenn es richtig sein soll, diese Bedingungen weder zu eng noch zu weit fassen. Je zahlreicher und genauer die Bedingungen sind, um so mehr verliert der Satz den Charakter eines allgemeinen Gesetzes, und zuletzt würde er zum Ausdruck des individuellen Falles, des Phänomens herabsinken. Wenn nun Müller das altslovenische Gesetz erwähnt, dafs vor den e- und i-Lauten vorangehende Gutturale zu Palatalen (tš u. s. w.) resp. Lingualen (ts u. s. w.) umgewandelt werden, und dieses Gesetz in den neueren slavischen Dialekten, welche oft genug e- und i-laute hinter Gutturalen zeigen, erloschen glaubt, so hat er übersehen, dafs in dem aufgestellten Gesetze der Ausdruck „im Altslovenischen" einen notwendigen Teil der gesetzlichen Bedingungen enthalt, an welche das Phänomen geknüpft wird. Die Lautgesetze der einzelsprachlichen Grammatik setzen ja jederzeit den gesamten Charakter der bestimmten Sprache, und zwar zu einer bestimmten Zeit als gegeben voraus, und sind daher verhältnismäfsig schon recht specielle Gesetze. Der Zusatz „im Altslovenischen" giebt dem angeführten Gesetze eine Specialisierung, analog den näheren (Zahlen- u. s. w.) Bestimmungen, welche an den Schuler gestellte Aufgaben aus der Physik oder Mechanik zu enthalten pflegen. Hier würde, wenn man den Lösungssatz als allgemeingültig, nicht an die bestimmten Bedingungen geknupft hinstellen wollte, der Losungssatz falsch, weil zu weit, sein. Es ist mit dem von Müller angezogenen slavischen Lautgesetz gerade so. Dasselbe gilt eben nur im Altslavischen, und dafür, dafs es nur hier gilt und nicht auch in anderen Sprachen bei anscheinend gleichen phonetischen Bedingungen, mufs die besondere Konstitution des Altslavischen natürlich den Grund enthalten. Und so ist der Vergleich überall durchzuführen. Einem ganz allgemeinen physikalischen Gesetze wie dem der Schwere liefse sich etwa das allgemeine Lautgesetz gegenüberstellen: Jeder Sprachlaut ist in seiner Artikulation an ein körperliches Organ geknüpft; mit den Angaben der Chemie über die Verbindungsgewichte der Elemente lassen sich Sätze wie folgender vergleichen: „a und u verschmelzen, wenn in einer Silbe als a͡u artikuliert, dem akustischen Effekte nach zu einem neuen Laute, während bei u͡a beide Komponenten getrennt hörbar bleiben." Aus dem Gesagten ergiebt sich auch die Antwort auf folgende Frage Müllers: „Können wir den Lautgesetzen der Sprache das Prädikat der Ewigkeit zugestehen, können wir annehmen, dafs dieses oder jenes Lautgesetz z. B. zur Zeit Homers ebenso gewirkt habe, wie es heutzutage wirkt? Müssen wir nicht, wenn wir die Lautgesetze für Naturgesetze erklären, dann konsequent auch innerhalb der Sprache jede Entwickelung leugnen? Nach dem strengen Naturgesetze ist z. B. k immer k und kann nie zu tš werden; letzteres wäre eine völlige Aufhebung des Naturgesetzes." Allerdings kann k niemals zu tš werden ohne einen bestimmten, aufserhalb der allgemeinen und notwendigen Natur des k liegenden Einflufs, ganz so wie blofser Wasserstoff nicht Wasser ergiebt oder eine Oxydation ohne Sauerstoff unmöglich ist. Worin aber sollte die Nötigung liegen, jede Entwickelung zu leugnen? Ist denn in der Natur Stillstand? herrscht in ihr nicht auch Werden und Vergehen? Und auch in der Sprache erfafst dieses Werden und Vergehen keineswegs die Gesetze selbst; dies scheint nur, wenn man den Fehler begangen hat, ein Gesetz zu weit zu stecken. — Ein Aufsatz Max Müllers aus dem Gebiete der vergleichenden Mythologie ist „Zephyros und Gâhusha" über-

Digitized by Google

schrieben. — Lucien Adam spricht über die „catégorie du genre“. — A. H. Sayce erörtert: „The person-endings of the Indo-European verb.“ — K. Brugmann endlich behandelt die „Frage nach den Verwandtschaftsverhältnissen der indogermanischen Sprachen“.

So vieles bietet die Zeitschrift gleich in ihrem ersten Hefte. Fürwahr, hier lobt das Werk den Meister. Die anderen brauchen nicht zu loben; ihr Teil ist zu lesen, zu lernen und sich zu freuen.

Von Trautmanns Werk ist bis jetzt nur die erste Hälfte (Bogen 1—10) erschienen, jedoch soll die zweite bald nachfolgen. Diese erste Hälfte enthält den ersten Teil: Die Sprachlaute im allgemeinen, von S. 1—134, und den Anfang des zweiten: Die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen (S. 135—160). Ich bespreche vorläufig den ersten Teil.

Von Trautmanns schon vor längerer Zeit angekündigten „Sprachlauten“ versprach man sich recht viel nach der bedeutenden Förderung, welche die junge Phonetik schon durch seine früheren Arbeiten empfangen hatte. So viel aber, wie das Buch bietet, hat gewifs keiner erwartet. Nach drei Richtungen hin verdient das Werk vor allem Lob. Zuerst: es hebt im Gegensatze zu der englischen Phonetik das Wesen des Sprachlautes als Klanges hervor, der erst in zweiter Linie durch eine Artikulation hervorgebracht wird. Sodann giebt es bei einer ganzen Reihe wichtiger lautphysiologischer Fragen eine genaue geschichtliche Darstellung der früheren einschlägigen Theorien und Ansichten, wobei die ausgezeichnet gerechte sachliche Würdigung der Vorgänger anerkannt werden mufs. Drittens endlich belehrt uns der Verfasser durch Neues, Eigenes auf jeder Seite: in allem hat er selbständig geforscht, die Untersuchungen der Vorgänger kontrolliert. Stets aber ist seine Polemik gegen diese urban.

Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten (S. 1—23) die (physikalische) Lehre vom Schall und den (physiologischen) Bau des Sprechorgans, sowie das letztere in seiner Thätigkeit. In diesen Abschnitten werden statt der bisher üblichen einige neue Termini gebraucht. So „(der) Giel“ für die Mundhöhle nebst Rachenhöhle und oberem Kehlkopfraum; mhd. hatte giel freilich eine etwas allgemeinere Bedeutung (= Maul, Rachen, Schlund), allein: „es wird niemanden stören, dafs das mittelhochdeutsche Wort die besondere ihm hier zugewiesene Bedeutung nicht hatte“, bemerkt Trautmann sehr gut; in solchen Verschiebungen, Verengungen und Verallgemeinerungen der Bedeutung der Wörter zeigte sich ja zu allen Zeiten das Leben der Sprache.*) „Klapper“ für „Explosiva“ und „Schleifer“ für „Frikativa“ gebrauchte Trautmann schon früher. Das mifsverständliche „Accent“ (Hauptton) wird durch „Trefl“ ersetzt. Für „Zäpfchen“ heifst es auch „Heuch“. „(Der) Galm“ — zu „gellen“ gehörig, vergleiche auch „Nachtigall“ — für „Vokal“ und „(der) Diefs“ — mhd. diez = Schall, Geräusch — für „Konsonant“ werden wenigstens vorgeschlagen und in den folgenden Überschriften in Klammern hinter die herkömmlichen Benennungen gesetzt. Die Einbürgerung neuer, klarerer und bequemerer Ausdrücke, oder deutscher für fremder, ist ja auf bestimmten wissenschaftlichen, technischen oder Verwaltungsgebieten, wo die Zahl der Gebrauchenden eine verhältnismäfsig kleine ist, recht wohl möglich; das wissen wir aus der Erfahrung z. B. bei der Post. Es kommt also nur noch darauf an, ob die gewählten Ausdrücke

* Kühne Sprachneuerungen finden wir auch sonst bei Trautmann, z. B. öfter Konstruktionen wie: „Die sechs letzten Systeme, und vielleicht auch Rapp seins, sind als Versuche anzusehen“ u. s. w. Warum sollten auch solche in der besten gesprochenen Sprache ganz üblichen Konstruktionen von der Schriftsprache ängstlich ferngehalten werden, auch abgesehen davon, dafs gerade diese besondere Änderung den Wohlklang erhöht?

Digitized by Google

sachlich zutreffen. In dieser Hinsicht wüfste ich gegen Trautmanns Vorschläge nichts einzuwenden.

Bei den Vokalen (Galmen) erklärt Trautmann kurz und präcis Wesen und Entstehung und bespricht dann eingehend die früheren Auffassungen über die lauten und geflüsterten Vokale. Der Verfasser widerspricht der Lehre Helmholtzens, dafs die lauten Vokale Klänge seien, in denen einer der harmonischen Obertöne vorwöge; seiner eigenen Meinung kam von den Vorgängern Willis trotz mehrerer Irrtümer noch am nächsten. — Das nun folgende Trautmannsche „System der Vokale" ist das in dieser Zeitschrift schon besprochene, Band LXX, S. 73 ff. von Michaelis und Band LXXI, S. 97 ff. vom Referenten. (Dafs Trautmann dem englischen u in but trotz seiner richtigen Bestimmung dieses Lautes irrig die letzte Stelle in der Reihe statt der zweiten — von a aus gerechnet — angewiesen habe, hatte Referent, welchem damals Anglia Bd. IV nicht zugänglich war, nach dem undeutlichen Referate von Michaelis angenommen. Trautmann hatte gedachte Fehler nicht begangen.) Der Rechtfertigung des Systems reicht sich eine, wieder durch genaueste Kenntnis und unparteiische Kritik der betreffenden Litteratur ausgezeichnete Darstellung der „Systeme anderer" an (S. 57—72). Recht schlecht kommen hierbei die Engländer weg, und Referent freut sich, dafs seine Stellungnahme, Archiv, Bd. LXXI, S. 69—70, gegen das englische System von einem viel kompetenteren Gelehrten geteilt wird. Die Behauptung, dafs von den deutschen Forschern keine Rucksicht auf die Mundstellung genommen werde, wird abgewiesen; in erster Linie aber müfsten Vokale wie Konsonanten allerdings nach ihrem Klange bestimmt werden; die Abschätzung nach der Mundstellung sei viel subjektiver als die Abschätzung nach der akustischen Ähnlichkeit. Um eine willkürliche Abschätzung, nicht um eine objektive Bestimmung handelt es sich ja bei den mehr als 70 Vokalen Bells. Mit der blofsen Angabe der Mundstellungen ist nicht viel zu machen. So sagt Kräuter: „Wem z. B. unser ü-Laut nicht geläufig ist, wird es nichts nutzen, wenn er die Zunge wie bei i, die Lippen wie bei u stellen soll; er wird eben ein i hervorbringen. So kann ich mir auch nach der Beschreibung: u-Stellung der Zunge und i-Stellung der Lippen keinen Begriff von dem polnischen y machen." Für ganz unannehmbar erklärt Trautmann die Unterscheidung von „engen" und „weiten" Vokalen, deren Schwierigkeit, deren subjektiven und zweifelhaften Charakter die Vertreter des Systems selbst einräumen.

Die Einteilung des über die Konsonanten (Diefse) handelnden Abschnittes ist der bei den Galmen analog: Wesen und Entstehung, System, Rechtfertigung des Systems, Systeme anderer. Die Gruppen „Klapper" und „Schleifer" decken sich nicht mit der gewöhnlichen „Explosive" und „Frikative"; denn die Trautmannsche Unterscheidung gründet sich auf den Klangunterschied zwischen Schlag- und Reibegeräuschen, und danach sind l r m n ng Klapper. Man erkennt, dafs die Scheidung nach akustischem Princip so eine ganz durchgreifende und saubere wird. Haben sich doch diejenigen Phonetiker, welche ausschliefslich die Artikulation zum Einteilungsprincip machten, über die Stellung, welche den genannten Lauten anzuweisen ist, ganz und gar nicht zu verständigen gewufst. Sievers z. B. rechnete Liquidä und Nasalen zu den Stimmlauten. Dagegen zählt Lepsius m n ng sogar zu den Explosivlauten und Trautmann sagt über diese Anordnung: „Die m-, n- und ng-Laute sind (von Lepsius) richtig als Klapper erkannt." Deuten aber Lepsius' Termini „explosivæ or dividuæ" und „fricativæ or continuæ" etwa darauf hin, dafs er den Klang der Laute hätte charakterisieren wollen? Wir werden doch „Klapper" und „Explosiva", „Schleifer" und „Frikativa" nicht völlig identifizieren dürfen. An Stelle des blofsen Gradunterschiedes von scharfen und sanften Konsonanten will Trautmann den Artunterschied von stimmlosen und stimmhaften gesetzt wissen. Gewifs ist der Artunterschied der bedeutendere und wichtigere; allein der

Digitized by Google

andere ist auch nicht zu ignorieren, weder lautwissenschaftlich — wo will man sonst die süddeutschen stimmlosen Lenes unterbringen? — noch sprachgeschichtlich. Mit einigen Ausführungen im letzten Abschnitte des ersten Teiles („Einiges über die Sprachlaute im Wort und im Satze") bin ich nicht einverstanden. So wird der französische Satz Il avait en effet un esprit sceptique et un cœur affectueux nicht in Sprechsilben abgeteilt: I la vai te ne ffet u nes prit scep ti quet un cœu ra ffec tueux, sondern: I la vai te ne ffet u ne sprit sce p ti quet un cœu ra ffe k tu eux. Und was S. 133 von Dauerunterschieden gesagt ist, beruht, meine ich, auf dem Unterschiede zwischen energischem und mattem Silbenaccent, wenn auch freilich zwischen diesem und der vokalischen Dauer Beziehungen bestehen. Im Rheinlande — Trautmann führt die recht bezeichnenden jelaach jemaach in Bonner Aussprache an — ist der Unterschied zwischen mattem und energischem Silbenaccent besonders scharf ausgeprägt, während er in Norddeutschland vielfach verschwunden ist. In einer rheinischen Volksschule wurde ein Schüler, welcher „Zahn" mit energischem, oder umgekehrt „Thran" mit mattem Silbenaccent spräche, sicher auffällig werden. — Indessen gestehe ich gerne, auch aus diesem Abschnitte recht vieles gelernt zu haben; derselbe enthält über die noch am wenigsten angebauten Gebiete der Lautwissenschaft eine reiche Fülle des Belehrenden, trotz der bescheidenen Überschrift: „Einiges über . . ."

Möge aus meiner Anzeige zur Genüge hervorgegangen sein, dafs Trautmanns „Sprachlaute" nicht nur für die Entwickelung der Phonetik sehr bedeutsam sein müssen — dafs das Werk vielmehr das beste ist, was wir in unserer Wissenschaft besitzen.

Spanische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von J. Schilling, Lehrer der spanischen Sprache am Kaufmännischen Verein Zürich. 2. Aufl. Leipzig, G. A. Glöckner, 1884. (350 S.)

Portugiesische Grammatik mit Berücksichtigung des gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehrs. Von F. J. Schmitz, königl. Reallehrer für neuere Sprachen an der Realschule Aschaffenburg. Leipzig, G. A. Glöckner, 1885. (250 S.)

Beide Bücher sind recht anerkennenswerte und tüchtige Leistungen, praktisch brauchbare Schulbücher vor allem. Und zwar eignen sie sich keineswegs nur für kaufmännische Lehranstalten, denn die Rücksicht auf den geschäftlichen Verkehr herrscht nicht vor, sondern tritt hinter der Tendenz, dem allgemein gesellschaftlichen Verkehr zu dienen, mit anderem Worte die gesprochene Sprache zur Anschauung zu bringen, zurück, wie sie denn auch auf dem Titel beider Bücher richtig hinter dieser angegeben wird. Dafs aber in der Grammatik, bezw. im Übungsbuch (obige Bücher sind beides zugleich) die gesprochene Sprache mindestens gleichmäfsig mit der Schrift- und Litteratursprache berücksichtigt ist, entspricht dem gegenwärtig in allgemeineren Kreisen eingenommenen pädagogischen Standpunkt, welchem auch neuere Lehrbücher des Französischen und Englischen (z. B. Deutschbein) Rechnung tragen. Wem es freilich nur darauf ankommt, Cervantes und Camoëns lesen zu können, oder wer nur, zum Nutzen seines allgemeinen romanischen Sprachstudiums, sich einen Einblick in den Laut- und Formenbestand der südwestlichen Sprachen verschaffen will, mag auf ein Buch dieser Art verzichten, dafür bleibt aber seine Kenntnis der Sprache auch eine mangelhafte. Stellte ich nun den vorliegenden Lehrbüchern im ganzen obiges lobende Zeugnis aus, so ward dabei immerhin mit erwogen,

Digitized by Google

dafs die grammatische Behandlung einer Sprache nur allmählich fortschreitet und dafs manche methodische und selbst inhaltliche Mängel oder auch positive Irrtümer in einem gegenwärtig erscheinenden Lehrbuche des Spanischen und noch mehr des Portugiesischen eigentlich unausbleiblich sind. Wenn dem aber so ist, so hat der Kritiker nicht nur die subjektive Pflicht, das von ihm abgegebene Urteil zu begründen, sondern auch die objektive, an seinem Teile zu solchem Fortschritte grammatischer Erkenntnis und Darstellung beizutragen. Gehen wir daher zu einer Betrachtung im einzelnen über.

Über die Aussprache giebt Schilling nur einige allgemeine Bemerkungen, und in diesen ist noch einiges unrichtig. So soll c vor a, o, u und den Konsonanten dem deutschen gg in „Egge" entsprechen, während es k ist. Von j, sowie g vor e und i wird gesagt, es habe den Laut des süddeutschen ch in „machen, Bach". Das ist nun allerdings vollkommen richtig, aber nur für die Wenigen verständlich, welche das „hintere gutturale" ch süddeutscher Mundarten von dem gewöhnlichen, dem vorderen gutturalen ch zu unterscheiden (nicht etwa: fähig sind, sondern) schon vorher gelernt haben. Ll, ñ werden sehr ungenau als „lj, nj" bestimmt; es ist schwach mouilliertes l, n mit nachfolgendem, in Bezug auf das Silbenganze hier als Konsonant fungierendem i. „P lautet etwas weicher als im Deutschen, ungefähr wie bb in „Ebbe", z. B. padre." Die Behauptung, dafs spanisches p weicher als deutsches p sei, ist willkürlich oder mindestens subjektiv, wie der Gradunterschied zwischen harten und weichen (oder scharfen und sanften) Lauten überhaupt besser dem Artunterschiede von stimmlosen und stimmhaften Lauten Platz machte (d. h. da, wo beide parallel gehen und sich nicht etwa kreuzen); und sicher ist deutsches (schriftgeminiertes) bb in „Ebbe" gleich einfachem b. Bei der dritten Fortis unter den Verschlufslauten, dem t, kehrt die Behauptung gröfserer Weichheit (als im Deutschen) nochmals wieder. Bei dem Worte reloj bemerkt Schilling: „j am Ende des Wortes ist kaum hörbar." Ich weifs nicht, ob und wo etwa eine derartige Aussprache des Wortes üblich ist, weifs aber, dafs die gewöhnliche die mit tiefem ach-Laut ist (daneben erwähnt die Grammatik von Keil die Aussprache relós). Die dürftige Behandlung der Aussprache ist um so mehr zu bedauern, als der Verfasser, wie ich aus dem Vorworte der ersten Auflage ersehe, sich fünfzehn Jahre in Spanien aufgehalten hat und daher wohl befähigt sein dürfte, uns über spanische Aussprache gründlich zu belehren. (Wenigstens widerspricht dem das Vorhandensein der obigen Irrtümer noch nicht; es lag diesen nicht sowohl mangelhafte Beobachtung, als vielmehr eine unrichtige theoretische Auffassung zu Grunde, die der Kundige schon zu korrigieren wissen wird.) Einer solchen Belehrung bedürfen wir sehr. Hat doch auch Paul Förster manches, so besonders die spanischen Diphthongen so gut wie ausschliefslich auf Grund der metrischen Messung behandelt; was aber z. B. metrisch als einsilbig gilt, braucht es darum nicht der physiologischen Artikulation nach zu sein. (Referent gedenkt den kommenden Sommer in Spanien zuzubringen und verspricht für diesen Fall Mitteilung seiner phonetischen Beobachtungen. Mit der Veröffentlichung einer im wesentlichen bereits ausgearbeiteten Abhandlung über spanischen Versbau will er gleichfalls bis dahin warten, weil er sowohl seine Ansichten über die physiologischen Grundlagen der Metrik erst prüfen, als auch Lesung und Vortrag spanischer Verse von den Nationalen selbst hören will.) Bei Schmitz ist die Behandlung der Aussprache zwar etwas umfänglicher, dafür aber auch um so fehlerhafter. Von den nasalen einfachen Vokalen ist nur a erwähnt (aufserdem die nasalen Diphthongen). Ein o mit dem accento agudo soll gleich offenem o, wie in dem deutschen Worte „Pol", lauten, z. B. nó Knoten; statt des deutschen „Pol", dessen o geschlossen ist, hätte franz. „mort" als Beispiel gewählt werden sollen; jedoch ist der port. Laut, wenn er betont ist, noch ein wenig offener.

Digitized by Google

(S. darüber R Gonçalves Vianna, Etude de phonologie portugaise, in Rom. XII, S. 33.) c vor e, i soll wie s lauten. Es hat aber natürlich den stimmlosen Laut (und zwar ist es, wie Vianna, l. c. S. 53, bemerkt, nicht völlig gleich frz. c vor e, i, y, sondern „produit plus en arrière par le dos de la langue, non pas avec son extrémité“). Man soll acção sowohl aks— (soll heifsen akfs—) als auch afs— lauten können, die erstere Aussprache ist indessen falsch. g in geral mit „sch“ zu bezeichnen, ist unrichtig. Digno wird nach Schmitz wie dingnu gesprochen, aber unser deutscher ng-Laut existiert im Portugiesischen gar nicht. Dafs lh, nh = lj, nj lauten, ist ungenau. Die Aussprache-Notierung cujo für das Wort cujo (S. 6) beruht wohl blofs auf einem Druckfehler. — Etwas mehr Belehrung über portugiesische Aussprache giebt uns nun allerdings ein weit hinten, am Schlufs der Formenlehre angefügtes Kapitel (Lekt. 31), welches „Allgemeine Bemerkungen“ überschrieben ist und zunächst eine Anzahl Homonymen, sodann einige in der Betonung verschiedene und endlich solche Wörter aufführt, von welchen je zwei gleichlautend sind bis auf die das eine Mal offene, das andere Mal geschlossene Aussprache des betonten Vokals. (Es folgen dann noch Bemerkungen über einige durch den Wohllaut bedingte Flexionserscheinungen und Angaben über spanische Titel und Anreden.) Als Homonymen werden richtig bezeichnet z. B. acto (der Akt) und ato (ich verbinde), welche beide = atu lauten; fato (Kleidungsstücke) und facto (Thatsache), beide = fatu. Wenn dagegen pello (Haar) und pelo (durch den) als Homonyme angeführt werden, so ist dazu doch zu bemerken, dafs e in pelo meist reduziert ist; sonst hat es allerdings den geschlossenen Laut. Nós (wir) und noz (Nufs), sowie vós (ihr) und voz (Stimme) sind nur in Trás-os-Montes homonym (auch wohl nur in einem Teile von Trás-os-Montes), sonst aber geschieden. In Trás-os-Montes wird allerdings die Sonora im Wortauslaute zur Surda. (Vianna, a. a. O. S. 53.) Im ganzen umgangen sind in der Schmitzschen Liste die Wörter, welche in der Flexion einen Wechsel zwischen offenem und geschlossenem Laute zeigen; so dêvo (mit ẹ), dęve; formoso, formosa; como comes come Der Aufzählung schickt der Verfasser die Erklärung voran: „Unter homonymen Wörtern versteht man im Gegensatz zu den synonymen solche, die bei gleicher Aussprache verschiedene Bedeutung haben.“ Synonyme und Homonyme bilden doch keinen Gegensatz! Der Ausdruck „gleiches Orthograph“ für „gleiche Orthographie, Schreibweise“ ist undeutsch. Was weiterhin die Zusammenstellung von Wörtern betrifft, welche, im übrigen gleichlautend, sich durch die Lautnüance des Tonvokals voneinander unterscheiden, so würde dieselbe recht verdienstlich sein, wenn die Lautqualität auch dabei angegeben wäre. Es handelt sich ausschliefslich um Wörter mit den Tonvokalen e und o, und wir erfahren, dafs der accentuierte Vokal immer in dem einen Worte geschlossen und in dem anderen offen ist. Aber es wird uns nicht mitgeteilt, in welchem er offen, in welchem er geschlossen ist. Auch ist die Anordnung nicht einmal so, dafs alle Wörter mit offenem Tonvokal in der einen, alle mit geschlossenem in der anderen Spalte ständen. So stehen rechts zwar meist Wörter mit offenem Vokal, aber auch pôr (setzen) und sê (sei) mit geschlossenem o bezw. e. Und was die daneben gestellten por (durch) und se (wenn) angeht, so dürfte letzteres doch wohl mit sê homonym sein, por aber hat u. Richtig ist, dafs olho (ich sehe) ǫ, ôlho (Auge) dagegen ọ hat, dagegen erscheint in dem Plural des letztgenannten Wortes wieder ǫ. Médo (Medien) und mêdo Furcht werden unterschieden, in der That hat letzteres ẹ, trotz lat. ĕ (span. regelrecht ie), wie umgekehrt lat. mētam ein męda ergeben hat. Es hätten auch noch gegenübergestellt werden können fôrma (mit ọ) als volkstümliches und fǫrma als gelehrtes Wort (Vianna, a. a. O., S. 97). Neben do, dem Genetiv des Artikels, und dó (Kummer) wäre noch dou (gebe) zu setzen gewesen, das = dọ ist. Der Diphthong ou ist nämlich, bis auf den Norden, zu geschlossenem o verein-

Digitized by Google

facht. So belehrt uns Vianna (a. a. O., S. 61), welcher hinzufügt: „Il est généralement indifférent, surtout devant r, de prononcer et d'écrire ou ou oi (ô ou ôi).“ In dem sich an die Ausspracheregeln anschliefsenden Kapitel über den prosodischen Accent ist die Regel 1. f: „Auf der drittletzten Silbe haben den Accent die meisten aus dem Lateinischen, Griechischen oder Arabischen herkommenden Wörter, z. B. carnívoro, synónimo, alfândega“ in dieser Allgemeinheit natürlich unrichtig.

Was nun den eigentlichen grammatischen Teil anlangt, so ist dessen Behandlung in den beiden Büchern insofern gleichartig, als zuerst die Wortarten (ungenau heifst es dafür in der Vorrede Schillings „Redeteile“) der Reihe nach erörtert werden und hieran sich eine kurzgefafste Darstellung der Syntax schliefst. Nur sind bei Schmitz die Klassen: Adjektiva (os adjectivos), Numeralia (os numeraes) und Pronomina (os pronomes) von vornherein durchaus getrennt, während Schilling dieselben — jedoch von den Pronominen natürlich nur die adjektivischen — als adjetivos zusammenfafst und diese sodann in adjetivos determinativos und adjetivos calificativos scheidet, eine Einleitung und Terminologie, welche ja der spanischen, wie auch der französischen Grammatik geläufig ist; zu den ersteren (den adjetivos determinativos) gehören nun auch die Zahlwörter, adjetivos numerales. Dieser Abschnitt, sowie auch der über das Substantiv, ist bei Schilling recht gut; der Inhalt ist richtig und ziemlich vollständig, die Darstellung klar, so dafs wenig Ausstellungen zu machen sind. Die Bedeutung von todo, a in 'todo un mes, todos los dias' ist doch nicht „adverbial“, wie S. 42 (Lekt. 10, § 2) gesagt wird. Von mismo — das Schmitz zu den Demonstrativen rechnet, während andere es (jedenfalls weniger richtig) als ein Indefinitum ansehen, Wiggers ihm als „präcisierendem Fürwort“ eine besondere Stelle anweist — heifst es S. 32 (Lekt. 8, § 4): „Steht jedoch mismo etc. nach einem Haupt- oder Fürwort, so bedeutet es selbst, sogar.“ Bekanntlich steht aber mismo in der Bedeutung „sogar“ zwischen Artikel und Substantiv (Las mismas mujeres fueron matadas). Nach den Beispielen zu schliefsen (Yo mismo he visto al jardinero ich selbst oder sogar habe den Gärtner gesehen), begeht Schilling den Fehler nicht in der Anwendung des spanischen Wortes, sondern in der des deutschen „sogar“, das er für „selbst“, als Gegensatz zu dem Begriffe des „anderen“, gebraucht. „Uhrchen“ (S. 29 im Tema) ist wohl nicht deutsch. — Bei Schmitz sind einige der Genusregeln so allgemein gefafst, dafs die Zahl der Ausnahmen unübersehbar ist und also die Regeln ziemlich wertlos werden. Die Ablativtheorie spukt auch in diesem Buche: a caridade, a virtude, heifst es S. 12 (Lekt. 4), sind von den lateinischen Ablativen auf tate und ute abgeleitet. Vermutlich ist dies allerdings nicht im Sinne der d'Ovidioschen Theorie gesagt, sondern lediglich auf die äufserliche Gleichheit der lateinischen Ablativ- und der portugiesischen Endung gestützt. S. 33 (Lekt. 11): „Will man genau den Accusativ vom Nominativ unterscheiden, so setzt man dem Fürwort noch den bestimmten Artikel vor; z. B. o meu filho, meinen Sohn. Dasselbe geschieht auch häufig im Nominativ.“ Und doch sollen durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Artikels die Kasus unterschieden werden? Die Regel: „Folgt ein Zahlwort auf einen Komparativ, so wird analog dem Französischen „als“ nicht mit que, sondern mit de übersetzt“, bedarf derselben genaueren Fassung wie im Französischen. O que in dem Satze: „Recebeu algumas feridas, o que (e isto) foi causa da sua morte“ ist (S. 38, Lekt. 13, a) richtig erklärt, aber die Übersetzung („er empfing einige Wunden, welche die Ursache seines Todes waren“) ist unrichtig, wenn auch bei dem vorliegenden Beispiel inhaltlich kein Unterschied ist. — Auch die Behandlung des Verbums ist bei beiden Verfassern im ganzen durchaus zu loben. Schmitz hat sich in solchen Fällen bei den unregelmäfsigen Verben, wo die Formen noch miteinander ringen, meist, wie es scheint, an den Grammatiker de Oliveira gehalten; eine Belehrung

Digitized by Google

darüber, dafs u und o in den Infinitiven acudir, bulir (bolir) tussir (tossir), cobrir lautlich identisch sind und die Verschiedenheit der herkömmlichen Schreibung nur in der Etymologie ihren Grund hat, werden wir natürlich bei der geringen Aufmerksamkeit, mit welcher die Aussprache gleich in dem ihr besonders gewidmeten Kapitel behandelt ist, gar nicht erwarten. Eine genaue Aussprache-Angabe (acudir, acudo, acodes, acode) wäre aber doch recht wünschenswert gewesen. — Verhältnismäfsig am meisten giebt bei Schilling zu Ausstellungen Anlafs das Kapitel über die substantivischen Pronomina (Lekt. 23 und 24), welches — wie mir scheint, etwas unzweckmäfsig — zwischen die regelmäfsigen und unregelmäfsigen Verba eingeschoben ist. Wenn es S. 138 heifst, die Relativ-Pronomen (sic) „deklinieren alle mit de und á", so ist diese intransitive Anwendung des Verbums „deklinieren" im Deutschen doch wohl zu verwerfen. Auf der nämlichen Seite (Lekt. 23, § 2) wird von quien, quienes gesagt: „Bezieht es sich auf ein vorangehendes, hinweisendes Fürwort, so wird letzteres stets weggelassen; el quien, la quien etc. sind im Spanischen nicht gebräuchlich." Das Demonstrativpronomen wird weggelassen; und doch geht es voran? § 4 wird die Regel aufgestellt: „Unser deutsches Relativum „was", wenn es sich auf einen vorangehenden Satz bezieht, wird im Spanischen mit lo que oder mit cuanto gegeben." Was soll hier cuanto? Und von den drei Beispielen, welche Schilling giebt, pafst kein einziges hierher. Dieselben lauten nämlich: Juan no sabe lo que quiere. — Deseamos á veces lo que ménos falta nos hace. — No creo nada de todo (lo que oder) cuanto Pedro nos ha dicho. In § 7 ist der spanische Satz: Achí está el pobre de quien te quejaste tanto — übersetzt: „Dort ist der Arme, dessen (über den) du dich so sehr beklagtest." Der falsche Genetiv „dessen" steht hier deswegen, weil die Regel, zu der der Satz ein Beleg sein soll, lautet: „Dessen ohne darauffolgendes Hauptwort heifst de que oder bei Personen de quien." Die erste Regel in Lekt. 24 enthält einen leider immer mehr einreifsenden deutschen Sprachfehler (der aber eben deswegen um so mehr getadelt werden mufs), nämlich eine Inversion nach „und". Eine sehr schlechte Ausdrucksweise fällt mir auch S. 178 (in der ersten Anmerkung) auf: „Das französische forcer zwingen, heifst obligar." Etwas komisch wird S. 187 (Lekt. 30, erste Anmerkung) gesagt: „So oft in der Konjugation der Verben desleir, engreir, freir, reir etc. zwei i zusammentreffen, wird, laut Beschlufs der spanischen Akademie, eines derselben elidiert und zwar des Wohlklanges wegen." S. 184: „Durch Weglassen des persönlichen Accusativs (in dem Satze: Yo aborrezsco tanto un hombre...) wird noch mehr Mifsachtung ausgedrückt." (Ebenso schon S. 138: „Der persönliche Accusativ fällt bei dem Relativpronomen que auch aus.") Es fällt doch nicht der persönliche Accusativ aus, sondern nur die zu seiner Bildung dienende Präposition á. Und ähnliche Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten im deutschen Ausdruck wären noch manche zu rügen. — Auf die unregelmäfsigen und mangelhaften Verba folgt ein Kapitel: „Übersetzung einiger deutschen Hilfsverben." Dort heifst es auf S. 234 (Lekt. 37, § 4): „Sollen kann auch mit querer übersetzt werden; z. B. ¿Qué quiere decir esto? — ¿Quiere Vd. que se lo diga otra vez? — ¿Quieres que me vaya?" In dem zweiten und dritten Satze ist der Gebrauch von querer offenbar ein ganz anderer als in dem ersten, und nur in diesem (dem ersten) ist sollen „mit querer übersetzt". Unmittelbar nachher: „Sollen, müssen wird jedoch gewöhnlich mit deber gegeben, oder durch das Futuro, besonders im Dekalog (!) und überhaupt, wo es eine moralische Pflicht ausdrückt." Dafs „lassen" durch „ser" gegeben werden könne, wie in § 7 b der nämlichen Lektion gelehrt wird, versteht man nicht recht; gemeint ist: es de (z. B. prever) es läfst sich (voraussehen). — Lekt. 38 behandelt die Adverbien. Zu dem Satze: Juan es mas hombre que su hermano, wird (S. 241) bemerkt: „Das Wort hombre ist im letzten Beispiel adjektivisch gebraucht", was un-

Digitized by Google

richtig ist. Das Wort deribado (abgeleitet) ist S. 241—243 eigentümlicherweise dreimal mit doppeltem r gedruckt. S. 242: „Folgen sich nun mehrere solcher Adverbien [nämlich auf mente], so wird nur dem letzten derselben die Silbe mente [mente sind übrigens zwei Silben] angehängt; die auf a endigenden Formen werden meist vorangestellt, und dadurch der Übergang ins Adverb ausgedrückt, was auch den Wohlklang bedeutend erhöht." Welch ungeschickte Ausdrucksweise! Die grammatische Beziehung des „was" ist eine ganz verkehrte. S. 244 (§ 10): „Die deutschen Adverbien „sogar, selbst" werden auch mit hasta gegeben." In den beiden angeführten Belegsätzen steht aber nicht einfaches hasta, sondern hasta el mismo.

Es bleibt noch der syntaktische Teil zu besprechen. Bei Schilling wird die Syntax ziemlich kurz behandelt. Die Lehre von den Temporibus und Modis umfafst zwar 23 von den 51 im ganzen der Syntax gewidmeten Seiten, ist jedoch lange nicht so reichhaltig und umständlich wie z. B. bei Wiggers. Denn während sie bei diesem volle 46 Seiten füllt, kommen von den 23 bei Schilling noch stark 10 in Abzug, welche Vokabeln, Übersetzungs- und Konversationsstoff enthalten, — eine Partie des Buches, von welcher wir weiter unten noch besonders reden müssen. Natürlich hängt dies mit der Verschiedenheit der Zwecke beider Bücher zusammen: Wiggers will eine Spracherkenntnis vermitteln, zwar keine geschichtliche, sondern blofs eine rationelle; unserem Verfasser ist es hauptsächlich um ein praktisches Ziel zu thun. Diesem Zwecke entspricht die Behandlung durchaus. Allerdings hätte beim Gerundium mit en (S. 280, Lekt. 42, § 9) hinzugefügt werden sollen, dafs dasselbe im Unterschiede vom reinen Gerundium nur zeitliche, nicht kausale Bedeutung hat. Auch ist das absolute Particip ungenügend erklärt, wenn es (ebendort § 11) heifst: „Das Particip steht oft vereinzelt, jedoch nur scheinbar, da man sich die Gerundien siendo, estando oder habiendo sido dabei denken mufs; z. B. Sembrados los trigos podemos hacer un viaje. (Siendo sembrados.)" Die richtige Erklärung würde schwerlich mehr Raum in Anspruch genommen haben. Das Plusquamperfekt soll die „Längstvergangenheit" ausdrücken (S. 291, Lekt. 43, § 11), wofür es natürlich „Vorvergangenheit" heifsen mufs. — Ziemlich vollständig ist die Lehre vom Gebrauch des Artikels. — An den Abrifs der Syntax schliefsen sich ein recht praktisches Kapitel über die Phraseologie einiger Zeitwörter, und ein recht überflüssiges über spanischen Satzbau.

Ausführlicher und im ganzen recht hübsch ist die Darstellung der Syntax bei Schmitz. Wenn das Buch auch vorwiegend dem gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr zu dienen beabsichtigt, so ist doch gerade diese Partie auch denjenigen sehr zu empfehlen, welche mit dem Studium des Portugiesischen litterarische Zwecke verfolgen. Wenigstens besitzen wir eine bessere Darstellung der portugiesischen Syntax meines Wissens nicht. (Die des Herrn von Reinhardstöttner z. B. ist entschieden schwächer.) — S. 164: „Andere Adjektiva haben nur komparativische Bedeutung und können nicht durch mais gesteigert werden, wie exterior, interior, anterior, posterior, superior, inferior; nur im Geschäftsleben sagt man zuweilen: esta fazenda é muito superior, diese Ware ist von viel besserer Qualität." Die genannten Adjektiva lassen keine weitere Komparierung zu, aber doch eine Verstärkung z. B. durch muito, und keineswegs ist diese auf den Geschäftsstil beschränkt. Ebendaselbst wird der Grund, warum Adjektiva wie portuguez, corporeo, vencedor, matador nicht kompariert werden, in deren Ableitung von Substantiven, resp. Verben gesucht (und peccador sündhaft mit dem Komparativ mais peccador als Ausnahme erwähnt), während offenbar die Bedeutung den Grund enthält. „Aufserdem können diejenigen Adjektiva nicht gesteigert werden, die einen Zustand ausdrücken, wie morto tot, nascido geboren, casado verheiratet, desterrado verbannt." Diese Adjektiva gehören mit den ersterwähnten zusammen; die Fassung: „die einen Zustand ausdrücken" ist aber einerseits zu weit (vergl. triste,

Digitized by Google

feliz), andererseits zu eng (vergl. portuguez). In linguas meio barbaras, hat meio nicht adjektivische, sondern adverbialische Funktion. S. 176 findet sich der Satz: „Nós não o tinhamos avisado wir hatten ihn nicht benachrichtigt", während o auf S. 174 (und auch schon S. 30) als bloſs sächliche Form angeführt worden ist. S. 177: „Statt seu, sua, gebraucht man meistens die Umschreibung de Vm.ce oder do Sñr oder da Sñra." Daſs dies nur von der zweiten Person gilt, ersieht man zwar sofort, dennoch muſste es gesagt werden. S. 179: „Nach den Ausdrücken eis-aqui hier ist, und eis-ali da ist, hat quem eine verallgemeinernde (?) Bedeutung; z. B. eis-aqui quem vós dirá a verdade, hier ist jemand, der auch die Wahrheit sagen wird." „Das, was drückt der Portugiese durch o que oder durch aquillo aus"; es muſs heiſsen: aquillo que. S. 185, Z. 7 v. o. soll es statt quem não sabe wohl heiſsen: quem nada sabe. S. 187: quem muito embarca, pouco aperta (entsprechend dem französischen: qui trop embrasse, mal étreint) ist doch nicht, wie es an dieser Stelle sein soll, ein Beispiel für die Veränderlichkeit von muito und pouco. Die sonderbare Regel: „Folgt auf mehr oder weniger ein als, so setzt man gewönlich de mais, de menos" wird erst verständlich durch die Beispiele: elle tem dez annos de mais que tu; tens dois contos de menos que eu. S. 195: anda lendo und anda a ler, werden unrichtig als bedeutungsgleich hingestellt. S. 200 wird angegeben, daſs bei nem .. nem das Prädikat „im Singular oder Plural" stehen könne: soweit meine Kenntnis reicht, ist (bei singularischem Subjekt) der Plural wenig gut. S. 204 ist die Regel über den Konjunktiv nach Konjunktionen (und dem Relativpronomen) augenscheinlich viel zu allgemein gefaſst. S. 211: „Die [Adverbial-]Endung mente kann in verschiedener Weise erklärt werden: erstens als Ablativus des lateinischen mens, mentis Absicht; zweitens leitet man es her von dem keltischen Substantiv ment, welches Weise bedeutet." Die zweite Erklärung möge der Verfasser getrost streichen. — Ein Anhang giebt einiges aus der portugiesischen Lautlehre (wobei die verschiedenen Entwickelungen des nämlichen Lautes der Grundsprache rein äuſserlich und anscheinend als gleichberechtigt nebeneinander gestellt sind) und die hauptsächlichen Daten der Litteraturgeschichte.

Wenn wir zum Schluſs noch etwas über die mit der Grammatik verbundenen Übersetzungs- und sonstigen Übungsstoffe, welche ebenfalls in den beiden Büchern ganz gleichartig sind, sagen sollen, so sind auch diese im ganzen recht praktisch; um sie im einzelnen beurteilen zu können, müſste man die beiden Lehrbücher einmal dem Unterrichte zu Grunde gelegt haben. Hierzu fehlte dem Referenten die Gelegenheit. Die Exercicios (spanisch-deutsche Übersetzungsstoffe) und Temas (deutsch-spanische) bezw. Exercicios und Temas führen recht gut in die Umgangs- und Schriftsprache ein, wenn sich auch, hauptsächlich im Anfange, hier und da eine Plattheit à la Ollendorff einschleicht. Es folgt meist ein Abschnitt: Conversacion (Conversação) — hinter einem zusammenhängenden Stücke auch wohl als Rekapitulacion sich über deren Inhalt erstreckend — welcher sich sehr zum Auswendiglernen eignen dürfte.

Im ganzen sind die spanische Grammatik von Schilling und die portugiesische Grammatik von Schmitz trotz einiger Mängel für die praktischen Zwecke unter allen mir bekannten Lehrbüchern die besten.

Dr. Franz Lütgenau.

Franz Hirsch, Geschichte der Deutschen von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig u. Berlin, W. Friedrich.

Deutsche Litteraturgeschichten giebt es wie Sand am Meere. Die wenigsten davon sind indessen wirklich lesbar. Der eine Verfasser ist zu gelehrt, der andere zu oberflächlich. Dieser begnügt sich mit weitschichtigen

Digitized by Google

bibliographischen Nachweisungen, jener erdrückt sein Werk mit kritischen Ausführungen, welche das Bild des Dichters und Schriftstellers gleichsam verdecken. Und doch sollte letzteres die Hauptsache sein. Denn aus einer Litteraturgeschichte will man doch eben die Dichter und Schriftsteller selber kennen lernen, nicht nur die Meinungen des Verfassers. Sie sollen seine Schilderungen fest und deutlich zeichnen, dafs wir eine Vorstellung von ihren Werken und ihrem Wirken bekommen. Nur eine solche Darstellung wird zugleich anregend genug sein, dafs wir uns von der Geschichte zu den Thaten, d. h. zu den Büchern wenden. Die meisten Litterarhistoriker wollen eine solche Anregung gar nicht geben. Sie kommen der Neigung des deutschen Publikums entgegen, welches bekanntlich lieber über die Bücher, als diese selbst liest. Fragt man sich schliefslich, was man aus einem solchen Werke erfahren hat, so beschränkt es sich besten Falles darauf, dafs der Autor ein geistreicher Mann ist.

Die Geschichte der deutschen Litteratur von Franz Hirsch macht in dieser Beziehung eine rühmliche Ausnahme. Sie verrät gründliches Wissen, ist aber trotzdem leicht und volkstümlich geschrieben. Überall tritt uns eine eigene Meinung entgegen, aber der Stoff kommt darüber nicht zu kurz. Man mag mit Hirsch nicht immer übereinstimmen, stets hat man das erfreuliche Gefühl, dafs er bei der Sache ist, dafs ihn echte Begeisterung führt und er diese auch im Leser zu erwecken bestrebt ist.

Davon legt schon die Schilderung der mittelalterlichen Poesie Zeugnis ab. Hier ist nichts von Voreingenommenheit gegen das ritterliche Zeitalter des Glaubens zu spüren; selbst den beiden grofsen Gegensätzen, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Strafsburg, wird Hirsch in objektivster Weise gerecht. Interessant ist seine Stellung zu der Roswitha- und Nibelungen-Frage. Unter dem Namen der gelehrten Nonne Roswitha von Gandersheim besitzen wir bekanntlich eine Anzahl lateinischer Komödien, welche Heiligenlegenden behandeln. Vor einigen Jahren hat nun ein Wiener Gelehrter, Aschbach, nachzuweisen versucht, dafs diese Komödien eine grofsartige Fälschung sind, und ihr eigentlicher Verfasser der berühmte Humanist Konrad Celtes ist. Hirsch tritt dieser Hypothese in vollstem Umfange bei, die Aschbach vornehmlich auf stilistische und sprachliche Gründe gestützt hat. Man braucht in der That nur die Inhaltsangabe jener, trotz der darin auftretenden Heiligen, höchst bedenklichen Komödien zu lesen, um sich zu sagen, dafs in diesem Tone allenfalls ein Humanist der Renaissance, nicht aber eine Nonne im alten Sachsenland zur Zeit Kaiser Ottos I. dichten konnte. Allerdings hat man gerade deshalb oft ein Langes und Breites über Roswithas Naivetät und die Unbefangenheit jener frühen Zeiten geschrieben, allein das sind im Grunde doch nur Phrasen, die das Unerklärliche erklären sollen.

Eignet sich Hirsch hier die scharfe moderne Kritik an, so macht er beim Nibelungenliede dagegen Front und tritt der Lachmannschen Anschauung, als sei das grofse Epos wie durch ein Wunder aus allerhand Volksballaden zusammengewachsen, entschieden entgegen. Lachmanns Versuch hatte bekanntlich den vornehmsten Zweck, der berühmten Theorie F. A. Wolffs über die Entstehung der homerischen Epen etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen. Müllenhoff, der Schüler Lachmanns, hat dann dasselbe für die Gudrun unternommen. Schade, dafs nicht noch ein Epos vorhanden war, an dem man seine Kunst hätte üben können. Unsere grofsen Dichter wollten schon von Wolffs Ansichten nichts wissen. Wir meinen, dafs ein Dichter in dieser Beziehung doch noch mehr versteht als ein Kritiker. So gut wie man bei Homer und den Nibelungen den individuellen Dichter wegdisputiert, könnte man auch Firdusi in die Mythologie verweisen. Sehr richtig macht Hirsch darauf aufmerksam, wie, wenn es genügte, Widersprüche und stilistische Ungleichheiten aufzufinden, ein Lachmann der Zukunft vielleicht noch zu dem Schlusse kommen wird,

Digitized by Google

Schillers Wallenstein und Goethes Faust seien gleichfalls nicht das Werk eines einzelnen. Übrigens vergleiche man einmal das Nibelungenlied. oder besser noch: die von Lachmann ausgesonderten angeblichen Urlieder mit denjenigen Liedern der Edda, welche die Siegfried-Sage behandeln. Hier alles balladenartige Konzentration, die in dramatischer Abgeschlossenheit vor uns steht, dort nichts Selbständiges, alles nur aus dem Ganzen verständlich. Halten wir deshalb daran fest, einen Dichter der Nibelungen zu verehren und lassen wir den „dichtenden Volksgeist“ beiseite, der eine Abstraktion ist, und auch das kleinste Lied noch nicht zu stande gebracht hat. Oder glaubt man wirklich, dafs sich allgemeine Gedanken in der Luft plötzlich zu Versen „verdichten“, etwa wie Wasserdämpfe zu Wolken?

Der erste Teil des vorliegenden Werkes geht bis zum Ausgange des Mittelalters, der zweite bis Lessings Tod. Von hervorragendem Werte sind hier die Kapitel über Luther und Hans Sachs. Der Verfasser gehört nicht zu jenen Principienreitern, die um der religiösen Bedeutung der Reformation willen die vielen moralischen und politischen Schattenseiten jener Periode bemänteln. Er schildert zudem Luther weniger vom Standpunkte des Theologen, mehr als Sprachbildner, Dichter und gemütstiefen echt deutschen Mann. Ebenso mit dem Herzen ist die Würdigung Hans Sachsens geschrieben. Hirsch meint, Sachs nähme in der damaligen deutschen Litteratur eine ähnliche centrale Stellung ein wie Shakespeare in der englischen. Was bei dem einen die Universalität der dichterischen Fähigkeit, ist bei dem anderen die Universalität in der Anhäufung des Stoffes. Als Poet kann man ja unseren wackeren Schuster nicht neben Shakespeare stellen, aber beide sind bezeichnend für die Nation, der sie angehören. Wer nicht zu den Shakespearomanen gehört, die den grofsen Briten mit einem muselmännischen poetischen Monotheismus verehren, der wird das begreifen, und es auch nicht belächeln, wenn wir sagen, dafs Goethe mit seiner Vielseitigkeit, seiner Neigung zur ruhigen Beschaulichkeit und echten Volksmäfsigkeit gleichsam ein verklärt wiedergeborener Hans Sachs war. Hier, wie bei jedem Dichter, führt Hirsch übrigens charakteristische Proben an. Im Mittelalter meist eine Übersetzung, bisweilen auch den Urtext. Letzteres können wir nur billigen, dagegen finden wir die Manier, die Dichter des Reformationszeitalters in ihrer schaudervollen, systemlosen Urorthographie abzudrucken, unpraktisch, obschon es heutzutage zum litterarhistorischen guten Ton gehört. Es wird uns dadurch unnötigerweise das Verständnis erschwert. Das ist doch so, als wollte man an einem silbernen Becher aus alter Zeit Rost und Schmutz sitzen lassen. Gehören diese zum Kunstwerk? Nein! Dagegen haben wir die Kapitel über Gottsched und die Schweizer, Gottsched und Lessing wieder mit grofsem Genufs und aufrichtigem Beifall gelesen. Auch Lessing gegenüber bewahrt sich Hirsch seine Ruhe. Trefflich ist, wie er an der Unfähigkeit Lessings, den aufstrebenden Goethe zu verstehen, die Grenzen seines Geistes aufzeigt. Wer dem Verfasser bis hierher gefolgt ist, der wird jedenfalls wünschen, dafs derselbe seine Arbeit recht bald zu einem glücklichen Ende führen möge. H. H.

Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. T. H. Otto Weddigen. München, Verlag von Georg Callwey, 1884.

Verfasser behandelt im vorliegenden Werke das kirchliche, das historische, das erotische, das sociale Volkslied; ferner Volksballaden und Romanzen, didaktische Volkspoesie (Satire, Pasquill, Epigramm, Priamel), Fabeln, Sprichwörter, Volkssagen, Volksmärchen, Volksbücher, Schwänke, poetische Erzählungen, Volksromane und Volksschauspiele.

Digitized by Google

Er ist der erste, welcher — abgesehen von den in kein System gebrachten Forschungen Uhlands u. s. w. — uns das ganze Gebiet der Volkspoesie, dieses ewig frischen Quells, worin die Kunstpoesie, wenn sie altert, sich wieder kräftigen und verjüngen kann, mit Gründlichkeit und Liebe uns vor Augen führt. An Litteraturgeschichten haben wir keinen Mangel; aber eine „Geschichte der deutschen Volkspoesie" fehlte uns bisher völlig. Weddigen, durch seine zahlreichen Schriften vorteilhaft bekannt, hat überall mit dem Auge des Forschers und Dichters gesehen, und so hat er uns in seinem neuesten Werke eine Leistung gereicht, welche uneingeschränktes Lob verdient. Gewiſs sagt er selbst, daſs die bessernde Hand und nachfolgende Forscher noch manches nachtragen werden, denn das Gebiet ist fast unerschöpflich, aber man hat eben zu bedenken, daſs vorliegendes Buch der erste Versuch ist. Abgesehen davon ist die Diktion, die Begeisterung für den Gegenstand an dem Werke so wohlthuend, daſs wir es aufrichtig allen Schul- und Privatbibliotheken empfehlen können. Es bildet ein notwendiges Supplement zu jeder Litteraturgeschichte. Dr. A.

Elementarbuch der italienischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht. Von Sophie Heim, Lehrerin des Italienischen an der höheren Töchterschule in Zürich. Zweite durchgesehene und mit einem Wörterverzeichnis versehene Auflage. Zürich 1884. 284 Seiten.

S. Heims Elementarbuch des Italienischen muſs jeder begierig sein kennen zu lernen, der ihre so anziehenden Lesestücke aus neueren italienischen Schriftstellern gesehen hat. Die Erwartung wird auch nicht getäuscht, die gute Bekanntschaft mit dem heutigen Gebrauche zeigt sich auch hier in manchem kleinen Zuge, und macht dem Kenner Vergnügen. Dem Titel entsprechend ist das Buch vorwiegend sehr stark mit Übungsbeispielen gesättigt, so daſs man u. a. hier das ganze Einmaleins bis zu 24 mal 24 hinab in Zahlen gedruckt findet, damit man es italienisch ablese, und wer im Rechnen zurückgeblieben ist, kann es hier zugleich noch lernen. Bis S 174 reicht die Formenlehre, sie ist einfach, klar, nicht oberflächlich. Selten ist etwas zu erinnern. Die Accentlehre ist dürftig, und signór Orazio ist in signor Orázio zu verbessern, wie ich hier schon zu vielen Grammatiken angemerkt habe, vgl. meine Sprachlehre S. 31. Die Syntax ist in starker Anlehnung an Fornasiari, Sintassi italiana dell' uso moderno nicht ohne Geschick abgefaſst. Eine tiefer gehende Richtung, Betrachtung der älteren Sprache gehört wenig zu der Aufgabe des Buches, und darf man sie nicht eigentlich darin suchen. Das Deutsche in dem Buche ist nur zuweilen etwas ungewöhnlich; am meisten ist mir aufgefallen, daſs „statt" und „wegen" immer den dritten statt des zweiten Falles nach sich haben.

Fr. Müller, Grundriſs der Sprachwissenschaft. III. Band: Die Sprachen der lockenhaarigen Rassen; II. Abteilung: Die Sprachen der mittelländischen Rasse, I. Hälfte. „Fortsetzung und Schluſs des ganzen Werkes (Bogen 15 ff., Seite 225 ff.) werden im Laufe des nächsten Jahres erscheinen." Wien 1885. 224 Seiten.

Die in dem vorliegenden Stücke von Fr. Müllers Werke behandelten Sprachen sind die Sprache der Basken und die Sprachen des Kaukasus. Die Behandlung des Baskischen auf S. 1—47 ist eingehend, mehr als man auf dem kleinen Raume erwarten sollte, klar und hübsch, von der Art, daſs

Digitized by Google

sie zu einer genauen Bekanntschaft mit dieser Sprache vollständig hinreichen würde, wenn man nicht eine etwas stärkere Auseinanderhaltung und Schilderung der Mundarten, sowie einige poetische Sprachproben vermifste. Mit Recht ist hier wesentlich die Grammaire comparée des dialectes basques des Van Eys zu Grunde gelegt worden. Einige vergleichende Blicke auf amerikanische, früher in diesem Werke behandelte Sprachen sind anziehend, doch bleibt wohl hier noch manches zu bemerken übrig: so scheint mir, würde eine Vergleichung des Ungarischen und der verwandten Sprachen hier nicht unrichtig, auf vielen Punkten beruhend sein und sich fast von selbst aufdrängen. Ich mache nur auf die Formen des ungarischen Zeitwortes aufmerksam, welche das Objekt gleich in sich enthalten. Auch wundert mich, in einem Werke wie das vorliegende gar nicht einmal ein Wort über die in so vielen zum Teil weit auseinander stehenden Sprachen sich begegnenden Formen für die Zahl sechs zu treffen: auch hier heifst séi sechs. Van Eys schreibt übrigens nur sei, erwähnt aber nach Larramendis Wörterbuch hierzu Pluralformen seyac und seyrac, so dafs es, wie er, Van Eys, nicht übel bemerkt, wohl eigentlich seir, nicht nur sei geheifsen haben mufs. Auf das Pluralzeichen k im Ungarischen und Finnischen wie im Baskischen weist schon Van Eys hin: es ist auffällig genug. Die kaukasischen Sprachen werden in zwei Familien, die nordkaukasische und die südkaukasische eingeteilt. Die erstere umfafst neun Sprachen: die der Abchasen (Aaphsua), die der Awaren, die der Kasikumüken (Lak), die der Artschi, die der Hurkanen, die der Kürinen, die der Uden, die der Tschetschenzen (Naχtsuoi) und die der khistischen Thuschethier (Batsa), Hauptquelle sind hier wohl Schiefners Arbeiten; auf die Schrift des Schora-Bekmursin-Nogmow: Die Sagen und Lieder des Tscherkessenvolkes, bearbeitet von Bergé, das freilich mehr die Völkerschaften als deren Sprachen betrifft, scheint nicht geachtet zu sein. Die Nachrichten gehen hier sehr ins Einzelne: man beachte nur, dafs die Sprache der Artschi einem Volke von etwa 500 Individuen angehört. Die südkaukasischen Sprachen, welche hier betrachtet werden, sind: Georgisch, Mingrelisch, Lazisch, Suanisch. Das Georgische ist durch Brosset, Éléments de la langue géorgienne, Paris 1837, allgemein zugänglich geworden. Ihm schliefsen sich Mingrelisch und Lazisch ziemlich eng an, während das Suanische etwas mehr für sich steht. Grofs aber ist der Gegensatz zwischen der nordkaukasischen und der südkaukasischen Gruppe, so dafs der Verfasser oft Mühe hat, überhaupt noch Berührungspunkte zwischen beiden herauszufinden. H. Buchholtz.

Martin Hartmann, Chronologisch geordnete Auswahl der Gedichte Victor Hugos, Heft 2 und 3. Leipzig, Teubner, 1884. IV u. 115, bezw. IV u. 128 S. Preis Mk. 1,20.

Die hohen Erwartungen, die das erste Heft der Hartmannschen Auswahl aus Hugo (vergl. Archiv, Bd. LXXII, p. 107 ff.) bei den Freunden des Dichters erregt hatte, sind vom Herausgeber nicht getäuscht worden. Wie das Werk vollendet daliegt, kann ihm eine hervorragende Bedeutung für den neusprachlichen Unterricht beigemessen werden. Man darf Victor Hugo infolge des Erscheinens dieser Auswahl als zum Kanon der französischen Lektüre gehörig betrachten.

Gewifs hat es manchem Kollegen nicht an der Absicht gefehlt, sich mit Victor Hugo vertrauter zu machen, um den allzu engen Kreis der poetischen Schullektüre zu erweitern und unseren Jungen diese kraftvolle edle Poesie näher zu bringen. Aber bei der Absicht dürfte es in den meisten Fällen geblieben sein. Denn man wird selbst von strebsamen Lehrern nicht erwarten wollen, dafs sie durch die siebzehn Bände Lyrik und

Digitized by Google

Epik der Édition définitive sich durchlesen, wo manches Minderwertige mit aufgenommen ist, was die Wogen der Zeit doch spurlos hinwegspülen werden. Schon aus diesem Grunde ist das Unternehmen Martin Hartmanns zeitgemäfs. Eine vernünftige Auswahl aus der gewaltigen Masse der Hugoschen Dichtungen, eine geschmackvolle Blütenlese des Edelsten und wahrhaft Unvergänglichen, in welcher aber auch alle Seiten des vielseitigsten aller neueren Lyriker würdig vertreten wären, von den duftigsten lyrischen Blüten bis zu den zornsprühenden, geharnischten Dichtungen hinauf, — ein solches Buch hätte dem Dichter viele Freunde zugeführt. Jetzt liegt ein Blumenstraufs von 136 Dichtungen da, mit feinem Geschmack und pädagogischem Takte ausgesucht und gruppiert.

Referent beschäftigt sich seit Anfang seiner Studienzeit mit Victor Hugo und kann sich rühmen, den Dichter gründlich zu kennen. Noch nie aber ist die ehrwürdige Gestalt des Dichtergreises ihm so leibhaftig entgegengetreten wie nach dem Lesen der 136 von Hartmann ausgewählten Dichtungen. Hier entwickelt sich der Jüngling vom Jahre 1820 vor unseren Augen. Zuerst singt er von seinem heldenmütigen Vater, von Königtum und Vaterland, von Gott dem Allmächtigen und dem Helden Napoleon. Er ist dann der stets gütige Kinderfreund, der seine eigene Familie vergöttert. Der Tod der geliebten Tochter bringt ihn dem Wahnsinn nahe, und mutig rafft er sich auf. Der Staatsstreich vom 2. Dezember raubt ihm die Heimat, zwanzig Jahre harrt er blutenden Herzens im Auslande aus, bis mit dem Tage von Sedan „*l'homme*“, sein Todfeind, in den Staub zurücksinkt. Und noch ertönt sein Schlachtruf, denn sein Gewissen ist lauter und rein, er hat stets nach Wahrheit gestrebt und nie ein unsittliches Wort ausgesprochen:

Je combattis pour la pensée,
Pour le devoir, pour Dieu nié,
Pour la grande France éclipsée,
Pour le soleil calomnié,
Je combattis l'ombre et l'envie
Sans peur, sans tache à mon écu;
Puis il se trouva — c'est la vie —
Qu'ayant lutté, je fus vaincu.
(Quatre Vents, Livre lyrique Nr. 15.)

J'ai des pleurs à mon œil qui pense,
Des trous à ma robe en lambeau;
Je n'ai rien à la conscience:
Ouvre, tombeau!
(Contempl. VI, 24.)

Der tadellosen Auswahl* entsprechen die Anmerkungen. Hartmann giebt meist sachliches Material und hat hier Gelegenheit, mit einer weitumfassenden Belesenheit und äufserst eingehenden Detailkenntnis** alles dessen zu glänzen, was nur irgendwie mit Victor Hugo zusammenhängt. Man vergleiche z. B. die Bemerkungen zum Gedichte au Statuaire David, ferner die scharfsinnigen Beobachtungen des Sprachgebrauchs, über Chiasmus von Adjektiv und Substantiv, über Wiederkehr einzelner Aus-

* Aufser den beiden Distichen Nr. 98 und 131 könnte am ehesten la Rose de l'Infante (Nr. 115) wegen seiner Länge fehlen (247 Verse).

** Die Vermutung, dafs Nr. 27 und 35 dem Maler Louis Boulanger gewidmet sind, ist zutreffend. Viele andere Gedichte, so Ballade 8 und 13, sind gleichfalls an ihn gerichtet; Mazeppa (Orient. 20) wurde durch das im „Salon“ vielbewunderte Bild Boulangers angeregt. Ferner hat Hugo seinem treuen Freunde Feuilles d'automne Nr. 27 und 28, sowie die meisten Briefe aus der Rheinreise gewidmet.

Digitized by Google

drücke, wie *l'ombre*, in den Dichtungen der späteren Periode etc. etc. Nach dieser Seite hin hätte vielleicht der Kommentar erweitert werden dürfen: so hätte auf den stehenden Ausdruck *saigner* statt souffrir, auf die häufige Wiederkehr der Worte *gouffre*, *abime* etc. und ganz besonders auf das immer häufiger werdende Epitheton *âpre* hingewiesen werden können. Wir notieren aufs Geratewohl aus Heft 3: *âpre exil, âpre chemin, âpre forêt, espace âpre et silencieux, âpre escarpement, âpre fleur des dunes, leur souffre âpre et chaud, seul dans cette âpre nuit, avec un âpre accent* etc. etc.

Andererseits hätte der Wegfall blofser Worterklärungen, wie *chaume* (Nr. 37, 4), *faire un rêve* (Nr. 29, 9 und 51, 1), *traits* (97, 24), *mon pays* (101, 11), Raum für notwendigere Erläuterungen geschaffen, z. B. zu *le crâne géant* des Äschylos in Nr. 32. Hier liegt die Anspielung auf die thörichte Fabel von Äschylos' Tod (cf. Welcker, Alte Dkm. II, 341) und das Orakel *οὐράνιόν σε βέλος κατακτανεῖ* nicht für jedermann nahe.

Ferner ist *mante* Nr. 119, VI, 19 unrichtig mit „Bettdecke" wiedergegeben; das Richtige geben trotz Littré die voraufgehenden Worte *elle prend sa lanterne et sa cape* (119, V, 1). Die Stelle aus l'Expiation (90, VII, 25):

> Ils traînent sur Paris qui les voit s'étaler,
> Des sabres qu'au besoin *ils sauraient avaler*

scheint uns durch die Anmerkung nicht genügend erklärt. Der wahre Sinn geht aus dem bitter höhnenden Tone des ganzen Gedichtes und dem Vergleich der napoleonischen Bande mit einer Kunstreitertruppe klar hervor. Vergl. Bonaparte, écuyer du *cirque Beauharnais* (22); et du champ de bataille il tombe au *champ de foire* (25); *on quête des liards* dans le petit chapeau (45); toi spectre impérial, *tu bats la grosse caisse* (72).

So korrekt der Druck auch im Verhältnis zu anderen Ausgaben ist, es sind immerhin in den beiden Heften Accents-, Tirets- und ähnliche Versehen etwa zehn, andere Druckfehler* ebenso viele im Verzeichnis unberücksichtigt geblieben.

Das am Schlufs beigegebene „Verzeichnis der in Frage kommenden Litteratur" giebt nicht weniger als dreiundsiebzig gröfsere oder kleinere Werke, die manchmal nur nebenbei mit Victor Hugo sich beschäftigen. Hier ruht viel Unbedeutendes neben altberühmten Werken in gemütlichster Eintracht, so Sarrazins kleiner Vortrag über das franz. Drama des 19. Jahrhunderts neben Sainte-Beuves epochemachenden Kritiken. Vollständig soll ein derartiges Verzeichnis natürlich nicht sein; doch hätten folgende allgemein zugänglichen Schriften ebenfalls Aufnahme verdient:

1) Schmidt-Weifsenfels, Frankreichs moderne Litteratur seit der Restauration. Berlin 1856. 2 Bde.

2) P. Stapfer, Études sur la litt. franç. moderne et contemporaine. Paris 1881.

3) Maxime du Camp, Souvenirs littéraires. Paris 1882. 2 Bde.

4) P. Paris, Apologie du Romantisme. Paris 1824 (dem Ref. nicht zur Hand und nur aus dem Bericht über die Sitzung vom 17. Nov. 1882 der Acad. des Inscr. im „Temps" bekannt).

5) Rob. Prölfs, Das neuere Drama in Frankreich. Leipzig 1881 (II, 1 der Geschichte des neueren Dramas).

---

* Fehlende Tirets Nr. 27, 115; 82, 77; Accents und dergl. Nr. 52, 154; 54, 82; 111, 53; 113, 52; 114, 154; 118, 12; 120, 28. — Druckfehler: Nr. 51, V, 3 *sour*; Nr. 113, 59, 133, 41 fehlt jeweils ein *e* an *sir*, *noir*; Nr. 135, 29 u statt n; 104, 8 c statt e; 53, 151 *qui* statt *qu'*; Nr. 127 ist das *nous* aus Vers 27 nach 31 gerückt worden. Geringere in der Anmerkung zu 31, I, 1 und 88, 19, 51, III, 31.

Digitized by Google

6) H. Born, Die romantische Schule in Deutschland und Frankreich. Heidelberg 1879 (Vortrag II, 4 der Frommelschen Sammlung).

7) Ludw. Spach, Zur Gesch. der mod. franz. Litt. Strafsb. 1877.

8) Beumelberg, Über den Versbau in den Dramen Victor Hugos. Oldenburg 1883 (Progr. der Cäcilienschule).

9) Serre, Le sublime Goethe et Victor Hugo. Paris 1881.

10) Leffondrey, V. Hugo le petit. Paris 1872 (elendes Pamphlet).

11) Zola, Mes Haines und Le Roman expérimental.

12) Archiv f. d. Stud. etc. I, 375; V, 64; XXXII, 1; XXXVII, 166 und öfter.

Andere werden sicherlich noch mehr nachtragen können, denn die Hugo-Litteratur ist eine unübersehbare. Mit Parodien allein — auch diese gehören zur allseitigen Kenntnis des Dichters — könnte man eine Bibliothek füllen.*

Wir können diese Besprechung nicht abschliefsen, ohne an die hochverdiente Verlagshandlung die Mahnung zu richten, sie möge von Hartmanns vorzüglicher Auswahl auch für das grofse Publikum eine Ausgabe in einem Bande in entsprechender Ausstattung veranstalten.. Ohne Zweifel würde dieselbe gerade jetzt kurz nach des Meisters Tod als „Festgeschenk" die weiteste Verbreitung finden und auf das oberflächlich absprechende Urteil der sogenannten Gebildeten uber französische Lyrik einen überaus wohlthätigen Einflufs üben. Denn noch kein Urteilsfähiger hat von Hugos unvergänglichen Werken Kenntnis genommen, ohne die seit 1870 bei aller Welt gangbar gewordene Ansicht über den Dichter über Bord zu werfen.

G. Strien, Choix de Poésies françaises à l'usage des écoles secondaires. Halle 1884, Eug. Strien. VI und 57 Seiten. Preis geb. 1 Mk.

Seitdem die Lektüre ganzer Werke französischer Autoren den Kernpunkt des Unterrichts bildet und die Chrestomathie von Tertia ab verbannt ist, hat wohl mehr als ein Kollege den Mangel einer solchen empfunden, wenn es sich darum handelte, etwas Abwechselung in die Einförmigkeit der historischen oder tragischen Lektüre zu bringen, wie sie semesterlang getrieben wird. Es ist allerdings sehr schön, wenn ein Primaner beim Verlassen des Gymnasiums vier bis fünf Historiker, drei bis vier Stücke von Corneille, Racine und Molière und allenfalls noch Mirabeaus Reden gelesen hat, aber von der überreichen Lyrik der Franzosen hat er keinen Begriff und wird im späteren Leben die alltäglichen Urteile der „Gebildeten" getreulich nachbeten, wenn er nicht gerade neuere Sprachen zum Fachstudium wählt. Schon darum ist eine Anthologie wenigstens für Sekunda und Prima neben den Schulausgaben unentbehrlich.

Diese Lücke will G. Strien durch vorliegende Sammlung von dreifsig Gedichten ausfüllen: Der Schüler soll sie von Tertia bis Prima mitführen und alljährlich fünf Gedichte auswendig lernen, so dafs er beim Verlassen des Gymnasiums einen hübschen Vorrat französischer Dichtung mit ins Leben nimmt. Mit der hohen Meinung Striens vom Werte des Auswendiglernens ist Referent ganz und gar einverstanden und hat besonders in der Mittelstufe ihn genügend kennen gelernt. Es fragt sich nur, ob eine Gedichtsammlung schon die Tertia berücksichtigen mufs, da auf dieser

* Paul Albert erwähnt pag. 36: Harnali, ou la contrainte par cor. — Antoine, Aperçus etc. p. 134: Les Hures graves, Parodie zu den Burgraves von Clairville; Baumgarten, La France qui rit, p. 151—169: Les Boules graves oder les Burgs infiniment trop graves von Philipon (vergl. auch Max. du Camp a. a. O. I, 236).

Digitized by Google

Stufe noch die Chrestomathie genügenden Memorierstoff bietet. Ferner ist es fraglich, ob Abschnitte aus den sogen. klassischen Dichtern in die Gedichtsammlung aufzunehmen sind; denn die Tragiker werden in IIa und I ohnehin gelesen, so dafs der Lehrer einzelne Abschnitte bei Gelegenheit auswendig lernen lassen kann. Dem Ref. schwebte vielmehr als Muster eine für II und I berechnete Auswahl der neueren Lyrik vor.

Sieht man aber von diesen rein principiellen Bedenken ab und prüft den relativen Wert von Striens *Choix de Poésies*, so kann man dem Buche sowohl hinsichtlich der geschmackvollen Auswahl als auch der vorgeschlagenen* Reihenfolge nur die wärmste Anerkennung zollen und ihm eine möglichst grofse Verbreitung wünschen. Zudem ist die Ausstattung mustergültig, ähnlich der der Rengerschen Schulbibliothek, und der Preis sehr mäfsig.

Karl Foth, Bonaparte en Égypte, aus Thiers, Hist. de la Rév. franç. und Hist. du Cons. et de l'Empire. — Leipzig, Rengersche Buchhdlg., 1885. XII und 116 S. mit drei Karten. In Leinw. geb. Mk. 1,40.

Von Thiers' weitschichtigem Nationalwerk dürfte der Abschnitt über den abenteuerlichen Feldzug nach Ägypten in deutschen Schulen der bekannteste sein, einmal weil der einseitige Lobredner des Schlachtenkaisers hier keine empfindlichen Patrioten verletzen kann, und dann weil diese Partie leicht aus dem Zusammenhang sich reifsen läfst und somit gerade für ein Semester passenden Lesestoff bildet. Wer in Obersekunda oder Unterprima unterrichtet, wird sie nicht ignorieren dürfen.

Foths Ausgabe darf ihrem inneren Werte wie ihrer äufseren Beschaffenheit nach als vortrefflich bezeichnet werden. Der Text ist in neunzehn Kapitel eingeteilt, was den raschen Überblick sehr fördert. Indessen notieren wir auf S. 2—24 fünf Accentsfehler und auf S. 5—82 ebenso viele Versehen, während die anderen Bogen absolut korrekt sind. Die sprachlichen Anmerkungen sind, den Grundsätzen der Rengerschen Schulbibliothek entsprechend, sehr spärlich, etwa 25 in den acht Bogen Text. So sehr diese Sparsamkeit im Interesse der Selbständigkeit des Schülers geraten erscheint, wir hätten doch hin und wieder bei Ausdrücken wie *un feu plongeant et meurtrier*, oder *la turbulence envahissante de la France* die entsprechende deutsche Übersetzung gewünscht.

Reiche Belehrung bietet der mit drei Kartenskizzen bereicherte sachliche Anhang. Die knappen und inhaltreichen Einleitungen sind gleichfalls zweckentsprechend. Nur will dem Ref. der biedere Carnot, der organisateur de la victoire, nicht recht als „royalistisch gesinnt" erscheinen. Ferner hätte vielleicht die eine oder die andere kritische Bemerkung Thiers' parteiische Angaben richtigstellen dürfen: so ist z. B. die Verdächtigung

---

* IIIb: *Le Corbeau et le Renard* (La Font.); *le Lab. et ses Enfants* (id.); *l'Enfant aimé du Seigneur* (Racine); *les Hirondelles* (Béranger); *la Cloche* (Lamart.). — IIIa: *le Chêne et le Roseau* und *les Animaux mal. de la peste* (La F.); *le Meunier Sans-Souci* (Andrieux); *le Montagnard émigré* (Chateaubriand); *Charlottembourg* (id.). — IIb: *Adieux de Marie Stuart* (Bér.); *la Chute des Feuilles* (Millevoye); *la Grand-mère*, *Extase* und *Pour les Pauvres* (V. Hugo). — IIa: *Victoire du Cid* und *Auguste et Cinna* (Corn.); *Mon Habit* und *le Tailleur et la Fée* (Bér.); *l'Automne* (Lamart.). — Ib: *Mort d'Hippol.* und *Louanges de Dieu* (Racine); *Mort de Coligny* (Volt.); *la jeune Captive* (Chénier); *le Cor* (Vigny). — Ia: *Misanthrope* (Mol.); *Apologie de la Satire* (Boileau; ein schauerlich langweiliges Stück, das einzige der Sammlung, was nicht glücklich gewählt ist!); *Origines de la poésie franç.* (Boileau); *Mort de Jeanne d'Arc* (Delavigne); *Qu'est-ce que la Poésie* (Musset).

Digitized by Google

Poussielgues, wie aus dem 1845 veröffentlichten Aktenmaterial ersichtlich (Protokoll des Kriegsrats vom 1. Pluv. VIII, Berichte Klébers und Desaix', Korresp. mit dem Grofsvezier), nicht ganz gerechtfertigt. Indessen wollen viele Schulmänner die historische Kritik aus der Schule verbannt wissen: also — habeat sibi.

Die Ausstattung der Fothschen Ausgabe ist tadellos, der Preis für das elegant in Leinen gebundene Büchlein sehr mäfsig. Somit wird dasselbe rasch in den höheren Schulen Eingang finden.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Petry, Die wichtigsten Eigentümlichkeiten der englischen Syntax. 4. Auflage. Remscheid, H. Krumm.

Infolge der warmen Empfehlung, welche Dr. Lüttge den beiden ersten Ausgaben dieses trefflichen Büchleins in dem Archiv gewidmet hatte, machte Ref. einen praktischen Versuch mit demselben bei seinem Unterrichte in der Schule, und er kann jetzt nach seiner Erfahrung nur bestätigen, was der frühere Recensent dem Buche nachrühmte. Es ist das Notwendige in vollkommen hinreichender Weise hier gegeben, und der Verf. leidet nicht an der in den neueren grammatischen Hilfsbüchern so häufig sich kundgebenden Manie der Vollständigkeit. Die Regeln sind einfach, klar, präcis, und die Wahl der Übungsbeispiele ist ganz vortrefflich; überdies hat Ref. an verschiedenen Stellen dieser neuesten Ausgabe die verbessernde Hand des aufmerksamen Verfassers mit Dank bemerkt.

Zeitschriftenschau.

Fiàmuri Arbërit, La Bandiera dell' Albania.

Anno 1, Corigliano Calabro, 30 Aprile 1884, Num. 7.

S. I—V bringt die Fortsetzung des Berichts über die albanische Schule in Italien; Anerkennung und Unterstützung vom Papste. S. V einige Verse von Giuseppe de Rada. S. V—VIII. Über den Palast Adriano von Gabriele Cav. Dara: handelt von Albaniern auf Sicilien; noch dort vertretene Namen von Albaniern werden genannt, darunter auch der des Verfassers, dem sein Vater eine von ihm verfafste Schilderung albanischer Sitten, sowie auch ein albanisch-italienisches und italienisch-albanisches Wörterbuch hinterliefs, welches alle bisher gedruckten übertrifft. Der Palazzo Adriano, noch heute ein Besitz des Königs, wird von Albaniern und Italienern bewohnt, trefflichen Leuten, die öfter durch Gaben an den König verhinderten, dafs derselbe verkauft wurde.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Maggio 1884, Num. 8.

S. I. Nachrichten von Albanien. S. II—IV. Programm der Radikalen in Ungarn: dieselben sind Freunde der Albanier und im Wesentlichen mit des Herausgebers Schrift „Quanto di libertà e di ottimo vivere sia nei governi rappresentativi, Napoli 1882" einverstanden. S. IV—VI. Ein Lobgesang auf den Mond, von P. Fra Antonio Santori: der Herausgeber merkt zweimal an, wie die Sprache durch den Reim leide. S. VI—VII. Wieder ein Stückchen: achten wir auf das Leben ehe es untergeht. S. VII—VIII. Über die albanischen Wörter àt Vater, ëëm Mutter, sis Muttermilch, Mutterbrust. Es sind noch echte, alte, pelasgische. Von dem ersten bekamen die Rumänier und Italiener tata, Vater, vom zweiten die Italiener mamma, meine Mutter. S. VIII. Neueste Nachricht: Athen, den 10. Juni. Vorgestern hat

Digitized by Google

sich im Philologischen Institut, der Parnafs, für Griechenland die Verbindung „Die albanischen Brüder“ gegründet, zur Pflege albanischer Sprache.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Giugno 1884, Num. 9.

S. I—IV. Wollen sie uns also blenden? Die Pforte hat die Einführung der vorliegenden albanischen Zeitschrift in Albanien verboten und zeigt damit, dafs sie nun nach 400 Jahren Albanien nicht für einen Teil von sich, sondern für eine Beute hält, die es nach Belieben verzehren kann. S. IV—VI. Die Stunde ist gekommen. Durch den Aufruf des Anastasios Koluriotis vereinigen sich die albanischen Städte Griechenlands, alle Albanier in Griechenland. Der Verfasser jauchzt, bemerkt, ein Viertel der Bevölkerung des Königreichs Griechenland sind Albanier: es ist jetzt einmal Zeit zu antworten, ob sie Ankömmlinge sind oder vielmehr ein Rest der ersten pelasgischen Lagerung, welche sich nach Benloews Annahme vom Adriatischen Meere bis zum Halys erstreckte. S. VI—VIII. Über Kirizza oder Corcia in der Toscheria.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Luglio 1884, Num. 10.

S. I—III. Achten wir auf das Leben, ehe es untergeht. S. II—VI. Der Aufsatz von der albanischen Schule in Italien, G. de Rada unterzeichnet, wird beschlossen. S. VII—VIII beschliefst den Aufsatz über Korizza, Eutimio Nitko unterzeichnet.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Settembre 1884, Num. 11.

S. I—V. Der Herausgeber spricht, wohl im Anschlufs an sein vorhin angeführtes Buch, vom Realen und Idealen in den Vertretungen der Welt. Soll noch fortgesetzt werden. S. V. Vorurteile des oberen Albaniens. S. V—VII. Ein Bernardo Bilotta unterzeichneter Brief aus Frascineto, über diesen Ort. S. VII—VIII. Einige Verse des Giuseppe de Rada und von Dochi von Scutari an die Witwe ebendesselben.

Anno I, Corigliano Calabro, 30 Ottobre 1884, Num. 12.

S. I—II. In Konstantinopel erscheint ebenfalls eine albanische Zeitschrift — ein Beweis der guten Gesinnung des Sultans, zu welcher er auch Grund hat. S. III—IV. Fortsetzung des Aufsatzes vom Realen und Idealen. S. V. Ein Brief aus Scutari warnt vor Bestrebungen der Griechen, Albanien mit ihrem Reiche zu vereinigen. S. V—VIII. Piana de' Greci auf Sizilien von aus Scutari gekommenen Albaniern erbaut. Heute hat es 10000 Einwohner, ist die gröfste albanische Kolonie Siziliens.

Wir überschauen nun noch den je zweiten Bogen der hier vorgeführten sechs Hefte. S. 48—58. Die Lieder von den Thaten der Helden werden bis zum Ende des ersten Buches geführt. S. 59—73. Das zweite Buch von den Thaten der Helden; 15 Lieder, das erste enthält 18. S. 74—83. Das dritte Buch der Volkslieder. S. 84—93. Eine Satire an die Ehrenmänner von S. Demetrio Corone des Costa Bellocci, doch hat der Herausgeber einige Stücke als zu üppig weggelassen. S. 94—96. Vorrede und Anfang des nun folgenden Wörterbuches für die vorhergehenden Lieder, welche manches Altertümliche und Schwierige enthalten.

Seguito del Giornale di Filologia Romanza. Studj di Filologia Romanza pubblicati da Ernesto Monaci, Fasc. I, Roma 1884. 192 pp.

Das ganze erste Heft von Monacis Studj di Filologia Romanza wird von einer einzigen Arbeit eingenommen, diese ist von N. Zingarelli und führt den Titel Parole e forme della Divina commedia aliene dal dialetto fiorentino (Dedicato al Prof. d'Ovidio). Sagt d'Ovidio in seinen Saggi Critici 533, es seien einmal alle Latinismen, Gallicismen und mundartlichen Formen der Commedia zusammenzustellen, so übernimmt dies hier der Ver-

Digitized by Google

fasser. Zunächst wird einleitend von den Hss. des Gedichtes geredet, es sollen fünf als die ältesten beachtet werden: der Palatino 178, der sog. des Fil. Villani, der Gaddiano Laur. XC, Sup. 125, der Laurenziano XL, 22 — zu diesen vieren in Florenz noch der Vaticano 3199. Der erste Hauptabschnitt vom lateinischen Elemente reicht von S. 13—108. Es kann nicht fehlen, dafs hier öfters zu viel vorgeführt wird. Z. B. *die* soll *dies* sein, aber man hat doch dì und mezzodì, und kennt diese toskanische Art, das Oxytonon zu meiden; dolve soll doluit sein, zumal es Virgil sage (Inf. II, 51); aber wenn Fr. Sacchetti Nov. 164 a molti si dolfe (s. meine Grammatik S. 70) sogar mit f hat, in Prosa, so ist es wohl erwiesen, dafs dies Übereilung heifsen mufs. Face = facit ist möglicherweise lateinisch, aber sicher doch nicht, da das Wort italienisch Formen vom reinen und vom verstärkten Stamm bildet und solche wie diese auch volkstümlich sein konnten: der Verfasser gesteht diese Möglichkeit zu, aber er hätte sich weiter erkundigen sollen. Den Schlufs dieses Abschnittes bildet ein Rückblick: im ganzen etwa 511 Latinismen, teils im Klange, teils in der Bedeutung, teils in lexikalischer Art, das Paradies stellt die meisten. Der zweite Hauptabschnitt S. 109—143 behandelt die Gallicismen. Gasparys Buch wird oft mit Ehrerbietung angeführt, und so unternimmt Verf. hier wohl diesem zu Gefallen auch einen Ausfall auf Nannucci, den er nachher mit einer Verbeugung wieder gut macht. Es ist unzweifelhaft, dafs Nannucci hier wie auch in anderen seiner Bestrebungen zu weit ging, ist richtig und begreiflich, aber ihm gegenüber sich aufs hohe Pferd zu setzen, er besafs keines der criteri glottologici moderni heifst es hier, wiederhole ich auch hier, steht keinem wohl an. Dafs in dem Zusammenfallen von con mit come bei Dante und anderen Alten nichts Provençalisches ist, hat der Verfasser recht: er bleibt aber die Erklärung schuldig. Noch mehrere alte Belegstellen und die wie ich glaube festzuhaltende Erklärung, dafs come nicht von quomodo, sondern mit lateinischem quom und cum verwandt, mit der Präposition con wahrhaft eins ist, s. in meiner Grammatik S. 139. Der dritte Hauptabschnitt von S. 144 bis 168 umfafst das Mundartliche. Auch hier zeigt es sich, dafs der Verfasser sich nicht genug nach Belegen umsieht. Cionca = monca, mutilata Inf. IX, 18 im Reime gehört südlichen Mundarten an, aber, heifst es weiter, wir haben zunächst noch keinen historischen oder phonologischen Beweis, um das Wort dem Florentinischen abzusprechen — und nichts weiter, keine Erwähnuug auch nur eines Versuches, es irgendwo an der Frage nicht zu fernem Orte zu finden. Einige allgemeine Bemerkungen über Dantes Schrift: De vulgari eloquentia, über die Sprachen der Seelen, über den Reim, beschliefsen das Buch. H. Buchholtz.

Digitized by Google

Programmenschau.

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. Jos. Seeber. Programm des k. k. Privatgymnasiums am Seminarium Vincentinum zu Brünn 1884. 34 S. gr. 8.

Mit der reichen Litteratur über Wolframs Willehalm wohl vertraut (nur das Programm von Saltzmann, Pillau 1882, über die französische Quelle scheint ihm unbekannt geblieben zu sein) bringt der Verf. einen sehr wertvollen Beitrag zum Thema. Was für die eine, was für die andere Ansicht spricht, genau abwägend, kommt er zuerst zum Ergebnis, dafs der Anfang der Dichtung in das Jahr 1214, das Ende des fünften Buches in 1216, das achte Buch vor 1220 zu setzen sei. Der zweite Teil nennt die Handschriften, Bruchstücke und Ergänzer vollständig. Im dritten Teil, über die Quellen, wird als alleinige Quelle La bataille d'Aleschans, zuerst 1834 von Jonckbloet herausgegeben, genannt; der Verf. hebt namentlich die Verdienste Jan Mastes hervor. Der deutsche Dichter, wird weiter eingehend auseinandergesetzt, überragt vielfach sein französisches Vorbild an feinem Gefühl und künstlerischer Mäfsigung; die reichen Züge der Roheit, die sich bei dem Franzosen finden, mildert er oft, besonders wenn es sich um Streitscenen zwischen Verwandten handelt, und ist bestrebt, das natürliche Gefühl zu schonen. Je mehr er zum Schlufs kommt, desto mehr entfernt er sich von seinem Vorbilde, er zeigt auch hier wieder seine Stärke in der Charakterschilderung. Wie er den Parzival allmählich sich läutern läfst, so wird auch der anfangs thörichte Rennwart nach und nach ein anderer, feiner Mensch. Er hat so das lose Gewirr der französischen Dichtung harmonisch umgestaltet, den Stoff vertieft. War früher der Willehalm immer als Fragment angesehen, so haben neuerdings San Marte und Claws zu beweisen gesucht, dafs Wolfram sein Gedicht vollendet und hinterlassen habe. Der Verfasser beweist, dafs diese Ansicht irrig, der Willehalm nicht vollendet sei. Schon die Angabe des Dichters, dafs er Anfang und Ende der ihm vorliegenden Erzählung dem Leser vorführen wolle, dafs aber das Ende fehlt, beweist gegen San Marte; der Schlufs der Bataille d'Aleschans sollte nach des Dichters Plane bis zu Rennewarts Vermählung mit Alyze umgestaltet werden. An der Vollendung, so nimmt der Verf. mit Wackernagel an, ist er allein durch seinen Tod gehindert worden; in den Beginn des Jahres 1220 fällt die Abfassung des neunten Buches, und dies Jahr hat er kaum überlebt. Wie nun der Schlufs des Gedichtes etwa gewesen sein müfste, können wir vermuten, wenn wir genau den Ideengang des erhaltenen Gedichtes verfolgen; diesen legt schliefslich der Verf. anschaulich vor.

Digitized by Google

Dreizehnlieder. Von F. W. Weber. Inhalt und Bemerkungen von Dir. Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu Montabaur 1884. 18 S. 4.

Die Abhandlung bringt eine Inhaltsangabe des bekannten Gedichtes, sowie einen Abrifs des Planes desselben. Der Zweck des Verf. ist, dadurch zu beweisen, dafs das Gedicht nicht blofs reich sei an dichterischen Schönheiten, sondern auch das treueste Bild des Lebens und Treibens unserer Vorfahren, dafs es deshalb wie wenig andere Dichterwerke sich zur Klassenlektüre im oberen Gymnasium eigne. Ob sich dazu neben anderen Gedichten, welche doch mehr darauf Anspruch machen dürften, Zeit finden mag, bleibt zweifelhaft. Was die Schönheit des Gedichtes betrifft, so hat wohl ziemlich einstimmig die Kritik ein günstiges Urteil gefällt; vielfach ist nur die Einwendung gemacht, dafs es einen etwas süfslichen Charakter habe und an den überwundenen Standpunkt der Romantik erinnere.

Oidipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung Shakespeares mit Sophokles. Von Prof. Dr. J. J. Richter. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Lörrach 1884. 18 S. 4.

Der Verf. teilt zuerst die ursprüngliche Gestalt der Sage vom Oidipus mit, nach dem Vorbilde der bekannten Abhandlung von Schneidewin, und bezeichnet die beiden Punkte, welche sich in der alten Sage nicht fanden, das die Geburt des Oidipus betreffende Orakel und die hierin begründete Aussetzung des Kindes, als dramatische Erfindung, wodurch erst die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft, der Wille der Götter als der bestimmende Faktor hingestellt wurde. Da die Handlungen des Oidipus nicht aus seinem Charakter hervorgehen, so mufsten die unerhörten Frevel der Mittelpunkt des dramatischen Interesses bleiben. Die Tragödie führt uns nur die gänzliche Vernichtung des Glückes des Königs vor. Dann ist ferner merkwürdig der fortwährende Widerspruch zwischen der Verblendung des Oidipus und dem klaren Bewufstsein des Zuschauers über den endlichen Ausgang, endlich der Eintritt der Peripetie durch die Erkennung seiner selbst durch den Helden der Tragödie. Der Verf. giebt hiernach einen Überblick über den Gang des Dramas, wobei er gut entwickelt, wie Oidipus auf seinen Verdacht und seinen Eifer gegen Kreon und Teiresias gekommen ist. Inwiefern von einer tragischen Schuld des Oidipus die Rede sein kann, auf diese Frage geht der Verf. hier nicht ein. Er wendet sich vielmehr gleich zum Lear. Er erzählt die alte Sage von Lear, über welche wir bekanntlich eine besondere Schrift von Eidam haben, und bezeichnet als Abweichungen Shakespeares das unglückliche Ende Lears und der Cordelia und die Verknüpfung ihrer Schicksale mit denen der Familie Glosters. Er giebt dann eine Übersicht über den Gang der Tragödie, um schliefslich den Untergang Glosters, Lears und Cordelias zu motivieren. Wie oft ist schon die Frage, ob Cordelia schuldig oder nicht schuldig sei, erörtert worden! Ob der Verf. den Aufsatz von Öhlmann im zweiten Bande des Jahrbuches der deutschen Shakespeare-Gesellschaft kennt, erhellt nicht. Er legt sich die Sache so zurecht, dafs doch die gröfsten Bösewichter untergehen mufsten, dafs aber, wenn Cordelias Partei die Schlacht nicht verlor und Cordelia selbst nicht umkam, der Zweikampf Edgars mit Edmund unmöglich gewesen sei, Edmund und Goneril ihre Strafe nicht gefunden hätten, ohne Cordelias Untergang der Krieg nicht aufgehört hätte. Gegen diese Lösung ist aber doch noch mancherlei zu erinnern. Der zweite Teil der Abhandlung ist dem Ref. noch nicht zugegangen.

Digitized by Google

Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven. (Schlufs.) Von Al. Neumaier. Programm des Gymnasiums zu Troppau 1884. 26 S. gr. 8.

Der vorjährigen ersten Abteilung hat der Verf. hier die zweite und letzte folgen lassen, welche die Beziehungen des Lanzelot zu den Werken Hartmanns von Aue behandelt. Das Resultat der eingehenden Untersuchung ist, dafs der Lanzelot jünger ist als Hartmanns Erec, dafs Ulrich bei seinem Gedicht den Erec als nachzuahmendes Muster vor sich gehabt habe, wie sich aus vielen sprachlichen und stofflichen Beziehungen ergiebt; ferner hat Ulrich viele unhofische Ausdrücke, woraus ihm aber kein Vorwurf zu machen ist, vieles auch hat er mit der Volkspoesie gemein; aus seiner Genauigkeit in der Behandlung der Metra ist zu schliefsen, dafs er kein geringer Dichter, kein Anfänger war, sowie auch dafs der Lanzelot nicht als sein erstes Werk anzusehen ist. Die Vorwürfe, welche einige Kritiker dem Lanzelot gemacht haben, treffen alle zeitgenössischen Dichter, unserem Geschmack erscheint bei allem manches fremdartig. Aufser Erec sind alle übrigen Gedichte Hartmanns jünger als der Lanzelot. Im Gebrauch der Fremdwörter übertrifft der Lanzelot noch den Erec; manche vulgäre Ausdrücke kommen nur in unserem Gedichte vor und sind schwer zu erklären. Zu seinen Vorzügen gehört sein Geschmack in der Anwendung poetischer Hilfsmittel, z. B. der Tropen, rhetorischen Redewendungen. Mit ziemlicher Gewifsheit ist der Lanzelot in die Jahre 1196—1200 zu setzen.

Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Von Christ. Würfl. (Forts.) Programm des zweiten deutschen Gymnasiums zu Brünn 1884. 56 S. gr. 8.

Wie die im Archiv angezeigte erste Abteilung der Abhandlung, so verdient die vorliegende zweite, welche noch umfangreicher ist und von dem Verbum Gallicismen bis zum Subst. Urteilssprecher reicht, wegen der grofsen Sorgfalt mit Lob hervorgehoben zu werden. Auch aus dieser Abteilung werden die deutschen Wörterbücher ohne Ausnahme einen ungemein reichen Stoff schöpfen können; hier erst erkennen wir, wie sehr viele Wörter oder doch deren Gebrauchsweise auch im Grimmschen Wörterbuche fehlen. Dafs sie fehlen, ist freilich ein Beweis, dafs sie sich nicht haben einbürgern können; aber sie geben uns doch das deutlichste Zeugnis von der sprachschöpferischen Kraft Klopstocks, die vor keiner Kühnheit bangte. Die alphabetische Ordnung erleichtert die Übersicht über die Neuerungen Klopstocks; es sind somit die beiden Programme eine willkommene Ergänzung zu des Verf. umfangreichen Aufsätzen über die poetische Sprache Klopstocks im 64. und 65. Bande des Archivs. Um den Reichtum des Stoffes klar zu machen, würde es nötig sein, den gröfsten Teil des Programms wiederzugeben; ein Bild mag ein Auszug aus den ersten Blättern liefern. Es fehlen also im deutschen Wörterbuche u. a. folgende Klopstocksche Wörter: „mich gallicismet, Galliatte = französ. Sprache, Garbengefilde, Gebärerinangst, gebeindeckend, Geberin. Part. geglaubt, geheimnisverhüllend, Geierklaue, Geiferbifs, halbgeheitert, halbkreisend, halbunkenntlich, halbzürnend, Hallelujagesang, Harfenlaut, Harfentonsname, Heerchen = kleine Heere, heilerfüllt, Heilgeber, heiliggefaltet, Heilmeer, Heiltag, Heilungskraut, heifsgefaltet, herabgaffen, herabschmettern, herabschreien, herabstammeln, herabstrahlen, herabtönen, herabwanken, herabwehen, Heralde, heraufarbeiten, heraufbeben, heraufbrausen, heraufglühen, heraufgrenzen, heraufklagen, Heraufkunft, heraufrücken, heraufrufen, heraufsingen, heraufstrahlen, herauftönen, heraufwandeln, heraufwanken, heraufwehen, heraushelfen, herbeiblasen, herherrschen, herketten, herlahmen u. s. w." Es sind nicht blofs Komposita,

Digitized by Google

in deren Bildung Klopstock unerschöpflich war, die hier als in den Wörterbüchern fehlend zusammengestellt sind, überall mit allen Belegstellen; auch in Bezug auf eigentümlichen Gebrauch bietet die Abhandlung reichen Stoff, und endlich auch bei den längst aufgenommenen Wörtern ist doch die Autorität Klopstocks so wichtig, daſs auf ihn mehr als bisher geschehen Rücksicht genommen werden muſste. Die Abhandlungen des Verf. verdienen daher für die Zukunft wohl beachtet zu werden.

Lessings Hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Von Dr. Schmitz. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 1884. 24 S. 4.

Um die Hamburgische Dramaturgie dem Schüler näher zu bringen, daſs er von ihr aus die unzulänglichen dramatischen Versuche der früheren Zeiten wie die Meisterwerke der folgenden Generation richtig würdigen lerne, dazu hat der Verf. den vorliegenden Versuch gemacht. Er teilt seinen Stoff in drei Teile, im ersten führt er den Entwickelungsgang des deutschen Dramas bis auf Lessing, mit besonderer Berücksichtigung Gottscheds, vor. Dieser Teil hätte aber fehlen können; was da gesagt ist, weiſs doch nicht bloſs jeder Lehrer, sondern es ist Gemeingut der gebildeten Welt. Der zweite Teil will Lessing als dramatischen Dichter und dramaturgischen Schriftsteller schildern und seine Verdienste um das Drama in das rechte Licht setzen: nachher bezeichnet der Verf. richtiger den Inhalt als Lessings dramatische und dramaturgische Thätigkeit bis zur Dramaturgie. Da der Lehrer auch hier nichts Neues findet, der Schüler aber schwerlich die Citate aus Lessings Briefen nach der Maltzahnschen Ausgabe nachsehen wird, so wäre, um Raum zu gewinnen, auch wohl dieser Teil besser weggeblieben. Der dritte Teil endlich betitelt sich: Versuch, den Gesamtinhalt der Dramaturgie nach bestimmten Gesichtspunkten zusammenzustellen, oder, wie es vorher heiſst, den überreichen Inhalt derselben in den Rahmen einer schematischen Disposition zu bringen. Auf diese Weise soll eine vollständige Übersicht über die Schrift gewonnen werden. Die Aufgabe ist nicht leicht. Der Verf. legt sich die Lösung so zurecht, daſs er als Grundthema bezeichnet die Klarstellung des Wesens des echten Dramas im Anschluſs an Aristoteles, demnach seien die zwei Teile: Nachweis der bisherigen Regeln als irriger, und Darlegung der Regeln des Aristoteles. Daraus sollen sich ergeben als Unterabteilungen für den negativen Teil: deutsches und französisches Theater, für den positiven einerseits die Gegensätze Tragödie und Komödie, andererseits Definition der Tragödie und Hauptbestandteile, woran sich schlieſsen Einzelheiten das Drama betreffend und Zusammenstellung der auf Shakespeare bezüglichen Stellen. In dieser Weise hat nun der Verf. den reichen Stoff zu ordnen gestrebt, und man muſs einräumen, daſs das innerlich Verwandte mit Fleiſs herausgesucht und aneinandergereiht ist. Überblicken wir aber die ganze Zusammenstellung, welche die starke Hälfte der Arbeit ausmacht, so vermissen wir trotzdem diesen und jenen Punkt der Dramaturgie, den Lessing keineswegs für ganz unbedeutend ansieht; andererseits ist die Disposition keineswegs leicht übersichtlich und einleuchtend. Der erste negative Teil z. B. soll nachweisen, daſs die französische Tragödie nicht die gerühmte Vollendung besitze, da sie auf unrichtigen, den Aristoteles miſsverstehenden Principien beruhe, also keine wahre Komödie im Sinne des Aristoteles sei. Da wird man doch zunächst eine Bekanntschaft mit den Grundsätzen des Aristoteles erwarten. Hier aber lautet die Disposition: a) das deutsche Theater, es ist verderbt, die Dichter sind unreif, die Kritiker Schwätzer, das Publikum urteilslos, die Schauspieler zu empfindlich; Kritik deutscher Originaldramen, wie Cronegks Olint, Weiſses Richard III. Da ist also weder von Aristoteles noch von der französischen Tragödie die

Digitized by Google

Rede; dieser erste Punkt konnte also nicht mit Fug als erste Unterabteilung des ersten Hauptteiles aufgeführt werden. Ähnliche logische Bedenken lassen sich öfters gegen das Folgende erheben. Nicht sowohl als eine Disposition möchte demnach die Arbeit bezeichnet werden, als vielmehr als ein Index, der freilich nicht ganz vollständig ist; als solcher hat er seinen Wert. In der Einleitung sagt mit vollem Recht der Verf. von der Dramaturgie, dafs erst durch sie über das Wesen und das Ziel des Dramas für alle Zeiten unumstöfsliche Normen aufgestellt seien, dafs erst durch sie die französischen Regeln ihre richtige Beurteilung gefunden haben, die groben Mängel der französischen Tragödie nachgewiesen seien. Nachher aber scheint er durch Autoritäten sich haben bestechen zu lassen und will Lessings strenges Urteil darum eingeschränkt wissen, weil, wenn die französische Tragik in Wahrheit Unnatur und Künstelei wäre, es unmöglich sein würde, dafs auch heute, nach einem Jahrhundert der gewaltigsten staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen, Corneille und Racine im Herzen eines grofsen gebildeten Volkes noch immer ihre ungeschmälerte Geltung behaupten. Ist dies Faktum ein Gegenbeweis? Dann würde auch zu folgern sein, dafs Victor Hugos neueste Ergüsse, welche das grofse gebildete Volk als höchste Poesie anstaunt, mit Unrecht tolle Exklamationen genannt werden. Und bedingen die grofsen politischen Umwälzungen Vertiefung des feinen Geschmacks? Ja, den ganzen Wert der Hamburger Dramaturgie reduziert in der Note der Verf. auf ein Minimum, indem er erklärt: „Die französische Tragödie ist nach Lessing keine Tragödie im Sinne des Aristoteles, und darum keine wahre Tragödie.“ Dann ist die Hamburger Dramaturgie nichts als ein Kommentar zum Aristoteles, Lessing ein gewöhnlicher Scholiast, und es ist wieder zweifelhaft, ob überhaupt auf Aristoteles etwas zu geben ist.

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von Prof. L. Zück. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Rastatt 1884. 26 S. 4.

Die zweite Hälfte dieses Programms enthält die praktische Anwendung der Auseinandersetzung der ersten Hälfte, nämlich die Darstellung der Lessingschen Kritik des Trauerspiels Olint und Sophrome von Cronegk und seine Aufführung, oder einen Lehrgang, oder eine Lehrstunde über St. 1—7, oder vielmehr nur den ersten Teil der Besprechung, nämlich der Kritik des Trauerspiels; Raummangel bedingte den Abbruch mitten im Thema, die Fortsetzung soll das nächste Programm bringen. Man kann über diesen und jenen Punkt anderer Ansicht sein als der Verf., z. B. über das beiläufig erwähnte innerliche Verhältnis der Emilia Galotti zu dem Prinzen, über die sehr ausgedehnte Heranziehung der Schriftsteller, welche Lessing in seiner Kritik erwähnt, insofern dadurch sehr viel Zeit beansprucht wird; aber das mufs man zugeben, dafs durch die Art der Behandlung, welche hier vorliegt, unzweifelhaft die Aufklärung und Bildung des Schülers sehr gefördert wird. Diese Methode, alles genau anzusehen, überall zu fragen, die Begriffe allmählich zu klären, endlich systematisch zusammenzufassen, mufs Frucht tragen. Und auch wenn man dies und das kürzer fassen, hier und da, um schneller voranzukommen, den Lehrer vortragen lassen will, statt den Schüler zu fragen, mufs man sagen, dafs, wenn dieser erste Teil der Dramaturgie, diese erste Kritik in dieser Weise durchgemacht ist, der Schüler so viel reifer im Selbstdenken, so viel reicher an wohlverstandenen Begriffen geworden ist, dafs das Verständnis des Folgenden ihm wenig Schwierigkeiten mehr bereiten wird, die Lektüre viel rascher vorangehen kann. Reifst man die Fragen aus dem Zusammenhange, welche der Verf. stellt und beantwortet wissen will, dann mögen sie schwierig erscheinen;

Digitized by Google

aber der Zusammenhang lehrt, dafs sie der Schüler beantworten kann und in seinem Denken lobenswerte Fortschritte gemacht, z. B. unter welchen Bedingungen darf der dramatische Dichter als Genie bezeichnet werden? Wann kann die Handlung wahrscheinlich genannt werden? Was sind Leidenschaften? Welches ist der Unterschied in der Thätigkeit des Genies und des Talents? Auf welchen Gebieten äufsert sich das Genie? Hier kommen wir zu vortrefflichen Dispositionsübungen. Die Gefahren des Genies, die Notwendigkeit der Beschränkung, der Regeln, alles kommt dem Schüler zum Bewufstsein. Weiter: Was heifst romantisch? Wann werden Verstöfse gegen die historische Wahrheit in der Dichtung zu Fehlern? Erörterung des Begriffs der Schwärmerei an einzelnen Charakteren. Welches ist der Unterschied zwischen einem falschen und einem wahren Märtyrer? Inwiefern will das Trauerspiel angenehme Thränen erwecken? Was sind moralische Wunder? warum sind sie im Trauerspiel nicht zulässig? Moralischer Endzweck der Tragödie? Was ist ein christliches Trauerspiel? ist es überhaupt möglich?

Im ersten Teile seiner Abhandlung giebt der Verf. die Stücke der Hamburgischen Dramaturgie an, die zu lesen seien; man kann der Auswahl nur zustimmen. Er setzt aber voraus, dafs der Schüler mit den Dramen, welche Lessing kritisiert, bekannt sei; sei das nicht der Fall, so bringe die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie für die Schüler mehr Nachteile als Vorteile, Nachteile nämlich für den Charakter, sie lernten über Dinge reden, die sie nicht aus eigener Anschauung kennen; es müfsten daher schon in der Obersekunda französische Dramen gelesen werden, Voltaires Semiramis, Merope und Zaïre, Corneilles Rodogune gehörten in den Kanon der französischen Schullektüre. Ist das wirklich notwendig? Unsere an der griechischen und deutschen Poesie genährte Jugend kann doch wenig Geschmack finden an dem klassischen Drama der Franzosen. Und sodann durch die Lessingsche Polemik und Kritik hindurch, deren Wahrheit sich ihr von selbst aufdrängt, gelangt sie zu positiven Resultaten, welche für sie die wichtigste Frucht der Dramaturgie sind; die Objekte, durch deren Sektion die Wahrheit gefunden ist, sind für sie bedeutungslos. Der Ernst der Lessingschen Kritik imponiert ihr; wenn sie auch blindlings jetzt auf Lessing schwört, wird sie nicht damit zu leichtfertigem Aburteilen gebracht; die Gefahr, welche der Charakter laufen soll, ist doch wohl nur erträumt. Dafs der Verf. auch sprachliche Eigentümlichkeiten, Satzbildung u. s. w. beachtet wissen will, ist zu loben; auch auf die stilistische Bildung soll die Dramaturgie wirken, und das ist nur möglich, wenn auf die präcise Schlufsfolgerung, auf treffende Metaphern, prägnante Ausdrücke aufmerksam gemacht wird. Auch hier in dem ersten Teile erwähnt der Verf. die Emilia Galotti als eine Charaktertragödie, in welcher der tragische Ausgang der Emilia nicht ganz unverschuldet, sondern die naturnotwendige Folge eine tragische Schuld und damit in ihrem Charakter begründet sei; diese Auffassung ist bekanntlich heutiges Tages nicht mehr allgemein angenommen. Viele schöne Aufgaben, die im Anschlufs an die Hamburger Dramaturgie der Schüler mündlich oder schriftlich behandeln kann, sind hier und da vom Verf. angegeben. Kein Lehrer des Deutschen in den oberen Klassen möge die Abhandlung unbeachtet lassen.

Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II: Über den fruchtbarsten Moment. Von Oberlehrer Dr. H. Fischer. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 1884. 24 S. 4.

Die Abhandlung gehört zwar grofsenteils in das Fach der Kunstgeschichte, sie darf aber nicht ganz im Archiv übergangen werden; es

Digitized by Google

handelt sich um die Allgemeingültigkeit eines Lessingschen Satzes. Der fruchtbarste Moment, sagt bekanntlich Lessing, ist derjenige, welcher der Einbildungskraft das freieste Spiel läfst; die höchste Staffel eines Affektes bietet diesen Vorteil nicht, folglich darf diesen Punkt der Künstler nicht wählen. Blümner hat nun nachweisen wollen, dafs eine grofse Zahl, vielleicht die Mehrzahl der als vollendet angesehenen Kunstwerke die äufserste Stufe des Affekts zeigten, wonach dann Lessings Satz nicht zum allgemeinen Princip erhoben werden dürfte. Von einzelnen dieser von Blümner vorgeführten Werke beweist nun aber der Verf., dafs der dargestellte Moment keineswegs die höchste Staffel des Affekts bezeichne. Von der Laokoongruppe giebt er zu, dafs sie zur Erhärtung des Lessingschen Satzes wenig geeignet erscheine, aber bemerkt, dafs sie mindestens ebenso wenig zu seiner Widerlegung geeignet sei. Mit Recht habe dagegen Blümner gesagt, dafs die Grenzen dessen, was mit dem Schönheitsbegriff der Griechen vereinbar war, viel weiter waren als Lessing sich habe träumen lassen. Auch giebt er Blümner zu, dafs die christliche Malerei des Mittelalters vor der Darstellung von Gegenständen des äufsersten Affekts oder des höchsten Punktes der Handlung keineswegs zurückgeschreckt sei; diese Kunst habe ja mehr im Dienste der Religion als der Schönheit gestanden. Einzelne grofse Meister der modernen Kunst führt dann der Verf. vor, um an ihnen Blümners Widerspruch zu prüfen. Da sehen wir denn, dafs selbst der kühnste von allen, Michelangelo, nur in wenigen Werken den Höhepunkt der Handlung gewählt hat, sonst immer einen dem Gipfel der Handlung bald vorangehenden, bald nachfolgenden Augenblick. Die weiteren Auseinandersetzungen des Verf. über Rafael, Correggio, Tizian, Dürer, Rubens, die Maler der Gegenwart müssen hier übergangen werden; wir empfehlen sie allen denjenigen, welche sich für die Kunst und die Afterkritik interessieren, die letztere bekommt manches verdiente Wort zu hören. Der Verf. schliefst damit, dafs er Blümners Einwendungen gegen den Lessingschen Satz als im wesentlichen unbewiesen erklärt, dafs zu allen Zeiten wahre Künstler bei Darstellung von Handlungen, welche mit hoher Steigerung des Affekts verbunden sind, es vermieden haben, den höchsten Punkt der Handlung zu wählen, dafs es aber auch Werke giebt, bei denen es dem Künstler gar nicht darauf ankommt, die Phantasie anzuregen, sondern eben nur den dargestellten Moment zu zeigen. Somit bleibt es bei der Gültigkeit des Lessingschen Satzes als eines allgemeinen Kunstgesetzes.

Goethe als Student in Leipzig. Von Prof. L. Blume. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien 1884. 19 S. gr. 8.

Der noch verbreiteten Meinung gegenüber, als ob Goethes Lebensweg so glatt und geradlinig gewesen, dafs ihm jeder Umweg und jede Verirrung auf demselben erspart geblieben sei, will der Verf. nachweisen, dafs auch in Leipzig Goethe mancherlei Wandlungen innerlich durchgemacht habe. Die Beweise dafür sind richtig beigebracht; sie lagen aber schon in der bisherigen Litteratur über diese Periode vor; wer mit dieser bekannt ist, findet hier neue Aufschlüsse nicht vor; eine geschickte Zusammenstellung des Bekannten ist jedoch der Arbeit nicht abzusprechen.

Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Programm des Franz-Joseph-Gymnasiums zu Wien 1884. 16 S. gr. 8.

Der Verf. setzt das Gedicht „Beherzigung“ in das Jahr 1775 nach der Rückkehr von der Schweizerreise, wo Goethe doch nicht wufste, ob er bleiben solle; in dem Gefühl der Unruhe gebe sich der Dichter den Be-

Digitized by Google

scheid, dafs jeder nach seinem Triebe handeln, aber sich treu bleiben müsse. Gleichzeitig, dieselbe Situation darstellend ist dem Verf. das Gedicht „Erinnerung“. Von der Kantate „Rinaldo“, welche 1811 entstanden, giebt der Verf. eine Einzelerklärung. Er giebt die vielfachen Anklänge an das dem Dichter von Jugend an bekannte Gedicht Tassos an, sowie aber auch die darin sich aussprechende Stimmung Goethes; damals habe derselbe bei der Arbeit an seiner Autobiographie in der Erinnerung sich wieder ganz in die Jugendzeit versenkt, und sein innerliches Verhältnis zu Lili klinge noch einmal wieder aus diesem Gedichte uns entgegen. Die Erklärung hat viel für sich.

Goethes Iphigenie auf Tauris, nach den vier überlieferten Fassungen. Von M. Reckling. Programm des Gymnasiums zu Buchsweiler 1884. 32 S. 4.

Die Arbeit weist mit minutiösem Fleifse nach, wie, je mehr sich die Gestalt der Heldin dem Dichter verklärte, er um so mehr strebte, dieser Gestalt die reinsten Farben zu geben, und mit welcher minutiösen Sorgfalt er dabei zu Werke ging, bis er endlich seiner Dichtung diesen bezaubernden Wohllaut der Sprache verliehen hatte. Die vier Bearbeitungen sind 1883 von Bächtold herausgegeben, es sind die erste Prosafassung von 1779 (A), die Fassung in freien Iamben von 1780 (B), die dritte Prosabearbeitung von 1781 (C), endlich die letzte Bearbeitung in fünffüfsigen Iamben (D). Dazu kommt noch die sogen. Strafsburger Fassung, welche Bächtold vor B, dagegen der Verf. wegen der hier aufgezählten Abweichungen von A und B nach B setzt. Über die Entstehung und Weiterbildung der Iphigenie hat Düntzer die Beweisstellen gesammelt, aus denen der Verf. einen Auszug giebt. Die sowohl Motivierung als Stil berücksichtigende stete Vervollkommnung des Gedichtes tritt uns erst bei einer sorgfaltigen Vergleichung der verschiedenen Fassungen entgegen, und der Verf. der Abhandlung hat sich das grofse Verdienst erworben, diese aufs genaueste vorgenommen und die Änderungen nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet zu haben, und zwar vergleicht er zuerst die drei Bearbeitungen A, B, C und zuerst in Stil und Ausdruck; demnach sind die Änderungen in C mehr dem Charakter der redenden Person angepafst, so dafs der Ausdruck edler wird, im Einzelnen findet sich gröfsere Präcision, unnötige Worte sind gestrichen, aber es werden auch fehlende Zwischengedanken ergänzt, Sätze zu besserer Verbindung umgestellt. Zweitens verwendet der Dichter in C verschiedene Mittel, um einen gewissen poetischen Rhythmus zu schaffen. Sodann werden ausführlicher C und D verglichen; die Änderungen sind ungemein zahlreich und legen so recht klar die wachsende Vertiefung des Dichters in sein Werk dar, da zeigen sich die vielen Änderungen in Bezug auf den Ausdruck und Stil, die der Situation und den Charakteren mehr entsprechen, den Ausdruck veredeln, verdeutlichen, Unnötiges und Unpassendes entfernen, fehlende Zwischengedanken ergänzen, epische Fülle erstreben, durch Personifikationen die Diktion poetischer machen. Dazu sind naturlich die Änderungen aus metrischen Rücksichten sehr zahlreich, welche wiederum von dem Verf. nach verschiedenen Gesichtspunkten wohl geordnet sind. Wie es nun kam, dafs das Gedicht in seiner neuesten, uns so fesselnden Gestalt ohne Begeisterung von den Zeitgenossen aufgenommen wurde, wird erklärt dadurch, dafs man die alte Form gewöhnt war; so erklärt sich Goethe selbst das Auffallende. Der Verf. findet den Grund aber darin, dafs damals noch die ästhetische Urteilskraft nicht gebildet genug war, um die neuen Schönheiten zu fassen, dafs damals noch die Sturm- und Drangperiode nicht vorüber war, das Publikum noch für Schillers erste dramatische Kraftdichtungen schwärmte. Gerade Schiller aber war es, der damals die neue Iphigenie viel vollkommener als die frühere nannte.

Digitized by Google

Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Von Dr. F. G. Hann. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 1884. 17 S. gr. 8.

Der Wallenstein, sagt der Verf., ist eine rechte Schicksalstragödie im antiken Sinne. Die Schicksalsmacht tritt auf in der Form des Gestirnglaubens, der Gestirnglaube und folglich die Schicksalsidee ist die wirkende und stürzende Macht, der Lebensnerv des dramatischen Werkes; diese Schicksalsidee in Schillers Wallenstein sei bisher zu wenig gewürdigt. Der astrologische Wahn Wallensteins? Doch wohl nicht. Aber kämpft denn Wallenstein gegen diesen Gestirnglauben, der doch das Schicksal sein soll, an? Kann da von einer Schicksalstragödie die Rede sein? Der Verf. wird sich doch wohl mit der vulgären Ansicht vertragen können. Es ist eine Fortsetzung der Arbeit versprochen; möge diese nicht mit so zahllosen Druckfehlern überladen sein, wie dieser erste Teil; der ärgste ist S. 5: „die entscheidende Tat, der ὕβρις welcher mit Notwendigkeit des Helden Untergang herbeiführt, ist getan."

Herford. Hölscher.

Digitized by Google

Miscellen.

Faust und Proserpina.

Goethe schrieb am 23. September 1800 an Schiller: „Meine Helena ist die Zeit auch etwas vorwärts gerückt; die Hauptmomente des Plans sind in Ordnung u. s. w. Das sehe ich schon, dafs von diesem Gipfel aus sich erst die rechte Aussicht über das Ganze zeigen wird", worauf Schiller ergänzend antwortete: „Dieser Gipfel, wie Sie ihn selbst nennen, mufs von allen Punkten des Ganzen gesehen werden und nach allen hinsehen."

Am 5. Juli 1827 äufserte Goethe zu Eckermann: „Ich hatte den Schlufs (der Helena) früher ganz anders im Sinne, ich hatte ihn mir auf verschiedene Weise ausgebildet und einmal auch recht gut; aber ich will es euch nicht verraten. Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolunghi, und ich liefs gern alles Übrige fahren." Am 15. Januar 1827 hatte er zu demselben folgende Äufserung gethan: „Fausts Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, dafs sie die Helena herausgiebt — was mufs das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Thränen davon gerührt wird!"

Dies sind die bedeutsamsten Bemerkungen Goethes über seine Helena-Schöpfung — wenig genug, um ein völlig sicheres Bild zu bekommen: nur soviel erhellt, dafs die Ausführung wesentlich anders geworden ist, als ursprünglich beabsichtigt. Auf jenen Bemerkungen, sowie auf einer gründlichen Erwägung des überlieferten Helena-Textes fufsend, äufsert der scharfsinnige Goetheforscher Wilhelm Scherer* sich in sehr einleuchtender, eindringlicher Weise über die Art und Weise, wie der Altmeister vermutlich, ja höchst wahrscheinlich, seine Helena anfänglich im Sinne gehabt hatte. So auch nimmt er bestimmt an, dafs zwischen dem zweiten und dritten Akte eine Lücke ist, wie schon aus obigem Gespräch mit Eckermann ersichtlich, indem an fraglicher Stelle Fausts Eintritt in die Unterwelt und die Erweichung der Proserpina behandelt werden sollte. Ich stimme dieser Ansicht Scherers vollständig bei, wenngleich v. Loeper (in seiner zweiten Faust-Ausgabe) dagegen spricht: „Goethe hatte die Absicht, die Scene in der Unterwelt auszuführen, wie Faust, ein anderer Orpheus, die Helena durch seine rührenden Bitten der Proserpina abgewinnt; nicht blofs die Schwierigkeit, sondern wohl noch mehr die Einsicht, dafs sie dramatisch entbehrlich sei, wird den Dichter von der Ausführung abgehalten haben." Ich bedaure, dafs wir die unentbehrliche und wirksame Scene nicht von Goethes Meisterhand besitzen, und habe nun den Versuch gewagt, unter Anlehnung an

* Deutsche Rundschau 1883/84.

Digitized by Google

Goethes Sprachweise und Gedankenrichtung die Lücke zu füllen — ein gewaltiges Wagnis, um so mehr als von dem Altmeister selber sonst nicht das mindeste Stoffliche vorliegt. Dabei hege ich nichts weniger als den Gedanken, irgendwie Goethes Geistestiefe und Formgewandtheit nur einigermafsen erreicht zu haben. Immerhin sei meinem Versuche eine freundliche Aufnahme entgegengebracht.

Zauberhafte matt erhellte höhlenartige Halle mit natürlichen rohen Pfeilern von glitzerndem Gesteine. Der bekränzte Thron der Proserpina in Mitte der Mittelbühne. Rechts vom Zuschauer: die 12 Eumeniden — mit braunen, langwallenden Gewändern, weit herabhängendem, schwarzlockigem Haar, kurzen, zurückgeschlagenen, hellgrauen Schleiern und Fackeln in den Händen. Links: die 12 Erinnyen — mit dunkelgrauen, kurzgehaltenen Gewändern, schwarzem, dicksträhnigem Haar, Schlangengeifseln in den Händen.

Semna (Eumenide, zu den Erinnyen).

Wilde Schwestern, zögert nicht lange —
Auf! hinab in den Tartarus!
Wenn euch die Königin säumig findet,
Schilt sie mit Recht und straft euch hart.

Alekto (Erinnye).

Schwestern nennst du uns, böse Semna?
Gönnst uns den Raum nicht am Herrscherthron!
Ob wir Erinnyen, ihr Eumeniden —
Sind — bei Styx! — nicht geringer als ihr!

Semna.

Ei, Alekto, willst du mich lehren,
Tochter der Nacht, wie Proserpina denkt?
Sanft ist das liebliche Kind der Ceres —
Sie verachtet euer Geschlecht.
Schlangenhaarige, Geifseltragende,
Dolch- und Giftgerüstete, weicht!
Horcht — ich höre der Königin Nahen —
Eilt, ihr Schwesterlein! flink davon!

(Leiser Donner.)

Hekate (Eumenide).

Friede, Schwestern zur Rechten und Linken,
Heiliger Friede walte hier,
In der Proserpina würdigen Hallen,
Bis an die Ufer der Lethe und Styx!

Alekto (gegen Semna).

Bitter ist, verschmäht sich sehen! —
Dienerinnen der Herrscherin
Sind wir wie ihr! und doch verachtet —
Heuchlerinnen durch euer Spiel! —
Komm, Tisiphone! komm, Megära! —
Gleisnerinnen, gedenkt des Worts:
Büfsen sollt ihr uns eure Ränke
Ohne Gnade — Rache ist süfs!

Semna.

Eilt, dem finstern Pluto zu schmeicheln!
Lafst uns unsere Königin!
Euch ist der Tartarus angewiesen —
Zögert nicht länger — Proserpina naht!

Digitized by Google

Alekto.

Schwestern, kommt, dem Pluto zu klagen,
Und der Rache zu denken — fort!

(Die Erinnyen stürzen nach links ab.)

Semna.

Rüstet euch, rüstet euch, liebe Schwestern!
Fackeln hoch! Die Königin!

(Pause. Proserpina — mit langem hellblauem Faltenkleid, lang herabwallendem Schleier, Stirnreif, myrtengeschmückt, einen Stab in der Hand haltend — kommt auf einem prächtigen Wagen, mit zwei schwarzen Stieren bespannt, von rechts angefahren. Der Donner verhallt, der Wagen hält. Sie steigt ab, der wagenlenkende Knabe fährt nach links weiter. Die Eumeniden verbeugen sich und gruppieren sich um den Thron, zwei Fackeln werden zu Seiten desselben aufgestellt.)

Proserpina (auf dem Thronsitze sich niederlassend.)

Ich sah: soeben wichen die Erinnyen.
Sie scheun mit Recht mein Auge, denn ich hasse sie!
Auf des Olympus sel'gen Höhen weilte ich
Und auf des Erdenrundes friedlichem Gefild,
Wo ich die Mutter kos'te. Nun zurückgekehrt,
Ist mir das grause Nachtgezücht des Tartarus
Noch ekler und verhafster als zuvor. Doch euch,
Ihr Wohlgesinnten, biete ich den Willkommgrufs!
Euch bin ich immer eine gnäd'ge Königin.

Semna.

Wir wissen es, erhabne Herrscherin, dir Dank
Und harren der Befehle, dir zum Dienst bereit.

Proserpina.

Geh, Hekate, dem König mich zu melden. Sag:
Ich habe mich gerissen von der Mutter Brust,
Es drängt mich zur Umarmung meines Gatten nun.

Hekate.

Ich eile, Herrliche. (Nach links ab.)

Proserpina.

Du, Semna, gehst zum Strand
Der Styx, um mir Granaten abzubrechen, dann —
Merk auf — zum Lethestaden, pflück mir milden Mohn,
Mein armes Herz zu trösten nach der Trennung Weh.
Und ihr, Geliebte, bleibet nahe. Kora, komm
Und lehn den Kopf an meine Kniee. Glaub mir, Kind:
Die Erde ist doch herrlich, schöner als Olymp.
Mit stiller Rührung denke ich vergangner Zeit,
Da ich als zarte Jungfrau noch auf Blumenaun
Lustwandeln ging, Narcissenkränze windend — ach! —
Weit glücklicher als jetzo hier, obgleich man mich
Als mächt'ge Fürstin dieses gröfsten Reichs verehrt.
Noch fühl ich, wie der jähe Schreck mein Herz durchfuhr,
Als plötzlich aus dem finstern Schlund des Feuerbergs
Sich Pluto stürzte, einem wilden Geier gleich,
Der auf das Lamm schiefst, gierig mich nun an sich rifs
Und in dies ewig-nächt'ge Reich hinunterzog.
Wohl liebt des Schattenlandes stolzer Herrscher mich —
Erschlofs er doch die unterird'schen Schätze mir,
Freigieb'ger Hand zu bieten sie der Oberwelt —,

Digitized by Google

Erkennen lernt ich Plutos reiches Herz und ihn
Verehren, ja: ihn lieben. Aber nimmer kann —
Nach Schlufs des finstern Schicksals — nimmer kann
Ich Kinderglück ihm schenken. — Ewig unfruchtbar
Vertraure ich die lange, lange Götterzeit.

(Sie verhüllt ihr Gesicht. Pause.)

Hekate (zurückkehrend).

Der König beut dir seinen Grufs; er werde bald
Sich deinem Throne nahen, dich ans Herz zu ziehn —
Was hast du, Edle, Hohe? — Soll Gesang und Tanz
Das Auge dir erheitern? Sprich, Proserpina!

Proserpina (wie träumend).

Ich sah auf Erden manches glückbeseelte Paar —
Und Kinder, Kinder ungezählt. Warum nur ich
So arm und freudlos? Wehe!

Semna (zurückkehrend, eine Schale tragend).

Edle Königin,
Hier ist, was du begehrtest: sanfter Mohn, und hier —
Hier sind Granaten, schönre hast du kaum gesehn.
Wie, Fürstin? so ergriffen plötzlich? — Kora, red!

Proserpina.

O hätte nie mein Auge die Granatenfrucht
Geschaut und lüstern schmeichelnd mir zum Mund gelockt!
Ich weilte heut noch unterm Licht der Sonne!...

Semna.

Dich trifft der Tadel, Kora, unerfahrnes Kind:
Nicht hast du ihr, wie deine Pflicht gebot, gedient;
Sonst hättest du die Grillen munter weggescheucht.
Ihr auch, ihr habt nicht wohlgethan —

Prosperina.

Gieb, Semna, schnell!
Gieb Mohn, mein wundes, wildes Herz zu sänften! gieb!
Und reich mir von der gleifsend roten Frucht, dafs ich
Erstarke, Liebe, ehe mein Gemahl mich sieht.

Hekate.

Mich dünkt: ich höre seinen eil'gen Schritt. Es hallt
Dumpf dröhnend durch die Hallen und die Höhlen hin.
Und hört ihr nicht den heisern Ruf des Cerberus?

Semna.

Nein, nein — ha! wer ist der?

Faust (von rechts heranstürmend).

Wo ist sie? wo ist meine Helena? —
Und wer ist diese? Du Proserpina?!

(Sinkt vor dem Throne nieder.)

Proserpina.

Wer bist du, sonderbarer Fremdling? sag geschwind!
Fürwahr, mit höchstem Staunen schaue ich dich an:
Die Locke ist dir unverschnitten, und dein Blut
Durchschiefst die Adern heftig. Wie dein Auge blitzt!
Du hast die glühen Scheitern nicht durchschritten.

Digitized by Google

Semna (zu Hekate)

Schau:
Die schlimmen Lamien haben dem das Hirn umwölkt!

Faust.

Zu Füfsen dir, erhabne Königin,
Lafs mich die eine, einz'ge Bitte thun:
O gieb mir sie, gieb Helena mir hin,
An ihrem süfsen Busen lafs mich ruhn.

Proserpina.

Er will — habt ihr vernommen? — will der Leda Kind
Zu seiner Lust gewinnen aus der Unterwelt!
Sprich, Mann: wie trug dein kecker Fufs dich her? Sprich, sprich!

Faust.

Nein, Fürstin, lenk nicht ab. Erfüll mein Flehen,
Mein dringend Flehen! Ach, ich weifs: es ist
Ein Kleines dir, so ist das Werk geschehen —
Ein Wink! — und sie ist mein zu dieser Frist!

Proserpina.

Ihr treuen Eumeniden, ist's nicht unerhört?
Wie kam der stolze Erdensohn in unser Reich?
Ist denn nicht mehr verschlossen diese Unterwelt
Jedwedem, welcher zugeeignet uns nicht ist?
Und rauschen nicht die Ströme wild um unser Land,
Versperrend jedem Lebenden den Eintritt hier?
So müssen wir uns sorgen unsrer Sicherheit!
Erinnyen! wo weilen nun die Säumigen?
Geh, Hekate — die Grimmen sollen gleich — Nein, bleib —

(Zu Faust.)

Du kühner Mensch, erbleichen mufst du bei dem Wort
Erinnyen! und denken an die schnellste Flucht —
Wenn du dein Leben wahren willst, so fleuch geschwind!

Faust (sich stolz bewufst erhebend).

Erinnyen? Was soll es? Nein, du schaust
Mich ruhig. Wifs, dafs denen nimmer Macht
Gegeben über mich. Denn ich bin Faust
Und spotte solchen Hirngespinsts der Nacht!

Proserpina.

Ist das dir nicht genügend, eitler Erdenwicht,
So beb vor Plutos Antlitz; denn er selber kommt
Sogleich hierher, der mächt'ge Herr des Schattenreichs.

Faust.

Er komme nur; ich hege festen Sinn.
Gewalt'ger, spräche ich mit freiem Wort,
Gewalt'ger, gieb schön' Helena mir hin,
Lafs mich sie ziehn aus diesem Schauerort!

Proserpina.

Hört, hört! noch hab ich solchen Menschen nie gesehn,
Der wagt, zu spotten also unsres Reiches Macht!

(Zu Faust.)

Ich halt's für Pflicht, zu mahnen, dafs du deines Heils
Gedenkest, Thor mit deinem überkecken Sinn.

Digitized by Google

Faust.

Lafs Helena mit freiem Willen ziehen —
Sonst zwing ich dich! Mir ist die Kraft verliehen.

Proserpina (drohend den Stab erhebend).

Geduld, Geduld! Ich lache deines tollen Muts,
Und wollte ich, so lägest du entseelt vor mir.
Doch will ich nicht. Ich hoffe: friedlich scheiden wir.

(Für sich.)

Der Fremdling rührt mit seiner stolzen Zuversicht
Mich schier und der Erscheinung Anmut. Wahrlich — schön
Ist dieser Jüngling . . .

(Zu Faust.)

Jede Feindung sei uns fern.
Nimm dessen zum Beweise diese Frucht von mir.
Ich weifs: sie wird dir herrlich munden — Frisch versucht!
Und du wirst mehr begehren dieser seltnen Kost.

Semna.

Ei, wie listig die Herrin ist!
Fesseln möchte sie diesen Fremden
Sich zur Labe in ihrem Reich.
Ob er die gleisnische Frucht wird naschen?

Hekate.

Ja, er stutzt — er schaut die Frucht,
Schaut der Fürstin fragend ins Auge.

Semna.

Nein, er lächelt, als ahne er,
Was die Stolze im Busen erwäget.

Proserpina.

Du zögerst? Die Granate nimm aus meiner Hand!
Was Sterblichen sonst unvergönnt, das beut sich dir.
So nimm! Noch immer zweifelnd? Nimm die Frucht, mein Freund!

Faust.

Nein, Herrin, nein! entschuld'ge mich! Viel Dank!
Geschworen habe ich den festen Eid,
Zu kosten weder Speise, noch auch Trank,
Bevor gehoben ist mein Herzeleid,
Und du die schöne Helena ins Leben
Zurückgegeben und für mich gegeben!

(Er blickt Proserpina bittend an. Da sie schweigt, fährt er leidenschaftlicher fort:)

Heg Mitleid! — Als Aurora schon erschien
Die Holde oft vor meinen trunknen Sinnen,
Und jetzo sollte sie mich schnöde fliehn?
Nein, nein — ich mufs, ich mufs sie mir gewinnen!
Mich dünkt: ich fühle sie mir nah, so nah —
Ach, Helena! wo weilst du? — Ha!

(Proserpina hat leise mit den Eumeniden gesprochen und dann eine beschwörende Handbewegung gemacht. Helena als Schatten schreitet langsam, gedankenlos von links über die Bühne. Faust sinkt in wildem Entzücken ihr zu Füfsen:)

Du bist's! Ich habe dich herbeigezogen
Mit meines festen Willens Zauberkraft,
Ich sehe, dafs mein Glaube nicht gelogen.
Du, Helena, bist meines Daseins Haft!

(Sie schreitet weiter. Faust springt auf.)

Digitized by Google

Nun zögre, Göttin, Einz'ge zögre, weil',
Und Minnewonne werde mir zu teil!
(Sie entweicht seinen Armen nach dem Hintergrunde zu.)
Was ist das? Heiſse Sehnsucht der Umarmung
Ergreift mich — Sie entschwindet meinen Händen!
Erbarmung, o Proserpina, Erbarmung!
Mach Ernst und laſs dies Gaukelspiel sich enden!
(Helena verschwindet im Hintergrunde. Faust ihr nachstrebend:)
Halt! halt!

Proserpina.

Gemach, mein Freund, gemach!

Faust.

O Helena!
(Verzweiflungsvoll zurücktaumelnd:)
Sie ist entschwunden — ach!

Proserpina.

Ein Schatten nur ist Helena; als solcher weilt
In unserm Reich Jahrtausende sie schon. So ist's
Das Schicksal aller Sterblichen, wann sie verblüht
Den Scheitern übergeben werden: die Gewalt
Der Lohe zehrt der Sehnen Bindekraft gar schnell,
Zehrt Fleisch und Bein. Ein Schatten bleibt die Seele nur,
Ein luft'ges Traumbild einst'gen Erdenseins zurück,
Und so entschwebte Helena dir aus dem Arm.

Faust (der Proserpina zu Füſsen fallend).

Gewalt'ge Herrscherin im Schattenreich,
Der groſse Faust liegt vor dir — zagend, bleich —,
Erflehend, was er zu ertrotzen wagte.
Als ich vermeſsnen Thuns „ich will es!“ sagte,
Da zeigt ich mich als Thor ohn Überlegung.
So mögst du nun aus sanften Mitleids Regung
Mir gönnen meines Lebens einzig Ziel,
Das groſse Ziel des Sehnens und des Strebens.
Sie mir gewähren, ist für dich ein Spiel —
Ich weiſs es, und ich bitte nicht vergebens.
Ich fühle, wie des Schicksals Stimme spricht:
Ja, Faust, der Sieg erblüht der Zuversicht!
Proserpina, so sei mir gnädig, neig mir
In Hulden deine edle Königstirn,
Gewährung lächelnd meinem Wunsch, und zeig mir,
Daſs nicht der Tollheit Raub dies Menschenhirn.
Altäre will ich dir zum Dank errichten,
All andre Götterhuldigung vernichten —
Sei gnädig, Fürstin, mir — Proserpina
Ist ewig meine Losung ganz allein.
Nur sprich zum Trost das groſse Wort mir: Ja,
Die holde Helena soll dein sein, dein!

Proserpina.

Wer einmal meinem Reiche angehöret, kehrt
Nie auf die lichte Oberwelt, ins Leben heim.

Faust.

Nein, halt, erhabne Herrin, daſs ich dich
Gemahne alter, längst vergangner Zeit,

Digitized by Google

Als jener grofse Sänger, weit und breit
Berühmt, der edle Sänger Orpheus sich
Aus Harm entschlofs zum düstern Niedergang
Und mit dem wonniglichen Saitenschlage,
Mit seiner rührungvollen Sangesklage
Dem strengen Pluto in die Seele drang
Und ihn erweichte, dafs er ihm die treue
Geliebte Gattin gab aufs neue . . .
O, wär ich Orpheus! Aber nimmer habe
Ich eine gleiche, wirkungstarke Gabe.

Proserpina.

Wohl war das eine grofse That, doch sicherte
Sie nicht des neuen Lebens Frist Eurydicen;
Noch an der Schranke beider Welten wies sich's schon.
Urfest ist, was das Schicksal sinnt: Jedweder Mensch,
Der einmal unser eigen ist, verläfst nicht mehr
Das stille Land der Schatten, und die Rückkehr in
Des Lebens muntern Reigen ist verschlossen ihm.

Faust.

Ach, wär es nur ein kurzer Augenblick,
Den mir in Huld vergönnte das Geschick,
Zu ruhen in der schönen Griechin Armen!
Dann wollte ich mich gern dem Tode weihn
Und ewig, ewig euer sein —
Proserpina, Erbarmen!

Proserpina.

(Ihr Gesicht verhüllend und mit der Hand abwehrend.)

Lafs ab, mein Freund, lafs ab!

Semna.

O Fürstin, sieh uns bittend vor dir stehn — Gewähr
Des Edlen Bitte.

Proserpina.

Selber bin ich tief gerührt —
Die Thränen netzen meine Wange — unerhört!
Und bin ich doch die Herrscherin der Unterwelt!
Ich dürfte nicht — und dennoch mufs ich wollen — Auf,
Es sei! — Erheb dich, Heldenjüngling, welcher du
Die Unterwelt durch deines Willens Macht besiegt.

(Sie ergreift seine Hand. Faust steht auf.)

Jedoch zuvor erfahren mufst du den Beding,
An den sich die Erlangung deines Wunsches knüpft.
Nur als des Lebens Schattenbild kehrt Helena
Zurück auf eure Oberwelt, wenngleich das Blut
Die Adern neu belebend ihr durchrieseln wird.
Es ist nur halbe Wirklichkeit, ein Schein des Seins
Dafs einmal sie dem Lichte schon entrissen, hier
In meinem Reich geraume Frist geweilt hat, soll
Aus dem Gedächtnis ihr entrückt sein, alles auch,
Was seit dem Falle Trojas sich begeben hat.
Doch wohl bedacht, du Kühner, wohl bedacht:
Wird die Erinnrung des Vergangnen ihr geweckt,
Und ziehet je das Bild des eignen Todes ihr
Ins dämmernde Gedächtnis ein, ihr sagend, dafs

Digitized by Google

Sie mein war, in des Orkus Dunkel schon geweilt,
So schwindet ihr des Lebens Schein aufs neue, und
Sie kehrt zurück auf ewig zu den Schatten.

Faust.

Es sei! Ich habe Wort für Wort geschrieben
In meine Brust und hefte die Erringung
Des heifsen Wunsches ganz an die Bedingung,
Die du gestellt. Mir blüht ein stolzes Lieben!
Wo weilt sie noch? Nicht länger lafs mich schmachten!
Komm, Helena, an deines Helden Brust;
Wir wollen auf das höchste Dasein trachten,
Dafs selbst die Götter neiden unsre Lust.

Proserpina.

Gemach, mein Freund! Es nahet leicht einmal die Zeit,
Wo alle Lust des höchsten Daseins dir verraucht.
Für jetzt ist Helena dein eigen. Steig hinauf,
Um nur zurückzukehren, wenn des Lebens Frist
Dich unserm Reiche eignet. Steig hinauf — bei Styx!
Mein Wort ist fest, vertrauen mufst du. Helena
Wird in dem Licht der Sonne dein sein, wird sich bald
Dir einen zu der schönsten Minne. Nun leb wohl!
Auf Wiedersehen an dem Rand der Zeit!

Faust.

Mit dankerfülltem, vollem Herzen scheid ich,
Proserpina, und nicht den Himmel neid ich!

(Er eilt rechts ab.)

Proserpina.

Wohlan, so geb ich Helena der Bande los.
Nun schnell zur Arbeit! schlachtet mir ein schwarzes Rind,
Dafs sich die Schöne labe an dem frischen Blut
Und neu empfänglich werde für das Licht der Welt.
Lafst auch der Dienerinnen Schar erquicken sich,
Gefangene Trojanerinnen schmuck und traut,
Dafs sie getreu ihr folgen auf dem Erdenstieg.
Doch sorgt, dafs ihnen allen erst im Oberland
Zurückkehrt das Bewufstsein ihres Daseins, und
Sich der Erinnrung Faden knüpft an Trojas Fall.
Die grofse Lücke jener langen Zwischenzeit
Sei mit dem Schleier finstrer Nacht verhüllt. Genug,
Ihr wackern Eumeniden! an die Arbeit jetzt!

(Einige ab in den Hintergrund.)

Hekate.

Horch, der Herr und Gebieter nahet!
Sieh, wie verlangend sein Auge leuchtet,
Schöne Königin!

Proserpina.

Mein Gatte — ja! Entgegen eil ich ihm vom Thron,
Das Herz ihm zu erfreuen durch der Neigung Blick.

(Sie geht nach links ab. Einige mit Fackeln folgen.)

Semna.

Eines las ich im Auge der Fürstin:
Wenn auch Helena uns entrückt wird
Auf die Oberwelt —

Digitized by Google

Nicht zerrissen sind die Bande,
Wieder kehret sie hierzulande!
Schwestern, an das Werk!
(Indem sie mit den übrigen in den Hintergrund abgeht, fällt der Vorhang.)

Adalbert Rudolf.

Ein Verdeutschungs-Wörterbuch.

Der hochverdiente Professor Dr. Daniel Sanders in Alt-Strelitz beabsichtigt die Herausgabe eines Verdeutschungs-Wörterbuchs, über dessen Plan er nachstehende Mitteilungen macht:

Es soll und wird die Mitte halten zwischen meinem „Fremdwörterbuch“ und meinem „Deutschen Sprachschatz“. Das erstgenannte Werk ist hauptsächlich für alle die bestimmt, welche über ihnen aufstoſsende Fremdwörter Belehrung suchen, sei es über die Bedeutung, die Aussprache, die Abwandlung, die Fügung im Satze etc., oder welche, wo es sich um seltene Ausdrücke handelt, Belege für das Vorkommen zu haben wünschen. Für alles dies glaube ich zur Genüge in meinem „Fremdwörterbuch“ gesorgt zu haben, in welchem ich eine möglichst erschöpfende Vollständigkeit erstrebt habe.

Als hauptsächliche Benutzer dagegen des beabsichtigten „Verdeutschungs-Wörterbuches“ denke ich mir namentlich Leute, denen sich im gegebenen Falle ein ihnen nach allen Beziehungen bekanntes und geläufiges Fremdwort zunächst in den Gedanken und in die Feder drängt und die doch von dem Wunsche beseelt sind, diese die Einheitlichkeit und Reinheit des deutschen Stils entstellenden Aufdringlinge durch einen gutdeutschen vollgültigen Ersatz zu beseitigen, ohne sofort einen solchen finden zu können. In solchen Verlegenheiten soll das zu Rate gezogene „Verdeutschungs-Wörterbuch“ rasche Aushilfe gewähren, indem es für die überhaupt überflüssigen oder wenigstens in gewissen Fällen entbehrlichen Fremdwörter eine Verdeutschung oder meistens eine Anzahl von Verdeutschungen bietet, unter denen man leicht die für den vorliegenden Fall zutreffendste wird auswählen können. Hier schlieſst sich, wie gesagt, das „Verdeutschungs-Wörterbuch“ an meinen „Deutschen Sprachschatz“ an, der, „nach Begriffen geordnet“, „zur Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks“ bestimmt, aber natürlich nicht auf den bloſsen Ersatz von Fremdwörtern beschränkt ist.

Mein umfassender „Deutscher Sprachschatz“ sowohl wie mein nach möglichst erschöpfender Vollständigkeit strebendes „Fremdwörterbuch“ sind beides umfangreiche Werke, jedes zwei starke Bände bildend, dagegen wird seiner Bestimmung gemäſs mein „Verdeutschungs-Wörterbuch“ nur ein wenig umfangreiches, handliches Büchlein bilden, da in dasselbe mit guter Absicht nur allgemein übliche Fremdwörter aufgenommen sind, für die ein allgemein anerkannter oder doch empfehlenswerter Ersatz dargeboten werden kann. Belege werden nur angeführt, wo sie in aller Kürze als Beispiel einer glücklichen Verdeutschung aus mustergültigen oder guten Schriften gegeben werden können. Wo der Nachschlagende einen in meinem „Fremdwörterbuch“ sich findenden Ausdruck in das „Verdeutschungs-Wörterbuch“ nicht aufgenommen sieht, darf er annehmen, daſs mir unter den mir bekannt gewordenen dafür vorgeschlagenen Verdeutschungen keiner unbedingt empfehlenswert erschienen ist. Ich möchte aber auch ausdrücklich hervorheben, daſs unter den fortgelassenen Fremdwörtern mir viele einer Verdeutschung nicht bedürftig erscheinen. „Es versteht sich“ — habe ich in in meinen „Deutschen Sprachbriefen“ gesagt — „von selbst, daſs bei der Besprechung ausländischer, von unseren deutschen abweichender Verhältnisse die genaue fremdländische Bezeichnung nicht aus thörichter Deutschtümelei durch ungenaue oder gar durch falsche und schiefe Verdeutschungen ersetzt werden dürfe, wie denn z. B. auch die über die

Digitized by Google

Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in solchen Fällen naturgemäfs und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden, und ich wiederhole, was ich schon oben gelegentlich ausgesprochen, dafs für die fachmäfsige und wissenschaftliche Behandlung die allen Bildungsvölkern gemeinsamen und allgemein anerkannten Kunst- und Fachausdrücke auch im Deutschen beizubehalten sind. Mögen in einem volkstümlichen Vortrage die gelegentlich vorkommenden Bezeichnungen „Mathematik“ und „Chemie“ durch „Gröfsenlehre und „Scheidekunst“ erklärt oder ersetzt werden in mathematischen und chemischen Lehrbüchern: diese Verdeutschungen ein- und durchführen, oder gar die den Mathematikern und Chemikern aller Völker gleichmäfsig bekannten und in ihren Bedeutungen scharf bestimmten Kunstausdrücke durch langatmige, ungefügte und nicht einmal in Deutschland allgemein bekannte, noch weniger anerkannte Umschreibungen im Deutschen verdrängen zu wollen, wäre ein ebenso thörichtes Unterfangen, wie etwa der Vorschlag, für Deutschland die kurzen chemischen und mathematischen Formeln und Zeichen abzuschaffen. So wird man auch in einer für den Volksunterricht bestimmten Sprachlehre jedem fremden Kunstausdruck, wo er zum erstenmal auftritt, eine genaue und bestimmte Erklärung und, wo möglich, eine treffende Verdeutschung beifügen, aber im weiteren Verlauf erscheint dann die Verwendung des genügend erklärten und eingeprägten fremden Kunstworts selbst für die Volksschule nicht nur unbedenklich, sondern — mit Rücksicht auf die spätere Erlernung anderer Sprachen — sogar empfehlenswert. Allerdings würde es gar zu altfränkisch steif klingen, wenn man in der deutschen Sprachlehre von der Constructio des Accusativi cum Infinitivo sprechen wollte; aber wie lautet das, was das Campesche Verdeutschungs-Wörterbuch dafür als Ersatz bietet? „Die Wortfolge des vierten Falls mit der unbestimmten (oder abgezogenen) Weise (oder Form).“ Wer würde sich zu einem solchen Ersatz entschliefsen können oder mögen? Freilich bieten sich dem Nachdenkenden leicht bessere Verdeutschungen dazu: „Die Fügung (oder Verbindung) des vierten Falls mit der Nennform des Zeitworts“, aber auch diese Verdeutschung möchte ich doch nur bei der ersten Einführung des Kunstausdrucks oder späterhin etwa hier und da zur Abwechselung empfehlen: im allgemeinen wird man nach genügender Vorbereitung und hinreichender Erklärung und Einübung auch in der Volksschule unbedenklich von der „Fügung“ (oder „Verbindung“) „des Accusativs mit dem Infinitiv“ oder kürzer von dem „Accusativ mit dem Infinitiv“ sprechen dürfen, ohne zu befürchten, dafs durch solcherlei Kunstausdrücke die Reinheit des deutschen Stils geschädigt werde.

Ich glaube hiermit zur Genüge ausgesprochen oder doch angedeutet zu haben, in welchem Umfange ein „Verdeutschungs-Wörterbuch“ den Freunden eines möglichst reindeutschen Ausdrucks zu dienen bestimmt ist und hoffentlich gute Dienste leisten wird.

Zum Schlufs möchte ich noch denen, die mich durch gütige Beiträge zu unterstützen geneigt und bereit sind, aussprechen, dafs ich mit Dank jede zweckmäfsige Einsendung nach bester Einsicht zu verwenden bestrebt sein werde, dafs mir aber namentlich Nachweise aus guten Schriften willkommen sein werden, in denen an der Stelle eines üblichen und schwer ersetzbaren Fremdwortes sich ein glücklich gefundener und für die weitere Verbreitung empfehlenswerter Ersatz darbietet.

Und hiermit schliefse ich diesen Aufsatz, ihn und schon im voraus das darin angekündigte Buch der freundlichen Beachtung und Unterstützung aller Freunde unserer Muttersprache empfehlend. Namentlich möchte ich auch die mit meinen Ansichten einverstandenen Leiter von Zeitungen und Zeitschriften freundlichst um Weiterverbreitung dieses Aufsatzes durch Abdruck bitten.

Digitized by Google

Dunkle Stellen?

In der „Zeitschr. für weibliche Bildung" wünschte Direktor Dr. Kaiser eine Erklärung der „dunklen" Stelle in Dickens' Christmas Carol: „unlike the celebrated herd in the poem, they were not forty children conducting themselves like one, but every child was conducting itself like forty." In einer späteren Nummer der Zeitschrift wurde die von einem Kollegen eingegangene Erklärung mitgeteilt. Dafs die Stelle eine Anspielung auf ein Gedicht von Wordsworth ist, war indessen längst bekannt: Prof. Dr. I. Schmidt giebt schon die richtige Erklärung in seiner 1876 erschienenen vortrefflichen Ausgabe des Christmas Carol, und seit 1881 findet sich das Wordsworthsche Gedicht in den neueren Auflagen meines englischen Lesebuches.

Nachstehend gebe ich die Erläuterung zu zwei Anspielungen, die eher „dunkel" scheinen können; wenigstens zeigten mir wiederholte Anfragen, dafs die erstere vielfach nicht erkannt wurde, und bei der zweiten gelangte ich erst nach vielen vergeblichen Anfragen bei erfahrenen Fachgenossen auf die richtige Spur.

1. A. Daudet sagt in „La mort de Chauvin", einem Kabinetstück der Charakterschilderung, das ich in mein französisches Lesebuch aufgenommen habe: „Je le (d. h. Chauvin) retrouvai à l'Opéra, debout dans la loge de Girardin, demandant le Rhin allemand, et criant aux chanteurs qui ne le savaient pas encore: Il faudra donc plus de temps pour l'apprendre que pour le prendre." Das folgende nicht uninteressante Citat, das ich in der neuen Auflage meines Lesebuches mitgeteilt habe, liefert die Erklärung: —

Le mercredi qui précéda la déclaration de guerre (1870), à l'Opéra, on demanda la Marseillaise; l'orchestre se préparait à la jouer, lorsqu'on réclame le Rhin allemand. Les musiciens semblèrent hésiter et le régisseur s'avançant près de la rampe déclare qu'on ne pouvait chanter la poésie de Musset, parce qu'on n'avait pas eu le temps de l'apprendre. Alors Émile de Girardin se leva dans sa loge et s'écria: „Il est donc plus long à apprendre qu'à prendre!" Toute la salle applaudit. Deux jours après un acteur revêtu d'un uniforme de capitaine de la garde nationale mobile chantait le Rhin allemand et recevait une ovation.

(Maxime du Camp, Souvenirs littéraires, Paris 1883.)

2. Arago sagt in seiner Biographie von James Watt (vgl. meine Ausgabe S. 89, Berlin, Weidmann): „On va jusqu'à en rire, comme de l'explication de la dent d'or." Über diese Anspielung gelangte ich nach langem Suchen zu folgender Aufklärung: Im Jahre 1594 verbreitete sich die Nachricht, dafs man bei dem siebenjährigen Sohne des Bauern Christoph Müller zu Weigelsdorf in Schlesien einen goldenen Zahn entdeckt habe. Die Nachricht von diesem Wunder erregte in Deutschland und bald auch bei den Gelehrten des Auslandes grofses Aufsehen. Dr. Horst veröffentlichte 1595 eine lateinische Untersuchung darüber; er meint u. a., der goldene Zahn dieses Kindes, bei dessen Geburt die Sonne in Verbindung mit Saturn im Zeichen des Widders gestanden habe, sei der Vorläufer des goldenen Zeitalters, in welchem der Kaiser die Türken aus der Christenheit verjagen und den Grund zu einem Reiche legen würde, das tausend Jahre dauern solle, worauf ganz deutlich der Prophet Daniel anspiele, wenn er von einem Bilde mit goldenem Kopfe spreche. Das angebliche Wunder wurde zwar als Betrug erkannt, fand aber noch in weiten Kreisen Glauben und gab bis ins 18. Jahrhundert Veranlassung zu zahlreichen Streitschriften für und wider. Vergl. Rulandi Demonstratio judicii de aureo dente pueri Silesiaci, Erfurti 1596; Ingolstetteri responsio ad judicium Rulandi, Lipsiæ 1596; Etliche Sendbriefe zum Zeugnis dafs der güldene Zahn noch heutigen Tages gülden, Breslau 1596; Liddelii Ars medica, cum tractatu de aureo dente, Hamburgi 1628 etc. S. auch Schles. Provinzialblätter N. F. II, 728; Buckle, History of Civilization, I, ch. 6.

Brieg, 1884. Dr. Wershoven.

Digitized by Google

Zur „Umstellung" der Präposition im Englischen.

Bekanntlich gestattet das Englische in gewissen Fällen die Präposition von dem Nomen, zu dem sie unserer Anschauung nach gehört, zu trennen und — wie die Schulgrammatik zu sagen pflegt — ans Ende zu stellen.

Die Fälle finden sich bei Mätzner II, 1, S. 518 ff. unter der Bezeichnung „Umstellung der Präposition" geordnet. Die Schulgrammatik pflegt die Erscheinung bei Gelegenheit des Fragesatzes, des Relativsatzes und der Passivbildung zu besprechen, und in der That lassen sich darunter alle bei Mätzner unterschiedenen Fälle aufser dem ersten, dem Typus *that* I *insist* on —, ohne Gewaltsamkeit einordnen oder doch daran anknüpfen.

Immerhin wird der Schüler an drei verschiedenen Punkten damit beschäftigt, während es doch eine einheitliche, aus *einem* Princip fliefsende Erscheinung ist.

Ein zweites Moment kommt dazu, um im didaktischen Interesse eine befriedigendere Behandlungsweise dringend wünschenswert zu machen.

Der so auffallende Gebrauch wird nach altem Herkommen als eine blofse Abweichung von der äufseren Anordnung der Satzteile hingestellt; und doch müfste ein ganz wundersamer psychologischer Vorgang angenommen werden, wenn für Mitteilung und Verständnis die Präposition fungierend gedacht werden müfste an einer Stelle, wo sie gar nicht steht.

Es mufs, um nach beiden Seiten Abhilfe zu schaffen, ein Weg gefunden werden, der nicht nur alle betreffenden Fälle unter einem Gesichtspunkt zu betrachten, sondern auch die ganze Erscheinung *begreiflich* zu finden gestattet; und das ist nicht schwer.

Offenbar liegt das Eigentümliche der Erscheinung darin, dafs der Engländer ebenso geneigt ist, in seiner Vorstellung die Präposition als begriffliche Bestimmung des Werks wie als Zeichen für die Beziehung zu empfinden, in welcher das Nomen, bezw. sein Begriffsinhalt zu denken ist; mit anderen Worten, die Präposition geht für ihn ebenso gut eine begriffliche Verbindung mit dem vorhergehenden Verb als mit dem folgenden Nomen ein.

Es läfst sich dies durch Vergleichung mit dem Deutschen unmittelbar veranschaulichen.

Wir drücken genau denselben Begriffsinhalt aus mit

Er schwamm durch den Teich

wie mit

Er durchschwamm den Teich;

auch die gebrauchten Sprachmittel sind dieselben — nur dafs im ersten Fall die Präposition mit dem Nomen, im zweiten mit dem Verb in engere Verbindung getreten erscheint.

Beide Auffassungen dürfen wir im

He swam through the pond

ausgedrückt finden, je nachdem wir verstehen

He swam | through the pond,

wo die Präposition zum Nomen, oder

He swam through | the pond,

wo sie zum Verb eine innigere Beziehung eingeht, während dann das Nomen, entsprechend dem deutschen, als direktes Objekt übrig bleibt.

Danach wäre aufzustellen:

Im Englischen kann jedes Verb, welches eine präpositionale Ergänzung verlangt, auch als mit der Präposition zusammengesetztes Verb mit transitiver Beziehung aufgefafst und konstruiert werden. Der Unterschied von dem angeführten deutschen Gebrauch liegt nur darin, dafs die Präposition dem Verb *folgt*, und nicht mit ihm *ein* Wort bildet.

So ergeben sich aus I never thought of that ganz folgerichtig

that I never thought of

a matter which I never thought of

Digitized by Google

a matter never to be thought of
what did he think of
that was never thought of etc.

Ein schlagender Beweis für diese Auffassung dürfte darin gefunden werden, *daſs bei* ***passiver*** *Konstruktion das Nomen in der That gar nicht als von der Präposition berührt, sondern als* ***Subjekt*** *empfunden wird* (he was never thought of), während es bei *aktiver* Konstruktion Accusativ bleibt, der aber eben unter *dieser* Beleuchtung sich unabweisbar als *Objektskasus*, nicht als Kasus der Präposition aufdrängt.

Im weiteren Verfolg kann es kaum noch auffallen, wenn da, wo das Verb zunächst durch ein direktes Objekt und dann durch ein präpositionales Nomen ergänzt ist, wie in

I never had any intercourse with this man,

ebenfalls zwischen der Präposition und ihrem Nomen ein loseres Verhältnis als zwischen der Präposition und dem Verbalbegriff mit seiner Ergänzung empfunden wird, so daſs die Konstruktionen

This man I never had any intercourse with
a man whom I never had a. i. w.

u. s. w., entsprechend den oben entwickelten Beispielen sich folgerichtig ergeben.

Barmen. H. Breusing.

Wieder einmal Hephästophilus.

Eine Entgegnung.

Nachdem ich bereits längere Zeit die Deutung Mephistopheles = Hephästophilus bei mir herum getragen hatte, gab ich sie der Öffentlichkeit zuerst im Jahre 1880 anheim, indem ich sie Dr. L. Geiger für das Goethe-Jahrbuch 1 zur Verfügung stellte. Nächstdem erweiterte ich den Gedanken zu einigen Aufsätzen, welche in dieser Zeitschrift, sowie in dem Deutschen Dichterheim zum Abdrucke gelangten. Ich erhielt auf Grund dessen vielfache Zuschriften von Faustfreunden und -Kennern, welche sich mehr oder weniger meiner Ansicht anschlossen. J. Bode und K. Engel versicherten mich ihrer vollständigen Zustimmung, Dr. G. v. Loeper sprach meiner Deutung die gröſste Wahrscheinlichkeit zu, während Prof. Dr. K. J. Schröer, Dr. E. Sabell u. a. sich zurückhaltender ausdrückten. Einige Jahre lang ruhte meine Hephästophilus-Angelegenheit für mich im Staube vorläufiger Erledigung, bis ich neuerdings zufällig durch das groſsartige Werk von K. Engel über die Faustlitteratur* auf einen seinerzeit in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz von G. Hauff, „Vorstudien zu Goethes Faust. I. Über den Ursprung des Namens Mephistopheles; II. Über den Erdgeist in lexikalischer Hinsicht“ gelenkt ward. Bei Bekanntmachung mit dem Inhalte ersah ich denn, daſs der erste Teil vorzugsweise eine Entgegnung auf meine bezüglichen Aufsätze ist. Obwohl seitdem einige Zeit verstrichen ist, und die Sache als verjährt angesehen werden könnte, so glaube ich dennoch der Entgegnung eine Entgegnung folgen lassen zu müssen.

Hauff sagt von vorn herein kurzweg aburteilend, daſs er mir „leider“ nicht beistimmen könne; dies bedauernde „leider“ als lindernder Balsam ist wirklich rührend. Nunmehr werde ich auf die einzelnen Punkte eingehen:

Allerdings habe ich Hephästus als frühchristlichen Höllenfürsten nicht mit völliger Bestimmtheit beweisen, sondern nur auf Grund der vergleichen-

* „Zusammenstellung der Faustschriften.“ Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. Ein äuſserst gediegenes, sehr empfehlenswertes Werk!

Digitized by Google

den Mythologie als höchst wahrscheinlich hinstellen können. Die Möglichkeit, dafs Hephästus für Teufel genommen werden konnte, wird auch von Schröer zugestanden. Nun aber bemerkt Hauff in schroffer Weise: „Rudolf selbst giebt zu: willkürlich und unbewiesen sei die Annahme etc.“ Das könnte scheinen machen, als ob ich diese Worte „willkürlich und unbewiesen“ gebraucht habe, ist aber durchaus nicht der Fall, wie ein Nachschlagen seitens der unparteiischen Leser sofort ergeben wird. Überhaupt empfehle ich jedem, welcher die Hauffsche Entgegnung fernerhin durchzulesen gedenkt, meine Aufsätze behufs Vergleichung entgegenzuhalten und nicht die Behauptungen Hauffs ohne weiteres als bare Münze nehmen zu wollen.

Ich habe durchaus nicht behauptet, dafs die alte Teufelsage nach Jahrhunderten unter dem Namen Lucifer zuerst wieder im Volksbuche von Dr. Faust zur Anschauung gelange, sondern ich habe nur die ausgeprägte, charakteristische Fassung der Sage im Volksbuche als Beleg angeführt und um weitere Betrachtungen anzuknüpfen; frühere Spuren des Namens Lucifer und der Sage nachzuweisen, hielt ich zum Zwecke meiner Abhandlung nicht für wesentlich, weil ich nur in grofsen Zügen den Hauptgedanken verfolgen wollte. Das hätte Hauff sich von selber sagen können, indem ich, wie er auch anführt, in einem anderen ausführlicheren Aufsatze die Spur des Namens Lucifers bis nachweislich um 1300 zurückversetze. — Die von Hauff angeführten Belegstellen für den Namen Lucifer sind sachlich und lehrreich, und ich mufs dankbar anerkennen, dafs auch ich daraus gelernt habe; vielleicht wäre Hauff auf Grund seiner Stellung in der Lage gewesen, noch näher darauf einzugehen, wie die lateinische Bibelübersetzung bei Gelegenheit der Stelle des Jesaja gerade auf den Namen Lucifer gekommen ist.

„Die Römer und Griechen sodann kannten keinen Teufel, ihre Religion war nicht dualistisch.“ Ich bin ganz derselben Ansicht, und ich habe auch nirgend eine andere Behauptung aufgestellt; man blättere nur in meinen Aufsätzen. Die Sache ist thatsächlich so: Der Dualismus ist ein ursprünglicher indogermanischer Glaubenszug, welcher sich bei den Indern und noch mehr bei den Persern in schroffer Weise ausgebildet hat. Dieser Gedanke ist bei den Griechen und Römern gänzlich verloren gegangen, oder mindestens fast bis zur Unkenntlichkeit getrübt; nur schwache Spuren zur Deutung der widerstrebenden Naturgewalten sind nachweisbar in den Kämpfen gegen Giganten und Titanen und sogar in der gegenseitigen Anfeindung der Gottheiten. Das deutsche Heidentum war jenem Gedanken treuer geblieben, oder trat ihm unter anderen Einflüssen in der neuen Heimat allmählich wieder näher, bis der Gipfel erreicht war mit der Gestalt des Locho (Loki), welcher schon dem späteren Teufel auffallend ähnelt. Aber erst mit der Ausbildung des Christentums ward die persisch-jüdische Sagenrichtung in schärfster Weise entwickelt. Man beliebte den neuen Anschauungen ein altes Äufsere zu geben, und der Gedanke liegt nahe, dafs bei der Latinisierung der Kirche auch die neue christliche Sage samt dem Teufelnamen ein Mäntelchen altrömischen Schnittes erhielt. Das ist meine Hypothese, deren Unmöglichkeit zu beweisen schwer fallen dürfte.

„Der Name Hephästus ist also nicht im Laufe der Zeit verloren gegangen, sondern er ist im Sinne von Teufel nie dagewesen.“ Das ist eine scharfe, kühne Behauptung, welche in etwas vorsichtigerer Form hätte gegeben werden können, etwa: „Der Name Hephästus ist im Sinne von Teufel nicht nachgewiesen, könnte aber vielleicht im Laufe der Zeit verloren gegangen sein.“ Wenn mir auch dar sichere Beweis fehlt, so glaube ich doch, wie bemerkt, die Wahrscheinlichkeit meines Gedankens hinlänglich nachgewiesen zu haben.

„Zudem hätte sich gewifs nicht der griechische, sondern der römische Name erhalten.“ Warum? In den letzten Zeiten des Römertums hatte die Hellenisierung so riesige Fortschritte gemacht, dafs thatsächlich die griechi-

Digitized by Google

sche Sprache dieselbe Rolle einnahm, welche lange Zeit von der französischen Sprache behauptet ward. Aufserdem hatte eine vollständige Verschmelzung der hauptsächlichsten Glaubensansichten der verschiedensten Völker zu einer neuen internationalen Religion stattgefunden; denn:

> Allen Göttern der Welt boten sie Wohnungen an,
> Habe sie schwarz und streng aus altem Basal der Ägypter,
> Oder ein Grieche sie weifs, reizend, aus Marmor geformt.

Das das Griechentum hierbei einen bedeutenden Einflufs auf die im Grunde durchaus nicht völlig gleichartigen Gottheiten des Römertums ausübte, ist bekannt. Der Römer lernte die griechischen Götternamen, manchmal mit geringer Mundrechtmachung, den seinigen beizufügen, und Hephästus war ihm so geläufig wie Vulcanus. Meine Hypothese dürfte demnach doch nicht so ganz unsinnig sein; aufserdem ist sehr wohl einleuchtend, dafs bei der Namengebung des Teufels Zufälligkeiten obgewaltet haben können, und nicht immer nach einer schroff-linealen Logik gegattert zu werden braucht.

Wenn Hauff nun weiter sagt: „Endlich verwickelt sich Rudolf in einen Widerspruch mit sich selbst, wenn er das eine Mal behauptet: für den gefallenen Engel sei im Mittelalter der Name Hephästus üblich gewesen, und dann wieder: bis zum Auftauchen des Namens Lucifer finde sich überhaupt kein Name für den gefallenen Engel“, so heifst das: mir die Worte im Munde verdrehen! Ich sage nämlich so: „Dabei mufs allerdings erwähnt werden, dafs der Name (Hephästus) in diesem Sinne thatsächlich nirgend angeführt wird, dafs vielmehr bis zum Auftauchen des Lucifer-Namens überhaupt kein Name für den gefallenen Engel vorkommt u. s. w.“; daraus zu folgern, dafs ich mir den volkstümlich-lebendigen Teufel auch nur zeitweilig namenlos denken könne, ist stark. — Ich bestreite entschieden, dafs es Hauff mit den bisherigen Widerlegungen gelungen ist, die Möglichkeit des Höllenfürsten Hephästus und mit dem Oberteufel den Unterteufel Hephästophilus zu beseitigen.

Wenn ich anfänglich noch dem Gedanken huldigte, dafs der Buchdrucker Fust der Faustus senior sein könne, so habe ich doch längst diesen Gedanken fahren lassen, wie er überhaupt kaum noch Anhänger finden wird, habe mich auch dieserhalben Archiv LXVIII, S. 255 ff. deutlich ausgesprochen. Ich bin eher geneigt, wie ich daselbst auseinandergesetzt habe, als Faustus senior den Eutychianos, Diener und Schüler des Pfaffen Theophilus, anzunehmen, will aber, um Weitschweifigkeiten vorzubeugen, sofort bestimmt bekennen, dafs ich auch für diesen kühnen Gedanken keinen Beweis habe, sondern nur die Möglichkeit dürftig aus Vergleichen ziehe. Ich sage mit Bezug auf diesen Eutychianos — Faustus senior: Vielleicht haben hier die entgegengesetzten Geister Theophilus und Hephästophilus (verstümmelt in Mephistopheles) ihren Ursprung — jener (Gottesfreund) der warnende Geist seines frommen väterlichen Freundes und nunmehr verklärten Beraters, dieser (Teufelsfreund) der Verführer, ein Unterteufel des Höllenherrschers Hephästus = Lucifer. Mit diesem Gedanken würde auch Hauffs Skrupel, dafs im Gegensatze zu dem Unterteufel Hephästophilus unser Theophilus einen Engel bedeuten müsse, beseitigt werden können.

Hauff bestreitet, dafs es eine Zeit gegeben habe, in welcher die Theophilus-Sage ganz mundgerecht gewesen sei, und doch liegt dieser Gedanke so nahe, wenn man die vielen Bearbeitungen der Kirchensage bis auf die niederdeutschen Mysterien ins Auge fafst. Warum soll man auf so offenbar volkstümlicher Grundlage nicht fufsen können.

Hauff meint: Die ältere Form ist bekanntlich Mephostophiles! Das heifst in ein Wespennest stechen! Allerdings lautet die ältest überlieferte Form Mephostophiles; ob dies aber wirklich die ältere und vor allem richtige Form ist, mufs sehr zweifelhaft erscheinen. Die erste englische Bearbeitung des deutschen Volksbuches von Faust, ohne Jahrzahl, aber höchst

Digitized by Google

wahrscheinlich schon etwa 1590 erschienen, hat den Namen Mephistophiles, und Marlowe, welcher seinen Faust allerspätestens 1592, aber eher einige Jahre früher geschrieben hat, bietet die Namenform Mephistophilis, während allerdings Shakespeare (Fr. Bacon?) in seinen etwa 1600 erschienenen „Lustigen Weibern" wiederum Mephostophilus hat. Kann man so ohne weiteres die Form des englischen Volksbuches und Marlowes unbeachtet lassen und die Abweichung als ganz zufällig oder willkürlich hinstellen? Wer sagt uns denn, woher der Freund des Buchdruckers Spies den Stoff zu seinem Volksbuche geschöpft hat? Dafs er ihn nicht geradezu aus der Luft gegriffen hat, bedarf keiner Erörterung. Ob nicht ältere Fassungen der Sage vorgelegen haben, welche vielleicht noch einmal bekannt werden, wie ja schon so manches verloren geglaubte Buch an das Tageslicht gekommen ist? Der Freund von Spies wird der Überarbeiter der überlieferten Sage oder mehrer einschlägigen Sagen zu der Form des jetzigen Volksbuches gewesen sein. — Die älteste englische Ausgabe des Volksbuches mit dem Namen Mephistophiles ist 1827 von W. J. Thoms mit gröfster Peinlichkeit wieder abgedruckt worden. Als ein Beispiel der Befangenheit des Urteiles stehe hier Düntzers Bemerkung: „Höchst seltsam ist es, dafs hier im Abdrucke von Thoms der Geist des Faust schon Mephistophiles heifst, was ein Versehen des Abdruckes sein mufs, da viel später sich die Form Mephostophiles erhalten hat." Ein Rätsel ist allerdings vorläufig noch, wie die Abweichung des deutschen und englischen Volksbuches in dem Teufelnamen zu deuten ist; dies zu lösen, spüre man nach.

Ich gebe zu, dafs die Formen Mephis-Dophulus in der Handschrift von 1509 (?) und Meve-, Mephistophilus in den Steyrischen Volksliedern, sowie andere ähnliche als unwesentlich zu erachten sind. Dennoch halte ich an Mephistophiles als echterer Form und Hephästophilus als Urform fest, wenn auch Hauff von „verzweifelten Ausflüchten" spricht, und ich werde erfreut sein, noch einmal meine Ansicht bestätigt zu sehen. Dafs, worauf Hauff besonderes Gewicht legt, die als wahrscheinlich anzunehmende Form Hephästophilus von der thatsächlich überlieferten Mephostophiles verdrängt worden ist, kann leichtlich eine blofse Zufälligkeit sein, welche sich hoffentlich später einmal aufhellen wird.

Nunmehr geht Hauff zu seiner eigenen Ansicht über den Teufelnamen über. Er giebt keine eigentlich neue Deutung, sondern er knüpft an Sabell an, indem er an die Verwandtschaft des Namens Mephistopheles mit Stoffel denkt, wie Kasperle in den Puppenspielen den Geist zu nennen pflegt. Ich mufs gestehen, dafs ich diesen Gedanken schon Jahre lang vor Bekanntgebung meines Hephästophilus gehegt, aber später als höchst unwahrscheinlich wieder fallen gelassen habe; auf eine nähere Erörterung meiner Beweggründe will ich hier nicht eingehen. Hauff bringt, ebenso wie Sabell, den Namen Mephistophiles als Mephistophel, Mephistoffel in Gegensatz zu dem heiligen Christophorus, Christoffel und erwähnt noch unter einer Menge anderer höchst willkürlicher Wortbildungen zur Bezeichnung von Teufeln der Namen Mepistophiel und Mefiafractus. Zur Deutung von Mepho oder Mephi bleibe ungewifs, ob an das Hebräische (z. B. in Mephiboseth) oder an Mephitis (muffig, müffig?) zu denken sei. In beiden Fällen wäre dann Mephistophiles trotzdem wieder die echtere Form! Woher aber die Form Mephostophiles in den ältesten deutschen Volksbüchern gekommen sei? Hauff meint: von der Erinnerung an das doppelte o in Christophorus, bemerkt aber dazu: „Dann müfste der Name lauten: Mephistopholus", und kommt dann zu dem Schlusse, dafs die Form Mephostophiles am wahrscheinlichsten deshalb werde gewählt worden sein, weil sie voller und runder klinge als das „abgeschliffenere und pfiffigere" (?) Mephistopheles oder -philes u. s. w.

Ich kann nur hinwiederum entgegenhalten: Verzweifelte Ausflüchte! Hauff selber giebt zu, die Richtigkeit seiner Behauptung nicht beweisen zu

Digitized by Google

können; aber desto kecker verneint er meine Deutung und „glaubt deren Unrichtigkeit bewiesen zu haben". Ich kann nur ein grofses Fragezeichen hinter dieses dreiste Wort setzen. Hypothese steht gegen Hypothese! Ich will es ähnlich machen wie Hauff, wenn auch etwas bescheidener. Ich habe allerdings meine Deutung des Namens Mephistopheles nicht vollkräftig beweisen, sondern nur ihre Wahrscheinlichkeit hinstellen können; aber ich behaupte die gröfste Unwahrscheinlichkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Erklärung Hauffs. Jedoch will ich dadurch beileibe nicht Herrn Gustav Hauff den Geschmack an seinem „muffigen Stoffel" verleiden; denn:

Hat doch der Walfisch seine Laus,
Mufs ich auch meine haben!

Dafür werde aber auch ich, solange ich nicht mit besseren Entgegnungen geschlagen werde, unentwegt und beharrlich festhalten an meinem Teufelfreunde Hephästophilus!

Adalbert Rudolf.

Berichtigungen:

Bd. LXXIII,	S. 129, Z. 1:	Lies „sechs" statt „fünf".
„	S. 152, Z. 6:	Lies „der Dichter" statt „er".
„	S. 152, Z. 13:	Lies „den" statt „der".
„	S. 152, Z. 30:	Lies „die eingehende Schilderung der Zerstörung."
„	S. 153, Z. 5:	Lies „die" statt „den".
„	S. 154, Z. 24:	Lies „l'autre" statt „lautre".

Verein für Lateinschrift.

Rundschreiben.

Die Unterzeichneten bezwecken, den ausschliefslichen Gebrauch der Lateinschrift, welche bekanntlich die urdeutsche ist, zu befördern, und auf diese Weise die für Schule und Verkehr so lästige Doppelschreibung abzustellen. Die Gründe, welche dafür sprechen, haben wir in dem Nachstehenden angegeben.

Sollten unsere Bestrebungen Ihren Beifall finden, so richten wir die ergebene Bitte an Sie, dieselben durch Ihren Beitritt gütigst zu unterstützen, und, wenn es thunlich ist, aus Ihrem Bekanntenkreise einen Zweigverein zu bilden.

Jeder Zweigverein wählt einen Schriftführer, welcher mit dem Vorstand des Gesamtvereins dadurch in Verbindung tritt, dafs er ihm die Namen der Mitglieder meldet, und jährlich mitteilt, ob und wie sich die Anzahl derselben verändert hat.

Da fast alle deutschen Regierungen der Lateinschrift geneigt sind, aber den ausschliefslichen Gebrauch derselben nicht eher anordnen werden, als bis sich der Wunsch danach im Volke allgemeiner ausspricht, sind auch solche Mitglieder von Belang, welche ohne aktiv mitwirken zu wollen oder zu können, durch ihren Beitritt die Einführung der einheitlichen Schreibung für wünschenswert erklären.

Geldbeiträge haben die Mitglieder nicht zu entrichten.

Der provisorische Vorstand besteht aus folgenden Herren: Realschuldir. Prof. Dr. Buderus, Kassel; Dir. A. Diederichs, Bonn; Rektor R. Dietlein, Schafstädt; Amtsrichter R. Dilthey, Aachen; Rektor F. W. Fricke, Schrift-

Digitized by Google

führer, Wiesbaden; Prof. Dr. L. Herrig, Berlin; Prof. Dr. W. Ihne, Heidelberg; Schuldirektor M. Kleinert, Dresden; Dr. Eduard Lohmeyer, Schriftführer, Wehlheiden bei Kassel; Realschuldir. Dr. F. Möller, Friedberg; Realschuldir. Prof. Dr. Schwalbe, Berlin; Realschuldir. Dr. Krumme, Braunschweig; Prof. Dr. W. Vietor, Marburg; Realschuldir. Dr. Wittich, Kassel. — Empfohlen und unterstützt werden unsere Bestrebungen durch die Herren: Prof. Dr. C. Beyer, Stuttgart; Prof. Dr. H. L. Cohn, Breslau; Gymnasialdir. Dr. Duden, Hersfeld; Geheimer Hofrat Prof. Dr. Finkelnburg, Bonn; Prof. Dr. Michaelis, Berlin; Prof. Dr. Trautmann, Bonn; F. Sönnecken, Bonn; Prof. Dr. Wilmanns, Bonn; u. a.

Vorzüge der Lateinschrift.

1) Die Lateinschrift ist zur Weltschrift geworden. Alle Kulturvölker der Erde bedienen sich derselben oder kennen sie doch. Sie erleichtert also den geistigen wie den geschäftlichen Verkehr.

2) Sie ist, abgesehen von den nie allgemein angewandten Runen und Vulfilas gotischem Alphabet, die älteste deutsche Schrift. Aus ihrer ursprünglichen runden Form, in welcher sie unsere Altvorderen, wie die übrigen Völker Europas, von den Römern erhielten, wurde sie im Laufe des Mittelalters durch Brechen und Verschnörkeln mehr und mehr in eine Eckenschrift verwandelt. Dies war aber durchaus nicht eine auf Deutschland beschränkte Eigentümlichkeit, sondern geschah ebensowohl in Italien, Spanien, Frankreich u. s. w. In den genannten Ländern kehrte man bei steigender Geschmacksbildung zu dem ausschliefslichen Gebrauch der ursprünglichen einfachen Schriftzüge zurück, während man denselben in Deutschland zwar auch die Wiederanerkennung nicht mehr versagen konnte, dabei aber das bisher getragene Übel der Eckenschrift im weitesten Umfange bestehen liefs, und somit freiwillig das weitere Übel einer durch nichts gerechtfertigten graphischen Doppelwährung auf sich nahm.

3) Der Lese-, und besonders der jetzt so ungebührlich zeitraubende Schreibunterricht wird durch das Aufgeben der Eckenschrift aufserordentlich vereinfacht. Bisher hatten und haben die deutschen Schüler acht Alphabete zu lernen (ein grofses und ein kleines, je in lateinischer und in deutscher Schrift, und diese vier wiederum im Druck) anstatt, wie in den meisten übrigen europäischen Ländern, nur vier.

4) Die Handschrift wird besser, wenn nur eine Schriftgattung im Gebrauch bleibt. Beim Schreibunterricht wirkt das Einüben der spitzwinkeligen deutschen Schrift dem Aneignen der gerundeten lateinischen unvermeidlich entgegen, und umgekehrt. Daher gelangen deutsche Schüler — abgesehen von der auf zweierlei Schriften zu verwendenden doppelten Lernzeit — viel später, ja oft überhaupt nicht in den Besitz einer festen Handschrift, als es der Fall sein würde, wenn sie nur eine der beiden so verschiedenen Schriften zu üben brauchten.

5) Die gerundeten und dadurch weiten und lichten Formen der Lateinschrift sind anerkannt schöner als die eckigen, verschnörkelten und dadurch verdunkelten Formen der deutschen Buchstaben.

6) Sie sind deutlicher, können demzufolge in viel kleinerer Gestalt lesbar hergestellt werden und finden aus diesem Grunde bereits allgemein Anwendung, wo es auf Deutlichkeit und aufserdem auf Feinheit ankommt, z. B. bei Personen- und Ortsnamen, bei Inschriften, auf Schildern, Münzen, Stempeln, Landkarten u. s. w. Genauen Messungen zufolge vermag ein gesundes Auge die Lateinschrift auf durchschnittlich 143 cm Entfernung zu entziffern und auf 115 cm deutlich zu lesen, während dazu bei gleich grofser deutscher Schrift eine Entfernung von 115 und 90 cm kaum ausreicht.

7) Die allgemeine Einführung der Lateinschrift stöfst auf keine er-

Digitized by Google

heblichen Schwierigkeiten, da diese Schrift jedem Deutschen durch den Schulunterricht längst bekannt ist.

8) Die Kleinheit der Grundbuchstaben der deutschen Schreibschrift und deren entsprechende Feinheit wirkt schädlich auf die Sehkraft ein, was ohne Zweifel wesentlich dazu beiträgt, daſs die Kurzsichtigkeit bei den Deutschen häufiger angetroffen wird als bei irgend einem anderen Volke.

9) Sollte man später, dem obersten Grundsatze der Rechtschreibung entsprechend, einlautige Buchstabenverbindungen, wie ss, ch, sch und die unbequemen betüpfelten Umlaute (ä, ö, ü) durch einfache Zeichen ersetzen wollen, so werden sich diese leichter durch Merkmale an den gröſseren und einfacheren Lateinbuchstaben herstellen lassen als durch weitere Verzwickung der kleinen und verschnörkelten deutschen Schriftformen. Auch sind die ersteren besser geeignet, Accent und Quantitätszeichen aufzunehmen.

10) Fast alle deutschen Regierungen zeigen sich der Lateinschrift geneigt. Die amtliche Berliner Konferenz von 1876 nahm den Satz: „Der Übergang von dem deutschen zu dem von fast allen Kulturvölkern angewandten lateinischen Alphabet ist zu empfehlen“, mit 10 gegen 3 Stimmen an, und die Festsetzungen dieser Konferenz bildeten bekanntlich die Grundlage zu den 1879, 1880 u. s. w. erschienenen preuſsischen, bayerischen, sächsischen, österreichischen Regelbüchern. Auch in dieser Rücksicht steht also unseren Bestrebungen kein Bedenken entgegen. Die Hindernisse beschränken sich lediglich auf einen miſsverstandenen Patriotismus und auf die Macht der Gewohnheit. Indes jener kann berichtigt, diese bekämpft werden. Beginnen wir nur! Bei jedem Unternehmen erweist sich das Zaudern als gefahrlichster Feind. Wer alles von der Zeit erwartet, erreicht nichts.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

W. Canitz, Gehör und Lautsprache. (Progr. des Gymn. zu Bautzen.)
A. Rosenstein, Die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter. (Leipzig, Dissert.)
F. Prosch, Die Grammatik als Gegenstand des deutschen und philosophisch-propädeutischen Unterrichts. (Wien, Hölder.) 1 Mk. 90 Pf.
Joh. Storm, Englische Philologie. Anleitung zum wissenschaftlichen Studium der englischen Sprache. I. Die lebende Sprache. (Heilbronn, Henninger.) 10 Mk. 50 Pf.
R. Hirsch, Die schriftlichen Übungen beim Unterricht in den fremden Sprachen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
H. Reichhardt, The ornaments of language. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk. 20 Pf.
W. Rolfs, Über die Gründung eines Instituts für deutsche Philologen zum Studium des Englischen in London. (Berlin, Weidmann.) 1 Mk.

Grammatik.

J. Schneider, Über einige neuere Forschungen auf dem phonetischen Gebiete. (Progr. Altenburg.)
E. Bernhardt, Kurzgefafste gotische Grammatik. (Halle, Waisenhaus.) 1 Mk.
R. Pape, Die Wortstellung in der provençalischen Prosalitteratur des 12. und 13. Jahrhunderts. (Jena, Dissert.)
O. Riecke, Die Nebensätze im Oxforder Text des altfranzösischen Rolandsliedes. (Münster, Dissert.)
Raumair, Über die Syntax des Robert von Clary. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 80 Pf.
C. Wolff, Futur und Konditional II im Altprovençalischen. (Marburg, Dissert.)
S. Greifenberg, Beiträge zur französischen Syntax des 16. Jahrhunderts. (Erlangen, Deichert.) 1 Mk. 50 Pf.
P. Klemenz, Der syntaktische Gebrauch des Participiums Præsentis und des Gerundiums im Altfranzösischen. (Breslau, Dissert.)
E. Mackel, Die germanischen Elemente in der altfranzösischen und altprovençalischen Sprache. (Berlin, Mayer.) 1 Mk. 20 Pf.
Th. Engwer, Über die Anwendung der Tempora perfectæ statt der Tempora imperfectæ actionis im Altfranzösischen. (Berlin, Mayer & Muller.) 1 Mk. 20 Pf.

Digitized by Google

F. Vidal, Étude sur les analogies linguistiques du roumain et du provençal. (Aix en Prov., Illy et Brun.)
F. H. Stratmann, Mittelenglische Grammatik. (Krefeld, Pläschke.) 2 Mk.

Lexikographie.

Mittelniederdeutsches Handwörterbuch von A. Lübben und C. H. F. Walther. Erste Hälfte. (Norden, Soltau.) 4 Mk. 40 Pf.
L. Diefenbach und E. Wülcker, Hoch- und niederdeutsches Wörterbuch der mittleren und neueren Zeit. Schlufslieferung. (Basel, Schwabe.) 3 Mk.
F. C. Woodforde, An etymological index to Shakespeare's Play of the Tempest. (London, Simpkin.) 4 d.
A. Scheler, Étude lexicologique sur les poésies de Gillon le Muisit. (Bruxelles, Muquardt.) 3 fr.
B. Polisch, Die Patoisformen in Molières Lustspielen. (Halle, Dissert.) 1 Mk. 20 Pf.

Litteratur.

Neidhardt, Über Freidanks Bescheidenheit. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1 Mk.
O. Fritsch, Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterei. Ein kritischer Versuch. (Halle, Dissert.)
R. Froning, Zur Geschichte und Beurteilung der geistlichen Spiele des Mittelalters. (Frankfurt a. M., Jügel.) 75 Pf.
F. Hansen, Die Kampfschilderungen bei Hartmann v. Aue und Wirnt v. Gravenberg. (Halle, Dissert.)
E. W. Thamhayn, Über den Stil des deutschen Rolandsliedes nach seiner formalen Seite. (Halle, Dissert.)
J. Meisner, Goethe als Jurist. (Berlin, Kortkampf.) 1 Mk. 20 Pf.
M. Reckling, Goethes Iphigenie auf Tauris nach den vier überlieferten Fassungen. (Strafsburg, Dissert.)
G. Hepp, Schillers Leben und Dichten. (Leipzig, Bibl. Institut.) 5 Mk.
O. Börner, Raoul de Houdenc. Stilistische Untersuchung über seine Werke und seine Identität mit dem Verfasser des Messire Gauvain. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.
E. Pfeiffer, Über die Handschriften des altfranz. Romans Partenopeus de Blois. (Marburg, Dissert.)
A. Rudolph, Über die Vengeance Fromondin, die allein in Hs. M erhaltene Fortsetzung der Chanson Girbert de Mez. (Marburg, Dissert.)
R. Oesten, Die Verfasser der altfranz. chanson de geste Aye d'Avignon. (Marburg, Dissert.)
H. Marseille, Über die Handschriftengruppe E, M, P, X der Geste des Loherains. (Marburg, Dissert.)
W. Heuser, Über die Teile, in welche die Lothringer Geste sich zerlegen läfst. (Marburg, Dissert.)
E. Suchier, Über provençalische Bearbeitungen der Kindheit Jesu. (Halle, Dissert.)
F. Heinrich, Über den Stil von Guillaume de Lorris und Jean de Meung. (Marburg, Dissert.)
G. Schwarz, Rabelais und Fischart. Vergleich des Gargantua und der Geschichtsklitterung. (Halle, Niemeyer.) 2 Mk.
G. Bierendempfel, Descartes als Gegner des Sensualismus und Materialismus. (Jena, Dissert.)
E. Deschanel, Pascal, La Rochefoucauld, Bossuet. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.
K. Warburg, Molière. (Stockholm, Seligmann.) Kr. 2,50.

Digitized by Google

A. Anseline, Victor Hugo intime. Mémoires, correspondances, documents inédits. (Paris, Marpon.) 10 fr.
Victor Hugo, par P. de Saint-Victor. (Paris, Lévy.) 7 fr. 50 c.
G. Knauf, Studien über Sir David Lyndsay. (Berlin, Dissert.)
A. Krüger, Sprache und Dialekt der mittelenglischen Homilien. (Erlangen, Deichert.) 2 Mk.
G. Chaucers Werke, übersetzt von A. Düring. 2. Bd.: Canterbury Erzählungen. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk.
Shakespeare's Tragedie of Hamlet Prince of Denmarke. A Study by George Mac Donald. (London, Longmans.) 12 s. 6 d.
M. Koch, Shakespeare. Supplement zu den Werken des Dichters. (Stuttgart, Cotta.)
G. Sarrazin, Poètes modernes de l'Angleterre. (Paris, Ollendorff.) 3 fr. 50 c.
Th. Bentzon, Les nouveaux romanciers américains. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.
G. Giordano, Studio sulla Divina Commedia. I. (Napoli.)

Hilfsbücher.

O. Rocca, Schülerbuch der deutschen Sprache. Für einfache Schulverhältnisse bearbeitet. (Hannover, Feesche.) 35 Pf.
F. W. Fricke, Abrifs der vereinfachten Volksorthographie. (Leipzig, Robolsky.) 40 Pf.
Lehrbuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. (Freiburg i. Br., Herder.) 3 Mk.
Eysenbachs Grammatik der deutschen Sprache für Engländer von M. v. Blomberg. (Leipzig, Wigand.) 1 Mk. 20 Pf.
Gudrun für den Schulgebrauch ins Neuhochdeutsche übersetzt und mit Einleitung versehen von Paul Vogt. (Leipzig, Wigand.) 2 Mk.
Das Nibelungenlied, übersetzt und zum Gebrauch für höhere Töchterschulen eingerichtet von L. Freytag. (Berlin, Friedberg & Mode.) 2 Mk. 50 Pf.
A. Kemnitz, Französische Schulgrammatik. I. Teil. (Leipzig, Neumann.) 3 Mk. 50 Pf.
E. Ritter, Recueil de morceaux choisis en vieux français. (Basel, Georg.) 2 Mk.
La chanson de Roland. Traduction nouvelle à l'usage des écoles par E. Rœhrich. (Paris, Fischbacher.) 3 fr.
H. Lange, Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte der französ. Litteratur für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare. (Berlin, Oehmigke.) 1 Mk 10 Pf.
H. Breymann, Französische Grammatik für den Schulgebrauch. (München, Oldenbourg.) 1 Mk.
O. Boehm, Französisches Übungsbuch für Quinta. (Wismar, Hinstorff.) 1 Mk.
B. Sonnenburg, Wie sind die französischen Verse zu lesen? (Berlin, Springer.) 80 Pf.
Rich. Hülsen, André Chénier. Die Überlieferung seiner Œuvres poétiques. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.
Fr. Arago, Notices biographiques choisies. II. Bd.: Histoire de ma jeunesse. Erklärt von A. Dronken und F. W. Röhl. (Berlin, Weidmann.) 90 Pf.
Boileau, L'art poétique. Für den Schulgebrauch erklärt von G. Lubarsch. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk.
W. Petersen, Kleine englische Grammatik. (Halle, Waisenhaus.) 60 Pf.
Th. Müller, Methodisches Lehrbuch der englischen Sprache für Realgymnasien. I. Teil. (Braunschweig, Vieweg.) 2 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

L. Herrig, Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten. 13. Auflage. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.

L. Herrig, Englisches Vokabular und Hamiltons Reise nach London. Praktische Anleitung zum mündlichen Gebrauche der englischen Sprache. 4. Auflage. (Iserlohn, Bädeker.) 1 Mk. 20 Pf.

O. Speyer, Tales from the history of England. (Leipzig, Baumgärtner.) 90 Pf.

Shakespeares Coriolan. Für den Schulgebrauch bearb. von O. Fritsche. (Leipzig, Wigand.) 1 Mk. 80 Pf.

Digitized by Google

Programmenschau.

Seite

Über Wolframs Willehalm. Von Prof. Jos. Seeber. Programm des k. k. Privatgymnasiums am Seminarium Vincentinum zu Brünn 448

Dreizehnlieder. Von F. W. Weber. Inhalt und Bemerkungen von Dir Dr. B. Werneke. Programm des Gymnasiums zu Montabaur . . . 449

Oidipus und Lear. Eine Studie zur Vergleichung Shakespeares mit Sophokles. Von Prof. Dr. J. J. Richter. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Lörrach 449

Der Lanzelot des Ulrich von Zatzikhoven. (Schlufs.) Von Al. Neumaier. Programm des Gymnasiums zu Troppau 450

Ein Beitrag zur Kenntnis des Sprachgebrauchs Klopstocks. Von Christ. Würfl. (Fortsetzung.) Programm des zweiten deutschen Gymnasiums zu Brünn 450

Lessings Hamburgische Dramaturgie als Schullektüre. Von Dr. Schmitz. Programm des Gymnasiums zu Wehlau 451

Die Lektüre der Hamburgischen Dramaturgie Lessings in der Oberprima. Von Prof. L. Zück. I. Teil. Programm des Gymnasiums zu Rastatt 452

Zu Lessings Laokoon. Bemerkungen zu Blümners Laokoonstudien. Heft II: Über den fruchtbarsten Moment. Von Oberlehrer Dr. H. Fischer. Programm des Gymnasiums zu Greifswald 453

Goethe als Student in Leipzig. Von Prof. L. Blume. Programm des akademischen Gymnasiums in Wien 454

Zu Goethes Gedichten. Von Karl Rieger. Programm des Franz-Joseph-Gymnasiums zu Wien 454

Goethes Iphigenie auf Tauris, nach den vier überlieferten Fassungen. Von M. Reckling. Programm des Gymnasiums zu Buchsweiler 455

Die Schicksalsidee in Schillers Wallenstein. Von Dr. F. G. Hann. Programm des Gymnasiums zu Klagenfurt 456

Miscellen.

Seite 457—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 477—480.

Beilagen:

Von Herrn **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.
Von Herrn **Eugen Franck's Buchhandlung** (Georg Maske) in Oppeln und Leipzig.
Von Herrn **Julius Groos** in Heidelberg.

Digitized by Google

Verlag von L. Schwann in Düsseldorf.

Soeben ist erschienen:

Der erste Lese- und Schreibunterricht

nach der Normalwörtermethode
in der

Seminarschule zu Kempen a. Rh.

Dargestellt von
Seminarlehrer **Esser,**
Ordinarius der Kempener Seminarschule.

Preis 75 Pfg.

Das Werkchen giebt ein überaus **anschauliches** und **interessantes** Stück **Schulpraxis**, und zwar behandelt es jenen Teil des Schulunterrichts, der von jeher zu dem schwierigsten für Lehrer und Kinder gehörte.

Da der Verfasser **keine weitläufige Auseinandersetzung** etwa über die verschiedenen Lesemethoden oder gar über die **Normalwörtermethode als die beste** bringt, vielmehr ganz objektiv ausführt, welches das Verfahren beim ersten Lese- und Schreibunterricht in der seiner Leitung unterstellten Schule ist, so erklärt es sich auch, warum das Schriftchen so höchst belehrend und anregend gehalten ist. Das Erscheinen desselben wird gewifs von manchem Lehrer und mancher Lehrerin freudig begrüfst werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des obigen Betrages auch direkt portofrei durch die

L. Schwannsche Verlagshandlung in Düsseldorf.

Englische Synonymik

von

K. Kloepper.

Ausg. A. Für **Lehrer** und **Studierende.** ca. 900 Gruppen. 30 Bogen. 9 Mk.
Ausg. B. Für **Schüler.** ca. 450 Gruppen. 2. Aufl. 7 Bogen. Mk. 1,60.

Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Soeben erschien:

Methodisches

Lehrbuch der englischen Sprache

für

Realgymnasien und Realschulen, Handels- und Töchterschulen

von

Dr. Th. Müller,
Oberlehrer am Herzogl. Realgymnasium zu Braunschweig.

gr. 8°. geh. Erster Theil. **Preis Mk. 2,50.**

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

LXXIV. BAND, 1. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

Inhalt.

LXXIV. Band, 1. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Adolf Friedrich Graf von Schack. Von C. Halling 1

Ein Besuch bei Goethe auf der Wartburg im September 1777. Von Carl Geiger 33

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 45

Die Technik der Luzerner Heiligenspiele. Von Dr. Renward Brandstetter 69

Zur Volkskunde. Von Franz Branky 83

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Bibliothek gediegener und lehrreicher Werke der englischen Litteratur. Zum Gebrauche der studierenden Jugend ausgewählt und ausgestattet von Dr. Anton Goebel. (E. Gerlach) 91

Lehrgang der französischen Sprache. Herausgegeben von Dr. Heinrich Löwe. Teil I: Lehr-, Sprech- und Lesestoff zu einem naturgemäfsen Unterricht in den beiden ersten Jahren (Quinta und Quarta). (Dr. Ernst Gropp) 93

Éléments de grammaire française à l'usage de l'enseignement moyen, par J. Delbœuf et L. Rœrsch 96

Helene Lange, Précis de l'histoire de la littérature française. (Louis Feller) 97

Phèdre, tragédie par Racine. Erklärt von H. Kirschstein. (R. Scherffig.) 98

James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais 100

1) Campagne de 1806—1807. (Aus Histoire de Napoléon I[er] par P. Lanfrey.) Für den Schulgebrauch erklärt von J. V. Sarrazin. — 2) Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Sarrazin. — 3) Tableaux ethnographiques et géographiques. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. J. Baumgarten. — 4) Ausgewählte französische Kanzelreden. (Bossuet, Fléchier, Marsillon.) Erklärt von A. Krefsner 100

1) The Lady of the Lake by W. Scott. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. M. Krummacher. — 2) The Merchant of Venice by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. — 3) Julius Cæsar by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac 101

(Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags.)

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIX. JAHRGANG, 74. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des LXXIV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Adolf Friedrich Graf von Schack. Von C. Halling 1
Ein Besuch bei Goethe auf der Wartburg im September 1777. Von Carl Geiger 33
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 45
Die Technik der Luzerner Heiligenspiele. Von Dr. Renward Brandstetter 69
Zur Volkskunde. Von Franz Branky 83
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Fortsetzung) 129
Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. Von Fritz Davids 181
Friedrich der Grofse und die deutsche Dichtkunst. Von Dr. M. Herwig 221
Einige kritische Bemerkungen zu Molière, mit besonderer Berücksichtigung des „Médecin malgré lui". Von Dr. Wenzel 247
Der Gebrauch der Tempora und Modi im anglonormannischen Horn. Von Gustav Rudolph 257
Nachträge zu den Legenden 327
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Schlufs.) 369
Victor Hugo und die deutsche Kritik. Von Joseph Sarrazin 447

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Bibliothek gediegener und lehrreicher Werke der englischen Litteratur. Zum Gebrauche der studierenden Jugend ausgewählt und ausgestattet von Dr. Anton Goebel. (E. Gerlach) 91
Lehrgang der französischen Sprache. Herausgegeben von Dr. Heinrich Löwe. Teil I: Lehr-, Sprech- und Lesestoff zu einem naturgemäfsen Unterricht in den beiden ersten Jahren (Quinta und Quarta). (Dr. Ernst Gropp) 93
Éléments de grammaire française à l'usage de l'enseignement moyen, par J. Delbœuf et L. Rœrsch 96
Helene Lange, Précis de l'histoire de la littérature française. (Louis Feller) 97
Phèdre, tragédie par Racine. Erklärt von H. Kirschstein. (R. Scherffig.) 98
James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais 100

Digitized by Google

Seite

1) Campagne de 1806—1807. (Aus Histoire de Napoléon I[er] par P. Lanfrey.) Für den Schulgebrauch erklärt von J. V. Sarrazin. — 2) Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Sarrazin. — 3) Tableaux ethnographiques et géographiques. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. J. Baumgarten. — 4) Ausgewählte französische Kanzelreden. (Bossuet, Fléchier, Marsillon.) Erklärt von A. Krefsner 100

1) The Lady of the Lake by W. Scott. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. M. Krummacher. — 2) The Merchant of Venice by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. — 3) Julius Cæsar by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac 101

Christmas. (Aus dem Sketch Book von Washington Irving.) Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Tanger. (H.) 102

Sir Walther Scott, Tales of a Grandfather. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Friedrich. (Ernst Wetzel) . . . 102

Scott, History of France from 1328—1380. Erklärt von Dr. H. Fehse. (Prof. Dr. Bierbaum) 103

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Dr. F. J. Wershoven. (W. Bertram) 104

A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. (Joseph Sarrazin) 106

Zur Abwehr. Von Dr. W. Dreser 107

A. Caumont, Goethe et la Littérature française. Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 457

E. Beckmann, Anleitung zu französischen Stilübungen. Programm des Realgymnasiums zu Altona 458

Lanfrey, Histoire de Napoléon, herausgegeben von F. Ramsler 458

H. Bretschneider, Franco-Anglia. Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. (Joseph Sarrazin) 459

Shakespeare-Notes. By F. A. Leo 460

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. Von Dr. Hermann Breymann 461

William Forrests Leben und Werke. Von Paul Kiene 462

Zur Geschichtsforschung über die Romänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Maniu. Deutsch von P. Brosteanu 463

Praktische Grammatik der Romänischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Von J. Cionca 464

Gaspey's English Conversations, social, commercial, historical, literary, etc. Ein Hilfsbuch zur Übung in der englischen Umgangssprache. Neu bearbeitet von Dr. Emil Otto 466

Miscellen.

Seite 109—125. 467—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 126—128. 366—368. 477—479.

Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins 480

Digitized by Google

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Es hat lange gedauert, bis dieser gröfste der jetzt lebenden Dichter Deutschlands in weiteren Kreisen auch nur bekannt geworden ist, geschweige denn eine gerechte Würdigung erfahren hat. In der neuesten Zeit erst bemüht man sich, ihm einen späten Dank abzutragen und ihm die Stelle unter den Dichtern der Gegenwart einzuräumen, die ihm bis vor kurzem nur ein anderer noch streitig gemacht hat, die jetzt aber zweifellos ihm allein gebührt.

Schack ist auf dem Gute seines Vaters, des Freiherrn Adam v. Schack, in Brüsewitz bei Schwerin im Mecklenburgischen am 2. August 1815 geboren. Als sein Vater zum Gesandten am Bundestage zu Frankfurt a. M. ernannt war, zog er mit ihm dorthin, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte dann in Bonn, Heidelberg, Berlin die Rechte, zugleich aber auch die verschiedenen europäischen Litteraturen und die orientalischen Sprachen. Ein mächtiger Reisetrieb hat ihn von jeher beseelt, und früh zog es ihn nach dem Süden und Osten. Er hat Italien, Sicilien, Ägypten, Griechenland, Spanien, einen grofsen Teil Kleinasiens und manche von jenen Gegenden häufiger und zu längerem Aufenthalt besucht. Als Kammerherr und Legationsrat begleitete er den Grofsherzog von Mecklenburg auf einer Reise nach Italien und Konstantinopel, dann auch nach Spanien und dem Orient. Später setzte er als Geschäftsträger in Berlin seine Studien der orientalischen Sprachen mit Eifer fort und lieferte künstlerisch vollendete Übersetzungen aus dem Arabischen, Persischen und dem Sanskrit.

Digitized by Google

1852 nahm Schack als Geh. Legationsrat seine Entlassung aus dem Staatsdienste, reiste 1854 wieder nach Spanien, um sich dort mit der Dichtung, Geschichte und Kultur der spanischen Araber zu beschäftigen, welchen Studien wir sein erstes gröfseres Werk: „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ verdanken. Einer Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern Folge leistend, schlug er seinen Wohnsitz in München auf, wo er, wenn ihn nicht der dort verhältnismäfsig hart auftretende Winter nach Süden treibt, auch jetzt noch zu weilen pflegt. Seine Übersetzungen aus dem Spanischen, Portugiesischen, Arabischen, Sanskrit, sein mustergültiges Werk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ können wir einer näheren Betrachtung hier nicht unterziehen; dagegen darf nicht unerwähnt gelassen werden, dafs, wenn er auch auf dem Gebiete der Dichtkunst sich den vollsten Lorbeerkranz gewunden hat, er für die anderen Künste ebenfalls ein feines Verständnis besitzt und ihnen ein warmfühlendes Herz entgegenbringt. Einen sprechenden Beweis dafür liefert seine Gemäldegalerie in der Villa Schack zu München, die von grofser kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, und über welche der Besitzer selbst in einem Prosawerke: „Meine Gemäldesammlung“ eingehende Auskunft giebt.

Eine seiner gröfseren Dichtungen, wenn sie auch aus einer jugendlichen Periode des Dichters stammt, läfst dennoch schon fast in jedem Zuge das edle Antlitz der Schackschen Muse erkennen; ich meine seinen „Lothar“.

Mit holden Erinnerungen aus der Kindheit Tagen beginnt der Held seine Erzählung. Mit inniger Liebe gedenkt er der Mutter, die ihm der Tod ach nur allzufrüh entrissen, und des durch diesen Todesfall in düstere Schwermut versenkten Vaters. Dieser hatte als Offizier die Freiheitskriege mitgemacht, war in denselben schwer verwundet und nie wieder völlig gesund geworden; aber wenn er der grofsen Zeit gedachte, in welcher ihm eine, wenn auch nur bescheidene Rolle mitzuspielen vergönnt war, dann leuchtete sein Auge in alter Klarheit und verschwunden schien alle Hinfälligkeit und Schwäche. Das Schlofs mit dem Ahnensaal, dem Schlofsturm, seinen mit Rüstungen und Waffen geschmückten Sälen — alles tritt deutlich vor unser

Digitized by Google

geistiges Auge. Der alte Pfarrer Eberhard, dem Lothar in liebevoller Pietät Worte voll warmer Dankbarkeit widmet, der alte Jäger und die bejahrte Wärterin, besonders aber sein Jugendfreund Hugo, dem er mit schwärmerischer Liebe zugethan war, werden in klaren Bildern dem Leser vorgeführt. Aus dem für die homerischen Helden begeisterten Knaben wurde ein für die höchsten Ideale schwärmender Student. Als solcher war er einst zum Schlosse seiner Väter zurückgekehrt, als ihn sein Vater eines Tages in ein Gemach rufen liefs, welches zu betreten ihm bis dahin nicht verstattet war. Er erzählt:

„Ich trat in das Gemach und — wunderbar! — Als wär's ein Rüsthaus, sah ich Schwert an Schwert — Sich an den Seiten reihn; mit Waffen war — Die Wand bedeckt, mit Kriegerbildern, Fahnen, — Husarenschwertern, Lanzen der Ulanen, — Und — könnt es sein? — auf einer Bahre stand, — Umhüllt von schwarzem Trauerflor, — Ein Sarkophag, um den sich Lorbeer wand!“

Angesichts dieses Memento mori und der Trophäen aus einer ruhmreichen Vergangenheit liefs der Vater noch einmal an seines Sohnes inneren Blicken die Bilder seiner Erlebnisse aus jenem glorreichen Kriege vorüberziehen:

„aber o! — Sie alle, die gemäht vom Schwert, — Vom Blei gewürgt, — Von Kummer aufgezehrt, — Fürs Vaterland den heilgen Tod gestorben, — Was wurde nun von ihren Träumen wahr? — Von all dem Hohen, drum sie heifs geworben, — Wie um die Hand der Braut — sprich, mein Lothar, — Ist auch das Kleinste nur erfüllt uns worden? — Ohnmächtiger, zerrifsner als es war, — Dies Deutschland nun, in West und Ost und Norden — Ein Spott der Nachbarn!“ ... „Knie nieder, o mein Sohn! ich weihe — Dein Haupt dem deutschen Genius. — Begeistern möge dich sein Flammenkufs, — Wenn in dem Kampf für Freiheit und für Recht — Voran du ziehst dem kommenden Geschlecht! — Und du, o Herr, erhör mein Flehn! — Lafs auf dem Grund, den meine Kampfgenossen — Mit teuerm Märtyrblut begossen, — Verjüngt dies Deutschland auferstehn!“

Wenige Tage darauf starb der Vater. Der so zum Kampf „für Freiheit und für Recht“ gestählte Sohn kehrte nach dem Musensitz zurück und liefs sich dort in eine politische Verschwörung zur Herstellung des einen und freien Deutschlands mit etwa zwanzig gleichgesinnten Musensöhnen ein. In einer uralten Ruine schwuren sie bei Totenkopf, Dolchen und gekreuz-

Digitized by Google

ten Schwertern, ihr Alles zur Verwirklichung des Einheitsgedankens dranzusetzen:

„Dafs alle Fürsten zu verjagen seien, — Galt uns für sicher, doch in unsre Reihen — Drang Zwiespalt: der eine Teil — Sah in der Republik das einzge Heil, — Der andre hätte gern aus dem Kyffhäuser — Den alten Rotbart sich geholt als Kaiser!"

Glücklicherweise brachen die Ferien an, sonst wäre es bei diesem Zwist ohne blutige Köpfe nicht abgegangen. Trotzdem nun die Verschwörer nach allen Windrichtungen abgereist waren, ereilte doch viele der Arm der Polizei; denn die Verschwörung war entdeckt und die Verschwörer erhielten bei mehrjähriger Kerkerhaft Zeit genug, über ihre jugendliche Unbesonnenheit nachzudenken. Lothar war durch Zufall zu einem Oheim glücklich entkommen.

Er lernte dort seine Base Adele kennen und lieben; aber das rauhe Schicksal rifs den kaum geschlossenen Herzensbund entzwei. Mit dem Bruder seiner Adele, einem dünkelhaften Höfling, der zum Besuche nach Hause gekommen war, geriet er in einen Konflikt. Die Gegensätze ihrer politischen Gesinnung platzten aufeinander. Wutentbrannt zwang ihm sein Gegner im Garten des Schlosses, wohin er dem nichts Böses Ahnenden gefolgt war, die Pistole in die Hand. In dem nun folgenden Zweikampfe ohne Zeugen wurde der Bruder Adelens von Lothar erschossen. Er floh, suchte aber auf der Flucht noch Adele zur Versöhnung zu stimmen. Er erhielt von ihr als Antwort nur die wenigen Worte:

„Mich wieder je zu sehn, darf der nicht hoffen, — Durch den schreckvollen Tod mein Bruder fand!"

Innerlich völlig gebrochen, setzte er seine Flucht fort, die um so notwendiger erschien, als man ihm als einem Verschwörer auf der Spur war. Er beschlofs, der Sache der Freiheit sich zu widmen, und ging zunächst nach Spanien, um sich an dem von Riego und Quiroga geleiteten Aufstande zu beteiligen. Anfangs kämpften die Insurgenten glücklich, als aber gröfsere Truppenmassen, von Frankreich ausgesandt, gegen die Aufständischen zu Felde zogen, da war an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken. Vor der Stadt Ronda gelang es Lothar, den Todesstofs von einem tapfer kämpfenden Greise

Digitized by Google

abzuwenden, er selbst wurde schwer verwundet und von der Tochter des Greises in einer Kirche geborgen. Mit ihrer Hilfe entkam er den französischen Häschern und wurde in einem einsamen Hause im Gebirge von seiner Retterin, die in inniger Liebe ihm zugethan war, ohne dafs er im stande gewesen wäre, ihre Neigung zu erwidern, aufopfernd gepflegt. Auch dieser Zufluchtsort wurde von Spionen entdeckt; sein kaum wieder gewonnenes Leben war in höchster Gefahr, als Dolores in Männerkleidung dem Häscherschwarm entgegentrat, sich für den gesuchten Flüchtling ausgab und augenblicklich erschossen wurde. Dieser fuhr gerettet auf hoher See, doch ein plötzlich ausbrechender Orkan warf das kleine Fahrzeug an die Maurenküste; er wurde in die Sklaverei geführt und mufste, in Ketten geschmiedet, mit furchtbarer Anstrengung in der glühendsten Sonnenhitze Bausteine zu einem Lustschlofs für den Dey von Oran tragen. Nur einer seiner Unglücksgenossen schien noch unglücklicher zu sein wie er. Kurz vor seinem Tode erzählte er Lothar seine Lebensgeschichte, die nur aus einer Kette von Leiden bestand. Sein Vater zog, als die französische Revolution begann, aus dem Elsafs nach Paris, um sich am Kampfe für die Freiheit zu beteiligen. Die Ausschreitungen der wilden Horden waren dem mafsvoll gesinnten Manne zuwider. Sein Söhnlein wurde unabsichtlich ihm zum Verräter, indem es zu seinen Spielkameraden von dem Abscheu, der seinen Vater vor den Unthaten der Jakobiner erfüllte, harmlos sprach. Die Folge davon war, dafs der Vater seine Mäfsigung mit dem Tode büfsen mufste. Der unglückselige Sohn mufste Zeuge seiner Hinrichtung durch die Guillotine sein. Als der Sohn herangewachsen war, zog er mit Bonaparte nach Ägypten. Da er sich bei einer Gelegenheit zu weit vorgewagt hatte, wurde er von den Beduinen gefangen genommen und in die Sklaverei geführt. Sein schreckliches Los wurde nur dadurch gelindert, dafs er nach der Tagesarbeit mit seinem lieben Negerknaben in versteckter Grotte freundliche Worte in der Muttersprache tauschen durfte. Dieses Kind war einst von einer vorüberziehenden Karawane halb verschmachtet im Wüstensand zurückgelassen. Der Sklave hob es auf, brachte es in jene Grotte und pflegte es, unbemerkt von seinen Peinigern, wie sein eigen

Digitized by Google

Kind. Als sich ihm die Gelegenheit zur Flucht bot, nahm er den Knaben mit. Doch ach! in der weiten glühenden Wüste stellte bald ein grimmiger Feind, der qualvolle Durst, sich ein, dem der Negerknabe zu erliegen drohte. Eine Karawane kam ihnen entgegen.

„Sie naht, sie naht, die Rettung bringen soll, — Die Karawane; nun herab die Schläuche! — Von kühlem Wasser sind sie übervoll; — O schnell doch, schneller! Wie ich immer keuche, — Die Kraft versagt mir; hört doch, hört, — Ihr Mitleidslosen! Einen Trunk begehrt — Von euch ein Sterbender als letzte Labe; — Und ihr könnt zögern, bis sein Auge bricht? — Ach! dafs mein Ohr, dafs mein Gesicht — Getäuscht mich hatte. Noch in Stunden nicht — Erreichen konnt ich sie. Da schlang der Knabe — Die Arme um den Leib mir und hielt fest — Auf meine Hand sein Lippenpaar geprefst. — Dann, beide Augen zu mir aufgeschlagen, — Sah er mich an, als wollt er Dank mir sagen; — Doch nicht sein Mund, nur seine Lippen sprachen, — Und rückwärts glitt er hin in jähem Krampf, — Mir war, da seine Augen brachen, — Als wär's mein eigner Todeskampf. — Ohnmacht rann hin durch alle meine Glieder, — Und über den Entseelten sank ich nieder."

Den Ohnmächtigen hoben die Mauren auf und brachten ihn zu neuer Sklavenfrone dorthin, wo er mit Lothar zusammentraf. Zwei Tage darauf, nachdem er sein Herz vor seinem Unglücksgefährten ausgeschüttet hatte, erlöste ihn der Tod von seinem jammervollen Dasein. Lothar wurde später von einer Karawane mitgeschleppt, um an einem anderen Orte öffentlich als Sklave zum Kaufe ausgeboten zu werden. Unterwegs hatte er das leidgetränkte Glück, mit seinem Jugendfreunde Hugo zusammenzukommen, welcher einem ähnlichen Schicksal entgegengeführt wurde, aber leider nur, um sofort wieder von ihm getrennt zu werden. Nach furchtbaren Mühsalen und Strapazen kam Lothar endlich an dem Bestimmungsorte an und wurde dort von einem hochgestellten und hochsinnigen Engländer befreit. Unter der Pflege seines freundlichen Wirts erholte sich sein kräftiger Körper bald, wenn auch die finstere Schwermut von seiner Seele nicht genommen werden konnte. Williams erzählte zu Lothars Erheiterung viel von seinen Reisen, besonders gern aber von der Seeschlacht von Abukir, die er selber unter Nelsons ruhmreicher Führung mitgemacht hatte. Er forderte Lothar auf, das Wohl Englands zu trinken:

Digitized by Google

„‚England hoch!‘ rief er, ‚stofst an — Auf die Beherrscherin der Wellen, — Dafs von des Orinoko Wasserfällen — Bis an den Palmenstrand von Hindostan, — Vom Nord- zum Südpol ihre Segel schwellen. — Nun, thut ihr nicht Bescheid?‘ Die Gläser klangen, — Allein wie Stiche in das Herz mir drangen — Die Worte, die von seinem Vaterlande — Er sprach, und trieben ob des meinen Schande — Mir hoch das Schamrot in die Wangen!“

Nachdem er sich mit Thränen des Dankes von seinem Wohlthäter verabschiedet hatte, reiste er durch Ägypten und dann durch Palästina, wo er durch ein inbrünstiges Gebet vor dem Bilde des Erlösers in einer kleinen Kapelle am Kidron sich geistige Stärkung holte. Gerne würden wir dem armen Dulder jetzt Rückkehr in die Heimat und ein fürderhin ungetrübtes Glück wünschen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Einst hatten er und Hugo in jugendlichem Überschwang sich geschworen, dafs der, welcher zuerst sterben würde, dem Überlebenden durch sein Erscheinen die Gewifsheit von einem Fortleben nach dem Tode geben sollte. Nun löste Hugo sein Versprechen ein. Er erschien Lothar in kriegerischem Gewande, auf der Stirn eine blutige Wunde, und forderte ihn auf, sich der Sache der Hellenen zu weihen. Ohne langes Besinnen, ja mit Freuden schlofs sich Lothar den Philhellenen an, die für das geliebte Volk der Griechen die Befreiung von dem Türkenjoche erkämpfen wollten. Auch hier sollte es ihm zunächst nicht besser gehen wie in den Kämpfen des spanischen Aufstandes. Scenen voll Mord und Graus und unendliches Elend, begeistertes Ringen und jammervolles Unterliegen; davon allein kann Lothar uns berichten. Er wurde bei Missolunghi wieder schwer verwundet. Freundliche Mönche pflegten ihn in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters; aber die wilden Horden der Janitscharen wufsten auch hierhin den Weg zu finden. In Ketten geschmiedet, erwartete er mit vielen Unglücksgenossen den Tod durch Henkershand. Da endlich nahte sich ihm die Rettung. Der Wärter bot ihm die Werkzeuge und Mittel zur Flucht und übergab ihm einen Brief, in dem er mit überwältigender Freude die Schriftzüge seiner nie vergessenen, innig geliebten Adele erkannte. Dafs Lothar freventlich zu jenem Zweikampf von Adelens Bruder gezwungen,

Digitized by Google

war erkannt worden. Nach ihres Vaters Tode zog nun die Treue, begleitet von dem ehrwürdigen Pfarrer Eberhard, aus, um ihren Verlobten zu suchen. So hatte sie ihn endlich gefunden und gerettet. Auf dem Wege nach der Heimat wurde dem vielgeprüften Paare noch zur Erhöhung seines Glückes die frohe Kunde, dafs aus Navarinos blutgetränkten Wellen die Freiheit Griechenlands ihr Haupt erhoben hätte. So hatte Lothar zu seiner freudigen Genugthuung doch nicht umsonst im Kampf für die Griechen sein Blut vergossen. Mit Sehnsucht zog er jetzt seinem Vaterlande, welches er absichtlich so lange gemieden, entgegen und widmete ihm in Begeisterung die prophetischen Worte:

„O nimm mich wieder auf an deinem Herde, — Mein deutsches Vaterland, du herrlichstes der Erde! — Wo wär ein edler Volk als deins, — Vom traubenduftenden Gestad des Rheins — Bis zu der Ostmark fernsten Gauen? — Wo strahlt der ganze Himmel so aus blauen, — Aus unergründlich klaren Tiefen wieder, — Wie aus den Augen deiner Frauen? — In deinem Schofs dereinst die müden Glieder — Zu betten gönne mir! Allein nicht eher — Lafs schliefsen mich die Augenlider, — Bis jenen neuen Morgen, den als Seher — Mein Vater sterbend prophezeite, — Ich über dich das einige, befreite — Aufsteigen sah! Verraucht ist mir der Wahn, — Der nur vom allzerstörenden Orkan — Verjüngung hofft; doch jener Genius, — Der früh auf mich gedrückt den Flammenkufs, — Ich fühl's, umrauscht mich noch mit seinen Schwingen — Und mahnt mich, neu zu streben und zu ringen, — Damit das heifse Sehnen deiner Söhne — Die endliche Erfüllung kröne. — Verleihe Milde mir zur Stärke — Und weises Mafs zum Thatendrang. — Dann nach vollbrachtem Tagewerke, — Wie sollt ich zagen vor dem letzten Gang? — Ein froher Zeuge noch im Tod — Von meines Volkes Auferstehn, — In seiner Gröfse Morgenrot — Werd ich beglückt von hinnen gehn."

Graf Schack hat uns in seinem „Lothar" ein Stück Weltgeschichte in poetischem Gewande geboten, welches die so ereignisreiche Zeit von der französischen Revolution bis zum Jahre 1827, in welchem die Seeschlacht von Navarin stattfand, umfafst. Die Schrecken der Revolution in Frankreich schildert jener Mitsklave Lothars, die Kämpfe gegen Napoleon der Vater des letzteren und der Engländer Williams, die Kämpfe in Spanien und Griechenland Lothar selbst. Wie hat es doch der Dichter so wohl verstanden, den äufserst vielgestaltigen, vielfach

Digitized by Google

aus widerstrebenden Bestandteilen sich zusammensetzenden Stoff einheitlich zu gliedern und nicht blofs das Interesse bis zum letzten Augenblicke wach zu halten, sondern die innigste Teilnahme, Mitleid und Furcht, wie dieses nur eine Tragödie grofsen Stils in demselben Mafse vermag, in uns zu erregen und die Reinigung dieser Leidenschaften zu bewirken! Alle die Persönlichkeiten, die uns Schack in seinem politischen Epos, wir wollen es einmal so nennen, vorführt, vor allem der Held des Gedichtes selbst, berichten ja Selbsterlebtes und zwar immer in der ersten Person; wir erleben so alle diese Kämpfe, Drangsale und Gefahren mit, wir fühlen unser Innerstes mit magischer Gewalt zu ihnen hingezogen und geben doch am Schlusse Lothar recht, wenn er sagt:

„Verraucht ist mir der Wahn, — Der nur vom allzerstörenden Orkan — Verjüngung hofft.“

Der Held mufste durch eine grausame Schule der Leiden gehen, bevor er zu dieser Überzeugung kam; aber nie hat er, auch bei den gröfsten Qualen nicht, sich zu einem schwächlichen Pessimismus hinreifsen lassen. Immer von neuem rafft er sich empor, und zuletzt erhält nun auch seine Standhaftigkeit den schönsten Lohn. Als besonders effektvoll wirken die Schilderungen von Deutschlands Freiheitskampf und zum Schlufs Lothar-Schacks Prophezeiung, dafs er vor seinem Tode noch ein froher Zeuge von des deutschen Volkes Auferstehn sein würde. Es ist dieses eine wirkliche Prophezeiung und nicht etwa eine nachträglich angehängte. Schack hat sicherlich vor dem Jahre 1848 seinen Lothar gedichtet, sonst hätte er die Ereignisse dieses Jahres ohne Zweifel mit in seine Dichtung verflochten. Er schreibt in seinem dem Lothar als Vorrede beigegebenen Briefe an seinen Freund Ferdinand Gregorovius:

„Derselbe (Lothar) ist eine Frucht meiner früheren Wanderungen durch jene Länder, in welchen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben, und die auf äufseren Anlafs von neuem zu besuchen, ich mich eben anschicke. Ich schrieb ihn zum gröfsten Teil angesichts jener Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe ...“

Dieses erklärt zum Teil die Anschaulichkeit jener Schilderungen; das gröfste Verdienst bleibt aber immer der schöpferischen Gestaltungskraft des grofsen Dichters. Woher er den

Digitized by Google

Stoff hat? Im ersten Gesang erzählt der Dichter, natürlich mit dichterischen Ausschmückungen, manches, was er selbst erlebt oder aus den Erzählungen seines Vaters entnommen hat; von dem faktischen Inhalt des VI. Gesanges, in welchem hauptsächlich die afrikanischen Abenteuer enthalten sind, hat er nach seiner eigenen Aussage einiges den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen zu verdanken. Mag uns nun aber der Dichter eigene Erlebnisse mitteilen oder nicht, in gewissem Sinne ist alles, was er in diesem Gedichte bietet, ein Stück seines Lebens. Er hat die Schmach des Vaterlandes, die Not der Völker in schmerzzerrissener Seele selbst erlitten, nicht wie der Philister, dem es besonders wohl ist, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen"; der kämpfende, duldende, sich emporringende Held ist Schacks seelisches Alterego.

Ich habe vorher erwähnt, dafs in dem politischen Epos „Lothar" der Dichter des Jahres 1848 gar nicht gedacht hat. Es müfste uns in Verwunderung setzen, wenn er dieses überhaupt nicht gethan hätte; denn ein Dichter, dessen Seele sich wie eine Äolsharfe bald in schwermütig schmerzerfüllten Tönen, bald in mächtig brausenden, erhebenden Accorden vernehmen läfst, je nachdem der politische Luftstrom ihm die Klagen oder das Jauchzen der Freude oder Laute der Hoffnung aus der Volksseele entgegenbringt, konnte nicht schweigen, wenn ein wütender Orkan die letztere bis in ihr Innerstes erschütterte.

Und der Dichter hat nicht geschwiegen. Im Gewande einer aristophanischen Komödie geifselt er das planlose Drauflosstürmen, den engherzigen Egoismus, den kleinlichen Neid, die dünkelhafte Arroganz; kurz die ganze politische Erbärmlichkeit, wie sie sich in den breitesten Schichten des deutschen Volkes damals kund that. Das Stück führt den Titel: „Der Kaiserbote."

In der ersten Scene werden wir auf den Kyffhäuser geführt. Dort steht ein Gasthaus mit der Aufschrift „Zum Kyffhäuser"; der Wirt nennt sich Arminius, seine Gattin Thusnelda. Arminius heifst eigentlich Kaspar; er war früher Kanzelist im Ministerium von Lippe-Detmold gewesen und ist als Demagoge seines Amtes entsetzt, weil sein Minister einst ein Blatt Papier bei ihm fand, auf welchem die Worte standen:

Digitized by Google

„Entwurf als Vorbereitung für die Einheit Deutschlands, die beiden Lippe zu verschmelzen.“ Nun hatte Kaspar eine Prophezeiung seines Ahnherrn aus dem Jahre 1748 gelesen, nach welcher nach Ablauf von hundert Jahren Barbarossa erwachen würde. Der für das Wohl seiner Nachkommen besorgte Mann war aufserdem Kaspar im Traum erschienen und hatte ihm geraten, auf dem Kyffhäuser ein Gasthaus zu erbauen, weil nun die Zeit um sei und die massenhaft nach dem Berge pilgernden Gäste ihm eine grofsartige Einnahme sichern würden. Den Namen Kaspar solle er hinfort nicht mehr führen, sondern sich Arminius nennen. Der Ahnherr hatte Kaspar-Arminius nicht getäuscht; denn alsbald erscheinen Gäste aller Art; zunächst relegierte Studenten, dann andere, zuletzt ein Amerikaner namens Till, der das Rückertsche Gedicht gelesen hat, in welchem Barbarossas Erwachen von dem Verschwinden der Raben abhängig gemacht wird. Kurz entschlossen ist er über den Ocean nach Deutschland gekommen, schiefst zuerst des Arminius Tauben tot in der Meinung, dafs es jene Raben wären, geht dann mit seiner Flinte den wirklichen Raben, die Barbarossa am Erwachen hindern, zu Leibe, und es gelingt ihm auch, ein paar von ihnen zu erlegen, worauf der Kaiser wirklich erwacht und seinen treuen Boten Klaus aussendet, um zu erkunden, ob das deutsche Volk reif zur Wiederaufrichtung des Kaiserreiches sei. Klaus geht nun durch all die Länder und Ländchen, die das damalige Deutschland ausmachten; aber überall macht er die gleichen schmerzlichen Erfahrungen einer sinnverwirrten politischen Unreife des Volkes. Es ist eine politische Walpurgisnacht, die uns der Dichter vorführt, deren Einzelheiten hier zu besprechen nicht angänglich ist; ich will nur einiges hervorheben. Dem Realpolitiker Klaus, der seinem Schmerze und seiner Empörung über das, was er sehen und hören mufs, bittere Worte leiht, hat Schack jenen Till zur Seite gestellt, der in übersprudelnder Laune die Menge zu immer neuen Thorheiten anreizt, um sich dann über dieselben lustig zu machen. Aber der bittere Ernst bleibt doch immer der Grundton. Nehmen wir nur folgende Scene:

Ein Dramaturg: ... Da kam mir in diesen Tagen ein Manuskript zu Gesicht, ein absurdes Schauspiel „Der Kaiserbote“, das mich

Digitized by Google

höchst unangenehm berührt hat. Von Kunstwert kann dabei gar nicht die Rede sein. Der Verfasser bemüht sich zwar bisweilen lustig zu sein; aber überall bricht seine Bitterkeit hervor... Auch hat der Autor seinem eignen Produkte das Urteil gesprochen; denn er sagt mir in dem Briefe, mit dem er mir sein Machwerk übersendet, er habe das Stück in „tiefstem patriotischem Schmerze“ geschrieben. Wie soll bei einer solchen Stimmung die Objektivität gedeihen, welche jeder Dichtung nötig ist? So ist der Kaiserbote, der in dem Stück auftritt, zu einem pathetischen Deklamator geworden, während diese Rolle jedenfalls ganz humoristisch aufzufassen war.“

Klaus (unter dem Tisch): „Um des Himmels Willen! Von mir, der ich das deutsche Elend von sieben Jahrhunderten angesehen habe, verlangt ihr noch, ich solle lustig sein?“

Ja, du Kaiserbote Schack, das kann man von dir nicht verlangen. Was die Geschichte und die eigene Erfahrung dich gelehrt in betreff deines von dir doch so geliebten deutschen Volkes, mufste dich traurig stimmen, um so höher aber rechnen wir dir es an, dafs du nie, wie so viel tausende, darunter selbst geistig hochstehende Männer, an dem tüchtigen Kerne unseres Volkes, an der zähen Beharrlichkeit, Thatkraft, Entschlossenheit des Hohenzollernstammes gezweifelt hast, die vereint nach deiner festen Überzeugung die Einigung Deutschlands herbeiführen mufsten! Die Krone, die man damals einem hochherzigen Hohenzoller anbot, durfte dieser nicht annehmen. Doch lassen wir Klaus reden:

„Mehr als die Hälfte derer, die das Volk hierhergesandt, — Blieb stumpf und taub und starr — Bei dem Gedanken deutscher Herrlichkeit, — Der seelenlose Dinge selbst, so mein ich, — Begeistern könnte. Da rief einer drein: — ‚Wozu die Flitter aus der Rumpelkammer — Des alten Reichs? Wir selbst sind souverän!‘ — Und andre prahlten mit der eignen Schande: — ‚Wir kennen Deutschland nicht, wir wissen nur — Vom Fürstentum Haarbaar und Flachsenfingen.‘

Arminius: Und was ging weiter vor?

Klaus: So sag ich's kurz: — Ein Markten um die Kaiser-Majestät. — Der eine knebelte die Arme ihr, — Dafs sie nicht handeln kann, der andre — Rifs ihr das Scepter weg, der dritte legte — Ihr einen Maulkorb an — und als das Werk — Zu Ende kam, war es ein hohles Nichts, — Ein Federwisch, ein wahres Lumpenreich — Und Ebenbild der matten, flauen Seelen, — Die es geschneidert. — Doch lebt wohl! mich treibt's — Von hinnen.“

Digitized by Google

All den Mummenschanz, die abderitischen Thorheiten, deren Klaus Zeuge war, mufs er nun seinem Herrn und Kaiser berichten. Dieser will schon verzagen an der Zukunft seines Volkes; da ist's sein treuer Bote, der trotz all der bösen Erfahrungen, die er gemacht hat, sich mannhaft aufrichtet und dem Kaiser erwidert:

„O Herr! nicht also über alle brich — Den Stab! Ich sagte dir, auch Wackre, Edle, — Die treu der Väter Geist bewahren, leben — In Deutschland noch, und Bürgschaft ist ihr Sein, — Dafs diese Schmach nicht ewig dauern wird. — Noch immer geht ein guter Genius — Mit deinem Volke durch die Welt; er wird, — Ist nur der Fahnenträger da, um den — Der nicht erstorbne Rest des Edleren — Sich scharen kann, es gleich dem Blitz durchzucken, — Dafs von dem reinen Strahle aufgezehrt, — Die böse Schlacke schmilzt und alle Seelen — Im lautern Feuer der Begeistrung glühn."

Mit nicht mifszuverstehenden Worten prophezeit nun der Kaiserbote, dafs aus dem Hohenzollernstamme der Held, der Deutschland retten und einigen werde, erstehen solle. Der Graf von Hohenzollern, welcher zusammen mit Barbarossa im Kyffhäuser haust, nimmt begeistert diese Prophezeiung auf und reifst Barbarossa zu gleicher Begeisterung hin. Letzterer verkündet das nahe Bevorstehen grofser Ereignisse und ermahnt das deutsche Volk und die deutschen Fürsten:

„Dem lang verwaisten Thron des grofsen Karl — Bringt einen Kaiser wieder, der gebietend — Die Donner seines Wortes durch die Welt — Entsende! Ihm allein gebührt die Macht!"

Er droht, dafs Gottes Strafgericht und jähes Verderben sie ereilen würde, wenn sie nicht, komme jener grofse Augenblick heran, allen kleinlichen Hader liefsen und in Lieb und Treue zu ihrem Herrn und Kaiser stünden.

Arminius zieht mit Till nach Amerika, die Grotte des Kyffhäuser schliefst sich, und aus der Tiefe tönt ein schwermütiger Gesang, der Deutschlands Schmach beklagt; dann aber erheben sich lautere Stimmen, die von einer nahen grofsen Zukunft singen:

Sowie im Lenz die Flocken tauen,
Verrinnt der Männer Hafs und Zwist;
Ein Wettstreit ist in allen Gauen,
Wer alten Hader mehr vergifst;

Digitized by Google

E i n Band, das jedes Herz verbindet, —
E i n Feuer, das in allen zündet, —
E i n Denken und ein Thun verkündet,
Dafs dieses Volk erstanden ist.

Und auch den Herrscher, stark und eisern,
Erweckt der deutsche Genius,
An dem, wie an den Staufen-Kaisern,
Der Feinde Grimm zerschellen mufs.
Gleich einem Helden alter Sagen
Rafft er mit löwenmutgem Wagen,
Um Deutschlands grofse Schlacht zu schlagen,
Sich auf in freudigem Entschlufs.

Drommeten künden mit Geschmetter
Das Nahen des Ersehnten schon;
Er bringt dem deutschen Land, ein Retter,
Zurück die Macht, die lang entflohn,
Und alle Fürsten der Germanen,
Nur e i n e n Wahlspruch in den Fahnen,
Reihn als Vasallen, wie die Ahnen,
Sich wieder um den e i n e n Thron.

Da spaltet, auseinander krachend,
Sich dieser Höhle Felsgestein,
Und Barbarossa blickt, erwachend,
Beseligt in das neue Sein.
Mit ihm ersteht sein treuer Bote;
Sie sehn das Reich, das lange tote,
Erblühn im neuen Morgenrote
Und gehn versöhnt zum Himmel ein.

Was die Zeit der Abfassung des Stückes anlangt, so sagt Graf Schack selber: „Den Kaiserboten schrieb ich schon im Spätherbst 1850 nach dem Untergange der letzten Hoffnungen für deutsche Einheit, die sich an die Bewegungen des Jahres 1848 geknüpft hatten.“ Also auch ein Olmütz hat den hochherzigen Mann in seinem Vertrauen auf den guten Genius seines Volkes nicht irre gemacht, und ist das, was er Klaus, Barbarossa und in dem aus dem Kyffhäuser tönenden Gesange sagen läfst, nicht wahre und wahrhaftige Prophezeiung, so schön und zutreffend, wie man sie nur wünschen kann? Ja, Graf Schack hat sich mit dem Titel dieses Stückes selbst den rechten Namen gegeben: er ist der mannhafte, treue Kaiserbote.

Digitized by Google

Das Jahr 1864 bringt dem Dichter keinen Trost. Aus demselben stammt das Gedicht „Am Grabe Friedrichs des Zweiten“. Es feiert die Gröfse dieses Kaisers und preist ihn glücklich, dafs sein Auge das deutsche Jammerbild nicht zu schauen brauche. Einen ähnlich düsteren Ton schlägt der Dichter in „Die Kaisergruft in Speyer“ an, dagegen leuchtet in „Die Hohenstaufenkrone“ uns in alter Stärke und Unerschütterlichkeit die prophetische Hoffnung des Dichters entgegen, dafs die Hohenstaufenkrone bald werde von einem kraftvollen Herrscher in kühnem Siegeslaufe gewonnen werden. Dem trauernden Weibe Germania künde schon der Klang der Glocken das Herannahen des ersehnten Befreiers an. „Die schwarze Schar“ besingt den kühnen Zug des Braunschweigers durch die Menge der Feinde nach dem Meeresstrande und sein glückliches Entkommen nach dem freien England.

Der Rückblick auf die glorreiche That eines deutschen Helden hat den Dichter in eine gehobene Stimmung versetzt; aber angesichts der traurigen Gegenwart wird er wieder trübe gestimmt. In „Die Bildsäule Karls des Grofsen“ klagt er über die Zerrissenheit des deutschen Reiches und hofft von dem grofsen Kaiser, dafs er mit mächtigem Hornrufe nur einmal noch seine Deutschen wecken werde. Dafs die preufsischen Siege im Jahre 1866 des Dichters Herz nicht mit Freude erfüllen konnten, dürfen wir ihm nicht zum Vorwurf machen. Bayern, welches ihm durch die Güte des hochsinnigen Königs Maximilian völlig zur zweiten Heimat geworden war, stand in jenem Kampfe Preufsen gegenüber. So mufste Schack diesen als einen beklagenswerten Bruderkrieg ansehen. Er läfst eine deutsche Mutter den Siegern zurufen:

„Reifst ab von den Helmen das Laub — Und streut auf das Schlachtfeld Asche und Staub, — Wo Brüder sich würgten mit Brüdern!“

Sie hätte in ihren beiden Söhnen eine glühende Liebe zum deutschen Vaterlande entfacht; der eine wäre zu Habsburgs, der andere zu Preufsens Fahnen geeilt in der festen Überzeugung, dafs sie bald vereint den gemeinsamen Erbfeind, die Franzosen, bekämpfen würden; da hätte sie nun das Gebot der

Digitized by Google

Pflicht, gegeneinander das Schwert zu ziehen, getrieben, und auf der Walstatt wären beide als Leichen aufgefunden worden.

Wir sehen also, der Dichter dachte sich, dafs die Einheit Deutschlands zwar durch Blut und Eisen, aber nur im Kampfe gegen die Franzosen würde errungen werden. Und als nach Überschreitung der Mainlinie im Kriege 1870/71 Bayern und Preufsen Schulter an Schulter die Franzosen besiegt, Bayerns König Ludwig als erster von allen deutschen Fürsten unserem greisen Heldenkönige die Kaiserkrone angeboten hatte und dadurch in der Hauptsache des Kaiserboten Prophezeiung in Erfüllung gegangen war; da hat der treue Bote und Verkündiger der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches durch einen Helden aus dem erlauchten Hause der Hohenzollern nur ein Jauchzen der Freude, nur ein überströmendes Dankgefühl dafür, dafs ihm wirklich vergönnt gewesen, sein Vaterland in nie geschauter Herrlichkeit zu erblicken. Mit dithyrambischem Schwunge feiert Schack Kaiser und Reich in seiner „Siegesfeier in Strafsburg", in dem „Wiedersehen von Deutschland"; er fordert in einem „Italien" überschriebenen Gedichte dieses Land auf, von nun an treu zu Deutschland zu halten, da beide Länder gemeinsam ihr Auferstehungsfest feierten, die früher so häufig bis zur Erschöpfung sich bekämpft hätten.

Rührend und zugleich erhebend wirkt des Dichters dankbare Liebe zu unserem erhabenen Kaiser in „Beim Einzug in Berlin":

„Aus der Führer Mitte hervor, — Wie Orion unter den andern Sternen, — Leuchtet der Herrliche, — Der Retter Deutschlands! — Lafst Platz für sein Rofs, — Ihr Weiber, die mit euren Kleinen — Heran ihr euch drängt, — Um, seine Kniee umklammernd, ihm zu danken, — Dafs er euch Haus und Herd — Vor Schande geschützt! — Wohl mehr als des Krieges Gewühl — Liebt er Kinder um sich spielen zu sehen; — Aber noch einmal heut, zum letztenmale, — Eh zur Pflugschar das Schwert sich wandelt, — In seines Heeres Mitte — Mit den krachenden Feuerschlünden — Mufs er Zwiesprach halten. — Horch! das sind die ehernen Stimmen, — Er kennt sie, — Die ihn in zwanzig Siegesschlachten umdonnert, — Vor denen hundert Festen — Und ein Reich in Trümmer gesunken. — Von allen Türmen die Glocken fallen ein, — O! und weiter, dahin durch den Blumenregen, — Der von Fenstern und Dächern niederstäubt, — Zieht er — achtlos vorüber an uns, — Denen an der Wimper die Freuden-

Digitized by Google

thräne zittert, — Während die Lippe verstummt — Und nur des Herzens Klopfen — Dank ihm stammelt, — Dafs er uns ein Vaterland geschenkt."

„Allerseelentag 1871" ermahnt diejenigen, welchen durch den glorreichen Krieg ein teures Haupt entrissen sei, das Klagen zu lassen; denn die in dem siegreichen Kampfe Gefallenen hätten „ihr niederes Staubeskleid" nur hingeworfen, um „in Unsterblichkeit zu leben."

„An die Franzosen" dagegen richtet Schack mit dräuendem Ernst die Mahnung, das Geschrei nach Rache einzustellen. Sollten sie noch einmal in ihrer mafslosen Verblendung es wagen, des Krieges Flammen anzufachen — wehe ihnen!

„Denn enden wird der Kampf erst, ob Millionen — Von Leben auch das Schlachtschwert frifst, — Wenn ausgetilgt im Buche der Nationen — Der Name der Franzosen ist."

Von besonderer Schönheit nach Inhalt und Form ist das am Schlufs des Jahres 1871 verfafste Gedicht: „Zum neuen Jahr"; es lautet wie folgt:

In Herrlichkeit, wie sie die Welt nicht sah,
Seit grauer Zeit des Altertumes,
Mein deutsches Vaterland, stehst du nun da
Auf Sonnenhöhen deines Ruhmes.

Verderben schleudert auf den Feind und Tod
Das Falten deiner mächtgen Stirne,
Und doch spielt milder Glanz um sie, wie Rot
Des Morgens um der Alpen Firne.

Wohl! um die Schläfe, die der Siegesaar
Umkreist mit den gewaltgen Schwingen,
Magst an des Friedens duftendem Altar
Du dir der Kränze reichsten schlingen!

Ihr, die als schönster Schatz der Menschheit gilt
Und sie der Geisterwelt verkettet,
Der heilgen Kunst in Klang und Wort und Bild
Sei Hüt'rin, die sie schützt und rettet!

Schritt nicht die Dichtung durch den Schatten schon,
Den deine Urwald-Eichen warfen,
Und rauschten ihre Wipfel nicht beim Ton,
Dem ehernen, der Bardenharfen?

Gedenk, wie dich von frühher, nie versiegt,
Der Melodieen Strom durchflutet,

Digitized by Google

Auf dem Beethoven sich, der Schwan, gewiegt,
In dem sich Mozarts Herz verblutet!

Strahlt nicht als heller Morgenstern der Kunst,
Der andern lichter Reigenführer,
Zu uns aus finstrer Zeiten Nebeldunst
Herüber der erhabne Dürer?

Und länger könnte dich, die das besitzt,
Bethören noch der Tand der Seine?
Vom eitlen Bildwerk, das der Franke schnitzt,
Auflesen möchtest du die Späne?

Nein! aufwärts schau, zu jener Riesenwelt,
Die sich, ein Werk der Feen und Gnomen,
Nur durch ein ewges Wunder aufrecht hält,
Zu Kölns und Strafsburgs hohen Domen!

So wie hochauf ihr Wald von Pfeilern steigt
Und mit den Ästen, Ranken, Reben
Zur mächtgen Säulenlaube sich verzweigt,
Soll deine Kunst zum Himmel streben.

Ein hoher Tempel sollst du selber sein,
Und, wenn ringsum der Schönheit Blüten
Im Sturm des Herbstes sinken, noch allein
Des Geistes Heiligtümer hüten.

Und flieht an andre Küsten einst der Tag,
Der wechselnde, der Weltgeschichte:
Vergoldend lang auf deinen Zinnen mag
Er ruhen noch mit letztem Lichte!

So spielt um die Ruinen Griechenlands
Noch heut ein Abendrot, als küfste
Der untergehnden Sonne Scheideglanz
Des Mäoniden Marmorbüste.

Mit diesem Gedichte schliefst Graf Schack diejenige Gruppe von Poesien, welche er unter dem bedeutsamen Titel „Kampf und Sieg“ seinen „Lotosblättern“, einer Sammlung von lyrischen Gedichten, eingefügt hat.

Wenn nun auch die oben behandelten, vom Jahre 1864 bis zum Ende des Jahres 1871 reichenden Gedichte ganz besonders obigen Titel verdienen, so hat unser Dichter doch, wie wir es schon bei „Lothar“ gesehen haben, auch anderen, gröfseren Erzeugnissen seiner Muse einen würdigen, national-patriotischen Abschlufs gegeben, z. B. dem humoristischen Roman

Digitized by Google

„Durch alle Wetter“ und vor allem seinem grofsartigen kulturgeschichtlichen Epos, wie wir es nennen wollen, „Nächte des Orients oder die Weltalter“.

Als Papst Pius IX., so beginnt das Gedicht, die Weltsynode in Rom versammelt hatte, da litt es den Dichter nicht länger in Europa. Das ungünstige Klima, die Jagd nach Reichtum, nach Wissen, das unselige Parteiwesen, die sociale Frage, die furchtbaren Gegensätze von Überflufs und hohläugigem Elend, der Mangel an Gottesfurcht und wahrer Frömmigkeit — alles dieses trieb ihn nach dem Orient, wo von dieser ganzen Misere, wie er meinte, nichts zu finden sei.

In dem sonnenglut-durchströmten Arabien gelangte er eines Tages zu den Trümmern eines Riesenbaues; dieselben waren von so überwältigender Grofsartigkeit, dafs er sich von dem Anblick gar nicht trennen konnte, sondern die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag in tiefem Sinnen mitten unter den Zeugen einer längst entschwundenen Zeit verweilte. Damals, so meinte er, als dieser Bau noch in seiner vollen Pracht bestand, führten die Menschen hier ein glücklicheres Dasein als heute; wenn es doch möglich wäre, sich in frühere Zeiten zurückzuversetzen! Plötzlich wurde er in seinem Selbstgespräch durch ein höhnisches Lachen unterbrochen. Er wandte sich um und sah vor sich einen wunderbaren Greis in morgenländischer Tracht. Das bedeutende, von schneeweifsem Haar und Bart eingerahmte Antlitz war vielfach durchfurcht und schien Jahrhunderte gesehen zu haben. So höhnisch wie sein Lachen erklangen auch seine Worte. Das Geschlecht der Menschen sei ein uraltes, aber von Anbeginn zum Elend erkorenes. Das ganze Leben sei weiter nichts als eine wüste Farce. Aber wenn der Dichter wolle, so könne er seine Sehnsucht, frühere Zeit- und Kulturperioden kennen zu lernen, stillen. Er wäre im Besitze eines Elixirs:

„Wer einen Tropfen kostet von dem Saft, — Aufthun sich wie durch Zauberkraft — Die Pforten der Vergangenheit, — Und wählen darf er nur die Zeit, — Die er als Gegenwart erblicken will, — So wird ihm augenblicks vergönnt, — In ihr zu leben.“

Der Dichter trinkt davon und wird nun zunächst in die urälteste Zeit der Menschheit versetzt. Er ist jetzt selbst einer

jener Urmenschen, der im Kampfe mit den vorweltlichen Riesentieren und den Geschöpfen seiner eigenen Gattung, die in bestialischer Wut sich morden und des Gemordeten Blut und Fleisch roh verschlingen, im Kampfe mit den rasenden Elementen ein schreckliches Dasein fristet.

Er erwachte hierauf mit einem wüsten Gefühl in seinem Haupte und konnte lange Zeit die schrecklichen Bilder nicht los werden. Er setzte nun, vereint mit jenem Greise, der sich Hadschi Ali nannte, die Reise fort. Der Dichter gab sich nach diesem ersten Traumgesicht nicht überwunden; er zeigte sich vielmehr überzeugt, dafs die Menschheit in einer späteren Periode sich glücklicher als heute gefühlt haben müsse. Darauf versetzte ihn Hadschi Ali in die Pfahlbauzeit. — Als Sklave des Häuptlings eines Pfahlbaudorfes führt er ein verhältnismäfsig noch erträgliches Leben. Zwar können die Bewohner des Dorfes sich kaum der wilden Tiere erwehren; auch sonst ist ihr Leben kein beneidenswertes, vor allem ist auch hier der Mensch des Menschen gröfster Feind; aber der Sklave steht bei seinem Herrn in Gunst und wird von ihm nicht allzu schlecht behandelt. Da läfst er sich verleiten, die Liebe der Tochter seines Häuptlings zu dem Sohne seines Feindes zu begünstigen und soll dafür den Tod erleiden. —

Nach seinem Erwachen wurde er wieder von Hadschi Ali bitter gehöhnt. Des Dichters Optimismus war arg erschüttert; jedoch zu der entsetzlichen Lebensanschauung seines Mentors konnte er sich noch nicht bekehren; und obgleich dieser ihm die nachfolgenden Kulturperioden als ebenso schrecklich schilderte, so beschlofs er nun, von Ali noch einen Tropfen jenes zauberkräftigen Elixirs sich zu erbitten, um in leibhafter Wirklichkeit zu schauen, was bis dahin nur in Bild und Schrift sein Herz mit Wonne erfüllt hatte, — die klassische Zeitperiode des Hellenentums. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt.

Er ist jetzt der Sklave eines reichen Atheners und wird von diesem freundlich behandelt. Es bietet sich ihm reichlich Gelegenheit, was der hohe Schönheitssinn des gottbegnadeten Volkes geschaffen, zu schauen und zu bewundern; aber an den herrlichen Spielen zu Olympia darf sein Auge sich nicht ergötzen. Als er dennoch sich unter die Menge der Schauenden

Digitized by Google

drängt, wird er erkannt und erhält die nach alter Satzung für dieses Vergehen noch immer zu Recht bestehende Sklavenstrafe der Geifselung. Später leistet er seinem Herrn durch Urbarmachung einer wüsten Besitzung in Thessalien solche Dienste, dafs dieser ihn noch auf dem Sterbebette frei giebt. Die Söhne des letzteren erkennen jedoch die Freilassung nicht an, und als er im Bunde mit anderen Sklaven die ihm vorenthaltene Freiheit erkämpfen will, wird er gefangen genommen und soll den Tod erleiden. —

Noch zwei Traumgesichte wurden dem Dichter auf seinen Wunsch von Hadschi Ali gewährt; in dem einen erschaute er das Mittelalter, in dem anderen die Zeit des Humanismus. Wohl fühlte er sein Herz beim Turnier und beim Gesange der Troubadours in hoher Freude schwellen, wohl führte auch ihn die Begeisterung in das Heer der Kreuzfahrer; aber damals sowohl, wie zu der Zeit, in welcher ein Abglanz der sonnigen Schönheit des Altertums das Leben verklärte, fiel er dem grausamen Fanatismus, der herzlosen Intoleranz zum Opfer.

Sollte Hadschi Ali recht haben, sollte dieses Leben nicht lebenswert sein und das „Nirwana“ der alten Buddhisten das einzig Erstrebenswerte? Nein und abermals nein!

„Aufwärts, ja aufwärts geht der Menschheit Gang; — Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet, — Ja, ob er auch jahrhundertlang — In dunkle Abgrundtiefen schwindet, — Nach oben wieder reifst sie doch ihr Drang.“

Zu dieser Überzeugung hat der Dichter mit seinem festen Vertrauen auf die göttliche Liebe auch seinen Mentor Hadschi Ali bekehrt. Und wie gerne hat dieser sich schliefslich bekehren lassen! Er strebte ja auch nur nach der Wahrheit, und bei diesem inbrünstigen Suchen begegnet ihm auf seinem viele Menschengenerationen umfassenden Lebensgange unser Dichter, den er durch seine höhnischen Zweifel und durch die Reisen, welche er ihn durch die verschiedenen Kulturperioden machen läfst, auf die Probe stellt. Da dieser die Probe so gut besteht, so sind auch ihm, dem uralten Manne, die Zweifel gelöst, und er kann sich getrost zu seinen Vätern versammeln.

Ein Donnerschlag führt den Dichter in diese Welt zurück; verwirrt schaut er sich um und sieht, dafs alles nur ein Traum

Digitized by Google

gewesen. Er befindet sich mitten auf dem eingangs erwähnten Trümmerfeld; aber der Traum und die Träume im Traum haben doch die gute Wirkung gehabt, dafs die Europamüdigkeit völlig von ihm gewichen ist; er sehnt sich von ganzem Herzen nach der lieben Heimat. Als er den Bord des Schiffes betritt, welches ihn nach Europa führen soll:

„Da hin von Mund zu Munde eilte — Die Kunde dessen, was geschehen war, — Indes ich in des Ostens Traumreich weilte. — Und leuchtend bald und herrlich klar — Vor meinem Geist stand all das Grofse, — Das eine Zukunft hoch und hehr — Verborgen trug in ihrem Schofse, — So wie beim Siegsdrommetenstofse — Dem Krieger, hob sich wonneschwer — In hohen mächtgen Schlägen mir das Herz, — Und niederkniend, im Auge Freudenthränen, — Streckt ich die Arme heimatwärts: — ‚Erfüllt des Jünglings Traum, des Mannes Sehnen! — Aus Kampf und Tod und ungeheurem Sieg — Glorreich ein deutsches Reich geboren! — Ja aus des Himmels offnen Thoren — Hernieder auf die Erde stieg — Der grofse Geist, des Hauch mit mächtgem Wehn, — Hin durch die Hallen der Geschichte brausend, — Die Reiche aufblühn läfst und neu vergehn, — Und vor ihm schlägt ein werdendes Jahrtausend — Die morgenhellen Wimpern auf. — Er sei mit dir auf deinem Siegeslauf. — Mein Deutschland! Schütze du mit mächtgem Schild — Freiheit und Recht, und schwinge hoch die Fahne, — Wenn es den Kampf mit altverjährtem Wahne — Für unsre höchsten Güter gilt! — Den finstern Nachtgeist, der im Vatikane — Noch brütet seine argen Plane, — Scheuch in sein dunkles Reich, dafs frei — Von giftgem Qualm die Luft für immer sei — Und sich im Lichte sonnen die Nationen! — Dann lege nieder deine Siegeskronen — Und flicht ums Haupt des Friedens Ölzweigkranz! — Aufsteigen wird im morgenroten Glanz — Durch dich ein neues Weltenjahr, — Wo an der Liebe heiligem Altar — Die Völker alle sich zum Bruderbund — Die Hände reichen! O mit schnellern Schlägen — Führt, Räder, mich dem Vaterland entgegen, — Dafs heifsen Kusses ich den Mund — Auf seinen Boden drücken kann; — Nie mehr von ihm scheid ich fortan — Und einst in seinem teuern Grund — Will ich das Haupt zur Ruhe legen.“

Diese kurze Inhaltsangabe macht nicht den Anspruch, ein anschauliches Bild von der Grofsartigkeit des Inhalts und dem überwältigenden Glanze der Form zu verschaffen, der diese gewaltige Dichtung auszeichnet: es kam mir nur darauf an zu beweisen, wie sehr Graf Schacks ganzes Denken und Fühlen ein durch und durch deutsch-patriotisches ist. Sein frommer Glaube, dafs die göttliche Liebe den Menschen nicht sich selbst

Digitized by Google

zur Qual in diese Welt gesetzt habe, sondern damit er in unablässigem Ringen sich zur Gottähnlichkeit emporarbeite, findet in der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches eine sein Inneres mit grenzenloser Freude erfüllende Bestätigung. Übergehen darf ich hier nicht, dafs einige Mitglieder jener Gemeinde von Darwin-Vogt-Häckelscher Observanz Schack wegen dieser Lehre von der Entwickelung der Menschheit von einer niederen zu einer immer vollkommeneren Stufe im Übereifer schon als einen der Ihrigen begrüfst haben. Diese Herren müssen ganz übersehen haben, dafs mit zu den Gründen, die Schack in der Einleitung dieser Dichtung für seine Europamüdigkeit anführt, auch das Treiben jener Darwino-Materialisten und der so vielfach auftretende Mangel einer aus dem Herzen kommenden Gottesverehrung gehört. Mit bitterem Scherze klagt er:

Dem Kinde schon beginnt beim ersten Schreie,
Den es in diese Welt thut, die Misere
Qualvollen Lernens, und ich prophezeie:
Aufzählen wird uns bald nach Darwins Lehre
Ein jeder seine ganze Vorfahr-Reihe
Von seiner Eltermutter, der Monere,
Herab zu den Schimpansen, Pavianen,
Die er verehrt als seine nächsten Ahnen.

Ich denke, das ist deutlich genug. Wenn aber im Verlaufe der Dichtung Äufserungen vorkommen, die mit der Lehre jener Männer übereinzustimmen scheinen, so würde es eine verkehrte Auffassung dieser Dichtung bedeuten, wenn man daraus den Schlufs ziehen wollte, dafs Schack sich selbst zu der Lehre bekenne. Er legt dergleichen Äufserungen zum gröfsten Teil dem Zweifler Hadschi Ali in den Mund, der damit keine andere Absicht verbindet, als den Dichter zu erproben. Und wenn letzterer wirklich einmal solche Worte Hadschi Alis nachspricht, so geschieht dieses doch nur im Banne und unter dem Drucke eines vorübergehenden, durch jene Traumgesichte hervorgerufenen Zweifels.

Dafs ein Dichter von Schacks Bedeutung durch eine Bewegung, wie sie durch Darwins Theorie nicht blofs in Gelehrtenkreisen, sondern bei Gebildeten und leider vorzugsweise bei Halbgebildeten in so mächtigen Schwingungen sich kund that, dafs sie heute noch in vielen Gemütern nachzittert, mit

Digitized by Google

ergriffen werden mufste, ist ganz natürlich. Die krankhaft sentimentale Richtung der Zeit, in welcher Goethe seine Jünglingsjahre verlebte, fand ihren treuen Spiegel in seinem „Werther“, Schillers jugendlicher, durch die damaligen Zeitverhältnisse geschürter Freiheitsdrang seinen machtvollen Ausdruck in den „Räubern“, für welche ihm die französischen Revolutionäre das Bürgerrecht erteilten, dieselben Revolutionäre, deren Treiben er später in seiner „Glocke“ und im „Spaziergang“ mit heiligem Zorne züchtigt. Und ist der eben genannte „Spaziergang“ etwas anderes als die dichterische Erläuterung des Rousseauschen Satzes: „Retournons à la nature“? Was die Volksseele bewegt, das findet naturgemäfs einen Wiederhall in des Dichters Brust und treibt ihn, es dichterisch zu gestalten; aber indem er dieses thut, befreit er sich zugleich von den Gewichten der Tagesmeinung und erhebt sich mit Adlersflügeln zu den sonnigen Höhen einer idealen Weltanschauung. In diesem Sinne sind auch Schacks „Lothar“ und seine „Nächte des Orients“ zu beurteilen, in welchen beiden sowohl der innere „Kampf“ des Dichters, als auch sein „Sieg“ mit ergreifender Treue geschildert wird. Der „Sieg“ bedeutet hier nichts anderes als die fromme Ergebung in das göttliche Walten und die felsenfeste Überzeugung, dafs das Christentum als die Religion der Liebe das Höchste sei, was der Menschheit an göttlicher Offenbarung zu teil geworden, dafs es die Aufgabe der Menschheit wäre, sich allmählich so weit emporzuarbeiten, bis sie sich eins fühle in der Liebe, die in Christo ihre Verkörperung fand. Dieses Glaubensbekenntnis ergiebt sich nicht nur aus den genannten, sondern aus vielen anderen Gedichten, wo es, ob Zweifel und Schmerz auch zeitweise des Dichters Gemüt verdüstern, doch immer und immer wieder zum Durchbruch kommt; so z. B. in der „Hymne“, welche kurz die in den „Nächten des Orients“ enthaltenen Gedanken noch einmal zusammenfafst, und deren Schlufs lautet:

„So magst du denn, wie wild der Weltorkan — Auch braust, mit mir nach deinem Willen schalten, — Sei's zur Vernichtung, sei's zu neuem Leben, — Erhabner Geist, dir hab ich mich ergeben!“

Ferner in dem Gedicht: „In der Krankheit“, welches mit Klopstockscher Innigkeit den Glauben des Dichters an ein

Digitized by Google

besseres und vollkommeneres Leben im Jenseits ausspricht, ebenso in den „Das neue Jahrhundert“, „Allerseelennacht“, „Auf dem Friedhof“, „Die letzte Stunde“ überschriebenen und vielen anderen. Wenn ein Mann wie Schack die christliche Liebe als das höchste Glaubensideal verehrt, so können wir sicher sein, dafs er dasselbe, soweit es an ihm ist, auch praktisch zur Verwirklichung bringen wird. In Wahrheit, Graf Schack kennt keine gröfsere Freude, als die in zartester Weise geübten Wohlthaten ihm gewähren; er übt in grofsartigem Stile „praktisches Christentum“. Nur gegen den Glauben, den positiven Glauben zeigt er sich bisweilen ungerecht. Weil die Menschheit in ihrem Wahne in früheren dunkelen Zeiten vielfach, durch den Fanatismus des Glaubens getrieben, grauenvolle Thaten verübt hat, macht Schack den Glauben selbst dafür verantwortlich. Besonders ist es der Apostel Paulus, dem er die Schuld an jenen Greueln aufbürdet. Und doch ist's gerade dieser Apostel, der die Liebe noch über den Glauben stellt.

Ein berufener Dolmetscher des antiken Geistes ist Graf Schack, den er wie selten einer sich zu eigen gemacht und mit seinem modernen Menschen zur innigsten Verbindung hat durchdringen lassen; dafür liefert eine seiner neueren Dichtungen: „Die Plejaden“ einen glänzenden Beweis. Einfach ist die Handlung, und selbst wo die mächtig anschwellende Flut der Leidenschaft den Dichter zu damm-überströmendem Pathos lockt, hat er sie mit Selbstüberwindung in die Grenzen hellenischer Schönheit gewiesen. Zehn Jahre waren es her, seit der Perser Übermut auf Marathons Gefilden eine blutige Züchtigung erhalten. Darius war tot; aber sein Sohn Xerxes wollte die Schmach sühnen. Ihm genügte es nicht, Jonien unterworfen zu haben; ganz Griechenland und vor allem das stolze Athen sollte sich unter sein Scepter beugen. Schlecht hatte diese Stadt ihrem grofsen Bürger Miltiades dafür, dafs er sie zu einem glanzvollen Siege geführt, gelohnt. Im Kerker, wohin ein schmählicher Verdacht ihn geworfen, mufste er seine Heldenseele aushauchen. Sein Freund Phanor, dem nach ihm der gröfste Anteil an dem Siegesruhm gebührte, war rechtzeitig geflohn und hatte bei dem Perserkönig eine mehr als freundliche Aufnahme gefunden. Zu ihm war von Athen aus Kallias, des edlen Dri-

Digitized by Google

makos Sohn, gesandt, um ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen. Gerne möchte Phanor dem Rufe Folge leisten, aber ein dem Xerxes geleisteter Schwur hielt ihn in Jonien zurück. Auch Arete, seine schöne Tochter, war nicht im stande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, trotzdem ihre Liebe zu Kallias, die von diesem erwidert wurde, ihren Worten Kraft und Feuer verlieh. Letzterer hatte den weiteren Auftrag, Joniens Völker zum Aufstand gegen das Joch der Perser zu bewegen, und zur Ausführung derselben rifs er sich schweren Herzens von Arete los. Unterwegs gelang es ihm, Narbazanes, einen mächtigen Satrapen des Perserkönigs, aus Mörderhänden zu erretten und sich dadurch zu Dank zu verpflichten. Die junonische Schönheit der Schwester des Narbazanes Roxane machte Eindruck auf ihn, ohne dafs jedoch seine treue Liebe zu Arete zum Wanken gebracht wäre. Nachdem der Perser seinem Lebensretter noch einen kostbaren Ring geschenkt, verliefs ihn der letztere, um seinen Auftrag zu vollführen. Er stiefs auf eine Schar aufständischer Griechen, denen er sich anschlofs, um, vereint mit ihnen, die herannahende Heeresmacht der Perser zu bekämpfen. Diese war zu grofs, als dafs das Häuflein todesmutiger Griechenhelden ihr hätte erfolgreichen Widerstand leisten können. Sie wurden geschlagen, Kallias selbst verwundet und in den Kerker geworfen. Der Ring des Narbazanes bewirkte, dafs er von den Fesseln befreit und zu diesem geführt wurde. Unter der Bedingung, dafs er niemals mehr die Waffen gegen den Perserkönig erheben sollte, war Narbazanes bereit, ihm die Freiheit zu schenken; aber mit edlem Stolze erklärte Kallias, auf solche Bedingung nimmer eingehen zu können. Nun suchte Roxane ihn für sich zu gewinnen. Sie war von der ersten Begegnung an Kallias von ganzem Herzen zugethan und bot ihm mit ihrer Hand zugleich Herrschaft, Ruhm und Reichtum. Wenn auch die bestrickende Schönheit der Fürstin und ihrer Worte Zauber Kallias auf Augenblicke Vaterland und Braut vergessen liefsen, so gewann er doch bald die Herrschaft über sich wieder; das herrliche Gestirn der Plejaden, die ihm von Kindheit an Leitsterne gewesen waren, gaben seiner grofsen Seele die Richtung auf das Vaterland. Er erklärte, weder auf die Bedingung des Narba-

Digitized by Google

zanes einzugehen, noch der Gatte Roxanes werden zu wollen und verlangte, da ihm auf andere Weise die Freiheit nicht zu teil werden konnte, in den Kerker zurückgeführt zu werden. Schon hatte der über den Starrsinn des Griechen aufgebrachte Narbazanes den Befehl erteilt, sein Verlangen zu erfüllen, als Roxane ihren Bruder daran erinnerte, dafs er sein Leben Kallias zu verdanken habe und dafs des letzteren Weigerung einem edlen Beweggrunde entspringe. Der Perser wollte nun dem Griechen an Edelmut nicht nachstehen und gestattete ihm bedingungslos die Rückkehr in die Heimat. Unterdessen hatte Xerxes Phanor zu sich entbieten lassen und an ihn die Forderung gestellt, dafs er für die ihm erwiesenen Wohlthaten den Oberbefehl über die persische Riesenflotte übernehmen und Griechenland unterjochen sollte. Sein dem Könige geleistetes Gelübde konnte Phanor nicht brechen; aber ebensowenig war er im stande, gegen sein eigenes Volk zu Felde zu ziehen. Er stellte sich zunächst den Wünschen des Xerxes willfährig, bat dann aber unter dem Vorwande, dafs er sich im Kriegshandwerke wieder üben müsse, bevor er den Hauptschlag gegen Athen führen könnte, um die Erlaubnis, ein aufständisches Bergvolk zum Gehorsam bringen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und im Kampfe mit jenem wilden Volksstamme suchte und fand Phanor seinen Tod. Seinen Sohn Laodamas aber und Arete hatte er vorher nach Attika gesandt, und sie kamen gerade zur rechten Zeit dort an, dafs ersterer sich an der glorreichen Seeschlacht bei Salamis beteiligen und mit zu dem Siege der Griechen beitragen konnte. Kallias hatte sich in dem Kampfe besonders hervorgethan; seiner Vereinigung mit Arete stand nun kein Hindernis im Wege:

„Kallias lehnt am Borde mit Arete — Neben ihr des Vaters Aschenurne, — Und empor zum Himmel deutend spricht er — Zu der Jungfrau: Sieh im reinen Nachtblau — Die Plejaden dort, die himmlischen Schwestern, — Die der Pilot als glückverheifsende Zeichen — Preist. Schon meiner Kindheit Lieblingssterne — Waren sie, und als im fernen Lande, — Von Gefahr umdroht, bedrängt von Zweifeln, — Ich ihr mildes Licht gewahrte, — fleht ich, — Dafs auf tiefumdunkeltem Pfad des Lebens — Führerinnen zum ersehnten Ziele — Sie mir seien. Bald dann, als Bethörung — Mich von Vaterland und Pflicht und Treue — Loszureifsen drohte, weckt ihr Strahl mich — Aus dem

Sinnenrausche! Sieh, durch Strudel — Und Orkane haben nun die Holden — Mich und dich an meiner Seite, Teure, — Ins gerettete Vaterland geleitet!... Wie er's sagte, glitt auf plätschernden Wellen — Uferwärts das Boot schon; des Piräus — Hafen nahm es auf, und vor den beiden — Blühte in dem Rosenlicht der Frühe — Nach und nach mit all den wonnigen Plätzen — Attika empor; des Lykabettus — Gipfel warf den ersten Strahl des Morgens — In das Thal hinab, und fernher hörten — Sie die Wellen des Ilyssus rauschen."

Das Gedicht ist in fünffüfsigen Trochäen abgefafst und nicht in den für das Epos im allgemeinen bis jetzt üblichen Hexametern. Der Dichter hat trotzdem seinem Werke den epischen Charakter voll und rein zu verleihen gewufst, jedenfalls in viel höherem Grade, wie dieses im „Lothar" und in den „Nächten des Orients", die ein mehr lyrisches Gepräge haben, der Fall ist. Das Epos „Die Plejaden" ist eine Leistung, die den Stempel der Klassicität an der Stirne trägt; in diesem Urteil stimmen wohl alle Kritiker überein. Es war ja auch nicht anders möglich, als dafs Schack, den von Kindheit auf die Liebe zu jenem klassischen Lande, „unserer aller Seelenheimat", wie er es bezeichnend nennt, erfüllt, der aus eigener Anschauung jene Stätten kennt, wenn sein Genius ihm einen Stoff wie „Die Plejaden" zuführte, denselben auch zu vollkommener Harmonie und völliger Durchdringung von Inhalt und Form verarbeitete. Läfst er doch seinen „Lothar", den vielgeprüften, ohne Besinnen als Philhellene in den Kampf zu Griechenlands Befreiung ziehen, und ist doch unter den Traumgesichten der „Nächte des Orients" dasjenige, welches den Dichter nach Griechenland führt, zweifellos das schönste. Wie Sophokles in seinem „Ödipus auf Kolonos" in schönheitsseligen Versen sein geliebtes Heimatland besingt, so ertönt auch aus dem Hohenliede, welches Graf Schack zu Ehren Griechenlands anstimmt, bald in weichen, bald in kraftvollen Accorden die Melodie von der Liebe zu dieser seiner Seelenheimat. Er läfst das Land und das Volk der Griechen mit unbeschreiblicher Wahrheit und Deutlichkeit vor unserem inneren Auge erstehen; von packender Schönheit ist besonders die Stelle, wo Kallias durch seine Seelengröfse Narbazanes und Roxane besiegt. Sie erinnert uns an Iphigenie, die auch einen Barbaren durch ihr hoheitsvolles Wesen überwindet. Ebensowenig wie Thoas bei

Digitized by Google

Goethe, sind Schacks Narbazanes, Roxane und auch selbst Xerxes Barbaren im antiken Sinne; es sind bedeutende Menschen, deren Wesen Grofsmut und Edelsinn durchaus nicht fremd ist. Solche Feinde zu besiegen, mufste den Griechen zu besonderem Ruhme gereichen. Dafs auch die Schilderung orientalischer Pracht und Herrlichkeit Schack vorzüglich gelungen ist, wird nicht wunder nehmen von einem Dichter der „Nächte des Orients“. Äschylus, der älteste jener Trias der grofsen griechischen Tragöden, behandelt in seiner Tragödie „Die Perser“ die Folgen der Schlacht bei Salamis, die verwirrte Flucht, den Seelenschmerz der geschlagenen Perser in grofsartiger erschütternder Weise; des grofsen Meisters würdig, schildert Schack die Schlacht selbst mit den glänzendsten Farben seines kunstgeübten Pinsels. Ebenso gelungen ist ihm die Volksscene auf der Pnyx. Aus dem wirren Durcheinander, das der Dichter doch so plastisch zu gestalten weifs, dafs es nicht verwirrend auf uns wirkt, aus dem Auf- und Abwogen von Bangigkeit und Zuversicht, von lähmender Furcht und aufflackernder Hoffnung ragen die Gestalten des Äschylus und Themistokles wie Felsen aus dem brandenden Meere empor. Als die Boten aus Delphi den den Griechen Böses verkündenden Orakelspruch dem Themistokles mitgeteilt haben, betritt dieser die Rednerbühne und seine mächtige Stimme ruft über die jetzt lautlos hörende Menge hin:

„Wohl denn! möge — Der Olympier Wille sich erfüllen — Doch solange noch ein Tropfen Blutes — Hin durch unsre Adern rollt, solange — Unser Arm noch eine Lanze schwingen — Kann, die Brust dem Feind entgegenwerfen — Wollen wir; ist's uns verhängt zu fallen, — Noch im Tode, während unsre Knochen — Mit der lodernden Asche unsrer Häuser, — Unsrer Tempel sich vermischen, werden — Wir der Freiheit himmlischen Odem trinken.“

Trotz der hellenischen Harmonie und klassischen Glätte und Ruhe sind die „Plejaden“ doch eine moderne Dichtung, von einem völlig modernen Geist aufgenommen und zur Darstellung gebracht; aber gerade deshalb wirken sie so mächtig auf unser Gemüt und noch aus einem anderen Grunde. So wie das vielfach geteilte und zerklüftete Griechenland beim Andrängen des gemeinsamen Feindes sich einigte und mit beispiel-

Digitized by Google

loser Kühnheit und wagendem Todesmut denselben angriff und besiegte, so stand auch dereinst unser Deutschland dem übermächtigen Korsen gegenüber und hat sich die Freiheit erkämpft, indem es ihn in das Nichts zurückschleuderte. Also die Ähnlichkeit der Geschicke beider Nationen trägt mit zu der bedeutenden Wirkung der „Plejaden“ bei; aber ein durchgreifender Unterschied fällt sofort in die Augen. Die alten Griechen sind nie, auch nach der Schlacht bei Salamis nicht, zur rechten Einigung gelangt. Die wechselnden, vielfach angefeindeten und beneideten Hegemonien einzelner Staaten sind nicht im entferntesten zu vergleichen mit der jetzigen Stellung Preufsens im deutschen Bundesstaate. Wir sind wirklich ein einiges Reich, und wenn hier und dort ein wohlberechtigter Wunsch Besserung noch bestehender Verhältnisse wohlmeinend fordert, so sehen wir ja täglich Kaiser, Kanzler und alle treuen Diener des Königs und des Vaterlandes an der Verwirklichung solcher Wünsche arbeiten; und wie viel wird nicht täglich erreicht!

Wenn wir also dem Dichter auch von Herzen dafür dankbar sein können, dafs er unsere schöne Litteratur um ein klassisches Kunstwerk bereichert hat, so möge es uns derselbe nicht verübeln, wenn wir die Meinung äufsern, dafs eine Dichtung von rein deutsch-nationalem Inhalt noch ganz anders gepackt, in viel gröfseren Enthusiasmus uns versetzt hätte. Ja, wir werden geradezu zu der bescheidenen Frage an den Dichter veranlafst, was ihn, dessen ganzes Wesen von Jugend auf im Vaterlande, im teuern wurzelte, dessen Werke fast nur da Unvollkommenheiten zeigen, wo sie der Spiegel der früheren, so beklagenswerten, unvollkommenen Zustände unseres Vaterlandes sind; dessen gewaltiger Genius gerade dann sich zum höchsten Fluge erhebt, wenn er prophetisch eine bessere Zeit verkündet oder seiner Freude über die Erfüllung seiner Jünglingsträume und seiner Mannessehnsucht Ausdruck verleiht — was ihn jetzt gerade, wo das deutsche Reich in selbst von ihm nicht geahnter Gröfse dasteht, bewogen habe, sich in seine „Seelenheimat“ zu flüchten. Wenn unsere gröfsten Dichter häufig ihre Stoffe aus entlegenen Zeiten und Völkern holten, so lagen die Verhältnisse damals auch ganz anders. Ihre Unerquicklichkeit forderte die Dichter gerade dazu auf, sich ihre Ideale und Stoffe anderswo

Digitized by Google

zu suchen. Aber wie zündete Lessings „Minna von Barnhelm“, in der ein vaterländischer Stoff behandelt ist! Nun könnte uns jemand den Einwurf machen, dafs die heutigen Parteiverhältnisse im deutschen Reich, der Mangel an Einsicht und weitem Blick den Dichter abgestofsen haben mögen, so dafs er enttäuscht sich in bessere Zeiten und hochherzigere Völker im Geiste versetzte. Darauf kann erwidert werden, dafs die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes mit dankbarer Liebe und Ehrfurcht zu unserem Kaiser, Kanzler und zu allen denen aufschauen, die sich ein Hauptverdienst um die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erworben haben; von ihnen hat keiner, wie Miltiades, im Gefängnis sterben müssen, von ihnen keiner zum Feinde fliehen müssen, wie Themistokles, der gleich Schacks Phanor beim Perserkönig eine huldreiche Aufnahme fand und so wie letzterer, um dem Schicksale, gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen, zu entgehen, den Tod gesucht hat. Nein, unsere Heroen aus dem grofsen Kriege leben entweder noch, mit gebührenden Ehren überhäuft, oder wenn der Tod sie abrief, so zitterte am kaiserlichen Auge die Thräne des Schmerzes, Volk und Heer trauerten mit ihm und Schrift, Stein und Erz haben gewetteifert, um ihre Namen und ihre Thaten auf die Nachwelt zu bringen. So lohnt der Kaiser und sein Volk! Gewifs ist vieles im Reiche so, wie es nicht sein sollte; nun so möge der „Kaiserbote“ in einer aristophanischen Komödie seinem Unwillen Luft machen, dann aber — ja dann möge er rufen: „Singe mir, Muse, den Kampf, den Germania führte mit Frankreich!“ und in einem klassischen Epos die Riesenthaten des deutschen Volkes verherrlichen. Zwar wird er es einem Homer nicht gleich thun können: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!“ Der irrt sich, wer da glaubt, dafs unserer eisernen Zeit der Sinn für die Poesie geschwunden wäre; nur ein wenig anders denkt und fühlt der Deutsche unserer Tage, als der aus der klassischen Zeit unserer Dichtkunst. Damals freilich war es ein Ereignis, das die ganze gebildete Welt in die gröfste Aufregung versetzte, wenn ein neuer Roman oder ein neues Drama erschien, heute hat der Deutsche denn doch ganz andere Interessen noch; vor allem hat aber das ganze Geistesleben der Nation einen viel grofsartigeren Inhalt gewon-

Digitized by Google

nen. Wer von uns mit Bewufstsein auch nur von den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts an bis zum heutigen Tage das allmähliche Werden und Entstehen dieser grofsen Zeit hat verfolgen dürfen, der mufs sich immer gegenwärtig halten, dafs er in einem Menschenalter mehr erlebt hat, als sonst in mehreren Jahrhunderten zu geschehen pflegt, und nicht blofs auf politischem Gebiet, sondern auch auf allen nur möglichen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Es gehört eine umfassende Bildung und ein grofser Dichtergenius dazu, diesen rein modernen Gehalt der Zeit sich völlig zu eigen zu machen und dichterisch zu klassischen Gebilden zu gestalten. Der „Kaiserbote“ allein kann es, er hat es bewiesen; aber er ist es seinem deutschen Volke, Lothar-Schack ist es seinem Vater, der seinen Geist dem deutschen Genius geweiht, er ist es seinem Kaiser schuldig, der das Haupt seines treuen Boten mit einer Grafenkrone geschmückt hat, dafs er, was deutsche Helden thaten, in grofsen national-deutschen Dichtungen besinge. Am wünschenswertesten wäre es, wenn Graf Schack sich entschlösse, unsere an den gewaltigsten Motiven überaus reiche neuere Geschichte in Form von Dramen zu verarbeiten. Er hat gezeigt, dafs er auch in dieser Dichtungsgattung Meisterhaftes leisten kann; Timandra, Atlantis, Kaiser Balduin und besonders die Pisaner sind redende Zeugnisse von seinem bedeutenden dramatischen Können. Einen wie machtvollen Wiederhall in den Herzen der Deutschen fanden nicht die „Heldenlieder von Vionville“, das Epos „Sedan“ eines Ernst v. Wildenbruch, und schaffen seine vaterländischen Dramen heute nicht immer noch volle Häuser? Wir sind diesem patriotisch gesinnten Dichter zu grofsem Danke verpflichtet, dafs er sein Talent so recht eigentlich in den Dienst des Vaterlandes gestellt hat; aber ohne ihn kränken zu wollen, müssen wir dennoch darauf zurückkommen, dafs Graf Schack von den heutigen Dichtern allein diesem erhabenen und erhebenden Inhalt die würdigste Form verleihen würde. Emanuel v. Geibel, der Kaiserherold, ist tot; die trauernde Germania hat ihm einen vollen Lorbeerkranz auf sein Grab gelegt; aber der Kaiserbote Graf Schack lebt noch, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Schaffenskraft.

Memel. C. Halling.

Digitized by Google

Ein Besuch bei Goethe auf der Wartburg
im September 1777.

Von
Carl Geiger.

In der Zeitschrift „Litteratur des katholischen Deutschlands zu dessen Ehre und Nutzen herausgegeben von katholischen Patrioten", die zu Coburg seit 1776 erschien, finden wir durch mehrere Bände zerstreut eine interessante Beschreibung einer Reise durch Thüringen. Der anonyme Verfasser, der in neun Briefen seine Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke schildert, erzählt im siebenten Brief von einem Besuche bei Goethe auf der Wartburg. Da dieser Bericht, so viel ich weifs, noch nicht bekannt ist, so lasse ich ihn hier folgen. (Litt. des kathol. Deutschlands III, S. 581 ff.)

„Eisenach am 19. Sept. 1777
früh halb 10 Uhr.

Warm, enthusiastisch, so wie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, komme ich von der Wartburg, wo Göthe wohnet, nach meinem Gasthof zum Rautenkranz zurücke.

Meine Wallfart dahin fing frühe an, und um sie noch feyerlicher zu machen, hüllte ein dichter Herbstnebel dieses hohe Schloss in heiliges Dunkel ein, das ich erst durchdringen muste, um an diese heilige Stelle zu kommen.

Fast eine halbe Stunde muste ich wie im Vorhofe des Tempels warten, bis ich Göthen zu sehen bekam:

Mein Führer trank einsweilen mit den da wachthabenden Soldaten seinen Brandewein, erzählte mir vieles aus der Legende der heiligen Elisabet, die da gewohnet haben soll, und

zeigte mir nachdem noch etliche, von ihren besonders ausgezeichneten wohlthuenden Handlungen noch jetzt berühmte Örter, wobey ich ihm mit vieler Andacht und Rührung des Herzens zuhörte; denn wer kann gleichgültig bleiben, wenn man nach mehreren Jahrhunderten noch ein Volk sich jener Wohlthaten dankbar erinnern hört und siehet, die irgend eine edle Seele ihren Vätern erwiesen. Dann sollte ich auch Luthers Zimmer, dessen Bette und die Spuren an der Wand von der Dinte sehen, womit er den ihn ängstigenden Satan soll exorgiret haben; da verlieffe ich aber meinem Führer, gieng einsam die öde Gegenden dieses nun grossen Theils verwüsteten Schlosses durch, überdachte das, was ich aus der Geschichte von Thüringen wuste, und besonders die Auftritte, die an dieser Stelle und in Eisenach vorgiengen; mancher Gemeingedanke von der Vergänglichkeit menschlicher Dinge kam freylich unter diesen Trümmern der verwüsteten Berge mit in Betrachtung, bis sich die Pforte des Heiligthums öffnete, und ich vor Göthe stunde.

Ich glaubte einen tiefdenkenden ernsthaften kalten Engländer dem Kleide und der Miene nach zu sehen; ich konnte leicht den Verfasser des Götzens von Berlichingen, der Leiden des jungen Werthers, des Klavigo finden, und das Bild in Lavaters Physiognomik hat viel Ähnlichkeit mit dem Urbild.

Aber den lustigen, launigten, auch ein wenig muthwillig — nehmen Sie dieses Wort nur in keiner üblen Bedeutung — lustigen Gesellschafter, wie man mir Göthe beschrieben, hätte ich bey diesem Besuch nie errathen.

Er hatte so eben die seinem Fenster gerade überstehende zwey von der Natur dahin gesetzte Spitzsäulen gezeichnet, die unter dem Namen des Mönchs und der Nonne bekannt sind, und auch nicht lange zuvor von Wieland im deutschen Merkur besungen worden: diese betrachtete ich durch ein Sehrohr, von diesem dazu sehr bequemen Standpunkte, einige Augenblicke; übersahe dann die Gegend, die Aussichten von dieser Burg hinab in die Tiefe, und lobte die Wahl des Dichters, der diesen seiner Phantasie und seiner Muse so schicklichen Ort dem Pallaste des Herzogs in der Stadt vorgezogen.

Die ganze übrige Unterredung hatte den Zustand der Wis-

Digitized by Google

senschaften und Künste in meinem Vaterlande zum Gegenstand; und ich muss gestehen, dass Göthe meinem Nationalstolz nicht wenig geschmeichelt; er hatte schon in seiner Vaterstadt etliche meiner Landesleute gekannt, und auch in Thüringen bekam er von sicherer Hand vortheilhafte Nachrichten von Franken, und unsern geschickten Hofmahler, von ihm selbst verfertigte Porträts hatte er in Erfurt gesehen, und dieses waren die Data und Gründe zu seinem Lobe über Franken und den Zustand der Wissenschaft und Künste daselbst.

Sie können wohl denken, dass ich ihm noch mehr Gutes von meinem Vaterlande gesagt, so weit es Wahrheit und Bescheidenheit litten.

Nach und nach merkte ich, dass der Dichter sich noch mehr in sich selbst zurückzog; stille wurde, ernsthaft und kalt, wie in einem englischen Splin da stunde; da dachte ich, vielleicht hat sich irgend ein grosser Gegenstand seiner Seele bemächtiget, und Apollo heisst ihn darüber dichten, und beurlaubte mich. Im Rückwege traten alle seelenerschütternde Scenen und Gedanken, die Göthe gedichtet hatte, je eine nach der andern, in meiner Seele auf; und ganz damit beschäftiget lase ich, ohne dass ichs wusste, etliche Fragmente von Hernstein, die sich vom Felsen, worauf die Wartburg stehet, getrent hatten, auf, und so kams, dass ich ganz warm und enthusiastisch, wie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, ohne dass ich wusste wie, in meinem Gasthofe wieder eintrafe.

In dieser schwärmerischen Lage meiner Seele wollte ich mich mit Ihnen über das mir so wichtige Thema [von öffentlichen Denkmälern und Belohnungen grofser Männer und verdienter Patrioten] auf dem Papier unterhalten: aber man decket mir itzt die Tafel: eine Flasche Burgunder leere ich da aus auf Vaterlands-, Freundschafts- und der Musen Liebe, die trinke ich Ihnen zu, mein Lieber, dann verlasse ich Eisenach."

Man wird mir zugeben, dafs dieser Brief ein interessantes Zeugnis der schwärmerischen Verehrung ist, die Goethe unter seinen Zeitgenossen fand. Doppelt merkwürdig ist es aber, dafs wir diesen Brief in einer katholischen Zeitschrift finden. Diese „Litteratur des katholischen Deutschlands" wurde freilich auch von „katholischen Patrioten" herausgegeben und der erste Band

war mit dem Bilde Karl Theodors von Dalberg geschmückt. In welchem Sinne die neue, anonym erscheinende Zeitschrift wirken wollte, das sprach schon die Vorrede deutlich genug aus, wenn sie vorurteilslose Leser wünschte. Denn als die gehässigsten unter allen erschienen ihr „die Ketzermacher“. „Unter dem schönen Deckmantel des Religionseifers spitzen sie ihre Wolfszähne auf den Fang, reifsen Sätze aus ihrem Zusammenhang und drehen so lange daran, bis sie ein ketzerisches Aussehen bekommen: dann erheben sie ein Zetergeschrei, als wenn die ganze Kirche schon einstürzen wollte; so christlich sind sie gleichwohl noch, dafs sie erbietig sind, dem armen Ketzer, wenn er noch in sich geht, vor seinem Ende auf dem Rabenstein beyzustehen. Diesen Unholden erlauben wir es, unsere Schrift nicht zu lesen und sie ungelesen zu verdammen; versuchen sie es aber, mit uns anzubinden, so versichern wir sie zum voraus, dafs wir uns wider sie, ohne alle Schonung, verteidigen werden: denn mit diesem lieblosen Gesindel glimpflich umzugehen, wäre eben so thöricht, als der Keule des Herkules einen Fuchsschwanz entgegen setzen wollen.“

So finden wir denn eine milde friedliche Sprache und ein mutiges Eingehen auf die Kulturbestrebungen der Zeit, wenn auch die Sache des Katholicismus warm verteidigt wird. Als Herausgeber der Zeitschrift werden genannt die Benediktiner Placidus Spranger und Ildephons Schwarz und der Würzburger Konsistorialrat und Professor der Dogmatik Franz Oberthür (s. Brühl, Geschichte der katholischen Litteratur Deutschlands vom 17. Jahrh. bis zur Gegenwart. Leipzig 1854. S. 810). Der letztere ist auch der anonyme Reisende, dem wir den Bericht über seinen Besuch bei Goethe verdanken. Vielleicht dürfte es am Platze sein, über den fast verschollenen, für seine Zeit sehr bedeutenden, edlen Mann einiges anzufügen.

Geboren 1745 in Würzburg als der Sohn achtbarer Bürgersleute, durfte Oberthür dank dem Wohlwollen hoher Gönner, vor allem des späteren Fürstbischofs, des Grafen Adam Friedrich v. Seinsheim, die besten Schulen besuchen. Eine eingehende Schilderung seines Bildungsganges — wie ich glaube, aus seiner eigenen Feder — finden wir in der Biographie, die seinem Bildnisse im zweiten Bande der Sammlung

Digitized by Google

von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler von Christoph Wilhelm Bock (Nürnberg 1812) beigegeben ist. Oberthür zeigt sich uns als getreuen Sohn seiner Zeit. Ihre Ideen nimmt er mit Begeisterung auf, ihnen ist die Arbeit seines ganzen Lebens geweiht.

Durch seine ganze Ausbildung war ihm der Beruf vorgezeichnet. Er wurde Theologe, und nur sein fürstlicher Gönner hielt ihn davon ab, dafs er nach vollendetem Studium in den von ihm hochverehrten Benediktinerorden trat. Nachdem er dann kurze Zeit am Julius-Hospital als Kaplan verwendet worden war, sandte ihn der Fürst im Oktober 1771 nach Italien. Was er von dieser von ihm schon lange ersehnten Reise hoffte und auch wirklich als Gewinn davontrug, das gesteht uns jene Biographie. „Es war nicht blofs ein Trieb, sich Kenntnisse zu erwerben und Erfahrungen zu machen, wie man sie nur auf Reisen erwerben und machen kann, was in ihm den Wunsch und das Verlangen zum Reisen erweckte; sondern vorzüglich der Gedanke und das mit dem Gedanken schon in ihm wach gewordene Vorgefühl, dafs es so menschlich schön, und so beseligend sein müsse, ein Herz voll von Wohlwollen gegen alles, was Mensch heifst, in die weite Welt hinauszutragen, und Wohlwollen und Freundschaft sich auch dafür im Auslande zu verschaffen; Patriotismus und Kosmopolitismus zu vereinigen: sein Vaterland und seine Vorzüge dem Auslande bekannt zu machen; eigene Ideen hinaus wie zu Markte zu tragen, vielleicht auch aufser den Grenzen des Vaterlandes zu nützen und dafür die Schätze fremder Weisheit fürs Vaterland umzutauschen.“ Nach beinahe zweijährigem Aufenthalt in Italien wollte Oberthür auch noch Frankreich besuchen, aber da wurde er, 28 Jahre alt, von seinem Fürsten auf den Lehrstuhl der theologischen Dogmatik und Polemik berufen, „den von der ersten Stiftung an bis dahin, sowie beinahe jeden anderen in der theologischen und philosophischen Fakultät nur Jesuiten besessen hatten.“ Nun mufsten seine Reformideen bestimmte Gestalt gewinnen. Er wufste es aber wohl, „er war zu einem harten Kampf gerufen. — Die Jesuiten hatten die Ehre eines beinahe allgemeinen Volksglaubens, dafs sie allein die Meister in Israel, die gelehrtesten und bewährtesten Lehrer in der

Digitized by Google

katholischen Kirche seien. Und Oberthür fing gleich an, nach einer neuen Methode zu lehren und manche neue Meinung vorzutragen, das ward also wie eine öffentliche Kriegserklärung angesehen gegen jenen Volksglauben und das Interesse des Ordens, das sich mit dem Interesse aller, die von dem Orden nach der Methode und dem Modell des Ordens gebildet waren, enge verband." Aber Oberthür scheute diesen Kampf nicht. Seine volle Kraft stellte er nun in den Dienst der „Aufklärung". Wie er in seiner Lehrthätigkeit den neuen Ideen huldigte, so liefs er auch entsprechend den Forderungen der Zeit die Verbesserung und Hebung des Schulwesens seine angelegentlichste Sorge sein. Auch seine Beteiligung an der Litteratur des katholischen Deutschlands zeugt von demselben Streben, das Licht der Aufklärung in möglichst grofse Kreise zu tragen. In einer Reihe von Aufsätzen und Recensionen theologischen und pädagogischen Inhalts läfst sich seine Feder erkennen. Doch hebt sich in der ganzen Zeitschrift die Schilderung der Thüringer Reise vom übrigen Inhalt merklich ab. Sie hat sich, wie der Verfasser selbst hinterher erklärt hat, hierher nur verirrt.

Einige charakteristische Stellen daraus noch anzuführen, möge gestattet sein.

Im zweiten Brief erzählt der Verfasser von zwei Disputationen der Franziskaner im Kloster zu Hammelburg, denen er angewohnt hat. (II, 287 ff.) Da hört er den würdigen Pater Prediger den Satz bestreiten „dass der Pabst über Fürsten und ihre Staaten ein Recht habe", und er findet, dafs es immerhin viel sei, wenn auch Mönche sich mit diesen Fragen beschäftigen. „Es mag dies der erste Schein der Morgendämmerung sein zum künftigen hellen Tage in den Schulen der Mönche. Noch scheint aber auch dieses schwache Licht durch viele dichte Wolken durch." Aber er tröstet sich. „An wahrer Philosophie, an Kenntniss der Geschichte fehlts noch! Geduld! Auch diese werden noch von Anachoreten und Zenobiten in ihre Zellen aufgenommen werden." Auch die zweite Disputation erweckt ihm kein besseres Vorurteil für die Schulen dieser Mönche. Aber als er dann von ihrer Nächstenliebe, von ihrer Aufopferung hört, da ist er auch mit ihnen ausgesöhnt. Wohl möchte

Digitized by Google

er ihnen die Schule nehmen,* wohl ist auch er der Ansicht, dafs erst der „ein Priester des Allerhöchsten und ein wahrer Nachfolger des menschenfreundlichsten Jesus“ genannt werden könne, der seine Zeit „nicht in einem heiligen Müssiggang mit etwan einem trocknen, mystischen Asceten in der Hand, sondern in Thätigkeit zum wesentlichen Nutzen der Menschheit verwende“ — aber da taucht das Bild des Franziskanerpaters Lórenzo vor ihm auf, und der empfindsame Reisende wird trotz aller Reformgelüste zum schwärmerischen Verehrer der biederen Mönche. So schliefst der Brief ganz bezeichnend (II, 293 f.): „Nun, Bester! nahet sich die Mitte der Nacht, und der Brief ist lang genug: aber ich schliefse ihn noch nicht: noch ehe ich schlafen gehe, habe ich eine heilige Cerimonie zu verrichten, wenn ich damit fertig bin, erzähle ich Ihnen erst den Vorgang davon und schliesse sodann — —

— 12 Uhr in der Nacht ist schon vorbei, und meine heilige Feierlichkeit auch; mein Freund! ich kehre nun zu Ihnen zurück und zu meinem Brief an Sie, die Cerimonie, die ich verrichtete, und zu keiner bequemern Zeit verrichten konnte, war diese: ich räumte mein Schreiben von meinem Tische weg ein wenig beiseite: die empfindsamen Reisen des guten Yoricks, die immer mich auf meinen Reisen begleiten, legte ich darauf zwischen zweyen Lichtern: die Geschichte mit dem Bruder Lorenzo, die in meinem Exemplar auch in einem schönen Kupferstiche so recht zum Erbauen vorgestellt ist, schlug ich auf und legte meine Dose daneben — ich gieng sodann von diesem Altar, den ich eben errichtet hatte, zum Fenster hin, und gewendet gegen den Hügel, wo das Kloster der Franziskaner stehet, überliess ich mich den mir so angenehmen Empfindungen.“ — „Für mich, mein Freund! ist kein Bild reizender, als das der Gastfreiheit, besonders wenn es mit dem Mantel der

* „Wie, wenn die Fürsten, weltliche oder geistliche, das gilt gleich viel, wenns nur geschieht, solche Klosterschulen verschliessen liessen, und die jungen Ordensgeistlichen auf die öffentliche Universität verwiesen, wo nun die Gottesgelehrtheit von allem Unnützen gereinigt so gelehrt wird, dass sie die Zuhörer ganz in der Religion befestigt, und sie zu guten, brauchbaren Lehrern des ächten reinen Christenthums bildet, wo gesunde Philosophie gesunden, richtigen Menschenverstand giebt, und das Herz schon zum Evangelium vorbereitet.“

Digitized by Google

Armut umhängt ist.“ — „Und wenn ich mir erst noch hinzudenke, dass diese Männer die Ruhe und Gemächlichkeit ihrer Einsamkeit dem Seelenheil ihrer armen Brüder auf dem Lande, die ringsum mit Elend und Noth umgeben sind, aufopfern, auch ansteckende Seuchen nicht fürchten, dem Tode selbst trotzen; o! da siehet meine Seele nichts Irdisches, nichts Menschliches mehr, dann erhebt sie sich in die obersten Sphären und siehet ein himmlisches Bild, die göttliche Religion Jèsu selbst in ihren charakteristischen Zügen, in dem herrlichsten Glanze!

Nun können Sie denken, mein Freund! dass ich in einer Art von Ekstase war, der Mond war mir günstiger dazu, als er je einem nächtlichen Betrachter gewesen: er brach hinter dem Hügel her durch die bejahrten Bäume durch, und überschattete sanft und freundlich die auf harten Strohmatten ruhenden Väter.

Erst durch den Gesang des Nachtwächters kam ich aus meiner, mir so behaglichen, Lage: ruhet sanft, rief ich dann, ihr Freunde der Menschheit, bis euch der kommende Tag wieder zu neuen Liebeswerken wecket, und kehrte zu meinem Tische oder Altar zurück. Las als einen Seegen über meine Dose die Geschichte des Bruders Lorenzo aus meinem Yorick ab, und weihete sie zu einer Lorenzodose, die mich hinführo immer zur Hochachtung gegen wahre Religiösen, zu ihrer Vertheidigung und zu ähnlichen Liebeswerken ermuntern soll: — jetzt mein Bester! hab ich Ruhe nöthig, leben Sie wohl. Diese letzteren Zeilen sind mit Toback aus meiner nun geheiligten Dose getrocknet, verehren Sie ja diese Reliquie. Ich bin etc.“

Wir sehen, Oberthür ist ein getreuer Nachahmer J. G. Jacobis. Das zeigt nicht bloſs die Lorenzodose, das zeigt die ganze Reise.

Und nun noch eine zweite gleich charakteristische Stelle, die uns an die Briefe von Voſs über den Göttinger Dichterkreis erinnert.

Bei einem Besuche, den Oberthür dem Fürstbischof von Fulda auf seinem Schlosse bei Fulda macht, trifft er mit zwei alten Bekannten zusammen. (II, S. 362 ff.) „Noch in eben der ersten Wallung des Geblütes, mit dem nämlichen Feuer noch,

Digitized by Google

womit wir uns umarmt hatten, fragten wir uns, ohne vom Wohl- oder Übelbefinden, vom guten oder schlimmen Wetter ein Wort zu reden — ,Wie stehts um Künste und Wissenschaften, um die Aufklärung in Ihrem Vaterlande? Sind Ihre Arbeiten, Ihre Unternehmungen für das Wohl Ihrer Mitbürger gesegnet? Sind sie glücklich? Sind sie noch muthig, noch standhaft in Ihren guten Vorsätzen? u. s. w.'

Wir gaben uns genaue Rechenschaft von all diesem: wir nannten uns die wenigen Auserwählten, die Muth und Entschlossenheit haben, Vorurtheile zu bestreiten, das Gute auch mit Mühe und persönlichem Nachtheile zu fördern, und segneten sie zusammen mit gegen den Himmel gewendeten Augen und hochaufgehobenen Händen; — Auch die, so den Fortgang des Guten, und unsere Unternehmungen am meisten hindern, da sie solche fördern könnten und sollten, auch die nannten wir uns. Diesen, ohne ihnen zu fluchen, wünschten wir in der nämlichen Stellung zusammen bessern Sinn.

Unser Trost war: ,So ist das Schicksal der Menschheit, hier wie dort, viel Böses mit ein wenig Gutem gemischt: langsame, sehr langsame Schritte in der Bahn zur Vervollkommnung! und wenn uns die Aussichten am hellsten dünken, rückt eine dicke nichtvermuthete, schwarze Wolke an, und verdunkelt unsern Horizont.'

Wir waren in der Hitze unserer Unterredung mitten in einen kleinen Eichenhayn aus dem Gange, wo wir uns zuerst antrafen, ohne dass wirs wusten, gekommen. Ich that der erste die Augen auf, und sah es: Freunde rief ich, ein Hayn hier, der Tempel unserer Vorältern, der alten Germanier; ein Rasenhügel hier, der kann Altar seyn; grünende Eichen hier, davon können wir den religiösen Schmuck nehmen. Wie wenn wir uns an einem dazu so schicklichen Ort zu Barden weihten, die durch Rath und That das Wohl und die Ehre unsers gemeinsamen Vaterlandes zu befördern, und die übrige profane Söhne Germaniens aus dem Schlummer zu wecken, und zu grossen Thaten aufzufodern, sich aufs Neue zur heiligen unverletzlichen Pflicht machten. Vielleicht bricht einstens eine empfindsame Seele, ein künftiger Patriot für Teutschland von diesen Bäumen Zweige ab, krönet damit unsere Aschenkrüge, und bringt uns

Digitized by Google

für unsere patriotischen Verdienste den Lohn der Nachwelt, eine Eichenkrone.“ —

An diese beiden pathetischen Schilderungen reiht sich die Erzählung vom Besuche bei Goethe würdig an. Wir begreifen nun, daſs der Mann, der so ausgesprochen dem Zeitgeschmacke huldigte, mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, den berühmten Verfasser des Götz von Berlichingen und des Werthers, der seit dem 13. September auf der Wartburg wohnte, kennen zu lernen. Er muſs freilich diesen Besuch ziemlich früh ausgeführt haben, wenn er um halb zehn Uhr schon wieder in Eisenach ist. Über den Brief selbst ist nicht viel zu sagen. Er verrät, wie mir scheinen will, daſs es Oberthür erging wie später so manchem, daſs er von dem Besuche etwas enttäuscht war. Wir werden es aber begreiflich finden, daſs Goethe „sich in sich selbst zurückzog, stille wurde, ernsthaft und kalt“ dem übereifrigen, frühen Besucher gegenüber mit seiner einen, stehenden Frage nach Kunst und Wissenschaft und Aufklärung. Doch empfindlich ist er nicht. Der Gedanke an die Dichtungen Goethes läſst ihn wieder „warm und enthusiastisch“ werden.

Diesen Enthusiasmus setzte er wohl auch bei den Lesern der „Litteratur des katholischen Deutschlands“ voraus. Daſs er sich aber bei dieser Voraussetzung täuschte, daſs seine Reisebeschreibung nicht den erwarteten Anklang fand, wurde schon angeführt. „Der Gedanke,“ heiſst es in der erwähnten Biographie, „war zu abentheuerlich, und das ganze Unternehmen schien dem irrenden Zuge eines schwärmerischen Ritters von der Tafelrunde aus Königs Arthur Zeiten ähnlich. Er fand bald, dass es eine äusserst delikate Sache sey, seine Reisen zu beschreiben; dass man's wenigen Menschen mit dem Lobe, ohnehin den wenigsten mit dem Tadeln recht machen könne, und dass überhaupt die Rolle eines Reformators die gehässigste und gefährlichste seye, es seye nun im Reiche der Sitten, oder der Meinungen. Auch gefiel's dem Leser nicht mehr, weil die Briefe etwas zu gedehnt waren, und nicht Ebentheuer genug, sondern zu viel Raisonnements, und auch diese zu weitschweifig [eine ganz richtige Erkenntnis!] enthielten. Er stunde also weislich von diesem Vorhaben ab, reiste mehr in der Stille, und verarbeitete das Gute, was er gesammelt, nur bei Gelegenheit.“

Digitized by Google

Nur einmal machte er wieder den Versuch einer Reisebeschreibung in den beiden Briefen, die er seiner Ausgabe des Oplatus von Milevi als Zueignungsschriften vorsetzte, und diese „hatten das Glück, dem Publikum zu gefallen“.

Mit Goethe traf Oberthür später noch öfter zusammen. Wenigstens erzählt sein Biograph im Kirchenlexikon von Wetzer und Welbe (VII, S. 687): „Sein öfterer Aufenthalt in Weimar brachte ihn in die Nähe der dort weilenden Dichtercoryphäen und anderer grosser Geister. Dafs sich Oberthür hierauf etwas zu gut that, kann man seiner Eitelkeit wohl verzeihen. Übrigens hatte diese auch manche Geduldsprobe zu bestehen, und manche Demüthigung zu erfahren, so insbesondere von Goethe. Der gutmüthige Oberthür war naiv genug, derlei fatale Anläufe seinen Freunden zu erzählen.“ Man wird wohl annehmen dürfen, dafs diese Anläufe nicht anderer Art waren als der, den wir kennen gelernt haben.

Die Wartburg hatte Oberthür in treuer Erinnerung behalten. Wir besitzen von ihm aus dem Jahre 1818 einen „Entwurf zu einem vaterländischen Geister-Drama: Die Minne- und Meistersänger aus Franken.“ Da erzählt er im Prolog: „Wenige Jahre sind es, als ich auf einer Reise nach Weimar den Weg wieder über Eisenach nahm, da noch einmal die alte Wartburg bestieg, und länger als sonst in dem grossen Saale, dem berühmten Sammel- und Kampfplatze deutscher Sänger, zum Wettstreit im Gesange, zum Harfenton und Pokalenklang, verweilte. Da gab mir die Phantasie den angenehmsten Vorgeschmack von dem, wessen ich mich zu Weimar, dem Hoflager des jetzigen Beherrschers von Eisenach, in der Wirklichkeit erfreuen sollte, zu sehen nämlich ein deutsches Fürstenhaus, besucht und umgeben von Deutschlands genialischen Geistern. Sie zauberte mir Herrman, Thüringens alten Landgrafen, mit allem seinem Hofgesinde daher, und einen Theil seines Volkes ausser die Schranken des Saales hin. Erhöhet sah ich sitzen auf einer Bühne die Dichter mit ihren Harfen — — hörte sie singen im Wettkampfe, um des Hofes Beifall über die verschiedensten Gegenstände, die damals besungen zu werden pflegten, über Ritterthum, Minne und Frauenehre; und wäre beinahe darüber selbst zum Dichter geworden.“ Da taucht ihm ein lang

Digitized by Google

gehegter Wunsch wieder auf, die geistvollsten Sänger der Mitwelt sammeln zu können zu neuem Wettkampf. Aber leider sein Vaterland Franken wäre dabei nicht vertreten, „sonst ein Land so günstig dem Dichter-Genius, das Vaterland der trefflichsten deutschen Weine, und ehemals der ausgezeichnetsten Dichter.“ So ruft er die Geister der alten fränkischen Sänger an, damit sie den schlummernden Genius wecken. In seinem Drama, dessen Entwurf er ausführlich giebt, sollen sie auftreten, die alten Dichter, ein Konrad von Würzburg, Walter von der Vogelweide, Otto von Bodenlauben, Hugo von Trimberg u. s. f. und singen von der Herrlichkeit ihrer Heimat. Ein musikalisches „Nationalgeisterdrama“ hat er im Sinne, bestimmt „die Bühne zur Schule der Humanität zu erheben, den Ort des Vergnügens dem Genius der Humanität zum Tempel zu weihen.“ Seinen jungen Landsleuten sollte es ins Bewufstsein rufen: „Des Dichters Beruf sei, sich zu weihen dem Vaterlande und der Menschheit.

Zu singen den Menschen
Tugend und Freude
In die Brust.“

So schwärmt noch der 73jährige Mann. Er hat sich die Ideale seiner Jugend bis ins hohe Alter gerettet. Er starb am 30. August 1831, mehr als 86 Jahre alt, ein halbes Jahr vor Goethe.

Digitized by Google

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

II. Abfassungszeit einiger Dramen der Hamlet-Periode.

(Fortsetzung.)

3. Much Ado about Nothing

wurde verfafst nach

Malone, Skottowe, Gervinus, Fleay . .	1600
Stokes	1599, 1600
Chalmers, Drake, Delius, Ulrici . . .	1599
Dowden	1598.

a) Dieses späte Datum wird dem Stücke gegeben, weil es **1600 in die Buchhändler-Register eingetragen und zuerst gedruckt** wurde, und weil es **von Meres (1598) nicht erwähnt** wird. Beide Gründe sind, wie bereits bei *As* gezeigt ist, hinfällig.

b) Nach den verschiedenen Proben gehört Ado, wie die unter *As* gegebenen Listen zeigen, mit diesem Stücke zusammen, dem es dreimal unmittelbar folgt und von dem es einmal durch ein anderes Drama getrennt ist. Es würde also nach der **Double Ending-Probe** (H. V., 2 H. IV., Merch., R. III., Cæs., Tw., As, Ado, Haml., Meas.) in das Ende des Jahrhunderts zu versetzen sein; nach der **Light Ending-Probe** (R. III., Ado, R. II., As, Rom., John, 1 H. IV., Merch., Tw., Haml., Cæs., Meas.), der **Alexandriner-Probe** (2 H. IV., 2 H. VI., As, Ado, Cæs., Merch., 1 H. IV., Tw., H. V., Cymb., Haml.,

Digitized by Google

Meas.), der **Reim-Probe** (Troil., Gentl., As, Ado, H. V, 2 H. IV., 1 H. IV., Merch., Meas., Haml., Cymb., Cæs.) dagegen in eine wesentlich frühere Zeit.

c) Auf eine solche weisen auch eine Reihe von **Anspielungen** auf Werke aus den ersten Neunzigern hin.

Wie in Ado III, 2, 11 wird auch in **Sidney's Arcadia** (c. 1580, gedruckt 1590) Cupido als „hangman" bezeichnet:

Millions of years this old drivel Cupid lives,
Till now at length that Jove him office gives
In this our world our *hangman* for to be
Of all those fools that will have all they see.

Der verliebte Benedick soll sich aus Verschönerungsrücksichten den Bart haben abscheren lassen und, wie Claudio behauptet:

the old ornament of his cheek hath already stuffed tennis-balls. (III, 2, 46.)

Den Scherz scheint Shakspere aus einem Pamphlet von **Nashe (1591)** entnommen zu haben, worin es heifst:

They may sell their hair by the pound to stuff tennis-balls.

Auf die Frage des Mönches, ob jemand ein Hindernis für die Verbindung Claudios mit Hero kenne, antwortet Leonato für den ersteren:

I dare make his answer; none.

Claudio. O, what men dare do! what men may do! etc.

Benedick. How now! Interjections? Why then, some be of laughing, as ah! ha! he! (IV, 1, 22.)

Das Citat aus einer kleinen Schulgrammatik, welches die Worte Benedicks enthalten, findet sich in derselben Verwendung schon in **Lyly's Endymion (1591)**:

An interjection, whereof some are of mourning, as eho! vah!

Dogberry (zum Nachtwächter). If you meet the prince in the night, you may stay him.

Verges. Nay, by'r lady, that, I think, a' cannot.

Dogberry. Five shillings to one on't, with any man that knows the *statues*, he may stay him: marry, not without the prince be willing; for, indeed, the watch ought to offend no man; and it is an offence to stay a man against his will.

Digitized by Google

In diesen Worten fand Steevens, und nach ihm andere, mit Recht „a burlesque on The Statutes of the Streets“ (gedruckt bei Wolfe 1595), und die Satire wird besonders wirksam gewesen sein um die Zeit, wo diese Verordnungen, welche wahrscheinlich mancherlei merkwürdige und widerspruchsvolle Vorschriften enthielten, soeben bekannt geworden waren.

d) Hinsichtlich des Werdeprozesses dieser Dichtung ist wohl die Ansicht Wilbrandts als mafsgebend zu betrachten; danach gingen dem Dichter zuerst die Gestalten des Benedick und der Beatrice auf, sie sollten der ursprünglichen Idee nach im Mittelpunkte der komischen Handlung stehen, und sie thun es auch thatsächlich in der uns vorliegenden fertigen Komödie; der Konflikt des anderen Liebespaares, Hero und Claudio, tritt vor der lebhaften Aktion jener beiden in Jugend, Anmut, Schönheit glänzenden, mit allen Gaben des Herzens und Geistes ausgestatteten Gestalten in den Hintergrund. Das Problem, das Shakspere in dieser Komödie lösen wollte, war nach Wilbrandt folgendes: „zwei an sich gutartige Charaktere von gleich einseitigem Temperament, von gleich unermüdlichem Witz, gleich unwiderstehlicher Heiterkeit, gleich stacheliger Verstandesschärfe und gleich eigensinniger Selbstliebe, aber — verschiedenen Geschlechts, sich gegenüberzustellen und sie so lange aneinander zu reiben, bis aus dem harten Holz die Glut hervorbricht, an der der gute Hymen seine Fackel anzündet. Zwei Menschen dieser Art von gleichem Geschlecht könnten nicht nebeneinander bestehen; sie würden sich eilig aus dem Wege gehen oder sich mit allen Waffen ihres Witzes auf Leben und Tod bekämpfen. Zwei Menschen dieser Art von verschiedenem Geschlecht werden sich gegenseitig dämonisch anziehen; sie werden damit anfangen, sich zu hassen, weil jeder des anderen natürlicher Gegner ist, und damit aufhören, sich zu lieben, weil jeder des anderen natürliche Ergänzung ist.“ — Vielleicht schwebte dem Dichter auch ein allgemeinerer Gedanke vor: die Unberechenbarkeit der Machinationen des Liebesgottes, der ein Paar, das die erbittertste Feindseligkeit gegeneinander zur Schau trägt, durch eine oberflächliche List zusammenführt; ein anderes, das wie von der Natur füreinander bestimmt schien, durch den plumpsten Betrug trennt. Jedenfalls war die erstere Aufgabe der Haupt-

Digitized by Google

gegenstand des dichterischen Interesses. — Um so schwerer verständlich ist es, wenn die Nebenhandlung, der ebenso ungenügend motivierte wie ungeschickt gelöste Konflikt zwischen Claudio und Hero, den Titel des Dramas bestimmt hat.

Wie unhaltbar es auch sonst sein mag, den verschiedenen Schöpfungen eines Dichters ein ideelles System unterzulegen, in den Komödien Shaksperes z. B. die beabsichtigte Darstellung der mannigfachen Arten der Liebe zu sehen, so ist es doch fast unmöglich, gewisse Dramen des Dichters nicht in einen ideellen Zusammenhang zu bringen. Wenn wir Ado im Hinblick auf *LL.* betrachten, so haben wir von den zahlreichen Wiederholungen, die sich Shakspere erlaubt hat, die grofsartigste vor uns. Beide Stücke sind mit Recht „Komödien des Witzes“ genannt worden: nicht die Situations-, nicht die Charakter-Komik ist in ihnen das Hauptziel des Dichters, sondern die glänzendste Entfaltung des Witzes. Die Helden beider Komödien, Biron — Benedick, Rosaline — Beatrice, sind nahezu identische Persönlichkeiten, wie in fast allen ästhetischen Schriften zu lesen ist. Neben dieser auffallenden Ähnlichkeit macht sich zugleich eine Gegensätzlichkeit bemerkbar, die sich schon in der äufseren Form ausprägt: der Witz von *LL.* ist fader, geschraubter, spitzfindiger Wortwitz, der in sauberen Versen und zierlichen Reimen einhertänzelt, der euphuistische Modewitz; der von Ado ist scharf gesalzener, erbarmungslos treffender Sachwitz, der viel zu hitzig auf das Ziel losschiefst, als dafs er die spanischen Stiefeln des Rhythmus an sich dulden könnte. Die Wirkung ist hier die natürliche des markerschütternden Lachens, dort ein halb mitleidiges, halb satirisches Lächeln nicht über den Witz, sondern über die Personen, die solche Reden für witzig halten. *LL.* ist eine Satire auf den falschen Witz, *Ado* eine Verherrlichung des echten. Der erstere verliert den Preis trotz eifrigen Bemühens, der letztere gewinnt ihn, trotzdem er alles gethan hat, um ihn zu verlieren. Und wie Shakspere die eine Komödie mit Recht „Love's Labour's Lost“ genannt hat, so hätte er die andere **„Love's Labour's Won“** nennen sollen, und das hat er ursprünglich auch gethan.

Meres (1598) nennt unter den Shakspereschen Stücken, welche ihm am meisten gefallen haben, neben „Love's Labour's

Lost" ein „Love's Labour's Won". Dafs die Herausgeber der Folio ein beliebtes Stück neben manchen Produkten von zweifelhaftem Werte ausgelassen haben sollten, ist undenkbar; wir besitzen also sicher Shaksperes „Love's Labour's Won", nur unter einem anderen Titel. Meistenteils hat man *All's* für dieses Drama gehalten, weil hierin allerdings die selbst das sittliche Mafs überschreitenden Bemühungen einer liebenden Frau schliefslich mit einer Art von Erfolg gekrönt werden. Man vergifst aber dabei, dafs so gleichklingende Titel eine gewisse Parallelität der Handlung wie der Charakteristik notwendig voraussetzen, und davon läfst sich in *LL.* und *All's* nicht die Spur entdecken. Es giebt unter Shaksperes Dramen nur ein Pendant zu LL.: „Much Ado about Nothing." — Weshalb Shakspere mit dem älteren Titel eine scheinbar so unpassende Änderung vorgenommen hat, ist eine nicht zu beantwortende, müfsige Frage.

e) Wir kommen schliefslich zu den **Parallelstellen.**

101. Als Shakspere „Ado" dichtete, waren ihm seine jugendlichen Sonette in noch frischem Andenken. Als er die Worte Don Johns niederschrieb:

I had rather be a *canker* in a hedge, than a *rose* in his grace.
Ado I, 3, 28

dachte er an das schöne 54. Sonett, das in einem der ersten neunziger Jahre geschaffen ist.

The *rose* looks fair, but fairer we it deem
For that sweet odour which doth in it live.
The *canker-blooms* have full as deep a dye
As the perfumed tincture of the roses,
Hang on such thorns and play as wantonly
When summer's breath their masked buds discloses:
But, for their virtue only is their show,
They live unwooed and unrespected fade;
Die so themselves. Sweet roses do not so;
Of their sweet deaths are sweetest odours made.
Sonn. 54.

So nennt auch Hotspur den König Richard

that sweet lovely *rose*

und seine Verdränger

this thorn, this *canker*, Bolingbroke.
1 H. IV. I, 3, 175.

Digitized by Google

(Über den Gebrauch des Wortes „rose“ in Beziehung auf Personen s. unter „Hamlet“.)

102. Der mit der thatsächlichen Praxis der betreffenden Liebenden etwas in Widerspruch stehende Gedanke, dafs die Liebe ihre Tiefe nicht in Worten ausdrücken könne, findet sich, wahrscheinlich ausgehend vom 23. Sonett:

So I, for fear of trust, *forget to say*
The perfect ceremony of love's rite,
And in mine own love's strength seem to decay,
O'ercharged with burden of my own love's might.
Sonn. 23

in mehreren Jugenddramen:

They are but beggars that can count their worth;
But my true love is grown to such excess,
I cannot sum up sum of half my wealth.
(Juliet.) *Rom.* II, 6, 32.

Proteus (beim Fortgange Julias). What gone without a word?
Ay, so *true love* should do; it *cannot speak*.
Gentl. II, 2, 17

und in Ado: als Claudio die Hand der Hero erhält, sagt er:

Silence is the perfectest herald of joy: I were but little happy, if I could say how much. Ado II, 1, 317.

103. Beatricens Worte:

I will never love that which my friend hates.
Ado V, 2, 71

erinnern an das 149. *Sonett:*

Who hateth thee that I do call my friend?
On whom frownst thou that I do fawn upon?

So sagt auch Katharina zu Heinrich VIII.:

what friend of mine
That had to him derived your anger, did I
Continue in my liking? *H. VIII.* V, 4, 31.

104. Die Erfahrungen des Dichters auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft, wie sie besonders uns aus dem 41. *Sonett* entgegentreten, gewinnen dramatische Gestalt in *Gentl.* (V, 4) und geben ihm den Stoff zu der schönen Sentenz:

Friendship is constant in all other things
Save in the office and affairs of love:

Digitized by Google

Therefore in love all hearts use their own tongues;
Let every eye negotiate for itself
And trust no agent; for beauty is a witch
Against whose charms faith melteth into blood.
Ado II, 1, 182.

105. Der Ausdruck „*horn-mad*“, übertragen auf die eifersüchtige Wut des gehörnten Ehemannes, findet sich an drei Stellen:

Dromio of Ephesus. Why, mistress, sure, my master is *horn-mad.*

Adriana. Horn-mad, thou villain!

Dromio. I mean not, cuckold-mad;
But sure, he is stark mad. *Err.* II, 1, 57.

Benedick. If ever the sensible Benedick bear it (the yoke of love), pluck off the bull's horns and set them in my forehead. . . .

Claudio. If this should ever happen, thou wouldst be *horn-mad.* Ado I, 1, 272.

Ford. If I have horns to make one mad, let the proverb go with me: I'll be *horn-mad.* *Wiv.* III, 5, 155.

106. Die Verwechselung von *odious* und *odor(ous)*:

Dogberry. Comparisons are *odorous.* Ado III, 5, 18

findet sich noch einmal

Bottom. Thisby, the flowers of *odious* savours sweet.

Quince. Odours, odours. *Mids.* III, 1, 84.

107. Es ist jugendlich, häfsliche Frauenzimmer mit dem Namen „*Ethiop*“ zu belegen: Ado V, 4, 38; *Mids.* III, 2, 257; *Gentl.* II, 6, 26; *LL.* IV, 3, 118. 268.

108. Das Lied „*Light o'love*“ wird in Ado (III, 4, 44) und *Gentl.* (I, 2, 83) erwähnt.

109. Das Wortspiel mit „*bill Spiefs* und *Rechnung*“ erscheint in Ado:

Watchman. We charge you let us obey you to go with us.

Borachio. We are like to prove a goodly *commodity*, being *taken up of these men's bills.* Ado III, 3, 191

und in 2 H. VI., wo einer der Leute Cades die Frage an ihn richtet:

My lord, when shall we go to Cheapside and take up *commodities upon our bills?* *2 H. VI.* IV, 7, 135.

Digitized by Google

110. Ado V, 1, 158 und *LL.* IV, 3, 82 werden Männer, die in der Liebe „auf den Leim gehen“, als „*woodcocks*“ bezeichnet.

111. Das verliebte Herz wird als „(*poor*) *fool*“ personifiziert Ado II, 1, 326 und *LL.* II, 1, 184.

112. Leonato spricht von dem „*foul-tainted* flesh“ seiner dem Anschein nach entehrten Tochter (Ado IV, 1, 145), Lucrece von ihrem „*foul-defiled* blood“ (*Lu.* 1029).

113. Das spanische „*pocas palabras* (few words)“ wird entstellt von Dogberry in „palabras“ (Ado III, 5, 18) und von dem Kesselflicker (*Shrew*, Ind. I, 5) in „paucas pallabris“.

114. „*Old ends*“ mit Beziehung auf fragmentarische Citate findet sich Ado I, 1, 289 und *R. III.* I, 3, 337.

115. Weichliche, affektierte junge Männer werden „*milksops*“ genannt Ado V, 1, 91; *R. III.* V, 3, 325.

116. „Jade's trick“ in der eigentlichen und übertragenen Bedeutung zugleich wird zweimal gebraucht Ado I, 1, 145 und *All's* IV, 5, 64; während es in *Troil.* II, 1, 21, wo Thersites die Schlagfertigkeit des Ajax so bezeichnet, wohl mehr in der eigentlichen Bedeutung des „Hintenausschlagens“ steht.

117. Diana wird einmal angeredet

> Pardon, *goddess* of the night,
> Those that slew *thy virgin knight*. Ado V, 3, 13.

Ein andermal heifst es von ihr:

> Dian (she said, was) no *queen of virgins*, that would suffer her poor *knight* surprised without rescue. . . .
> *All's* I, 3, 119.

118. Die zahlreichsten Parallelstellen unter den Jugenddramen weist wieder *Rom.* auf: In beiden Stücken kommt der zweifelhafte Ausdruck *hare-finder* (Ado I, 1, 186), to *find a hare* oder, wie Schmidt für möglich hält, *hair* (*Rom.* II, 4, 138) vor.

119. the *gentle day*
> *Dapples the* drowsy *east with spots of grey*. Ado V, 3, 27.

> The *grey*-eyed morn *smiles* on the frowning night,
> *Chequering the eastern* clouds *with streaks of light*.
> *Rom.* II, 3, 1.

Digitized by Google

120. Das Wortspiel mit „*crotchet* Viertelnote und Grille“ findet sich in Ado II, 3, 58 und *Rom.* IV, 5, 120.

121. *Friar.* And in *her* (*Hero's*) *eye* there hath appeared *a fire,*
To *burn the errors* that these princes hold
Against her maiden truth. Ado IV, 1, 164.

Romeo. When the devout religion of mine *eye*
Maintains such falsehood, then *turn tears to fires;*
And these, who often drowned could never die,
Transparent heretics, be *burnt for liars!* *Rom.* I, 2, 96.

Eine merkwürdige Parallele: beiden Stellen liegt die Vorstellung eines Autodafes zu Grunde, für welches die Augen das Feuer hergeben.

122. Das gleiche Motiv zum Szenenwechsel finden wir in den folgenden Stellen:

Hero (zu ihrer Kammerfrau). *Come, go in:*
I'll show thee *some attires,* and *have thy counsel,*
Which is the best to furnish me to-morrow.
Ado III, 1, 102.

Juliet. Nurse, *will you go with me into my closet,*
To help me sort such needful *ornaments,*
As you think fit to furnish me to-morrow. *Rom.* IV, 2, 34.

Beide, Hero und Juliet, befinden sich am Vorabend ihrer Vermählung.

123. Vornehmthuerei und geckenhaftes Wesen wird mit „*fashion-monging* (*fashion-monger*)“ bezeichnet: Ado V, 1, 94; *Rom.* II, 4, 34, und überhaupt an beiden Stellen sehr ähnlich geschildert.

Nehmen wir an, dafs die Übereinstimmungen mit *Rom.*, *LL.*, *R. III.*, und vielleicht auch mit *All's* in der Neubearbeitung dieser Stücke ihre Veranlassung haben, so fällt der Schwerpunkt der Parallelismen unbedingt in die mittleren neunziger Jahre, wenn wir die folgenden Stellen in Rechnung ziehen:

124. That what we have we prize not to the worth.
Whiles we enjoy it, but being lacked and lost,
Why, then we rack the value, then we find
The virtue that possession would not show us
Whiles it was ours. Ado IV, 1, 220.

Dieser Gedanke wird in den Versöhnungs-*Sonetten* 118, 119 des breiteren ausgeführt.

Digitized by Google

125. *Benedick.* If a man do not erect in this age his own tomb ere he dies, he shall live no longer in monument than *the bell rings and the widow weeps.* Ado V, 2, 81.

No longer mourn for me when I am dead
Than you shall hear the surly sullen bell
Give warning to the world that I am fled ... *Sonn.* 71.

126. How still the evening is,
As hushed on purpose to grace harmony. Ado II, 3, 40.

Portia. Methinks it (music) sounds much sweeter than by day.

Nerissa. Silence bestows that virtue on it, madam.
Merch. V, 1, 100.

Die Fortsetzung dieses Gespräches findet ihr laut vernehmliches Echo im 102. *Sonett*, das mit einem Verse auch an Ado erinnert:

her (Philomel's) *mournful hymns did hush the night.*

127. „*I am a Jew*" als Verwünschungsformel kommt in den Dramen dieser Jahre dreimal vor:

Benedick. if I do not love her, I am a Jew.
Ado II, 3, 272.

Launcelot. I am a Jew, if I serve the Jew any longer.
Merch. II, 2, 119.

Peto. No, no, they were not bound.

Falstaff. You rogue, they were bound, every man of them; or I am a Jew else, an Ebrew Jew.
1 H. IV. II, 4, 198.

128. Die, wie es scheint, vulgäre Wendung „*I scorn that with my heels*" findet sich Ado III, 4, 50 und *Merch.* II, 2, 10.

129. Hero findet, dafs Beatrice an jedem Manne, wie er auch beschaffen sein möchte, etwas auszusetzen haben würde. Wenn er z. B. klein wäre, würde sie sagen:

an *agate*, very vilely cut. Ado III, 1, 65.

So sagt auch Falstaff mit Bezug auf seinen Pagen:

I was never manned with *an agate* till now.
2 H. IV. I, 2, 19.

130. Der Ausdruck „*eat one's word* (zurücknehmen)" kommt vor Ado IV, 1, 280; *2 H. IV.* II, 2, 149 und *As* V, 4, 155.

Digitized by Google

131. Beatrice nennt sich „*sunburnt*“ und meint damit „brünett“, d. h. unschön nach dem damaligen Geschmack (Ado I, 1, 145). So wird auch Hektor sagen, wenn kein Grieche sich auf seine Herausforderung stellt:

The Grecian dames are sunburnt and not worth
The splinter of a lance. *Troil.* I, 3, 282.

Zu diesen Parallelismen gehören nun noch die 5 aus As (**77—81**) und eine stattliche Reihe aus *Hamlet*, die später folgen werden. Dem gegenüber sind die Parallelstellen in späteren Dichtungen äufserst geringfügig.

132. *Claudio.* Lady, as you are mine, I am yours: I *give away myself for you* and dote upon the exchange.
Ado II, 1, 319.

take thou my oblation, poor but free;
Which is not mixed with seconds, knows no art,
But *mutual render, only me for thee.* *Sonn.* 125.

133. Die gleiche Verstellung desselben Attributes im Munde komischer Personen:

Dogberry. We are the *poor duke's officers.*
Ado III, 5, 22.

Elbow. I am the *poor duke's constable.*
Meas. II, 1, 47.

134. „*Thatch a roof*“ für „falsche Haare anlegen“:

Don Pedro. My visor is Philemon's *roof*, within the house is Jove.
Hero. Why then your vizor should be *thatched.*
Ado II, 1, 102.

Timon (zu den Hetären). and *thatch your poor thin roofs*
With burthens of the dead. *Tim.* IV, 3, 144.

Die Parallelstellen von Ado — das ist zuzugeben — haben im Einzelnen geringere Beweiskraft als die von *As* und *Troil.* Im Ganzen aber verraten sie eine starke Hinneigung nach den Jugenddichtungen, wie sie die Dramen aus den letzten Jahren des Jahrhunderts: *2 H. IV.*, *H. V.*, *Tw.*, *Wiv.* nicht im entferntesten zeigen; während Übereinstimmungen mit späteren Stücken, welche in diesen vier Dramen verhältnismäfsig stark vertreten sind, fast gar nicht vorkommen. Die bedeutendsten Parallelismen finden sich in *Sonn.* 41, *Gentl.* (**104**), *Mids.* (**106**),

Digitized by Google

2 H. VI. (**109**), *All's* (**117**) einerseits und *Rom.* (**102**, **121**, **122**), As (**77—81**), *1 H. IV.* (**101**), *Merch.* (**126**) andererseits, am nächsten schliefst Ado sich in dieser Beziehung an *Rom.* und *As* an. Die Parallelstellen weisen das Drama also ebenfalls in jene Zeit, wo die Reminiscenzen an die Jugenddichtungen in Shakspere noch lebendig sind, wo der jugendliche Stil noch nicht vollständig überwunden ist und die Welt von reifen Gedanken, wie sie *Merch.*, *H. IV.*, *H. V.* und vor allem *Haml.* verherrlichen, in dem Geiste des Dichters erst emporzudämmern beginnt.

f) Einen Beweis, dafs Ado nicht in die Mitte der Neunziger gehört, giebt es nicht. Dagegen machen die verschiedenen metrischen Proben (b) die Anspielungen auf fremde Schriften (c), die nahen Beziehungen zu seinem Pendant *LL.* (d) und die Parallelstellen (e) es mehr als wahrscheinlich, dafs **Ado in die Übergangszeit zwischen der konventionellen jugendlichen und reifen männlichen Periode gehört, in die Jahre 1595/96.** Ob *As* früher oder später als Ado geschrieben ist, wird sich schwerlich feststellen lassen; dagegen spricht alles dafür, dafs *Troil.* (Liebesgeschichte) und *Rom.* (zweite Redaktion) in die Zeit vor Ado gehören.

---

4. Julius Cæsar.*

Das Drama wurde verfafst nach

Malone, Chalmers, Drake, Skottowe, Tieck, Knight, White, Ulrici	ca.	1607.
Craik	spätestens	1607,
aber vielleicht viel früher.		
Collier, Hunter, Gervinus, Delius (1872)	kurz vor	1603.
Halliwell-Phillips, Dyce, Gildemeister, Dowden (1601), Wright, Pröscholdt, Schmidt, Rolfe	vor	1601.
Fleay		1600 (1613).
Stokes		1590/1600.

(Differenz 8 [10 s. unten] Jahre.)

a) Für die Annahme des Jahres **1607** können nur sehr **subjektive Gründe** — die mir übrigens unbekannt sind — mafsgebend gewesen sein.

---

* Zuerst in der Fol. gedruckt.

Digitized by Google

b) **Collier** entdeckte eine **Stelle in** der zweiten Ausgabe von **Draytons „Barons' War" (1603)**, die dieser Dichter einer Stelle aus Cæs. nachgeahmt haben sollte:

His (Brutus') life was gentle, and the elements
So mixed in him that Nature might stand up
And say to all the world „This was a man!"
Cæs. V, 5, 73.

Such a one he was, of him we boldly say,
In whose rich soul all sovereign powers did suit,
In whom in peace the elements all lay
So mixed, as none could sovereignty impute;
As all did govern, yet all did obey,
His lively temper was so absolute,
That 't seemed, when heaven his model first began,
In him it showed perfection of a man.
Barons' War, Book III.

Da diese Stelle sich in der ersten Ausgabe des Gedichtes (Mortemerias 1596) nicht befand, so setzte Collier Cæs. kurz vor das Jahr 1603.

Die Stelle ist indessen für die Abhängigkeit Draytons von Shakspere nicht beweisend; die wörtliche Ähnlichkeit ist nicht in die Augen fallend. Der Gedanke aber, daſs die Vortrefflichkeit eines Menschen auf der richtigen Mischung der vier Elemente, aus denen man damals ihn sich zusammengesetzt dachte, beruhe, ist ein für jene Zeit sehr gewöhnlicher. Bei Shakspere erscheint diese Vorstellung mehrfach: *Tw.* II, 3, 10; *H. V.* III, 7, 22; *Sonn.* 44, 45 und auch *Haml.* I, 2, 130; I, 4, 27; *Lear* I, 2, 11; *All's* I, 2, 20. Malone führt eine der obigen sehr ähnliche Stelle aus *Ben Jonsons* „Cynthia's Revels" an, White andere Stellen aus zeitgenössischen Schriftstellern. Ich selbst habe die Vorstellung in *Sidneys* Arcadia gefunden, sie liegt auch der Atomenlehre *Giordano Brunos* zu Grunde.

Und selbst wenn eine Nachahmung vorläge, so ist die Annahme, daſs Cæs. kurz vor 1603 verfaſst sei, dennoch durch nichts begründet.

c) Stokes hat in **„Sorrowes Joy" (1603)**, einer Sammlung von Gedichten auf den Tod der Königin Elisabeth, eine zweifellose Anspielung auf eine Stelle unseres Dramas entdeckt:

Digitized by Google

Upon the Death of our Late Queene.

They say a *comet woonteth* to appeare,*
When Princes baleful destinie is neare;
So *Julius starre* was *seene with fiery crest,*
Before his fall to blaze among the rest.

When beggars *die* there *are no comets seen*;
The *heavens themselves blaze forth the death of princes.*
Cæs. II, 2, 31.

d) Halliwell-Phillips fand 1865 (s. die Einleitung zu seinem „Julius Cæsar") eine äufserst beweiskräftige Stelle in **Weevers „Mirror of Martyrs" (1601):**

The many-headed multitude were drawne
By Brutus' speech, that Cæsar was ambitious:
When eloquent Mark Antonie had showne
His virtues, who but Brutus then was vicious?

Diese Stelle pafst genau auf die Vorgänge der zweiten Scene des dritten Aktes: Brutus macht in seiner Rede dem toten Cäsar den hier genannten Vorwurf; hier finden wir auch die Gegenüberstellung der Rede des Brutus und Antonius, ihre gegensätzliche Wirkung auf das Volk, dramatische Effekte, die das ausschliefsliche Eigentum Shaksperes, nicht seiner Quelle entlehnt sind.**

---

* Stokes giebt das unmögliche Wort „woöteth"; jedenfalls hat im Text gestanden „woöteth" oder woöteth, d. h. woonteth, eine Orthographie für wonteth, die auch sonst vorkommt (bei More, in der 1. Folio, Err. IV, 4, 39). Die Form ist interessant; weder Webster noch Skeat (Etymol. Dict.) kennt sie, bei Shakspere kommt nach Schmidt nur die Form wont als 3. Sing. vor. „Wont" ist bekanntlich Imperf. von mittelengl. „won", das im 16. Jahrhundert nicht mehr vorkommt. Hier wird „wont" (aufser als Subst.) als Verbum in der Bedeutung „pflegen" gebraucht; es wird sogar ein Imperf. — also mit doppelter Endung — „wonted" gebildet; hier haben wir auch eine Präs.-Bildung „wonts", das auch bei Spenser (z. B. „Faerie Queene" Book III, Canto XII, St. 20) vorkommt. Das Zeichen oo stellt in jener Zeit meistens einen langen hellen o-Laut (oou) dar, der in einzelnen Wörtern vielleicht schon uu ist; es wird aber auch für den deutschen kurzen u-Laut gebraucht; das scheint in diesem Worte der Fall zu sein, wie unsere heutige Aussprache wont schliefsen läfst.

** Interessant, aber doch wohl nicht beweisend ist die Parallelstelle aus „A Warning for Fair Women" 1599 (?), welche Stokes anführt:

I have given him fifteen wounds,
Which will be *fifteen mouths* that do accuse me;
In every mouth there is *a bloody tongue,*
Which will speak although he holds his peace.

(I) Show you sweet Cæsar's *wounds, poor poor dumb mouths,*
And *bid them speak* for me, but were I Brutus,
(I would) *put a tongue*
In *every wound* of Cæsar. Cæs. III, 2, 229.

Digitized by Google

Nach dieser Stelle war Cæs. im Jahre 1601 ein bekanntes Stück, was durchaus nicht zu dem Schlusse berechtigt, dafs es auch erst in diesem oder dem vorhergehenden Jahre verfafst sein müsse. Vielmehr ist die Ansicht *Schmidts* (s. die Einleitung in der Übersetzung der deutschen Shakspere-Gesellschaft) als die richtige zu betrachten, nach welcher es in irgend einem der letzten Jahre des 16. Jahrhunderts verfafst ist, da die Stilgleichheit zwischen Cæs. und H. V., H. IV., Merch. nicht zu bezweifeln ist.

d) Die verschiedenen metrischen Proben geben ein widersprechendes Resultat (s. Ado, b): Nach der **Double Ending-** und **Alexandriner-Probe** würde Cæs. in die mittleren Neunziger, nach der **Light Ending-** und **Reim-Probe** in das Ende des Jahrhunderts und vielleicht noch später fallen.

e) Wir überlassen die Entscheidung der Frage im wesentlichen den **Parallelstellen.**

135. Die jugendlichen Dichtungen bieten nur drei, von denen eine aufserdem nur die gleiche klassische Anspielung enthält.

I (Cassius), as *Æneas*, our great ancestor,
Did from the flames of Troy upon his shoulder
The old Anchises bear, so from the waves of Tiber
Did I the tired Cæsar. Cæs. I, 2, 112.

As *did Æneas old Anchises bear*,
So bear I thee upon my manly shoulders.
2 H. VI. V, 2, 62.

136. Das Wortspiel zwischen „*Rome*“ und „*room*“ findet sich Cæs. I, 2, 156 und *John* III, 1, 180.

137. Between the acting of a dreadful thing
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream:
The *Genius and the mortal instruments*
Are then in council; and the *state of man*,
Like to a little *kingdom*, suffers then
The *nature of an insurrection.* Cæs. II, 1, 66.

Sehr ähnliche Worte, in denen er seinen inneren Zustand ebenfalls mit einem in Aufruhr befindlichen Staate vergleicht, spricht König Johann bei dem Empfange der Nachricht von Arthurs Tode:

Digitized by Google

Nay, in the body of this *fleshly land*,
This *kingdom*, this confine of blood and breath,
Hostility and civil tumults reign
Between my *conscience* (= Genius) and my cousin's death.
John IV, 2, 245.

Noch ähnlicher klingt freilich die folgende Stelle, wo Ulysses von Achilles sagt:

'twixt *his mental and his active parts*
Kingdomed Achilles in commotion rages
And batters down himself. *Troil.* II, 3, 184.

Present fears
Are less than horrible imaginings;
My thought, whose murder yet is but fantastical,
Shakes so my single state of man that function
Is smothered in surmise, and nothing is
But what is not. *Macb.* I, 3, 137.

Auch Falstaff nennt den Menschen „this little kingdom" (*2 H. IV.* IV, 3, 118). Das Bild ist also eins von den nicht wenigen, die Shakspere eine gewisse Zeit hindurch gern anwendet.

138. Eine auffallende Wiederholung ist die folgende:*

Cas. Tell me, good Brutus, can you see your face?
Bru. No, Cassius, *for the eye sees not itself*,
But by reflection, by some other things. Cæs. I, 2, 52.

The beauty that is borne here in the face
The bearer knows not, but commends itself
To others' eyes; *nor doth the eye itself*,
That most pure spirit of sense, *behold itself*,
Not going from itself; *but eye to eye opposed*
Salutes each other with each other's form.
Troil. III, 3, 105.

Das Bild vom *Kolofs zu Rhodus* (s. **33**) findet sich in Cæs., *Troil.*, *1 H. IV.*, *Ant.*

139. Das Wortspiel zwischen *souls* und *soles:*

A trade, sir, that, I hope, I may use *with a safe conscience;* which is, indeed, sir, a *mender of bad soles.* Cæs. I, 1, 15

* Diese und die vorige Parallelstelle aus Troil. gehören der *Lagergeschichte* an.

Digitized by Google

kehrt wieder in:

you have dancing shoes
With *nimble soles*: I have a *soul of lead*
So stakes me to the ground I cannot move.
Rom. I, 4, 15.

Not on thy *sole*, but on thy *soul*, harsh Jew,
Thou makest thy knife keen. *Merch.* IV, 1, 123.

140. Porcia nennt das Ehegelübde

that great vow
Which did *incorporate and make us one.* Cæs. II, 1, 273.

Denselben Ausdruck braucht Bruder Lorenzo:

Till holy church *incorporate two in one.* *Rom.* II, 6, 37.

141. Das Wortspiel zwischen „*heart*" und „*hart*" findet sich an folgenden Stellen:

O world, thou wast the forest of this hart (Cæsar),
And this, indeed, O world, the heart of thee.
Cæs. III, 1, 208.

Celia. He was furnished like a hunter.
Rosalind. O ominous, he comes to kill my heart.
As III, 2, 260.

He started (aufjagen) one poor heart of mine in thee.
Tw. IV, 1, 63.

(Olivia zu Sebastian mit Bezug auf ihren rauflustigen Vetter.)

142. And Cæsar's spirit, ranging for revenge,
With *Ate* by his side come *hot from hell* ....
Cæs. III, 1, 271.

Benedick. Talk not of her (Beatrice); you shall find her *the infernal Ate* in good apparel. *Ado* II, 1, 263.

143. Cäsar führt als einen Verdachtgrund gegen Cassius an:

he hears no music. Cæs. I, 2, 204.

Lorenzo spricht sich darüber ausführlicher aus:

The man that hath no music in himself,
Nor *is not moved with concord of sweet sounds*,
Is fit for treasons, stratagems, and spoils;
The motions of his spirit are dull as night
And his affections dark as Erebus:
Let no such man be trusted. *Merch.* V, 1, 84.

Digitized by Google

144. Cassius vergleicht mit dem Honig von Hybla die Worte des Antonius:

for your words, they rob the *Hybla* bees
And leave them *honeyless.* Cæs. V, 1, 34.

Prinz Heinrich weniger passend die Wirtin der Boar's-Head tavern:

Fal. And is not my hostess of the tavern a most sweet wench?

Prince. As the *honey of Hybla,* my old lad of the castle. *1 H. IV.* I, 2, 47.

145. Der Beginn der Klage des Antonius über der Leiche Cäsars:

O mighty Cæsar! dost thou lie so low?
Are all *thy conquests, glories, triumphs, spoils,*
Shrunk to this little measure? Cæs. III, 1, 148

gleicht sehr den Worten des Prinzen Heinrich an der Leiche Hotspurs:

Ill-*weaved ambition, how much art thou shrunk!*
When that this body did contain a spirit,
A kingdom for it was too small a bound;
But *now two paces of the vilest earth*
Is room enough. *1 H. IV.* V, 4, 88.

146. Der Gebrauch des Wortes „stab" mit obscönem Nebensinn findet sich an zwei Stellen:

Three or four wenches cried „Alas, good soul!" and forgave him (Cæsar) with all their hearts: but there's no heed to be taken of them; if Cæsar had *stabbed their mothers,* they would have done no less. Cæs. I, 2, 277.

Hostess. Alas the day! take heed of him (Falstaff)! he *stabbed me* in mine own house. *2 H. IV.* II, 1, 15.

147. „Figures" im Sinne von „Bilder der Phantasie, Einbildungen (figures of the brain, figures nor fantasies)" kommt nur vor Cæs. II, 1, 231; *Wiv.* IV, 2, 231.

148. And Cæsar's spirit, ranging for revenge . .
Shall in these confines with a monarch's voice
Cry „Havoc", and let slip *the dogs of war.*
Cæs. III, 1, 272.

Der Chorus des ersten Aktes von H. V. belehrt uns, was unter „dogs of war" zu verstehen ist:

Digitized by Google

Then should the warlike Harry, like himself,
Assume the port of Mars; and at his heels,
Leashed in like *hounds*, should *famine*, *sword* and *fire*
Crouch for employment. *H. V.* I, Prologue 5.

149. He (Lepidus) shall but bear them (honours) *as the ass bears gold*,
To groan and sweat under the business. Cæs. IV, 1, 22.

If thou art rich, thou'rt poor;
For, *like an ass whose* back with ingots bows,
Thou bear'st thy heavy riches but a journey,
And death unloads thee. *Meas.* III, 1, 26.

150. Auf Cäsars Ehrgeiz (s. die Rede des Brutus III, 2) wird angespielt in den Worten Cymbelines:

Cæsar's ambition,
Which swelled so much that it did almost stretch
The sides o' the world, against all colour here
Did put the yoke upon's. *Cymb.* III, 1, 50.

151. Auf den Selbstmord des Cassius (V, 3) und des Brutus (V, 5) wird offenbar angespielt in den Worten Macbeths:

Why should I play the Roman fool and die
On mine own sword. *Macb.* V, 8, 1.

152. This day I breathed first; *time is come round*,
And where I did begin, there shall I end;
My life is run his compass. Cæs. V, 3, 23

sagt Cassius vor seinem Ende; dieselbe Metapher braucht der zum Tode verwundete Edmund:

The *wheel is come full circle*: I am here. *Lear* V, 3, 174.

153. Cäsars Worte:

Cowards die many times before their deaths;
Of all the wonders that I yet have heard,
It seems to me most strange that men should fear;
Seeing that death .... will come. Cæs. II, 2, 32

finden ihre Wiederholung in den Worten Edgars wenige Verse weiter:

O, our lives' sweetness!
That we the pain of death would hourly die
Rather than die at once. *Lear* V, 3, 185.

154. Menschen in grofser Gefahr werden verglichen mit gehetzten Bären.

Digitized by Google

Octavius. *we are at the stake,*
And *bayed* about with many enemies. Cæs. IV, 1, 48.

Gloucester. I am tied to the stake, and I must stand the
course. *Lear* III, 7, 54.

155. Die höchste Gewalt des Gewittersturmes wird in seiner Eichen zerschmetternden Kraft gezeichnet:

I have seen tempests, when the scolding winds
Have *rived the knotty oak.* Cæs. I, 3, 6.

charge thy sulphur with a bolt
That should but *rive an oak.* *Cor.* I, 3, 153.

156. *As fire drives out fire*, so pity pity (Cæs. III, 1, 71) sagt Antonius zu den Verschworenen, die aus Mitleid gegen Rom das Mitleid mit Cäsar verloren hatten. Ähnlich schildert Aufidius sein Verhältnis zu Coriolan:

One fire drives out one fire; one nail, one nail;
Rights by rights falter, strengths by strengths do fail.
Cor. IV, 7, 54.

157. Das Verbum „*stretch out*" im Sinne von „einen möglichst ausgiebigen Gebrauch von etwas machen" erscheint zweimal:

let
Our best friends [meet],* our *means* be *stretchèd out.*
Cæs. IV, 1, 44.

Rather our state's defective for *requital*
Than we to *stretch it out.* *Cor.* II, 2, 55.

158. Das niedere Volk heifst die „*Herde*" Cæs. I, 2, 266 und wiederholt in *Cor.:* I, 4, 31; II, 1, 105; III, 1, 33; III, 2, 32.

159. „Think", resp. „take thought" in der Bedeutung „trauern" und in Verbindung mit „die" findet sich zweimal:

If he (Antony) love Cæsar, all that he can do
Is to himself, *take thought and die* for Cæsar.
Cæs. II, 1, 187.

Cleo. What shall we do, Enobarbus?
Eno. *Think, and die.* *Ant.* III, 13, 1.

---

* Eigene Konjektur; s. meine Cäsar-Ausgabe p. 145.

Digitized by Google

160. Now is that noble *vessel full of grief*
That it runs over even at his eyes. Cæs. V, 5, 13

sagt Clitus von dem sinnenden Brutus. So auch Antigonus von der Traumerscheinung der Hermione:

I never saw a *vessel of like sorrow,*
So *filled* and so becoming. *Wint.* III, 3, 21.

161. Cassius berichtet folgendermaſsen von seinem Wettschwimmen mit Cäsar:

The torrent roared, and we did *buffet it*
With lusty sinews, throwing it aside
And *stemming it* with hearts of controversy.
Cæs. I, 2, 107.

Ähnlich Francisco von Fernando:

I saw him *beat the surges* under him,
And ride upon their backs; he trod the water,
Whose enmity he flung aside, and *breasted*
The surge most swoln *that met him* ... and oared
Himself with his good arms *in lusty stroke*
To the shore. *Temp.* II, 1, 114.

Die Parallelstellen sind durchweg ziemlich bedeutungsvoll. Nach den geringen Anklängen an die früheſten Dichtungen und der recht entschiedenen Hinneigung nach den Dramen aus dem Beginne des neuen Jahrhunderts gehört Cæs. in die letzten neunziger Jahre, in denen es die Hauptmasse (s. Hamlet) der Parallelismen hat. Andererseits sind die Übereinstimmungen mit *Macb.*, *Lear*, *Cor.* zahlreich und gewichtig genug, daſs die Annahme Fleays, das Drama sei im Anfange des 17. Jahrhunderts noch einmal — meines Erachtens wohl nur sehr oberflächlich — überarbeitet worden, keine Ungereimtheit ist.

f) Ein Parallelismus verdient eine besondere Beachtung.

162. Die Stelle im Prolog des fünften Aktes von *H. V.*:

But now behold ...
How London doth pour out her citizens!
The mayor and all his brethren in best sort,
Like to the senators of the antique Rome,
With the plebeians swarming at their heels,
Go forth and fetch their conquering Cæsar in

Digitized by Google

weist direkt auf die erste und zweite Scene von Cæs. hin, und schwerlich wäre der supponierte Einzug des siegreich von Irland heimkehrenden Essex mit dem Einzuge des Diktators verglichen worden, wenn nicht um diese Zeit — 1599 — der Cæs. bereits fertig oder wenigstens in Arbeit gewesen wäre. Unterstützt wird diese Annahme durch zwei später zu behandelnde Stellen in *Haml.* (darunter eine der auffallendsten Wiederholungen, die überhaupt in Shaksperes Werken vorkommen), welche sich auf den Inhalt des Cæs. beziehen und nur in der zweiten Quarto, die wir als zweite Redaktion des Haml. erweisen wollen, sich finden. Danach wird es höchst wahrscheinlich, dafs **Cæs. zwischen der ersten und zweiten Redaktion des Haml. entstanden** ist oder — noch enger begrenzt — **zwischen der ersten Redaktion (ca. 1598) und H. V. (1599).**

Eine fernere gewichtige Unterstützung ist das Verhältnis, in dem Cæs. zu den *Sonetten* steht (s. „Sonett-Periode“, Sh.-Jahrb. XIX, pag. 261). Während die späteren Sonette eine Reihe von Anklängen an die bis zum Jahre 1598 und die im Beginne des 17. Jahrhunderts entstandenen Dramen aufweisen, fehlen dieselben in vier Dramen, welche entweder sicher oder höchst wahrscheinlich in die Jahre 1599/1600 fallen: es sind *H. V.* (sicher 1599), *Wiv.*, *Tw.* und — *Cæs.** Das letztere Stück fällt also auch in die Pause der lyrischen Thätigkeit Shaksperes, die ich in der angeführten Arbeit nachgewiesen zu haben glaube.

* Die Ansicht *Fleays* über den uns vorliegenden Cæs. mag der Kuriosität wegen hier angeführt werden: er meint, dafs das Drama eine verkürzte Bearbeitung der eigentlichen Shakspereschen Dichtung von *Ben Jonson* sei. Mit anerkennenswerter Ehrlichkeit beginnt er das betreffende Kapitel: „My theory as to this play is so unlike anything hitherto advanced that I shall begin by stating it; so that the *startled reader* may have it in his power to shut the book at once, if the *hypothesis seems to him too absurd* to be entertained.“ Auch ich habe zu den „verdutzten“ Lesern gehört, die der Verfasser gefällig genug ist zu supponieren; ich habe auch von seiner gütigen Erlaubnis Gebrauch gemacht und das Buch sofort nach Lesen dieser Zeilen „zugeschlagen“, ohne die geringste Befürchtung, von deutschen Shakspere-Forschern ungenügender Litteratur-Kenntnis angeklagt zu werden. Wenn man sich für befähigt und es für möglich hält, eine Stelle von zehn Versen aus Dryden in die verschiedenen Stilarten eines halben Dutzends elisabethanischer Dramatiker umzudichten (pag. 123), d. h. wenn man sich eine philologische Akribie, eine poetische Anempfindungsgabe zutraut, die kein Philologe besitzen, kein Dichter bethätigen kann, so nimmt man dem denkenden Leser das Vertrauen und giebt ihm das Recht, alle weiteren Extravaganzen unbeachtet zu lassen.

Digitized by Google

163. Es existiert nur eine Übereinstimmung zwischen Cæs. und den Sonetten:

This rudeness is a sauce to his (Casca's) good wit,
Which gives men stomach to digest his words
With better appetite. Cæs. I, 2, 304.

Like as, to make our appetites more keen,
With eager compounds we our palate urge ...
Even so, being full of your ne'er-cloying sweetness,
To bitter sauces did I frame my feeding etc. *Sonn.* 118.

Epicurean cooks
Sharpen with cloyless sauce his appetite. *Ant.* II, 1, 24.

g) In der zweiten Hälfte der Neunziger beschäftigt den Dichter lebhaft der Gedanke, dafs *das Übermafs des Guten ein Übel* ist, der in den verschiedensten Tonarten und Beziehungen variiert wird (s. „Sonett-Periode" a. a. O. S. 252 die Parallelstellen zu den Sonetten 118, 119, besonders zum ersteren). In den ernsten Dramen dieser Zeit gestaltet Shakspere mit Vorliebe das tief tragische Lebensgesetz, dafs das rein und ungemischt Gute auf dieser unvollkommenen Welt existenzunfähig, dem Untergange geweiht ist. Es ist wohl das Höchste, was Shakspere auf sittlichem Gebiete für die Menschheit geleistet hat, dafs er mit so unendlicher Liebe und Bewunderung und mit dem schmerzlichsten Mitgefühl die Erhabenheit und Gröfse und zugleich die Schwäche und Tragik des einseitigen Idealismus dargestellt hat. War es der Verfolg der meteorartigen Lebensbahn seines hohen Gönners und Freundes, des Grafen Essex, der zu vielem Grofsen und Schönen, nur nicht zum Realpolitiker und Höfling geboren war, was ihn zu der Zeichnung so vieler ähnlicher Charaktere drängte? — Gewifs ist, dafs ein Dichter von dem Herzen Shaksperes eigene herbe Erfahrungen und schwere Kämpfe durchmachen mufste, ehe er sich zu der klaren Höhe der Lebensanschauung erheben konnte, auf der nur Goethe neben ihm steht. Er lehrt uns in den Dichtungen dieser Periode, dafs es Zeiten und Lagen im Leben der Einzelnen wie der Völker giebt, wo das, was sonst Tugend ist, zur Sünde wird: wo Vertrauen Thorheit und Milde Unsinn ist; wo der gerechteste Zorn verhalten werden mufs; wo derbes, rücksichtsloses Zuschlagen allein uns retten

Digitized by Google

kann; wo starres Festhalten an dem erhabensten Princip ins Verderben führt. Und neben all diese einseitige Idealisten — den embryonalen Jaques in *As*, die Vollgestalten des Antonio, Hamlet, *Brutus* stellt er das leuchtende Gegenbild des ideal-realistischen Heinrich V., sein eigenes Mannes-Ideal. — So steckt **in Cæs. der Gedankengehalt der Dramen der zweiten Hälfte der Neunziger.**

Digitized by Google

Die Technik der Luzerner Heiligenspiele.

Von
Dr. Renward Brandstetter.

I.

In Luzern wurden im 16. Jahrhundert vor allem Osterspiele, daneben aber auch „Heiligen-“ und Fastnachtspiele aufgeführt. Zu den Heiligenspielen wird auch das Spiel von der Kreuzerfindung gerechnet. Dieses sollte im Jahre 1575 aufgeführt werden, alle Vorbereitungen waren getroffen, da kam die Pest dazwischen und die Aufführung mufste unterbleiben.

Über die technische Seite dieser Heiligenspiele sind mancherlei Notizen überliefert, allerdings ist alles nur fragmentarisch. Daher läfst sich nicht gut eine zusammenhängende Darstellung geben, und somit ziehe ich es vor, über jedes einzelne Spiel vorzubringen, was sich sagen läfst. Das meiste ist bekannt über das auf 1575 planierte Spiel von der Kreuzerfindung.

Das Argumentum des Spieles von der Kreuzerfindung.

wir jetz üch darthuon wend,
wie die juden hand für genon,
Das Crütz Christi vergraben Lon,
Tieff jn die Erd wol verscharren,
wie dann sy deß vorhabens waren,
Das vnsers Herren Lyden vff erden,
vß menschen gmüett möcht gnomen werden,
Daruff nun volgt jn kurtzer frist,
was straff über die erloffen jst,
So an Christj Tod hand schuld getragen,
wie die jr end genomen haben,

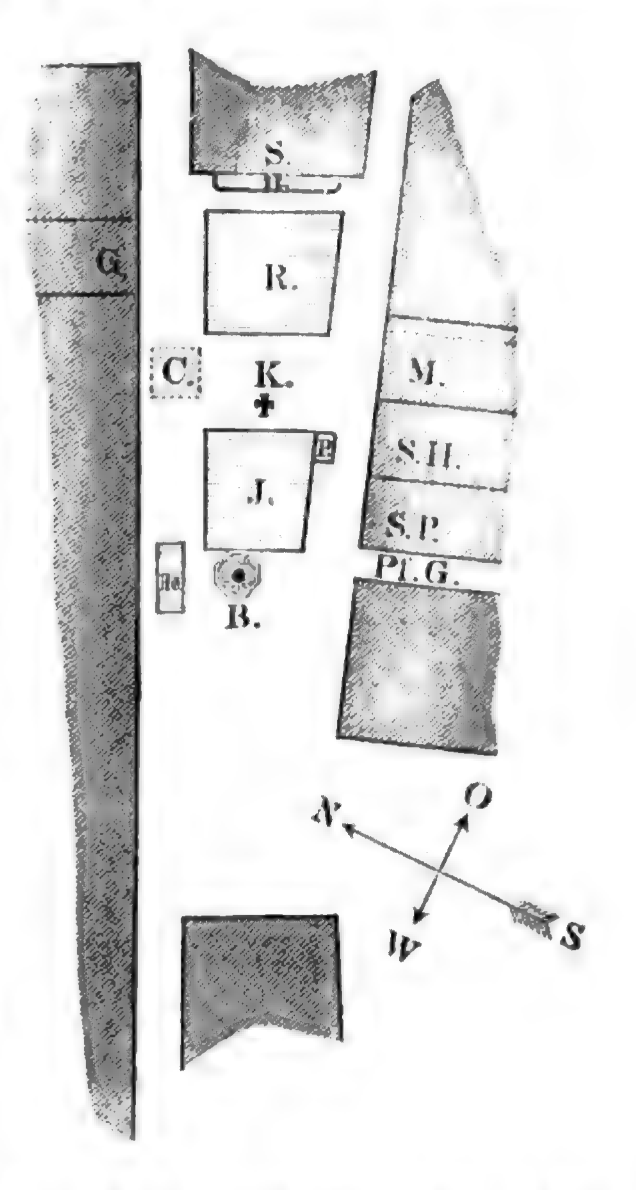
Digitized by Google

Alls Cayphas, Annas, Pylatus,
Herodes vnd darneben ander suß,
Die fürnembsten wie jr wüssen,
Ins Herren vnschuld habend gflissen,
Die straff über hierusalem stat,
wie Gott dieselbig gstrafft hatt,
kann man spilen nitt vff diß mal,
Aber da mencklich verstan sol,
Durch den Leerer gar kurtzer frist,
wie söllichs alls verloffen jst,
Demnach so sol man sehen fry
von grusamer that vnd Tyranny,
keysers Maxencij jn der statt Rom,
wie söllicher jst zum scepter kon,
von junger Adelicher Ritterschafft,
Die jnn zu keiser hand gemacht,
wie er gelept vnd gwüttet hatt,
vndern Burgern zu Rom der statt,
wirdt alles schynbar dargethan,
Der Leerer würdt üch gen zverstan,
vff alle Actus ordenlich gestelltt,
Darinn die gantz Substantz wirt gmellt,
So nun söllchs keisers Tyranny,
wirdt man hören sehen ouch daby,
wie söllch sachen zu end sind kon,
Erschrockenlich würdt es zuo gan,
Constantinus jn Eeren tugentrych,
Der domal regiert jn Franckrich,
würdt sin macht Temmen vnd vßrütten,
Mitt grosser fröwd der armen Lütten,
Dann er Ein schlacht wirt für sich nän,
Dem Gott von himmel ouch würt gän,
Stercke, trost, zeigt jm darneben,
wie Er jm vß gnad den sig wöll geben,
Durch das zeichen sheilgen Crützes zart,
Mitt dem der find erschlagen ward,
Constantinus würdt daruff guotter Christ,
Vom Bapst Siluestro getoufft jst,
Richt an vil gutts gott dem Herren,
vnd synem Lyden zu danck vnd Eeren,
Laßt er syn muotter Helenam brichten fry,
was alls mitt jm verloffen sy,
die dann jn yl nitt ful vnd träg,
Sich ylentz rüstet vff den wäg,
Sucht zu Hierusalem by der Statt,

Da vnser heyland gelitten hatt,
Mitt allem ernst gatt sy darhinder,
Ob sy das Crütz Christi möcht finden,
Das gschicht alls wies dschrifft anzeigt,
Nun hand jr sspils den gantzen bscheid,

Bühne.

Der beigegebene Plan ist von mir nach den vorhandenen Notizen, nach Liebenaus Altem Luzern, im Vergleich mit anderen vorhandenen Plänen berechnet und von dem trefflichen Techniker Dr. V. Fischer gezeichnet worden. Die Lage des Hofes des Konstantin ist nur vermutet, über den Turm am Roddan läfst sich nichts eruieren. Die gesamte Aufrüstung des Spielplatzes bleibt während der ganzen Dauer des Spieles unverändert. Die Zuschauer halten sich längs den Häusern und an den Fenstern. Der Platz ist der Weinmarkt. *B* der Brunnen. *G* das Gerichtshaus. *S* das Haus zur Sonne. *M* der Gasthof zun Metzgern. *SH* das Haus des Schultheifsen Helmlin. *Pf G* Pfyffers Gäfslein. *H* der Himmel, ein Balkon, angebaut an das Haus zur Sonne. *R* die Rom-brügi, eine gröfsere, etwas über das Pflaster erhöhte, ringsum freie Bühne, darauf einzelne durch niedere Schranken abgeteilte Höfe, z. B. der Kaiserhof, das Capitol u. s. w. *J* die Jerusalem-brügi. *C* der Lagerplatz des Konstantin. *P* das Höflein des Proklamators. *He* die Hölle. *K* der Ort, wo die Kreuze vergraben werden. *SP* Sch. Pfyffers Haus.



I.

Jerusalem Am vischmerkt brunnen, ein erhabne brügj darinn sind abgetheilt volgende höff,

Pylatus hatt sin hoff zu vorderst gegen h. Schullthеis pfyffers

hus, mitt disen personen Pylatus Syn Houptman 2 Trabanten 4 Personen vff kriegsch gerüst,

Annas, hatt sin bsonder höfflin, Allein ein hohen stuol oder sessel vffgerüst, niemand by jm,

Jerusalem Synagog,

Hatt ein bsondern hoff, glych hinden an Pylatj hoff gegen h. Schulltheiß pfyffers gesslj, mitt disen personen Salathiel der Synagogmeister, vnd dise knaben. Obed, Sobna, Sophroniae Son, die 4 weißlin, 1 knab jn hungersnot, vnd sonst noch 4 knaben, so die judisch Synagog vß jst dann komend die knaben wider ein jeder an sin Ort, jn gebürender bekleidung,

Jerusalem Tempelherren

hand kein bsondern hoff dann sy sind hin vnd wider zertheilt, allein söllen sy jr Ort mitt stüelen rüsten darinn sy Rat hand, zu jnen hörend dise personen, Nathanael, Isachar, Romelias, Aminadab, Gamaliel, Nicodemus, Joseph von Arimathia, Canzler,

Abner, vnd der Doctor behelffend sich ouch wo sy mögent,

Jherusalem Cayphas.

Hat ouch sin bsondern hoff, mitt disen personen Cayphas, Pharuch sin diener, Abdenago, Zambri, Obed, Sobna, Er hatt ouch ein stuol oder Sessel wie Annas,

Jherusalem Herodes,

Hatt ouch ein bsondern hoff, mitt disen personen Herodes, Herodias, Salome, die 4 hoff jungkfrawen, 2 diener, Agrippae Marschalck Marcellinus, Jacob Rottenfluoh Trabant, vnd sonst noch einer,

So herodis sach vß gspillt jst blypt das wyber volck ze Rom, die Trabanten komend an Maxentij Hoff die 2 diner zu Constantino, Marcellinus wider jn sin stand gan Rom, Agrippae Marschalck ouch zu Constantino,

Jherusalem, Helena

Die hatt ouch ein höfflin, für sich selbs allein vnd Magdalena by jr,

Item Judas, Bischoff Macharius, Ananus, Josias.

II.

Proclamator,

vssert Jerusalem an den schrancken gegen h. Schulltheißen helmlins hus, ein hoff oder Tisch, by jm die 2 Leerer,

Digitized by Google

III.

Pylati gefengknus,

IV.

Rom.

Ein bsondre erhabne Lidige brügj,

Mitten jm platz, oben gegen der Sunnen,

Cayus Keyser,

Hallt Hoff an dem ort da harnach Maxentius hoff hallten würt vast jn Mitte der prügj, mitt disen personen

Cayus, sin Houptman, sin hoffmeister, die 4 Trabanten deß Herodes, die 2 Schand diener, vnd 4 personen vff kriegsch gerüst, der Narr.

Wann Cayus sin stand verwesen kompt er vß disem, jn ein andern sonderbaren jme zugeeigneten hoff, glich vff der brügi ettwas darhinder, Sin gsind kompt dann zu Maxentio, die wyl aber Caij wäsen wärt jst Maxentius jn Caij hoff, hatt by jm, sine 2 houptlüt, den Feldherren, den Narren,

Rom Fabricius Sophronia,

Die hand ein sonderbar ort ouch an Eim Egg vff der brügj vnd Sophronia ein bsonder gmach darinn sy sich selbs ersticht, hand niemant by jnen denn jre 2 kind, vnd jren knecht.

Rom Bapst Syluester,

Hatt ouch sin hoff vff der prügj, mitt disen personen, Siluester vnd 2 Cardinäl die 6 Actus vß, aber jm 7 Actu hatt er noch darzuo 4 priester vnd 4 schuoler, doch jn dem 5 Actu wann er jns Ellend gat, mag er die priester vnd schuoler ouch by jm han,

Rom Capitolium, oder Rathus jst yngfasset vnden ans bapsts hoff vff der brügj Die Rathsherren sind aber nit darinn dann allein wan es Rath jst, Sonst enthalltend sy sich vff stüelen hin vnd wider jeder nach siner gelegenheit, Namlich die 2 Burgermeister, die 2 Zunfftmeister Lentulus, vnd der weybel, dann fabricius hat ein eignen Ort

Rom Tempel, Abgott, Sul,

Glych vnden am Capitolio ze vorderst vff der prügj gegem grighthus, die Sul mitt dem Abgott grad vornen am Tempell

Rom Römisch volck,

vff der sytten gegen Metzgern, vff der prügj, behilfft sich ein yeder wo er mag, allein der erst Römisch Burger hatt ein klein Tischlin daruff sin silber Credentz, Ouch der 4 burger hatt sin frow vnd kind by jm, glych daran, vnd die andren zwen darnach,

Digitized by Google

Item nach disen 4 burgern die Handtwerckslüt,
Item der Fendrich,
Item der Hencker vnd sin buob,
Item die 3 schwangern wyber,
Item die vertriben burgerin vnd burger
Item die hungerigen
Item die weißlin
Item die gleerten vnd Zauberer
Item die gfangnen,
Item die 4 hoff jungkfrowen, nachdem sy mitt herode gan Rom kommen vnd verschickt worden,
Item Herodias vnd Salome
Rom Maxentius keyser
Sobald Cayus sin stand verwäsen, kompt er an sin verordneten hoff, vnd kompt Maxentius an selben hoff Mitten vff der brügj, Sampt sinem gsind vnd noch darzu Caij gsind ouch wie vor begriffen, sind 12 personen, Noch über das hatt er den Narren, Ouch Ein Feldherrn vnd sin 2 Houptlüt, Titus ein kriegsman jst ouch by jnen, Item die Spillüt, Seyttenspiler,
Item die 2 Trabanten Herodis,
Item der Houptman, die 2 Trabanten vnd 4 söldner Pylati nach dem sin handel vß gspillt jst
S^a by Maxentio 27 personen
Item ein gfengknuß darinn erstlich die schwangern wyber vffgschnitten vnd harnach die gfangnen enthallten werden,

V.

Constantius, nebent Jerusalem hatt sin hoff vnden bim brunnen vssert den schrancken mit disen personen Constantius, Crispus sin son, Sin Marschalck, sin Feldherr, sin panerherr, sin Fendrich, 2 Houptlüt, 2 diener herodis, Item so mag er ouch jm nemen für kriegsvolck, die 7 Tempelherren, Abner, Cayphas Annas, Abdenago Zambri,

VI.

Himmel, zwüschen beiden Ergklen am hus zur Sonnen darinn die 5 Engell,

Vffrüstung,

Proclamator vnd die Leerer jren hoff selbs. Cayphas Annas Herodes Pylatus rüst jeder sin hoff selbs zu, Tempelherren Rüstend dz ort da man rat hallt

Digitized by Google

Constantinus Siluester, Cayus, Maxentius, Fabricius, der 1 Burger rüst jeder sin hoff selbs zu,

Den Tempel vnd die Sul rüstend die gleerten vnd künstler

Die Rathsherren das Capitolium, vnd harnach den Triumphbogen, sampt dem Tittel,

Die rüstung zum Touff,

Die 3 Crütz vergraben glych an der brügj vor Jherusalem am platz

Die 3 schwangern wyber rüstend 3 kindlin jnnwendig hol voll blut,

Der Prolog.

Das Publikum ist bereits versammelt. Die Schauspieler ziehen in den Platz ein und alle begeben sich an ihre Höfe. Darauf tritt der Vorfändrich des Proklamators auf und beginnt:

> Nun gruess üch Gott jn aller summ,
> Eines jst da bitt jch drumm.

Darauf zeigt er an, es werde sogleich der Proklamator auftreten und der Versammlung die Sache auseinandersetzen. Es sollen aber während des Spieles alle ruhig sein, würde einer Skandal machen, so würden die von M. H. bestimmten „Ufmerker“ kommen.

> Die farend mitt jm darvon geschwind,
> An Ort da jm Liechts gebrist,
> vnd er vor überlouff sicher ist.

Der Vorfändrich hat damit fertig geredet, und der Proklamator tritt auf. „Erstlich so entdeckt Er sin Houpt, keert sich gegen dem Himmel vnd spricht zu Gott. Dann kehrt er sich gegen der Hohen Oberkeit vnd fürnemmen personen geistlich vnd welltlich, Entdecket sin Houpt“ und teilt ihnen den Inhalt des zu spielenden Stückes mit. Darauf sagt er, ein jeder solle beten:

> Ein pater noster, ouch daneben,
> Söllend jr den gruss Mariae geben.

Nach Beendigung des Gebetes spricht er:

> Nun hörend jetz wies an würt gan,
> Cayphas jst schon hie, wils anfan.

Das Spiel auf der Bühne.

I. Aktus.

„Der Bischoff Cayphas hatt die jüdisch Synagog by jm vff fryem platz, redt“ über das Überhandnehmen des christlichen Glaubens.

Digitized by Google

Annas schlägt vor, man solle den Pilatus um die Erlaubnis bitten, die drei Kreuze, welche den Hauptanziehungspunkt für die Anhänger des neuen Glaubens bilden, entfernen zu dürfen. Isachar äufsert Bedenken, Romelias lacht ihn aber aus, „die andern schüttlend dköpff, lachend vnd hand gfallen dran". Gamaliel, der Christus verteidigt, wird aus dem Buch gestrichen und fortgejagt, ebenso Nikodemus und Joseph von Arimathea. Kaiphas bringt nun den Vorschlag, an Pilatus zu gelangen, zur Abstimmung: Alle heben die Hände auf. Aminadab und Romelias werden zu Pilatus gesandt, währenddem bleiben die Ratsmitglieder ruhig auf dem Versammlungsplatze. Die beiden Boten begeben sich an den Hof des Pilatus. Dieser gewährt ihnen zwar ihre Bitte, behandelt sie aber sehr hochmütig, und wie sie replicieren wollen, befiehlt er, „man solle sie dstägen nider werfen. Man wil sy angryffen, sy flühent davon" und eilen wieder in die Ratsversammlung, Bericht zu erstatten. Cayphas befiehlt darauf dem Abdenago und Zambri, sie sollen in der kommenden Nacht hingehen, die Kreuze wegschaffen und vergraben. Sogleich greifen die zwei nach „Bickel, schuffel vnd howen", die in der Nähe in Bereitschaft liegen, gehen zu den Kreuzen, fällen sie und vergraben sie auf dem freien Platze zwischen der Rombrügi und der Jerusalem-brügi.

II. Aktus.

1. Scena. Die Ratsmitglieder haben sich wieder in ihre „Gwarsamminen" zerstreut. Die Handlung spielt nun an Pilati Hof. Pilatus teilt seinen Kriegsleuten mit, die Juden seien „ihm vffsetzig geworden, das er zum Tempelstock that gryffen". Sie sollen auf den Platz hingehen und die meuterischen Juden beobachten. Er werde später nachkommen und nötigenfalls das Wortzeichen geben. Die Kriegsleute vollführen den Befehl und haben mit den auf dem Platze sich zusammenrottenden Juden verschiedene Zusammenstöfse. Nun kommt auch Pilatus, „selb 4 geleitet, pfyfft mit dem mul, gibt den kriegslüten das wortzeichen; Jetz jagends die Juden vff dem platz vmbher". Die Juden zerstreuen sich.

2. Scena. Ratsversammlung. Man beschliefst, den Romelias und Aminadab zu Vitellius nach Syrien zu schicken, um Hilfe gegen Pilatus zu erbitten. Die beiden Boten rüsten sich in ihrer Gwarsammi, kommen wieder vor den Rat, empfangen vom Kanzler die Briefe und ziehen aus dem Spielplatze fort (Syrien ist aufserhalb des Weinmarktes gedacht).

Digitized by Google

3. Scena. Magdalena verläfst ihren Hof auf der Jerusalem-brügi, schreitet langsam über den freien Platz nach der Rom-brügi zu, spricht mit sich selber, sie wolle zum Kaiser gelangen, um ihm zu klagen, wie Pilatus Christum unschuldig verurteilt habe. Auf der Rom-brügi angelangt, „tringt sy jns keisers Caij Hoff mitt gwallt, die Diener wöllend jro das mit den waffen weeren, sy aber lafst nit ab bis sy für kompt“. Sie bringt ihre Klage vor. Der Kaiser antwortet gnädig, er wolle ihre Bitte in Erwägung ziehen. Unterdessen begiebt sich Magdalena in eine Herberge auf der Rom-brügi.

4. Scena. Auf der Rom-brügi bleibt nun alles wieder ruhig sitzen, und die Handlung geht auf der Jerusalem-brügi weiter. Kaiphas sitzt in seinem Hofe auf seinem Thronsessel und klagt über fürchterliche Leibesschmerzen. Durch seinen Dienstknaben Obed läfst er den Doktor Gerson herbeirufen, der in der Hoffnung ein gutes Stück Geld zu verdienen, eiligst herbeikommt. Kaiphas reicht ihm in einem Fläschchen sein Wasser, der Doktor beschaut es, macht ein sehr bedenkliches Gesicht und erklärt, die Lage sei hoffnungslos. Nach einigen Schmerzensrufen stürzt Kaiphas tot zu Boden. Das gleiche geschieht mit Annas, der auf die Kunde von der Krankheit des Kaiphas hin herbeieilen will. Kaum aufserhalb seines Hofes angelangt, fällt er tot auf den Boden der brügi. Darauf öffnet sich das Thor der Hölle, zwei Teufel kommen mit einem Karren, laden unter Spott und Hohn die beiden Toten auf denselben und fahren mit ihnen der Hölle zu. Währenddem geht ein „Füwr rasen“ durch die Luft.

5. Scena. Am Ende der zweiten Scene sind die Ratsherren in ihre Gwarsamminen zurückgekehrt. Jetzt reiten die zwei nach Syrien gesandten Boten wieder ein. Das Ratsmitglied Isachar empfängt sie auf dem freien Platze zwischen der Rom-brügi und der Jerusalem-brügi. Die Boten vernehmen zu ihrem grofsen Schrecken den plötzlichen Tod des Kaiphas und des Annas, melden dagegen ihrerseits, sie hätten Erhörung gegen Pilatus gefunden. Der Legat Marcellinus, der mit ihnen hergekommen, begiebt sich darauf an den Hof des Pilatus, zeigt ihm an, er sei nach Rom citiert, und übergiebt ihm bezügliche Papiere. Pilatus liest den Brief, „vnd so er jn gläsen byßt er drin, schüttlet den kopff, spricht zornig“ gegen die Juden, mufs sich aber fügen. Er kommt nun gänzlich von der Jerusalem-brügi weg, Marcellinus nimmt seinen Hof und Stuhl ein und bleibt nun ruhig da.

6. Scena. Herodes und Herodias ziehen mit vier Trabanten von

Digitized by Google

der Jerusalem-brügi nach der Rom-brügi, um des Kaisers Huld und womöglich den Königstitel zu bekommen. Sie werden dem Kaiser angemeldet und vorgelassen, nachdem die Kriegsleute des Kaisers sich um diesen halbmondförmig aufgestellt. Herodes thut den Fufsfall und bringt seine Bitte vor. Der Kaiser hört ihn gnädig an, verspricht, dieselbe in Erwägung zu ziehen, und heifst ihn in einer Stunde wiederkommen. Herodes und Herodias verlassen den Hof. Der Kaiser befiehlt seinem Hofmeister, er solle nachsehen, ob unterdessen niemand in Rom eingeritten sei. Dieser meldet nach einiger Zeit, Pilatus sei hergekommen. Zugleich bringt er einen Brief, den ein Mann aus Syrien für den Kaiser gebracht. Der Kaiser liest den Brief, es sind Klagen darin, welche das Mafs seines Zornes gegen Pilatus voll machen, daher giebt er seinen Kriegsleuten Befehl, sie sollen sogleich den Pilatus herbeiführen. „Sy fürend jn mitt trommen vnd pfyffen für den keiser, Er fallt für jn nider, der keiser spüwt gegen jm,“ und verurteilt ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft in einem Turm am Roddan. Pilatus wird sogleich hingebracht, hält drinnen einen langen Monolog und ersticht sich mit einem Messer. Die Teufel kommen mit ihrem Karren, schleppen den toten Pilatus aus der Umfriedigung, welche den Turm bedeutet, heraus, laden ihn auf, und unter dem Rufe „ho ho ho farend Sy mit Pylato darvon der hell zuo“. Nun läuft am Hofe des Kaisers ein fernerer Brief ein, und zwar von dem gegen Herodes intrigierenden Agrippa, wodurch nun auch Herodes und Herodias kompromittiert werden, „der Keiser thuot die brieff vff, lißt still, schüttlet den kopff“, und läfst den Herodes aufsuchen. Man findet „jn vff dem platz mitt synen Trabanten. Er gat für den Keiser die gwardj knecht vmbstellend jn“. Der Kaiser verurteilt ihn zu ewiger Gefangenschaft in Frankreich. Der Hauptmann giebt seinem Trabanten Befehl, den Herodes dorthin zu bringen, und eröffnet ihm, er könne damit hübsch Geld verdienen. „Trabant hupfft vff, frölich:

Ich schwör by einem bratnen huon
will alle sachen flyssig thuon

Man fart mit jnen vß dem platz hinweg, Da soll man jmen Haggenschütz ablaßen.“ Cajus verläfst nun den Kaiserhof, bleibt aber auf der Rom-brügi, jedoch als blofser Zuschauer.

III. Aktus.

Der Anagnostes tritt auf und thut den Inhalt des kommenden Aktes dar.

Digitized by Google

1. Scena. Vier ältere römische Bürger kommen von ungefähr auf dem Platze zusammen und klagen über die Grausamkeit des neuen Kaisers Maxentius. Wie sie sich wieder zerstreut haben, kommen junge Handwerker auf den Platz, die, im Gegensatz zu den älteren Bürgern, sich über das neue Regiment freuen. Sie beschliefsen, dem Maxentius ihre Dienste anzubieten. Einer wirft sein Handwerkszeug weg. „Sy gand am platz vmbher, düttent mit den fingern gegem hoff, halltend sich an einem örtlin nit wyt von Maxentij hoff.“

2. Scena. Im Hofe des Maxentius. Der Kaiser redet seine Kriegsleute an und ermahnt sie zur Ergebenheit. Jetzt treten die Handwerksleute auf und bitten den Maxentius, sie in seinen Dienst zu nehmen. Das geschieht. Sie bekommen sogleich ihre Rüstung, einer erhält das „Fendli“. Darauf spricht des Kaisers Hauptmann dem neuen Fändrich den Diensteid vor, „der sagt naher mitt vff gehepter hand“. Darauf der Handschlag. Darauf spricht Maxentius, er wolle einige römische Bürger seine Gewalt fühlen lassen, und schickt den Hauptmann mit den vier neu angeworbenen Soldaten aus, seinen Befehl zu vollführen. Der Hauptmann thut zuerst einen tüchtigen Schluck aus seiner Feldflasche und begiebt sich dann zum ersten römischen Bürger. „Die 2 Trabanten geleitend den zum Kaiser die andern 2 blybend bim Houptman der kompt hiemit zum 2. burger.“ Da dieser widerstrebt, wird er mit Stricken gebunden und vor den Kaiser geschleppt. Maxentius fordert nun die beiden auf, ihm ihre Kostbarkeiten auszuliefern. Während nun der erste nach Hause geht, um einen Sack voll Kleinodien und Silbergeschirr zu holen, weigert sich der zweite Bürger, worauf „Der Hencker inter milites prosiliens Catullum (den Bürger) gryfft vnd ihm mitt der part oder Richt Ax den kopf spallt. Dan kompt der 1 Burger mitt dem Sack voll kleinoten für den keiser, schütts vß.“ Der Kaiser, erfreut über den Gehorsam, nimmt nur eine goldene Kette und entläfst den Bürger in seine Gwarsammi.

3. Scena. Dieser Bürger geht nun ruhig an seinen Ort, Maxentius und sein Gefolge bleiben am Hof und die Handlung geht nun im Kapitol weiter. Dahin kommen die römischen Bürger zusammen, beschliefsen eine Gesandtschaft zu Konstantin nach Frankreich zu schicken und bestimmen zwei Legaten. Obgleich die Ratsversammlung nichts weiteres zu thun oder zu sprechen hat, bleiben doch alle im Kapitolhofe beieinander, und auch die Legaten rühren sich nicht vom Platze.

Digitized by Google

IV. Aktus. Zuerst der Prolog des Anagnostes.

1. Scena. Maxentius sendet seine Kriegsleute mit einer Botschaft nach dem Kapitol. Diese ziehen mit kriegerischer Musik hin und eröffnen den versammelten Vätern, auf Befehl des Maxentius sei ihnen für künftighin das Ratsherrensalar „abgestrickt“. Die Bürger sind darob sehr erschrocken, klagen laut und lassen den Kaiser bitten, er solle ihnen nur gestatten, ihre früheren Gewerbe und Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Wie die Kriegsleute mit militärischer Musik wieder an den Hof ziehen, brechen nun auch die Legaten nach Frankreich, über die neue Gewaltthat entrüstet, schleunigst auf und die Ratsherren zerstreuen sich an ihre Orte.

2. Scena. Maxentius sendet zwei Schanddiener aus, ihm schöne Weiber abzufangen. Sie kommen zu einem römischen Bürger, melden ihm das Verlangen des Kaisers. Wie sich der Bürger weigert, dem Ansinnen zu entsprechen, stöfst ihm ein Schanddiener den Dolch in die Seite und der andere erschiefst ihn mit einem Pfeil. Durch seine Schmerzensrufe herbeigelockt, stürzt sein Weib, das sich in der Nähe aufgehalten, hinzu, wird aber gleich von den Schanddienern ergriffen und fortgeschleppt. Das Kind des Bürgers läuft auch herbei, jammert um den toten Vater, fällt ihm, dem Daliegenden, um den Hals und schläft da ein.

3. Scena. Die Schanddiener berichten dem Kaiser, sie hätten unterwegs eine sehr schöne Frau gesehen, die hätte bei ihrem Vorbeigehen zum Fenster herausgeschaut, dasselbe aber sogleich zugeschlagen und sich zurückgezogen. Dieses ist Sophronia, die Frau des Fabricius. Sogleich werden die Schanddiener zu ihr gesandt. „Fabricius schlacht dhend ob dem Houpt zamen vmbfacht Sophroniam redt kläglich. Diener trättend ein wenig ab.“ Beide sind ratlos. „Fabricius kratzt jm haar.“ Sophronia schlägt endlich vor, sie wolle zum Kaiser gehen und sein Herz zu rühren suchen. Fabricius willigt ein, wenn auch ungern, und entfernt sich. Die Schanddiener treten wieder ein. Sophronia bittet, sie möchten ihr einige Zeit lassen, damit sie sich umkleiden möge, sie wolle ihnen unterdessen eine Flasche Malvasier bringen lassen. Die Schanddiener sind einverstanden. Ein Diener bringt die Flasche. „Sy suffend vnd spilend, darzwüschen gat Sophronia vor jrem gmach hin vnd wider“, stellt Erwägungen an über ihre Lage und endlich „sticht sy sich selbs mitt einem meßer sinkt nider, redt nůt meer, blypt allso bis man sy dannen tragt“.

Digitized by Google

Von der letzten Scene dieses Aktes und den drei letzten Akten sind nur die auftretenden Personen überliefert:

Scena 3: Sternsäher, 1. Zauberin, 2 Zauberin, 1 Zauberer, 2 Zauberer, Ariolus heidnisch pfaff, 1 Schwanger fraw, 2 Schwanger fraw, 3 Schwanger fraw, Apollo, abgott, Tüffel.

Actus 5.

Post, Syluester Bapst, 1 Cardinal, 2 Cardinal, 4 priester, 4 schuler, 1 vertriben burger, 2 vertriben burger, 3 vertriben burger, Ein vertriben burgerin, 2 weißlin, 3 weißlin, 4 weißlin, Hoffmeister Maxencij, 1 Burger jn hungersnot, 2 Burger jn hungersnot, 3 Burger in hungersnot, Ein burgerin jn hungersnot, Ein knab jn hungersnot, Ein Töchterlin jn hungersnot,

Actus 6.

Titus kriegsman, Constantinus keyser, Feldherr Const., Panerherr Const., Marschalck Const., Fendrich Const., 1 Houptman Const., 2 Houptman Const., 1 Engell, 2 Engel, 3 Engel, 4 Engel, 5 Engel, 1 gefangner, 2 gfangner.

Actus 7.

1 wyb, 2 wyb, 3 wyb, 4 wyb, Petrus Apostolus, Paulus Apostolus, 1 gfangner, 2 gfangner, 3 gfangner, Crispus Constantinj son, Helena königin, Constantinj Muotter, Hoffmeister Constantini, Phisicus, Müntzmeister, Schmittenmeister, 1 Müntzer gsell, 2 Müntzer gsell, 4 Helenae diener, Macharius Bischoff, Judas Jud, Ein Todtner, Bettriß, Blind, vssetziger, krüppell, wassersüchtiger, Helenae kammerling, Ananus, Josias, Helenae Houptmann, 1 Helenae Hoff jungkfrow, 2 Hoff jungkfrow, 3 Hoff jungkfrow, 4 Hoff jungkfrow.

Kostüm.

Das Kostüm ist teils jüdisch, teils heidnisch, teils römisch. Annas und Kaiphas sind als jüdische Bischöfe gekleidet, Kaiphas ist sehr korpulent. Herodias und Salome legen, wenn sie mit Herodes in die Verbannung gehen, ihre reichen Kleider ab und ziehen andere an. Wie die jungen Handwerksleute dem Kaiser ihre Dienste angeboten haben, werden aus „einer goffren“, die daneben steht, allerlei Sachen herausgenommen und ihnen überreicht, nämlich „Sammetin parret mit fädren, schön Lädergöller, guldin kettin, Tolchen, Ring vnd derglychen“.

Digitized by Google

Musik und Gesang.

Wenn die Handlung auf der Jerusalem-brügi spielt, so wird in der Synagoge, wenn auf der Rom-brügi, im kaiserlichen Hofe gesungen oder musiziert (meist Saitenspiel). Indessen scheint das unten mitgeteilte Lied nicht für die Synagoge zu passen, daher noch eine fernere Tonkünstler-Abteilung erforderlich. Am Anfang, sobald der Vorfändrich fertig gesprochen, blasen die Trompeten. Im ersten, dritten und vierten Akte schliefst sich an den Spruch des Anagnostes Musik oder Gesang an, im zweiten Akte findet der Gesang vor dem Auftreten des Anagnostes statt:

Hörent all vnd jeder bsunder,
wie es doch ergangen jst,
jst es nitt ein grosses wunder,
das man wider Jesum Christ,
By den synen so vil gewalltt,
getriben hatt jnnsonderheit
wider alle maß vnd gstallt,
Das jnen noch sol werden leid,
Ein volck jst es on bscheidenheit, (Vierstimmig.)

Ferner findet in der Regel zwischen je zwei Scenen Musik oder Gesang statt. Die Handlung selber wird ein paar Mal mit Musik begleitet, so wird Pilatus unter dem Klang von Pfeifen und Trommeln zum Kaiser geführt. Die Trabanten ziehen mit Pfeifen, Trommeln und Trompeten zum Kapitol. Wenn die Schanddiener das Weib des ermordeten römischen Bürgers herbeigeschleppt haben, so ist am Hofe „Musica und Hoffdantz". Endlich dient die Musik einmal blofs dazu, die Sprechpause auszufüllen, nämlich wenn die Legaten, die nach Syrien ziehen wollen, sich rüsten.

Digitized by Google

Zur Volkskunde.

Die Teilnahme, die sich heutzutage allerorten für Volksüberlieferungen kundgiebt, erfüllt das Herz jedes Kulturfreundes mit inniger Freude. Ein bescheidenes, nicht umfangreiches Wörterbüchlein mit österreichischen Pflanzennamen legte uns kürzlich der Bürgerschullehrer aus Bruck an der Leitha Franz Höfer vor. Ein Teil dieser Namen hat specifisch bayerisch-österreichische Heimatberechtigung, ein anderer nur bayerisch-österreichisches Gepräge. Zu der ersteren Gattung gehören Vulgärnamen, wie z. B. *alti Monahäut,* auch scherzweise *alti Weiberhäut* (lepidium draba L.), *Arschkratzerl, Hötscherln,* die Früchte der rosa canina L., Hiatawermat (artemisia austriaca). Sträufschen dieser Pflanze werden in der Umgebung von Krems auf Stangen gebunden, die man an den Wegen aufrichtet, die zur Zeit der Traubenreife nicht betreten werden dürfen. Auch jeder Weinhüter trägt ein Sträufschen aus Hiatawermat auf dem Hute. Zur anderen Gattung sind Namen zu rechnen wie etwa *Judnkerschn, Kinigskerzen, Himlsfchlissl* u. a.

Dafs Höfer hier und da auch den derben volkstümlichen Ausdruck verzeichnet hat, wie z. B. das Wort *Arschkratzerl,* verdient eher Lob als Tadel, der ihm in dieser Beziehung nicht erspart geblieben ist. Ein solches Büchlein ist ja kein Sittenbüchlein für die Schuljugend, sondern eine Sammlung von Vulgärnamen, die derberen und kräftigeren Bezeichnungen keineswegs aus dem Wege gehen soll; denn gerade solche geben Zeugnis von dem schlichten Sinn des Volkes, der in natürlichen Dingen nichts Unartiges, nichts Unschickliches er-

Digitized by Google

blickt. Viel besser hätte Höfer gethan, wenn er sein Büchlein einer sorgfältigeren Korrektur unterzogen hätte. Es sind wohl nicht übermäfsig viel Druckversehen darin, doch immerhin ein erkleckliches Sümmchen.

Hätte Höfer bei den einzelnen Vulgärnamen auch auf etwaige Sitten und Bräuche geachtet und solche Überlieferungen der Namen in ähnlicher Weise beigefügt, wie das bei Hiatawermat geschehen ist, so wäre der Wert dieses Büchleins ein bedeutend höherer geworden. Bei der rosa canina hätte auf den *Hetscherlberg*, von dem noch niemand zurückgekommen ist, verwiesen werden sollen. In der Oberpfalz kennt man ja einen *Hetschaberg* (Schönwert III, 178). Dr. Henne am Rhyn (Die deutsche Volkssage S. 568) hält den Hetscherlberg für ein volksetymologisches Gebilde, angelehnt an die alte Herka. Das mag sein, aber unrichtig ist die Bemerkung, nach der es heifst, dafs wir Österreicher bei dem Hetscherlberg schwüren. Das thuen wir nicht, sondern wir wünschen nur die Leute dorthin, die wir lieber mit der Ferse als der Zehe sehen. Wo der Hetscherlberg ist, wissen wir auch nicht; nur das ist uns bekannt, dafs auf diesem Berge ein Teich ist, in dem viele Fische, lauter verbannte Geister, sind.

Die Früchte der rosa canina spielen hierzulande im Grabkultus eine grofse Rolle. Fast jedes Grab, gewifs aber das einer „armen“ Seele wird am Allerseelenfeste mit den Früchten des Hagebuttenstrauches auf das zierlichste geschmückt und rund herum damit eingefafst. Von diesen Hetscherlbergen, wer nämlich da eingegangen ist, kommt so wenig zurück, wie einer, der im mythischen Hetscherlberge weilt. Vielleicht decken sich die Begriffe Totenreich und Hetscherlberg. Übrigens ist noch der Umstand von Interesse, dafs das Volk hierzulande von einem, der in Gewahrsam genommen wird, sagt: „er wird eing'hetscherlt.“

Ein anderes niedliches Büchlein danken wir dem Sammeleifer eines Oberösterreichers, dem Schulleiter aus Peuerbach, Alois Gloning, der anderthalb hundert Volkssagen aus dem Erzherzogtume ob der Enns zusammengetragen hat. Was die Einteilung dieser Sagen anlangt, so mufs man freilich gestehen, dafs sie mehr als befremdend ist. Volle Anerkennung aber verdient der Umstand, dafs die meisten Sagen schlicht und

Digitized by Google

volkstümlich einfach, wie eben das Volk spricht, wiedergegeben sind. Von den drachenartigen *Bergstutzen* erfährt man einen neuen Zug, nämlich den, dafs sie auch dem arglosen Wanderer mitten durch das Herz fahren und augenblicklichen Tod bringen, während anderwärts, wie Vernaleken in den Alpensagen meldet, die Bergstutzen den Menschen nicht von freien Stücken angreifen. Wo solche Übereinstimmung herrscht wie bei der *Wetterhexe des Dachsteins* (s. Krainz, Myth. u. Sage Nr. 181) und bei der allgemein bekannten Sage von dem Donauweibchen, hätte es genügt, wenn auf die betreffende Überlieferung verwiesen worden wäre. Sagen aus leicht zugänglichen Sagensammlungen sollten nicht entlehnt werden, am allerwenigsten ohne Angabe der Quelle, wie bei der Sage von dem Donaufürsten geschehen ist, die wörtlich Vernalekens Mythen und Bräuchen entnommen wurde.

Für den Sagenfreund haben die charakteristischen mythischen Gestalten das höchste Interesse. Neben dem *Donaufürsten*, den *Bergstutzen*, dem *Donauweibchen* noch das *Dullweibchen*, das im Dullbach haust und die kleinen Kinder bringt; das *Zuserbeutlein*, ein frauengetauftes Kind in der Schar der Wallfahrer, die am unschuldigen Kindertag nach Marie Schnee in Böhmen gehen; *das böse Weib von der Drachenwand*, mit dem der Teufel durch das Teufelsloch fährt; die *beiden Riesinnen*, Töchter eines Wirtes, die keinen Widerspruch ertragen konnten, die jeden vernichteten, der nicht nach ihrem Geheifs that, und die trotz ihres Reichtumes und ihrer Schönheit unvermählt sterben mufsten.

Oberösterreich hat auch seine Leandersage; es ist die Überlieferung vom Jungfernsprung. Das Gewässer, das das in Liebe glühende Herz in stiller Nachteinsamkeit durchschwamm, wenn tausend Sterne auf der Himmelsdecke prangten, ist der Traunsee; und das Gebäude, von dem das vielverheifsende Licht in das Dunkel der Nacht hinausstrahlte, und wo die Geliebte mit Sehnsucht und Bangen des kühnen Schwimmers täglich harrte, war der Erker des Nonnenklosters zu Traunkirchen.

An die wilde Jagd und den wilden Jäger gemahnt die schauerliche Sage von dem Totenwagen: „es ist ein viereckiger Kasten, rings schwarz verhängt, der nachts zwischen 11 und 12 Uhr dahertobt. Die Räder sprühen Funken, oder statt der

Digitized by Google

rollenden Räder tragen ihn vier Schwarze. Hoch oben sitzt der Leibhaftige, der, eine feurige Geifsel in der Hand, mit näselndem Rufe die Toten antreibt. Sie sind in schwarze Mäntel gehüllt, so dafs nur die blendend weifsen Schädel in die Nacht hinausgrinsen. Aus dem Wagen aber erschallt angstvolles Gestöhn und Gewimmer."

Nun einen Blick zu den Siebenbürger Sachsen! Der vierte Jänner dieses Jahres, der Tag, an dem vor hundert Jahren J. Grimm das Licht der Welt erblickt hat, ist Ursache gewesen, dafs manches treffliche Schriftchen zur Erinnerung und zum Gedächtnis des grofsen Sprachforschers der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Eine der würdigsten Gaben darunter ist das Buch *Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen* (Wien, Karl Gräser, 1885), welches die kleineren Schriften von Josef Halterich in neuer, von J. Wolff besorgter Ausgabe enthält. Dieser, über 500 Seiten umfassende Band von Volksüberlieferungen giebt ein schönes Zeugnis, wie der nach Siebenbürgen vorgeschobene deutsche Bruderstamm seines Nationalbewufstseins bis zur gegenwärtigen Stunde eingedenk ist, wie ihm Sitte und Brauch der Vorfahren heilig gilt und wie er das höchste Gut und schönste Erbe der Väter, die deutsche Sprache, in liebende Obsorge nimmt. Die ganze Volksseele des Siebenbürgersachsen, was sie ahnt und empfindet, spiegelt sich in diesen Blättern rein und unverfälscht ab: Ungefähr ein halbes Hundert launiger Tiermärchen nebst den dazu gehörigen Sprichwörtern und Redensarten, eine erkleckliche Zahl von Überlieferungen, die das Zigeunerleben näher zur Anschauung bringen, sächsischer Volkswitz und Volkshumor, Kinderspiele und Kinderlieder, Märchen von Stiefmüttern, Stief- und Waisenkindern, dann ein vorzügliches Kapitel über die Macht und die Verbreitung des Aberglaubens, eine reichliche Auswahl von Sprichwörtern, Redensarten, Interjektionen, Volksrätseln und Inschriften von Häusern — das alles bildet den Inhalt dieser Volkskunde.

Aus dem reichen Born dieser Volksüberlieferungen sei nur zur besseren Orientierung des Lesers auf folgendes verwiesen: In das Gebiet der Volksetymologie gehört die Bezeichnung *Pfundloch* für Spundloch. *Mitzpuf* ist ein Katzenname, *Schnaderintchen* heifst das Entlein, *Hutzelbein* und *Hipertiperchen* der

Digitized by Google

Frosch, *Wenjwâjeltchen* der Segelfalter und der Schwalbenschwanz, *Härgottischen* der Marienkäfer. Einen eigentümlichen Namen hat Herr Streckfuſs, der Tod, er heiſst *Brotsparer*. Groſs ist die Zahl der Kinderscheuchen. Man kennt da den *Bilibau*, den *Baubau*, *Baguz*, den *Steck in den Sack*, den *Bubusch*, den *Mörlef*, die *Brunnenfrau*, den *Hackenmann*, den *Thut dir nichts*.

Unter den Kinderspielen fällt besonders das *Quadrat* auf, weil es in Mühlbach kaum zehn Jahre her bekannt sein soll. Es ist das Spiel, das Gutsmuths (S. 127) Fuſsscheibenspiel nennt, Rochholz im „Alem. Kindersp." S. 401 mit dem Namen Hoppen bezeichnet und die „Spiele und Reime der Kinder in Österreich" S. 38 als ein „Tempelhupfen" beschreiben.

Welche bezeichnenden und kraftvollen Wörter lernt man nicht in den Sprichwörtern dieses Volksstammes kennen. *Krebsnieser* ist doch ein treffliches Wort für einen Spintisierer. Besser kann man den verdrieſslichen Vetter auch nicht kennzeichnen als mit dem Worte *Karfreitaggesicht*. Trotz und Eigensinn veranschaulicht der Ausdruck „wie eine *Schlittendeichsel* schauen". Und welche Fülle von Kraft und Stärke liegt in dem Worte *Donnerwettergesicht*, womit der Siebenbürger Sachse das Antlitz des Zornesmutigen bezeichnet.

Wer nicht gerne die milde Hand aufthut, wie der Wiener sagt, ist nach österreichischer Überlieferung nicht von *Gebatshausen*. Deutschland hat in dieser Hinsicht sein *Gebingen* und *Nehmingen*, die Schweiz ihr *Gibenach* und Siebenbürgen sein *Schenk*.

In der Stadt und auf dem Lande kennt man in Niederösterreich, ob einer die Spendierhosen anhat, denn das Fremdwort Spendage und Spendagi ist auch da den Bauern bekannt. In Siebenbürgen scheint der Ausdruck nur städtisch zu sein.

Zur bekannten Redensart „ins Gras beiſsen" sei noch bemerkt, daſs in Niederösterreich unter der Kinderwelt das Spiel des Gänstreckelns üblich ist (s. Spiele und Reime der Kinder in Österr. S. 28), bei dem die Toten, das sind die Spieler, welche die Aufgaben des Spieles nicht vollständig zu stande bringen, mit einem Büschchen Gras geschoppt, d. i. gestopft werden, also thatsächlich ins Gras beiſsen müssen. Für Sterben sagt man in Niederösterreich übrigens auch *ins Grab beiſsen*.

Digitized by Google

Nicht mehr rein volkstümlich, aber doch zutreffend in seiner Art ist das Siebenbürger Rätsel: „Welches ist der besonnenste Handwerker?“ — Der Fafsbinder, weil er alles reiflich überlegt und fafslich darstellt.

Wie armselig ist nicht das, was in Lehrbüchern der Erdbeschreibung u. dergl. über die Zigeuner bemerkt ist. Welch lebensvolles Bild giebt diese Volkskunde von dem seltsamen Völklein! Zum Schlusse nur ein paar Striche, damit der Leser auch den ethnographischen Wert dieser Volkskunde kennen lerne:

Schlau waren und sind sie; weder Fleifsige, noch Anstellige, noch Treue, noch Gutmütige, sondern sie sind Schlaue, Verschmitzte, ein schlechtes, aller Ordnung und Zucht abholdes Gesindlein. Man hat sie zu belehren und zu bekehren gesucht, aber sie sind vom Glauben wieder abgefallen; man hat sie Handwerke gelehrt, aber sie haben sie nicht getrieben; man hat ihnen Äcker gegeben, aber sie haben sie nicht besäet; man hat sie zu Soldaten gemacht, aber sie sind davongelaufen.

O die Glücklichen, wie sind sie zu beneiden, dafs, obwohl sie hier 150000 Seelen, also eine respektable Zahl bilden, keine Furcht vor Vergewaltigung und Vernichtung ihrer Nationalität haben! Auch der Kulturdrang, der in den anderen Nationalitäten jetzt so mächtig ist und dem unzufriedenen Sinn immer neue Nahrung bietet, ist ihnen ganz fremd. Denn wer hat je von einem grofsen Gelehrten unter den Zigeunern, von einem grofsen Theologen, Juristen, Mediziner, Sprachforscher, Philosophen, von einem grofsen Feldherrn, Staatsmann gehört? Die weifsen Raben sind gewifs leichter zu finden. Und doch sind die Zigeuner von Natur mit Verstandesgaben wohl versehen; aber die Harmlosigkeit des Gemütslebens ist bei ihnen stärker als der spekulierende und stete Unruhe erzeugende Verstand; daher kommt es, dafs sie ihre irdischen Wünsche, wie sonst nur die Weisesten unter den anderen Völkern, auf das bescheidenste Mafs beschränken.

Hat der Zigeuner zu essen und zu trinken, dafs er satt wird, und kann er dann das dolce far niente geniefsen, in der Sonne liegen und den heiteren Himmel anschauen, so ist seiner Wünsche Ziel erreicht: er ist vollkommen glücklich und zufrieden. Auch sind es nicht Leckerbissen, nach denen sein

Digitized by Google

Gaumen verlangt: Schwarzbrot, Palukes, ranziger Speck und Branntwein genügen ihm vollständig. Ist einer alle sieben Pfingsten einmal so glücklich, statt Branntwein Rosolie (süfsgemachten und rotgefärbten Branntwein) zu trinken, so schwimmt er in Seligkeit und preist grofse Herren und den Kaiser zumal nur darum glücklich, dafs sie in der Lage seien, jeden Morgen Rosolie frühstücken zu können. Und wäre ich Kaiser, sagte einer von ihnen, so wäre nach dem Rosolie das zweite, was ich mir gönnen würde: ich würde auf einer ganzen Fuhre Stroh schlafen, und das dritte wäre: ich würde das Fett mit dem Löffel essen. Aber Kaiser kann er nicht werden, ein gutes Essen und einen guten Trank möchte er dennoch von Zeit zu Zeit haben; nur Arbeit soll es nicht kosten. Da greift er denn, wenn Betteln und Stehlen versagen, zu ganz eigentümlichen Mitteln. Er hält gern sechs bis zwölf Prügel aus für einen tüchtigen Schluck Branntwein, für ein Stück ranzigen Speck und das dazu gehörige Brot. Walachische Knechte machten sich Sonntags oft das Vergnügen, für einige Prügel zwei oder drei Zigeuner zu speisen.

Die Kleidung der Zigeuner, namentlich der ärmsten, der Ziegelmacher, sind Lumpen, gerade hinreichend, die Blöfse zu decken. Die Sommerkleidung ihrer Kinder ist die Adams und Evas vor dem Sündenfall. Es macht sich daher komisch, wenn ein zigeunerisches Familienhaupt bettelnd eine grofse Zahl seiner also gekleideten Kinder vorführt und dabei zusetzt: Én ruházom, ich kleide sie! Doch sieht man zuweilen solche Zigeuner auch bekleidet, und zwar oft blofs mit einem Fetzen von einem Halstuch um den Hals oder mit den Trümmern eines alten Strohhutes oben mit einer Feder geschmückt, stolz einhergehen. Die Zigeunerfrauen lieben das Hochrote und überhaupt kreischende Farben.

Die Arbeit liebt der Zigeuner wie der Hund die Peitsche. „Faul zu sein sei meine Pflicht, diese Pflicht ermüdet nicht!“ ist das Moralprincip der Zigeuner. Seinem Hang zum süfsen Nichtsthun kommt das Talent für die Musik zu statten. Nach den Künstlern unter den Zigeunern, den Musikanten, welche die erste Stufe der Ehre einnehmen, kommen die Schmiede. Dieses Handwerk treiben die meisten; einige beschäftigen sich

Digitized by Google

auch mit Flickschusterei, die Frauen mit Weifsmachen (Häusertünchen); in den Landgemeinden leisten viele auch den kinderarmen sächsischen Familien Hilfe bei den Feldarbeiten im Sommer, wofür sie dann jahraus jahrein ihrem Wirte im Brotkorb liegen.

Die sogenannten wandernden Zigeuner sind in gröberen Holzarbeiten nicht ungeschickt. Löffel, Spindeln, Quirle, Tröge, Körbe sind die Hauptfabrikate.

Das Geschäft der Abdecker und Henker versehen in den Ländern der ungarischen Krone meist Zigeuner, ohne Konkurrenz von seiten der anderen Nationalitäten.

Wahrsagerei in Verbindung mit Diebstahl, Pfiffigkeit und Schelmerei, womit sie gutmütige Naturen übertölpeln, Zank- und Streitsucht und Lärmen, Toben und Gestikulieren dabei, Schimpfen, das sie aus dem Grunde verstehen, Furcht in der Gefahr, Trotz, wenn sie vorüber ist, Scheu vor der Wehrpflicht, so dafs sich mancher selbst verstümmelt, um den Untauglichen beigezählt zu werden, endlich ihre unverwüstliche Heiterkeit, das Hinleben ohne Kummer und Sorge um die grofsen Weltfragen: das sind die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten dieses merkwürdigen Volkes.

Genug. Ein Buch, das so Vielseitiges bietet wie diese Volkskunde, bedarf nicht erst eines Empfehlungsbriefes, wenn es seinen Weg in die weite Welt antritt.

Für die Freunde der Volkssagen und Volksmärchen wird noch der Umstand von Interesse sein, zu vernehmen, dafs die österreichischen Volksmärchen, die vor geraumer Zeit Th. Vernaleken gesammelt und herausgegeben hat, kürzlich in englischer Übersetzung und in prachtvoller Ausgabe von Johnson zu London erschienen sind.

Wien. Franz Branky.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Bibliothek gediegener und lehrreicher Werke der englischen Litteratur. Zum Gebrauche der studierenden Jugend ausgewählt und ausgestattet von Dr. Anton Goebel. Münster, Aschendorff, 1881—1884.

Der hervorragende Schulmann, welcher damit begonnen hat, die bedeutenden Werke der französischen Litteratur unserer Jugend zugänglich zu machen, hat sich durch die grofse Zahl der Nachahmer, welche, das Zeitgemäfse und Zweckdienliche seines Unternehmens erkennend, es zum Teil nach anderen Grundsätzen weiterführten, nicht beirren lassen, seine Veröffentlichungen nach den altbewährten Principien fortzusetzen und sie auf das Gebiet der englischen Litteratur auszudehnen. Diese englische Bibliothek soll an Stelle dürftiger Brocken in jedem Bandchen ein abgerundetes Ganze von klassischem Werte bieten. Alles Frivole und Platte, alles in sittlicher und religiöser Hinsicht Anstöfsige ist ausgeschieden, ebenso alles, was die Gefühle Andersgläubiger verletzen könnte. Die Texte sind ohne Kommentare gegeben; „grammatische und lexikologische Anmerkungen verwirft der Verfasser als unnötigerweise die Schulbücher verteuernd, als nicht blofs überflüssig, sondern auch richtigen pädagogisch-didaktischen Grundsätzen widerstreitend." Ein Verzeichnis der Eigennamen mit knappen Erläuterungen ist jedem Bändchen angehängt.

Es liegen uns elf Bändchen der Sammlung vor: 1) Oliver Goldsmith, Alexander the Great; 2) John Gillies, The Persian Wars; 3) John Gillies, Illustrious Statesmen and Philosophers of Ancient Greece (Lycurgus, Pythagoras, Pericles, Socrates, Plato); 4) David Hume, Alfred the Great. Richard the Lion-hearted; 5) David Hume, William the Conqueror; 6) Edward Gibbon, History of the First and Fourth Crusades; 7) The Autobiography of Benjamin Franklin; 8) Edward Gibbon, History of the Heroes of Old Germany; 9) Jonathan Swift, Gulliver's Travels; 10) Samuel Smiles, Deeds of Heroism; 11) Alexander Pope, The Adventures of Odysseus. Wahrscheinlich sind im Jahre 1884 noch einige Werke hinzugekommen.

Was die Auswahl des Dargebotenen anlangt, so ist zunächst hervorzuheben, dafs der Herausgeber in Band 1—3 und 11 griechische Stoffe in englischem Gewande bietet. Damit hat er der Realschule einen grofsen Dienst erwiesen; denn in dieser ist jeder Hebel, welcher zur Förderung der Kenntnisse im Gebiete des klassischen Altertums, namentlich des griechischen, angesetzt wird, willkommen, da dem Realgymnasiasten wenigstens

Digitized by Google

in die Geschichte und Poesie der Römer vermittelst des Latein einen Blick zu thun gestattet ist. Durch die Lektüre von nicht übertroffenen Werken einer fremden Litteratur, welche sich noch dazu zum Teil an die Darstellung griechischer Autoren anschliefsen, wird der doppelte Zweck erreicht, den Geschichtsunterricht zu beleben und die Sprachkenntnisse zu mehren. Somit werden die in Band 1—3 dargebotenen Werke gewifs allerseits freudig aufgenommen werden. Anders dürfte sich dies mit dem Teile aus Popes Odyssee-Übersetzung verhalten, welche wir, die Landsleute Heinrich Vofs', nicht von dem Standpunkte Samuel Johnsons aus beurteilen dürfen. Die Popesche Bearbeitung hat nichts von der einfachen Gröfse Homers und erscheint nicht geeignet, den Teil der deutschen Jugend, welcher durch seine Bildung vom Genufs der griechischen Dichtung ausgeschlossen ist, den Geist derselben ahnen zu lassen. Bd. 4—8 werden Lehrende und Lernende freudig begrüfsen, ebenso Bd. 10 (Deeds of Heroism by S. Smiles), aus welchem die Jugend Begeisterung für Edles und Grofses in der Geschichte schöpfen wird, wenn auch der historische Blick des Autors, sobald er sich über das ethische Gebiet hinaus verliert, sehr stark den Insulaner verrät, welcher als Standpunkt für seine geschichtlichen Beobachtungen nur sein stolzes Albion kennt, this happy breed of men, this little world, this precious stone set in the silver sea. So heifst es z. B. auf S. 50 und 51: Power and Commerce generally go together. When a country loses its commerce, it loses its power. The one depends upon the other ... In Canada, North America, New Zealand, the Cape of Good Hope, the Isles of India, the English language is spoken; and in another century it will be the most widely spoken language throughout the world (!). — In Gulliver's Travels ist eine bedeutende Purifizierung nötig gewesen, um sie der studierenden Jugend bieten zu können. Ohne Kommentar sind sie nicht lesbar; da sie aber zur Lektüre in der Klasse, wo der Lehrer die Erklärungen zu liefern hätte, schwerlich geeignet gefunden werden, so wäre hier wohl von dem Grundsatze, keinen fortlaufenden Kommentar zu bieten, abzuweichen gewesen.

Meistens ist eine knappe Biographie des betreffenden Autors dem Werke vorausgeschickt oder in den Anmerkungen gegeben. Von der alphabetischen Anordnung der letzteren ist in Bd. 9 abgewichen, wohl deshalb, weil dort auch grammatische Bemerkungen gegeben werden.

An unbedeutenden, in anderen Besprechungen dieser Veröffentlichungen noch nicht erwähnten Druckfehlern oder orthographischen Eigentümlichkeiten ist uns folgendes aufgefallen: X, 34, Zeile 10 v. u. to civilise; VIII, 13, Z. 14 v. o. convesation; S. 20, Z. 7 v. o. *te* time, Z. 4 v. u. the countenan*ce* were; S. 62, Z. 8 v. u. opinio*us*; S. 108, Z. 6 v. u. *an* heavy train; S. 112, Z. 16 v. o. *an* universal ardour. Zu S. 107 Anm. fehlt zu Verina die Bemerkung im Register.

VIII, S. 75 ist — wohl in zu peinlicher Wahrung des oben erwähnten Princips — im Gibbonschen Texte eine Stelle über die Vergewaltigung römischer Frauen gestrichen, in der ein edler Zug erzählt wird, welcher wahrscheinlich F. Dahn in seiner Felicitas vorgeschwebt hat.

In einer der bereits erschienenen Besprechungen dieser Publikationen ist der Wunsch geäufsert worden, dafs jedem Bändchen ein Lexikon beigefügt werden möchte, damit die Schüler entlastet würden. Diesem Wunsche vermögen wir uns nicht anzuschliefsen, zunächst aus den gegen Specialwörterbücher sprechenden Gründen, welche eines erneuten Vortrages wohl nicht bedürfen; sodann aus Rücksicht auf den Preis der einzelnen Bändchen, welcher jetzt so billig gestellt ist (40 bis 50 Pf. pro Band), dafs die Beschaffung jedem ermöglicht wird, während eine nicht unbedeutende Erhöhung desselben bei Erfüllung jenes Wunsches unerläfslich sein würde. Wohl aber würden auch wir die Bezeichnung der Aussprache der Eigennamen im Register für recht zweckmäfsig halten.

Digitized by Google

Wir wünschen dem gediegenen, das Studium der englischen Sprache und Litteratur fördernden Unternehmen den besten Erfolg.

Lichterfelde. E. Gerlach.

Lehrgang der französischen Sprache. Herausgegeben von Dr. Heinrich Löwe, Oberlehrer am Herzogl. Realgymnasium zu Bernburg. Teil I: Lehr-, Sprech- und Lesestoff zu einem naturgemäfsen Unterricht in den beiden ersten Jahren (Quinta und Quarta). Berlin, Friedberg & Mode, 1885. 258 S. Mk. 1,80.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat seine Ansichten über den Anfangsunterricht im Französischen auf der letzten Philologenversammlung in Dessau ausführlich in einem Vortrage dargelegt, der bei Friedberg & Mode im Druck erschienen ist. Am Schlufs desselben wurde von der Versammlung einstimmig folgende These angenommen: „Im französischen (wie im englischen) Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts zu machen und die Grammatik zunächst immer induktiv zu behandeln.“ Ich bin ein eifriger Anhänger dieser Methode und kann im allgemeinen der Art und Weise, wie Löwe dieselbe durchgeführt wissen will, vollkommen zustimmen, besonders hebe ich die Sprechübungen, die er von Anfang an im Anschlufs an die Lesestücke anstellte, lobend hervor. Leider kann ich mich in einem Punkte nicht mit ihm einverstanden erklären. Er bringt in seinem Lehrbuche keinen einzigen deutschen Satz zum Übersetzen ins Französische. Er will diese Übung nicht etwa aus der Welt schaffen, — es giebt ja Fanatiker, die jede Übersetzung aus dem Deutschen in eine fremde Sprache überhaupt verdammen — er hält es nur nicht für nötig, dafs ein Lehrbuch dergleichen Übungen enthält. Er sagt in der Vorrede zu seinem Buche darüber: „Die gänzlich fehlenden deutschen Übungsstücke werden viel wirksamer übersetzt durch mündliche und schriftliche Rückübersetzungen, sowie durch Auswendiglernen des Gelesenen. Auch den Minderbegabten ist es auf diese Weise möglich, dem Unterrichte zu folgen; die Extemporalnot wird wesentlich gelindert, während Nachhilfe leichter und wirksamer ist. Daraus folgt eine nicht unwesentliche Entlastung des Schülers und des Lehrers; die häusliche Arbeitskraft des Schülers wird nur wenig in Anspruch genommen.“ Bei solchen Rückübersetzungen kann es sich doch nicht nur darum handeln, dafs dem Schüler der deutsche Text des Stückes gesagt wird und dieser das Gelesene resp. Auswendiggelernte hersagt, sondern der Text mufs mehr oder weniger variiert werden; ja, viel wichtiger und fruchtbringender sind vollkommen neue Sätze, die aus dem gelernten Sprachstoff gebildet werden. Durch das Fehlen solcher Sätze versetzt Löwe den Lehrer in die Lage, sich selbst ein vollständiges Übungsbuch für seine Stunde ausarbeiten zu müssen, was man doch schliefslich keine Entlastung des Lehrers nennen kann. Doch dies könnte ja geschehen; aber auch für den Schüler ist das Fehlen dieser Übungen keine Erleichterung, besonders für den Minderbegabten. Gerade dem letzteren wird es daran liegen, dafs er sich zu Hause auf diese Übungen präparieren kann, um die Zufriedenheit des Lehrers zu erringen. Dies könnte er aber nur, wenn der Lehrer die deutschen Sätze, resp. die umgearbeiteten Stücke diktierte, was sehr zeitraubend wäre. Man pflegt ja öfter für die sogen. Exercitien den Schülern den deutschen Text zu diktieren, doch können diese mit den Extemporalien abwechselnden Übungen nicht die einzige Gelegenheit zu schriftlichen Übersetzungen bilden. Wir dürfen doch nicht vergessen, welche Ziele z. B. das Realgymnasium hat. Der Schüler mufs im Abiturientenexamen einen ihm unbekannten Text schriftlich aus dem

Digitized by Google

Deutschen in das Französische übersetzen können. Wie soll er dazu im stande sein, wenn der Unterricht nicht von Anfang an darauf eingerichtet ist? Es ist deshalb nicht nötig, dafs derartige Übungen den Mittelpunkt des Unterrichts bilden, wie dies heute zum Teil noch der Fall ist, sie dürfen aber nicht ganz verschwinden, wenn sie auch auf das geringste Mafs reduziert werden. Ich hätte es aus diesem Grunde für sehr wünschenswert gehalten, dafs auch Löwe in seinem Buche derartige Übungssätze resp. zusammenhängende Stücke gegeben hätte. In dieser Beziehung kenne ich kein besseres Buch als die Elementargrammatik von Plattner. Derselbe bringt im Anschlufs an jedes Lesestück eine grofse Anzahl deutscher Sätze, und, was das Beste ist, jedes Stück ist zur Retroversion derartig umgearbeitet, dafs der Schüler mit dem erlernten Sprachstoff ohne grofse Schwierigkeit das Stück übersetzen kann und dabei etwas Selbständiges leistet. Das Plattnersche Buch ist daher in dieser Hinsicht dem Löweschen bei weitem vorzuziehen; leider hat das erstere den Mangel, dafs die französischen Stücke oft zu schwer für den Anfänger sind.

Ich gehe nach diesen allgemeinen Bemerkungen im einzelnen auf das Buch näher ein. Den ersten Teil desselben bildet eine kurzgefafste Grammatik. Sie behandelt auf 50 Seiten Aussprache und Formenlehre und ist zum Auswendiglernen bestimmt. Sie hält im allgemeinen das richtige Mafs dessen inne, was ein Quartaner nach zweijährigem Unterricht an Formen und Regeln fest beherrschen mufs. Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. Unter den verschiedenen Lauten des e vermisse ich das sogenannte stumme e. Löwe nennt nur offenes, geschlossenes und dumpfes e. Will er das e in rue, emploierai, maniement als dumpfes e bezeichnen? Für die Nasallaute hat er die vortrefflichen Bezeichnungen ã, ä̃, õ, ö̃, welche dem Schüler ein deutliches Bild davon geben, dafs er es mit einem einzigen Laute zu thun hat. Leider nimmt er dem Schüler wieder diese Vorstellung, indem er in Klammer ang, äng, ong und öng dahintersetzt; solche Darstellungen verführen diesen geradezu, den Nasallaut schlecht auszusprechen. — Die Regel über das h aspirée ist nicht klar genug für einen Quintaner. Die Regel über die Stellung des Adjektivs ist für ihn gar nicht zu gebrauchen. Dieselbe lautet: „Wenn das Eigenschaftswort betont oder hervorgehoben werden soll, so tritt es hinter das zugehörige Hauptwort.“ Was macht ein Schüler der unteren Klassen damit? Nach meiner Erfahrung kann man diesem vorläufig nur sagen: Du stellst das Adjektiv hinter das Substantiv: 1) wenn es länger ist als das Substantiv, 2) wenn es ein adjektivischer Völkername ist, 3) wenn es dir besonders gesagt wird. Alles übrige geht über seinen Horizont hinaus. — In Bezug auf die Aussprache der Zahlen 5 bis 10 sagt Löwe: „Der Endkonsonant lautet, wenn diese Zahlen allein stehen; sonst auch wenn sie mit dem folgenden Worte gebunden werden.“ (Dieselbe Regel giebt übrigens auch Plattner in seinem oben erwähnten Buche.) Was heifst allein stehen? In vingt-cinq z. B. steht cinq nicht allein, und trotzdem lautet das q. Bei dix-huit und dix-neuf hätte die Aussprache des x erwähnt werden können; ebenso vermisse ich bei cent un die Bemerkung, dafs t nicht gebunden wird. In dem Verzeichnis der Fürwörter fehlt das zurückbezügliche. Die Regel über den Gebrauch des interrogativen lequel ist für den Anfänger unklar. Die kurze Regel über den Unterschied zwischen dem Imperfektum und dem historischen Perfektum könnte anders gefafst sein. Sie lautet: „Das französische Imperfekt läfst sich mit ‚pflegen‘ umschreiben, das historische Perfekt antwortet auf die Frage ‚Was geschah?‘ und verträgt den Zusatz ‚alsdann‘.“ Ich glaube, es ist für die Praxis eines Quartaners vorteilhaft und er wird weniger Fehler machen, wenn man ihm vorläufig sagt: Das deutsche Imperfektum wird durch das historische Perfektum übersetzt auf die Frage: Was geschah dann? Sonst gebraucht man das Imperfektum. Die Umschreibung des Imperfektums mit „pflegen“ ist doch nur ein ganz besonderer Fall, nach

Digitized by Google

der Regel müfste der Schüler denken, dies wäre immer möglich. — Zum Paradigma für die erste Konjugation hat Löwe wie die meisten seiner Vorgänger aimer genommen, das ich wegen der verschiedenen Aussprache des ai in betonter und unbetonter Silbe nicht für genügend halte. Sehr zu loben ist, dafs der Verfasser nur von drei regelmäfsigen Konjugationen spricht. Das Verzeichnis der gebräuchlichsten unregelmäfsigen Verben, das den Schlufs der Grammatik bildet, ist übersichtlich und praktisch.

Auf die Grammatik folgt das Lesebuch. Der Sprechstoff für Quinta enthält 30, der für Quarta 80 Seiten. Die Auswahl der Stücke ist im allgemeinen gut. Das Buch zeichnet sich in dieser Beziehung vor allen anderen Lesebüchern für die unteren Klassen durch Einfachheit des Inhalts und des Ausdrucks aus. Es enthält: Anschauliches, Histörchen, Biblisches, Fabeln, Mythologisches, Geschichtliches, Naturgeschichtliches, Briefe, Poetisches, Rätsel und Sinnsprüche. Der Sprachstoff geht in beiden Abteilungen von der Umgebung des Schülers aus: eine Reihe von Sätzen behandeln die Schule, die Familie, den menschlichen Körper, das Haus, die Stadt, das Dorf. Einige Sätze erinnern etwas an Ollendorf, z. B. les maîtres sont justes. Pendant les leçons le bon élève pose les mains sur la table. Nous marchons convenablement, nous nous comportons bien dans les rues et nous ne jouons pas avec les polissons. Eine Anzahl von Stücken hat Löwe aus der Bibel entnommen. Ich halte dieselben für ungeeignet, da ihr Stil an vielen Stellen zu altertümlich ist, als dafs er dem Anfangsunterricht zu Grunde gelegt werden könnte. Löwe hat hierbei nicht einmal die neueste französische Bibelübersetzung benutzt, die dem modernen Sprachgebrauch Rechnung trägt. Dies zeigt sich z. B. in folgenden Sätzen: Et le Seigneur fit tomber un profond sommeil sur Adam, et *il* (?) s'endormit. In der französischen Bibel, die ich besitze, steht: qui s'endormit. Ferner: Et Dieu prit une de *ses* (?) côtes et resserra la chair *dans* la place *de cette côte.* David prit un bâton *en* sa main, *et* se choisit *du* torrent cinq cailloux bien unis, et les mit dans sa *mallette* de berger *qu'il avait.* Il en frappa le Philistin *au front*, tellement que la pierre s'enfonça *dans son front.* Joseph *songea* un songe, et le *récita* à ses frères. Auch in den Stücken anderer Gattungen finden sich bisweilen stilistische Ungenauigkeiten und inkorrekte Ausdrücke, z. B. p. 63: Le renard et le raisin, richtiger les raisins; p. 68: Ce guerrier arrivait *lorsque* le roi de G. venait de déclarer; p. 87: les âtres des cuisines; in den Küchen hat man keine âtres, sondern fourneaux; die ersteren finden sich wohl nur noch auf dem Lande; p. 133: se consolait *par la vertu* de l'injustice de sa patrie.

Zu dem Sprachstoff für Quinta finden sich ausführliche Präparationen, mit deren Hilfe der Schüler die Lesestücke ohne Schwierigkeit verstehen kann; auf die Stücke der zweiten Abteilung hat sich dieser vermittelst eines Wörterbuches zu präparieren, das den Schlufs des Buches bildet. Die in demselben gebrauchte Aussprachebezeichnung läfst zu wünschen übrig; so wird das offene o immer mit ò bezeichnet, gleichviel ob es lang oder kurz ist, ŏ für das letztere wäre deutlicher gewesen. Auch einige Fehler finden sich. Anglais und Angleterre sollen gesprochen werden: ã-lä und â-lé-tär. Lautet etwa das g nicht? Hinter Mahomet findet sich et = é anstatt è; hinter distinct steht: f-ãk anstatt ãkt. Bei distinction vermisse ich die Aussprachebezeichnung; der Schüler ist geneigt, das c nicht auszusprechen; ebenso wäre eine solche bei abbage, anecdote, sculpteur, Vosges wünschenswert gewesen. Monsieur soll mit offenem o gesprochen werden, während doch thatsächlich alle gebildeten Franzosen das Wort mit dumpfem e sprechen. Ich sehe nicht ein, warum wir unseren Schülern eine andere Aussprache beibringen sollen, die sich nur in Wörterbüchern findet, und die ich höchstens von Bauern gehört habe.

Die Ausstattung des Buches ist gut, doch haben sich manche Druckfehler eingeschlichen. Zunächst finden sich mehrere Accentfehler: p. 68

Digitized by Google

Thébes für Thèbes, p. 70 delices für délices, p. 90 èdificer, dèlicat für édifice, délicat. Der Accent über den grofsen Buchstaben fällt wohl besser weg; in Frankreich wird er weder geschrieben noch gedruckt, und dieser Gebrauch ist doch wohl auch für uns mafsgebend. Ferner sind zu erwähnen: p. 64 leur für leurs, p. 67 Hippolite für Hippolyte, p. 87 différents für différentes, p. 161 gros für grosse, p. 167 merveilles für merveille, p. 232 exacte für exact, p. 234 pied für pieds, p. 248 drêtre für prêtre.

Abgesehen von diesen Mängeln, die in einer folgenden Auflage leicht zu beseitigen sind, halte ich das Lesebuch für vortrefflich. Doch fürchte ich, dafs das Werk als „Lehrbuch", das dem Unterricht ausschliefslich zu Grunde gelegt wird, wegen seines Mangels an deutschen Übungsstücken unter den Fachgenossen nicht viel Anhänger finden wird.

Berlin. Dr. Ernst Gropp.

Éléments de grammaire française à l'usage de l'enseignement moyen, par J. Delbœuf, professeur de langues anciennes à l'université de Liège et à l'école normale des humanités, et L. Rœrsch, professeur de langues anciennes et de grammaire générale aux mêmes établissements.

Das Büchlein gehört zu den bemerkenswerten Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen Litteratur Belgiens und verdient wohl den besseren Schriften der Art an die Seite gestellt zu werden. Es beruht durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage, wenn die Verfasser sich auch durchgängig sprachvergleichender und sprachgeschichtlicher Erläuterungen enthalten. Die Gruppierung des Stoffes, die Begriffsbestimmungen und die Fassung der Regeln sind teilweise originell, meist klar und treffend; sie eröffnen zugleich dem Kundigen vielfache Aussicht auf das Gebiet der Sprachgeschichte und bieten so wohl öfters Anhaltspunkte zu etwaigen historischen Erläuterungen, welche in einigen wenigen Fällen die Verf. selbst hinzufügen. Damit scheint dem Ref. allerdings nicht genug gethan. Dafs die für die höhere Mittelschule bestimmte Grammatik der Muttersprache einen Einblick in deren geschichtliche Entwickelung gewähre, ist eine Forderung, die sich wohl auch in Belgien nicht lange mehr abweisen läfst. Ein Buch, welches die Aufgabe in der Weise löste, wie etwa die deutschen Schulgrammatiken von Hoffmann, Bauer, oder der zweite Teil der von Wilmanns würde wohl bald dem dort noch ziemlich allgemein herrschenden Vorurteile ein Ende machen, als ob jede Verwertung der Resultate der historischen Sprachwissenschaft im Schulunterricht von Übel sei; würde zeigen, dafs dieselben im Gegenteile das trefflichste Bildungsmittel für die Jugend abgeben. Es ist zu bedauern, dafs die Verfasser sich dieser schönen Aufgabe entziehen zu müssen glaubten, „pour ne pas nuire au caractère élémentaire de l'œuvre", wie es in der Vorrede heifst: als ob solche an der richtigen Stelle und in geeigneter Form angebrachte Erläuterungen auf Grundlage der historischen Grammatik nicht recht geeignet wären, das Verständnis der sprachlichen Erscheinungen bei dem Schüler zu fördern, das Sprachgefühl zu wecken; als ob solche Erläuterungen dem elementaren Charakter des Buches entgegen wären, als ziemlich eingehende begriffliche Erörterungen, vor denen die Verfasser doch (und mit Recht) nicht zurückgeschreckt sind. Die wenigen Stellen übrigens, wo dennoch vorhandene Erscheinungen durch Hinweis auf die geschichtliche Entwickelung erklärt werden, beweisen zur Genüge die Zweckmäfsigkeit solchen Verfahrens. Leider ist das Gebotene für die höhere Mittelschule, für die das Buch doch auch bestimmt ist, durchaus unzureichend.

Die als notions préliminaires eingeführte kurze Lautlehre gehört entschieden zu den besten Teilen des Buches. Von dem gesprochenen Laute

Digitized by Google

ausgehend entwickelt sie dessen graphische Darstellung in durchaus faſslicher Weise. Hervorzuheben ist die Erklärung des Doppellautes, welcher nach den Verfassern durch Verbindung eines Vokals mit voranstehendem oder folgendem Halbvokal zu einer Silbe entsteht. Noch über einige Punkte möchte man Einsprache erheben: so wenn e in ferai und aime in gleicher Weise als stummes e bezeichnet wird; wenn deutsches w mit dem niederländischen w und dem französischen Halbvokal in oi = *w*a oder in douane = d*w*ane identifiziert wird.

In der Wortlehre ist die schon angedeutete Klarheit und Richtigkeit, mitunter Originalität der begrifflichen Entwickelungen hervorzuheben. Hier und da möchte wohl der praktische Schulmann Einsprache erheben: so etwa bei der allerdings ganz originell gefaſsten (im wesentlichen auf die Heysesche hinauskommenden) Definition des Artikels: sicher scheint dem Ref., daſs die historische Entwickelung der Bedeutung dieses Redeteiles dem Schüler faſslicher und belehrender wäre als jene begriffliche Erörterung, so treffend dieselbe auch an sich sein mag.

Anerkennung verdient auch die Umsicht, mit der fast überall in den klaren und bündigen Regeln das Wesentliche aus der Wortlehre mitgeteilt wird. Hervorzuheben ist z. B. in dieser Hinsicht die Einteilung und Pluralbildung der Substantiva, die Motivierung und Darstellung der Umwandlung der Adjektiva, die Erläuterung der Konjugationsformen, die durchaus übersichtliche Zusammenstellung der unregelmäſsigen Verba u. a.

Dasselbe gilt von dem dritten Teile, der Satzlehre. In übersichtlicher, streng logischer Anordnung und klarer Fassung ist wohl auch hier alles zusammengetragen, was in die Schule gehört. Einzelne Kapitel dieses Teiles können als musterhaft bezeichnet werden. Zu den besten zähle ich die Erörterung der Satzteile und der verschiedenen Arten einfacher Sätze (140 bis 148), das Kapitel von dem Gebrauche des Artikels (157 bis 159), das von der Übereinstimmung des participe passé (200 bis 204), das vom Gebrauch der Zeitformen u. a.

Irrtümer sind dem Ref. in diesem Teile nicht aufgestoſsen.

Helene Lange, Précis de l'histoire de la littérature française. Berlin, L. Öhmigke, 1885. 138 S. 8. Mk. 1,10.

Der Gedanke, der die Verfasserin zu ihrer Arbeit angeregt hat, ist ein guter und ihr Büchlein durchaus kein überflüssiges. Seit langer Zeit schon fehlte es an einem Werke, das der Jugend unserer Schulen einen leicht übersichtlichen und gut geordneten Stoff über französische Litteratur bot. Daher wäre das Erscheinen des vorliegenden Buches mit Freude zu begrüſsen (um so mehr, da es verständig und zweckmäſsig eingerichtet ist), wenn die Verfasserin nicht den unglücklichen Drang, ihr Buch in französischer Sprache zu schreiben, gehabt hätte.

Die Sprache ist für eine Fremde sehr gut, allein sie kann unmöglich als Muster gegeben werden; es ist aber das eine Forderung, die man an jedes Schulbuch zu stellen verpflichtet ist, wenn man es mit seinem Lebensberufe ernst nimmt. Die Verfasserin hat Französisch fleiſsig getrieben, denn in den 138 Seiten ist nicht ein einziger Particip-Fehler und nur ein Subjonctif-Fehler (S. 64, es muſs dort heiſsen: Il est presque le seul ... qui *n'ait eu* aucune part, etc.). Dies genügt aber noch lange nicht, denn in diesem Buche wimmelt es an Germanismen (S. 27, 47, 54, 57, 96, 100 etc.), an Solecismen (S. 14, 24, 57, 66, 96, 97), an falschen Wendungen oder Stellungen des Adverbs oder adverbialen Zusatzes (S. 10, 18, 20, 29, 30, 31 etc.), an illogischen Zusammensetzungen oder Gedanken gar (S. 10,

Digitized by Google

11, 21, 31, 33, 43 etc.), an Fällen des Doppelsinnes, durch die falsche Anwendung des Fürwortes oder der Inversion hervorgerufen (S. 29, 54, 60, 79, 82, 102 etc.). Geradezu komisch sind: Une épopée dont les héros sont des animaux (S. 16); une compression admirable des évènements (S. 33); le vieil Horace s'emporte (S. 36); Malherbe proscrivit en vers l'hiatus (S. 29) statt „l'hiatus dans les vers" u. a. m. Dann sagt uns die Verfasserin (S. 75), daſs Voltaire zweimal in der Bastille eingeschlossen worden ist, einmal „plus d'une année", das zweite Mal „six mois", während wir doch wissen, daſs Voltaire das erste Mal nur 10 Monate und 25 Tage, vom 17. Mai 1717 bis 11. April 1718, und das zweite Mal wiederum nur 15 Tage, vom 17. April bis 2. Mai 1726, in dem Gefängnisse geblieben ist. Ich war auch sehr erstaunt zu erfahren, daſs man unrecht hat (S. 85: On supposa, mais à toit, . . .) zu glauben, daſs J. J. Rousseau sich selbst das Leben genommen habe, während die besten Werke die Sache für unerklärt und unbestimmt halten. An Ungenauigkeiten fehlt es überhaupt in diesem Buche nicht (S. 13, 31, 37, 42, 55, 76 etc.). Über die litterarischen Ansichten der Verfasserin will ich hier nicht sprechen, es hat ja ein Jeder seine Meinung. Ich muſs aber doch ihr Urteil über J. J. Rousseau und A. de Musset anführen: (S. 89) En tout cas „Rousseau a fait réfléchir le monde et opéré quelques réformes salutaires". S. 118: „A. de Musset avait tout ce qu'il fallait pour devenir un poète de premier ordre, mais." Danach wäre das Verdienst Rousseaus um die Menschheit doch zu sehr geschmälert, und Musset, der wirklich groſse Dichter, würde nur ein Dichter de deuxième oder gar de troisième ordre sein.

Nach alledem muſs ich sagen: Die Verfasserin würde etwas für Schulen recht Passendes und in manchem Gelungenes herausgegeben haben, wenn sie nicht ihr Buch französisch geschrieben hätte. Sollte eine zweite Ausgabe nötig werden, so wird die Verfasserin gut thun, ihr Werk deutsch umzuschreiben oder es von einem seine Sprache vollkommen beherrschenden und gewissenhaft korrigierenden Franzosen durchsehen zu lassen.

Berlin. Louis Feller.

Phèdre, tragédie par Racine. Erklärt von H. Kirschstein, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Marienburg. 94 Seiten. Berlin, Weidmann.

Eine treffliche Ausgabe dieses schönsten aller Werke Racines, auf das die Franzosen stolz sind, in dessen Titelrolle Adrienne Lecouvreur und die Rachel glänzten, und dem auch Schiller durch seine, eine gewisse Hingabe an das Original nicht verkennen lassende Übersetzung den Tribut der Anerkennung gezollt hat. In der Einleitung dieser Ausgabe wird neben einer ausführlichen Analyse des Inhalts auch eine kurze, unparteiische Würdigung der antiken Phädra und der des Racine gegeben. Der Schwerpunkt liegt in den Anmerkungen, die gehaltvoll sind und der poetischen Diktion, insbesondere den Tropen eingehende Aufmerksamkeit schenken. Nur wenige Zusätze seien im Folgenden gemacht.

V. 6 konnte bei Besprechung der Synekdoche tête für homme auch des Eingangsverses der Antigone des Sophokles gedacht werden: *ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα.*

V. 122: Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule? Diese Worte bedurften um so mehr einer kurzen Note, als Schiller dieselben unrichtig wiedergegeben hat („kann man sich auf der Bahn des Herkules verirren?"). Littré sagt: s'égarer sur les traces d'H. = suivre l'exemple d'H.

Digitized by Google

V. 395. Die Anmerkung über Reime wie fils : avis hätte bereits bei V. 80 (punis : Sinis) gegeben werden sollen.

V. 437: Non que, par les yeux seuls lâchement enchantée, J'aime en lui sa beauté etc. Die Bemerkung: „Ein Komma hinter que zu setzen ist falsch: non que — enchantée nicht als ob ich mich hätte bezaubern lassen" erweckt den Glauben, als wäre hier je sois zu ergänzen: non que je sois enchantée. Offenbar jedoch ist j'aime das von non que abhängige Verb, enchantée aber das Attribut zu je, ein Komma hinter que also nicht falsch.

V. 556. In der Anmerkung: „moi un captif étrange qui ne sais le langage de l'amour" darf doch wohl pas nach sais nicht fehlen.

V. 709: Ou si d'un sang trop vil ta main serait trempée etc. Die Erklärung dieser wegen des Konditionalis nach si in der Grammatik zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Stelle durch die Bemerkung: „Das Conditionnel nach si deutet hier auf eine versteckte Bedingung (si tu frappais)" ist nicht recht verständlich, wenigstens nicht in dieser unvollständigen Fassung. Auch mit der Schmitzschen Erklärung: „Ausdruck der unsicheren Behauptung" (S. 219) ist nicht viel anzufangen. Wir haben hier offenbar eine Vermischung **zweier** verschiedener konditionaler Perioden, deren eine der anderen subordiniert ist. Vollständig ausgeführt müfste der Satz lauten: ou prête-moi ton épée, *si tu crois* que ta main serait trempée d'un sang trop vil, *si tu frappais*. Es hat hier also eine Zusammenziehung des ersten durch si und des durch que eingeleiteten Satzes, d. h. des Nebensatzes der ersten und des (ursprünglichen) Hauptsatzes der zweiten hypothetischen Periode stattgefunden. Ganz analog läfst sich die bekannte Stelle Mol. Av. III, 11 erklären: J'ai à vous dire que les choses sont fort égales, et que, *si vous auriez* de la répugnance à me voir votre belle-mère, je n'en aurais pas moins à vous voir mon beau-fils = *si vous dites* que vous auriez de la répugnance *si vous me voyiez votre belle-mère*, j'ai à vous dire que je n'en aurais pas moins, si je vous voyais mon beau-fils. Man sieht auch, dafs die Ergänzungen zum ersten si (tu crois, vous dites) nicht willkürlich gewählt sind, sondern sich aus dem Satze von selbst ergeben (Rac. 707: si tu le crois indigne de tes coups).

V. 843: Le cœur gros de soupirs etc. In der Note steht: „Zur Verdeutlichung des Sinnes von le cœur gros denke man zwischen Substantiv und Adjektiv étant: während mein Herz schwer ist." Ist es nicht viel einfacher, statt des Accus. absol. die konjunkte Participialkonstruktion anzunehmen und ayant statt étant zu ergänzen? Cf.: il a le cœur franc, la mémoire sûre etc.

V. 968. In der Note mufs es doch wohl heifsen: par lesquels statt par qui.

V. 1162. In der Anmerkung steht: „Entrailles kühner poetischer Ausdruck für Herz, Mitleid." Das qu. Wort kommt in dieser Bedeutung auch sonst, z. B. in Voltaires Briefen vor.

V. 1379: Mais n'étant point unis par un lien si doux, Me puis-je avec honneur dérober avec vous? Die Note sagt: „Unis für comme nous ne sommes point unis, kühne Syllepse, da sich unis nur auf ein zu ergänzendes Subjekt im Plur. beziehen kann." Es erscheint einfacher, statt der Syllepse einen Accus. absol. anzunehmen, dessen Subjekt (nous) weggelassen ist: nous n'étant point unis.

An Druckfehlern sind zu erwähnen: in der Einleitung: S. 3 Interesse; auf. S. 10 gewissenlosen. S. 11 Statue. S. 12 scheint. S. 17, Anm. 11 il n'y a rien. S. 20, Anm. 53 Racine: il. — Im Texte: V. 20 amours. V. 124 seriez-vous. V. 193 obscure. V. 234 reçue. V. 435 ist die Verszahl in 435 zu verbessern. V. 453 c'est. V. 541 vous. V. 621 protège. V. 631 amour. V. 702 Thésée. V. 744 a. V. 934 a. V. 1074 à. V. 1168 a. V. 1377 quels. V. 1418 heureux. — In den Anmerkungen: zu V. 124 thut.

Digitized by Google

Zu V. 164 verlangtest. Zu V. 421 postérité. Zu V. 456 yeux. Zu V. 460 orgueilleux. Zu V. 822 orgueilleux. Zu V. 937 à. Zu V. 961 Theseus. Zu V. 1156 befahl. Zu V. 1304 Ὀλύμπια. Zu V. 1324 Gräueln. Zu V. 1570 bekennt.

Zittau. R. Scherffig.

James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais. Heidelberg, Winters Univ.-Buchhdlg.

Dieses praktische Büchlein, welches auch in England viel gebraucht wird, erscheint soeben in einer achten, sehr verbesserten Auflage, die sich zugleich durch Schönheit der Ausstattung vorteilhaft auszeichnet. Das Ganze zerfällt in sechs Teile, deren erster dem Schulunterrichte gewidmet ist und die Regeln der Grammatik durch Beispiele erläutert; es folgen sodann Gespräche über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens und schliefsen sich daran Musterbriefe, eine gute Sammlung von Sprichwörtern und ein treffliches Vokabular. Namentlich Reisenden dürfte das Buch sehr nützlich sein.

1) Campagne de 1806—1807. (Aus Histoire de Napoléon Ier par P. Lanfrey.) Für den Schulgebrauch erklärt von J. V. Sarrazin. Leipzig, Renger.

2) Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Sarrazin. Leipzig u. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

3) Tableaux ethnographiques et géographiques. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. J. Baumgarten. Kassel, Th. Kay.

4) Ausgewählte französische Kanzelreden. (Bossuet, Fléchier, Marsillon.) Erklärt von A. Krefsner. Leipzig, Renger.

Unter der Menge von Materialien für die französische Schullektüre, womit der Büchermarkt jetzt förmlich überschwemmt wird, zeichnen sich die vorstehend genannten vier Hefte sehr vorteilhaft aus. Man sieht sofort, dafs man es nicht mit der gewöhnlichen Fabrikarbeit zu thun hat, dafs die Herausgeber tüchtige Schulmänner sind und ihrer Aufgabe gewachsen, und deshalb nicht nötig haben, aus Grammatiken und synonymischen Wörterbüchern ihre Anmerkungen auszuschreiben. Mit ganz besonderem Interesse hat Ref. die beiden Arbeiten des Herrn Sarrazin gelesen und findet namentlich die Auswahl der 50 Lieder von Béranger als äufserst zweckmäfsig und geschmackvoll. Die Noten sind vortrefflich, und die beigefügte Einleitung sowie die Bemerkungen zur französischen Verslehre werden gewifs Lehrern und Schülern höchst willkommen sein. Das Lanfreysche Werk hat zwar, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, hin und wieder Mangel an der beim Historiker erforderlichen Objektivität, verdient indessen wegen der Entschiedenheit und Mannhaftigkeit, mit welcher der Verfasser bei Lebzeiten Napoleons III. der Legende des alten Thiers entgegentrat, das höchste Lob und empfiehlt sich überdies durch die Gedrungenheit und wirkliche Schönheit seines klassischen Stiles. Es war deshalb ein sehr guter Gedanke des Herausgebers, seinen Lesern diesen trefflichen Schriftsteller zugänglich zu machen, der in Deutschland noch viel zu wenig bekannt ist. Wir wollen hier zugleich bemerken, dafs die sehr geschickt getroffene Auswahl sicherlich das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit den Erzeugnissen des Schriftstellers und namentlich mit der ganzen Geschichte Napo-

Digitized by Google

leons I. anregen wird. Die Ausstattung ist recht gut und der Druck korrekt. In Nr. 2, welches auch mit einer Karte des Feldzuges von 1807 und von Thüringen, sowie mit einer genealogischen Tabelle der Familie Bonaparte versehen ist, finden sich nur ein paar typographische Versehen, z. B. S. 104, Z. 15; S. 105, Z. 22 u. 34; S. 107, Z. 2, aber alles nur unbedeutende Kleinigkeiten, die dem Werte des Buches keinen Eintrag thun.

Die Baumgartensche Arbeit, welche als zehntes Heft der rühmlich bekannten Bibliothek interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der wissenschaftlichen Litteratur Frankreichs erschienen ist, will beim Studium der modernen Sprache die Lektüre nicht auf Belletristik und Geschichte beschränkt wissen, und soll dem Verlangen genügen nach gröfserer Berücksichtigung der Naturwissenschaften, Geographie und Ethnographie. Der Inhalt weist folgende Abschnitte nach: Les Nègres. Les Noirs du pays des gorilles. Traversée du continent africain. Découvertes des sources du Niger. Les populations natives voisines de la colonie du Gabon. Les Fâns ou Pahouins. Le Pays diamantifère. Les Peuplades de l'Afrique australe. Le Pays du Mahdi. Die Aufsätze sind ohne Ausnahme höchst anziehend und guten Quellen entlehnt und empfehlen sich ganz besonders zur Privatlektüre für Geübtere. Dasselbe gilt von den durch Dr. Krefsner veröffentlichten vier Reden, welche sich auch im Schulunterrichte sehr gut werden verwenden lassen. Der Inhalt gewährt den Schülern vielfache Anregung und in stilistischer Beziehung die reichste Belehrung. Die beigefügten Anmerkungen entsprechen den Anforderungen in höchst befriedigender Weise, und die Charakteristik der drei Redner ist sehr gut. Bezweifeln möchten wir nur, dafs Bossuet, wie der Herausgeber sagt, bei seinem Tode „allgemein geliebt" gewesen. Schliefslich sei noch bemerkt, dafs sich die Steigerung von Participien, z. B. (p. VII) „durchdachtesten", (p. III) „hervorragendste und vollendetste", oder bei Sarrazin (p. VII) „dieses epochemachendsten Werkes" doch wohl kaum rechtfertigen lassen.

1) The Lady of the Lake by W. Scott. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. M. Krummacher. Berlin, Friedberg & Mode.

2) The Merchant of Venice by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. Berlin, Friedberg & Mode.

3) Julius Cæsar by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. Berlin, Friedberg & Mode.

Auch die vorstehend genannten drei Schulausgaben verdienen warme Empfehlung; sie sind äufserlich gut ausgestattet, das Format ist sehr handlich, und die mit den Bedürfnissen der Schüler wohl vertrauten Herausgeber haben fast überall in ihren Erläuterungen das Richtige getroffen. Herr Krummacher, welcher durch mehrere sehr schätzbare Programme über englische Litteratur und die Methode des Sprachunterrichts den Lesern dieser Zeitschrift bestens bekannt sein wird, hat seinem Werke eine kleine Karte beigegeben, welche zum Verständnis der ganzen Scenerie von wesentlichem Nutzen sein wird. Nach einer kurzen Charakteristik des Dichters folgt eine Angabe über die Bezeichnung der Aussprache, welche insofern keineswegs überflüssig ist, als sich im Schottischen mancherlei Abweichungen von der gewöhnlichen englischen Aussprache vorfinden, was bei Erläuterung des Gedichtes nicht ganz unberücksichtigt bleiben konnte. Weniger not-

Digitized by Google

wendig, ja als ziemlich überflüssig erscheinen die Aussprache-Angaben in den beiden Büchern, welche den Kaufmann von Venedig und Julius Cäsar zum Gegenstande haben; Leute, die sich an die Lektüre Shakespearescher Tragödien machen, sollten im allgemeinen über solche elementare Dinge hinaus sein, wenngleich hier und da ein gelegentlicher Wink zweckmäfsig sein mag.

Die jedem einzelnen Hefte beigefügten ganz kurzen Specialwörterbücher sind mit grofsem Fleifse und viel Umsicht zusammengetragen und bieten in den wenigen Seiten vieles, was der Schüler vergebens in seinem Wörterbuche suchen würde. Besonders wertvoll sind noch in den Ausgaben des Herrn Isaac die metrischen Bemerkungen und die kurze Zusammenstellung veralteter Shakespearęscher Ausdrücke und Wendungen, wodurch dem Leser Aufschlufs über vielerlei Schwierigkeiten in sehr anschaulicher Weise geboten wird.

Angenehm ist es, dafs die Noten überall gleich unter dem Texte stehen und der Leser nicht erst nötig hat, viel umherzublättern; es ist eine reine Täuschung, wenn man sich einbildet, dadurch pädagogisch viel zu nützen, dafs man dem Schüler den Einblick in die Noten erschwert. Die Hauptsache ist nur, dafs die Noten rechter Art sind, und das kann man in der That den vorliegenden drei Schulausgaben nachrühmen. Höchst beachtenswert sind die von Herrn Isaac gegebenen Einleitungen, welche sich über die Charakteristik der Dichtung, die Abfassungszeit, Quelle und Idee der beiden Tragödien eingehend verbreiten und alles Erforderliche in anschaulicher und schwungvoller Weise vorbringen. Über das Mafs der angeführten Erläuterungen wollen wir nicht rechten, obwohl es zuweilen erscheint, als ob zu viel gegeben wäre. Unzweifelhaft werden übrigens die drei Bücher in weiten Kreisen Anerkennung und Beifall finden.

Christmas. (Aus dem Sketch Book von Washington Irving.) Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Tanger. Leipzig, Gebhardt & Wilisch.

Eine treffliche Arbeit, der ein sehr eingehendes Studium zu Grunde liegt und in welcher die antiquarische Seite des Stoffes die sorgfältigste Berücksichtigung gefunden hat. In kürzester Form findet hier der Leser alles, dessen er irgend zum genauen Verständnisse des schönen, interessanten Inhalts bedarf, und man kann mit vollem Rechte behaupten, dafs das Werk bei seinem geringen Umfange eine wahre Fülle von Belehrung bietet. Aufser vielen sachlichen Anmerkungen enthält die Ausgabe aber auch eine Reihe feiner sprachlicher Bemerkungen, welche sehr geeignet sind, das Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Ref. kann demnach die Ausgabe zum Schulgebrauche bestens empfehlen. H.

Sir Walther Scott, Tales of a Grandfather. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Friedrich. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1885.

Von den für die Erstlingslektüre im Englischen so vorzüglich geeigneten Scottschen Tales of a Grandfather liegen jetzt eine ganze Reihe deutscher Schulausgaben vor, so dafs eine neue Bearbeitung dieses Werkes auf den ersten Blick überflüssig erscheinen möchte. Dafs dem aber keineswegs so ist, leuchtet schon bei einem flüchtigen Einblick in die meisten der früheren Ausgaben ein, von denen ich nur Bendan und Löwe in kurzen Worten erwähnen will. Bendans Arbeit charakterisiert eine Anmerkung, die sich auf

Digitized by Google

Seite 9 seiner 1879 in Berlin erschienenen Ausgabe findet. Zu the rage heifst es dort: „französ. rage (rasen) vergl. wrath u. roth (werden vor Zorn).“ Das genügt. Löwes Ausgabe (Leipzig 1883) in der Schule zu benutzen, würde mich aufser den zahlreichen Druckfehlern schon die höchst mangelhafte und oft falsche Aussprachebezeichnung abhalten. Denn wer möchte dem Schüler ein Buch in die Hand geben, in dem er findet p. 44 champion (schehm'piönn), p. 45 Treasurer (tre'schörrer, mit welchem sch = frz. j), p. 48 human (jum'men), p. 49 jealousy, NB. dschih'lösi? Für den grammatischen Standpunkt Löwes nur ein Beispiel: p. 19 wird zu den Worten: „And they (the witches) said that he should not be so great as Macbeth, but that .... his children should succeed to the throne of Scotland ..“ gesagt: „should ist mehrmals der gröfseren Bestimmtheit wegen für would gesetzt.“

Die einzige beachtenswerte frühere Ausgabe ist die von Pfundheller (Berlin 1876), der aber in den Anmerkungen, wie er selbst in der Vorrede angiebt, das Hauptgewicht auf die Aussprache legt. Demgemäfs beziehen sich von den ersten zwanzig Anmerkungen Pfundhellers, abgesehen von den meiner Meinung nach unstatthaften Accent- und Quantitätsbezeichnungen im Texte, dreizehn einzig auf die Aussprache. Diesen zwanzig Anmerkungen entsprechen in der neuesten Ausgabe der Tales von Friedrich dreiundsechzig, von denen nur acht der auch sonst nebenbei berücksichtigten Aussprache gewidmet sind, und, zwar so, dafs allerdings auch, wie bei Pfundheller durchgängig, die Aussprache einzelner Wörter angegeben, dafs aber auch häufig dem Schüler eine Regel für eine ganze Klasse von Wörtern geboten wird. (Cf. p. 19, Anm. 6, p 24, Anm. 4, p. 25, Anm. 2, p. 26, Anm. 5, p. 36, Anm. 2.) Da die Erfahrung lehrt, dafs der Accent der romanischen Wörter den Schülern besondere Schwierigkeiten bereitet, so ist es gewifs gutzuheifsen, dafs dieser Punkt speciell ins Auge gefafst wird. Die Mehrzahl der Anmerkungen aber ist sachlicher und grammatischer Erklärung gewidmet und entspricht gewifs allen Forderungen, die man billigerweise an ein Schulbuch stellen kann. Geschichtliche, geographische und andere Erläuterungen werden hier im Gegensatze zu Pfundheller in ausreichendem Mafse gegeben; die durch Schärfe des Ausdrucks ausgezeichneten grammatischen Anmerkungen besprechen abweichend von anderen Ausgaben nur Fälle, in denen der Anfänger wirklich einer Hilfe bedarf, und sind so eingerichtet, dafs sie seine grammatischen Kenntnisse in geeigneter Weise erweitern. Ganz vereinzelt, z. B. p. 22, Anm. 1, könnten diese an Zahl naturgemäfs allmählich abnehmenden grammatischen Erläuterungen vielleicht noch etwas vereinfacht und so dem Schüler mehr mundgerecht gemacht werden. Zu loben ist endlich auch die Sorgfalt des von Fehlern fast vollständig freien Druckes.

Noch mufs erwähnt werden, dafs von dem Büchlein auch eine Ausgabe B existiert, in der, was den Wünschen vieler Leser entspricht, sämtliche Anmerkungen hinter den Text verwiesen sind, und dafs auch ein Vokabularium dazu erschienen ist.

Referent kann demgemäfs nur wünschen, dafs der Verfasser mit der Fortsetzung dieser Auswahl, die nur bis zum Tode des Robert Bruce reicht, nicht lange möge auf sich warten lassen. Ernst Wetzel.

Scott, History of France from 1328—1380. Erklärt von Dr. H. Fehse. Leipzig, Renger.

Unter den für die Schullektüre geeigneten fremdsprachlichen Werken nehmen die Geschichtsbilder unstreitig die erste Stelle ein. Wenn sie schon einerseits dem Streben nach Konzentration des Unterrichts wesentlich in

die Hände arbeiten, so ist gerade die Form der Erzählung und Schilderung, in welcher sich die historische Darstellung bewegt, bei selbst nur einigermaſsen geschickter Behandlung am besten geeignet, das Sprachgefühl der Schüler zu wecken und auszubilden. Wenn auſserdem der Stoff ein wichtiger und interessanter und der Schriftsteller von hervorragender Bedeutung und Mustergültigkeit in Bezug auf Sprache und Darstellungsweise ist, so muſs die Wahl gewiſs als eine glückliche bezeichnet werden. Solches ist in hohem Maſse der Fall mit dem uns vorliegenden IX. Bändchen der Rengerschen Schulbibliothek, in welchem uns aus W. Scotts „Tales of a Grandfather“ die Geschichte Frankreichs während der ereignisvollen und wichtigen Jahre von 1328—1380 (Edwards III. Kämpfe mit Frankreich) für den Schulgebrauch dargereicht wird. Es ist diese Wahl auch noch besonders deshalb zu begrüſsen, da dem Schüler die markige und doch elegante und anziehende Prosa W. Scotts nicht unbekannt bleiben darf, und auf der anderen Seite sich dessen Erzählungen schon wegen ihrer Ausdehnung nicht gut zur Schullektüre eignen.

Dem Bändchen sind eine biographische Einleitung über den Verfasser nebst einer historischen beigegeben, welche den Schuler sofort „in medias res“ einführt. Die Anmerkungen am Schlusse beschränken sich auf das rein Sachliche, und nur gelegentlich finden sich sprachliche Erklärungen am Fuſse der Seiten. Wertvolle Beigaben sind ferner zwei Stammtafeln, ein Plan der Schlacht von Cressy, eine Zeittafel und eine Karte von Frankreich unter den ersten Valois.

Wir zweifeln nicht, daſs das Büchlein viele Verwendung finden wird und können es nur aufs wärmste empfehlen.

Baden-Baden. Prof. Dr. Bierbaum.

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Dr. F. J. Wershoven. Trier, Fr. Lintz, 1885.

Der durch eine groſse Anzahl sehr tüchtiger Schulbücher für den neusprachlichen Unterricht vorteilhaft bekannte Verfasser bietet in dem vorgenannten Buche eine Sammlung zusammenhängender Stücke, in denen die im Vorworte angedeuteten, durchaus billigenswerten Grundsätze praktisch durchgeführt werden. Das Ganze gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste (Formenlehre und einige wichtige Regeln der Syntax) enthält 13 Nummern; der zweite (Syntax) 27 Nummern; der dritte 14 Nummern. Die Disposition macht den Eindruck des durchaus Planmäſsigen, Wohldurchdachten, nicht nur in Bezug auf die behandelten grammatischen Materien, sondern auch in Bezug auf das Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren im Stil. Der erste Abschnitt wird sich bereits während des Elementarkursus, der sich vorzugsweise mit der Formenlehre befaſst, sehr gut verwenden lassen. Gerade auf der Unterstufe ist die Beschaffung zweckmäſsiger zusammenhängender Übungsstoffe mit sehr erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Hier liegen sie zur Benutzung bequem bereit. Gern wird man auch in den oberen Klassen der zeitraubenden Mühe des Diktierens überhoben sein; und wenn man diese nicht scheut, bleibt jedenfalls noch das Bedürfnis passender Texte für die mündlichen Übungen bestehen, zu denen, nach des Referenten unmaſsgeblicher Meinung, deutsche Originaltexte absolut unbrauchbar sind. Doch es erübrigt sich vielleicht, die Unentbehrlichkeit von Übersetzungsbüchern dieser Art nachzuweisen; die groſse Menge derartiger Hilfsmittel beweist, daſs dieses Bedürfnis ziemlich allgemein gefühlt wird.

Der Inhalt der Stücke ist erzählenden, beschreibenden und vorwiegend historischen Charakters, und mit Recht treten englische Verhältnisse, Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten und Ereignisse in den Vordergrund. Den meisten Lehrern wird es angenehm sein, vielen bekannten Sachen zu begegnen, die mehr oder weniger abgekürzt und vereinfacht, dem didaktischen Zwecke in äufserst geschickter Weise angepafst sind. Ohne dem deutschen Ausdruck Gewalt anzuthun, sind sie durchweg so gehalten, dafs der Lehrer mit Hilfe der eingestreuten Notizen, des Vokabelverzeichnisses und der leicht zugänglichen Originale ohne Zweifel eine ganz korrekte Übersetzung wird herstellen können, so dafs selbst die vom Verfasser in Aussicht gestellte Herausgabe einer Übersetzung nicht unbedingt nötig sein dürfte. Da jedoch „Schlüssel" allgemein üblich und fast zu einer Existenzbedingung neusprachlicher Übungsbücher geworden sind, so ist Referent weit entfernt, dem Verfasser dieses Vorhaben zu widerraten. In solchen Dingen kann man nur dann gegen den Strom schwimmen, wenn man auf einen erheblichen äufseren Erfolg von vornherein verzichtet — was keinem pädagogischen Schriftsteller zuzumuten ist. Um so anerkennenswerter ist es, dafs der Verfasser seine Texte so eingerichtet hat, dafs sie auch ohne „Schlüssel" brauchbar sind. Ein Übungsbuch, das für den Lehrer nur durch einen „Schlüssel" verwendbar wird, ist für den Schüler unbrauchbar, da es an ihn zu grofse Anforderungen stellt. Diesen so häufig gemachten Fehler hat der Verfasser sorgfältig vermieden. Er sagt im Vorwort ausdrücklich, dafs er „den Schüler nicht durch Häufung von Schwierigkeiten entmutigen" wolle, und die strenge Durchführung dieses gesunden Grundsatzes mufs als einer der gröfsten Vorzüge des Buches bezeichnet werden.

Die äufsere Ausstattung ist sehr gefällig, der Druck von lobenswerter Korrektheit, der Preis sehr mäfsig.

Falls, wie zu erwarten, eine zweite Auflage nötig wird, dürfte es sich empfehlen, stellenweise eine kleine orthoëpische Bezeichnung beizufügen; z. B. bei executive einen Accent oder ein Häkchen auf das zweite e (exécutive oder exĕcutiv), bei legislative auf das erste e (législative oder lĕgislative), bei refugee auf ee (refugēē). Schon dies möchte in den meisten Fällen genügen. Noch besser freilich wäre es, der Verfasser führte die Aussprachebezeichnung in der Weise durch, wie er es in seinem englischen Lesebuche gethan hat. Referent ist der Meinung, dafs jede Gelegenheit benutzt werden mufs, um dem Schüler jede etwa verbleibende Unsicherheit in der Beurteilung der Aussprache zu nehmen. Die Zahl der Schüler, die sich die nötige orthoëpische Belehrung jedesmal aus ihrem Wörterbuche verschaffen, wird immer nur verschwindend klein sein. Orthoëpische Gewissenhaftigkeit und Selbständigkeit, die auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, ist nicht jedermanns Sache. Eine je schwerere Aufgabe die englische Orthoëpie an Lehrer und Schüler stellt, desto dankbarer müssen beide für jede auch nur gelegentliche Förderung auf diesem Gebiete sein.

Obwohl es durchaus nicht die Aufgabe einer Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen in das Englische ist, alle Stilgattungen vorzuführen, so dürfte die Aufnahme einiger Briefe doch gewifs von manchem gern gesehen werden. Die beiden in dem Stücke „der Knabe ohne Genie" (S. 11) vorkommenden Briefe können als besonders glückliche Proben des wirklichen Briefstils wohl kaum gelten.

Dialogisches findet sich in einigen Stücken vertreten. Daneben liefse die für die Schulpraxis so wichtige Übung der didaktischen Frageform im Anschlufs an einige der dazu besonders geeigneten Stücke leicht eine recht dankenswerte Erweiterung zu. Recht gute Muster dafür finden sich in vielen englischen Schulbüchern, z. B. den hübschen Miscellaneous Questions und den Historical Questions von Chambers. Sehr viele englische Schulbücher, und zwar keineswegs blofs solche elementarer Art, sind mit vortrefflichen Fragesammlungen ausgestattet, die eine gröfsere Ausbeutung in unseren Lese- und Übungsbüchern verdienen, als sie zu finden scheinen. Herr Dr. Wershoven hat einige der Stücke seines englischen Lesebuches

Digitized by Google

mit solchen Fragen versehen; es würde sich gewifs empfehlen, auch das Exercitienbuch damit auszustatten. Die Bildung rein analytischer Fragen, d. h. solcher, auf die blofs mit einem bestimmten Satzteil geantwortet wird, macht freilich keine besonderen Schwierigkeiten. Doch auch deren Einübung ist nicht zu umgehen, da sie in der gewöhnlichen Schulkonversation naturgemäfs den Grundstock bilden müssen. Aber eine Fragensammlung dürfte sich auf solche nicht beschränken. Es müfsten auch solche eingestreut werden, deren Beantwortung eine etwas selbständigere, ausführlichere Gedankenbildung erfordert. Damit wäre dem Schüler zugleich Veranlassung zu elementaren Versuchen in der selbständigen Anwendung der Sprache gegeben. Ähnliche Übungen lassen sich natürlich auch bei der Lektüre anstellen; aber schriftliche Versuche dieser Art behalten aus naheliegenden Gründen ihren besonderen Wert.

Wie bereits erwähnt, ist der Druck sehr korrekt; das geringfügige typographische Versehen South-America, North-America (statt South America, North America) ist wohl auf Conto des Setzers zu bringen, da andere Eigennamen (New World, Great Britain, the West Indies u. s. w.) richtig (ohne hyphen) figurieren.

Wenn Ref. angedeutet hat, was nach seiner unmafsgeblichen Meinung die Brauchbarkeit des Buches erhöhen könnte, so vermindert dieses noch Fehlende den Wert des bereits Gegebenen nicht im mindesten. Schliefslich sei noch bemerkt, dafs Regeln oder Verweisungen auf bestimmte Lehrbücher gänzlich vermieden sind; das Buch eignet sich also aus diesem Grunde zur Benutzung neben jeder beliebigen Grammatik.

Breslau. W. Bertram.

A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. Minden, Bruns, 1884. 84 S. Preis 1 Mk. kartoniert.

Ein Parallelstück zu der in dieser Zeitschrift besprochenen hübschen Auswahl von Strien. Beide Büchlein werden Nutzen stiften und bereitwillig eingeführt werden, da eine ausschliefslich lyrische Anthologie für höhere Schulen wirkliches Bedürfnis ist. Abgesehen von der schönen Ausstattung — diese wird endlich auch bei deutschen Schulbüchern Mode — ist die von Stange zusammengestellte Blumenlese von 40 französischen Gedichten wirklich geschmackvoll. Für die untere Stufe hat La Fontaine den Löwenanteil (9 Stücke gegen 3 von Béranger und 3 von anderen); in der mittleren (Nr. 16—30) finden wir 6 Lieder von Béranger, 2 Fabeln von La Fontaine und 7 sonstige Gedichte, zum Teil zum erstenmal in Deutschland gedruckt, wogegen von den 10 Stücken für die Oberstufe die Hälfte aus Victor Hugo stammt. Die Übersetzungspoesie ist mit zwei Musterpiècen vertreten, der bekannten Nachdichtung von „Ich hatt' einen Kameraden" durch einen unbekannten Dichter und dem Mignonliede von X. Marmier. Von dem letzteren scheint mir die von Heller (Gallia 1, 277) wieder ausgegrabene Al. Dumas' weit besser. Auch hätte für die zwei schwachen Gedichte der sonst rühmlichst bekannten Louise Ackermann sich gewifs passenderer Ersatz finden lassen; endlich könnte die Fabel la Laitière et le Pot au Lait bei *adieu, vache, cochon, couvée* aufhören.

Druckfehler finden sich, abgesehen von zwei Interpunktionsversehen S. 6, Anm. 1 und S. 7, Z. 6 v. u., nur drei: S. 13, Z. 8 v. u. épanonie, S. 19, Z. 16 v. u. *là*, S. 39, Z. 8 v. u. *butteur* st. *lutteur*. Letzteren Fehler hat der Herausgeber offenbar in seiner französischen Ausgabe gefunden, da er in einer Anmerkung erklärt: „Henker", ein Wort, das nur im Argot vorkommt (cf. Villatte). Dafs aber manche französische Ausgaben wenig

Digitized by Google

zuverlässig sind, beweist z. B. die Hachette-Ausgabe von Victor Hugo, wo unter anderen Schnitzern und abgesehen vom schlechten Druck in dem einzigen Gedichte Nr. 39 der Chants du Crépuscule zwei gröbliche Versehen vorkommen: V. 3 que suivent quatre enfants dont le *premier* chancelle (st. dernier) und V. 48 si nous *chantons* (st. chancelons).

Der englische Teil scheint dem französischen zu entsprechen und berücksichtigt auch etliche sonst in Schulen weniger gelesene Poeten. — Wozu die paar Anmerkungen eigentlich dienen sollen und weshalb nur über die bekanntesten Dichter im Anhang Notizen gegeben sind, ist Ref. nicht recht klar. Konsequenz ist besonders in Schulausgaben erforderlich.

Diese Ausstellungen sind aber so geringfügig, dafs sie den Wert des Buches nicht zu schmälern vermögen. Es sei daher der Berücksichtigung empfohlen.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Zur Abwehr.

Herr Dr. Franz Lütgenau hat in Bd. LXXII, S. 415 dieser Zeitschrift in seiner Abhandlung „Zur englischen Synonymik“, in welcher sieben Gruppen behandelt sind, einzelne Ausstellungen über meine, in diesen Blättern zweimal besprochene Synonymik (Bd. LXV, S. 110; Bd. LXX, S. 88) gemacht, welche mich veranlassen, einiges zu erwidern.

„Die deutschen Verfasser synonymischer Lehr- oder Hilfsbücher des Englischen (Dreser, Klöpper, Meurer) haben überhaupt keine selbständigen Studien über englische Synonymik getrieben, sondern blofs die Ergebnisse der englischen Forschung (wenn man es Forschung nennen kann) in deutscher Sprache dargestellt.“ Auf diese Bemerkung erwidere ich mit einer Stelle aus Kölbings Engl. Studien Bd. 8, p. 178: „Den schwierigsten Teil eines solchen Werkes werden unstreitig immer die Definitionen bilden. Erfordert schon die Zusammenstellung der Gruppen grofse Kenntnisse und Umsicht, so straubt sich die Begriffsentwickelung der einzelnen Synonyma oft gegen jeden Versuch einer fafslichen, durchsichtigen Darstellung. Um so verdienstlicher ist die Selbständigkeit, mit welcher Dreser dieser Aufgabe zu Leibe geht: Die Auswahl der Gruppen wird stets von individuellen Gesichtspunkten bestimmt werden; aber bei den Definitionen ist die Kontrole leicht, leichter noch der Tadel und die Kritik überhaupt. Ich erkenne rundweg an, dafs ich das vorliegende Werk gerade wegen des Versuches, möglichst unabhängig von anderen zu definieren und zusammenzustellen, für eine wissenschaftlich bedeutende Leistung halte.“

In der sehr kurz gefafsten Vorrede der gröfseren Ausgabe habe ich nichts von meinem „möglichst unabhängigen“ Vorgehen gesprochen, da ich es als selbstredend voraussetzte, dafs ein gründlicher Arbeiter kaum anders verfahren würde, zweitens mir auch sagte: der wirkliche Kenner wird es schon selbst herausfinden.

An dieser Stelle gestehe ich übrigens offen, dafs ich anfangs, freilich nur kurze Zeit, alle Hilfsmittel beiseite legte und nur nach den von mir gesammelten Beispielen neuerer Autoren definierte. Zweierlei war die Entdeckung, die ich dabei machte: 1) dafs ich zweimal so viel Zeit nötig gehabt hätte, welches dem Verleger nicht entsprach und in der That nicht entsprechen konnte; 2) dafs die englischen Synonymiker sehr oft recht wertvolles Material in ihren Forschungen geliefert.

Auf S. 420 behauptet Herr Lütgenau in Parenthese: „Dresers Beispiele passen freilich gröfstenteils nicht zu seinen Erklärungen.“ Ich ersuche

Digitized by Google

Herrn Lütgenau, den Beweis für seine Aufstellung zu liefern, weiter nichts. Die Leser des Archivs bitte ich, den Kausalkonnex der Lütgenauschen Behauptung mit dem Vorhergehenden herauszufinden.

In meiner Vorrede, die Herr Lütgenau nicht gelesen zu haben scheint, trotz ihrer Kürze, habe ich ausdrücklich bemerkt, dafs die Belegstellen, die ziemlich reichhaltig vertreten sind, entweder mit den Definitionen kongruieren oder, wie Storm in seiner englischen Philologie treffend sagt: „dafs die Definitionen daraus erwachsen.“

Was die „wesentlich anderen Resultate“ anlangt, zu denen Herr Lütgenau gekommen, so bitte ich dringend die Herren Kollegen, welche im Besitze englischer Synonymiken (auch der meinen) sind, doch einen Vergleich anstellen zu wollen zwischen den sieben Gruppen des Herrn Lütgenau und den korrespondierenden anderer Werke. Auch wird es interessant sein, den von Lütgenau aus Macaulay zuletzt angeführten Satz, der als Belegstelle zu „to search“ dienen soll, einmal scharf und gründlich zu analysieren, um zu sehen, welche Bedeutung das darin vorkommende „searching“ hat. Vergebens sucht man indes nach dem „wesentlich anderen Resultat“ in dieser Gruppe: Herr Lütgenau hat etwas Eigenes gar nicht darin gegeben; höchstens kann man den Satz: „durchsuche dieses Zimmer nach meinen Handschuhen“ bahnbrechend finden.

Speyer. Dr. W. Dreser.

Miscellen.

Ludwig Lemcke.

Vor wenigen Monaten wurde die Universität Gieſsen von einem schweren Verluste betroffen. Am 21. September vorigen Jahres starb daselbst Dr. Ludwig Lemcke, Professor der romanischen und der englischen Philologie. Als des Verstorbenen einstiger Schüler am Gymnasium und Universität, als späterer Kollege und Freund treibt mich das Gefühl dankbarer Gesinnung, an dieser Stelle mit einigen Worten den Lebensgang des verehrten Mannes zu skizzieren und sein segensreiches Wirken auch weiteren Kreisen noch einmal in die Erinnerung zu rufen.

Ludwig Gustav Konstantin Lemcke wurde am 25. Dezember 1816 zu Brandenburg an der Havel geboren, wo sein Vater, Ludwig Julius Lemcke, anfangs als Apotheker, später als Rentier und Stadtrat lebte. Nach des Vaters Tode zog die Mutter im Jahre 1827 mit dem Sohne nach Braunschweig. Hier besuchte derselbe bis Ostern 1836 zuerst das Gymnasium, dann anderthalb Jahre das Collegium Carolinum, an welcher Anstalt er vor allem die Vorlesungen von Petri, Fr. K. Griepenkerl u. a. besuchte. Im November 1836 siedelte er nach Berlin über. Ohne sich für ein bestimmtes Fachstudium entscheiden zu können, lieſs er sich bei der philosophischen Fakultät einschreiben, hörte die Vorlesungen von Bopp, Lachmann, Ranke, Ritter, Homeyer u. a. und gewann eine reiche wissenschaftliche Ausbildung. Nachdem er Berlin 1840 wieder verlassen hatte, verheiratete er sich noch im selben Jahre mit Mathilde Pfaff, einem jungen, durch Geist und Schönheit hervorragenden Mädchen, und lieſs sich mit ihr, nach einem kurzen Aufenthalte in Uslar, dauernd in dem liebgewonnenen Braunschweig nieder. Jahre des reinsten Glückes folgten. Umgeben von der Sorgfalt einer geliebten Frau und beglückt durch die Verehrung einer heranwachsenden Tochter, lebte er hier in anregendem Verkehre mit vielseitig gebildeten Freunden, zu denen die Löbbeke, v. Meier, Graf Görtz-Wrisberg u. a. gehörten, und gab sich ganz nach Neigung den verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten hin. Vor allem waren es die Litteraturen der romanischen Völker und der Engländer, denen er ein gründliches, tief eingehendes Studium widmete. Langsam und in aller Stille reifte die Hauptfrucht seiner damaligen wissenschaftlichen Thätigkeit heran. Der Umstand, daſs die Beschaffung wichtiger spanischer Texte damals in Deutschland mit den groſsten Schwierigkeiten verbunden war, veranlaſste ihn im Jahre 1853, Paris für die Dauer eines Jahres als Aufenthaltsort zu wählen, um dort die „kaiserliche“ Bibliothek für sein „Handbuch der spanischen Litteratur“ zu benutzen. Es folgte diesem groſs angelegten Werke noch eine Reihe selb-

Digitized by Google

ständiger Arbeiten und kritischer Besprechungen, die wir hier in einer chronologisch geordneten Übersicht zusammenstellen.*

Ehe wir die äufseren Begebenheiten seines Lebens weiter verfolgen, sei uns gestattet, bei seinen Arbeiten noch einen Augenblick zu verweilen.

Was ihn an der Ausführung zahl- und umfangreicherer Werke hinderte, war zunächst der weiter unten noch näher zu besprechende harte Schicksalsschlag, der aus heiterem Himmel auf ihn niederfuhr und ihn, den Widerstrebenden, dem ruhigen Gange wissenschaftlicher Studien entrifs — es waren widrige Stürme, die sein Lebensschifflein jahrelang zwischen den Klippen der Not umhertrieben. Als zweiter schwerwiegender Grund läfst sich der Umstand anfuhren, dafs er erst spät, d. h. im 47. Lebensjahre, in die akademische Laufbahn eintrat. Diesen Umstand darf eine gerechte Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nie aus den Augen verlieren.

Der Mafsstab unserer Beurteilung mufs ein anderer werden, wenn wir es mit einem Manne zu thun haben, der von vornherein den akademischen Beruf als Lebensziel betrachtet. Schliefslich mufs daran erinnert werden, dafs in späteren Jahren seine Zeit vollauf in Anspruch genommen war durch die Herausgabe des von Adolf Ebert und Ferdinand Wolf begründeten hochgeschätzten „Jahrbuchs für romanische und englische Litteratur", welches er im Januar 1865 übernahm und zwölf Jahre hindurch fortführte. Er erweiterte das Programm des Jahrbuches dahin, dafs es seit 1865 auch rein philologischen Untersuchungen seine Spalten öffnete und dem streng philologischen Teile der englischen und der romanischen Sprachen jene Berücksichtigung angedeihen liefs, welche der augenblickliche Standpunkt der Wissenschaft erheischte. Wie ihm die Herausgabe dieser Zeitschrift viel Mühe und manche Unannehmlichkeit bereitete, so hinderte sie ihn auch, wie gesagt, an der Ausführung gröfserer wissenschaftlicher Arbeiten. Aufser den oben genannten Werken und Abhandlungen übersetzte er noch Macaulays Geschichte von England und die Schriften von Fernan Caballero.

Die von ihm im Laufe seines Lebens verfafsten Schriften zeigen, dafs

---

* 1885. Handbuch der spanischen Litteratur. Bd. I. Die Prosa. Bd. II. Die epische, lyrische und didaktische Poesie. Bd. III. Das Drama. — 1859. Cintio dei Fabrizii. Ein Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Litteratur und der erzählenden Dichtung in Italien. (In Eberts Jahrb. I. 298—320.) — 1862. 1) Über einige bei der Kritik der traditionellen schottischen Balladen zu beobachtende Grundsätze. (Ebendas. IV, 1—16, 142—158, 297—311.) 2) Zur Textkritik und Erklärung der Divina Commedia. (Ebendas. IV, 70—78.) 3) Anzeige von Krafft, Dantes lyrische Gedichte. (Ebendas. IV, 346—350.) — 1864. Shakspere in seinem Verhältnisse zu Deutschland. Leipzig, Vogel. — 1865. Games, Bruchstücke. Marburg, Elwert. — 1866. 1) Barlow, Contributions to the study of the Divina Commedia, 2) Morris, Early English Alliterative Poems etc., 3) Un mucchietto di gemme. (In Eberts Jahrb. VII, 205—216, 344—347, 360.) — 1867. 1) Morris, Chaucer-Edition; 2) d'Ancona, La Storia di Ottinello e Giulia; 3) A. Pucci, In lode di Dante; 4) E. Zoller, Cervantes' Don Quijote; Rapp, Spanisches Theater; Eitner, Miltons Verlorenes Paradies. (Ebendas. VIII, 94—111, 429—430, 431, 432—437.) — 1868. K. Elze, Chapman's King Alphonsus. (Ebendas. IX, 106—113.) — 1869. Mussafia, Über eine spanische Handschrift der Wiener Hofbibliothek. (Ebendas. X, 236—240.) — 1870. 1) Pio Rajna, Morgante etc.; 2) d'Ancona, La Rappresentazione drammatica etc.; 3) Michaelis, Tres Flores del Teatro antiguo español. (Ebendas. XI, 225—231, 324—334.) — 1871. 1) Arber's English Reprints; 2) Spenser Society; 3) Hazlitt, Roxburghe Library; 4) Grosart, Fuller's Worthies Library; 5) C. Michaelis, Romancero del Cid; 6) Scartazzini, La Gerusalemme liberata di T. Tasso. Ebendas. XII, 73—91, 415—417. — 1873. Die Wechselbeziehungen zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. Akademische Festrede, gehalten am 17. Juni 1873. 4°.

Digitized by Google

er die litterarischen und sprachlichen Erscheinungen nicht von einem einseitig specialistischen Standpunkt aus betrachtete, sondern mehr von demjenigen eines das grofse Ganze, das wirklich Bedeutende nie aus den Augen verlierenden feinsinnigen Kritikers und Litterarhistorikers. Des öfteren hat er sowohl mündlich als auch in Briefen, dem Schreiber dieser Zeilen sich dahin ausgesprochen, dafs er keinen Gefallen an Arbeiten finde, die „nach einem gewissen Schema, man möchte sagen, einem feststehenden Rezept, angelegt, mit minutiöser Genauigkeit z. B. den Gebrauch einer einzelnen grammatischen oder dialektischen Eigentümlichkeit bei einem einzelnen, oft unbedeutenden, ja obskuren Autor verzeichnen und das so gefundene dürftige Resultat als wissenschaftlich wichtige Entdeckung hinzustellen belieben. Allzu häufig stumpft sich bei dem Verfasser solcher Arbeiten das Gefühl für das wirklich Hervorragende ab; der klare Überblick über das Ganze geht ihm dabei verloren."

Obgleich daher Lemcke, wie P. Meyer sehr richtig bemerkt,* kein Romanist in der jetzigen Bedeutung des Wortes war, so erkennt man doch an den Früchten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen vielseitig beanlagten, mit reichem Wissen ausgestatteten Geist, einen scharfen kritischen Blick, ein feines sicheres Gefühl für das dichterisch Schöne und Hervorragende, wo immer es nur in die Erscheinung tritt. Denn Lemcke war in den Litteraturen der romanischen Völker nicht weniger bewandert als in denen der Engländer und der Deutschen. Und wie er einerseits die neuere und neueste Zeit in den Bereich seiner Studien zog, so war er andererseits auch auf dem schwierigen und weitverzweigten Gebiete der mittelalterlichen Schriftwerke ein zuverlässiger Führer. Trefflich kamen ihm diese Eigenschaften und Kenntnisse zu statten bei der Abfassung seines Handbuches der spanischen Litteratur — ein Werk, das auch jetzt noch als das beste seiner Art gilt, bei seinem Erscheinen im Jahre 1855 ein nicht gewöhnliches Interesse erregte und dem Verfasser schnell einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt eintrug.

Was ferner seine kleineren Anzeigen und kritischen Besprechungen der Werke anderer charakterisiert, das ist das liebevolle Eingehen auf den Gegenstand, der feine weltmännische Ton, in welchem er die Ansichten Andersdenkender vorführte oder widerlegte. Was uns jetzt nicht selten in ähnlichen Arbeiten der jüngeren Generation so unangenehm und störend entgegentritt, das Sichgeltendmachen der eigenen Persönlichkeit, das Betonen kleiner Mängel und Versehen, um die eigene Gelehrsamkeit in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, der Ton anmafsender Überlegenheit — das alles war seinem einfachen, geraden Wesen absolut fremd und unsympathisch. Wie im persönlichen Verkehr, so war auch in seinen Schriften liebenswürdige Urbanität der Charakterzug, welcher ihn allen, die ihn kannten, so lieb und teuer machte. Hierin war er ganz unserem Altmeister Diez, dem Begründer der romanischen Philologie, ähnlich: dieselbe „anima gentile", dieselbe einfache Bescheidenheit, verbunden mit der schärfsten Klarheit und Bestimmtheit der Ansichten, dasselbe Wohlwollen gegen junge aufstrebende Kräfte, dieselbe aufrichtige Anerkennung aller, auch der bescheidensten, Leistungen, sofern sie die Wissenschaft zu fördern geeignet waren.

In der praktischen Handhabung der modernen Sprachen hatte er es zu einer seltenen Meisterschaft gebracht. Vor allem sprach und schrieb er das Französische und das Englische mit einer bei Ausländern mustergültigen Gewandtheit.

Kehren wir noch einmal zu den äufseren Ereignissen seines Lebens zurück. Eine schwere Prüfung stand ihm bevor. Sorge, bedrückende Sorge

---

* Romania 1884, XIII, S. 636.

Digitized by Google

um das tägliche Brot klopfte an die Thür des bis dahin vom Schicksal Verwöhnten. Bis Mitte der fünfziger Jahre hatte er in sehr behaglichen, ja glänzenden Verhältnissen gelebt. Da sah er sich plötzlich, infolge ungünstiger Konjunkturen, von bedeutenden Verlusten bedroht. Ein Freund hätte ihn im kritischen Momente retten können. Derselbe verweigerte ihm aber das nötige Darlehen, und Lemcke verlor mit einem Schlage sein nicht unbeträchtliches Vermögen von mehr als 200 000 Mark. Er befand sich vis-à-vis de rien!

Haus und Hof wurden verkauft. Ja, er mufste sich sogar entschliefsen, den gröfsten Teil seiner herrlichen, mit feinem Verständnis und grofsen Opfern angelegten Bibliothek zu veräufsern. Blutenden Herzens sah er sie scheiden, die langjährigen, treuen Genossen seines Studierzimmers, jene wertvollen Ausgaben seltener, schwer zugänglicher Werke. Mit männlicher Ergebung trug er das ihm und den Seinen auferlegte schwere Schicksal. Alle mir aus sicheren Quellen gewordenen Mitteilungen stimmen darin überein, dafs er den Verlust seines Vermögens in liebenswürdigster Fassung, mit heiterem Gleichmut trug, und in seinem Wesen durchaus der Alte blieb. Er richtete sich einfach ein und arbeitete jetzt ebenso freudig, um davon zu leben, wie früher zum Vergnügen. Mit thatkräftiger Energie machte er — der Vierzigjährige — sich an die Beschaffung neuer Existenzmittel. Bei seiner allgemein anerkannten Tüchtigkeit konnte es ihm nicht schwer fallen, angemessene Beschäftigung zu finden. Von früh bis spät war er mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, oder mit dem Erteilen von Unterricht sowohl privatim, als auch an verschiedenen öffentlichen Anstalten, vor allem an dem Collegium Carolinum, dessen humanistische Abteilung damals noch bestand, ferner an der höheren Töchterschule und in den beiden obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums. Hier lernte ich ihn im Jahre 1860 kennen. Einem Manne, wie Lemcke, war es leicht, sich das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Schüler zu erwerben. Wir alle blickten an ihm mit Verehrung und Bewunderung empor. Seine ihn auszeichnende Herzensgüte und sein gewinnendes Wesen einerseits, seine umfassende Gelehrsamkeit andererseits imponierten uns derart, dafs wir von ihm zu sagen pflegten: „Er ist zu gut und zu gelehrt für uns; er gehört an eine Universität.“ Niemand von uns ahnte aber, dafs sich ihm wirklich noch ein Feld höherer Thätigkeit eröffnen sollte! Da trat wieder eine in doppelter Beziehung überraschende Wendung in seinem Leben ein. Es fiel ihm ein nicht unbedeutendes Erbe zu — man sprach von mehr als 100 000 Mark — und zugleich wurde ihm die noch gröfsere Genugthuung zu teil, an eine deutsche Hochschule berufen zu werden. Er übernahm im Jahre 1863 den durch Eberts Fortgang von Marburg daselbst erledigten Lehrstuhl für romanische Philologie. Hier wirkte er in erfolgreicher Weise von Ostern 1863 bis Herbst 1867, dann in der Nachbaruniversität Giefsen, welcher er trotz mehrfacher ehrenvoller Berufungen, wie 1873 nach Breslau und 1874 noch einmal nach Marburg, bis zu seinem Tode treu blieb. Wie sein Landesherr seine Verdienste durch Verleihung des Ritterkreuzes Philipps des Grofsmütigen ehrte, so übertrug ihm das Vertrauen seiner Kollegen das Rektorat der Universität, welches er 1873—1874 verwaltete.

Am 17. Juni 1873 hielt er die Festrede. Da der von ihm bei jener Gelegenheit behandelte Gegenstand — die Wechselbeziehungen zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften — auch für weitere Kreise von Interesse ist, so dürfte eine gedrängte Wiedergabe seiner Ausführungen manchem nicht unwillkommen sein.

Die durch die menschliche Schwäche notwendig gewordene Trennung aller wissenschaftlichen Bestrebungen in verschiedene Gebiete hat den Nachteil, dafs sie den Blick auf das Ganze und damit die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der Teile, der Einheit der Wissenschaften erschwert, wohl gar unmöglich macht. Die spekulative Philosophie glaubte den Zusammen-

Digitized by Google

hang der Dinge erklären, die erstrebte Wahrheit aus dem reinen Gedanken konstruieren und somit das Rätsel der Welt lösen zu können. Aber dieser Versuch ist noch jedesmal mifslungen. Zahllose philosophische Systeme haben einander abgelöst, das spätere hat immer dem vorhergehenden das Grablied gesungen, um bald darauf selbst wieder diese letzte Ehre zu empfangen. Obgleich daher die wissenschaftliche Forschung die philosophischen Systeme verwirft, so darf sie doch auch fernerhin die Philosophie als ihre Führerin und Wegweiserin nicht von sich weisen, zugleich mufs sie aber in den durch unmittelbare Beobachtung oder durch Kritik gewonnenen Thatsachen die feste Grundlage suchen, auf welcher allein der Bau der menschlichen Erkenntnis sich erheben kann. Thatsachen zu sammeln und zu ordnen, vom Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen, in der scheinbaren Zufälligkeit und Willkür das Gesetz zu finden, kurz, von der Erfahrung auszugehen und auf der Staffel derselben allmählich in das Gebiet zu gelangen, wo die Spekulation beginnen darf, weil sie sich dort von selbst aufdrängt — das ist die Forderung, welche heute mit Recht an jede Art der Forschung nach Wahrheit gestellt wird. Damit ist aber die Aufgabe, welche die spekulative Philosophie allein vergebens zu lösen versucht hat, in die Hände der einzelnen Wissenschaften, welche einen realen Inhalt haben, zurückgelegt.

Seitdem nun die einzelnen Wissenschaften den Glauben an die Allmacht der reinen Spekulation verloren haben, ist ihnen auch das Gefühl der Einheit abhanden gekommen. Wie sie äufserlich getrennt nebeneinander stehen, so fühlen sie sich nicht mehr als Glieder eines Leibes — ja, einzelne stehen sich sogar mit dem Gefühle eines schroffen Gegensatzes gegenüber. In diesem Falle befinden sich die Geisteswissenschaften und die exakten Wissenschaften.

Wie die Geisteswissenschaften, vielfach noch befangen in den Banden bestimmter philosophischer Systeme, die Berührung mit der Welt der rein materiellen Vorgänge scheuen, so empfindet der Naturforscher Scheu vor der Welt des reinen Gedankens. Durch eine solche Haltung wird aber auf beiden Seiten der wissenschaftliche Fortschritt verzögert. Vielmehr müfsten die beiden grofsen dem Geiste und der Materie gewidmeten und miteinander in Wechselbeziehung stehenden Wissenschaften sich gegenseitig unterstützen und voneinander empfangen. Die Folge dieser gegenseitigen Unterstützung kann keine andere sein als die einer allmählichen Ausdehnung ihrer Gebiete und schliefslichen Annäherung zwischen denselben. Zu einer solchen wird es kommen, wenn man bedenkt, welch innige Verbindung im Grunde zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaft besteht.

Die Wissenschaft des Philologen hat der des Naturforschers vorgearbeitet. Denn die Aufgabe der Philologie beschränkt sich nicht nur auf die Ausbildung der Sprache, auf die Aufstellung sprachlicher Gesetze zu praktischen Zwecken; ihre höhere Aufgabe besteht auch vor allem darin, die Erkenntnis des geistigen Lebens eines ganzen Volkes oder einer Volksgruppe zu fördern und in dem Medium ihrer Bestrebungen, in der Sprache, liegt die Brücke zu der Naturforschung vorgezeichnet. Obgleich nun auch die Philologie dem materiellen Elemente der Sprache, dem Laute, stets Rechnung trug, so nahm sie ihn doch nur als einfaches Faktum hin, ohne ihn einer weiteren Untersuchung zu unterwerfen. Sobald aber die neben der Philologie entstehende und sich aus ihr entwickelnde vergleichende Sprachwissenschaft oder Linguistik anfing, die natürlichen Bildungs- und Entwickelungsgesetze des lautlichen Teiles der Sprache zu untersuchen, traten auch die Sprachstudien den reinen Naturwissenschaften so nahe, dafs beide Gruppen sich bereits um das Besitzrecht an der neuen Disciplin streiten. Da in dem geistigen und dem körperlichen Elemente in der Sprache eine scharfe Grenze nicht besteht, beide vielmehr auf das innigste miteinander verbunden sind, so gehört auch die Linguistik weder ganz den

Digitized by Google

Geistes-, noch ganz den Naturwissenschaften an. Denn soweit die Bildung des lautlichen Teiles der Sprache den ewigen Naturgesetzen unterworfen ist, soweit gehört die Linguistik zu den Naturwissenschaften, da aber die Naturnotwendigkeit in den Bildungsgesetzen der Laute keine absolute ist, so gehört auch die Linguistik zum Teil in das Gebiet der Geisteswissenschaften. Die Sprachforschung steht noch vor einer Reihe von Rätseln, die sie mit ihren bisherigen Mitteln nicht lösen kann. Will der Sprachforscher ergründen, durch welche Beschaffenheit der Sprach- und Stimmorgane die regelmäfsigen Veränderungen der Laute zu erklären sind, will er eine sichere Grundlage für ein vollkommenes System gewinnen, so bedarf er notwendig der Hilfe der Naturforschung: der Anatom und der Naturforscher müssen seine Mitarbeiter werden. So trennt sich von der vergleichenden Sprachforschung ein neues Gebiet ab, welches dem der reinen Naturforschung noch näher steht als sie selbst. Für die Linguistik ist die Anatomie der Sprachwerkzeuge, die Physiologie der Laute, eine unentbehrliche Hilfswissenschaft geworden, mit deren Beistande sich die Naturgesetze des Sprachbaues und seiner Fortentwickelung ergründen lassen.

Wir sehen, dafs auf dem Gebiete der Sprachforschung die künstlichen Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften bereits teilweise durchbrochen sind. Auf dem rein geistigen Gebiete der Philologie hatte die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache begonnen, um von ihr aus durch die blofse Expansivkraft der Wissenschaft allmählich in ein scheinbar ganz fremdes, ja feindliches Gebiet zu gelangen. Die Arbeiter können sich bereits die Hände reichen.

Das ist in kurzem der Gedankengang jener Festschrift, der letzten selbständigen Arbeit seiner Thätigkeit.

Jenes Jahr 1873/74 bildet in mancher Beziehung den Glanz- und Höhepunkt seines durch ungewöhnliche Schicksale reich bewegten Lebens. Neue schwere Prüfungen standen ihm bevor. Zunächst ward ihm die Gattin durch den Tod entrissen. Bald auch zeigten sich bei ihm die ersten Vorboten desselben qualvoll-tückischen Leidens, das auch die Kräfte unseres unvergefslichen Bursian untergrub. Dasselbe steigerte sich so, dafs er von 1881 an gezwungen war, seine Vorlesungen mehr und mehr zu beschränken und sie zu Anfang des Jahres 1884 gänzlich einzustellen. Leider brachte ihm der erbetene Ruhestand die gehoffte Wiederherstellung nicht. Seit Monat März bettlägerig, litt er viel Schmerzen, ohne je seine Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu verlieren, ohne einen Augenblick die Hoffnung auf Genesung aufzugeben, ja ohne eine Ahnung von seinem eigentlichen Leiden zu haben. Die Schwäche nahm zusehends überhand, so dafs er zuletzt, wie die Ärzte sagten, zu seinem Glück an Entkräftung starb. Eine einzige Tochter beweint den geliebten Vater.

Unermüdlich thätig im Dienste der Wissenschaft, hatte Lemcke der Giefsener Hochschule fast zwei Decennien angehört und sich daselbst als Mensch und Gelehrter einen hochgeachteten Namen erworben. Warm und aufrichtig war daher die Teilnahme, welche sich bei seinem ihm selber unerwartet kommenden Hinscheiden in den wissenschaftlichen Kreisen aller Orten und vor allem in den Kreisen seiner zahlreichen Freunde und ehemaligen Schüler kundgab. Die Universität betrauerte in ihm nicht nur den Gelehrten, sondern auch den biederen Kollegen, der arglosen Sinnes, frei von Strebertum und Streitsucht, ebenso frei von wissenschaftlichem Hochmut bei allen Gelegenheiten offen und ruhig seine Meinungen äufserte und in selbstloser Hingabe an seinen Beruf stets nur der Sache zu dienen, nie seine eigene Person geltend zu machen suchte.

Hermann Breymann.

Digitized by Google

Doktor Faust.

Fliegendes Blatt aus Köln.

Bei der allgemeinen Teilnahme, welche heutzutage der Faustlitteratur zugewandt wird, dürfen sogar einschlägige Stoffe unbedeutenderer Art nicht übersehen werden. Ein solcher Stoff sei hier in Kürze besprochen: Das Volkslied „Doktor Faust“, welches als „Fliegendes Blatt aus Köln“ bekannt und u. a. in „Des Knaben Wunderhorn“ mitgeteilt ist.

Hört, ihr Christen, mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doktor Faust;
Von Anhalt war er geboren,
Er studiert mit allem Fleifs,
In der Hoffart auferzogen,
Richtet sich nach alter Weis'.
Vierzigtausend Geister
Thut er sich citieren
Mit Gewalt aus der Hellen.
Unter diesen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich sein,
Als der Mephistophiles. Geschwind
Wie der Wind
Gab er seinen Willen drein.
Geld viel Tausend mufs er schaffen,
Viel Pasteten und Konfekt,
Gold und Silber, was er wollt';
Und zu Strasburg schofs er dann
Sehr fürtrefflich nach der Scheiben,
Dafs er haben konnt sein' Freud',
Er thät nach dem Teufel schieben,
Dafs er vielmal laut aufschreit.
Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschoren,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu plastern auserkoren;
Kegelschieben auf der Donau
War zu Regensburg sein' Freud',
Fische fangen nach Verlangen
Ware sein' Ergetzlichkeit.
Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Strafs',
Wo Christus an dem Kreuzesstamm
Hänget ohne Unterlafs,
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Dafs er wär für uns gestorben,
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein' Dank erweist.
Mephistophles geschwind wie der Wind
Mufste gleich so eilend fort,
Und ihm bringen drei Elle Leinwand
Von einem gewissen Ort.
Kaum da solches ausgeredt,
Waren sie schon wirklich da,
Welche so eilends brachte
Der geschwinde Mephistophila.

Digitized by Google

Die grofse Stadt Portugal
Gleich soll abgemalet sein;
Dieses geschahe auch geschwind
Wie der Wind;
Dann er malt überall
So gleichförmig,
Wie die schönste Stadt Portugal.
„Hör, du sollt mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz;
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei,
Dafs du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein.“
Diesen konnt er nicht abmalen,
Darum bitt' er Faustum
Ganz inständig: „Schlag mir ab
Nicht mein' Bitt', ich will dir wiederum
Geben dein zuvor gegebne Handschrift.
Denn es ist mir unmöglich,
Dafs ich schreib: Herr Jesu Christ.“
Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr, was giebst du für einen Lohn?
Hättst das lieber bleiben lassen,
Bei Gott findst du kein Pardon.“
Doktor Faust, thu dich bekehren,
Weil du Zeit hast noch ein' Stund,
Gott will dir ja jetzt mitteilen
Die ew'ge wahre Huld;
Doktor Faust, thu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus.
„Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach seinem himmlischen Haus!“
In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der that so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang.
So lang der Engel dagewesen,
Wollt sich bekehren der Doktor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren,
Sehet an den Hellengraus.
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt' ihm ab ein Venusbild.
Die bösen Geister verschwunden
Und führten ihn mit in die Hell'.

Dieses Lied, welches einen freien, kecken und munteren Ton anschlägt, ist offenbar nicht sehr alt, sondern erinnert an jüngere Darstellungen der Faustsage, z. B. an den polnischen Faust (Twardowski). Dazu ist es augenscheinlich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen, sondern hat manche Änderungen, sei es nun durch Abschreiber oder fahrende Sänger, erlitten. Die wahrscheinlichste Ansicht möchte dahin gehen, dafs das Volkslied mündlich überliefert worden und daher so mannigfachen Verderbnissen und Willkürlichkeiten, Wortverstümmelungen, Umsetzungen, Auslassungen, vielleicht sogar einigen Um- und Zudichtungen ausgesetzt gewesen ist, wie das Kölner „Fliegende Blatt“ erkennen läfst. Trotz dieser unscheinbaren Gestalt, in welcher das Volkslied uns überkommen ist, läfst der wertvolle Kern sich nicht abstreiten; Goethe äufserte über dasselbe

Digitized by Google

kurzweg: „Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt sein.“ Versuchen wir hiermit, das Lied uns mundgerechter zu machen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Schon von anderen ist darauf aufmerksam gemacht worden, dafs dasselbe ursprünglich in vierzeiligen Strophen gedichtet gewesen ist; auf dieser Grundlage wollen wir weiter bauen, um das Lied möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zu gewinnen.

I. Hört, ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues, ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doktor Faust.

II. Von Anhalt war er geboren;
Er studiert mit allem Fleifs,
In der Hoffart auferzogen,
Richtet sich nach alter Weis'.

III. Vierzigtausend Geister
— — — — — —
Thut er sich citieren
Mit Gewalt aus der Hell'.

IV. Unter diesen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich sein,
Als der Mephistophiles; geschwind wie der Wind
Gab er seinen Willen drein.

V. Geld viel Tausend mufs er schaffen,
Viel Pasteten und Konfekt,
Gold und Silber, was er wollte,
— — — — — — — —

VI. Fische fangen nach Verlangen
Ware sein' Ergetzlichkeit,
Kegelschieben auf der Donau
War zu Regensburg sein' Freud.

VII. — — — — — — —
Und zu Strafsburg schofs er dann
Sehr fürtrefflich nach der Scheiben,
Dafs er seine Freud konnt han.

VIII. Er thät nach dem Teufel schiefsen,
Dafs er vielmal laut aufschreit.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

IX. Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschorn,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkorn.

X. Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Strafs',
Wo Christus an dem Kreuzesstamme
Hanget ohne Unterlafs —

XI. Dafs er wär für uns gestorben
— Dieses zeigt ihm an der Geist —
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein' Dank erweist.

XII. Mephistophles geschwind wie der Wind
Mufste gleich so eilend fort
Und ihm bringen drei Elle Leinwand
Von einem gewissen Ort.

XIII. Kaum da solches ausgeredet,
Waren sie schon wirklich da,

Digitized by Google

Welche so eilend brachte
Mephistophiles heran.
XIV. „Hör, du sollt mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz
— — — — — — — —
— — — — — — — —
XV. Der Teufel fing an zu fragen:
Herr, was giebst du für einen Lohn?
Hättst das lieber bleiben lassen:
Bei Gott findst du kein Pardon."
XVI. „Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei;
Dafs du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein."
XVII. Diesen konnt er nicht abmalen.
Darum bitt' er Faustum
Ganz inständig: „Schlag mir nicht ab
Mein' Bitt'; ich will dir wiederum
XVIII. Geben dein' zuvor gegebne Handschrift;
Denn es ist
Mir unmöglich,
Dafs ich schreib: Herr Jesus Christ."
XIX. In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel, von Gott gesandt;
Der thät so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang —:
XX. „Doktor Faust, thu dich bekehren.
Weil du Zeit hast noch ein' Stund!
Gott will dir ja jetzt mitteilen
Die ew'ge wahre Huld."
XXI. So lang der Engel dagewesen,
Wollt sich bekehren der Doktor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren —
Sehet an den Hellengraus:
XXII. Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt' ihm ab ein Venusbild.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
XXIII. „Doktor Faust, thu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus!" —
„Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach seinem himmlischen Haus!
XXIV. — — — — — — — —
— — — — — — — —
Die bösen Geister verschwunden
Und führten ihn mit in die Hell'.

Ob alles, wie ich hier niedergelegt, sachgemäfs erscheine, will ich nicht entscheiden; das Meiste ist es unbestreitbar. Die Lücken lassen sich bei einiger Phantasie leicht ausfüllen und die Unebenheiten ebnen. In Strophe VIII, Vers 29 ist entsprechend der überlieferten Reihenfolge des Liedes „schiefsen" anstatt „schieben" gewählt worden; jedoch könnte diese Scherzerei mit dem Teufel sich auch auf das „Kegelschieben auf der Donau" beziehen, für welchen Fall eine Umstellung jener Strophe erforderlich sein würde. Die Verse des „Fliegenden Blattes" 49 bis 55, die bildliche Darstellung der „grofsen Stadt Portugal" behandelnd, möchte ich für jüngeren Zusatz halten, weil sie durchaus nicht zur schlichten Folge der Handlung stimmen.

Adalbert Rudolf.

Digitized by Google

Die Maſsbenennungen in den Schulwörterbüchern von Sachs und von Thibaut.

Es ist eine nicht seltene Erscheinung, daſs man sich beim Lesen oder Hören einer benannten Zahl nicht die Mühe giebt, sich eine klare Vorstellung von derselben zu machen. Besonders leicht kann dies eintreten, wenn die Benennung eine Einheit eines uns fremden Maſssystems ist. Liest man beispielsweise von 100 Werst, so begnügt man sich nur zu oft mit dem Worte, ohne diese Maſsbestimmung auf eine bekannte Einheit zurückzuführen. Es ist unserer Ansicht nach eine Pflicht des Unterrichts, den Schüler schon so früh als möglich vor dieser Klippe zu warnen. Die Aufgabe des Unterrichts im Rechnen und in den anderen mathematischen Disciplinen bezüglich der hier berührten Frage besteht darin, dem Schüler einerseits ein klares Bild von unserem Münz-, Maſs- und Gewichtssystem zu geben, andererseits ihn zu befähigen, eine fremde Maſsbestimmung durch Umrechnung auf die heimische zurückzuführen; das Bedürfnis, welches in jedem gegebenen Falle zu dieser Zurückführung drängt, in dem Schüler zu wecken, oder, wo es vorhanden, wenigstens nicht zu ertöten, ist aber nicht nur Sache der genannten Unterrichtsfächer, sondern auch des Sprachunterrichts. Es gehört zu einer guten Präparation, daſs der Schüler die vorkommenden auf ein fremdes System gegründeten Zahlendaten in Bezug auf das metrische System umrechnet; daſs er nicht oft diese Aufgabe zu lösen hat, ist kein Grund, die Anforderung an ihn gar nicht zu stellen. Ausgaben, in deren Anmerkungen die Umrechnungen schon durchgeführt sind, verfehlen unserer Ansicht nach in diesem Punkte ihren Zweck; der Schüler darf nur den Umrechnungssatz für die fremde Einheit erhalten. Diese muſs ihm sein Wörterbuch an die Hand geben. Auf diesen Punkt haben aber die Wörterbücher bis jetzt wenig Rücksicht genommen, und wo sie es gethan haben, leiten sie den Schüler nicht selten irre durch eine Übersetzung der fremden Benennung, so daſs die Begriffe sich keineswegs decken.

Von den französisch-deutschen Schulwörterbüchern hat den ersten Schritt zur Abhilfe nach dieser Seite hin das von Sachs gethan, leider aber häufig in nicht einwandfreier Weise; besser steht es mit der neuen von Wüllenweber und Dickmann besorgten Bearbeitung des Thibaut, in welcher diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, während die alte Ausgabe des Thibaut noch das früher allgemeine, tiefe Niveau zeigt.

Da eine von dem angeführten Gesichtspunkte aus unternommene Vergleichung des alten Thibaut, des neuen Thibaut und des Sachs nicht ohne Interesse ist, so sind in Nachstehendem einige der betreffenden Artikel aus den genannten drei Werken zusammengestellt; es folgen jedesmal die Bemerkungen, die für nötig gehalten wurden. Der Kürze wegen ist die alte Ausgabe des Thibaut durch A. T., die neue durch N. T., Sachs durch S. bezeichnet. Sämtliche grammatischen Bezeichnungen sind als für unseren Zweck unwesentlich ausgelassen worden.

1) A. T.: arpent, der Morgen Landes (100 Quadratruten).
N. T.: arpent, Stück Land (ungefähr $^1/_3$ Hektar).
S.: arpent, Morgen von 100 Quadratruten (= 1418,4579 qm).

A. T. und S. übersetzen arpent durch Morgen; nun ist aber der preuſsische Morgen gleich 2553 qm, der arpent de Paris gleich 3419 qm, der Unterschied von arpent und Morgen erweist sich also als ein so groſser, daſs die Berechtigung der Übersetzung nun und nimmermehr zugestanden werden kann, wenn nicht der Gedankenlosigkeit Thür und Thor geöffnet werden soll. Wer den Einwand machen wollte, die Übersetzung müsse gestattet sein, weil beide, arpent und Morgen, die Haupteinheiten der alten Flächenmaſse seien, muſs konsequenterweise aus demselben, unserer Ansicht nach ganz hinfälligen Grunde zugeben, daſs man dann auch Franc, Lira,

Digitized by Google

Florin, Dollar, Rubel samt und sonders durch Mark übersetzen darf. Ein anderer möglicher Einwand, dafs nämlich A. T. und S. einen in einem anderen deutschen Lande früher gebräuchlichen Morgen im Auge gehabt haben könnten, ist auch nicht stichhaltig, da für diese anderen Morgen die Differenz vielmehr noch gröfser ausfällt.

A. T. und S. sprechen beide von einem Morgen von 100 Quadratruten; der Leser, welcher die Untereinteilungen von arpent und Morgen nicht kennt, mufs glauben, dafs der preufsische Morgen gleich 100 Quadratruten war. Das ist aber nicht der Fall, denn er war gleich 180 Quadratruten; auch kein anderer deutscher Morgen, mit Ausnahme des von Nassau, hatte 100 Quadratruten. Wohl aber war ein arpent gleich 100 perches carrées, also haben offenbar A. T. und S., auch wieder unberechtigterweise, perche carrée durch Quadratrute übersetzt und so die Verwirrung so grofs wie möglich gestaltet.

Den Gipfel dieses Berges von Verwirrung bildet aber die bei S. angeführte Zahl 1418,4579 qm. Die Genesis dieser Zahl war dem Referenten lange Zeit vollständig unerfindlich. Die Gröfse eines preufsischen oder irgend eines anderen deutschen Morgens giebt sie nicht an, nicht einmal die des nassauischen, denn dieser war gleich 2500 qm. Man kann nun aber zu der Zahl gelangen durch folgende Scherzrechnung: ein arpent ist gleich 100 perches carrées, perche carrée wird übersetzt durch preufsische Quadratrute, folglich ist ein arpent gleich 100 preufsischen Quadratruten; nun ist aber eine preufsische Quadratrute gleich 14,184579 qm, also 100 preufsische Quadratruten, oder was nach der gemachten Supposition dasselbe ist, ein arpent gleich 1418,4579 qm. Wenn also nicht ein neckischer Zufall vorliegt, der gerade die Zahl 1418,4579 in S. hineinbrachte, so haben wir hier ein eklatantes Beispiel dafür, wohin das Übersetzen einer fremden Mafsbenennung zu führen vermag.

Die Notiz bei N. T., dafs ein arpent ungefähr 1/3 Hektar sei, ist richtig, bezieht sich aber nur auf den gebräuchlichsten arpent, den von Paris, der arpent d'ordonnance enthielt 5107 qm, der arpent commun 4220 qm; für Stück Land stände besser Flächenmafs oder Feldmafs.

2) A. T.: boisseau, Scheffel.
N. T.: boisseau, französischer Scheffel (12,5 Liter).
S.: boisseau, Scheffel.

N. T. giebt als Gröfse des boisseau richtig 12,5 Liter an, es ist offenbar der boisseau usuel gemeint, welcher für die Übergangszeit vom alten französischen zum metrischen System dienen sollte, während der eigentliche alte boisseau 13,12 Liter enthielt; für französischer Scheffel stände besser altes französisches Trockenmafs oder Getreidemafs. A. T. und S. übersetzen boisseau einfach durch Scheffel, wieder ohne Berechtigung, da ein alter preufsischer Scheffel 55 Liter hatte.

Als Getreidemafs existierten im alten französischen System aufser dem boisseau noch minot, mine und setier. Es war 1 setier gleich 2 mines, 1 mine gleich 2 minots, 1 minot gleich 3 boisseaux.

3) A. T.: minot, halbe Mine, Metze.
N. T.: minot, halbe Mine (39 Liter).
S.: minot, halbe Mine, Metze (= picket).

Nur N. T. giebt die richtige Gröfse des minot, 39 Liter, an; A. T. und S. übersetzen durch Metze, während doch die preufsische Metze nur 3,44 Liter enthielt. S. weist aufserdem auf picket hin; schlagt man aber dort nach, so findet man: picket, 1. ehm. Kanne (Liter) Wein; 2. = minot. Man wird also in Bezug auf picket als Fruchtmafs wieder auf minot zurückverwiesen und ist so klug als wie zuvor.

4) A. T.: mine, Mine (früheres Mafs).
N. T.: mine, Mine (früheres Mafs = 1/2 setier = 78 Liter).
S.: mine, Mine, ehm. halber Scheffel.

Digitized by Google

Auch hier giebt allein N. T. den Umrechnungssatz der mine in metrisches Mafs und weist aufserdem auf den setier hin. S. giebt wieder durch seine Übersetzung halber Scheffel zu Irrtum Anlafs.

5) A. T.: setier, Sester (altes Feld- und Flüssigkeitsmafs).

N. T.: setier, Septier, a) altes Getreidemafs (150 Liter); b) altes Flüssigkeitsmafs (7,44 Liter).

S.: setier, Sester (altes Hohlmafs, etwa $1^1/_2$ Hektoliter).

Wieder ist N. T. am zuverlässigsten; die Übersetzung Septier stützt sich vermutlich auf die von Sybel, welche dieser in seiner Geschichte der Revolutionszeit anwendet; zu Irrtümern kann sie zwar nicht führen, da die Benennung Septier unseres Wissens anderweitig nicht verbraucht ist, nötig ist sie nicht. S. berücksichtigt nicht, dafs der setier als Flüssigkeitsmafs eine andere Kapacität wie als Getreidemafs besitzt. Aufserdem übersetzt S. setier fälschlich durch Sester, welches ein altes badisches Mafs für sackfähige Dinge war und 15 Liter fafste, Sester ist also nur der zehnte Teil von setier.

6) A. T.: muid, Fafs; Tonne; Oxhoft.

N. T.: muid, Muid (chem. französ. Hohlmafs von verschiedener Gröfse).

S.: muid, Mud (altes französisches Hohlmafs, das je nach den Provinzen verschieden war).

Bei A. T. haben wir die Erscheinung, dafs ein und dasselbe französische Mafs als zwei verschiedenen preufsischen gleichartig hingestellt wird; es war nämlich eine Tonne Bier gleich 114 Liter, ein Oxhoft dagegen gleich 206 Liter. N. T. ist trotz seiner vollständigen Unbestimmtheit am genauesten, denn gegen S. ist zu bemerken, dafs der muid nicht nur nach den Provinzen, sondern auch nach den zu messenden Dingen variierte. Es giebt in der That wohl kaum ein anderes Mafs, welches eine solche Latitüde zeigte, als das französische muid, es existierte nämlich, um wenigstens die Grenzen der Schwankung anzugeben, einerseits ein muid von 270 Liter, andererseits eins von 4163 Liter. doch ist die Anzahl der in Gebrauch gewesenen muids keine so grofse, dafs nicht auch ein Schulwörterbuch dieselben einzeln anführen könnte. N. T. vermeidet eine Übersetzung; S. übersetzt durch Mud. Es ist aber Mud ein ursprünglich holländisches Mafs, das im Kapland im Grofshandel noch in Gebrauch steht; aufserdem hat Marokko ein Mud. Das marokkanische Mud enthält 14 Liter, die übrigen genannten annähernd 100 Liter. Wenn nun auch die Gefahr, dafs die S.sche Übersetzung Irrtümer zur Folge haben könne, bei der geographischen Lage der Länder, die sich des Mud bedienen, keine sehr grofse ist, so mufs doch die Übersetzung immerhin als unberechtigt bezeichnet werden.

7) A. T.: verste, Werst, russische Meile.

N. T.: verste, Werst, russische Meile (= 1067 Meter).

S.: verste, Werst, russische Meile = 1,066 Kilometer.

Alle drei Wörterbücher übersetzen Werst durch russische Meile; da aber bei uns zur Zeit des Norddeutschen Bundes und bis zum Jahre 1873 eine Meile als eine Länge von 7500 Meter definiert war, ein Werst nur der siebente Teil einer Meile ist, so vermögen wir die Berechtigung einer solchen Übersetzung nicht anzuerkennen. Besser stände russisches Wegmafs für russische Meile.

Das Vorstehende mag genügen, um zu zeigen, dafs der Lexikographie nach der angedeuteten Richtung hin noch manches zu thun übrig bleibt. Eine verwandte Frage, bezüglich der höheren decimalen Einheiten unseres Zahlensystems und der Übersetzung ihrer Benennungen, berührt Moers in seiner interessanten Programmabhandlung der höheren Bürgerschule zu Bonn 1884: Die Form- und Begriffsveränderung der französischen Wörter im Deutschen.

Berlin. Fritz Scheele.

Digitized by Google

La Fête de Victor Hugo.

Il y a quatre ans, tout ce que la France possédait de sociétés et de corporations était accouru pour fraterniser avec le vaillant peuple de Paris. On fêtait le sublime vieillard qui venait d'atteindre sa quatre-vingtième année. Ce jour-là, toute la France était en fête, toutes les discordes se taisaient. On s'accordait à rendre gloire au Génie français personnifié dans un seul homme; Victor Hugo, de son vivant, assistait à son apothéose.

Cette année-ci, l'anniversaire du Maître a été célébré par le monde des lettres; les hommages dont on l'a comblé, pour être moins bruyants que ceux de 1881, n'en ont pas été moins brillants ni moins unanimes. Toutes les illustrations de la capitale s'étaient réunies à l'appel de Mr. Lemonnyer, qui va publier une Édition Nationale des œuvres du poète. Cette édition illustrée, qui doit être terminée pour le centenaire de la Révolution et qui figurera à l'Exposition Universelle de 1889, est destinée à former un monument digne de la gloire du Maître.* Tous les journaux du 27 février, sans distinction d'opinion politique, ont rendu compte de la fête qui a eu lieu la veille à l'Hôtel Continental, et tous nos lecteurs, du moins tous ceux qui s'intéressent au poète national de nos voisins d'Outre-Vosges, auront lu ces rapports plus ou moins dictés par l'enthousiasme.

Si, cependant, celui qui écrit ces lignes a demandé un peu de place pour entretenir les lecteurs de cette Revue du glorieux anniversaire, c'est à l'effet de leur communiquer quelques miettes de l'esprit français que le *Gil-Blas* a rassemblées dans le numéro spécial imprimé en l'honneur du jour. Ce numéro contient des hommages en prose et en vers adressés ad hoc au journal par des admirateurs de tous les pays et de tout l'univers. Sur cette feuille couverte d'autographes, on lit toutes les langues, on voit toutes les écritures, jusqu'à des caractères chinois et arabes. Des noms royaux (Carol et Carmen Sylva) se mêlent aux noms plébéiens de Zola, l'infatigable détracteur des romantiques, à ceux de Dumas, Sardou, Ohnet; Bradlaugh et Mme Ratazzi font chorus avec Lord Lyons, Emilio Castelar avec Wilkie Collins. La Turquie, la Hongrie donnent la main à la Grèce, l'Alsace-Lorraine fait bon voisinage avec l'Allemagne, représentée d'ailleurs par une assez triste figure, — par Sacher-Masoch. Enfin tous les pays du monde ont payé leur tribut d'admiration. Aussi la parole sera donnée d'abord à Jules Simon, qui a exprimé les sentiments de tous les collaborateurs: „D'autres remercieront Victor Hugo de ses œuvres. *Je le remercie de l'admiration unanime qu'elles inspirent. Tous les partis et tous les peuples applaudissent ensemble à sa gloire. De tous les spectacles que ce siècle nous a donnés, il n'y en a pas de plus consolant et de plus rassurant.*"

• Nous renoncerons à citer toutes les pensées émises, soit en français, soit dans leur propre idiome, par des hommes éminents de nationalités si différentes et nous nous contenterons de reproduire les vers écrits pour la circonstance par les poètes français de la génération actuelle.

1) Sully-Prudhomme:

Corneille t'envierait, car vieux il a pu croire
Qu'il voyait son laurier, de son vivant, périr.
Toi, sans rival, bravant l'oubli même illusoire,
Tu te sens immortel et vois ta jeune gloire
Accompagner tes jours, et chaque an refleurir.

---

* Les frais seront couverts par souscription nationale. La première édition est déjà enlevée d'avance malgré les prix énormes de 1200 à 6000 francs pour les exemplaires de luxe. Une société d'actionnaires a fourni un capital d'un demi-million pour faire face aux premiers frais.

Digitized by Google

2) Leconte de Lisle:

Toi, dont le nom sacré fait resplendir la cime
De ce siècle géant que ta force a dompté,
Salut, Maître, debout sur ton œuvre sublime,
Dans ta vieillesse auguste et dans ta majesté.

3) Théodore de Banville:

O Père des Odes sans nombre,
Ton œuvre murmure, éternelle,
Comme une forêt pleine d'ombre,
Et dans ta pensive prunelle
Qui vit les deuils et les désastres
S'épanouit le ciel, plein d'astres.

4) Joséphin Soulary (de Lyon):

Vienne le jour néfaste où, trompant notre appel,
Et l'espoir des aubes prochaines,
Tu tomberas, vaincu, sous le bras éternel
Qui brise tout, même les chênes;
Nous sacrerons le sol où tu seras frappé,
Et l'on te verra, mort splendide,
Toi, si grand aujourd'hui par l'espace occupé
Bien plus grand par ta place vide.

5) François Coppée:

Père, bénis tes fils versant d'heureuses larmes.
Maître, nous t'apportons notre prose ou nos vers.
Français, reçois les vœux de l'immense univers.
Drapeau, le régiment te présente les armes.

6) Pierre Véron (Rédacteur du Charivari et du Journal Amusant):

Quatre-vingt-trois .... fier chiffre, imposant de noblesse,
Mais d'un Victor Hugo doit-on compter les ans?
Puisque sa gloire et lui sont vieux d'une vieillesse
Que rajeunit chaque printemps.

7) Jean Richepin (l'auteur des Blasphèmes!):

Toi, qui sors en régnant de l'arène insultante
Où nous autres, tes fils, entrons en combattant,
Donne-nous pour braver le sort qui nous attend,
La bénédiction douce et réconfortante
De tes mains où fleurit la palme qui nous tente.

8) Armand Silvestre (du Gil-Blas):

Hugo, glorieux nom dont un siècle est rempli,
Soleil illuminant le vol des météores,
Lampe vivante au seuil éternel de l'oubli,
Couchant dont la splendeur fait pâlir nos aurores.

Nous en passons, et des meilleurs, tels que les félibriges Mistral et Aubanel. Il y a un vers qui dépasse tous les autres dont la feuille du Gil-Blas est couverte, un vers que Massenet a mis en musique. Ce vers, les lecteurs de la Légende des siècles le connaissent bien:

Il n'a pas un remords et pas un repentir;
Après quatre-vingts ans, son âme est toute blanche.

Baden-Baden, 1er mars 1885. Joseph Sarrazin.

Digitized by Google

Christianus.

Unter den fremden, gröſstenteils durch die christliche Kirche eingedrungenen Einzelnamen, aus denen deutsche, d. h. in Deutschland übliche, Geschlechtsnamen entstanden sind, ragt der von **Christus** (mittelhochd. Krist) gebildete, zunächst adjektivische, sodann substantivische Name **Christianus** (mittelhochd. kristen, christlich, Christ) durch eine Menge sehr bemerkenswerter, zum Teil noch gar nicht oder anders erklärter Familiennamen, welche von ihm stammen, hervor.

Die lateinische Form selbst scheint als heutiger Geschlechtsname nicht vorzukommen, was insofern auffallen kann, als viele andere Namen derselben Art auch in der Grundform vorhanden sind, wie *Ambrosius*. *Bartholomäus*, *Benedictus*, *Cornelius*, *Dionysius*, *Gregorius*, *Jacobus*, *Nikolaus*. Während ferner von diesen Namen vermöge ihrer Betonung sehr häufig eine oder mehr Anfangssilben schwinden, z. B. *Brosius* u. *Brösicke*, *Mevius* u. *Meves*, *Dictus* u. *Dix*, *Nelius* u. *Nehl*, *Nisius* u *Nies*, *Gorius* u. *Görres*, *Kobus* u. *Kob*, *Claus* u. *Klages*: findet sich, wenn es erlaubt ist, nach den bisherigen Sammlungen zu urteilen, von **Christianus**, dessen Tonverhältnis doch dasselbe ist, keine aphäretisch gekürzte Form; der etwa in Betracht zu ziehende Name *Jahnus* muſs als Latinisierung von *Jahn* (zu *Johannes*) gelten.

Die nicht erhebliche Frage, ob die Familiennamen *Kristen*. *Christen* und *Christ* sich auf den Eigennamen gründen oder appellative Bedeutung haben, läſst sich objektiv natürlich nicht entscheiden: es mag hinreichen, die Berechtigung der zweiten Erklärung durch die gleich oder ähnlich gearteten Namen *Jüde* u. *Judt*, *Ketzer*, *Jesuiter*, *Quäker* (*Heiden*, *Heyden*, *Haydn* verlangen bessere Deutung als aus mittelhochd. heiden, paganus) zu stützen.

In der folgenden Zusammenstellung sollen zuerst die feststehenden, teils allgemeiner bekannten, teils neu zu erweisenden Ableitungen auftreten; sodann wird eine Anzahl zweifelhafter Namen, welche gleichwohl mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit derselben Quelle angehören, besprochen werden.

1) *Christian*, *Kristan*, *Christan*, *Christann*, *Kristen*, *Christen*, *Cristen*, *Christern*, *Chrestern*, *Christier* (die drei letzten Namen gründen sich auf die in holsteinischen Chroniken und anderswo vorkommende Form Christiernus), *Krischen* (vgl. plattd. Krischân = Christian), *Christe*, *Christ*, *Krische*, *Krisch*; *Christel*, *Christl*, *Krestel*, *Christlin*, *Christeinicke*, *Krischke*; *Christians*, *Krystians*, *Christiani*, *Christiansen*, *Christensen*, *Christesen*; *Christmann*, *Cristmann*, *Chrismann*. *Christma* (fris.), *Christelmann*; *Kristner*, *Kristler*, *Kristeller*, *Christeller*, *Christinger*.

Kirstan, *Kirsten*, *Kürsten*, *Kirschten*, *Kirstein*, *Kirschstein*, *Kirste*, *Kirst*, *Kirscht*: *Kirsting*.

Kerstan, *Kersten*, *Kürsten*, *Kerstein*, *Kerschstein*, *Kerst*; *Kerstens*, *Kersting*.

Karsten, *Carsten*, *Carstenn*, *Karstein*, *Karst*; *Karsteineke*, *Carstanjen*; *Carstens*, *Karsjens*, *Carstensen*.

Kisten, *Kist* (*Klugkist*); *Kistel*; *Kisting*.

Kesten, *Kestein*, *Kest*; *Kesting*.

Kastan, *Kasten*, *Casten*, *Kassen*. *Cassen*, *Sassen* (fris.), *Kastein*, *Kaste*, *Kast*, *Cast*; — *Kästle*, *Kasteineke*; *Kastens*, *Castens*, *Kassens*, *Cassens*, *Kasjens*. *Castensen*; *Kastmann*.

2) Da *Kirscht* gleich *Kirst* ist, so liegt es nahe, nach *Kirsch* zu fragen. Zwar können *Kirsche*, *Kirsch* sich auf die Frucht beziehen und mit Namen wie *Obst*, *Pfirsch*, *Quidde*, *Brambeer*, *Citron*, *Kirbis* verglichen werden; allein die abgeleiteten Formen *Kirschke*, *Kirschken*, *Kerschgen*, *Kirschgens*, *Kerschling* dürften mehr für „Christian“ als für „Kirsche“ sprechen, und

Digitized by Google

Kerschen läfst sich unstreitig bequemer als *Kersten* fassen denn als Plural von „Kirsche“.

Die Namen *Korsten, Corsten, Kohrsten,* welche sich jeder anderen Erklärung zu weigern scheinen, können aus *a* vergröbertes *o* enthalten, mithin gleich *Karsten* gelten; *Corssen* dagegen, obwohl die Assimilation aus *Corsten* nichts Auffallendes hätte, wird richtiger, wie *Coorfsen, Kohrssen,* als *Cordsen* (zu *Konrad*) verstanden.

Wahrscheinlich gehören *Kresse, Kress, Crefs* nebst *Kressel* (vgl. oben *Krestel*) und *Kressmann,* denen doch nimmermehr der Pflanzenname „Kresse“ zu Grunde liegt, zu *Christian.*

Ob *Karsch* und *Kasch* (*Kasche, Koschke*) als *Karst* und *Kast* zu erklären, oder einem niederdeutschen Adjektiv mit der Bedeutung „frisch, stark“ (dän. karsk) gleichzustellen seien, wird nicht leicht ermittelt werden können; *Karsch* verhält sich, äufserlich genommen, zu *Karst* wie *Krisch* zu *Christ* und wie *Kirsch,* falls die Deutung dieses Namens den ihm beigemessenen Vorzug verdient, zu *Kirst.* Ferner: wenn *Kasch* aus *Kast* = *Karst* entstanden ist, so darf *Kisch* aus *Kist* = *Kirst* erklärt werden. Auch *Kass, Cafs* (latinisiert *Cassius*), verglichen mit *Cassen* aus *Kasten* = *Karsten,* können als *Kast* = *Karst* gedeutet werden; zu *Kass* gehören *Kaske, Kassmann, Cassmann.*

Schwer fällt es, über den Namen *Kritz* ein befriedigendes Urteil auszusprechen. Altdeutsch, wie *Ditz, Fritz, Ritz, Sitz, Witz,* kann er nicht sein, da kein entsprechender Stamm zu Gebote steht. Dagegen ist es nicht unmöglich, dafs er mit dem lausitz. Kosenamen Kritscho, einer Nebenform von Kristo, zusammenhängt; auf *Kritz* folgt *Kritzmann.*

Bonn. K. G. Andresen.

Auf Wunsch des Herrn Dr. David Asher unterlassen wir nicht, zu bezeugen, dafs die Darstellung der Verhandlungen zwischen ihm und Herrn Münter in der Angelegenheit des Lucasschen Wörterbuches, die er im 2. und 3. Hefte des 65. Bandes des Archiv veröffentlicht hat, in allen Punkten der Wahrheit entspricht. Nur durch eine Namensverwechselung der Berichterstatter, bei denen Dr. Asher Erkundigung über den dort Genannten einzog, ward er zu der verletzenden Bemerkung veranlafst, die einen „Widerruf“ nötig machte. Die Redaktion.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

K. Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.

F. Hornemann, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Hirsch, Über schriftliche Übungen beim Unterricht in den fremden Sprachen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

M. Schieszl, System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der stilistischen Entwickelungstheorie. (Straubing, Attenkofer.)

A. Rambeau, Der französische und englische Unterricht am Gymnasium. Methode und Lehrplan. (Progr. d. Wilhelms-Gymn. in Hamburg.)

Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.

F. L. O. Rœhrig, The Irish Language: A letter addressed to the President of the New York Society for the preservation of the Irish Language. (New York.) 25 c.

Grammatik.

Th. de Saussure, Étude sur la langue française. De l'orthographe des noms propres. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.

W. Köritz, Über das S vor Konsonanten im Französischen. (Strafsburg, Dissert.)

C. Wolff, Futur und Konditional im Altprovençalischen. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

Henri Doniol, Les Patois de la basse Auvergne, leur grammaire et leur littérature. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

A. Braam, Malherbes Hiatusverbot und der Hiatus in der neufranzösischen Metrik. (Leipzig, Dissert.)

H. Schmidt, Das Pronomen bei Molière im Vergleich zu dem heutigen u. altfranzös. Sprachgebrauch. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Jensen, Syntaktische Studien zu Robert Garnier. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 60 Pf.

Aug. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. (Heilbronn, Henninger.)

Aug. Western, Kurze Darstellung der englischen Aussprache. (Heilbronn, Henninger.)

Digitized by Google

Lexikographie.

G. Azaïs, Dictionnaire des idiomes romans du midi de la France. (Paris, Maisonneuve.) III vol. 48 fr. 40 c.
H Stappers, Dictionnaire Synoptique d'Étymologie française. (Bruxelles, Muquardt.) 7 fr. 50 c.
A. L. Melzer, Deutsch-engl.-franz. Lexikon der Ausfuhr-Industrie. (Berlin, Föllen.) 8 Mk.
L. P. Delinotte, Dictionnaire pratique des synonymes français. (Rotterdam.) 8 fl. 50 c.
A. Pougin, Dictionnaire historique et pittoresque du théâtre et des arts qui s'y rattachent. (Paris.) 40 Mk.

Litteratur.

F. Böhm, Ilias und Nibelungenlied. Eine Parallele. (Znaim, Fournier & Haberler.) 1 Mk. 60 Pf.
F. Hirsch, Geschichte der deutschen Litteratur. Lfrg. 17—19. (Leipzig, Friedrich.) à 1 Mk.
H. Hitzigrath, Andreas Gryphius als Lustspieldichter. (Progr. d. Gymn. zu Wittenberg.)
Klötzer, Schiller in seinen Beziehungen zur Musik. (Progr. d. Gymn. zu Zittau.)
K. Knortz, Goethe und die Wertherzeit. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. (Zürich, Verlagsmagazin.) 80 Pf.
Schillers Verhältnis zur französischen Revolution, von K. Rieger. (Wien, Konegen.) 1 Mk.
Emanuel Geibel, Ein Gedenkbuch von A. Holz. (Berlin, Parrisius.) 4 Mk.
R. Springer, Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. (Minden, Bruns.) 6 Mk.
F. Tendering, Das poitevinische Katharinenleben und die übrigen südwestlichen Denkmäler. (Progr. d. Gymn. in Barmen.)
M. Rivière, Mirèio, traduite en prose dauphinoise, avec une étude dilectale et quelques textes modernes. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.
H. Bächt, Sprachliche Untersuchungen über Huon de Bordeaux. (Erlangen, Dissert.)
F. Bangert, Die Tiere im altfranz. Epos. (Marburg, Elwert.) 6 Mk.
Chabaneau, Vie de sainte Marie Madeleine, poëme provençal. (Montpellier, Hamelin.)
R. Diehl, Guillem Anelier von Toulouse, der Dichter des zweiten Teils der Albigenserchronik. (Marburg, Elwert.) 80 Pf.
A. Rudolf, Über die Vengeance Fromodin, die allein in der Hs. M[a] erhaltene Fortsetzung der Chanson de Girbert de Mez. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Schnell, Untersuchungen über den Verfasser der Miracles de Nostre Dame par personages. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.
E. Wirtz, Lautliche Untersuchung der Miracles de St. Eloi. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.
Les 5 livres de F. Rabelais, avec une notice par le bibliophile Jacob. Variantes et glossaire par P. Chéron. T. I. (Paris, Librairie des bibliophiles.) 3 fr.
Gaston Paris, La poésie du moyen âge, leçons et lectures. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
P. Albert, La littérature française au XIX[e] siècle. T. II. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.
Th. Droz, L'esprit gaulois dans la littérature française. Conférence faite au Rathaus de Zurich le 15 Janv. 1885. (Zürich, Meyer & Zeller.) 80 Pf.

Digitized by Google

E. Combes, Madame de Sévigné historien. Le siècle et la cour de Louis XIV d'après Mme. de Sévigné. (Paris, Perrin.) 6 fr.
A. Tilley, The literature of the French renaissance. (Cambridge-Warehouse in London.) 6 sh.
Victor Hugo. Eine biographische Skizze. (Basel, Bernheim.) 80 Pf.
H. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. (Oppeln, F. Franck.) I. Lfrg. 2 Mk.
G. P. R. Hahn, Basedow und sein Verhältnis zu J. J. Rousseau. (Leipzig, Weifs & Schack.) 1 Mk. 50 Pf.
Rich. Hülsen, André Chénier, Die Überlieferung seiner Œuvres poétiques. (Progr. d. Sophien-Gymn. in Berlin.)
L. Radignet, Études islando-américaines. L'Humour dans la littérature américaine. (Paris, Marpon.) 1 fr. 50 c.
F. Hawkins, Annals of the French stage, from its origin to the death of Racine. (London.) 33 Mk. 50 Pf.
H. Fernow, The three Lords and three Ladies of London. By Robert Wilson. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas. (Hamburg, Nolte.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Fick, Zum mittelenglischen Gedicht von der Perle. Eine Lautuntersuchung. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Chaucer, Werke übersetzt von A. v. Düring. II. Bd.: Canterbury-Erzählungen, I. Teil. (Strafsburg, Trübner.)
Floris und Blauncheflur. Mittelengl. Gedicht aus dem 13. Jahrh. Hrsgb. von E. Hausknecht. (Berlin, Weidmann.) 6 Mk.
H. Breymann u. A. Wagner, Historisch-kritische Ausgabe von Marlowes Werken. I. Bd.: Tamburlaine. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk.
Dante's Divine Comedy. (London.) 18 Mk.

Hilfsbücher.

J. Winkler, Deutsche Sprach- und Aufsatzlehre für Bürgerschulen. (Prag, Tempsky.) 60 Pf.
J. Seemüller, Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Grammatik am Obergymnasium. (Wien, Hölder.) 1 Mk.
W. Fricke, Grundrifs der Geschichte deutscher Jugendlitteratur. (Minden, Bruns.)
O. Dolch, Elementarbuch der französischen Sprache. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.
O. Dolch, Schulgrammatik der französischen Sprache. I. Teil: Formenlehre. (Leipzig, Teubner.) 2 Mk.
O. Wendt, Französische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung franz. Briefe. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Luppe u. J. Ottens, Elementarbuch der französischen Sprache für Oberrealschulen. I. (Zürich, Füfsli & Co.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Baumgärtner, Lehrbuch der franz. Sprache. (Zürich, Füfsli & Co.) 2 Mk.
J. Masberg, Kurzgefafste franz. Syntax. (Stuttgart, Spemann.)
A. Rothenbücher, Hauptregeln der franz. Syntax nebst Übungsbeispielen. (Kottbus, Differt.) 80 Pf.
F. Golotusow, Leitfaden zum ersten Unterricht in der russischen Sprache für Deutsche. (Reval, Kluge.) 1 Mk. 50 Pf.

Digitized by Google

Christmas. (Aus dem Sketch Book von Washington Irving.) Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Tanger. (H.) 102
Sir Walther Scott, Tales of a Grandfather. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Friedrich. (Ernst Wetzel) . . . 102
Scott, History of France from 1328—1380. Erklärt von Dr. H. Fehse. (Prof. Dr. Bierbaum) 103
Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Dr. F. J. Wershoven. (W. Bertram) 104
A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. (Joseph Sarrazin) 106
Zur Abwehr. Von Dr. W. Dreser 107

Miscellen.

Seite 109—125.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 126—128.

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erschienen:

First English Reading Book.

Englisches Lesebuch

für

mittlere Klassen höherer Lehranstalten

von

Ludwig Herrig.

Siebzehnte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2,25.

Premières Lectures Françaises.

Französisches Lesebuch

für

mittlere Klassen höherer Lehranstalten

von

Ludwig Herrig.

Zwanzigste, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 1,80.

Braunschweig. George Westermann.

Für Schüler höherer Lehranstalten.

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet

von

C. Diercke und E. Gaebler.

54 Haupt- und 138 Nebenkarten.

Dritte Auflage.

Preis geh. 5 Mk.

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen.

Dieser Atlas gelangte in den meisten höheren Lehranstalten zur Einführung und ist von hervorragenden Schulmännern bestens empfohlen.

Digitized by Google

B. C M. 11.

ARCHIV

6/9

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

LXXIV. BAND, 2. u. 3. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

Digitized by Google

Inhalt.

LXXIV. Band, 2. u. 3. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Fortsetzung) 129

Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. Von Fritz Davids 181

Friedrich der Grofse und die deutsche Dichtkunst. Von Dr. M. Herwig 221

Einige kritische Bemerkungen zu Molière, mit besonderer Berücksichtigung des „Médecin malgré lui“. Von Dr. Wenzel 247

Der Gebrauch der Tempora und Modi im anglonormannischen Horn. Von Gustav Rudolph 257

Nachträge zu den Legenden 327

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 366—368.

Beilagen:

Von der **Haude- und Spenerschen Buchhandlung** (F. Weidling) in Berlin.
Von Herrn **Gustav Schloessmann** in Gotha.
Von Herrn **Emil Soeding** in Wien.
Von Herrn **Julius Springer** in Berlin.
Von Herrn **Carl Steyer** in Cannstatt.
Von den Herren **Velhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

II.

Die Pickwickier.

Als Dickens die erste Nummer seiner Pickwick Papers verfafste, war er 25 Jahre alt, unverheiratet und noch nie weit über London und Umgegend hinausgekommen. Die Veranlassung zu diesem Werke war eine Bitte der Herren Chapman und Hall, zu den Karikaturenzeichnungen Seymours (und später Brownes) den Text zu liefern. Gar bald aber änderte sich das abhängige Verhältnis des Schriftstellers zum Zeichner, und der Text bestimmte die Figuren. Diese anfängliche Abhängigkeit macht sich an dem schwulstigen Beginn des Werkes sehr wohl bemerkbar; der Fehler wird jedoch durch Dickens' köstlichen Humor einigermafsen verwischt.

Den Pickwick Papers liegt die Idee zu Grunde, dafs Pickwick, der Präsident eines nach ihm benannten Klubs, begleitet von seinen drei Freunden Winkle, Snodgrass und Tupman, sich im Auftrage ihres Klubs auf Reisen begeben, um ihren Klubbrüdern über die geschauten Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse Bericht erstatten zu können: in Wirklichkeit jedoch will der Verfasser die Sitten und Gewohnheiten des englischen Mittelstandes in London und Umgegend schildern. Während in den ironischen „Lettres Persanes“ des französischen Satirikers Montesquieu die Berichterstatter durch Witz und Schärfe der Beobachtungsgabe glänzen und weit über die Dummheiten ihrer Landsleute erhaben sind, zeichnen sich die Personen unseres Humoristen durch Unerfahrenheit des Herzens und eine

Digitized by Google

naive Beobachtungsgabe aus. Es ist also bei der Beurteilung der Charaktere in Pickwick höchst wichtig, zu bedenken, dafs man sich unter Gemütsmenschen bewegt. Obwohl der unerfahrene Pickwick und seine noch weniger erfahrenen Begleiter im Kontakte mit Leuten wie Jingle und Job Trotter in Konflikt geraten, sind diese letzteren keineswegs raffinierte Verbrecher, sondern auch Gemütsmenschen wie die getäuschten Helden unserer Erzählung. Dodson und Fogg, die intrigierenden Advokaten, dürften allerdings eine Ausnahme machen. — Da sich also meistens nur Gemütsmenschen einander entgegenstehen, mufs das Werk eine gewisse Monotonie in den Kontrasten entwickeln, und darin liegt sein Hauptfehler; denn in keiner Dichtungsform stört eine mangelhafte Kontrastbildung so sehr als im Roman. — Wir können schon aus diesem Grunde Forster nicht zustimmen, welcher Pickwick und seinen Diener Sam Weller als den Don Quixote und den Sancha Panza von London bezeichnet. Während in dem spanischen Werke Herr und Diener sich durch einen grofsartigen Gegensatz des Charakters auszeichnen, macht es sich der Londoner Diener zur Aufgabe, dieselbe gemütvolle Rolle seines Herrn zu spielen; ja, er sucht sogar diesen in Grofsmut zu übertreffen. Er ist Gemütsmensch wie sein Herr; in seiner gröfseren Lebenserfahrung liegt der einzige Unterschied.

Obwohl der Horizont des Stückes ein weiter ist, da er Kaufleute, Abenteurer, Municipalbeamte, Journalisten, Advokaten und ihre Schreiber, Rittergutsbesitzer, das Militär, Doktoren und Apotheker umfafst, ist doch die Perspektive eine sehr geringe, und inmitten des vielen Elends, das unser Held im Fleet-Gefängnis erblickt, fehlt dem mit Affekten tändelnden Dichter das erlösende Wort. — Ebenso ist von einem eigentlichen epischen Strome gar nicht die Rede; als Ersatz macht sich jedoch ein roter Faden, der sich lose durch eine Reihe von Skizzen und Situationen zieht, deutlich genug bemerkbar. Ehe wir also zur Charakteristik der Personen übergehen, sei bemerkt, dafs die Stärke des Werkes weniger im Ganzen als im Detail zu suchen ist.

Pickwick ist ein fetter, kurzsichtiger Junggesell von 50 bis 55 Jahren, mit einer Glatze, den Tafelvergnügen nicht abgeneigt

Digitized by Google

und von einem hitzigen Temperament. Da der Edelmut seiner Gesinnung und die Anspruchslosigkeit seiner Sitten mit diesen Äufserlichkeiten sich wenig zu vertragen scheinen, d. h. die unscheinbare Schale nicht auf den guten Kern schliefsen läfst, den sie umfafst, liegt in dieser Figur eine unerschöpfliche Quelle für den phantastisch-grotesken, wie auch für den pathetischen Humor unseres Novellisten, und des letzteren Fähigkeit, das Erhabene und Lächerliche in einer Person zur Darstellung zu bringen, wird durch dieses erste Kind der Dickensschen Muse aufs glänzendste nachgewiesen. Diese so humoristisch wirkende Type ist echt germanisch und mit mancher Schöpfung in den deutschen Romanen unseres Jahrhunderts eng verwandt, nur dürfte sie dort weit eckiger und derber sein und weniger in Schnürstiefelchen und Gamaschen erscheinen. Doch wenn sich jene deutschen Brüder Pickwicks auch weniger gewandt in Leo Hunters litterarischem Cirkel bewegen würden, so geben sie doch auch in Deutschland, wenn sie glauben, im Recht zu sein, Proben von derselben Hartnäckigkeit und Widerstandsfähigkeit, die unser Pickwick an den Tag legt, da er lieber in das Schuldgefängnis wandert, als ungerechterweise eine für ihn unbedeutende Summe zahlt. Diese echt germanische Bekundung des zähen Widerstandes bei äufserem Drucke, welcher Deutschland die Reformation und England seine Great Charter verdankt, hat Goldsmith aufs herrlichste in seinem Traveller durch einen Vers ausgedrückt, den er allerdings nur auf den englischen Bauer anwendet, welchen wir jedoch auf alle Germanen ausdehnen wollen:

„True to imagined right, beyond control.“

Es ist oft schon von Kritikern tadelnd hervorgehoben worden, dafs der anfänglich so originelle und pedantische Pickwick im zweiten Teile und gegen das Ende der Erzählung aus seiner Rolle falle und ein ganz anderer Mann werde. Indem wir nun auch mit Bedauern zugeben müssen, dafs der „gute alte Knabe“ am Ende mehr den Philanthropen herauskehrt, so kann dies doch nicht wunderbar erscheinen, wenn wir bedenken, dafs Dickens in dieser Mulde zwei sich einander widersprechende Eigentümlichkeiten verschmolzen hat. In Pickwick führt der lokalisierende Feuilletonist uns eine germanische, und ganz

Digitized by Google

besonders eine englische Type vor Augen, welche so kurz durch die einheimische, in andere Sprachen nur durch gröfsere Umschreibungen übersetzbare Redeweise bezeichnet wird: „He improves on acquaintance“, er gewinnt bei (näherer) Bekanntschaft. — Es ist jedoch ein anderer Umstand, der uns veranlafst, Dickens' Idee von Pickwick als inkorrekt und ungenau zu bezeichnen: Boz will uns nämlich glauben machen, dafs dieser unbeholfene, pedantische und unerfahrene Junggesell ein ehemaliger Kaufmann sei, welcher sich „durch tüchtige Geschäfte“ ein bedeutendes Vermögen erworben habe. Ein Privatlehrer, der durch Erbschaft plötzlich reich geworden, oder ein Gentleman Farmer aus einem entlegenen Teile Englands, welcher sein Gut verkauft hat, dürfte viel eher ein so klägliches Bild „im Strome der Welt“ entfalten als ein routinierter Kaufmann.

Während diese germanische Type mit den sich widersprechenden Zügen humoristisch wirkt, wird in Sam Weller, einer Schöpfung „aus einem Gufs“, der Humor aufs glücklichste zum komischen Humor. Die komische Wirkung der Sklaven bei Plautus und der französischen und italienischen Bedienten bei Molière und Ariost wird jedoch in der germanischen Litteratur noch eine gröfsere und reinere Befriedigung hervorrufen, als hier der den Germanen so eigene, gesunde Zug den Schriftsteller veranlafst, sich auf die Seite der untergeordneten Lebensstellung zu schlagen. In den Menächmen des Plautus, die Shakespeare für seine „Komödie der Irrungen“ benutzte, stiehlt der mit seinem Herrn auf gutem Fufse stehende schlaue Sklave das Kleinod, welches er dessen Geliebten zu überbringen hat; der germanische Dichter schildert uns den Diener als einen ehrlichen Mann, der jedoch von seinem Herrn als Botenlohn eine Tracht Prügel erhält. In dem Amphitryon des Plautus und Molière wird eine gewisse Komik dadurch erreicht, dafs Sklaven und Bediente sich bemühen, ihren Herrn linkisch nachzuäffen, während Shakespeares Adam (in As you like it) und Dickens' Sam Weller einen komischen Humor dadurch zu erzielen wissen, dafs sie die Grofsmut ihrer Herren und Meister nachahmen oder gar zu übertreffen suchen.

In der germanischen Litteratur streift der auf diese Weise

Digitized by Google

hergestellte komische Humor an das Pathos, während in dem Amphitryon jener beiden Repräsentanten der romanischen Litteratur die Komik oft — zur Mimik herabsinkt.

Im Gegensatz zu seinem unerfahrenen Herrn, welcher sich an die Allgemeinheit aufopfert, indem er allen und jedem ein Wohlthäter sein will, ruft Sam Weller, der klügere und erfahrenere Diener, einen weit gröfseren Beifall des Lesers hervor, da er seine Grofsmut auf den Brotgeber beschränkt, welchen er liebt und den er ohne zu zaudern, in das Schuldgefängnis begleitet. Es entspricht daher dem Wunsche aller Leser, dafs dieser sich nicht an die Allgemeinheit verlierende Philosoph in der Bedientenlivree seine Marie heimführt und am Ende des Buches einen kleinen Herd sein eigen nennen kann.

Dafs dieses Verhältnis zwischen Herrn und Knecht nicht nur für verschiedene Völker, sondern auch für verschiedene Perioden charakteristisch ist, ersehen wir leicht aus einer Parallele zwischen Sancho Panza und Sam Weller. Der spanische Knappe des 16. Jahrhunderts, seines Herzogtums gewifs, folgt seinem Herrn blindlings in den unternommenen Extravaganzen, wogegen es bei dem englischen Diener des 19. Jahrhunderts nur mit Kopfschütteln und dem Bewufstsein geschieht, dafs der unerfahrene Unternehmer eines praktischen Beistandes und eines stärkeren Armes bedürfen möchte. Wer dürfte jetzt noch zweifeln, dafs die vergleichenden Litteraturen der Nationen der beste Spiegel ihrer Sitten, Anschauungen und — ihrer Fortschritte sind?

Sam Weller ist das getreue Bild eines Cockney, welcher seine Erziehung in den Strafsen Londons fand; seine Sprache, die Dickens leider in übertriebener Weise mit Citaten und sprichwörtlichen Redensarten gespickt hat, erinnert uns an die von Erfahrungssätzen begleiteten Orakelsprüche der Londoner Omnibusführer, mit denen der Kutscherssohn Sam ohne Zweifel in seiner Jugend viel zu thun hatte. — Dafs eine Unze Mutterwitz mehr wert ist als ein Pfund Schulweisheit, zeigt Pickwicks Diener aufs trefflichste bei Gelegenheit des mit Naturfarbe gezeichneten Bardellschen Termines, wo er der Gegenpartei durch einige eingestreute Bemerkungen den gröfsten Schaden zufügt und dabei die Richter persifliert. Des früheren

Digitized by Google

Gassenbuben kaltblütiges Verhalten den drohenden Richtern gegenüber ist frei von jeder Übertreibung und nach dem Leben gezeichnet, und Sam Wellers kluges Benehmen mufs um so überraschender erscheinen, als der sich nie auf platonische Liebe beschränkende Diener seinen Herrn für schuldig hält. — Die Sprache unseres Cockney, die Begleitung der Worte durch Gesten, ja durch Grimassen, alles das hat Sam Weller zu einer populären Volkstype gemacht. — Während sein Herr mehr oder weniger eine Verkörperung von Tugenden ist, trägt der Bediente individuelle Züge.

Diese letztere Erfahrung, dafs die Hülle der dichterischen Idee oft von einer einfachen, ungekünstelten Type begleitet wird, machen wir jedoch an den meisten dramatischen wie epischen Kunstprodukten. Man stelle Sancho Panza neben Don Quixote, den Vikar von Wakefield an die Seite seiner Gattin Frau Primrose, und endlich Margarete neben Faust, so wird man in allen erstgenannten Figuren die Natur abspiegelnde und rasch gefertigte Photographien erkennen, welche den mit Künstlerhand sorgfältig ausgeführten Ölgemälden gleichsam als Zugabe beigegeben sind. Dafs oft die letzteren hinter den ersteren zurückbleiben, ist nicht zu verwundern; denn während der Dichter in jenen nur wiedergiebt, was er gesehen, will er in diesen etwas Neues schaffen. In jenen zeigt er uns, wie der Mensch ist, in diesen, wie er sich ihn vermöge seiner dichterischen Phantasie denkt. In jenen bewundern wir die Imitation, in diesen die Exaltation der menschlichen Natur. Bei jenen wollen wir Wahrheit, bei diesen Schönheit, Kühnheit und Erhabenheit. Wollte der Dichter nur jene liefern, und wäre sein Werk ein Photographiealbum, so würde er zum ästhetischen Fortschritte der Menschheit wenig beitragen; würde er dagegen nur diese fertigen, dürfte der frivole Leser einer materiellen Welt, wie die vom Adler getragene Schildkröte, zu plötzlich in eine ideale Höhe versetzt werden und sich kaum in dem ungewohnten Elemente wohl fühlen. — Dickens dürfte an jenem, Schiller mehr an diesem Fehler kranken. Shakespeare, Molière und Goethe verstanden es jedoch herrlich, Schöpfungen beider Art in einem Werke zu verschmelzen.

Die von populären Citaten allzusehr strotzenden Bemer-

Digitized by Google

kungen Wellers finden eine glückliche Abwechselung in der mit vereinzelten Sprichwörtern mäfsig gespickten Ausdrucksweise seines Vaters, des korpulenten, schlauen und grofsmütigen Orakels der Kutscherwelt, welcher mit den Schwächen seiner frommen (zweiten) Gattin Geduld hat, aber der unversöhnliche Feind des Seelenhirten Stiggins ist. Des Vaters Stolz, einen Sohn wie Sam zu besitzen, den er behufs Erziehung auf die Strafse verwiesen, zeigt sich aufs köstlichste in ihren Unterredungen; wenn jedoch der alte ungebildete Mann unverstandene Fremdwörter (wie dispensarium und aliby) gebraucht, hat sein Sohn genug Geduld, den geschwätzigen, vornehm und klug thuenden, aber unverbesserlichen Alten, unbeschadet allen Respekts, zu belehren.

Pickwicks drei Begleiter sind aller Energie bar und kommen uns wie Tapetenfiguren vor; es sind nur des Scherzes wegen geschaffene dürftige Karikaturen, und die erforderliche Umspinnung mit Temperament, Instinkt und Neigungen hat Dickens hier gänzlich unterlassen. Dafs Snodgrass der sentimentalen Richtung angehört, erfahren wir von Dickens, aber wir ersehen es nicht aus seinen Handlungen. Diese Tölpel sind so unbeholfen und unerfahren, dafs ihr pedantischer Freund und Wohlthäter Pickwick an ihrer Seite als ein Weltweiser erscheint. Ungezogenen Kindern ähnlich nehmen sie zu ihm nur ihre Zuflucht, wenn sie seines Rates oder seiner Börse bedürfen, und es erfüllt uns mit Unwillen, dafs diese drei Freunde, welche mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt sind, ihren Wohlthäter nicht gleich am ersten Tage seiner Gefangennahme besuchen, und dafs die freien Männer sich durch die Grofsmut eines Dieners beschämen lassen. — Der Vater von einem dieser Jünger Pickwicks, der alte Winkle, ein praktischer, geschäftsmännisch vorgehender Hafenbeamter in Birmingham, ist dagegen aufs herrlichste getroffen.

Dasselbe können wir von dem alten Wardle, dem kentischen Gutsbesitzer sagen, welcher umgeben von Tanten, Grofsmüttern und Töchtern, uns in seinem Hause wie ein vielgeplagter, mild lächelnder Pantoffelheld erscheint, der allen Anforderungen gerecht werden möchte; der im Verkehr mit der Welt jedoch die unbedingte Unterwerfung unter seinen mit Ungestüm angekün-

Digitized by Google

digten Willen erwartet, was bei Gelegenheit von Jingles Entführung der alten jungfräulichen Tante, seiner Schwester, sich am deutlichsten zeigt. Im allgemeinen dürfte Frau Winkle also recht haben, wenn sie dem wild auffahrenden Farmer vorwirft, ein zorniger Tyrann wie er könne nur durch eine Flasche Wein erträglich gestimmt werden. Der alte Wardle ist der Squire Western des 19. Jahrhunderts; jedoch nicht nur die Zeit dürfte die rohen Sitten des Ökonomen gemildert, sondern auch lokale Verhältnisse einen Unterschied hervorgerufen haben, indem der wilde Squire (in Fieldings Tom Jones) einem wütenden Stier gleich, als unumschränkter Herr in einem entlegenen Teile Englands haust, während Wardles Rittergut sich mehr in der Nähe einer der grofsen, in unserer Zeit die Menschheit nivellierenden Metropolen befindet.

Der „fette Junge“, ein Bursche von ungefähr 17 Jahren, ist unbestreitbar nach dem Leben gezeichnet, und der Reiz, den diese pausbäckige, schläfrige und einfältige Figur auf die Lachmuskeln der Leser ausübt, liegt in der glücklichen Verschmelzung einer an Idiotismus grenzenden, boshaften Naturanlage mit einer durch reichliches Essen geweckten Sinnlichkeit. Obwohl diese Figur schon in seines Brotherrn Munde nicht frei ist von Überladung, so nimmt sich dieselbe jedoch dort noch besser aus als in Dickens' Anschauung, welcher in der Karikatur hier oft des Guten zu viel gethan hat. Doch sind die meisten Situationen, in welchen unser fat boy eine Rolle spielt, höchst gelungen und mit seinen sich widersprechenden Charakterzügen vereinbar. So verrät dieser boshafte Cöliban das Rendezvous der alten Jungfer mit Tupman, die den vermeintlichen Idioten zu wenig beachten, nur durch einen Hinweis auf frühere Wohlthaten und auf zukünftige Gaben; sein Heulen während des Pickwickschen Toastes und seine Liebeserklärung an Marie nach vollendetem Mahle vervollständigen die Zeichnung.

Jingle vollendet die Galerie trefflicher Figuren; es ist ein schlau berechnender, gutmütiger Abenteurer, der bei Gelegenheit jener Entführung lieber mit dem schlauen Advokaten Perker verhandelt, sich aber vom hitzigen Wardle nicht beikommen läfst. Seine aphoristische, lebhafte Sprache, die nur die Haupt- und Zeitwörter angiebt, da alle übrigen Beiwörter als unnötige

Digitized by Google

Zugaben verschluckt werden, kennzeichnet ihn als den schnell denkenden und noch rascher handelnden Mann der Welt. Obwohl dieser auf Abwege geratene Gemütsmensch der Reue fähig ist, kann diese, seiner Naturanlage gemäfs, nur eine oberflächliche sein und sich wenig von der Sinnesänderung Jenkinsons in Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield unterscheiden.

Frau Bardell, die Pläne schmiedende Witwe, und ihre zwei Freundinnen sind wie Sam Weller mit Naturfarbe gezeichnet; wir können daher getrost den Satz aufstellen, dafs unser Novellist in allen seinen Werken Londoner Hauswirtinnen und Bediente aufs glücklichste getroffen hat; dafs er dagegen unfähig ist, Repräsentanten fremder Nationen zu zeichnen. Der in Leo Hunters Cirkel erscheinende deutsche Graf Smorltork kann nämlich nur die Lachmuskeln derjenigen Engländer erregen, die Deutsche noch nie englisch sprechen hörten; denn unser deutsche Landsmann radebrecht hier wie ein im Englischen sich versuchender Franzose. Dagegen finden wir bei Gelegenheit eines Captain Boldwig die von Dickens in späteren Werken bei seiner Figurenzeichnung so oft angewendete kurze, drastische, mit komischen Pinselstrichen geführte Charakteristik der Sitten und Eigentümlichkeiten. Die Advokaten Dodson und Fogg sind die einzigen gemütlosen, konsequenten Charaktere, während Stanley den mechanisch verfahrenden Beamten repräsentiert. Und in diesem letzteren erblicken wir daher den Vorläufer der in späteren Werken eine so grofse Rolle spielenden Büreaukraten und verknöcherten Beamten.

Schliefslich gedenken wir noch der Episoden, zu welchen wir auch die aus Sam Wellers Schatz der Erfahrungen gemachten längeren Mitteilungen und Anekdoten rechnen, die in den Übersetzungen bedeutend verlieren müssen, da der Reiz hier weniger in der Erzählung als in der Art des Erzählens liegt. — Nirgends dürfte eines Schriftstellers Hirn Schrecklicheres ausgebrütet haben, als in den Episoden dieses Romanes und namentlich in der Erzählung „Das Manuskript des Wahnsinnigen (The Madman's Manuscript)“ geschieht, und der Gedanke, dafs Dickens, wie sein Biograph, Lewes und Taine zum Trotz, behauptet, frei von Hallucinationen und stets mit kühler Überlegung zur Feder gegriffen habe, macht in uns ein klein

Digitized by Google

wenig den Verdacht rege, hier sei ein gutes Teil Effekthascherei mit im Spiele, und bei Abfassung dieser und ähnlicher Episoden sei der Schriftsteller sich wohl bewufst gewesen, dafs das englische Volk eine so kräftige Speise lieben dürfte.

Dafs Dickens in diesem Romane wie in späteren Schriften uns für das traurige Los und die geringe Bezahlung der Advokatenschreiber und Expedienten Interesse einflöfst und hierin dem deutschen Verfasser (Hackländer) von „Europäisches Sklavenleben" (1854) zur Seite tritt, kann nur dankend anerkannt werden. Works of fiction können sicherlich dazu beitragen, dafs diesen Stiefkindern der menschlichen Gesellschaft mit der Zeit ein besseres Los zu teil werde.

Während wir in Frau Bardells Erscheinen im Fleet höchstens ein beruhigendes Moment erkennen, vermissen wir leider aufser dem befreienden Momente zuweilen noch eine weitere Ausbildung der in dem Buche wirklich enthaltenen sittlichen Momente, und Dickens' Schadenfreude über die Trennung der Pottschen Eheleute kann nur dadurch einigermafsen entschuldigt werden, dafs der Novellist den Pantoffelhelden Pott der Lächerlichkeit überliefern will, da sich derselbe von den Drohungen seines Weibes und noch mehr von den ihres Bruders, „des Lieutenants", ins Bockshorn jagen läfst. — Naturscenerie und Hintergrund sind ebenfalls nur dürftig bedacht, und auch dieser Umstand erinnert uns an den Salaschen Ausspruch, dafs beim Erscheinen der Pickwick Papers die Kritik durch das Gelächter erstickt wurde.

Oliver Twist.

Ehe unser Novellist die Pickwick Papers beendete, hatte er schon ein neues Werk begonnen, dessen Idee ihm wahrscheinlich durch die in den Pickwickiern geschilderten traurigen Gefängnisscenen eingegeben worden war. Der Held dieser Romane ist Oliver, ein armer Waisenknabe und vermeintliches Kind der Liebe, welches aus den Schmutzhöhlen des Lasters unversehrten Herzens hervorgeht, um endlich seine Verwandten wiederzufinden. Während wir jedoch in den Pickwick Papers nur eine am roten Faden aufgereihte Perlenschnur von Genrebildchen erblicken, finden wir hier einen gemeinsamen Mittel-

Digitized by Google

punkt und eine regelrecht angelegte Intrigue, und nachdem der Anfang des Werkes bis zu Olivers Erscheinen in London (Kap. I bis IV) nach Art der Pickwickier auch nur mühsam zusammenhängende Sittenbildchen vor unseren Augen entrollt hat, so wirkt dann der von da ab ununterbrochene epische Strom der Erzählung um so wohlthuender.

Die ganze Anlage dieses höchst interessanten Buches zeugt von Dickens' Befähigung für Werke dieser Gattung, und wir müssen es begrüſsen, daſs er sich nach den humoristischen Ergüssen der Pickwickier dem ernsteren tendenzlosen socialen Romane zugewendet hat. Der Dichter zeigt uns die menschliche Gesellschaft auf einer wahren Stufenleiter des Lasters und der Verworfenheit. Während Oliver Twist instinktmäſsig vor dem ersten Schritte zum Laster zurückbebt, finden wir am Ende jener socialen Leiter Nancy, die arme Prostituierte, und den häſslichen Juden als Diebeshehler und Anstifter; und ist der letztere wohl noch gefährlicher als der Dieb, Einbrecher und Mörder Bill Sykes, dessen nur flüchtig angedeutete häuslichen Verhältnisse uns an den Bully, den Zuhälter öffentlicher Dirnen, erinnert. Noah Claypole, ein anderer Waisenknabe, den der Dichter des Kontrastes halber geschaffen hat, durchläuft schnell die Sprossen jener socialen Leiter, um als Dieb und häſslicher Spion in des Juden Dienste zu treten. — Auf der anderen Seite sehen wir einen biederen, von Optimismus erfüllten Greis, ein unschuldiges, naives Liebespärchen, Henry und Rosa Maylie, eine menschenfreundliche Familie (Maylie) und mechanisch handelnde Polizeibeamte. Doch wie uns jenes Liebespärchen kalt läſst, da sich all unsere Teilnahme Bill Sykes und Nancy, einem interessanteren Paare, zuwendet, so können wir im allgemeinen sagen, daſs die Stärke des Dichters in der Schilderung der Nachtseiten unserer socialen Verhältnisse zu suchen ist, alles Regelmäſsige und Tugendhafte im entgegengesetzten Lager dagegen als fade und hausbacken erscheint. Die Entschuldigung, daſs unser Novellist hier als Anwalt des verkommenen Volkes gehandelt und das Interesse des Lesers absichtlich von den geordneten Verhältnissen auf diese Hefe des Volkes übertragen habe, kann hier durchaus nicht gelten, denn in diesem Falle würde er Rosa nicht mit derselben Aus-

Digitized by

zeichnung behandelt haben, die Nancy zu teil wird: das technische Ungeschick des Anfängers, dem Abstufung, Kontrast und Nüancierung noch nicht geläufig sind, trägt hier die einzige Schuld. Nun aber hat Lessing in „Nathan der Weise“, wo Selbstsucht und Selbstlosigkeit einander gegenüberstehen, ein schönes Beispiel gegeben, dafs der Harmonie anstrebende Dichter zuweilen den Schachkünstler nachahmen müsse, indem er aus den zwei entgegengesetzten Feldern mit einander gegenüberstehenden Figuren allmählich vorrückte und indem er in seinem Werke zuletzt den Patriarchen als den selbstsüchtigsten, und Nathan als den selbstlosesten der angewandten Figuren einander gegenüberstehen läfst. Somit gleicht sein Werk der Treppenpyramide, die nicht nur auf der Aufgangsseite eine Stufenfolge aufweist, sondern auch entsprechende Abstufungen auf der anderen Seite enthält. In jenem Drama hat dieser höchst logisch denkende Kritiker und Figurenkünstler dem Schriftsteller aufs glänzendste bewiesen, wie glücklich man mit der Nüancierung Kontrastbildung zugleich anbahnen könne. Es wird aus der Besprechung der folgenden Romane hervorgehen, ob Dickens sich überhaupt zu dieser Höhe der Schöpfungskraft aufgeschwungen hat. Obwohl wir nun Kontraste vermissen, läfst die Nüancierung oft nichts zu wünschen übrig, und wollen wir nur auf Bill Sykes und den Juden, auf Brownlow und Grimwig, auf Nancy und Charlotte hinweisen. Ansätze zur Kontrastbildung finden sich in Oliver Twist und Noah Claypole, und ganz besonders in Nancy und der Köchin im Maylieschen Hause. Die Art und Weise, wie die letztere Tugendheldin, welche über die arme Strafsendirne die Nase rümpft, von unserem menschenfreundlichen Novellisten abgefertigt wird, beweist, dafs man bei der Beurteilung der Charaktere der zwei entgegengesetzten Lager den Unterschied machen müsse, welchen der gröfste Menschenfreund aus Nazareth durch das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner so herrlich veranschaulichte. Somit giebt Dickens, dieser Anwalt der verkommensten Geschöpfe, die Hoffnung einer Änderung der Dinge nicht auf. Sein Werk lehrt uns, dafs ein kleiner Teil der zerlumpten und schmutzigen Bevölkerung, trotz der schlechten Hülle, noch ein reines, unversehrtes Herz haben könne (Oliver Twist), dafs alle wirk-

Digitized by Google

lich Gesunkenen nicht gleich tief stehen und der Dieb noch vor dem Mörder zurückschrecken könne (Karlchen Bates und Sykes), dafs dieser letztere sogar noch Spuren des Guten habe und der fürchterlichsten Reue fähig sei, und dafs endlich selbst die am äufsersten Pole des Elends stehende Prostituierte (Nancy) noch von der Bahn des Lasters gerettet werden kann, falls sich nur menschenfreundliche Herzen finden, welche die in gewissen Stunden so stark hervortretenden Regungen zum Guten wieder anfachen. In Nancys Besuch im Maylieschen Hause behufs Rettung ihres Lieblings Oliver von geistigem und physischem Elende hat Dickens aufs glänzendste angedeutet, dafs zwischen den beiden Lagern, trotz der lasterhaften Verkommenheit auf der einen Seite und der vornehmen Tugendheuchelei auf der anderen, noch eine Versöhnung möglich ist. Somit hat Dickens das in den Pickwickiern vermifste versöhnende Moment in dem vorliegenden Werke zum Ausdruck gebracht, und die weitgehende Perspektive, welche uns jene Situation eröffnet, ist bei dem umfassenden Horizonte dieser Prosadichtung ein weiterer Beweis von der zunehmenden Kraft unseres Schriftstellers.

Indem wir nun zur Besprechung der einzelnen Figuren übergehen, fügen wir zu dem, was wir von unserem kleinen Helden (Oliver) schon erwähnten, noch hinzu, dafs wir uns in ihm, bei seinem ersten Auftreten im Roman und in London, ein schmächtiges, furchtsames, nervöses Kind vorzustellen haben, dessen hübsche Augen und sympathische Gesichtszüge sich hinter einer Kruste von Schmutz noch vorteilhaft genug abheben, aber nur den genauer hinsehenden Menschenfreunden (Herrn Brownlow, Frau und Rosa Maylie und deren Hausarzte) auffallen. Dem im Blute liegenden Instinkte, welcher auch die Neigungen bestimmt, dürfte unser Novellist in unserem Helden zu viel zugemutet haben; dafs ein ihn fragend anblickendes Bild, welches sich später als das seiner Mutter herausstellt, die er jedoch nie gekannt hat, einem fieberkranken Kinde zu schaffen macht, ist durchaus nicht auffallend, und ein ähnliches Erstaunen dürfte ein an Porträts ungewöhnter Landmann noch im vorgerückten Alter äufsern; dafs aber ein dem Andenken seiner Mutter zugefügter Schimpf dem sonst alles duldenden

Digitized by Google

schwächlichen Waisenknaben den Mut und die Stärke verliehen habe, den stärkeren Beleidiger zu Boden zu schmettern, müssen wir als „Cant“ bezeichnen. Eine solche Verehrung an den Tag zu legen, selbst der Mutter gegenüber, von deren Existenz der arme Junge jedoch kaum überzeugt sein konnte, heifst dem Instinkt zu viel zumuten; oder sollte etwa diese Verehrung einer toten Mutter ein Beweis für des Knaben aufserordentlich gute Erziehung sein? Die Möglichkeit, dieselbe zu erteilen, spricht ja der Dichter dem sich mit Olivers Erziehung befassenden Instituten geradezu ab! Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke, wo er in Rosa Maylie seine Schwester, und in dem gefürchteten und ihn verfolgenden Monk seinen Onkel wieder erkennt, sich als legitimes Kind entpuppt, und in den Besitz seiner rechtmäfsigen Erbschaft gelangt.

Der pedantische gutmütige Brownlow dürfte zuweilen nur der Träger der Gedanken des Dichters sein; da er jedoch noch der würdigste und verständigste Repräsentant seines Lagers ist, wollen wir die hier zu Tage tretenden Unebenheiten in dem zweiten Romane unseres Dichters einigermafsen entschuldigen. Wenn wir jedoch Molières „Gelehrte Frauen“ oder seinen „Tartuffe“ ins Auge fassen, so wird man in Clitandre und in Dorine aufser Molières Lebensweisheit noch des Dichters technisches Geschick bewundern, welcher mit kurzen, eindringlichen und in den übrigen Dialog sich gut einfügenden Worten uns seine Ansichten über den Gegenstand (eheliches Glück u. s. w.) mitteilt. Die umfangreichen Moralpredigten unseres wunderlichen Alten lassen nur zu deutlich merken, dafs derselbe oft nicht seinem Selbstgefühl Ausdruck giebt, sondern in des Dichters Pathos verfallen ist. Wir verlangen also auch in der epischen Dichtungsgattung von dem Träger der dichterischen Idee vor allen Dingen Kürze, Bestimmtheit und Übereinstimmung der ausgesprochenen Gedanken mit seinem sonstigen Charakter.

Ein noch gröfseres Original ist der alte Grimwig, welcher ohne Pessimist zu sein, nur durch scheinbaren Widerspruch Brownlows optimistische Ideen hervorlocken mufs. An dergleichen Figuren mangelt es nie in den Romanen eines jugendlichen Verfassers.

Digitized by Google

Wenn wir eine weitere Figur näher ins Auge fassen, so nehmen wir eine neue Eigentümlichkeit unseres jugendlichen Novellisten wahr. Rosa Maylie repräsentiert nämlich das schwache Schöne. Da nun das Schöne aus einer harmonischen Vereinigung zweier entgegengesetzten Grundbedingungen hervorgeht, dieser ursprüngliche Widerspruch, welcher der harmonischen Auflösung vorhergeht, jedoch schwer darzustellen ist, pflegen Anfänger der Dichtkunst oft diese zu Grunde liegenden Widersprüche zu mildern oder ganz zu verwischen, und es entsteht das schwache Schöne und eine Art Namby-Pamby-Stil; Rosa Maylie dürfte jedoch der beste Beweis dafür sein, wie leicht das schwache Schöne in das Fade übergeht.

Ein Polizeichef, der sich zu des Dichters Lebzeiten durch Zornesausbrüche bei den Verhören unpopulär gemacht, hat das vortreffliche Dickenssche Porträt des Herrn Fang geliefert, dessen Erfolg und Eindruck auf die Leserwelt vielleicht zu der bald darauf erfolgten Abberufung des Originals von seinem Amte beigetragen hat.

Indem wir nun zu einer anderen, interessanteren Gruppe übergehen, können wir nicht besser thun, als den zwischen den beiden Lagern stehenden gefährlichen Intriganten Monk zunächst ins Auge zu fassen. Die bei jedem Anblicke seines Neffen sich wiederholenden, von Epilepsie begleiteten Wutausbrüche dieses Mannes sind nicht genügend motiviert; die Art und Weise, wie man sich seiner Person bemächtigt, und die Rede, durch welche der sonst so verschlossene Mann den Abschlufs des Stückes herbeiführt, alles dies ist unnatürlich und die Figur ist unmöglich. Dies dürfte jedoch in dem zweiten Romane unseres Schriftstellers nicht auffallen; denn gerade die Möglichkeit eines Intriganten, dieses Verbindungsgliedes zweier entgegengesetzter Lager, ist eine verhängnisvolle Klippe für so manchen jugendlichen Verfasser, und Carker (in Dombey und Sohn) wird nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Neben dem Egoisten Noah Claypole hebt sich die für ihren Geliebten leidende und für ihn fehlende Charlotte vorteilhaft ab; übrigens hat Dickens oft die unter der Roheit ihrer Männer duldenden Frauen der niederen Klasse zum Gegenstand der Betrachtung erhoben.

Digitized by Google

Noch rührender ist das Bild der schon oft erwähnten Nancy. Dickens stellt dieses Mädchen aus der Hefe des Volkes nicht auf der Höhe ihrer lasterhaften Laufbahn dar, wie es Alfred de Musset, Dumas und Zola gethan, sondern auf der von der Höhe des Lasters zur Reue und vielleicht zur Tugend führenden schiefen Ebene. Die wenigen Züge, die er am Anfange von dem unglücklichsten aller Wesen entwirft, lassen uns keinen Augenblick im Zweifel, mit wem wir es zu thun haben; jedoch nach wenigen flüchtigen Andeutungen bezüglich Kleidung und Lebensweise sehen wir in ihr nur die Haushälterin und Geliebte des furchtbaren und brutalen Bill Sykes, welchem sie aus Furcht gehorcht, und den sie, trotz aller Furcht, wahrhaft liebt. Im vorliegenden Werke sehen wir also weniger das lasterhafte Leben einer Prostituierten, sondern den aus diesem Lebenswandel entspringenden traurigen Zustand. Während man nämlich in der Grammatik wohl eine von der Gegenwart losgelöste und eine noch in derselben fortdauernde Vergangenheit unterscheidet, verwendet die ernstere Litteratur für ihre Figuren nur die erstere, und überläfst die mit „Es war einmal" beginnende, von der Gegenwart losgelöste Vergangenheit dem Couplet und höchstens der Posse. Bei einer Person dieses Gewerbes dürfte die Motivierung besonders ins Auge zu fassen sein. Wir haben es mit einem eigensinnigen Mädchen zu thun, welches, wenn einmal für etwas gewonnen, aus dem einen Zustande rasch und leichtsinnig in den entgegengesetzten verfällt. Sie hafst den Juden, der sie zuerst auf die Bahn des Lasters gelockt; somit motiviert Dickens sowohl ihr früheres Gewerbe, als auch ihre Handlungsweise in unserem Romane. Der dem Schulwesen freundlicher gesinnte deutsche Schriftsteller hätte vielleicht in ungenügender und vernachlässigter Schulbildung einen Grund für ihr späteres schändliches Handwerk gesucht: im Gegenteil beweist jedoch Nancys klare und verständige Ausdrucksweise eine gute natürliche Begabung und ein durch Zufall gut entwickeltes Intellekt, wodurch wiederum ihre Reue motiviert wird. Dafs Dickens ein von Natur leichtsinniges, extremes und leichtlebiges Mädchen durch allmähliche Verführung dem versumpften Laster zuführen läfst, mufs ebenfalls als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, und wenn im gleichen

Digitized by Google

Falle so mancher Romanschriftsteller den Hunger zur poetischen Motivierung verwendet, dürfte hier Dickens entschieden der Wahrheit näher kommen, da selbst das Elend in der höchsten Potenz nicht eine so schnell wirkende Korruption der Seele bewirken kann. Und sollte dies im realen Leben wirklich ausnahmsweise der Fall sein, so ist doch der Hunger weder als dichterisches Motiv noch bei dichterischer Motivierung zu verwerten; denn wie sehr auch der Roman das reale Leben darzustellen hat, so bleibt der Romanschriftsteller nicht nur in der Wahl des Motives, sondern auch in derjenigen der Motivierung „der Halbbruder des Dichters". Das lasterhaft befleckte Mädchen mit dem jungfräulichen Herzen ist ganz geeignet, der tragischen Vernichtung anheimzufallen, und bringt der Dichter durch ihren Tod entschieden das herrlichste Sühnopfer, welches zunächst die Vergangenheit der Prostituierten gut machen mufs und zugleich dem Helden einen glücklichen Ausgang sichern hilft.

In Bill Sykes, einer Figur mit individuellen Zügen, haben wir uns einen starken, kühnen und jähzornigen Choleriker in den dreifsiger Jahren zu denken, der jedoch wegen mangelhafter Entwickelung des Intellekts nur dem Juden, einem alten, schwächeren, aber schlaueren Gauner, als Werkzeug dient. Die unbeholfene Ausdrucksweise dieses rohen Gesellen kontrastiert gar wunderbar mit der Nancys, seiner Zuhälterin. Grofs mufs in der That des Dichters Geschick sein, welcher des Lesers Interesse für diesen Dieb, Einbrecher und Mörder zu fesseln versteht. Shakespeare, Balzac und Byron pflegen dies durch die Idealisierung ihrer Verbrecher und dadurch zu bewirken, dafs sie solch einem Ungeheuer geistige Erhabenheit über beschränktere Menschen einräumen (Macbeth) oder den seine Opfer hinraffenden Verbrecher als Gottesgeifsel hinstellen (Richard III.), oder aber dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft einige gute Seiten, Grofsmut, Dankbarkeit oder Empfänglichkeit für reine Liebe lassen (Byrons Helden, wie der Corsair u. s. w.). Dickens nimmt nichts dergleichen für Bill Sykes in Anspruch; im Gegenteil haben wir es mit einem rohen, geistig vertierten und hingebender Liebe unfähigen Geschöpfe zu thun; aber gerade diese Charakter-Eigentümlichkeit beutet der Dichter ganz herrlich für seine Zwecke aus, und seine Figur erregt

Digitized by Google

nichtsdestoweniger unser Interesse, ja unser Mitleid. Die Kunst, mit welcher er es hier thut, mufs als die gröfste bezeichnet werden, und sollten sich Ästhetiker mehr für jene idealisierten Verbrecher erklären, so dürften doch Ethiker die Dickenssche Methode um so mehr rühmen, als hier der Künstler die Natur, diese grofse Lehrmeisterin nachahmt. Wie das vom Blitze gestreifte Eichenholz nur an gewissen Stellen geschwärzt erscheint, und unversehrte Splitter das blendendste Weifs entfalten, so kann auch der lasterhafteste Mensch in gewissen kleinen Dingen beweisen, dafs, obwohl der seelische Organismus in der Hauptsache krankt, sich doch noch einige versteckt und geschützt liegende Teile der allgemeinen Korruption entzogen haben. Dadurch dafs beispielsweise Bill Sykes nach fehlgeschlagenem Einbruch immer noch John Bullsche Züge entfaltet und den schwächlichen Jungen retten will, unterscheidet sich derselbe von jenem verwandten Ungeheuer in anderen Romanen, bei welchem der ganze Organismus wie bei einem Arsenikkranken vergiftet erscheint. Es ist wahr, dafs hier der Einbrecher instinktmäfsig auch an sich denkt, da er nicht einen Angeber hinter sich zurücklassen will, aber er verschmäht es, das schwache Wesen, welches ihm bei seiner Arbeit beigestanden, durch einen Schufs stumm zu machen. Hätte der kleine Diebshelfer während des Einbruches verräterische Absichten durchblicken lassen, würde Sykes vor einem Morde sicherlich nicht zurückgeschreckt sein; doch bei jenem Fluchtversuch droht er nur dem feige fliehenden Karlchen Bates mit einer Kugel. Nach Nancys Tode verwandelt sich unser Interesse für den Urheber „des faulsten Mordes“ zu Mitleid und Teilnahme. Während nämlich die Furcht und Reue des leichtsinnigen Lebemannes (Claudius) in Hamlet sich mit der schwachen Hoffnung verbinden: „Vielleicht wird alles wieder gut“, brennen die Gewissensqualen des rastlos umherirrenden Mörders wie höllisches Feuer. Sowohl die fürchterliche Unruhe, in welche Bill Sykes nach vollbrachter That verfällt, als auch der Schimmer von Hoffnung, dem sich Hamlets Stiefvater bei seiner Reue noch hingiebt, finden ihre psychologische Erklärung in dem Umstande, dafs dem Zorn und der Freude, diesen beiden Affekten der Wirklichkeit oder des Seins, Unruhe und Hoffnung als

Digitized by Google

Affekte der Vorstellung entsprechen; und wie Claudius, der Mann des Genusses, selbst noch bei der Reue Hoffnung, d. h. eine in der Vorstellung gedachte Freude empfindet, so kann der Zorn des brutalen Mörders sich nicht nach vollbrachter That sofort beruhigen, sondern mufs der Unruhe, einem Gedankenkampf in den Trieben, Platz machen. Aus der furchtbaren Gemütsaufregung Sykes' ersehen wir, dafs wir es nicht mit einem Massenmörder zu thun haben, der instinktmäfsig wie die Ungeheuer und Giftmischer so mancher französischen Romane Opfer auf Opfer vernichtet, und dessen Schädelbildung schon Mordtrieb andeutet, sondern im grofsen ganzen mit einem noch ziemlich gesunden körperlichen wie seelischen Organismus. Taine dürfte hier wenigstens nicht recht haben, wenn er es Dickens zum Vorwurfe macht, er fasse nicht die Schädelbildung seiner Mörder in das Auge. Während die Verbrechen jener Gewohnheitsmörder nur für die Gerichtszeitung und die Kriminalnovelle taugen, ist die entsetzliche That unserer Figur um so passender für den ernsten socialen Roman, als in derselben weniger phrenologische, als vielmehr psychologische Grundsätze sich bewahrheiten. Wohl mag die englische Redensart „His head lies behind his ears“ auch auf den die Keule ergreifenden Mörder Anwendung finden und der Zerstörungstrieb seines Hirnes stark entwickelt sein; aus seiner furchtbaren Unruhe nach vollbrachtem Verbrechen können wir jedoch schliefsen, dafs Bill Sykes einen zweiten Mord kaum wagen wird, wenn er auch bei seinem verzweifelten Fluchtversuche einem früheren Genossen damit droht. Nach so furchtbaren Qualen sehnen wir selbst die Erlösung herbei, welche diesem umherirrenden Kain zu teil wird, und freuen uns sogar, dafs ihm bei seinem Fluchtversuche ein unfreiwilliger Tod vergönnt ist. Dafs der unzähmbare Bill Sykes zum verdienten Tode gebracht wird, ohne bevor in einsamer Zelle die belastende Kette am Knöchel gespürt zu haben, verträgt sich also nicht nur mit der poetischen Gerechtigkeit, sondern auch mit unserem Gefühl und dem Charakter der Figur.

Diesem jüngeren brutalen Manne steht der alte, schlaue Jude Fagin entgegen. Während aber Bill Sykes uns selbst im nüchternen Zustande den Eindruck eines Halbtrunkenen macht,

Digitized by Google

dessen Geisteskräfte sich nur bei seinen nächtlichen Unternehmungen zu entfalten scheinen, haben wir in Fagin einen nüchternen, wachsamen Alten vor uns, der zu jeder Zeit alle seine Geisteskräfte spielen läfst. Wie er wahrscheinlich schon in der Jugend vor der Ausführung kühner Handlungen zurückschreckte, mufste sich dieser Mangel persönlichen Mutes im Alter zur Feigheit steigern, welche jedoch gewaltsame Handlungen aus Grausamkeit oder aus Rachsucht nicht ausschliefst. Die Scene, wo er von dem soeben erwachten Oliver bei einer Durchsicht seiner Schätze ertappt wird, ist nicht nur fesselnd, sondern auch psychologisch gerechtfertigt. Nur das schnell abgelegte Geständnis, des Juden Schätze wirklich gesehen zu haben, konnte Oliver vor dem Stiche des mehrfach erhobenen Messers bewahren, da die kindliche Offenheit den Gauner als etwas ganz Ungewöhnliches entwaffnet. Diese Probe von Fagins Handlungsweise ist also ebenso überraschend als die unkluge Rückkehr des flüchtigen Sykes nach London. Im Gegensatz zum letzteren entspricht es der Eigenart des Charakters unseres Juden, dafs er „wie eine häfsliche Spinne" in einsamer Zelle sitzen mufs, bevor er dem Stricke des Henkers verfällt.

Der Jude hat zu allen Zeiten eine wichtige Rolle in der Litteratur gespielt, und obwohl wir es hier mit einer exotischen Erscheinung zu thun haben, trägt er doch in den Werken verschiedener Schriftsteller verschiedene Züge, die zwar der Natur der fremden Rasse eigenartig, jedoch auch zugleich die des Schriftstellers sind. So bricht in Isaak von York zuletzt dasselbe Wohlwollen gegen die Menschheit durch, welches Scott, den Verfasser des Ivanhoe, selbst beseelt. Nathan der Weise zeigt die „dialektische Schärfe" des Kritikers im Herumholen für seinen Zweck, die Lessing selbst auszeichnete, und die Art und Weise, mit welcher Fagin unangenehme Sachen (das Abrichten der jugendlichen Taschendiebe) so angenehm als möglich zu machen weifs, beweist, dafs ihm Dickens etwas von seinem Humor beigemischt hat, den wir jedoch bei Bill Sykes vergeblich suchen. — Doch selbst diese humoristische Weise, Geschäfte zu thun, dürfte nicht als individueller Zug betrachtet werden, da er der ganzen Rasse eigen ist. Unser Novellist folgt also auch hier dem Zuge des englischen Schriftstellers der

Digitized by Google

jetzigen Periode, Repräsentanten gewisser Klassen vorzuführen, eine Eigentümlichkeit, an welcher die deutsche roman-litterarische Gegenwart fast gar nicht krankt; und greift der Deutsche zum exotischen Gewächs, wie z. B. Schiller im Mohr des Fiesko, so wird seine Figur sowohl generelle als individuelle Züge entfalten. — Dafs seinem Biographen, Forster, Fagins Mangel individueller Züge nicht aufgefallen ist, dürfte um so sonderbarer erscheinen, als er Dickens' Rechtfertigung einer Jüdin gegenüber anführt: Fagin führe den Beinamen „der" Jude, und nicht „ein" Jude.

Nach dieser kurzen Charakteristik der Personen bemerken wir noch, dafs bei dem ziemlich straff gehaltenen epischen Faden sich Episoden nur dürftig entwickeln können. In diesem Werke scheint übrigens Dickens' schriftstellerischer Instinkt das allerdings mangelhaft durchgeführte Grundgesetz des dreiteiligen Rhythmus schon zu ahnen, indem Oliver zweimal seinen Wohlthätern nahe gerückt wird, um dann endlich nach Nancys Katastrophe in diesen seine nächsten Verwandten zu erkennen. Die Naturscenerie und der Hintergrund bei Sykes' Flucht und Rückkehr nach London lassen einen wesentlichen Fortschritt gegen das vorige Werk erkennen; die Brandstätte, der Quacksalber, welcher die Blutspuren von des Mörders Hut entfernen will, alles dies ist sehr gut gezeichnet; jedoch die Beschreibung der Verbrennung der Mordkeule, an deren Ende noch drei blutige Haare des Opfers haften, die prasselnd in dem Kamin in die Höhe schlagen, müssen wir entschieden als einen Blitzstrahl des künstlerischen Genius bezeichnen.

Mögen Dumas und Zola mehr bewundert werden, wenn sie die socialen Zustände der Hefe des Volkes zeichnen, mag das Pathos eines Alfred de Musset und seine „Rolla" einen Taine entzücken, unser oft zu realistischer Engländer, welcher vielleicht zu lange bei den Lumpen und an dem elenden Lager in Sykes' Haushalt verweilt, verdient es, über jene Männer gestellt zu werden, sowohl aus ethischen Gründen, als auch seines Geschickes wegen, mit geringeren Kunstmitteln Grofses erzielt zu haben und trotzdem wahrer gewesen zu sein. Wenn nun auch seine Feder sich erkühnte, den Gipfelpunkt des Elends in Nancy zu schaffen und das Handwerk eines „Bully" in Um-

Digitized by Google

rissen anzudeuten, so werfe man doch keinen Stein auf den Verfasser, und man wende auf sein Leben wie auf dieses Werk das Wort eines anderen socialen Weisen an: „Ihm seien viele Sünden vergeben, denn er hat viel geliebt.“

Nicholas Nickleby.

Im Frühjahr 1838 wurde die erste Nummer dieses interessanten Romanes veröffentlicht, und das Werk im Laufe des Jahres noch vollendet. Die dem Buche zu Grunde liegende Idee könnte nicht besser ausgedrückt werden als durch die Eingangsworte von Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield, dafs der ehrbare Mann, welcher heiratet und eine Familie ernährt, dem Gemeinwesen mehr nützt als derjenige, welcher unverheiratet bleibt. Diese Idee lieferte dem Novellisten das Motiv, eine arme Witwe nebst Sohn und Tochter einem (vermeintlichen) Junggesellen entgegenzustellen, der von Glücksgütern gesegnet ist, aber liebeleer sein Leben verbringt.

Das in der Ruhe aufgenommene Porträt dieses letzteren gehört zu den gelungensten; ja wir könnten fast sagen, dafs der Wucherer Ralph, der Schwager jener Witwe und Onkel der beiden Waisen, viel besser gezeichnet ist als seine mit Unglück und Widerwärtigkeiten kämpfenden Verwandten. Es ist ein breitschulteriger, untersetzter Mann, von störrigem Charakter, in den besten Jahren, welcher, obwohl derselbe im abgelegenen Golden Square wohnt, sich trotzdem eines gewissen Einflusses unter den Geschäftsleuten, Gründern und Advokaten erfreut. Dieser „Unmensch und Heuchler“, wie ihn ein ehrenwerter Geschäftsmann in der Entrüstung bezeichnet, hat für verschiedene Personen ein verschiedenes Benehmen; er kriecht hohen gegenüber, er droht den durch ihn heruntergekommenen; im Privatleben und im Umgange mit Verwandten, der Haushälterin und dem Schreiber macht uns dieser Geschäftsmann den Eindruck eines höchst unwirschen Menschen. So ist auch sein Benehmen gegen die Witwe und die Kinder seines verstorbenen Bruders ein ganz verschiedenes: er hafst und verfolgt seinen Neffen Nicholas, den Helden unserer Erzählung, wegen seines offenen, selbstlosen Charakters; er verachtet die schwatzhafte Schwägerin; seine Nichte Käthchen allein macht die harte

Digitized by Google

Rinde seines Herzens ein wenig schmelzen, und das thränenfeuchte Auge der Waise erinnert ihn zuweilen an seinen verstorbenen Bruder, einen weichen Gemütsmenschen. Geiz und Rachsucht sind die hervorstehenden Eigenschaften Ralphs, und obwohl beide Laster mit seinem Charakter eng verwachsen sind, sehen wir zuerst, bis zu dem Wendepunkte der Erzählung, mehr seinen Geiz, während zwischen Peripetie und Katastrophe dieses Laster mehr durch seine Rachsucht in den Schatten gestellt wird, welche den sonst so „umsichtigen“ und geizigen Mann zu einem unklugen und für ihn kostspieligen Prozeſs treibt, der endlich seinen Sturz herbeiführt. Die Nachricht, daſs der soeben an der Schwindsucht verstorbene Smike, der Gegenstand des Prozesses, sein einziger Sohn gewesen, bringt ihn zur Verzweiflung, und er erhängt sich selbst.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die für die Charakteristik dramatischer Personen allgemein gültige Bemerkung einflieſsen zu lassen, daſs die an der Figur vor der Peripetie beobachtete Handlungsweise für den Charakter derselben weit bezeichnender und wichtiger ist als diejenigen Eigenschaften, welche die Figur zwischen Peripetie und Katastrophe entwickelt, da durch das Gezeichnetsein durch das Schicksal allerdings im Inneren nur vorhandene und schlummernde Eigenschaften geweckt werden können, der Mensch jedoch aus seiner ursprünglichen Ruhe und Gemütsverfassung herausgehoben erscheint. So entfaltet der Königsmörder Macbeth weit charakteristischere Eigenschaften im zweiten Akte, als zwischen dem dritten und fünften Akte, wo er seine Unterthanen hinmetzelt. Die bei der Werbescene um Anna entwickelte kühne dämonische Eloquenz Richards III. ist weit bezeichnender für die Figur als seine Art des Vorgehens in der zwischen Peripetie und Katastrophe fallenden zweiten Werbescene um Elisabeths Tochter. Daſs der geschickte Bergbesteiger seine Kraft mehr bei der Besteigung des Bergriesen entwickelt als beim Heruntergehen, wo ihn das Gesetz des Falles unterstützen muſs, dürfte mit der in der Litteratur beobachteten Erscheinung eine gewisse Ähnlichkeit haben.

Nachdem wir Ralph seiner Wichtigkeit und Korrektheit wegen an erster Stelle besprochen haben, wenden wir uns von

Digitized by Google

dieser dramatischen Figur dem Romanhelden Nicholas Nickleby, seiner Schwester und seiner Mutter zu. Im Grunde genommen haben wir es hier mit drei epischen Figuren zu thun, und die in einer Weltstadt unumgänglichen Kämpfe um die Existenz und die Reibungen mit den Härten eines ihnen unbekannten Lebens müssen auf die drei armen verlassenen Provinzler schon der verschiedenen Charaktere und Gemütsarten wegen eine verschiedene Wirkung ausüben. Wenn Schopenhauer recht hat, dafs der Romanleser sich am meisten für den duldenden und kämpfenden Menschen interessiere, so müssen die in einem ihnen ungewohnten Element geführten inneren und äufseren Kämpfe der verwaisten Familie schon an und für sich interessant und ächt epischer Natur sein; da wir es aber eigentlich hier mit drei Romanhelden zu thun haben, so war es für den Verfasser wichtig, ein dreifaches Moment des Schmerzes und des Kämpfens zu unterscheiden, und schon wegen der Wahl der geweihten Zahl drei können wir unseren Novellisten nicht genug loben. Dieselbe Harmonie entfaltet schon der griechische Künstler, welcher in der Laokoon-Gruppe ein dreifaches Moment des Schmerzes und des Kämpfens plastisch darstellt, indem der stärkste Ringer in der Mitte die Höhe des Kampfes und den gröfsten Grad des Schmerzes repräsentiert, während sein Sohn zur Linken, ein schwächerer Kämpfer, bereits unterlegen erscheint und der (einen Schimmer von Hoffnung verratende) Sohn zur Rechten dagegen nur an dem von der Schlange umwickelten Arme einen Druck empfindet. Indem ich nun auf eine ähnliche Nüancierung des Schmerzes und Ringens in der Dickensschen Nickleby-Gruppe hinweise, setze ich mich allerdings der Gefahr des Vorwurfes aus, den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen gethan zu haben. Warum sollten wir aber nicht selbst das Kunstgerechte und Schöne in einem Dickensschen Romane mit der hervorragenden Leistung eines Volkes in Verbindung bringen, welches in der Darstellung des kunstgerechten Schönen obenan steht? Dem Romanhelden Nicholas Nickleby, einem unerfahrenen, sanguinischen Jüngling von 19 Jahren, der „frisch von der Schule kommt“ und sich noch von der Zukunft Illusionen macht, mufs der Kampf mit den Widerwärtigkeiten dieses Lebens am

Digitized by Google

härtesten treffen, da ihn sein edel angelegter und mit edlem Stolze begabter Charakter antreibt, sich als Beschützer seiner hilflosen Mutter und seiner noch hilfloseren Schwester anzusehen. Da der oft unvorsichtige und unpolitische Jüngling ein aufbrausendes Temperament hat und folglich zu Anfang stets in der Situation aufgeht und nie über derselben steht, so teilen wir gern die milde Ironie, mit welcher der Verfasser so oft über seinem Romanhelden schwebt, der jedoch allmählich in der Schule des Lebens immer gröfsere Selbstbeherrschung erlangt (Nicholas und Ledrook). — Der unberechnende Jüngling, welcher für sich so wenig thun kann, wird jedoch erfinderisch, sobald es gilt, seinen hiflosen Verwandten ein wenig zu nützen, und in dem einer alten Jungfer gegebenen Kusse, die etwas Zuneigung gegen seine Schwester gezeigt, müssen wir einen höchst bedeutsamen Charakterzug des 19jährigen Jünglings erkennen. In der im vorliegenden Romane geschilderten Lebensperiode des romantischen, abenteuerlichen Helden kann man deutlich drei Grofsthaten unterscheiden: Nicholas erscheint als Freund und Retter des durch schlechte Behandlung in einen idiotischen Zustand verfallenen Smike; er befreit seine Schwester von den Nachstellungen eines Wüstlings, den er verwundet, und endlich entdeckt er das von mehreren Schuften auf das Vermögen und die Hand der schönen Magdalena Bray gerichtete Komplot. Dickens rettet seinen Helden nur dadurch von der Gefahr, sich wie Pickwick an die Allgemeinheit zu verlieren, dafs er am Schlusse den mittlerweile verstorbenen Smike als den Cousin unseres Nicholas hinstellt und dafs Magdalena Bray ihrem hochherzigen Befreier die Hand reichen mufs.

Während wir den in der Schule des Lebens geführten Kämpfen des jungen, gesunden Mannes mit Befriedigung zuschauen, wirken die Leiden seiner schönen, klugen, hochherzigen und gemütvollen Schwester, der zarten hilflosen Waise, um so pathetischer. Selbst die wenigen milden Züge, die dem rauhen Ralph noch verblieben sind, kommen der zaghaften Nichte gegenüber zur Geltung, und wenn des selbstsüchtigen Onkels Wohlwollen ihr nur neue Leiden auferlegt, so liegt der Grund darin, dafs der Wucherer in den Herzensfalten eines zarten Geschöpfes nicht zu lesen versteht. Dickens jedoch entfaltet

Digitized by Google

diese Kunst in hohem Maſse und die zarte Keuschheit in der Schilderung des umherliegenden Sonntagsstaates unserer Waise berührt selbst die männlichen Leser höchst wohlthuend. Ganz unerklärlich dürfte es jedoch erscheinen, daſs das diskrete schöne Mädchen einem solchen unerfahrenen Dummkopfe wie Frank Cheerible so rasch die Hand reicht, wenn der Dichter diesen Schritt nicht durch die unbesonnenen Schwätzereien ihrer Mutter motiviert hätte. Daſs das klügste und diskreteste Mädchen endlich den Einflüssen ihrer Umgebung in dieser Beziehung zum Opfer fällt, hat Shakespeare aufs trefflichste durch Julia, den Zögling einer indiskret schwätzenden Amme, bewiesen. — Indem wir einen Schritt zurückgehen und auf Käthchens Aufenthalt in dem Hause der Damenschneiderin Madame Mantalini hinweisen, können wir nicht umhin, Schilderungen ähnlicher Scenen zu gedenken, welche in Paul de Kocks „La Dame aux trois corsets“ Korsettnäherinnen betreffen. Taine macht in seiner Abhandlung über Dickens folgende geistreiche Bemerkung: „Um wahrhaft glücklich zu sein, muſs man sich nicht um die Dinge kümmern, sondern sie genieſsen. Dichens dagegen kümmert sich darum und genieſst sie nicht.“ Die Wahrheit dieser Bemerkung sticht in die Augen, wenn wir die soeben angeführten Schilderungen bei Dickens und Paul de Kock vergleichen. In dem Mittelpunkt beider Erzählungen sehen wir eine arme, verlassene, unerfahrene, ländliche Waise, welche der Insolenz der Kunden einer Groſsstadt und, wegen ihrer Schönheit, den Angriffen der gefallsüchtigen Ehemänner der Geschäftsinhaberinnen und auſserdem den Eifersüchteleien ihrer von der Natur weniger begünstigten Mitarbeiterinnen ausgesetzt sind. Beide Schriftsteller finden für ihre Lieblinge einen pathetischen Schluſs, und die Endaufgabe, die weibliche Tugend als etwas Hohes hinzustellen, scheint sich diesmal selbst der frivolste französische Novellist zur Pflicht gemacht zu haben. Welch ein Unterschied waltet jedoch in dem Tone ob, den Dickens und Kock am Anfange ihrer Schilderungen anschlagen. Der milde pathetische Humor des Engländers, dieses Lächeln mit der Thräne im Auge, kontrastiert aufs ergötzlichste mit dem komischen Humor, in den der frivole Franzose sofort verfällt; nur am Schlusse versöhnen uns beide mit dem gleichen Pathos. Für-

Digitized by Google

wahr, um wahrer Humorist zu sein, mufs man sich um die Dinge kümmern, in ihr Wesen einzudringen suchen und sie nicht allzusehr geniefsen; der oberflächliche Genufsmensch ist nur der Komik zugänglich, ohne jedoch der pathetischen Beanlagung bar zu sein. Auf Seiten des Engländers Humor und Pathos, auf Seite des Franzosen Komik und Pathos: das ist der Unterschied, der sich aus der oben angeführten Parallele zwischen Dickens und Kock ergiebt.

Während das mit der Armut ringende Käthchen den fast unterlegenen Sohn des Laokoon uns ins Gedächtnis zurückrief, wird die noch zur Gruppe fehlende Figur durch die Witwe Nickleby ergänzt, und ist dies eine Person, welche zwar infolge ihrer Beschränktheit und ihres Dummstolzes am wenigsten leidet, deren freie Bewegungen jedoch nichtsdestoweniger von der Schlange „Armut" paralysiert werden. Wie sehr dieses Ungeheuer dem geschwätzigen Weibe zu schaffen macht, hat Dickens' grotesker Humor der Abwechselung halber aufs glücklichste verwischt, und nachdem wir wehmütige Zeugen von Käthchens Lebenskämpfen gewesen sind, arbeiten unsere Lachmuskeln um so kräftiger, je mehr wir uns von Frau Nicklebys erfinderischem Talent überzeugen, ihre Armut durch vornehmes Wichtigthun erträglicher zu machen und gleichsam hinwegzuschwatzen. Das Bild der Frau Nickleby ist um so vollendeter, als es — die Liebesscenen mit dem Nachbar ausgenommen — von Übertreibung frei ist. Wenn eine im Wohlstande lebende, von ihrem klugen Manne geleitete, beschränkte Frau wie Mrs. Bennet (in Jane Austen's Pride and Prejudice) in die Lage der verwitweten Mrs. Nickleby versetzt würde, sähen wir vielleicht dieselben Extravaganzen. Heiraten bildet das Lieblingsthema beider Weiber, und unserer Frau Nickleby, welche im Gespräch mit ihrer Tochter ihre Freier an den Fingern aufzählt, dürfen wir es ihres Witwentums wegen nicht verargen, dafs mitten in ihren Bemühungen, die Tochter unter die Haube zu bringen, sie auch ein wenig an sich denkt. Dieser klugen, umsichtigen Frauensperson, die alles vorhersieht, und die das Gras wachsen hört, machen Illusionen noch viel zu schaffen, und Nicholas dürfte dieses Erbübel seiner Mutter verdanken, mit welcher er überhaupt noch andere Züge gemein hat.

Digitized by Google

Schon bei Gelegenheit der Pickwick Papers erwähnten wir, dafs Dickens es oft liebe, das Innere eines Menschen mit dem Äufseren in Gegensatz treten zu lassen. Während er nun Pickwicks Äufseres einem korpulenten, geschmeidigen Fuhrwerksbesitzer (aus Bath) entnahm, wählte er für das gute Herz eines Schreibers die eigentümliche Körperhülle und den schäbigen Rock eines gesunkenen, gelähmten Trunkenboldes; wie sehr jedoch Newman Noggs sich der Sympathien seiner Landsleute erfreut, kann sich der kritische Leser doch nicht für diese, die Flickarbeit des Dichters oft verratende Figur erwärmen; die Gesichtsgrimassen und die Gestikulationen der gelähmten Handgelenke wirken nicht einmal auf die Lachmuskeln; die Umspinnung der Karikatur fehlt gänzlich, und am Ende führt der wortkarge Idiot die Entwirrung des Knotens durch seitenlange Strafpredigten herbei, die er seinem früheren Brotherrn Ralph hält. Bei Gelegenheit Monks fanden wir schon in Oliver Twist denselben Fehler heraus.

Der sich sogar im „Sokratisieren“ versuchende Principal Squeers von Dotheboys Hall (do the boys = betrüge die Knaben) ist ein grausamer, unverschämter, boshafter, unwissender Schwindler, welcher nur an der Seite seiner Gattin gutmütiger und milder gegen den Hilfslehrer Nicholas erscheint. Während Frau Squeers gegen den „stolzen Gehilfen“ von vornherein Vorurteile nährt, erwacht des Schulmeisters Hafs erst, als er sich von Nicholas in seinen Akten der Grausamkeit beobachtet sieht. — Trotz der im Schlufsworte des Werkes ausgesprochenen Beteuerungen des Verfassers ist ein Schulmeister wie Squeers undenkbar und unmöglich; nur Fräulein Squeers macht eine glückliche Ausnahme. Die Protektormiene, die Wichtigkeit, die sie sich giebt, wenn sie vom „Papa“ spricht oder (im Londoner Hotel) nach ihm fragt, alles dies hat sie mit den Schulmeisterstöchtern anderer Verfasser gemein; denn selbst die in den Rantzau die edlere Seite des Schulmeisterlebens malenden Verfasser Erckman-Châtrian zeigen in der Schulmeisterstochter eine Figur, die infolge einer gewissen Beschränktheit in weltmännischen Dingen trotz der Enge der sie umgebenden Verhältnisse glücklich ist. Der von Fräulein Squeers an Ralph gerichtete Brief ist im höchsten Grade

Digitized by Google

humoristisch. Es ist nur schade, daſs auch die Tochter von dem Gifthauche der mit Schwefelsuppe fütternden Institutsinhaber allzusehr verpestet ist; und indem ihr der Dichter fast gar keinen guten Zug läſst, setzt er sich dem Vorwurfe aus, an dieser Stelle zu sehr mit schwarzen Tinten gemalt zu haben. Anstatt der Schulmeisterstochter beutet Dickens den Kornhändler John Browdie und seine Frau Tilda, die kleine Landkokette, zu einem Kontraste mit der Familie Squeers aus. Wir müssen den Autor anklagen, diesen gutmütigen Lümmel, den John Bull des Bauernstandes, zu günstig bedacht zu haben. Anstatt den Dorfschulmeister, wie es am meisten geschieht, in den Konflikten der Halbbildung darzustellen, die trotzdem seiner noch unwissenderen Umgebung Respekt einflössen kann, zeigt Dickens in Squeers einen gänzlich unwissenden, selbst der Orthographie unkundigen Mann, den (der ungeschlachte) John Browdie natürlich vollständig übersehen muſs.

Der Wüstling Sir Mulberry Hawk, welcher einen reichen Adligen auszieht, den er seine Überlegenheit und seine Satire fühlen läſst, dürfte sich in Wirklichkeit der schönen Waise gegenüber klüger und umsichtiger benommen haben als in Dickens' Dichtung, und die hier geschilderten Situationen stehen weit zurück hinter Lord Fellamars Verführungsscene (in Tom Jones) des mit den Orgien adliger Wüstlinge besser vertrauten Fielding. Auch hat unser älter gewordener Novellist die Harthousesche Verführungsscene in Hard Times mit weit mehr Naturfarbe dargestellt. — Lord Friedrich Verisopht, ein junger blasierter Einfaltspinsel, der Shakespeare für einen „ganz klugen Menschen" hält, ist im Grunde des Herzens ein gutmütiger, nobel angelegter Charakter, welcher, weil er Nicholas' groſsmütiges Benehmen bewundert, mit seinem Begleiter Hawk allmälig zerfällt, dessen Opfer er in einem doppelten Sinne wird. Der Lapidarstil, mit welchem der Ausgang des Duells der beiden Adligen beschrieben wird, kontrastiert schlagend mit der ernsten Weitschweifigkeit Thackerays in einer ähnlichen Scene des Henry Esmond; nur daſs das gewaltige Pathos dieses pessimistischen Humoristen sich bei Dickens mit jenem Herzenston vereinigt, welcher unserem Optimisten nur zu eigen ist: und diese ernste Episode wie jene Scene, in welcher unser

Digitized by Google

Lord Verisopht zum erstenmal für Nicholas eintritt, liefern unserem an Adel, Menschheit, Weltordnung und an seinem Helden nicht verzweifelnden Schriftsteller das erste, der Peripetie unmittelbar folgende beruhigende Moment.

Was nun den Wendepunkt des Romans selbst betrifft, so wird derselbe durch Nicholas' Begegnung des Charles Cheerible am Schaufenster eines Versorgungsbüreaus herbeigeführt. Wir können auf die Brüder Cheerible, sowie auf ihren Buchhalter Tom Linkinwater ausdehnen, was wir schon an John Browdie, ja an dem Verbrecher Bill Sykes (in Oliver Twist), wie auch an Lord Verisopht erkannt haben, dafs sie mehr oder weniger John Bullsche Züge tragen, und indem wir diese Vertreter John Bulls aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen hier zusammenstellen, müssen wir die Feinheit von Dickens' Lokalfarben, sowie den Schmelz der Übergänge rühmend anerkennen. Wenn wir jedoch die beiden Zwillingsbrüder mit anderen Geschwisterpaaren vergleichen (Saladin nebst Sittah in Lessings „Nathan“ — Herr Allworthy und Frau Blifil; Squire Western nebst Schwester in „Tom Jones“ — Olivia und Sophia im „Landpfarrer zu Wakefield“ — die beiden Söhne Edwards in Shakespeares „Richard III.“), so finden wir leider, dafs der Schriftsteller in der Nüancierung hinter anderen Meistern bedeutend zurückbleibt; denn in den beiden Zwillingsbrüdern Cheerible sowie in dem alten Buchhalter lassen sich unterscheidende Züge nicht erkennen, und weist selbst ihre Sprache zuweilen (Gebrauch der dritten Person als Anrede) dieselben Eigentümlichkeiten auf. — An Magdalena Bray sind fast gar keine charakteristischen Züge erkennbar. Miss La Creevy, die alte Jungfer, deren vergilbter Teint mit einem sonnigen Gemüt gar herrlich kontrastiert, ist dagegen wohlgelungen und steht im wirksamen Gegensatz zur grämelnden Mifs Knag. Übrigens weist das Werk noch andere wirkungsvolle Kontraste auf; so steht der das reale Leben kennende materielle Onkel einerseits einem abenteuerlichen Neffen, andererseits drei gemütvollen soliden, aber ebenfalls gut situierten Geschäftsleuten, der Cheerible-Gruppe, entgegen. Des beabsichtigten Kontrastes zwischen Squeers und Browdie, zwischen Hawk und Verisopht gedachten wir schon. Es finden sich auch einige Beispiele trefflicher Nüancierungen in dieser

Digitized by Google

Novelle, und ist dieser Schmelz der Übergänge besonders erkennbar an Ralph und Gride, an Frau Squeers und Frau Sliderskew, und wenn Frank zur Seite gestellt, so gewinnt selbst Nicholas, der Sohn einer schwatzhaften, einfältigen Mutter, wesentlich durch die Zusammenstellung.

Da das Grundthema einen teleologischen Erfahrungssatz beleuchtet, so liegt schon in dem Ausgange des Romanes das uns mit der Weltordnung versöhnende Moment offen zu Tage. „Kinder“ und „Kinder haben“ bildet gleichsam den Angelpunkt der ganzen Erzählung. Am Schlusse noch sehen wir die Kinder zweier Nachbarfamilien auf Smikes Grabe spielen, der im Duell getötete Junggesell Verisopht würde — nach des Dichters Ansicht — ohne Hawks Umgang, in seinem Bette, verheiratet und umgeben von Kindern, gestorben sein; Kinder endlich werden in dem Squeersschen Institute der specielle Gegenstand der Aufmerksamkeit des Dichters. Denselben teleologischen Erfahrungssatz brachte schon Shakespeare in Macbeth als versöhnendes Moment zum Ausdruck; nur daſs in jenem Meisterstücke der Technik dasselbe ziemlich versteckt liegt, aber trotzdem um so wirksamer aus dem Hintergrunde hindurchdringt, wenn Macduff trauernd den an seinen Kindern verübten Mord dadurch motiviert: „Er (der Mörder) hat keine Kinder.“ In Nickleby liegt das versöhnende Endziel der Wege der Vorsehung schon lange vor unseren Augen; in Macbeth dagegen überrascht dasselbe erst nach langer Wanderung durch eine hohle Bergschlucht und erscheint dem allmählich freier werdenden Blick als leuchtender Punkt im Hintergrunde.

Schlieſslich gedenken wir noch zweier Episoden, welche das Buch an seinem Anfange enthält, und die in den Mund zweier verschieden beanlagter Mitreisenden gelegt werden. Indem Dickens den Gegenstand ihrer Erzählung, sowie Erzählungs- und Auffassungsweise des Lebens ihrem verschiedenen Charakter anpaſst, steht er entschieden über Cervantes und Le Sage, deren Freude an der Bewältigung epischer Stoffe oft so groſs wird, daſs sie dabei den Charakter der episodischen Erzähler ganz aus dem Auge verlieren. „Der Baron von Grogzwig“ überrascht uns durch phantastisch-grotesken Humor, während „Die fünf Schwestern von York“ Dickens' pathetischen Humor

Digitized by Google

flüssig machen. In dieser letztgenannten Episode tritt des Verfassers Talent zur Naturmalerei zum erstenmal zu Tage, auch in dem Romane selbst erfreut sich Naturscenerie und Hintergrund der besonderen Aufmerksamkeit des Dichters. Die Fufsreise des Nicholas nach Portsmouth überrascht durch Einfachheit und Natürlichkeit; die Schilderungen von Golden Square und Cadogan Square sind wohl gelungen, und ohne zwar den gleichmäfsigen auf die Natur sich ablagernden deutschen Humor aufzuweisen, ist doch die erstere mit humoristischen, die zweitgenannte mit satirischen Pfefferkörnern untermischt, eine Würze, durch welche der an solide Kost gewöhnte Engländer sich den in Deutschland so beliebten süfsen Brei der Idylle geniefsbar macht. Die irisch-deutsche Sentimentalität der Idylle wird aber nicht nur vom Verfasser aufs glücklichste vermieden, sondern hier sogar an einer Stelle verspottet, nämlich in der die Semmelfrage behandelnden poetischen Rede des irischen Parlamentsmitgliedes. — Das am Anfange zu weit ausholende Buch ist aufs glücklichste angelegt, und mag es auch ohne bedeutende Tiefe der Perspektive sein, so hat es doch einen weiten und umfassenden Horizont, ist gut geschrieben und verrät des Dichters Geschick für dramatischen Dialog.

Martin Chuzzlewit.

Dieses Werk begann unser Verfasser am 1. Januar 1843 nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Amerika (1842). Seine in diesem Lande gemachten Erfahrungen und Reiseerinnerungen spiegeln sich daher in diesem Werke in einer aus acht Kapiteln bestehenden, im satirischen Tone gehaltenen Episode ab.

Ein Schriftsteller, welcher das so umfassende, aber abgedroschene Thema der Liebe wie eine Scylla vermeiden will, fällt unwillkürlich dem anderen ebenfalls vielbesprochenen Grundthema, dem des Gebens und des Empfangens, wie einer Charybdis in die Hände. Wie alles in der Welt, bewegten sich schon die drei bisher besprochenen Romane um diesen wichtigen Angelpunkt. Während aber der Geber Pickwick Wohlwollen mit Unerfahrenheit vereinigt, Oliver Twist ein wegen seiner Ehrlichkeit des Wohlwollens würdiger Empfänger ist

und bei Nicholas Nickleby sich Wohlwollen mit Mittellosigkeit verbindet, entwickelt der Titelheld dieses Romanes ein durch Erfahrung temperiertes Wohlwollen.

Durch einen, in der Litteratur Gott sei Dank! nicht seltenen glücklichen Zufall schwebte unserem Schriftsteller die von Lessing 64 Jahre früher im Nathan so herrlich zum Ausdruck gebrachte, Dickens aber unbekannte Idee vor, den Leser durch sorgfältig abgestufte Kontraste der Selbstsucht und Selbstlosigkeit zu überraschen. Als fruchtbares Feld seiner Thätigkeit wählte Dickens die vom Egoismus beseelte, vom Gifthauche des Materialismus verpestete, weitverzweigte, jedoch mit einander zerfallene Familie Chuzzlewit, welche alles korrumpiert, was sich ihrem Gifthauche nähert, die sich aber in gegenseitigen Kämpfen, sei es komisch, sei es tragisch, selbst zu vernichten droht. Einige mit den Chuzzlewit in Beziehung tretende, aber nicht zur Familie gehörige Schurken (wie Tigg Montague) beschleunigen den Untergang, während andere mit jenem Egoisten in Kontakt lebende, aber auf besserem Familienboden gediehene Personen Beweise der herrlichsten Selbstverleugnung geben. Wie durch Jasons Saat der Drachenzähne zauberte unser Dichter aus den beiden so verschiedenen Feldern zwei sich einander entgegenstehende Heere von Figuren hervor. Indem wir uns zuerst den dem Giftfelde erstiegenen Gestalten zuwenden, welche wir alle in einer, das Vermögen eines noch lebenden Erblassers betreffenden Familienkonferenz (Kap. IV) zusammen versammelt finden, müssen wir unseren Dichter sowohl wegen der Deutlichkeit seiner Figurenzeichnung (Mr. Spottletoe — die korpulente Dame — der Hagestolz) als auch wegen der, Ärger oder Übertreibung ausschliefsenden Satire bewundern, vor der nichts Gnade findet, und welche die geheimsten Falten des Herzens, selbst das zuweilen gespannte Verhältnis zweier Schwestern zueinander mit elektrischem Lichte beleuchtet.

Als Haupt dieser Familie und als Vorsitzender dieser in seinem Hause stattfindenden Konferenz betrachtet sich wider den Willen seiner ihre eigenen Interessen selbst vertretenden Verwandten der wie ein Kater kahl geschorene Heuchler Pecksniff. Dieser salbungsvolle, sentenzenreiche, nie ärgerliche

Digitized by Google

Mann ist jedoch zuweilen betrunken, und dann pflegt er mit weinerlicher Stimme zu moralisieren. Er ist immer auf seiner Hut, tritt leise auf und fällt selbst im Rausche nicht aus seiner Rolle. Wie herrlich ist es, ihn, den Witwer, an der Seite seiner zwei Töchter zu sehen, die er mäfsig beherrscht und vor denen er sich nicht die geringste Blöfse giebt! Der gut lebende und daher wohlgenährte Architekt mit der weifsen Kravatte, dem aufwärts gerichteten Borstenhaar und dem immer lächelnden Gesicht, der wie ein Orakel spricht und die abgerundetsten Perioden baut, hat seinem Dorfe unentgeltlich eine Kirche errichtet, wo der in der Sakristei lauschende Heilige zwar nicht von der Kanzel, aber aus dem Munde zweier Hausgenossen einmal die nackte Wahrheit vernehmen mufs, dafs er ein Schurke ist. Dieser scheinbare Wohlthäter der Menschheit ist bei allem Wohlwollen der gröfste Egoist; er kauft seine Pensionäre aus und behält den tüchtigsten Zögling (Tom Pinch) halb unentgeltlich bei sich, damit dieser als lebendiger Prospektus diene. Dafs der schon durch das Alter erfahrenere Architekt den von einem Zögling und Anfänger gefertigten Grundrifs eines Gebäudes für sein Geistesprodukt ausgegeben, dürfte übertrieben sein, wenn Dickens nicht etwa meint, dafs der vorsichtige Alte den Embryo einer kühnen Idee des Jünglings benutzt und zur Reife gebracht habe. Dieser schlaue und kluge Gentleman, der mit anderen Weltmännern lacht und trinkt, und welcher für seine Person über die Vorurteile seiner Nation erhaben ist, versteht es gar prächtig, die Vorurteile der Frauen und die seiner Nation zu seinem Vorteile auszubeuten. Trotz aller Klugheit wird er jedoch von einem schärferen Beobachter erkannt und entlarvt, verliert durch listigere Schurken als er selbst ist, sein Vermögen, und begleitet von seiner Tochter, verbringt er den Rest seines armseligen Lebens in schmutzigen Kneipen, wo er mit durchlöchertem Rocke anderen Trunkenbolden Moralpredigten hält. Die komische Vernichtung dürfte Dickens nie besser gelungen sein als in unserem Falle. — Taine vergleicht diesen Dickensschen Heuchler mit dem Tartuffe und findet in dem Umstande, dafs der Heuchler bei Molière ein Temperament und heifses Blut habe, welches ihn kühn mache, einen Vorzug vor dem temperamentslosen Pecksniff. Ohne weiteres dürfte Taine

Digitized by Google

jedoch nicht recht haben; denn bei der Parallele müssen neben der verschiedenen Beanlagung der Figuren die verschiedenen Zeitperioden, die beiden Nationen, und bis zu einem gewissen Grade die Religionen in Betracht gezogen werden. Der verschiedenen Zeitabschnitte gedenkt Taine insofern, als er sagt, dafs auch jetzt in dem bereits aufgeklärteren Frankreich ein so grober Betrüger wie der Tartuffe unmöglich Glück haben dürfte; aber auch einem Pecksniff würde man in Frankreich — nach seiner Meinung — unmöglich Glauben schenken. Indem wir auf unsere Meinung zurückkommen, man müsse die Religion des Heuchlers in Betracht ziehen, will es uns scheinen, als ob die Konfession des Engländers insofern einem Pecksniff zu Hilfe komme, als sie die Verkündigung der Heilslehren durch Laien nicht nur gestattet, sondern bis zu einem gewissen Grade begünstigt. Verbindet sich nun die Neigung des englischen Laien, in Gesellschaften oder an Krankenbetten den Seelsorger zu spielen, mit einem anderen, einer kaufmännischen Nation so eigenen Zuge, auch seine Interessen zu wahren, so ist rasch ein Pecksniff fertig, der um so gelungener wird, wenn er als Gentleman auftritt und als praktischer Engländer und eifriger Zeitungsleser einen Fond von Sentenzen und praktischer Philosophie besitzt. Eine Nation, welche uncivilisierte Völker mit Bibeln und Hüftgürteln beschenkt, wofür sie deren Gold in Empfang nimmt, findet zwar nicht in Pecksniff einen Vertreter, — denn eine Nation, aus Pecksniffs bestehend, wäre eine Herde schrecklicher Raubtiere; — jedoch die englische Nation dürfte am leichtesten, infolge einer unglücklichen Kombination verschiedener Vorbedingungen, Mifsgeburten wie Pecksniff hervorbringen, ja denselben auf halbem Wege entgegenkommen. Zur Ehre der englischen Nation sei es gesagt, dafs Pecksniff keineswegs ein Normalengländer ist; aber wenn ich wage zu behaupten, dafs einige John Bullsche Züge in ihm zum Extrem entwickelt sind, so scheine ich mit Taine in Übereinstimmung zu sein. — Liegen nun in konfessionellen, wie in nationalen Vorbedingungen die Anfänge eines Pecksniff, so wird derselbe sich nicht der Religion und Ehrlichkeit wie einer Maske bedienen, die nach Belieben aufgenommen oder weggeworfen werden kann, wie dies bei dem Tartuffe der Fall ist; die Religion

Digitized by Google

und Tugend werden auch nicht das Panzerhemd sein, worunter ein Wolsey („Heinrich VIII.“) und ein Patriarch (in „Nathan der Weise“) ihren Egoismus verstecken: die Heuchelei wird dann von Jugend auf den sich allmählich entwickelnden körperlichen wie seelischen Organismus durchdringen, wie der Essig die darin aufbewahrten Konserven. Dies ist der Grund, dafs Pecksniff kein Temperament hat und dafs er nicht einmal bei seiner Entlarvung aus der Rolle fällt; und darin liegt der Gegensatz zum Tartuffe, dafs er selbst dann noch des Zornes unfähig ist. Am Anfange wie am Ende bleibt er dieselbe weinerlich sich rechtfertigende und in harmonische Phrasen zerfliefsende Redemaschine, und sogar nach der Katastrophe behauptet er (und er ist davon selbst überzeugt), Tom Pinch mit Wohlthaten überhäuft zu haben. — Dafs Molières Heuchler einer vergangenen Zeitperiode ein heifseres Blut und mehr Temperament besitzt als der Heuchler unseres Jahrhunderts, dürfte zum Teil noch in dem Umstande seine Erklärung finden, dafs sich in unserem alles nivellierenden Zeitalter die Menschheit überhaupt nicht mehr durch ein so scharf ausgeprägtes Temperament auszeichnet. Während es jedoch zu allen Zeiten Heuchler und Intriganten gegeben hat, so haben dieselben in den verschiedenen Zeitabschnitten nur verschiedene Formen angenommen. Indem sie alle räuberischen Bestien gleichen, sehen wir doch in dem bischöflichen Intriganten Wolsey wohl das Blut fordernde Raubtier, welches jedoch — ein echter Löwe — sich zum Niederen (Cromwell) herabläfst und von der gemachten Beute grofsmütige Schenkungen macht (Universität Oxford). Molières Tartuffe schon schliefst diese Grofsmut aus, und sein heifses, stürmisches Blut, verbunden mit Beutelust und Grausamkeit, erinnert mehr als einmal an den hungrigen, heifsgierigen Wolf. — Gesetze und andere, das Temperament einengende Schranken, wohl auch die aufgeklärteren Zeiten haben in unserem Jahrhundert den intrigierenden Heuchler zum schlauen Fuchse, zum Pecksniff umgewandelt. Und indem schon dieser nach der Meinung seines Schwiegersohnes „so schlau und kahl ist wie ein Kater“, läfst er uns schon die Form des heuchlerischen Intriganten der Zukunft erkennen, welcher nur durch die Nachahmung der sanft sich anschmiegenden und liebevoll

schmeichelnden Katze seinen Zweck erreicht, in die Geheimnisse seines Nächsten sich einzudrängen. Ist es nicht ein herrliches Zusammentreffen, dafs Lessing wie Dickens die höchste Stufe der Selbstsucht durch einen Religion und Tugend heuchelnden Intriganten repräsentieren!

Caritas (Wohlthätigkeit) ist die älteste Tochter Pecksniffs, und während wir in Frau Nicklebys ältestem Sohne die Züge seiner Mutter wiederfanden, bewahrheitet Caritas die oben ausgesprochene psychologische Konjektur, dafs die älteste Tochter das körperliche und seelische Ebenbild ihres Vaters ist. Des Vaters Lächeln umschwebt selten ihre Lippen; sie ist haushälterisch geizig und hafst ihren Schwager, der sie verschmäht hat. Um wahrhaft lieben zu können, zu egoistisch, scheint sie überhaupt in der Kunst des Hassens um so bewanderter, als ihr Herz ein Born von Bosheit ist, und sie hafst selbst nach ihres Schwagers Selbstmorde die unglückliche Schwester, weil diese sie einmal ausgestochen. Ergötzlich ist die Scene, in welcher sich die boshafte Tochter gegen den eigenen Vater, ihr Ebenbild, kehrt, und ihm den Gehorsam aufsagt. Um unter die Haube zu kommen, kapert sie einen sentimentalen Jüngling, der 10 Jahre jünger wie sie ist, der jedoch seine im bräutlichen Staate harrende Braut am Hochzeitstage verläfst. Die komische Vernichtung der heuchlerischen Jungfrau vollendet der Dichter, indem sie als eine zweite Antigone den Bettler Pecksniff begleiten mufs.

Dickens hat die glückliche Idee, eine heuchlerische Gruppe, aus drei Familiengliedern bestehend, uns vor Augen zu führen. Indem wir diese Gruppe mit der schon im vorigen Romane herangezogenen Laokoon-Gruppe vergleichen, finden wir wiederum heraus, dafs hier die Stärke des Lasters, wie dort die des Schmerzes, in der Mitte zweier Nüancierungen liegt. Während nun die ältere, magere Tochter am wenigsten die Tücke ihres Herzens verbergen kann, der fuchsschlaue gut genährte Vater dagegen für alles und für alle ein liebenswürdiges Lächeln hat, befindet sich an seiner Seite sein zweites, naives, munteres Töchterchen Mercy, welche, einem schmiegsamen Kätzchen gleich, gern auf dem Bänkchen zu des Vaters Füfsen verweilt. Das Liebenswürdige des Vaters ist in ihr noch mehr zum Aus-

Digitized by Google

druck gebracht, ja, der Dichter läfst sie bei jeder Gelegenheit in ein halb ersticktes Lachen ausbrechen, ein Umstand, den Taine wegen der zu häufigen Erwähnung tadelt. Dieses Gelächter ist aber nicht Mercys alleiniger Charakterzug, was Taine zu meinen scheint; im Gegenteil ist sie ein volles, rundes Bild von einem launenhaft-eigensinnigen, tändelnden, oberflächlichen Mädchen. Den Zopf, welchen Ästhetiker als ein Zeichen der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit betrachten, verschmäht sie und trägt ihr Haar à la Titus. In der auf dem Kirchhofe mit ihrem Onkel geführten Unterredung, welcher sie warnt, einen ihr verhafsten Tölpel zu heiraten, tritt in dem liebenswürdigsten Wesen der Pecksniffsche Charakter hervor. Da sie ihrem Onkel zu gefallen meint, schmäht sie ihren Bräutigam, welchen sie — ihrer Meinung nach — zu einem unterwürfigen Sklaven gemacht habe. Das oberflächliche Mädchen, welches in der Heirat nur einen Triumph über die Schwester erblickt, wird für den Fehltritt furchtbar bestraft. Der brutale, oft betrunkene Tölpel macht aus dem freiesten Wesen, das selbst den die weibliche Abhängigkeit verratenden Zopf verschmäht hat, die unterwürfigste Sklavin, die einem Ungeheuer zitternd gehorcht, in der Schule des Leidens dagegen reift, ihren brutalen Mann durch Milde und grofses Geschick auf einen besseren Weg zu führen sucht und im Gegensatz zu Vater und Schwester infolge ihrer Selbstverleugnung sich eine eigene Erlösung im Romane wie im Leben anbahnt, um am Schlusse das Goethesche Wort zu vernehmen: „Sie ist gerettet!“

Anthony Chuzzlewit, Pecksniffs Onkel, ein reicher Kaufmann in der City, ist ein phlegmatischer Greis mit roten, listigen Augen, der Pecksniff in jener Konferenz ermahnt, nicht den Heuchler zu spielen, obwohl er später selbst zugiebt, dafs die ganze weitverzweigte Familie aus Heuchlern bestehe. Er freut sich des Resultates der guten Lehren, die er seinem einzigen, pfiffigen Sohne gegeben, und die Sorge um eine haushälterische Schwiegertochter, die sein langsam aufgehäuftes Gut nicht vergeude, veranlafst ihn, sich Pecksniff zu nähern. So beschäftigt, ereilt ihn ein jäher Tod, vor dessen Eintreten er noch Gelegenheit hat, die seinem geldgierigen Sohne gegebene Erziehung zu verwünschen.

Digitized by Google

Jonas Chuzzlewit, sein Sohn, der älter und kahler aussieht als der Vater, für den er nur harte Worte hat, ist ein selbstsüchtig-berechnender, roher, linkischer Tölpel, dessen barscher Ton und ungeschickte Redeweise von den gentlemännischen Manieren seines Schwiegervaters sehr abstechen. Der nach Geld wie nach Unabhängigkeit verlangende Sohn sucht sich durch Gift seines Vaters zu entledigen, und unmittelbar nach dessen Tode wirbt er um Pecksniffs jüngste Tochter. Die Art und Weise seines Benehmens in dieser Werbescene, wo er sich der jüngeren gegenüber erklärt, indem er fast immer an die ältere Schwester das Wort richtet, legt mehrere Eigenschaften des Charakters blofs: denn Jonas ist feig, furchtsam, unbeholfen, plump und an Frauenumgang wenig gewöhnt. Diese Situation kontrastiert daher aufs herrlichste mit der vorhergehenden Scene, wo der in Geldsachen mehr bewanderte Brautwerber mit dem Schwiegervater geschickt und geschäftsmäfsig verhandelt. Jonas, dieser schlaue Mensch, welcher bei Geschäftsabschlüssen Spirituosen verschmäht, riskiert sein Vermögen in einem Unternehmen, und als er es aus den Händen des betrügerischen Agenten zurücknehmen will, findet er diesen in dem Besitz seines Geheimnisses. Von jetzt an beginnt sein Verfall: ein Fluchtversuch scheitert, indem ihn der Agent, sein Quälgeist, vom Schiffe zurückholt; von diesem findet sich der nach der früheren Unabhängigkeit und Freiheit dürstende, bisher unumschränkt waltende Haustyrann in allen Bewegungen eingeengt; sein Nachtschlaf ist dahin; er hört des Nachts alle Glockenspiele der Turmuhren; das Erlöschen des „Nachtlichtes" flöfst ihm Entsetzen ein. Mordlust aus Hafs beschleicht den Mann, der schon vorher — aus Geiz — für seinen Vater Gift bereit halten konnte, und vollendet die Korruption seines seelischen und körperlichen Organismus. Nach Ralphs Vorgang sehen wir also auch hier vor der Peripherie mehr Habsucht, welche zwischen Wendepunkt und Katastrophe infolge der Verpestung des Gemüts mehr dem Hasse weicht. — Auf der Reise zu Pecksniff begriffen, macht der feige, aber mordlustige Jonas in stürmischer Gewitternacht mehrfache Versuche, seinen Plan an seinem Begleiter auszuführen; er schwingt die Flasche in die Luft, und beim Anblick des immer feiger werdenden Opfers

Digitized by Google

wächst des feigen Mörders Mut. Den durch einen Umsturz unter den Wagen geschleuderten Agenten sucht er durch Antreibung der Rosse zu zermalmen; und der von dem Kutscher gerettete Agent findet bei seinem Erwachen den ihn katzenhaft belauernden Jonas an seinem Bette, welcher ihn bald auf einem Waldpfade meuchlings ermordet. Nach dem Verbrechen nehmen wir bei Jonas keineswegs die furchtbare Unruhe wahr, die sich bei Sykes äufserte, da der Mörder (in diesem Romane) sich schon vor der That durch einen verfallenen, ungesunden Organismus kennzeichnet. Neben den Höllenqualen des Sykes nimmt sich die Unruhe des Jonas nach der Schreckensthat wie gemaltes Feuer aus; der im Nervensystem schon lange kranke Mörder, welcher aber bei vollem Bewufstsein den vorsätzlichen und sorgfältig geplanten Mord ausführt, empfindet mehr eine gewisse Gemütsleere, als er sein Weib nicht heimkehren sieht. Bei seiner Gefangennahme erfährt er erst aus Chuffeys Munde, dafs sein Vater nicht an seinem Gift, wohl aber aus Schmerz über einen ihm nach dem Leben trachtenden Sohn gestorben. Der bestechliche Chef der ihn abholenden Polizeibeamten, welcher selbst der selbstsüchtigen Familie der Chuzzlewit angehört, giebt gegen eine gefüllte Börse dem Verbrecher Zeit, sich im Nebenzimmer zu erhängen, welchen er jedoch nach Ablauf der gewährten Frist unentschlossen und mit entblöfstem Halse wiederfindet. Dem Charakterbilde dieses feigen Meuchelmörders giebt der Dichter den letzten noch fehlenden und ihn gänzlich komisch vernichtenden Pinselstrich, indem er uns den gefesselten Verbrecher, an eigenem Gift gestorben, mit dem Giftfläschchen in der Hand, am Boden der ihn zum Gefängnis führenden Kutsche zum letztenmal zeigt.

Tigg Montague, der Stutzer, Industrieritter und Hochstapler, ist ein begabter, aber charakterloser Mensch, der gewandt spricht, stets seine Rolle gut spielt, mit grofsem Geschick sich in des Jonas Geheimnis eindrängt und mit seinem Opfer mit katzenhafter Grausamkeit und Ironie spielt. Die Art und Weise, in welcher er sich Jonas zum erstenmal im Beisein einer dritten Person, die ihn vor Thätlichkeiten schützen soll, als Mitwisser des Geheimnisses zu erkennen giebt, ist für unseren feigen Gauner höchst bezeichnend. Über die wachsende Un-

Digitized by Google

ruhe seines Opfers triumphierend, ruiniert er pekuniär noch ein zweites Glied der Familie, den gut situierten Pecksniff, worauf ihn der verdiente Tod ereilt. Die Unentschlossenheit eines feigen Mörders mit einem noch feigeren Opfer, den Kämpfen zweier Katzen nicht unähnlich, ist gut gezeichnet und von dem höchsten psychologischen Interesse, und in des Gauners Ende, welches sich mit der poetischen Gerechtigkeit wohl verträgt, sowie in der Vernichtung anderer Glieder seiner eigenen, weitverzweigten Familie, erscheint der Mörder Jonas nur als die dem Giftfelde der Chuzzlewit entstiegene Gottesgeifsel.

In Frau Gamp hat Dickens eine Karikatur geliefert, diese jedoch höchst geschickt in die Ökonomie des Romanes mit verflochten; denn die mit Umschlagetuch, Regenschirm und einem grofsen Paket ausgerüstete Krankenpflegerin, die vor nervöser Gereiztheit mit dem Kopfe zittert, ist selbst ein Beispiel von der sich in den niederen Volksschichten bemerkbar machenden Selbstsucht, und die in der Krankenstube so herzlos handelnde Frau, welche ihre Fieberkranken des Kissens unter dem Kopfe beraubt, um sich darauf gütlich zu thun, verdient wohl die ihr am Schlusse von einem Greise erteilte Ermahnung, mehr Mitleid und Menschlichkeit zu üben. Schlau genug, ihren Pflegebefohlenen (Chuffey) abwechselnd, je nach Befund der Besucher, zu loben oder zu beschimpfen, sehen wir in ihr Selbstsucht mit Heuchelei gepaart, und unsere auf dem Hafenplatze promenierende Dame zeigt sich insofern der, die Engländerinnen niederer Stände vertretenden „Mrs. Brown“ nicht unähnlich, als sie dem sie anbrummenden Jonas auseinandersetzt, der Platz sei für beide grofs genug. Dafs sie die Gewohnheit hat, sich fast bei jeder Bemerkung auf Frau Harris zu beziehen, erwähnt schon Taine, welcher Dickens wegen der zu oft wiederholten Redensart „says Mrs. Harris“ tadelt; der es aber unterläfst, dem Dichter für einen den niederen Volksklassen scharfsinnig abgelauschten Zug zu danken, die eigene Meinung, Höherstehenden gegenüber, als das Gedankenprodukt einer Autorität, d. h. einer anderen unbedeutenden Person, auszugeben. Dafs Frau Gamp, wie Forster meint, ein Meisterstück des Dickensschen Humors sei, scheint mir jedoch eine gewagte Behauptung; im Gegenteil nehmen ihre Schwätzereien einen zu breiten Raum für ein Kunstwerk ein.

Digitized by Google

Der talentvolle 21jährige Architekt Martin Chuzzlewit, der Enkel des gleichnamigen Titelhelden, ist ebenfalls ein Egoist, zwar nicht aus Princip — denn dies setzt Erfahrung und Reife voraus —, sondern infolge seiner einseitigen Erziehung. Denselben Zug, den wir fast immer an dem einzigen Kinde eines Elternpaares finden, trägt also auch dieser einzige Pflegesohn eines alten, eigensinnigen egoistischen Groſsvaters, in dessen jugendliche Wirtin er sich wider den Willen seines Wohlthäters verliebt. Nach Pecksniffs Beispiel benutzt auch er den dienstfertigen Tom Pinch, welcher für ihn im Gasthofe die Klingel ziehen, auf dem Wagen seinen Koffer zu seinen Füſsen dulden, und daheim als Einschläferungsmittel ihm aus Shakespeare vorlesen muſs. Ein echter Engländer und frei von Schwärmerei und Enthusiasmus, hat er beim Abschiede von seiner Braut zu sehr die Zukunft im Auge, um sich in sentimentalen Klagen zu ergehen; frei von Argwohn, Eifersucht und Geheimnisthuerei enthüllt er Tom das Geheimnis seiner Liebe, und auf dem Schiffe folgt er keineswegs Tapleys Beispiel, an welchem die schmutzigen Kinder fremder Leute eine Kinderfrau finden. Trotz seines kleinlichen Egoismus können wir ihm nicht zürnen; denn Martin ist durch und durch ein Gentleman, hat einen guten Kern und läſst durchblicken, daſs er sich später nicht an die Allgemeinheit verlieren werde. Die so umfangreiche amerikanische Episode, von der Sala glaubt, daſs „diese einseitige Satire gegen die vereinigten Staaten gar nichts mit der Erzählung zu schaffen habe“, ist eine Schilderung der Schule des Leidens, die das verwaiste und nun verstoſsene Pflegesöhnchen durchmachen muſs; von den Schlacken des Egoismus geläutert, erniedrigt er sich vor seinem Wohlthäter, dem er, unbeschadet seiner Liebe zu seiner Marie, Sinnesänderung gelobt. Der von ihm zum zweitenmal, aber jetzt nur scheinbar verstoſsene Jüngling giebt Proben von edler Selbstbeherrschung und zeigt sich somit würdig, der Erbe eines unermeſslichen Vermögens und der Gemahl der verständigen, opferfreudigen Marie Graham zu werden. Indem nach dem Beispiel der Mercy Pecksniff Martin Chuzzlewit junior seinen Egoismus ablegt, bildet er die beste Brücke zu der Selbstverleugnung übenden Gruppe von Personen.

Digitized by Google

Den offenherzigen, gastfreundlichen Junggesellen John Westlock, welcher wie der vorige eine John Bullsche Type bildet, macht Dickens wohl nur zum Träger seiner (des Dichters) Ideen; oft dürfte dies jedoch nicht so augenscheinlich sein als nach der Zusammenkunft Toms und Martins mit John Westlock in Salisbury, wo der letztere von einer Höhe aus wahrnimmt, wie der dienstbeflissene Tom seines Begleiters Überzieher trägt.

Der nur dem Winke seines Chefs gehorchende Chuffey ist ein bereits kindisch gewordener Greis an der Grabespforte, welcher „vor Alter zugleich blind und taub" erscheint und Chuzzlewit als Beispiel der Selbstverleugnung zur Seite gegeben ist. Sei es Entsetzen, sei es Verwunderung, bei dem Anblick des egoistischen Sohnes eines egoistischen Vaters pflegt der alte Buchhalter in die kindischen Worte auszubrechen: „Sein einziger Sohn!" Obwohl sein Brotherr sich sterbend noch beklagt, dafs er vor seinem gebrechlichen Buchhalter (Chuffey) abgerufen werde, erscheint dieser Egoist bis in den Tod doch milder an der Seite des Wesens, welches ihm, dem unglücklichen Vater, bis an das Ende beisteht, und obwohl selbst ein gebrechliches Gefäfs, sich dann zum Beschützer Mercys aufwirft. Nachdem ihm der Dichter die erschütterndsten Accente entlockt, läfst er den stets in Aphorismen sprechenden Greis bei der Gefangennahme des Jonas behufs der Enthüllung des versuchten Giftmordes wohl eine zu anstrengende Rolle spielen, ein Umstand, der uns an Monk und Noggs erinnert.

Tom Pinch, der Liebling des Dichters und der Kinder, für den selbst ein mürrischer Chausseegeldeinnehmer ein Lächeln hat, ist ein kahlköpfiger, 35jähriger Mann, mit hohen Schultern und von unansehnlichem Äufseren, der zwar viel, aber langsam und weitschweifig spricht, sich mit Unrecht für einen starken Esser hält und überhaupt gering von sich denkt. Bei ihm ist also die Selbstverleugnung nicht frei von einem krankhaften Zuge, der Selbstverkleinerung. In der Kirche, wo er oft unentgeltlich Orgel spielt, hat er sich in Marie Graham verliebt. Nachdem dieser schwerfällig denkende Mensch infolge eines Mifsverständnisses das Geheimnis seines Herzens der Braut Martins selbst enthüllt hat, entsagt er als selbstverleugnender

Digitized by Google

Christ feierlich dieser Liebe in demselben Kirchlein, welches der egoistische Pecksniff seiner Gemeinde errichtet hat. Dieser so leicht zu betrügende Optimist verachtet mit einer ihm ungewohnten Energie Pecksniff, sein früheres Ideal, nachdem er ihn einmal als Schurke erkannt.

Indem sich neben dem englischen Texte und der deutschen Übersetzung die von Dickens selbst empfohlene Lorrainsche französische Version vor uns befindet, werden wir plötzlich in der französischen Übersetzung des Schlufskapitels durch einen Fehler überrascht, der durch die so verderbliche wörtliche Übersetzung herbeigeführt wurde, und der bezüglich Toms Charakterrolle das ärgste Mifsverständnis herbeiführen kann. In jenem, nur Aphorismen enthaltenden Schlufskapitel, welches uns einen Fernblick in die Zukunft gestatten soll, heifst es kurz, ohne uns nähere Details über Toms Vergangenheit oder eine etwaige Heirat zu geben: „Hier ist ein zartes Wesen, ihr Kind“ (französisch: son enfant), „welchem deine Augen folgen u. s. w.“ Da nun das französische Fürwort „son“ sich auf beide Geschlechter beziehen, und somit auch „sein Kind“ bedeuten kann, gewährt der französische Text dem oberflächlicheren Leser eine ganz falsche Perspektive, als hätte doch Tom Pinch, „dieser selbstlose Menschenfreund“, ein eigenes Heim gefunden. Obwohl wir zugeben, dafs der aufmerksamere französische Leser unter „son enfant“ das von Martin mit Marie Graham erzeugte Kind versteht, und des Charakters und der Selbstverkleinerung von Tom Pinch wohl eingedenk, sich diesen nicht als Familienhaupt und Gatten denken kann, so müssen wir doch den Übersetzer tadeln, durch die wörtliche Übersetzung eines fremden Sprachprodukts ein Mifsverständnis bezüglich Tom Pinch möglich gemacht zu haben, was ein in seiner (französischen) Muttersprache schreibender und mit ihren Sprachmitteln rechnender Schriftsteller durch eine Zusammenfassung der bisherigen Motivierungen vermieden hätte.

Was diese letztere betrifft, so läfst Dickens bezüglich Tom Pinch allerdings nichts zu wünschen übrig. Als sich dieser letztere mit Pecksniffs Geschirr an einem Wintermorgen nach Salisbury begiebt (Kapitel V), erscheinen an den Fenstern seines Dorfes die Frauen und Mädchen im leichten Morgenanzuge,

Digitized by Google

welche Tom durch das Fenster trotz ihrer entblöfsten Busen einen Morgengrufs zurufen, da „man es mit diesem unschuldigen Manne nicht so genau zu nehmen brauche“.

Der von Dickens hier erwähnte Zug, bei welchem man unmittelbar an unseren Heiland denkt, dessen Selbstverkleinerung jedoch die Welt erlösen sollte, ist ein Blitzstrahl des dichterischen Genies; während andere Schriftsteller ihre Genialität durch ihren Geist zum Ausdruck bringen, ist es bei unserem Humoristen das Herz, das ihm die Blitzfunken des Genies entlockt.

Ein anderes Beispiel von Selbstaufopferung bildet Mark Tapley, der Hausknecht im „Blauen Drachen“, ein zweiter Hans Ohnesorge, der ein so warmes Herz besitzt, dafs er selbst im Winter ohne Weste mit aufgeknöpftem Rocke Fufstouren unternimmt. „Ein Philosoph, ohne es zu wissen“, sucht er das Unglück, damit in seiner Fröhlichkeit ein gröfseres Verdienst liege, obwohl, wie er Tom Pinch versichert, er dieses Princip nicht auf das Gebiet der Liebe ausdehnen möchte. Der dem germanischen Jüngling so eigene Zug, in die Ferne zu schweifen, obwohl das Gute so nahe liegt, veranlafst auch ihn, seine gut situierte Wirtin, Frau Lupin, ein dralles, munteres Weibchen, von der er sich geliebt weifs, zu verlassen und mit dem Architekten Chuzzlewit junior nach Amerika zu gehen. Sein egoistischer Begleiter, obwohl von allen Mitteln entblöfst, läfst den armen Burschen oft genug fühlen, dafs ein früherer Hausknecht kein Gentleman sein kann. Die Verhandlung mit dem „Eden“ anpreisenden Agenten, wo unser sonst so optimistischer „Sans Souci“ pessimistische Bedenken trägt, von seinem Reisebegleiter jedoch zur Ruhe verwiesen wird, zeigt deutlich die Stellung an, welche der unbezahlte und unbezahlbare Diener als Martins Compagnon in Eden zu erwarten hat. Dafs ein dienender Geist seinem ihn höflich behandelnden, aber armen Herrn umsonst dient, ist in germanischen Ländern, wie in den Litteraturen germanischer Völker ein nicht seltener Zug. Dafs aber ein gutmütiger Bursche im Dienste eines unhöflichen Herrn unentgeltlich ausharrt, ja ihn in das vorher erkannte Elend begleitet, das ist fürwahr ein grofsartiger Zug aufopfernder Menschenliebe. Und hier ist ein zweiter Punkt, in welchem

Digitized by Google

Lessing und Dickens sich begegnen; während der erstere den höchsten Grad der Selbstverleugnung einem die exklusivste Religion bekennenden Juden zuerteilt, läſst Dickens diese hohe Tugend durch einen ungebildeten Hausknecht üben. Doch dürfte Lessing hier vorurteilsfreier verfahren haben wie Dickens; denn Nathan zeigt selbstverleugnende Liebe, „obwohl“ er ein Jude ist, was sein Verdienst noch erhöht, während Tapley nach Dickens' Meinung derselben Aufopferung fahig ist, nicht „obwohl“, sondern „weil“ er ein Hausknecht ist. Der vorurteilsfreie Leser, welcher die Behauptung, die niederen Klassen seien ein Ausbund von Herzensgüte, als Cant bezeichnet, dürfte jedoch das „obwohl“ auch bei unserem Beispiel besser am Platze finden.

Die Witwe Lupin, Mark Tapleys Herrin und spätere Ehefrau, welche, in den Vorurteilen ihrer Nation befangen, Pecksniff als einen Heiligen betrachtet, giebt auch in ihrer Weise Beispiele von Opferfreudigkeit, die sie in dem friedlichen Dorfe, wo der Kampf um die Existenz nicht so hart ist, leichter üben kann, als die in London wohnende und Pecksniff gleichfalls bewundernde Frau Todger, welche trotz der Bemühungen, allen Anforderungen ihrer Gäste gerecht zu werden, und trotz des Pecksniffschen Verweises, für 18 Mark monatlich ihren Selbstrespekt verkauft zu haben, sich auch für das Wohl und Wehe ihrer Gäste interessiert. — In ihrer beschränkten Gutmütigkeit, einer alten Jungfer einen Mann zu verschaffen, wird sie jedoch das Werkzeug zum Ruin eines ihrer Pensionäre (Moddle); nur schade, daſs der am Ende von ernster Satire zur Karikaturenzeichnung übergehende Schriftsteller den anfangs so herrlich gezeichneten, von seiner lustigen Umgebung sich traurig abhebenden Sentimentalen zum Gegenstande des eigenen Spottes macht und so das vielversprechende Bild durch mutwillige Pinselstriche verdirbt. Diese mutwillige Verunstaltung einer Figur von seiten eines Humoristen scheint der Grund gewesen zu sein, daſs Taine unseren Moddle für wahnsinnig erklärt; jeder aufmerksame Leser dürfte jedoch mit Forster ausrufen: „Moddle wahnsinnig!“ Nach dieser originellen Widerlegung vergiſst es jedoch der englische Biograph, die vom Schiffe aus an Caritas gerichtete sentimentale Abschiedsepistel Moddles als Beleg dafür

Digitized by Google

anzuführen, dafs der flüchtig gewordene Bräutigam über seine gesunden Sinne noch verfügt.

Der alte Martin Chuzzlewit ist der Hauptpfeiler und Mittelpunkt der Konstruktion des Romanes. Es ist ein solid gebauter, schöner Greis von cholerischem Temperament, welches sich aber schon mit dem Phlegma des Greises verbindet. Diese glückliche Temperamentsmischung ist der Grund, dafs er im Gegensatz zu Pickwick und Nicholas Nickleby, welche selten Herren der Situation sind, nicht in, sondern über der Situation steht. Sparsam, ohne geizig zu sein, macht es sich der reiche Erblasser zur Pflicht, für sein unermefsliches Vermögen einen würdigen und selbstlosen Erben zu finden, welchen Gold nicht korrumpieren kann. Stetig umlagert von sämtlichen Gliedern seiner habsüchtigen, egoistischen, weitverzweigten Familie, die ihn wie eine Horde Raubtiere umgeben, um nach seinem Tode sich auf die Beute zu stürzen, hat der Greis bei seinem ersten Erscheinen im Roman etwas Gedrücktes. Obwohl er noch mit einer Art überlegener Ironie die habsüchtige Gesellschaft behandelt und im „Blauen Drachen“ mit ihnen nur durch das Schlüsselloch verhandeln will, so merkt man doch an dem gegen Frau Lupin, als auch gegen Marie Graham bei Gelegenheit einer Testamentsabfassung gezeigten Benehmen, dafs der edle Greis bereits mifstrauisch und bitter geworden ist und sich auf der Flucht vor der Menschheit befindet. Indem wir an Lessings „Klosterbruder“ (im Nathan) dieselbe Wahrnehmung machen, begegnen wir somit einem dritten Berührungspunkte des englischen und des deutschen Dichters.

Die wachsende Misanthropie des edlen Greises hat aber die aus dem cholerisch phlegmatischen Temperament resultierenden Eigenschaften der Besonnenheit und der Energie nicht aufgezehrt, welche einen alternden, jedoch noch nicht kindischen Greis so recht zum Herrn der Welt machen. Der alte Chuzzlewit beschliefst, seine Familie zu studieren, zu prüfen und wenn möglich einige Glieder aus der zunehmenden Korruption zu erretten. Die Kirchhofsscene, wo er Mercy Pecksniff vor einer unüberlegten Heirat mit ernsten, eindringlichen und fast poetischen Worten warnt, zeigt ihn als einen klugen, erfahrenen, beredten Weltmann, der durch geschickte Redewendungen die

Digitized by Google

Aufmerksamkeit der naiv ausweichenden, oberflächlichen Jungfrau auf die Wichtigkeit ihres Schrittes zu richten sucht. Der greise Seher ist jedoch selbst nicht frei von dem Erbübel seiner Familie. Aufser Egoismus und Mifstrauen hat er mit ihnen auch die Verstellungskunst gemein, die ihm jedoch bei der Sondierung Pecksniffs trefflich zu statten kommt, bei welcher Gelegenheit der reiche Erblasser oft die den ganz phlegmatischen Greisen eigene Schwerfälligkeit des Geistes heuchelt. Die Scenen, wo er mit Jonas zusammentrifft, sind von dem höchsten Interesse; denn die Gespanntheit der beiden hat in dem Umstande ihren Grund, dafs sich der Retter und die Gottesgeifsel einer Familie einander entgegenstehen. Und dieser herrliche von Menschenliebe wärmer werdende Kern, den eine rauhe Schale der selbstsüchtigen Misanthropie und des Mifstrauens zu ersticken drohte, macht allmählich die dicke Kruste schmelzen, und in dem Bestreben, andere zu prüfen und zu läutern, erfährt unser Greis an sich selbst denselben Läuterungsprozefs. Der heftige, eigensinnige Mann, der sich behufs der Entlarvung Pecksniffs Monate hindurch selbst bezwingen mufs, und welcher endlich seinem eigensinnigen Enkel verzeiht, hat in dem im Romane behandelten Zeitraum gelernt, den schönsten Sieg zu erfechten, nämlich den, sich selbst zu bezwingen. Wenn Mercy Pecksniff und Martin Chuzzlewit junior andere Menschen geworden sind, so haben sie es mehr ihrer Jugend und der Schule des Lebens zu danken; jedoch der starre, energische Greis, welcher nicht in, sondern über der Situation steht, welcher die Verhältnisse selbst gestaltet und nur schwerer in denselben umgestaltet werden konnte, übt die gröfste Selbstverleugnung, wenn er über sich selbst zu triumphieren vermochte. Während also die Selbstverleugnung eines Tom Pinch und des Klosterbruders an Selbstverkleinerung streift, die Selbstverleugnung eines Mark Tapley und eines Saladin in einer instinktiven Gutmütigkeit ihren Grund findet, erscheint die Selbstverleugnung eines Martin Chuzzlewit und eines Nathan als das Resultat eines Kampfes, welches das ganze Willensvermögen eines Cholerikers herausfordert. In diesem Sinne ist unser Titelheld ein zweiter Achilles, der über sich einen ähnlichen Sieg davontrug, und dieses Werk findet also nicht, was Jean Paul von allen Romanen

Digitized by Google

behauptet, in der Odyssee seinen Urroman, wo die Subjektivität des Helden über die Objektivität der Welt triumphiert, sondern er gehört der durch die Iliade angedeuteten höheren Gattung an, wo der Held diesen Sieg der Objektivität über die Subjektivität an sich selbst erfährt. In diesem Sinne nur konnte ein geistreicher Ästhetiker das Christentum das schönste Epos nennen, in welchem der Erlöser als epischer Held am Kreuze einen Sieg des Geistes über das Fleisch errang.

Was die schon mehrfach erwähnte umfangreiche Episode betrifft, so gehört sie allerdings insofern zu dem Ganzen, als sie den Charakter von Mark Tapley und ganz besonders den von Martin Chuzzlewit junior weiterspinnt; im grofsen ganzen drängt sich jedoch an derselben die Tendenz, die Prahlerei (Great Eaglism) in den Vereinigten Staaten zum Gegenstande der Satire zu machen, zu sehr in den Vordergrund. Dafs sich hier des Schriftstellers grotesker Humor mehr mit der ganzen Nation als mit dem Individuum beschäftigt, geht beispielsweise daraus hervor, dafs er bei Gelegenheit mehrerer Figuren nacheinander das häufige Extemporieren erwähnt. Wenn wir auch mit Sala die amerikanische Episode nur als „eine einseitige Satire“ gegen die Staaten ansehen, so dürfte doch die Detailausführung zuweilen ganz glücklich kleine Eigentümlichkeiten des englischen Amerikaners schildern. „Sind meine Hände schmutzig?“ fragt der rasch aus der gewöhnlichen Redeweise zum Bilde übergehende Agent, der Eden anpreist; ein einfacher Privatlehrer in New York wird zum „Professor mit ungewöhnlichen Fähigkeiten“; eine Hütte führt den Namen: „Die untergehende Sonne“, und ein ungesunder Sumpf wird zum Garten „Eden“.

Das Werk ist reich an sich auflösenden Kontrasten, was wir schon bei Gelegenheit des selbstsüchtigen Anthony Chuzzlewit bemerkten, der sich an der Seite des ihm ergebenen Chuffey milder ausnimmt. Was aber diese Kontraste noch wirksamer macht, liegt in der Verschiedenheit der Temperamente der sich gegenüberstehenden Figuren. Mag also Pecksniff zu Taines Bedauern eines Temperaments bar sein, als Entschädigung hat der Dichter bei den ihm zur Seite und gegenüberstehenden Personen das Temperament zwar mit wenigen,

Digitized by Google

doch mit kräftigen Rotstiftlinien angedeutet. Während Chuffey das Phlegma des kindischen Greises besitzt, ist der ein wenig zur Misanthropie neigende Titelheld cholerisch-phlegmatisch, und Anthony, sein Bruder, steht in der Mitte der beiden Alten. — Der sentimentale, zu tief angelegte Moddle findet in einem an der Oberfläche haftenden, naiven Mädchen (Mercy) sein Ideal. Der Schmelz der Übergänge wird nicht nur in den Kontrasten der Selbstsucht und der Selbstlosigkeit bemerkbar, sondern auch in der gut nüancierten Farbengebung einheimischer Typen. Während die Mifsgeburt Pecksniff am äufsersten Rande des heimatlichen Bildes steht, befinden sich John Westlock und der gentlemännische Egoist Martin Chuzzlewit junior im Vordergrunde, und Frau Gamp vollendet das Gemälde. Diese Feinheit der Lokalfarben wird bei dem köstlichen Helldunkel noch wirksamer und der düstere Hintergrund des Gemäldes dürfte sich selbst für psychologische Studien eignen.

In keinem Werke hat Dickens so viel Geist entwickelt als bei der Abfassung dieses Romanes. Ein Schriftsteller, welcher ihm verwandte Figuren wie Pickwick und Nicholas Nickleby mit Leichtigkeit darstellen konnte, mufste gewaltig aus sich herausgehen, um einen Martin Chuzzlewit junior zu zeichnen, der trotz seines Egoismus der Sympathie des Lesers gewifs ist. Indem sich Dickens in diesem Werke zu der Höhe Lessings erhebt, zeigt sich der letztere von jenem nur daduch verschieden, dafs der deutsche Mann der Wissenschaft, des Moralisierens unkundig, an dem Menschen das Laster der Selbstsucht mit secierendem Messer blofslegt, während der englische Humorist diese nicht nur schildert, sondern auch deren zwei Hauptträger bestraft, indem er den Gentleman Pecksniff komisch vernichtet und den in unserer Anschauung bereits vernichteten Jonas Chuzzlewit einem schrecklichen Ende zuführt.

Sollte aber wirklich, was Taine zu behaupten scheint, Pecksniff, der englische Heuchler, neben Molières Tartuffe blafs erscheinen, so wird man doch in dem Umstande eine Entschädigung erblicken, dafs Dickens uns eine aus drei Personen bestehende und gut nüancierte heuchlerische Gruppe vor Augen führt. Während in Molières Charakterkomödie die gewaltige Figur des Tartuffe einzig den Vordergrund beherrscht und wir

Digitized by Google

im Hintergrunde nur eine bestürzte Familie sehen, deren Furcht erst am Schlusse durch den mysteriösen Spruch eines Königs verschwindet, hat der englische Dichter seinem Heuchler einen Mark Tapley und einen Tom Pinch zur Seite gegeben, damit der Leser „nicht an der Menschheit verzage“. Während der königliche Urteilsspruch bei Molière nur ein beruhigendes Moment bildet, fühlt sich der Bewunderer des menschenfreundlichen Hausknechtes und des mifsgestalteten Philanthropisten Pinch mit der Weltordnung versöhnt. Der so aus dem Wirrsal befreite Blick, welcher vom Anfange des Werkes an einen umfassenden Horizont überblickte, erfreut sich am Schlusse der herrlichsten Perspektive.

Was die Naturscenerie in diesem Romane betrifft, so scheint das friedliche Dorf zuweilen vom Pecksniffschen Gifthauche wie angesteckt und läfst oft viel zu wünschen übrig. Von der bei Taine citierten Schilderung der Abfahrt des Omnibusses, welcher Tom Pinch nach London bringen soll, behauptet Forster mit Recht, sie gehöre nicht zu den gelungensten Produktionen unseres Schriftstellers. Das düstere Gemälde erfordert natürlich einen düsteren Hintergrund, und die prachtvolle Schrecklichkeit der Gewitternacht, in welcher Jonas und Tigg Montague ihre früher erwähnte Reise antreten, kennzeichnet aufs trefflichste den Charakter der Naturschilderung in diesem Werke. Tom Pinchs Reise nach Salisbury, behufs Abholung des jungen Architekten, zerstreut ein wenig den Nebel der düsteren Winterlandschaft.

Dafs Dickens aus der ernsten, feinen Satire am Schlusse in den phantastisch-grotesken Humor verfällt, habe ich schon erwähnt. Was den Anfang und die Mitte dieses Werkes betrifft, so mag Forster also wohl recht haben, Taines Behauptung, Boz würde zu ärgerlich über die Laster der Menschheit, mit einem Hinweis auf Pecksniff zu widerlegen. Dickens, dieser anfangs so feine Satiriker, fällt jedoch gewaltig aus seiner Rolle, wenn er uns am Schlusse berichtet, Pecksniff (ein Gentleman!) sei durch einen Stockhieb zu Boden geschlagen worden, hätte eine geraume Zeit hindurch in sitzender Position verharrt und hätte in dieser kläglichen Stellung mit weinerlichem Tone seine Verteidigung geführt!

Digitized by Google

Der Stil läfst nichts zu wünschen übrig und der Dialog weifst die gröfsten Gegensätze auf. Die harmonischen Phrasen eines Pecksniff und der weitschweifige, schleppende Stil des schwerfällig, aber viel sprechenden Tom Pinch erfahren eine wirkungsvolle Abwechselung durch die um eine kurze Entgegnung nie verlegene Mercy, oder durch die ernsten, aber wohl berechneten Worte des greisen Romanhelden, der, dank seiner Überlegenheit, hier endlich einmal diesen Titel wirklich verdient.

Die Komposition ist spannend, und im Gegensatz zu den früheren Romanen erfordert dieses Werk eine höhere, gebildetere und reifere Klasse von Lesern, um die darin enthaltenen Schönheiten recht zu würdigen.

Chemnitz. A. Ball.

Digitized by Google

Über Form und Sprache
der Gedichte Thibauts IV. von Champagne.

Bevor wir auf die Form und Sprache der Gedichte des bedeutendsten unter den altfranzösischen Liederdichtern eingehen, wird es nötig sein, in kurzen Zügen das, was sich über sein Leben, seine Stellung in der Geschichte und über sein vielbesprochenes Verhältnis zur Königin Blanca, der Mutter des heiligen Ludwig, hat in Erfahrung bringen lassen, zusammenzustellen. Als Quellen sind benutzt worden: Histoire des Comtes de Champagne, Paris 1753, t. II. — Histoire de S. Louis, divisée en XV livres, par Filleau de la Chaize, Paris 1688, t. I u. II. — Histoire de France p. M. l'Abbé de Choisy, t. I. — Joinville, Histoire de St. Louis, suivie du Credo et de la lettre à Louis X, publ. par Natalis de Wailly, Paris 1868. — Phil. Mouskes, Chronique rimée, publ. p. le Baron de Reiffenberg, t. II. — Matthæi Parisii Opera ed. p. Wats, London 1640. — La Ravallière, Poésies du roi de Navarre t. II. — Paulin Paris, Romancero français.

Thibaut IV., Graf von Champagne und von Brie, König von Navarra, war der Sohn jenes Thibaut von Champagne, der zusammen mit dem Grafen Ludwig von Blois und von Chartres auf einem Turnier zur Adventzeit im Jahre 1199 mit einem Kreuz geziert erschien und zum Kreuzzuge aufforderte, zu dessen Anführer er gewählt wurde,[1] durch eine schwere Krankheit jedoch an der Teilnahme verhindert, am 25. Mai 1201[2] in der Blüte seiner Jahre starb. Kurze Zeit nach seinem Tode, im Anfang desselben Jahres, gab seine Gattin, Blanca

[1] Phil. Mouskes II, 20446.
[2] Nach Reiffenberg, Anm. zu Phil. Mouskes II, 20446 am 24. Mai 1200.

Digitized by Google

von Navarra, Tochter Sanchos des Weisen, einem Knaben das Leben. Dies ist unser Thibaut, auch der *Nachgeborene*, *le Posthume*, genannt.

Aus seiner Jugendzeit ist uns sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, daſs seine Mutter im Jahre 1209 im Monat August mit dem König Philipp August von Frankreich einen Vertrag abschloſs, wonach der König den jungen Grafen Thibaut, ihren Sohn, an seinen Hof zu nehmen versprach, wenn sie sich verpflichtete, 15 000 Pariser Pfund in sechs Terminen zu bezahlen.[3] Während seiner Minderjährigkeit führte die willensstarke Mutter die Zügel der Regierung. Um das Jahr 1221 trat der junge Graf selbst die Regierung an, nachdem er sich mit der Schwester des Königs von Schottland verlobt hatte. Ein Jahr darauf aber vermählte er sich mit der Witwe Theobalds, Herzogs von Lothringen, Metz und Habsburg, Gertrude; nach wenigen Wochen jedoch löste er diese Verbindung wieder auf unter dem Vorwande der zu nahen Verwandtschaft und der Unfruchtbarkeit Gertrudens. Darauf verband er sich mit Agnes von Beaujeu, Tochter Guiscards IV. von Montpensier, mit welcher er eine Tochter Blanca hatte, die er 1235 mit dem Erben der Bretagne, Jean de Dreux vermählte.[4] Im Jahre 1230 oder 1231 starb Agnes.[5] Thibaut heiratete in demselben Jahre, nachdem er auf Veranlassung des Königs auf die Hand der schönen Jolanta, Tochter des Grafen der Bretagne Peter Mauclerc hatte verzichten müssen, die Tochter Archambauds VIII. von Bourbon, Margarete, aus welcher Ehe sechs Kinder entsprossen. Thibaut starb zu Pampeluna am 8. oder 10. Juli 1253. Sein Körper wurde beigesetzt in der Kathedrale zu Pampeluna und sein Herz in das Franziskanerinnenkloster zu Provins gebracht, welches er gegründet hatte.[6]

Das geschichtliche Auftreten Thibauts fällt in die Zeit der Kämpfe Ludwigs VIII. mit den Engländern 1224. Er war im Gefolge des Königs auf dessen Zuge gegen die Gascogne und verrichtete an seiner

---

[3] Hist. d. C. de Ch. t. II, p. 4.

[4] Nach Filleau de la Chaize I, p. 167 im Jahre 1236.

[5] Hist. de France par l'abbé De Choisy, Paris 1750, t. I, p. 32 wird 1230 als Todesjahr angegeben, dagegen Hist. de St. Louis p. Filleau de la Chaize I, p. 116 das Jahr 1231. — Joinville (p. Natalis de Wailly p. 29) sagt über das Todesjahr nichts. — La Ravallière (I, p. 46) behauptet, 1231 oder 1232 sei Thibaut noch mit Agnes verheiratet gewesen: dann hätte aber Pierre Mauclerc, Graf v. Bretagne, ihm 1230 (nach De Choisy p. 32) oder 1231 (nach Filleau de la Chaize p. 116) nicht die Hand seiner Tochter Jolante anbieten können.

[6] Hist. des C. de Ch. II, p. 89.

Digitized by Google

Seite gegen die Engländer bei der Belagerung von La Rochelle die ersten Waffenthaten. Darauf begleitete er ihn auf dem Kreuzzuge gegen die Albigenser und wohnte anfangs der Belagerung von Avignon 1225 bei. Er scheint jedoch dem König nur widerwillig gefolgt zu sein, denn nach Verlauf von vierzehn Tagen verliefs er plötzlich das Heer. Über die Beweggründe zu diesem plötzlichen Aufbruch stehen sich zwei Berichte gegenüber, der des Ph. Mouskes und der des Matthæus Parisius.

Ph. Mouskes erzählt uns, Thibaut habe, da er durch die Bande des Blutes und der Freundschaft mit dem Grafen von Toulouse verbunden gewesen sei, und da er es mit den Grofsen des Südens nicht habe verderben wollen, unter der Hand die Einwohner Avignons begünstigt. Als der König ihm sein verdächtiges Benehmen vorgeworfen habe, sei er davongegangen.[7]

Nach *Matthæus Parisius* waren die Beweggründe ganz anderer Art. Er erzählt,[8] Ludwig habe sich wegen einer unter den Belagerern schrecklich wütenden Pest nach einer nahe gelegenen *Abtei*, genannt Muntpansier, begeben, um dort das Ende der Belagerung abzuwarten. Dorthin sei auch *Heinrich*, Graf von Champagne, gekommen und habe, da er schon während vierzehn Tage der Belagerung beigewohnt, „de consuetudine Gallicana“ um die Erlaubnis gebeten, in sein Land zurückkehren zu dürfen. Auf die Weigerung des Königs habe der Graf geantwortet, da seine vierzehn Tage, die er zu leisten habe, abgelaufen seien, so halte er sich nicht länger für verpflichtet zu bleiben. Darüber von Zorn entbrannt habe der König sich heilig verschworen, er würde, wenn er sich so entferne, seinerseits sein Land mit Feuer und Schwert verwüsten. „Tunc Comes,“ fährt Matthæus fort, „ut fama refert, procuravit Regi venenum propinari, ob amorem Reginæ ejus, quam carnaliter illicite adamavit: unde libidinis impulsu stimulatus, moras ulterius nectere non volebat. Comite igitur taliter recedente infirmabatur Rex usque ad desperationem; et pervagante ad vitalia veneno, perducitur ad extrema. Licet alii asserant, ipsum non veneno, sed morbo dysenterio expirasse.“

Zu diesem Bericht ist zu bemerken: Erstlich, dafs er nach dem Geständnis des Autors selbst nicht auf sicheren Quellen beruht, denn

---

7 Ph. M. II, p. 515, V. 26173—26218.
8 Matthæi P. Op. p. 334.

Digitized by Google

er sagt „ut fama refert"; zweitens finden sich einige offenbare Irrtümlichkeiten darin, denn es hat keine Abtei Montpensier, wohl aber ein Schlofs dieses Namens gegeben, und der Graf von Champagne in der Begleitung Ludwigs VIII. hiefs nicht Heinrich, sondern Theobald. Endlich ist zu berücksichtigen, dafs nach dem Urteil neuerer Forscher jener Benediktinermönch Matthæus Parisius überhaupt kein glaubwürdiger Zeuge ist. Wir finden bei Weber, Allg. Weltgesch. II, p. 514 folgende Charakteristik von ihm: „M. P., Benediktinermönch von St. Gallen († um 1259), hatte durch seine nahe Beziehung zu König Heinrich III., zu Hakon von Norwegen und anderen hochgestellten Persönlichkeiten treffliche Nachrichten über die Zeitereignisse und ward mit wichtigen Aktenstücken versehen .... Die Glaubwürdigkeit seines Geschichtswerkes ist neuerdings viel in Zweifel gezogen worden. Pauli fällt in seiner Geschichte von England folgendes Urteil darüber: Unsere Ansicht über diese drei Mönche (das Werk zerfällt nach den neuesten kritischen Forschungen in drei Teile, die von den drei Mönchen Roger von Wendover, M. Paris und Wilh. Rischanger bearbeitet sind, die in Stil und Auffassung einander sehr nahe stehen) ist, dafs sie nur als unlautere Zeugen der Wahrheit betrachtet werden dürfen, denen allerdings eine gewisse feine Bildung und Ausdrucksweise nicht abgeht, die aber mit den Augen ihres alten, in Genufssucht versunkenen Ordens, besonders im Vergleich zu den Cisterciensern, Dominikanern und Franziskanern, die Ereignisse in trübem Licht erblickten und denen es wenig um strenge Wahrheit zu thun war. Ihre Bedeutung dagegen und grofse Anziehungskraft liegt in dem vorherrschenden Sinn für Anekdote, für antiquarische und seltsame Dinge aller Art, beim Matthæus namentlich oft in der unglaublich beschränkten Wut, mit der er sich über Sachen und Persönlichkeiten ausspricht." Nun berichtet uns Ph. Mouskes zwar auch, dafs man wirklich glaubte, der König sei vergiftet worden:

Si quida-on par vérité
C'on l'euist là envenimé;

er fügt aber noch hinzu:

Et les autres barons de l'ost,
Qui mort i estoient si tost.[9]

Danach scheint die Sache einfach so zu liegen, dafs die grofse Sterblichkeit unter den Belagerern einer von den Ketzern ausgegangenen

---

[9] p. 553, v. 27277 ff.; vgl. p. 619, v. 29190 ff.

Digitized by Google

Massenvergiftung zugeschrieben wurde, ein Glaube, der bekanntlich auch sonst vorkommt, und zwar gerade zu Zeiten, wo um des Glaubens willen gekämpft wird. Wir können unseren Dichter also von jenem furchtbaren Verbrechen des Giftmordes, begangen an seinem Lehnsherrn, Wohlthäter und Verwandten, freisprechen: Ludwig starb am 8. November 1226, zwei Monate nach der Eroberung von Avignon, zu Montpensier, einem Schlosse in der Auvergne, und zwar eines *natürlichen* Todes.

Dafs Thibaut sich von dem Verbrechen des Giftmordes frei wufste, scheint auch daraus hervorzugehen, dafs er entschlossen war, der schon vierzehn Tage nach dem Tode des Königs zu Reims stattfindenden Krönung des jungen Ludwig beizuwohnen. Sein angeblicher Verrat vor Avignon hatte aber bei hoch und niedrig so böses Blut gemacht, dafs es gefährlich für ihn war, dorthin zu gehen, wie sich dies deutlich in der schmachvollen Vertreibung seiner vorausgeschickten Quartiermacher zeigte.[10] So blieb denn Thibaut der Krönung grollend fern und schlofs sich den Feinden der Krone an, von denen ein so mächtiger Bundesgenosse mit Freuden begrüfst wurde. Er erhob nun alsbald lauten Einspruch gegen die Regentschaft der Königin-Mutter, eine Regentschaft, die um so befremdlicher erschien, als eine Frau deren Trägerin war, und um so unwillkommener, als diese Frau sich durch besondere Klugheit und Willenskraft auszeichnete, wodurch die Aussichten der Grofsen, ihre unter Ludwig Philipp verlorene Unabhängigkeit wiederzugewinnen, immer mehr schwanden. Rasch entschlossen fiel die Königin denn auch in das Gebiet des Grafen von Champagne ein und brachte ihn zum Gehorsam zurück. Er erlangte Verzeihung, bewirkte sogar den Frieden zwischen den streitenden Parteien und widmete sich der königlichen Sache mit einem solchen Eifer, dafs er nicht anstand, die geheimsten Pläne der verbündeten Grofsen zu enthüllen. Ein Versuch derselben, ihn wieder auf ihre Seite zu bringen, indem der Graf von Bretagne, Pierre Mauclerc, ihm die Hand seiner schönen Tochter Jolanta anbieten liefs, wurde trotz der Geneigtheit des ehrgeizigen und wankelmütigen Thibaut dadurch vereitelt, dafs der junge König seine Einwilligung verweigerte.[11] Jetzt aber liefsen die durch den Gesinnungswechsel und Abfall des Grafen von Champagne auf-

[10] Mouskes p. 553, v. 27277 ff.
[11] Joinville, Hist. de St. Louis p. 29: „car le comte de Bretaigne ot pis fait au roi que nul home qui vive."

Digitized by Google

gebrachten Barone diesen ihre Rache fühlen in Wort und That. Der Anführer der Liga, Philipp von Boulogne, erliefs eine Kundgebung, worin Thibaut der Vergiftung Ludwigs VIII. und des Verrats bei der Belagerung von Avignon beschuldigt wurde[12] und ihm sogar vertrauliche Beziehungen zur Königin Blanca schuldgegeben wurden. Dafür nun sollte er bestraft werden. Alsdann forderte man die Königin von Cypern, Alix, auf, als Tochter Heinrichs II., Titularkönigs von Jerusalem, der bei seinem Aufbruch zum Kreuzzug die Champagne und Brie an seinen Bruder, Thibauts Vater, abgetreten hatte, ihre Ansprüche auf diese Grafschaften wiederum geltend zu machen, wie es schon früher während der Minderjährigkeit Thibauts geschehen war. Sie zögerte auch nicht, dieser Aufforderung nachzukommen, und alsbald fiel man in diese Grafschaften ein unter dem Vorwande, Alix zu ihrem Rechte zu verhelfen. Nach einer barbarischen Verwüstung dieser Landschaften mufste man, durch die thatkräftige Einmischung des Königs gezwungen, sich zurückziehen. Alix verzichtete später (1234) auf ihre Ansprüche gegen eine vom Könige gezahlte Entschädigungssumme, für deren Zahlung Thibaut die Grafschaften Blois, Chartres, Sanscerre und die Vicegrafschaft Chateaudun abtreten mufste.[13]

Im Jahre 1234 (nach Phil. Mouskes 1235) wurde Thibaut durch den Tod seines Oheims mütterlicher Seite, Sanchos des Starken, König von Navarra. Aber er sollte sich von Anfang an keines ruhigen Besitzes der königlichen Krone erfreuen. Sancho hatte zwar anfangs das Königreich für ihn bestimmt, hatte aber, bewogen durch das ängstliche Bemühen seines Neffen, sich die Erbschaft zu sichern, kurze Zeit darauf seinen Entschlufs zu gunsten des jungen Königs von Aragonien geändert und mit diesem einen höchst sonderbaren Vertrag gegenseitiger Adoption geschlossen.[14] Der König von Aragonien verfehlte nicht, seine Rechte geltend zu machen, aber seine Bemühungen wurden bald gehemmt durch die Entscheidung des Papstes Gregor IX., welcher in diesen Streitigkeiten zu seinem Verdrufs eine fortwährende Verzögerung des gelobten Kreuzzuges erblickte. Thibaut wurde denn auch

---

[12] Phil. M. p. 576, v. 27953.

[13] Hist. des Comtes de Ch. II, p. 59 ff. — Ph. Mouskes p. 582.

[14] H. des C. de Ch. II, p. 60: „Sanche fit venir à Tudele le jeune roi d'Aragon qui avait déjà un fils, et par un traité aussi ridicule que contraire aux Loix Divines et humaines, ils s'adopterent mutuellement et se constituerent héritiers l'un de l'autre.“ — Zu vergl. Hist. de St. Louis p. Filleau de la Chaize p. 141.

Digitized by Google

allgemein von seinen neuen Unterthanen als König begrüfst und widmete sich mit Ernst den königlichen Pflichten. Vor allem liefs er sich die Bebauung des Bodens in seinem Königreiche, welches noch zu einem grofsen Teile unbebaut war, angelegen sein; dann strebte er danach, die dem Könige verpfändeten Länder wiederzuerlangen. Da der König sich auf nichts einlassen wollte, so suchte Thibaut wieder die Annäherung an die Reichsfeinde und bot nun seinerseits dem Erben der Bretagne, Johann de Dreux, die Hand seiner einzigen Tochter Blanca an (1236),[15] obgleich er sie schon dem jungen Alphonse, Sohne Ferdinands von Castilien, zugesagt und aufserdem versprochen hatte, seine Tochter ohne die Einwilligung des Königs keinem Baron zu verheiraten. Diese doppelte Wortbrüchigkeit erregte natürlich den gröfsten Unwillen des Königs und besonders auch seines Bruders, des Grafen Robert von Artois. Ludwig forderte jetzt die vollständige Auslieferung der verpfändeten Länder, brach in die Champagne ein trotz des päpstlichen Einspruchs, und Thibaut mufste durch erneuten feierlichen Verzicht auf seine vier Grafschaften und durch Auslieferung dreier Plätze den Frieden erkaufen und noch versprechen, seinen Kreuzzug zu unternehmen und sieben Jahre aufserhalb der Champagne zuzubringen. Aufserdem aber trug ihm seine Wortbrüchigkeit von seiten der Königin Blanca bittere Vorwürfe und von seiten des Grafen von Artois unerhörte Beschimpfungen ein,[16] welche allerdings von der Erbitterung zeugen, die gegen Thibaut herrschte. Doch wurde er durch die Vermittelung der Königin-Mutter bald wieder in Gnaden aufgenommen. Er entschlofs sich darauf 1236, seinen Kreuzzug zu unternehmen, verliefs sein Land aber nicht, ohne einem höchst beklagenswerten und schmachvollen Schauspiele, welches zu verhindern in seiner Macht stand, beigewohnt zu haben. Nämlich am 3. Mai des Jahres 1238 wurden auf dem Mont-Aimé nahe bei Vertu in der Champagne 187 Albigenser verbrannt, und der König von Navarra „n'i mit deffense ne

[15] Phil. Mouskes p. 616, v. 29 122 ff. — Hist. de France t. I, p. 51 ff — Hist. de St. Louis p. de la Chaize t. I, p. 167 ff.

[16] Nach Phil. Mouskes 29 160 ff. liefs der Graf von Artois ihn mit Lumpen bewerfen und seinem Pferde den Schwanz abschneiden. — Ein anderer Chronist (vielleicht Chronique de Reims nach P. Paris, Rom. fr. p 148) erzählt, Robert v. Artois habe ihm beim Eintritt in den Saal einen alten Käse ins Gesicht werfen lassen. — Die Übelthäter sollten zwar gehängt werden, doch geschah es nicht, weil der Graf von Artois sich als der Urheber bekannte.

Digitized by Google

bare“, sagt Phil. Mouskes.[17] Im Monat August 1239 endlich schiffte sich Thibaut an der Spitze eines Teiles derer, die sonst noch 1236 das Kreuz genommen hatten, in Marseille ein und landete in Ptolemais. Anfangs von Erfolg begleitet, scheiterte der Zug an der Zuchtlosigkeit, Zwietracht und Habsucht der Kreuzfahrer. Thibaut kehrte 1240 zurück und bemühte sich von jetzt an, seine Länder friedlich, gerecht und milde zu regieren bis an sein Ende 1253.[18]

Aus der bisherigen geschichtlichen Darstellung werden wir uns mit Leichtigkeit ein Bild von dem Charakter unseres Dichters machen können. Von vornherein, schon bei seiner ersten Verlobung und dann in seinen verschiedenen Heiraten, am meisten aber in seinem Benehmen gegen den König und die Vasallen, tritt uns eine grofse Wankelmütigkeit entgegen. Er, der mächtigste unter den Feudalherren der Krone, sowohl seiner Abstammung nach als auch durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu allen grofsen regierenden Häusern und durch die Ausdehnung seiner Besitzungen, schien wie kein anderer dazu berufen, eine grofse Rolle zu spielen. Aber sein unbeständiger und schwankender Sinn mufste diese grofsen Erwartungen zunichte machen. Zwar wird uns berichtet, dafs er hin und wieder als ein Mann betrachtet wurde, mit dem man rechnen mufste. So wird er in der Angelegenheit eines flandrischen Barons Jean de Cisoing als Schiedsrichter ernannt;[19] bei den Friedensverhandlungen mit Raimund von Toulouse 1229 zu Meaux und zu Paris war er ebenfalls Schiedsrichter;[20] doch was ist dies gegen die schmachvollen Erniedrigungen und Verleumdungen, die ihm lediglich sein zweideutiges Benehmen einbrachte. Der König von Navarra war nicht allein ein „Bastard“, sondern auch ein „Feigling“, ein „Verräter“, ein „Meuchelmörder“, ein „ehrloser Ritter“.[21] Er giebt in beredten Worten seinen Abscheu gegen den Albigenserzug kund,[22] und doch duldet er es, dafs eine grofse Anzahl jener armen Ketzer auf seinem Gebiete den Feuertod erleiden, nur um sich den Anschein eines eifrigen und getreuen Knechtes der Kirche zu geben!

---

[17] p. 666, 30532.
[18] Hist. des C. de Champ. II, 89.
[19] Ph. M. p. 657, v. 30280.
[20] Hist. de St. Louis p. Filleau de la Ch. t. I, p. 75 u. 80. — Hist. de France t. I, p. 28.
[21] Vgl. das zweite Spottlied von Hues la Ferté bei P. Paris, Rom fr. p. 186.
[22] Chanson 65.

Digitized by Google

Trotz alledem wird Thibaut ein „guter und tapferer Ritter“ genannt,[23] ein „guter König“,[24] auch hat man ihm den Beinamen des „Guten“ beigelegt, ob aber alles mit Recht, ist fraglich. Der anonyme Verfasser der Geschichte der Grafen von Champagne weifs zwar mancherlei von der Grofsmut und Frömmigkeit Thibauts zu berichten und zählt eine Menge frommer Werke desselben auf; andererseits aber berichtet er auch von willkürlicher Beschlagnahme von Kirchengütern und Verletzungen kirchlicher Rechte und Freiheiten, welchen Widerspruch er allerdings durch die Bemerkung zu erklären sucht, dafs man die Frömmigkeit der Grofsen nicht immer begreifen könne.[25]

Die Ursache dieses dem Thibaut mit Recht vorgeworfenen Wankelmutes ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, dafs er durch den frühzeitigen Tod seines Vaters des väterlichen Ansehens entbehren mufste. Um so schroffer noch mufste diese charakterlose Unbeständigkeit hervortreten, als sich Thibaut durch eine thörichte Leidenschaft zu der Königin Blanca, Mutter des heil. Ludwig, verblenden liefs. Zwar hat La Ravallière zu beweisen versucht, dafs Thibaut seine Lieder nicht an Blanca gerichtet habe, was daraus hervorgehen soll, dafs der Dichter ihrer in keinem derselben erwähnt. Doch mufs man den Beweis als mifslungen ansehen, wenn man die allgemein bekannte Thatsache beachtet, dafs die Dichter jener Zeit ihre Angebetete nie mit deren wirklichem Namen bezeichneten. Wir finden deshalb ebensowohl bei den nordfranzösischen Liederdichtern als bei den südfranzösischen Troubadours und unseren Minnesängern als Bezeichnung für die besungene Frau nur Ausdrücke der Verehrung und der Liebe, wie „Dame, Douce Dame, Belle u. s. w.; Donna, Bella Donna u. s. w.; Frouwe, Herze liep, Süeze, Schœne, Reine u. s. w.“ Aus diesen allgemeinen Benennungen läfst sich nichts beweisen; man wird sich also lediglich auf die Zeugnisse der Geschichtschreiber und der zeitgenössischen Dichter verlassen müssen, als da sind Phil. Mouskes, die Chroniken von St. Denis, die Chronik von St. Magliore und von Reims, auf Hue la Ferté u. a., die alle darin übereinstimmen, dafs Thibaut wirklich in die Königin Blanca verliebt gewesen ist und dafs sie es ist, an die er die meisten seiner Lieder richtet.[26]

---

[23] Brantôme. Discours 2° „Dames galantes“, œuvres ed. de Foucault VII, 229.

[24] Chanson 53.

[25] p. 58 ff.; vgl. Hist. de St. Louis t. II, p. 172.

[26] Vgl. das Genauere hierüber bei P. Paris, Rom. fr. p. 167—181.

Digitized by Google

Mag diese Liebe auch noch so thöricht sein, so ist sie doch die Quelle seines Ruhmes geworden, denn wir verdanken ihr die schönsten Lieder, welche die altfranzösische Lyrik hervorgebracht hat, Lieder, die nicht allein in des Dichters Heimat von Mund zu Mund gingen, sondern auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt und beliebt waren. Dante (De vulgari eloquentia l. 2, c. 5) lobt die Lieblichkeit und Harmonie der Verse Thibauts; der Minnesänger Wachsmuth von Möhlhausen (v. d. Hagen, Minnes. 1, 327, II, 2. Strophe) singt: Waere ich künic in Schampenge, Sô waere ich witenân erkannt; unser Herder hat den Stoff zu dem Liede „Ach könnt ich, könnte vergessen Sie“ (Volksl. II, p. 40) von Thibaut entlehnt (vgl. Chans. 20, Str. 2).

Die erste Ausgabe der Lieder Thibauts wurde 1742 von dem Bischof La Ravallière veröffentlicht unter dem Titel: *Les Poésies du Roy de Navarre, avec des notes et un glossaire François; précédées de l'histoire des révolutions de la langue Françoise depuis Charlemagne, jusqu'à St. Louis; d'un discours sur l'ancienneté des Chansons Françoises et de quelques autres pièces t. 1er et t. 2d.*

La Ravallière hat die Handschriften N. 7222 und 7613 der Nationalbibliothek benutzt, ferner die Handschriften der Herzöge und Marschälle von Frankreich und von Noailles (jetzt der Nationalbibl. gehörend) und von Estrées, der Herren von Clairambaut und Guion de Sardière. Die aus diesen Handschriften gezogenen Lieder sind in Rom mit den Handschriften N. 1490 und 1522 der Königin von Schweden in der Bibliothek des Vatikan verglichen worden (s. Vorrede p. XIV).

Aufser dieser Ausgabe giebt es noch eine von *P. Tarbé*, Reims 1851, die leider nicht zu bekommen war.

Oft findet man noch eine dritte Ausgabe angeführt von *Roquefort* und *Fr. Michel*, Paris 1829, welche aber merkwürdigerweise gar nicht erschienen ist, obgleich sie wiederholt angekündigt worden ist.[27]

Endlich finden sich zwölf dem Thibaut zugeschriebene Lieder in der *Berner Liederhandschrift* (Nr. 389 der Berner Stadtbibliothek), veröffentlicht von *Dr. Jul. Brakelmann* in Herrigs Archiv Bd. 41, 42, 43.

Die Sammlung von La Ravallière, die wir benutzt haben, enthält 66 Lieder, nach ihrem Inhalt geordnet:

[27] Vgl. Ferd. Wolf in den „Altdeutschen Blättern“ von Mor. Haupt und Heinr. Hoffmann t. 6. — P. Paris, Rom. fr. p. 198, Anm.

Digitized by Google

1) 38 Liebeslieder, Nr. 1—38.
2) 3 Schäfergedichte, Nr. 39—41.
3) 12 geteilte Spiele, Nr. 42—53.
4) 6 Kreuzeslieder, Nr. 54—59.
5) 7 fromme Lieder, Nr. 60—66.

Der Inhalt der *Liebeslieder* ist natürlich der Liebe Leid und Lust. Dieses Thema wiederholt sich in der gröfsten Mannigfaltigkeit bis zum Überdrufs, aber immer in wunderbar glatter und vollendeter Form. Dieses anmutige, leichte Gewand macht gerade den Wert der Lieder Thibauts aus, aber man darf nicht viele hintereinander lesen, wenn man einen guten Eindruck davon zurückbehalten will.

Die *Schäferlieder*, deren Inhalt ein Abenteuer eines Ritters mit einer Schäferin bildet, beginnen fast immer mit „L'autre ier", zeichnen sich durch Lebendigkeit, Natürlichkeit und Feinheit im Dialog aus und enthalten manche Anklänge an das Volkslied, sind bisweilen aber höchst anstöfsig und schlüpfrig, wie es die damalige Zeit so mit sich brachte.

Die *geteilten Spiele*, Streitlieder, in denen das „Für und Wider" eines galanten Problems behandelt wird, enthalten viele geistreiche Einfälle und witzige à-propos, wie sie den Franzosen überhaupt eigentümlich sind. Doch auch hier sind die meisten aufgeworfenen Fragen derartig, dafs sie sich schwerlich mit dem vertragen würden, was wir sittsam und anständig nennen.

Die *Kreuzeslieder*, worin zum Kreuzzug aufgefordert wird, sowie die *Lieder frommen Inhalts*, sind bei weitem das Beste, was unser Dichter geliefert hat, denn hier ist auch der Inhalt ein warm gefühlter, inniger und wahrhaft dichterischer.

I. Form.

1. Strophe (couplet).

Die Lieder Thibauts haben die den Liedern aller Zeiten eigentümliche *Strophenform*. Die meisten bestehen aus 5 Strophen, mit Ausnahme der *geteilten Spiele* (42—43), welche deren 6, des ersten und des achtundvierzigsten Liedes, welche 4 haben. Die Strophen sind entweder *metabolisch* oder *isometrisch*.[28]

[28] B. ten Brink nach Quicherat, Traité de versif., Paris 1850, p. 218.

Digitized by Google

Die *metabolische*, aus ungleichen Versen bestehende Strophe findet sich in 21 Liedern, nämlich in Nr. 1, 2, 3, 8, 9, 15, 19, 23, 24, 25, 30, 37, 39, 41, 43, 46, 47, 48, 51, 63, 64.

Die *isometrische*, aus gleichen Versen bestehende Strophe kommt häufiger bei unserem Dichter vor.

Jedes Lied endigt aufserdem, mit Ausnahme von 7 (39, 41, 49, 54, 56, 57, 59), mit einem *Geleit*, welches entweder aus einem oder aus zwei oder aus drei Teilen besteht mit je drei oder vier Versen, bisweilen mit zwei (7, 24, 51, 9, 35) oder fünf (1, 2, 3), sehr selten mit zehn Versen, welche immer wie die letzte Strophe reimen. Es ist an irgend eine bedeutende Persönlichkeit gerichtet oder an die Person, für welche das Lied gemacht ist.

Die Zahl der Verse, aus denen eine Strophe besteht, wechselt zwischen 6 und 14. Es giebt:

1) *Strophen von 8 Versen* in 24 Liedern: Nr. 4, 6, 7, 10, 14, 17, 20, 21, 23, 29, 32, 36, 37, 38, 41, 43, 44, 45, 50, 56, 57, 60, 62, 63.

2) *Strophen von 7 Versen* in 14 Liedern: Nr. 5, 11, 12, 13, 15, 16, 18, 19, 22, 24, 25, 27, 54, 58.

3) *Strophen von 9 Versen* in 12 Liedern: Nr. 2, 26, 28, 31, 34, 46, 51, 52, 53, 55, 59, 61.

4) *Strophen von 10 Versen* in 6 Liedern: Nr. 3, 8, 30, 40, 47, 65.

5) *Strophen von 11 Versen* in 3 Liedern: Nr. 1, 49, 66.

6) *Strophen von 6 Versen* in 2 Liedern: Nr. 9, 35.

7) *Strophen von 12 Versen* in 1 Liede: Nr. 39.

8) *Strophen von 14 Versen* in 1 Liede: Nr. 48.

2. Vers.

a) *Silbenzahl.*

Nach der Zahl der Silben wendet unser Dichter vorzugsweise folgende Verse an:

1) *Den zehnsilbigen Vers* in 29 Liedern: Nr. 4, 6, 7, 10, 11, 14, 16, 17, 18, 21, 27, 28, 29, 32, 33, 36, 42, 44, 52, 53, 54, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 65.

2) *Den siebensilbigen Vers* in 11 Liedern: Nr. 12, 13, 20, 22, 26, 34, 35, 38, 40, 50, 55.

3) Den *achtsilbigen* in 5 Liedern: Nr. 5, 31, 45, 49, 66.

In den übrigen 21 Stücken ist der Gebrauch der zehn- und sieben-

Digitized by Google

silbigen Verse vorherrschend. Zu der ersteren Art gehören folgende Lieder:

Nr. 2, wo in jeder Strophe 6 zehnsilbige Verse mit 1 viersilbigen und 2 achtsilbigen verbunden sind.

Nr. 3, wo in 3 Strophen 8 zehnsilbige Verse mit 1 achtsilbigen und 1 sechssilbigen verbunden sind, die 2 anderen Strophen aus 10 zehnsilbigen Versen bestehen.

Nr. 24, wo jede Strophe aus 5 zehnsilbigen Versen verbunden mit 2 siebensilbigen besteht.

Nr. 30, wo jede Strophe 6 zehnsilbige Verse mit 4 siebensilbigen enthält.

Nr. 37, in jeder Strophe zuerst 2 zehnsilbige, jeder mit 1 viersilbigen, dann 4 siebensilbige Verse.

Nr. 41, in jeder Strophe 2 zehnsilbige mit 6 sechssilbigen Versen.

Nr. 46, in jeder Strophe 5 zehnsilbige mit 1 siebensilbigen Vers.

Nr. 48, in jeder Strophe 7 zehnsilbige mit 1 dreisilbigen und 2 viersilbigen, dann mit 1 zehnsilbigen, endlich mit 3 siebensilbigen Versen.

Zu der zweiten Art gehören folgende 11 Lieder:

Nr. 1, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 zehnsilbigen, 1 siebensilbigen, 2 zehnsilbigen und 1 siebensilbigen Verse.

Nr. 8, in jeder Strophe 6 siebensilbige mit 4 zehnsilbigen Versen.

Nr. 9, in jeder Strophe 2 siebensilbige mit je 1 dreisilbigen und 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 15, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 zehnsilbigen Versen.

Nr. 19, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 dreisilbigen Versen, aufserdem ein Refrain.

Nr. 23, in jeder Strophe 4 fünfsilbige mit 4 siebensilbigen Versen.

Nr. 25, in jeder Strophe 2 siebensilbige mit je 1 fünfsilbigen und 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 39, in jeder Strophe dreimal je 1 siebensilbiger und 1 viersilbiger Vers.

Nr. 43, eine Nachahmung des Anakreon, in jeder Strophe 2 siebensilbige Verse mit je 1 sechssilbigen, zuletzt 4 siebensilbigen Versen.

Nr. 47, in jeder Strophe 7 siebensilbige mit 1 viersilbigen und schliefslich 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 57, in jeder Strophe 6 siebensilbige mit 1 dreisilbigen, 1 fünf- und 1 siebensilbigen Vers.

Nr. 64, von dem Dichter selbst als Leich bezeichnet („Comencerai

Digitized by Google

à faire un lai"), beginnt mit 3 achtsilbigen Versen, dann folgen zweimal je 7 siebensilbige mit 1 viersilbigen, 3 zweisilbige und 4 siebensilbige mit je 1 viersilbigen und zum Schlufs 2 viersilbigen Versen.

Nr. 63 besteht aus Strophen, wovon jede 4 achtsilbige mit 4 siebensilbigen Versen enthält.

Fassen wir in kurzen Worten das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so dürfen wir sagen, dafs die Lieder Thibauts äufserlich eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit den Liedern der Troubadours haben, wenigstens was die *isometrische Strophe* anbetrifft, und dafs unser Dichter diese Strophe vorzugsweise anwendet.

Die Strophenzahl der Lieder ist mit wenigen Ausnahmen ebenfalls dieselbe, welche wir bei den Troubadours finden, nämlich fünf.

Ferner endigt, ebenso wie bei den Provençalen, jedes Lied mit einem Geleit von verschiedener Form, gewöhnlich aus 3 oder 4 Versen bestehend, bisweilen einmal, sehr selten zweimal wiederholt.

Unter den 8 Arten der von unserem Dichter angewendeten Strophen finden sich die aus 8 Versen bestehenden am häufigsten.

Von den 3 Hauptversarten, den *zehnsilbigen*, *siebensilbigen* und *achtsilbigen*, ist der *Zehnsilbler* der Lieblingsvers unseres Dichters, jener alte epische Vers, der in allen „chansons de geste" angewandt wird. Nicht allein dafs 29 Lieder nur aus Zehnsilblern bestehen, sondern dieser Vers bildet auch die Grundlage in 8 aus metabolischen Strophen zusammengesetzten Liedern.

b) Cäsur.

In Bezug auf die *Cäsur*, die in betreff der lyrischen Dichtkunst kaum anders als in dem zehnsilbigen Verse in Betracht kommt, ist Folgendes zu bemerken:

Die Cäsur, welche Thibaut anwendet, ist die *gewöhnliche*, d. h. die *männliche nach betonter vierter Silbe.*

Weibliche Cäsuren kommen verhältnismäfsig selten vor, und unter den vorkommenden ist die *lyrische*, d. h. *weibliche bei betonter dritter Silbe* am meisten begünstigt. Wir finden sie, wenn wir mit A. Rochat[29] die Zehnsilbler, wo die tonlose Silbe eine Enklitika ist, hinzurechnen, in 180 Versen.

Die epische Cäsur, d. h. *weibliche bei betonter vierter Silbe* kommt

[29] A. Rochat, Jahrb. für rom. und englische Litteratur von Dr. Ludw. Lemcke, Bd. XI, p. 75, Anm. 2.

Digitized by Google

41 mal vor, und zwar 29 mal, wo die tonlose Silbe elidiert wird, und 12 mal, wo sie nicht elidiert wird.

Eine dritte Art von weiblicher Cäsur findet sich in 4 Versen einer Pastourelle, nämlich nach *betonter fünfter Silbe* (Nr. 41).[30] Die Verse lauten:

En mai la rousée | que n'est la flor. Str. 1.
Quant vi que priere | ne m'i vaut noiant. Str. 4.
Couchai à la terre | tout maintenant. Str. 4.
Quant de la Pastore | ai fet mon talent. Str. 5.

In demselben Gedicht finden sich auch 3 Verse mit *männlicher Cäsur nach betonter fünfter Silbe*,[31] nämlich:

Ele a les eus vairs, | la bouche riant. Str. 2.
Ele me respont, | Sire Champenois. Str. 3.
Sus mon palefroi | montai maintenant. Str. 5.

Verse mit dieser Cäsur sind in der lyrischen Dichtkunst selten. Sie finden sich nur in volkstümlichen und komischen Stücken.[32] Auch in unserer Sammlung ist das eben erwähnte Gedicht Nr. 41 das einzige, welches solche Verse enthält. Da nun dieses Stück in der benutzten Handschrift anonym ist — La Ravallière schreibt es deshalb dem Thibaut zu, weil die Hirtin den ihre Liebe Verlangenden mit „Sire Champenois" anredet —, es aufserdem aber noch auffallende, bei Thibaut in dem Mafse nicht vorkommende Nachlässigkeiten enthält (die korrespondierenden Verse in den fünf Strophen haben oft verschiedene Silbenzahl, die Reime sind teils schlecht, wie naistre : destre, teils durch Assonanzen ersetzt, wie arboie : s'envoissent; chainse : blanche; destre : Damoiselle), es sich endlich auch in betreff der Teilbarkeit nirgends unterbringen läfst, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir dieses Gedicht als nicht von Thibaut herrührend bezeichnen. Berücksichtigen wir nun noch, dafs die Dichter, um den für den Vers notwendigen Rhythmus zu erreichen, selbst eng verbundene Satzteile, z. B. das Hauptwort von seiner Beifügung, das Zeitwort von seiner Ergänzung, das besitzanzeigende Fürwort von dem Hauptwort, das

[30] A. Tobler, Vom franz. Versbau alter und neuer Zeit p. 75 ff. — A. Rochat, Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. XI, 86.

[31] Vgl. Bartsch, Zeitschr. f. rom. Phil. III, p. 370 ff. — A. Rochat p. 85 ff. nennt diesen Vers „tarantantara".

[32] Beispiele siehe bei Rochat p. 84; bei Quicherat, Traité de versif. p. 178, Anm.; bei Gröber, Rom. u. Past. I, 33; Berner Liederhandschr. Nr. 158; Romania III, 103: „Le Savetier Baillet." — Von neueren Dichtern Béranger in „Les Révérands Pères", in „La Messe du S. Esprit", in „Le Tournebroche".

Digitized by Google

Hilfszeitwort von dem Particip durch die Cäsur trennten,[33] so dürfen wir annehmen, dafs Thibaut keine anderen Cäsuren angewandt hat als 1) *die gewöhnliche männliche nach betonter vierter Silbe*; 2) *die lyrische*, d. h. *weibliche bei betonter dritter Silbe*; 3) *die epische*, d. h. *weibliche bei betonter vierter Silbe*. Diejenigen Verse, welche sich dieser Aufstellung nicht fügen, sind wir entweder als fehlerhaft oder als der Cäsur überhaupt ermangelnd anzusehen berechtigt.

Als *fehlerhaft* sind uns bei der Silbenzählung folgende Verse aufgestofsen:

3, Str. 1, v. 8: En votre beaute Dame que merci proi
[En vos beautes | Dame ...... La Rav.]
10, Str. 5, v. 1: Se Madame | ne prent [encor] convoi de moi.
10, Str. 3, v. 1: Mais cil qui sert | et qui merci [i] a tent.
10, Str. 5, v. 6: J'entendrai touz jors à son servise.
Je entendrai [t. j. ....].
17, v. 2: Fors que por defaute sans plus de rimoier
Ke per defaute [sens plus de r. — Berner Liederhandschr. Nr. 389 in Herrigs Archiv XLII, 302].
17, v. 8: Par d'un bon confort, quant il en puet mangier.
[dun boen confort .... — ebendaselbst].
22, Str. 1, v. 1: De tous mauz n'est nus [plus] plaisans
Fors solement cil d'amer (sollte 7 Silben haben).
24, v. 9: Miex que nus, fors li ne porroit amender
(vielleicht: Nus miex que li | ni porroit amender).
24, v. 17: Mais el ne veut, | [pas] dont j'ai le cuer dolant.
25, Str. 1, v. 5: C'est la dolors d'amors (sollte, wie die entsprechenden Verse der folgenden Strophen, 5 Silben haben).
25, Str. 2, v. 1: Dolente desperée [desesperée], sollte 7 Silben haben.
32, Str. 3, v. 5: Esbandir fact gagner sovent (fehlen 2 Silben).
32, Str. 5, v. 4: Et m'est [a] vis | qu'entre ses bras me tient.
34, Str. 1 und 2: Sollten je v. 7 u. 8 sieben Silben haben.
36, Str. 1, v. 2: Ke vient estés | [et] ke li dols tans repaire.
37, Str. 1, v. 5: Que qui aim[e] | repente s'en s'il puet.
41, Str. 3, v. 2: Par vostre priere | [ja] ne m'aurois.
42, Str. 4, v. 3: Vous le dites | pour moi amolier (fehlt 1 Silbe):
[uos le dites | por moy amolloier, Herrigs Arch. XLII, 269].
44, Str. 3, v. 5: Puisque celui | eu aurez saisi (fehlen 2 Silben):
[Pues ke celuj | en aueries saixit, Herrigs Arch. XLIII, 341].
45, Str. 4, v. 5 u. 6: Car cortoisie la Dame fait loer
Et beaux acointement (sollten je 8 Silben haben):
[Car cortoisie fait loer
La Dame, et beaux acointement].
46, Str. 3, v. 8: Et sans dout[e] | que granz humilités.
46, Str. 4, v. 7: S'en sa bouce ne la baise (sollten 10 Silben sein).
49, Str. 1, v. 7: Ou parler et v[e]oir tojors.
58, Str. 5, v. 7: Ne m'en quier pour riens, qui me face doloir (sollte 10 Silben haben).
59, Str. 4, v. 7: Car sa beautés et sa tres grande [grant] vaillance.
60, Str. 2, v. 2: Qui ont amé et puis [si] vuelent contendre.

---

[33] A. Tobler p. 73 ff. — A. Rochat I, p. 92.

Digitized by Google

La Ravallière führt manche Verse, unter anderen auch die, in denen wir weibliche Cäsur bei betonter vierter ohne Elidierung der tonlosen Silbe gefunden haben, als fehlerhaft an. Sie sind es aber in der That nicht, wenn es richtig ist, „dafs in der alten Dichtkunst die Natur eines Verses nicht als verändert erachtet wird, wenn hinter der betonten Silbe, nach welcher die Cäsur eintreten soll, noch eine tonlose steht, während das zweite Versglied doch seine gewohnte Silbenzahl bewahrt.“[31] Danach könnte unter Umständen ein Zehnsilbler 11, sogar 12 Silben haben, ohne fehlerhaft zu sein. Derartige Verse sind z. B. bei Thibaut:

Lors me conforte | voire qui peut tant 10, Str. 1.
Et pour con ai-je | demoré longuement 14, Str. 1.
Puisque Madame | m'a envoié saluz 21, Str. 1.
Por ce ma Dame | de moi m'estuet douter 32, Str. 1.
Car je quidoie | s'entre vos bras estrois 33, Str. 1.
Phelipe encore | veura autre saisons 52, envoi.
Ke il ne die | ce dont au cuer li vient 53, Str. 3.
Cil qui l'apele | de cuer sans fauseté 62, Str. 5.
De la bataille | qui fut des deux dragons 65, Str. 4.
Et qui li poise | quant il fait li vilence 28, Str. 2.
Ce est a aise | qui bien le scet entendre 36, Str. 3.
Et m'esmerveille | que la pleye ne saigne 59, Str. 3.
Ne ès autres | na ne merci ne manaie 61, Str. 2.
C'onques Dame | ne fut par moi mais amée, 18, Str. 5.
Ke j'en hée | ceans par cui ele est loée 52, Str. 4 etc.

c) *Elision und Hiatus.*

Die *Unterdrückung* eines *e muet* oder *sourd* findet überall da statt, wo es am *Ende eines mehrsilbigen Wortes mit folgendem Vokal oder h muette zusammentrifft.* Der Hiatus ist in diesem Falle nur in der Cäsur erlaubt und kommt auch hier selten vor. Wir haben ihn in 11 Fällen gefunden in Versen mit lyrischer Cäsur, eingeschlossen 3 Fälle, wo die tonlose Silbe eine *Enklitika* ist:

La moie joie | est tournée à pesance 3, Str. 4.
Et la costume | est tex di vrai amans 14, Str. 1.
Car ki aime | ainc diex me fit celui 14, Str. 4.
Qui bien aime | il ne san puet partir 37, Str. 1.
Certes, Sire | onques de cuer n'ama 44, Str. 5.
Ens sa bouce | onques le cuer n'ama 46, Str. 3.
Que je soie | aussi trestot changier 53, envoi.
Que m'en parte | et je mout l'en merci 60, Str. 3.
Et avec ce | ire sovient cheance 27, Str. 5.
Aussi quis-je | ma mort ou mon torment 29, Str. 4.
Et qui de ce | à droit jugier voudra 44, Str. 5.

[31] A. Tobler, Vom franz. Versbau p. 69.

Digitized by Google

Aufser der Cäsur haben wir den Hiatus zwischen dem stummen e und folgendem Vokal nur in 2 siebensilbigen Versen gefunden Nr. 51, Str. 1:

K'est devenue Amors.
Porquoi demeure ensi.

In 2 Fällen findet auch die *Elision von oi* statt, nämlich in den beiden Achtsilblern Nr. 66, Str. 3:

De nature, de *quoi* Amors vient.
C'est li fruis en *quoi* Adams pecha.

Was die *Elision des e sourd der Einsilbler que* (*ke*), *ce*, *je*, *ne* (= *nec*), *se* (= *sic oder si*) anbetrifft, so ist zu sagen, dafs sie in den meisten Fällen *stattfindet*, auch in der Zusammensetzung *jusque*:[35] *jusqu'au* morir 1, Str. 3; jusk'en 9, Str. 3; *jusqu'ici* 60.

Das e des Umstandswortes ne (= *non*) findet sich stets elidiert. An den beiden Stellen, wo es nicht unterdrückt ist, nämlich Se la bele *ne a* de moi merci (3, Str. 5) und Ce ne est pas (37, Str. 4), ist vielleicht *nen* zu schreiben.[36]

Der *Hiatus bei den Einsilblern* findet ausnahmsweise in folgenden Fällen statt:

1) que (ke): *Que il* me plaît 21, 4. — Quan*que il* vos est airs 22, 4. — Plus biaux *que ors* espenois 26, 3. — Que ne li chant riens, *que on* le die 27, 2. — Puis*que il* s'est dedans la cour bouter 29, envoi. — *Que en* la fin fauront li droiturier 33, 4. — *Que il* l'aura tantost sans delaier 32, 3; — *que il* li chaille 32, 5. — *Ke on* 35, 1. — Puis*que il* 44, 2. — *Que il* 46, 2. — *Que il* ataint 46, envoi. — *Que il* ne puet 49, 2. — *Que en* tenebres tastoner 49, 6. — *Ke il* ne die 53, 3. — *Ke il* sostien 53, 3. — *Que ils* n'ont sens 54, 5.

2) ce: Pour *ce amours* 6, 3. — Por *ce ai* mis 21, 1. — Avec *ce ire* covient cheance 27, 5. — Tout *ce ai* 32, 5. — Por *ce ai* 42, 3. — Voel à *ce obéir* 58, 5. — *Ce est* de Clers 65, 2. — *Ce est* la presieuse flor 66, 5.

3) je: Que *je en* aim 3, 4. — Que *je aurai* 3, 4. — Se *je en* un homm doing 8, 4. — Ke *je atene* 15, envoi. — Que *je ai* 19, 2. — Que *je en* Paradis 30, 3. — Quant *je oi* 39, 1. — Se *je en* muir 39, 5. — Dont *je ai* desirier 57, 3. — Ke *je en* tiegnes 66, 4.

4) ne = nec: Mais qu'il n'en puist partir *ne es*loignier 15, 4. —

[35] Vgl. dagegen A. Tobler p. 47.
[36] F. Diez, Gr. III, 438, Anm.

Digitized by Google

Je n'en ai pas le sans *ne ar*dement 17, 4. — Quant je ne puis ne veoir *ne oir* 18, 1. — *Ne ai*llours ne m'en veut plaindre 25, 3. — Moi, *ne au*trui, cinq cent merci l'en rens 32, 3. — Turc *ne A*rabi 34, envoi. — En cest païs, *ne ai*llors 51, 1. — Ki n'aiment Dieu, bien, *ne ho*nor, ne pris 54, 2. — Que l'on ne puet ne venir *ne a*ler 60, 5. — *Ne ès* autres n'a ne merci ne manaie 51, 2. — *Ne à* nus jor n'en istra fors 66, 3.

5) se oder si: *Si i* para 7, 4. — *Se e*le 7, 3. — *Se ai* je 8, 1. — *Se il* 9, 1. — *Si ai* 9, 2. — *Si a*moureusement 16, 3. — *Se il* 17, 2; 20, 5; 18, 5; 31, 5; 34, 3; 36, 1; 58, 5. — Et *se A*mors 18, 5. — Et *si i* a mis 31, 3. — *Se èle* n'estoit 33, 2. — *Si oi* criant 39, 1. — *Si ont* 51, 2. — *Si e*strange beauté 58, 2.

Die tonlosen Fürwörter *me*, *te*, *se*, *le* zeigen die Elision ohne Ausnahme, falls sie vor dem Verbum stehen; ebenso *ma*, *ta*, *sa*, die Artikel *le* und *la* und die Präposition *de* vor einem Vokal oder stummen h.

Das *i* der Fürwörter *li* und *mi* wird nie unterdrückt, das von *qui* sehr selten (36, 2:

Ne soyez pas com li cisnes *k*'ades
Bat ses cisneaux ....).

Der Hiatus, welcher durch das Zusammentreffen eines betonten, nicht unterdrückbaren Endvokals mit einem Anfangsvokal des folgenden Wortes entsteht, ist, wie überhaupt bei den alten Dichtern, so auch bei Thibaut überall erlaubt, und es ist nicht nötig, hierfür Beispiele anzuführen. Ausnahmsweise findet sich der Hiatus zwischen e muet oder sourd am Ende eines Polysyllabum und folgendem mit Vokal oder h muette anlautendem Wort in 13 Fällen. Der Hiatus zwischen den Einsilblern que (ke), ce, je, ne (= nec), se oder si kommt 65 mal vor (que 17, ce 8, je 10, ne 11, se 19 mal), die Elision herrscht also bedeutend vor.

d) Reim.

Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war die Art, *paarweise* zu reimen (die sogen. platten Reime, rimes plates, non-entrelacées) durch die bei den Troubadours gebräuchlichen *Reimverschlingungen* (entrelacement) verdrängt.[37] Thibaut gebraucht nun auch, mit Aus-

37 Nach Roquefort Flaméricourt, De l'état de la Poésie franç. dans le 12e et 13e siècles, Paris 1815, p. 69, finden sich „rimes entrelacées" zuerst in dem Roman eines Anonymus: Miserere, ou li Romans du Reclus de Moliens, zwischen 1154 und 1189.

Digitized by Google

nahme von Nr. 64, welches platte Reime enthält, lediglich *verschlungene Reime*, und zwar ein *Gemisch von männlichen und weiblichen*, dessen Einführung vornehmlich ihm zugeschrieben wird.[38]

Die *Reimverschlingungen* vollziehen sich in den vorher bestimmten 8 verschiedenen Strophenarten nach folgenden Formeln:

1) Strophen von 8 Versen:
 ababccdd Nr. 4 (ohne Geleit), 21, 37; Geleit ccdd.
 ababbaab Nr. 6, 17, 23, 32, 60, 63; Gel. aab (17, 32, 60), baab (23, 63).
 abbcacdd Nr. 7; Gel. dd.
 abbacbca Nr. 10; Gel. cbca.
 ababaaba Nr. 14 (Gel. aba), 56 (Gel. aaba).
 ababacca Nr. 20, Str. 1, 2, 5; ababaccb Str. 3 u. 4; Gel. acca.
 ababccbc Nr. 29; Gel. ccbc doppelt.
 abababba Nr. 36; Gel. abba.
 ababbbab Nr. 38; Gel. bab.
 aabbabba Nr. 41; ohne Geleit.
 ababaaab Nr. 43; Gel. aab.
 ababaacc Nr. 44; ohne Geleit.
 ababcdcd Nr. 45; Gel. cdcd doppelt.
 abababac Nr. 50; Gel. abac doppelt.
 abbaccaa Nr. 57; Gel. ccaa.
 ababbcca Nr. 62; Gel. cca.

2) Strophen von 7 Versen:
 aaaabba Nr. 5; ohne Geleit.
 ababccd Nr. 11; mit einem Refrain cd und Gel. cdcd.
 ababaac Nr. 12; mit einem Refrain cc und Gel. aac.
 ababbab Nr. 13, 22, 42; Gel. bab.
 abbaccd Nr. 15; Gel. ccd dreifach.
 ababbaa Nr. 16, 58; Gel. baa doppelt; 27 ohne Geleit; 33 baa.
 ababaab Nr. 18; Gel. aab.
 aaaabab Nr. 19; Gel. bab, mit dem Refrain Valara.
 ababbcc Nr. 24; Gel. cc.
 abbabba Nr. 25; Gel. bba doppelt.
 ababccb Nr. 54; Gel. ccb.

---

[38] Roquefort Flam. p. 89.

Digitized by Google

3) Strophen von 9 Versen:
ababaabcc Nr. 2; Gel. aabcc.
ababbaaab Nr. 26; Gel. aab doppelt.
abbaccddc Nr. 28; Gel. cddc.
abbaccbdd Nr. 31; Gel. bdd.
ababbacca Nr. 34; Gel. cca doppelt.
ababbccdd Nr. 46; Gel. ccdd doppelt; 53 Gel. bccdd.
abbaaccdd Nr. 51; Gel. dd doppelt.
ababbabba Nr. 52; Gel. bba doppelt.
abbabccbb Nr. 55; Gel. ccbb.
abbaabbaa Nr. 59; ohne Geleit.
abbabccbc Nr. 61; Gel. cbc.

4) Strophen von 10 Versen:
ababcccded Nr. 3, Str. 1, 2, 4; ababcccddd Str. 3 u. 5; Gel. ccddd.
abbaccddee Nr. 8; Gel. ddee.
ababbacccc Nr. 30; Gel. cccc.
ababbccbbc Nr. 40; Gel. bbc.
ababbaabab Nr. 47; Gel. baabab.
abbaccddaa Nr. 65; Gel. ddaa.

5) Strophen von 11 Versen:
ababcccbccb Nr. 1; Gel. cbccb.
ababbccddee Nr. 49 (ohne Geleit), 66 (Gel. ddee).

6) Strophen von 6 Versen:
ababba Nr. 9; Gel. ba.
aaabab Nr. 35; Gel. ab.

7) Strophen von 12 Versen:
abababababcccb Nr. 39; ohne Geleit.

8) Strophen von 14 Versen:
ababbabcccbabb Nr. 48; Gel. babb doppelt.

Wenn wir diese Reimformeln überblicken, so tritt uns vor allen, nämlich 47 mal, der Anfang *abab* entgegen, alsdann abba in 12 Stücken; 6 beginnen mit anderen Formeln, nämlich abbc, abba, aaaa, aaab. Daraus folgt, dafs den Reimverschlingungen in den meisten Liedern Thibauts (in 59) die Formel *ab—ab* (oder *ab – ba*) zu Grunde liegt.

Daraus folgt dann weiter, dafs die meisten Lieder aus *dreiteiligen* Strophen bestehen, nämlich aus Strophen, die die beiden Reimverschlin-

Digitized by Google

gungen oder Stollen ab—ab (od. ab—ba) enthalten und einen dritten Teil mit einer anderen, unregelmäfsigen Reimverschlingung.

Wenn wir ferner die Verbindung der einzelnen Strophen durch die Reime untersuchen, so finden wir, dafs in den meisten Liedern auch in dieser Beziehung eine Dreiteiligkeit vorhanden ist, indem immer in je 2 Strophen sich dieselben Reime finden, während die fünfte, in der Regel die letzte, Strophe ihre besonderen Reime hat. Diese *Dreiteiligkeit* der Strophenverbindung findet sich in allen aus 5 oder 6 Strophen bestehenden Liedern, also in 57, ohne Ausnahme, und zwar gewöhnlich nach der Formel 1 + 2, 3 + 4, 5; selten 1 + 3, 2 + 4, 5 (Nr. 5) oder 1 + 2, 3 + 5, 4 (Nr. 58). *Zweiteilig* sind nur die aus 4 Strophen zusammengesetzten Stücke Nr. 1 und 48; *vierteilig* ist Nr. 25, und ein *unverändertes Reimsystem* zeigen 6 Stücke, nämlich Nr. 4, 9, 11, 15, 16, 17. Es trifft also das, was W. Wackernagel[39] über das Vorherrschen der Dreiteiligkeit sowohl im Strophenbau als auch im ganzen Liede sagt, für unseren Dichter vollkommen zu:[40] *Die Dreiteiligkeit ist bei ihm die Regel, die Beibehaltung desselben Reimsystems ist die Ausnahme.*

Wir fügen noch hinzu, dafs auch Thibaut, wie seine Vorbilder, die Provençalen, es mit Vorliebe thun, bisweilen das kunstvoll geteilte Lied auf eine künstliche Art wieder zu verbinden sucht, indem er dieselben Reime wiederholt, sei es im Inneren oder am Ende einer Strophe. Das erstere geschieht z. B. in Nr. 49 (ors), das letztere in Nr. 50, dessen Strophen schliefsen mit: prie — aie — mie — prie — accomplie — mie, honie — partie; in Nr. 15: daigne — pregne — montaigne — Alemaigne — soviegne, souffraigne — viegne — Champaigne; in Nr. 37: partir — partie; faillir — faillie; ami — amie; saisi — dessaisie; merci — mercie; obli — oblie.[41] Eine andere Art künstlicher Verbindung finden wir in Nr. 7. Sie besteht darin, dafs der Dichter das Ende jeder Strophe immer mit dem Anfang der folgenden bindet:

1. Et j'en atent joie après ma *dolor*
2. Ceste *dolour* me devroit mout seoir

---

39 W. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche p. 174.

40 Ferd. Orth, Über Reim und Strophenbau in der altfranz. Lyrik. Kassel 1882, ist dagegen nach einer hierauf bezüglichen Untersuchung der Berner Liederhandschrift zu einem entgegengesetzten Ergebnis gelangt.

41 Lieder dieser Art finden sich noch von Le Châtelin de Coucy, Gasse Brules und einem anonymen Verfasser bei Brakelmann, Herrigs Arch. XLIII, 402; XLII, 91; XLI, 39.

Digitized by Google

2. Que de mes maux n'aie bien le *retour*
3. Ha! ce *retour* dex, et quant l'auraigie?
3. Ne me n'en puis partir ne *remuer*
4. D'où *remuer* je n'en prendrai congié.
4. Ja ni perdrai pour belement *celer*.
5. *Celer*, dit-on, que molt vaut a ami [42]

Im übrigen enthält sich Thibaut einer übertriebenen Künstelei.

Was das *Reimgeschlecht* anbetrifft, so ergiebt sich aus unserer Untersuchung, dafs auch Thibaut die *männlichen Reime* bevorzugt. In 21 Liedern kommen nur männliche Reime vor, während es nur ein einziges giebt mit lauter weiblichen (59). Zwar finden wir überhaupt weibliche Reime in 45 Stücken, aber gröfstenteils nur verstreut und nicht immer regelmäfsig mit männlichen verschlungen. In Nr. 7 findet sich sogar nur ein einziger weiblicher Reim.

Von den *künstlichen Reimen* findet sich der *reiche* sehr häufig bei Thibaut; fast in jedem Stücke bieten sich deren mehrere, und es ist überflüssig, Beispiele anzuführen.

Reime, in welchen der Gleichlaut der Wortausgänge mit dem Vokal beginnt, der der Tonsilbe vorangeht (*leoninische*, *superflues*, *doubles*), kommen selten vor und nie absichtlich, sondern immer nur zufällig, und meist sind die Adverben auf -ement die Träger dieser Reime, nämlich in 1, 2; 2, 1; 13, 3; 14, 1; 16, 4; 28, 2; 39, 3; 45, 2; 48, 1; 51, 2; 61, 1; 63, 3; aufserdem noch decevoir : devoir 5, 1; ne ment : droitement : longuement 30, 4; maison : raison 40, 4; 51, 4; fera : amera 44, 5; demant : longement 46, 1; contenance : astenance 47, 3; maintenant : avenant 48, 1; avoir : savoir 48, 3; 11, 4; traison : mesprison 55, 1; sovenirs : maintenir : avenir 57, 1 u. 2; savorée : demorée 64, 1; repentement : comandement 66, 5.

Reime aus Homonymen, d. h. aus Wörtern von völligem Gleichklang, aber verschiedener Bedeutung und Herkunft, bei altfranzösischen Dichtern sehr beliebt (rimes équivoques), [43] finden sich auch bei Thibaut: voie (via) : voie (videam) 12, 4; partie (Subst.) : partie (Verb) 48, 2; pas (Negat.) : pas (Subst.) 46, 5; non (Negat.) : non (nomen) 55, 2; amis : mis; merci : si; tant : entent 5; semont : mont 7, 1; confort : fort 23, 2; corde : misericorde 64; refui (refugio) : fui (v. esse) 14, 4; amie (amica) : mie (mica) 40, 3 (cf. 41, 5; 47, 1; 24 envoi); nois :

[42] Auch bei den Meistersängern finden wir diese Art Reime, „Körner“ genannt (Beispiele siehe Augsb. Zeitung [44] 1970a); zu vergl. C. Bartsch, Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. I. p. 175 ff.

[43] Tobler, Vom franz. Versbau p. 111.

Digitized by Google

espenois 26, 3; voir (verum) : ravoir (habere) 31, 1; 55, 3; ardure : dure 34, 2; née : finée 42, 3; en droit : endroit (zugleich Doppelreim) 48, 1; avis : devis : vis 55, 3.

Reime zwischen Simplex und Kompositum kommen vor in folgenden Stücken: 3, 1 pris : mespris; 5 soupris : pris; souvient : vient (vgl. 13, 5); 8, 4 querre : requerre; envoi: pleust : depleust; 50, 4 quiert : conquiert; 25, 3 complaindre : plaindre; 28, 2 deffendre : fendre. Zwischen *verschiedenen* Kompositen: 10, 4 requiere : conquiere; 36, 4 reprendre : aprendre; 50, 3 conquiert : s'enquiert; 60, 1 emprendre : reprendre.

Der mit diesen ebengenannten Reimen verwandte *grammatische Reim*, der da eintritt, wo der Dichter von denselben reimenden Wörtern im nächsten Reim andere Formen anwendet, findet sich nur in einem Stück, Nr. 37, offenbar mit voller *Absichtlichkeit:* partir : partie; faillir : faillie; ami : amie; saisi : saisie; merci : mercie; obli : oblie.

Gleiche Reime, die stattfinden, wenn mit dem Gleichklang der Reimsilben auch gleiche Bedeutung verbunden ist, sind in 5, 5 fois : fois; 3, 3 u. 8, 3 a : a; 57,2 avenir : avenir; 66, 3 vous ai : vous ai.

Zuweilen reimt Thibaut mit einem *mehrsilbigen Worte* eine *Wortgruppe* oder er reimt *zwei solche Wortgruppen:* 3, 3 son gré : bon gré; 39, 3 mon talent : son talent; 46, 5 ne dis-*je pas* : en es *le pas*; 5, convoi: emblé : samblé.

Doppelreime, die sich dann ergeben, wenn den eigentlichen Reimsilben noch zwei andere reimende vorhergehen, aber durch verschiedene Konsonanten von den eigentlichen Reimsilben getrennt sind, kommen auch hier und da vor: 1, 1 novele : sautele; 2, 1 corage : sauvage : assoage; 3, 3 prison : li non; 5, 2 est pris : mes pris; me vient : me tient; 26, 1 ne m'i vaut : ne m'i faut; 31, 4 je vous di : de merci; 36, envoi: parole : m'afole; 38, 1 desbrise : desguise; 45, 1 ensi : en li; 48, 2 dechoit : metroit; 48, 3 est vis : est pris; 51, 5 acointement : atraire lent; 56, 4 que j'aie : veraie; 56, 5 estovoir : en voloir.

Binnenreim, der dann entsteht, wenn zwei oder mehrere Silben im Inneren zweier oder mehrerer Verse durch den Reim so zueinander in Beziehung gesetzt werden, dafs zwischen den Endreimen und diesen reimenden Silben eine nichtreimende Silbe oder Wort steht, scheint in 1, 1 vorzuliegen:

C'est la bele au cors gant
C'est cele dot je chant.

Digitized by Google

Assonanzen endlich finden sich 36, 2 vers : ades; 41, 1 arboie : s'envoisent; 41, 4 chainse : blanche; 46, 4 folage : baise; 47, 4 demande : conoissance: 48, 3 decoit : avoir.

Wir sehen aus dem Bisherigen, dafs unser Dichter, wenn er auch jene kunstvollen Reime nicht ängstlich meidet, doch eine grofse Einfachheit in der Form seiner Lieder zeigt, die wohlthuend von den lächerlichen Spielereien vieler seiner Zeitgenossen, und besonders der Provençalen, absticht. Im Gegensatz zu diesen empfangen wir den Eindruck des Einfachen und Natürlichen aus den Gedichten Thibauts, der noch erhöht wird durch manche Anklänge an das Volkslied. Hierin ist der Grund seiner Bedeutung und seines weltbekannten Ruhmes zu suchen.

II. Sprache.

Da vor allem der Reim einen sicheren Anhalt gewährt, wenn es sich um die Feststellung der lautlichen Eigentümlichkeiten eines Denkmals handelt, so haben wir uns der Mühe unterzogen, die von Thibaut gebrauchten Reimwörter auszuziehen und nach der alphabetischen Ordnung der Vokale, auf denen sie beruhen, zusammenzustellen. Aus dieser Zusammenstellung haben sich zunächst folgende von dem Dichter verwendete Reimsilben ergeben:

1) Auf *a* beruhende: a, al, as, art, ace, ant (ans, anz, ent, ens), ance (ence), andre (endre), age (aje, aige).

2) Auf *ai* (*ei*, *e*) beruhende: ai, ais, aistre, aie, aire, aille, ain-e (ein-e), aigne (egne), aut (ault), aus (auz, aux).

3) Auf *è* beruhende: ele, erre, ers.

4) Auf *é* beruhende: é, er (es), ée.

5) Auf *ié* beruhende: ié, ier, iez (iés), iers, iert, iere, ien(s), ient.

6) Auf *i* beruhende: i, ir, is, iz, ie, ire, ise(nt).

7) Auf *ò* beruhende: ort, ol, ole.

8) Auf *ó* (*óu*) beruhende: or (our), os (ous), on(s), eu, ue.

9) Auf *oi* beruhende: oi, oir, ois, oit, oie, oil.

10) Auf *u* beruhende: u, us, uz, ust, ure.

11) Auf *ui* beruhende.

Aus der Anwendung dieser Reimsilben ergeben sich dann folgende Bemerkungen über den *Vokalismus* bei Thibaut:

a. Dafs *lat. a*, wie überall in den romanischen Sprachen, auch bei Thibaut durch die Position geschützt ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Digitized by Google

Die Verwandlung eines *lat. betonten o* in *a* vor einem Nasal[44] ist nicht selten; 64 wird *dame* mit *ame* gebunden.

Die lat. Endungen *-aticus*, *-atica*, *-aticum* werden *-age*. In zwei Stücken (12 und 46) finden sich burgund. *-aige* im Reim mit *-age*: coraige : sauvage; eaige : coraige (12); outraige : saige; folage : *baise* (46) (vgl. *faice* : *efface* 46, 5). Zweimal begegnen wir der Schreibweise *aje:* herbergaje : usaje (4); coraje : iretaje; visaje : tesmougnaje (41). Das Vorwiegen von *-age* und die Schreibweise *-aje* machen es glaublich, daſs Thibaut diese Endung *a'ge* aussprach.[45]

Die Endungen *ant* (*ans, anz*) und *ent* (*enz*) finden sich vollständig im Reim miteinander gemischt, ohne jegliche Rücksicht auf die Etymologie.

Ebenso werden die Endungen -ance und -ence ohne Unterschied im Reim gebunden: semblance : deservance : *penitence* 3, 3; pesance : avance : *penitence* 9, 1; tence : enfance : alegance 9, 2; France : *presence* 53, 4; contenance : acointance : *penitence* : vaillance 59, 4; balance : comence : vengeance 61, 5.

Thibaut kennt also keinen Unterschied mehr in der Aussprache der Laute an und *en.*

ai (ei, e). *ei aus lat. i + komplet. Nasal wird überall durch ai ersetzt*: remaindre : plaindre : ataindre 10, 1; maindre : faindre : destraindre 10, 2; plaindre : graindre : faindre : estaindre : remaindre 19, 5 etc.

ai aus lat. a + einf. oder komplet. Nasal wird gebunden mit ei aus lat. e + einf. Nasal: iceine : souveraine : *saigne* : Siraine : peine; haleine : Heleine : vilaine : d'estraine (59).

Die Reime daigne : pregne : montaigne : Alemaigne : soviegne : souffraigne : viegne : Champaigne zeigen, daſs *ai aus lat. a + Nasal, e aus lat. e + komplet. Nasal* und *ie aus lat. e + Nasal gleich lauteten für unseren Dichter.* Auſserdem zeigen sie uns einen dem Osten eigentümlichen Zug, nämlich die *Angleichung des n an ai.*[46]

Wir sehen ferner, daſs die *Verwandlung von ei in ai* im Begriff ist, sich bei Thibaut zu vollziehen.[47]

---

44 Vgl. G. Lücking, Die ältesten franz. Mundarten, Berlin 1877. p. 110.
45 Siehe F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranz. Heilbronn 1878, p. 13 ff.
46 F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre p. 4 ff.
47 Vgl. P. Meyer, „Sur An et En toniques" dans les Mém. de l. S. Ling. de Paris t. I, p. 244—270. — Lücking p. 106 ff. — Neumann p. 24 ff. —

Digitized by Google

Der Diphthong *ai* in männlichen Versen reimt gewöhnlich nur *mit sich selbst*, an 2 Stellen mit *é*: blé : regardai (39); aurai : désiré (47).

In einem Liede (31, Geleit) ist *ais* aus *lat. a + Guttural gebunden mit ès aus lat. ĭ oder ĕ in Position*: mais (magis) : fais (fascis); adès (ad ipsum) : après (pressum).

ai in den weiblichen Reimen kommt in den meisten Fällen von *lat. a + Guttur. verdichtet in i*: veraie (veracum) : essai (exagiare) 8, 1; esmaie (esmagare von *unmagên*, Diez, Etym. Wörterb. I) : plaie (plagam, Schlag) 8, 2; 57, 3; *j'aie* (habeam) : veraie 57, 4; apaie (apaciat) : essaie : *manaie* (manu adjutare) 61; retraire : afaire : debonnaire (atrium, arium, Diez, Etym. Wörterb. I) 16, 3; contraire : faire : plaire 16, 4; esclaire (esclarare) : taire 21, 1; repaire : faire : saintuaire; atraire : contraire 25; haire (*hâra*, ahd.) : maltraire : faire : aire (Nest, Horst, Diez, Etym. Wörterb. I; B. ten Brink, Dauer u. Klang p. 13, 36).

Die Reime, welche ein *l mouillé* enthalten (8, 5; 33, 5 u. Geleit; 62, 3 u. 4) beruhen lediglich auf *lat. ali + Vokal.* Die *Schreibung* der Wörter mit dem mouillierten Laut ist ganz verschieden bei Thibaut, z. B. travail 61, 1; travaill 32, Geleit; traveillé 2, 1; allors 23, 4; faille, failli, falir 65, 3; apareillier 4, 5; esveiller 59, 2; esveillent 34, 4; vellant 34, 5; consoil 52; consoillez 53, 1; consel 6, 1; merveillier 2, 28; merveille 58, 1; esmerveille 59, 3; mervoille 15, Gel.; 53, 3; mervelle 6, 2; 8, 3; 17, 2; mervellant 58, 2; mervel 10, 2; meillor 60, 3; moillor 48; millor 3, 3; 11, 2; 61, Gel.; 64, 1; perillier 23, 4; acuel : *orgueil* : duel : oel 8, 1 u. 2; 58, 4 u. 5; *oeil* 8, 1; oil : somoil : doil : orgoil : acoil 13; orgellex 14, 5; toillier 49; voilliez 26; 17, Gel.; voille 65; vaille 16, 2. — Die Verwandlung der Endung *eil* in *oil* hat sich also bei Thibaut noch nicht vollzogen.[48]

au s. l.

è.[49] Es kommen nur wenig Reime vor, denen dieser Vokal zu Grunde liegt, der herkommt

1) *von lat. e + komplet. Konson.*: ivers : sers (servus) : divers : fers (ferus) : pers : vers : *ades* (ad ipsum) : ters (tersus) 36; novele : bele : sautele (saltellat) : chansonelle : renovele : apele (1, 1 u. 2);

Koschwitz, Überlief. u. Sprache der Chans. Du Voyage de Charlem. à Jérus. et à Constant, p. 26 ff.

[48] Lücking p. 203 u. 205.

[49] In Bezug auf die Aussprache der drei Vokale è, é, e s. Lücking p. 91 ff.; dagegen B. ten Brink, Dauer u. Klang p. 22 ff.

Digitized by Google

2) *von lat. ae + komplet. Konson.*: reconquerre : serre (sera) : querre : requerre (8, 3 u. 4).

é. Der *é-Laut* der männlichen Reime kommt aus *lat. a vor einfachem Konsonanten* (ausgenommen Guttur. und Nasal), welches sich findet

1) in den Part. auf -atum: navré : colouré : *reverrez* : grevé : *ses* : cheanté (2) etc.;

2) *in der Endung -atem*: esté 6 (vgl. *estey* 38); volenté 21; poesté, honesteté 43; débonaireté; — oder *-itatem*, sei es, dafs *lat. i* nach den Lautgesetzen[50] *schwindet*, wie in bonté, clarté 6; beauté 2; fierté 3, 8; maleurté, fauseté 61; — oder dafs *der Bindevokal sich hält* („gelehrte Wörter"): verité 43; dignité 61;[51]

3) *in den Adjektiven und Substantiven auf -atum*: gré 3; ferré, savouré 6; savourez, saveres (saporatus) 29 u. 46; comté, costé, côté 47; dé 35; pré 47;

4) *in der Infinitiv-Endung -are*: 2, 5, 6, 7, 8, 11 u. s. w.;

5) *in der Verbal-Endung -atis*: 29, 44, 52, 53, 64;

6) *in den Substantiven auf -are*: d'outremer 56; in dem Adverb *asses* (adsatis) 46 und dem Subst. *grez* (gradus) 44; in *nes* (nitidus) : *bes* (celt. beic, bek) 65; in *Barnabé* 44;

7) in der Verbal-Endung *-avi*: regardai 39.

Auch die Endung des Futurs -ai (habeo) reimt hier mit: *aurai* — désiré 47.

Was endlich die *weiblichen Reime* anlangt, die sich auf geschlossenes e gründen, so kommt davon nur die eine Art auf -ée vor aus *lat. a vor einf. Konson., ausg. Guttur. u. Nas.*: 1, 3, 7, 14, 18, 19, 21, 25, 28, 29, 40, 42, 43, 48, 52, 53, 54, 56, 57, 59, 60, 64.

Die Thatsache, dafs die Futur-Endung -ai mit é anstatt mit è reimt, bekundet eine Neigung des Dichters zu der modernen Aussprache dieser Endung.

ié. Dieser Diphthong kommt

1) *von lat. a + einf. Konson. unter dem Einflufs eines vorhergehenden c oder i*: envoier (indeviare) 21; renvoié (reindeviatum), renoié (renegatum), pechié, pitié 63; irié (iriatum), congié (commeatum) 7; herbergier 4; 14; chier, esmaier (exmagare) 42; jugier (judicare) 42;

---

[50] Diez, Gr. II, 176.
[51] Diez, Gr. II, 363.

Digitized by Google

targier (tardicare) 16, 40; loier (locarium), rimoier (rimicare), esbanoier (exbanicare) 17; foier (focarium) 30; comencier (cominitiare), avancier (ab-antiare) 1 u. s. w.;

2) *von lat. a oder e, mit dem sich ein i aus der folgenden Silbe verbindet* (*Attraktion, Transposition, Epenthese*[52]) in Wörtern auf *-arium*: portiers, premiers, pantoniers (palitonarius), huissiers (ostiarius), Oliviers (oliviarius), gonfanoniers (ahd. gundfano) 31; chevaliers (caballarius), dongiers (damnarium), legiers (levarius), laisiers (laquearius) 51; deniers (denarius) 61; vergiers (viridarius), acier (aciarium) u. s. w.; — auf *-erium*: desiriers (desiderium), mestier (ministerium) 30, 57, 64, 66;

3) *von lat. e + einf. Kons.*: gie (ego) 7; pies (pedes) 52, 53; bien, rien 5, 7, 21; vient, tient 32; crient (tremit) 53; iert (erit), fiert (ferit), affiert 56;

4) *von lat. ae + einf. Kons.*: quiert, requiert, conquiert, enquiert (quærit) 50.

Die weiblichen Reime, welche *ié* enthalten (21, 34, 38, 40, 52), entsprechen denselben lat. Vokalen wie die männlichen.

In Bezug auf die Aussprache des Diphthongs *ie* ist Neumann p. 58 ff. zu vergleichen.

i. Der Vokal *i* in den männlichen Reimen auf *i, ir, is* (*iz*) kommt

1) *von lat. i + einf. oder komplet. Konsonanz;*

2) *von lat. e + einf. Kons.*: merci (mercedem) 3; païs (page[n]se) 54, 55; priz (pretium) 54; pis 23 u. s. w.

Das *i* der weiblichen Reime auf *ie, ire, ise*(*nt*) entspricht

1) *lat.* ī + *einf. Kons.*: vie (vitam), mie (mica), amie (amica) 19 u. s. w.; im Präs. der Verben auf *-itare*: s'ecrie (ecritare) 41, 5; besonders in den *Part. auf -ita*: saisie, partie 4; oblie 29; deservie, sentie 34 u. s. w.; — auch in den *Part. der Verben, welche ihre Konjugation geändert haben, indem sie dem Part. auf -ita folgten*: abaissie (adbassiata), assegie (assediata) 4, avoisie, multiplie 59 u. s. w.; — in den *Subst. auf -ia*: courtoisie, seignorie, vilennie 4; maistrie, folie, abeie, drurie 47; tricherie, felonie, maladie, letargie, compagnie u. s. w.; in *Eigennamen*: Marie 40, 41, 54, 62; Brie 52; Surie 55; Romanie 59. — In den Formen *aïe* (adjutam) 4, 19, 52 und *umelie* (humilias) 19, 43 kommt das *i* von *kurzem lat. i.*

2) *lat.* ī + *kompl. Kons.*: envie (invidiam) 29; ocire, rire, dire 27;

---

[52] Neumann p. 24 ff.

Digitized by Google

in *Subst. auf -itium, -itia*: jostise, devise, comandise, juise (judiciam) 3; servise, covoitise (cupidititia) 10; franchise 38; feintise 53;

3) *lat. e + komplet. Kons.*: sire (senra) 27.

ò. Der offene o-Laut unterscheidet sich auch bei Thibaut von allen anderen o-Lauten. Er kommt her

1) *von dem lat. Diphthong au*: parole 36, Pol 44, chol (caulem) 44, tresors 66;

2) *von lat. o in Position*: col, fol 44; afole, escole (*iscola* anstatt *schola*), vole (volat) 36; mort, tort, confort, fort, deport, sort 23; recort 8; acort 51; hors (forris), cors (corpus), ors (horridus) 66.[53]

ó. *Das geschlossene o* kommt bei Thibaut unter verschiedener Gestalt vor: *o*, *ou*, *u* nnd *eu*. Es entspricht

1) *lat.* ō + *einf. Kons.* in der Endung *-orem*: amors, dolors 2 u. s. w., willkürlich ersetzt durch *ou*: amors : seignors : tristours : estours 31; paor : dolor : covertour : amour 37; nos : rescous : vous 64;

2) *lat.* ŭ *in Position*: jor 3 (jour 18); aubor 30; tors (turris) 23;

3) *lat. o entweder vor einf. Nasal*: non 3; nom, Mahom 19; don son 50 u. s. w.; *am häufigsten in den Subst. auf -onem;* oder *vor komplet. Nasal*: semont, fons, respons 7; besoing, tesmoing, doing, poing 8 (das i zeigt nur den mouillierten Laut an); *huit* (oculum) 4, 2; *avugle* (aboculum) 54, 3; tuil 54, 3;

4) *lat.* ŭ *vor einem Nasal*: mont (mundum), dont (de unde) 7; sont, parfont (par fundum) 54 u. s. w.;

5) *lat. a, e, i vor einem Nasal,* in den ersten und zweiten Personen des Plur. der Verben: faisons, amendons 55; attendons 62; plaignons 65; ont, font 51; venront 54.

eu = *ó* findet sich vor *s* oder *x*, aus der Endung *-osus*: perilleus, amoureus 24; avantureux, perilleux, envieux (*envioux* 44, 4), angoisseux, luxurieux 26; dolereux 65, im Reim mit *gieus* (jocus, jeu 55, 3), deux (duos), dieux, ceus (ecce illos).[54]

u = *ó*, entsprechend *lat.* ŭ, findet sich: *sunt* 4, 2; 13, 2; 21, 5; 29, Geleit; 31, 2; 32, Geleit; 50, 6; *volunté* 21, 5; *u* (ubi) 54, 1.[55] Dieses u ist ein *normannischer Zug*, vgl. avugle (ab oculus) 54, 3.

Reime wie amour : valour : secors : plors 66 u. a. beweisen, dafs *o* und *ou* unserem Dichter *gleich lauteten*; dafür, dafs der Vokal *u* in

[53] Neumann p. 47. — Lücking p. 149 u. 169.
[54] Neumann p. 46.
[55] Koschwitz, Überl. u. Spr. p. 32.

Digitized by Google

Thibauts Liedern auch diese Aussprache hatte, giebt es keinen sicheren Beweis.[56]

oi. Dieser Diphthong entspricht

1) *lat.* ē + *einf. oder komplet. Konson.*: proi, moi 3; voi 8; soi, croi, foloi 10; quoi, conroi 36; cois (quietus) 53; cortois (cohorte[n]sis) 25, 41; Champenois 41; pois (pensum) 25; droit 42; adroit 24; endroit; besonders in den Infinit. auf -ere; im Sing. des Imperf. und Kondit. aller Konjugationen;

2) *lat.* ĭ + *einf. oder kompl. Konson.*: foi (fidem) 10; nois (niveus) 25; fois (vicem) 5; soit (siat) 24; destroit (destrictum) 24; exploit (explicitum) 24, 61; ostrois 41; otroi (auctorio) 10; frois (frigidus) 5;

3) *lat.* ŭ *vor einem Nasal*: poing (punctum) 8, 3;

4) *lat.* ŏ: doil (doleo), oil (oculi), orgoil (ahd. urguolî), acoil (colligo), somoil (somniculum), voil (volo) 13.

Das *oi der weiblichen Reime* kommt her

1) *von lat.* ē + *einf. Kons.*: croie (credat) 4; moie (meta), desroie (deredat), recroie (recredat) 4; arboie (*arbroie = arboreta?*) 41; dosnoie (domneat) 47; proie (pr[a]edam 55; besonders im Imperf. auf -ebam und im Kond.: avoie, soloie, maistroie 2; oseroie, vauroie 4 u. s. w.;

2) *von lat.* ĭ: desloie (disligo) 3; voie (videat) 4; emploie (implicat), guerroie (werricat), retroie (retricem) 4; foloie, chastoie (castigat) 1, 4; effroie (exfrigido) 24; otroie 24; convoie (conviat) 4;

3) *von lat. au*: joie (gaudia) 4; oie (audiat) 4.[57]

u. Der Vokal u entspricht

1) *lat.* ū + *einf. oder komplet. Konson.*: vertu, jus (jusum, eorsum), sus (susum), dessus, plus, confus, us (usum) 30; laudamus 66; Pyramus 30; Julius 15; saluz 21; — *besonders in den Part. auf -utum*: perdu, creu 43; avenu 56; esmeuz, deceuz, esleuz 21; — *und im Perfekt auf -ūi*: fu 45; — *im Plusquamperf. auf -ūissem*: fust, pleust, despleust (depleust) 8;

2) *lat.* ŭ + *komplet. Konson.*: nus (nullus) 15, 65, 66.

Das *u* der weiblichen Reime entsteht aus *lat.* ū + *einf. oder komplet. Konson.*: dure, aventure, mesure, nature, cure, ardure (ardura), deconfiture (disconfutura) 34.

---

[56] Neumann p. 45. — Diez, Gr. I, p. 425.

[57] Vgl. über den Diphthong oi: F. Neumann p. 55. — Koschwitz, Spr. u. Überl. p. 38 ff. — Lücking, Mundarten p. 204. — Rofsmann, Roman. Forschungen, Organ f. rom. Spr. I, 145. — Osk. Ulbrich, Zur Geschichte des franz. Diphth. oi, Zeitschr. f. rom. Phil. III, 385.

Digitized by Google

ui. Dieser Diphthong hat seinen Grund

1) *in lat. u*: dui, fui, autrui, sui, cestui, glui (gluye) 32; *recui* (recepi) 6; *crui* (credidi) 14;[58]

2) *in lat.* ō: anui (in odio) 14, 32; conui (cognovi) 14, 32; mui 31.[59]

Aus den Reimen dui : *ravi* : autrui : sui 6; sui : *ami* : fui : mui 31; *languir* : *oir* 18, 1; *languir* : *morir* 1, 1; 20, 1; *consievir* : *fuir* 26, 2: *di* : *enfui* 39 geht hervor, dafs der Diphthong *ui* von Thibaut als *steigender* gesprochen wurde.[60]

y. Dieser Buchstabe hat bei unserem Dichter nur *graphische Bedeutung* und vertritt nach Belieben *i:* oubly, ouye, vy, feray, playe 59, 2; yoer 61, 3; getey 4; celuy 27, 6; ay-je, ennuy 29, 1.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schlufs, dafs *an* und *en* unserem Dichter gleich lauteten, dafs *ei* aus lat. *i* mit folgendem komplet. Nasal durch *ai* ersetzt ist, und dafs *ai* aus lat. *a* mit folgendem Nasal reimt, mit *ei* aus lat. *e* mit folgendem Nasal und mit *ie* aus lat. *e* und folgendem Nasal; dafs ferner die mouillierten Endungen *el*, *eil*, *oil* durcheinander reimen; dafs die Futur-Endung *ai* im Reim mit *é* eine Neigung zur modernen Aussprache dieses Diphthongs zeigt; dafs endlich die Laute *ó* und *ou* miteinander gebunden werden, so kommen wir zu dem Ergebnis, dafs der Vokalismus bei Thibaut sich in einem Zustande des Überganges befindet, der sich ganz besonders an den Vokalen vollzieht, die aus lat. *a* und *e* vor komplet. Nasal oder aus ō vor einfacher Konsonanz stammen.

Was die *Konsonanten* anbetrifft, so können wir uns auf einige Bemerkungen zu der Liquida *l*, zu den Dentalen *t*, *d*, *s*, *z* und zu den Gutturalen *g* und *c* beschränken.

l. *Anlautendes l* behauptet sich; die Verwandlung in *r* ist der alten Sprache gemein: rosignols (lusciniolum) 33, 1.

Im Inlaut, sei es *vor lat.* oder *roman. Konsonanz*, *vokalisiert es sich gewöhnlich:*

1) al + Konson.: Thiebauz, Renaut 26; sauvée 20, 4; sautele 1; saut 39, 2; assaut 15, Gel.; 55, 5; autrui 2, 3; 6, 3; autre 9, 3; 2, 1; 2, 3; 3, 2; 8, 2 etc.; tieus 8, 4; aucune 3, 1; 8, 4; maus 3, 1;

[58] Zu vergl. in Bezug auf die beiden letzten Formen Diez, Gr. II, 244.
[59] Diez, Gr. II, 244.
[60] Neumann p. 55, 58.

Digitized by Google

4, 3; 3, 5; 7, 2 etc.; haute 4, 1; 12, 3; 17, 3; roiaume 9, 4; 55, 2; loiaus 4, 4; 7, 6; 17, 5; chaut 25, 1; fause 7, 4; vaut 7, 6; 9, 2; 17, 1 etc.; vauroise 8, 5; 10, 5; 14, 1.

2) *ol* + *Konson.*: coup (colaptus) 6, 4; voudroie 21, 3; veut 14, 3; vuet 26, 4; seus (solus) 17, 2; vousist 24, 8;

3) *ul* + *Konson.*: douce 1, 2; 2, 1; 2, 5; 3, 4 etc.; douz, dous 3, 3; 9, 4 etc.; mout 3, 3; 7, 1 etc.; eus (oculos) 41, 2 (vgl. huiz 21, 5 und huis 31, 2);

4) *el* + *Konson.*: mieudre 1; mieux 49; mieuz 16; 22, 4 etc.; beau 10, 2; 12, 4; 16, 4 etc.; biau 3, 2; 8, 2; 11, 1 etc.; beauté 3, 2; 6, 1 u. 2; 21, 4 etc.; biautez 21, 1: 7, 4 etc.;

5) *il* + *Konson.*: sauvage 2, 1; 12, 1; ceus 43, 6; 55, 1; fiz 41, 5.

Oft fällt l weg: cop 2, 5; 6, 5; nus 11, 1; 12, 1; 2, 5; 7, 2 etc.; iex 2, 1; 3, 3; 11, 1; 21, 5; 57, 3; tex 3, 1; 7, 1; 14, 2; tiex 22, 4 etc.; orgex 14, 5; 30, 4; orguex 65, 2; miex 2, 3; 8, 2; beax 46, 1; 44, 6; liquiex 47, 1; desleax 48, 2; fox 60, 1; 61, 2.

Die ursprünglichen Formen sind weniger zahlreich: salvée 1, 3; velt 2, 4; 23, 3; 33; molt 2, 3; 6, 3 etc.; moult 4, 6; 10, 5 etc.; dols 6, 2; 23, 1; ielx 38, 5; quelx 7, 5 etc.; liquelx 45, 1; orgellex 14, 5; nuls 17, 3; folx, fol 44, 3; melx 17, 5; mielx 35, 3; filz 41, 3; colpes 51, 2; col 44, 3; chol 44, 4; vault 55, 3; voult 4, 2; bault 25, 2; 26.

Über *l mouillé* s. p. 207.

t, d. Die Dentalen *t und d fallen gewöhnlich aus* vor *s* (z), bisweilen auch *am Ende* der Wörter: drois 2, Gel.; 15, 2; 21, 4 etc.; touz, toz, tous 3, 1; 13, 3 etc.; regars 5, 2; pers 24, 5; fons 7, 2; respons 7, 2; rens 7, 6; celans 7, 6; laissans, puissans 22, 1; gens 8, 2; talans 8, 3; Rolans 31, 4; esgaz 10, 4; mors (mortuus) 21, 2; confors 11, 1; amans 14, 2 (dagegen amants 15, 2; pronts 31, 3; pesants 15, 4; puants 56, 5); — salu 40, 2; nui (noctem) 65, 1 (dagegen nuit 43, 1); es (est) 13, 4; quan 19, 2; rendi 40, 2.

Bisweilen findet sich *c* statt *auslautender Dentalis* nach Analogie von teneo = tenjo = tieng (9, 2) = tienc : selonc 6, 3; sanc 63, 1; atenc 15, Gel.; parc 52, 2; perc (vgl. enfinc 49, 3; ainc 14, 3; 25, 5).

s, z, x. *s vor nachfolgender Konsonanz hält* sich in den meisten Fällen, aber es *lautet* nicht mehr, wie aus der Schreibweise folgender Beispiele hervorgeht: respons 7, 2 und repondit 39, 4; repont 40, 2; plaist 58, 5 und plait 1, 3 (plait 22, 3); toujors 60, 5 und tousjors

Digitized by Google

60, 1; souspris 5, 1 und soupris 4, 4; sospir 5, 5 und sopir 1, Gel.; sospeçon 50, 4 und soupçon 32, 2; vostre 2, 3; 5, 1 und votre 3, 1; 3, 2 etc.

Dafs *s*, *x* und *z* für unseren Dichter gleich sind, geht aus folgenden Beispielen hervor: sans 5, 1; 3, 2; 3, 4 etc.; sanz 3, 3; 24, 3 etc.; grans 8, 3; 3, 5; 6, 2 etc.; granz 2, 4; 5, 2; 4, 6 etc.; dous 9, 4 etc.; douz 3, 3; 5, 2 etc.; tous 11, 5 etc.; touz (toz) 3, 1 etc.; envis 15; enviz 10, 1; 20, 1; dones 11, 1; donez 11; tenes 11, 5; retenez 21, 5; pities 5, 5; pitiez 3, 1; droiz 21, 4; drois 15, 2; amiz 22, 2; amis 22, 2; raizon 22, 3; raison 22, 4; morz 24; au desoz 30, 1; au dessus 30, 1; nuz 36, 5; nus 12, 1 etc.; ox 27, 1 (os); loiaus 7, 6; deloiaux 52, 5; liquels 17, 4; liquelx 45, 1; 48; 49; dous 9, 4 etc.; douz 3, 3 etc.; doux 64; dieus 18, 4; diex 42, 1; dex 35, 2.[61]

Die Verbindung *ls* oder *ils* wird oft durch *x* ersetzt: iex 2, 1; 2, 5; 3, 3; 11, 1; 21, 5 etc. (siehe *l*).

Auslautendes s (z, x) *ist hörbar*, was die Reime beweisen: jus : nus; nus : confus; sus : plus; plus : dessus; Julius : plus (15). — Sus : par us : audessus; Pyramus : plus : confus (30). — Plus : par us (31). — Sus : jus; nus : audesus (65). — Plus : nus; desus : laudamus (66).

g. *Anlautendes g* bleibt vor *a*, *o*, *u immer guttural* nach der allgemeinen Regel. Die Verbindung *gu* wird meist durch *g* ersetzt: garder 3, 4; 8, 2; garir 10, 1; garison 10, 5; garentir 17, 2; gieter 25, 1; gite 48, 1; sie erhält sich in: guerdon, guerredon, guirredon 2, 1; 8, 3; 10, 5; 13, 4 etc.; guerpir 44, 4; guerroie 4, 3; 12, 2; guiller 11, 2; guile 43, 3; longue 43, 3; longuement 3, 5 (dagegen longe 40, 5).

j für palatales *g* findet sich 10, 2 jent (dagegen gant [gent] 1, 1); öfter im Inneren der Wörter: vanjance 3, 4 (venjeance 61, 5); vanjement 63, 3; serjans 64; herbergaje 4, 1; usaje, coraje, irelaje, visaje, tesmongnaje, naje 4.

c für *auslautendes g*, nach provençalischer Weise, findet sich: lonc 3, 6; 23, 2; 53, 1; quic (cogito) 66, 4 etc.

Palatales g vor Konsonanz stellt sich dar als *ge*, *gi* oder *g*: angele 54, 4; virge 54; 64; vierge 42, 1; avugle 54, 3.

---

[61] Vgl. über s, x und z Lücking, Mundarten p. 130. — Koschwitz Uberl. u. Spr. p. 64. — Neumann, Zur Laut- u. Fl. p. 105 ff.

Digitized by Google

Häufig findet sich *g in den Endungen der Wörter* zur Bezeichnung eines *nasalen oder palatalen Lautes*: plaing 26, 1; tieng 4, 2 (tieg 25, 5); sosviegne 58, 4; viegnent 61, 4; pregne 15, 2; j'aing 16, 2 (aig 28, 3; 29, 2); demeng 4, 4; doing, poing 8, 4; coing 62, 5; loing 10, 5; loingz 21, 5 (loin 30, 5); besoing, tesmoing 8, 3: moigne (moine) 26, 4.

c, ch, q, k. Zwischen *c* und *ch* ist *kein Unterschied*: cançon 4, 5; 52, 2 etc.; chanson 1, 1; chançon 2 etc.; — canter 4, 1; 8, 3; canterai 4, 1 etc.; chanter 5, 4; 5, 5; chant 4, 1; 7, 1 etc.; — cose 46, 5; 57, 6; couse 8, 1; chose 7, 2; — cangier 23, 2; changier 2, 3; — cil 4, 6; 5, 1; chil 6, 3; chi 10; cele 6, 5; 11, 1; chele 14, 4; celi 13, 1; cheli 28, 1; ca 66, 5; cha 62, 1; — occire 26, 6; ocist 11, 3; 65, 1; ocis 22, 3; 4, 3; ochies 26, 6; ochient 65, 5; ochist 57, 3; — merci 3, 2; merchi 14, 3; — douce 3, 2; douche 14, 3; — boce 2, 5; bouce 46, 1, 2, 3, 4, 5; bouche 63, 4; — saiciez 2, 2; saciez 5, 4; 55, 1; sacies 50, 6; 52, 1; saichiez 22, 5; 53, 1; sachiez 4, 6; 5, 1; saichies 50, 1; sachies 26, 6; saichiauz 66, 4; saiche 53, 2; sache 52, 2; — rice 66, 2; riche 40, 2; brance 66, 4; france 13, 2; esmaianche, semblanche 57, 2; — (fres 2, 5) frece 40, 4; fresche 45, 2; 12, 4.

Auch *k* und *q* gelten als gleich und treten an die Stelle des lat. c: qui, que = ki, ke (k fast immer bei Elision des e); quidier (cogitare) 2, 4; 4, 2; 4, 3 etc.; quit 15, 4; quidai 10, 2; cuidai 10, 2; quar 32, 5; car 2, 2; 3, 3; 4, 1 etc.; keillir (colligere), kielt, kieut, keudra, koilli 66, 2, 3, 4, 5; eskapes 60, 4; kachiere 26, 4.

Vor *flexivischem s* fällt c weg: ars (arcus) 30, 3; clers (clericus) 53, 2; Turs 15, 4 etc. In Bezug auf die unregelmäfsigen Formen *justise*, *feintise* 53, 5, 6 vergleiche man Koschwitz, Überl. u. Spr. p. 72.

Es ergiebt sich aus der Lautlehre für die Feststellung der Sprache Thibauts, dafs sie keinem der altfranzösischen Dialekte ausschliefslich angehört, denn wir finden in ihr sowohl normannische, als auch pikardische und burgundische Spuren.

Normannisch ist z. B. 1) *u* für *o*, *ou*, *eu*, *oi*: sunt 4, 2; 13, 2; 21, 5; 29, Gel.; 31, 2; 32, Gel.; 50, 6; 54, 3; — voluntė 21, 5; avugle 54, 5; — u (où) 54, 1; — huil (oi, œil) 4, 2; — huiz 2, 5; huis 31, 2; — muir 15, 1; — vieille, tuit 16, 2, 3; — truis (trouve) 12, 1; 43, 4; tueve 53, 3; vueul 57, 2; — paritruis 56, 2. — 2) *ei* für *ai*: seit 16, 5. — 3) eus (oculos) 41, 2.[62]

[62] Fallot, Recherches etc. p. 124.

Digitized by Google

Pikardisch ist 1) *ie* für *e* (auch burgund.), vgl. die Reime auf *ié* p. 208. — 2) *o* und *ou* für *eu* (auch burgund.), vgl. die Reime p. 210. — 3) *oi* für *ai*, vgl. die Reime p. 211. — 4) *ch* für *ç* oder *ss* aus *lat. ci*, *ti*, vgl. die Gutturale p. 215. — 5) *c* (k) für *ch*, vgl. die Gutturale p. 215. — 6) *c* für *auslautende Dentalis*, vgl. die Dent. p. 213.— 7) *seuc* = *seui* = *sus* (sapui) 55, 5. — 8) *g* für *gu* und *j*, vgl. die Guttur. p. 215. — 9) *boine* 58, 1; 60, 4; 34, 1; boin 45, 2; 66. — 10) Formen wie biau 3, 2; 8, 2; 11, 1; *estaublie* 62, 2 etc. (vgl. establi 6, 1). — 11) Die Zusammenziehung von *ols*, *els*, *ous* und *ils* in *ox*, *ex*, *ix*, vgl. die Dent. p. 213.[63]

Burgundisch ist, aufser den auch im Pikard. vorkommenden Merkmalen 1, 2 u. 3, 1) die Modifikation der Vokale durch sogenanntes *parasitisches i*: poesteiz 10, 1; eaige 12; saige 46, 3; saichiez 53, 1; saiche 53, 2; Paraidis 55, 3 (Paradis 48, 4); siehe die Reime auf *age* und aigne p. 206. — 2) *iau*, *iaz*, *ias*, *iax* für *eau*, *eaux*, siehe die Dentalen p. 213. — 3) Die Erhaltung des *l*, siehe die Liquiden. — 4) Die Anwendung eines *g* am Ende der Wörter zur Bezeichnung eines Nasallautes, s. unter *g* p. 215.

Wir sehen also, dafs sich von allen drei Mundarten Spuren in den Liedern Thibauts finden, und zwar von der normannischen nur geringe, dagegen eine grofse Anzahl von der pikardischen und burgundischen. Daraus würde man nun schliefsen können, dafs die Sprache Thibauts einem Gebiet angehört, welches sowohl Teile von der Pikardie als auch von Burgund umfafst. Da es jedoch für einen derartig gemischten Dialekt keinen Namen giebt, so haben wir auch für die Mundart unseres Dichters keinen besonderen Namen, es sei denn, dafs man alles, was sich sonst nicht unterbringen läfst, unter dem Namen der *Mundart von Isle de France* zusammenfafst. Gust. Lücking (Die ältesten frz. Mundarten) hat zwar sehr scharfsinnig den Nachweis zu führen gesucht, dafs es in der That eine solche Mundart gegeben hat, für deren Vertreter er den Chrestien v. Troie hält. Indessen, ganz abgesehen davon, ob ihm der Beweis überhaupt gelungen ist (vgl. Förster, Zeitschr. f. rom. Phil. I, p. 564), treffen mehrere der für diese Mundart von Lücking als besonders eigenartig aufgestellten Merkmale in Bezug auf die Sprache Thibauts nicht zu.

1) Als *eigentümlich* für die Mundart von Isle de France bezeichnet

[63] Fallot, Recherches etc. p. 127.

Digitized by Google

Lücking *frz.* *ó* aus *lat.* ō (p. 202); aber bei Thibaut wird, wie wir gesehen (p. 210), auch *ou* daraus.

2) Ferner soll sich in dieser Mundart vor *palatalem l* stets *oi* statt *ei* finden (p. 203); wir finden bei Thibaut jedoch *eil* und *oil* durcheinander (p. 207).

3) *L vor folgender Konsonanz* soll stets wegfallen nach Lücking (p. 206); aber wie wir gesehen haben, bleibt es auch bei Thibaut (p. 213).

4) Wörter wie *oel*, *orguel* etc. sollen nach Lücking (p. 206) immer *ohne i* geschrieben sein; sie finden sich jedoch bei Thibaut auch *mit i* (p. 227).

Man kann daher nicht behaupten, wie Théod. Maréchal will,[64] dafs die Sprache Thibauts der Mundart von Isle de France angehört. Berücksichtigt man noch weiter den Umstand, dafs, wie wir oben aus dem Schwanken der Lautbezeichnungen *an*, *en*; *ei*, *ai*; *o*, *ou*, *o*; *eil*, *oil* nachgewiesen, sich die Sprache Thibauts in einem Zustand des Überganges befindet, so wird man um so mehr zu der Behauptung berechtigt sein, dafs sie nicht als der Ausdruck einer vollständig ausgeprägten Mundart zu betrachten ist.

Über die *Flexion* in den Liedern Thibauts können wir kurz hinweggehen, da sie weder besondere Eigentümlichkeit noch Mannigfaltigkeit zeigt. Bei der beständigen Wiederholung derselben Gedanken und Redewendungen ist leicht begreiflich, dafs sich auch Wort und Form beständig wiederholen. Das, was wir im allgemeinen als charakteristisch am Vokalismus und Konsonantismus bezeichnet haben, nämlich ein Schwanken, Übergehen vom Alten zum Neuen, läfst sich auch hier bemerken.

I. *Die Verbalformen* folgen den allgemein gültigen Gesetzen.

Die 1. Pers. Sing. ist gewöhnlich flexionslos, doch finden sich auch häufig Formen mit *s*: vais 1, 4; crois 3, 1; vois 6, 5; 7, 1; 14, 1; suis 10, 2; dois 11, 5; truis 12, 1; rens 7, 5; — mit *e*, um die Aussprache des *c* zu markieren, 9, 2 *tence*.

Das *t* der 3. Pers. Sing. der 1. Konjug. ist geschwunden, die anderen Konjugationen haben es.

Die 2. Pers. Plur. ist *-es* oder *-ez*.

Der Konjunktiv der 1. Konjug. wird, nach der Regel, ohne *e* gebildet, die übrigen Konjugationen folgen ebenfalls den allgemeinen Regeln.

[64] Théod. Maréchal, Sur les chansons de Thibaut, Roi de Navarre.

Digitized by Google

Nichts Merkwürdiges haben Präsensformen wie sai 5, 5; 17, 3; 39, 5 etc.; ses 2, Gel.; set 10, 2; 12, 1; 16, 5; 17, 5; 22, 1; 28, 4; 40, 3; scet 28, 4; sevent 20, 5; seit 16, 5 (vgl. p. 206); het 29, 2.

Der Diphthong des Imperfekts ist *oi*.

Das *e* des Futurs der 1. Konjug. erhält sich gewöhnlich, bisweilen *fällt es aus:* prirait 2, 3; couverrai 7, 4; demorront, demourront 54, 2, 3. *Sekundäres e* findet sich in *deveroient* 5, 4; 13, 5 (dagegen devroit 16, 2; 17, 2).

II. *Die Nominalformen* bieten ebensowenig Eigentümlichkeiten.

1) *Regelmäfsig sind Nomina aus der 1. lat. Deklination* wie dame 1, 2; amie 40, 3; ante 30, 1; rose 41, 1; ame 1, 4; bergiere 40, 5; roine 54; jame (gemma) 56, 5; feme 55, 2 etc. etc.

2) *Gewöhnlich sind auch die Nomina aus der 2. und 4., sowie die meisten Maskulina und Neutra der 3. lat. Deklination regelmäfsig*, z. B. Nom. Sing.: li loiaus 48, 1; li dons 52, 5; clers (clericus) 53, 2; mires 6, 16; ivers 36, 1; fins amis 44, 2; 36, 2; 46, 2; chascuns 36, 5; aucuns 65, 3; li autres 45, 1; 48, 1; chiens 45, 5; li ventres 49, 3; mains 36; ars (arcus) 30, 3. — Nom. Pl.: li chevalier 40, 2; 48, 1; 51, 1; bacheler 50, 1; 54, 1 etc. etc. — Der Casus obl. dieser Wörter ist stets regelmäfsig.

3) *Die Imparisillaba folgen ebenfalls der Regel*, z. B. Nom. Sing.: quens, cuens 48, 1; 50, 2; enfes 39, 1; rois 44, 1; tans 36, 1; cuers 38, 5; 36, Gel.; 52, 2; 56, 5; 66, 4 (obliq. s. cuer 35, 4; 57, 1); tous homs 38, 2; nus homs 56, 2 (obl. s. home 57, 1); li nous 52, 2, 5; 62, 2 etc.

4) *Desgleichen gehen die Wörter mit beweglichem Accent nach der Regel*, wie Nom. Sing. li presteres 62, 3; pechieres 62, 5. — Nom. Plur. 24, 1. — Obl. s. menteor 40, 1. — Obl. pl. plaidiors 49, 3. — Nom. s. sires 51, 2 (sire 27, 4; 35, 3); signors 31, 3; obl. s. signor 54, 1; 56, 4; seignour 61, 2; seigneur 28, 2.

5) Auch die Fem. der 3. lat. Deklination sind regelmäfsig: Nom. s. raisons 52, 5; saisons 52, Gel.; cançons 14, 5; amours 1, 1 etc.: mauvis, mercis 37, 3; estes 36, 1; bontes 50, 3; volontez 44, 2; beautes 45, 2, 4; riens 52, 1 (obl. s. rien 39, 1; 44, 1) etc.

Das Wort *deus* wird Nom. s. dex 35, 2; 55, 2; oder dieus 18, 4; obl. s. dieu 54, 2; deu 56, 5; por Dé 43, Gel.

Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel sind Formen wie: Nom. s. clerc 53, 4; deable 61, 4; nom. pl. dames 51, 4, 5; chevaliers 40;

Digitized by Google

aucuns 11, 4; nom. s. baron 35, 1; amor 42, 2; 55, 4; obl. s. filz 41, 3; amors 52, 5; 53, Gel.; covretors, defreors, valors 45, 3; paors 47, 4; nom. s. hom 39, 1; 40, 2; obl. s. hom (statt des alten *homme*) 40, 2; obl. s. vois 39, 1; crois 54, 1; rois (rete) 61, 4; nom. s. beaute 45, 3; 38, 2; flor 66, 5; cuer 53, 4; 39, 3; obl. s. cuers 66, 2 etc.

Über *die substantivisch gebrauchten Infinitive* s. weiter unten.

Die Flexion der Adjektive ist ebenfalls im allgemeinen nach der Regel, z. B.: Nom. s. sains 61, 5; pensis 47, Gel.; fins, fers, divers 36, 1; premiers 36, 2; lies 36, 5; las, gras 46, 5; chaitis 47, Gel.; clers 63, 2 u. s. w. *Ohne s* dagegen debonaire 36, 1; beneete 41, 2.

Das *s* findet sich auch im Sing. des Neutr., z. B. drois est 62, 2; 56, 1; 21, 5 u. s. w.

Die Participien auf -ans schwanken, wie recreans 46, 5; joianz 49, 1; semblanz 49, 2; apuant 49, 6; dolanz, desiranz, poissanz, saichanz, aidanz, secoranz 56; puants 56, 5; puans 65, 1; puant 65, 5; dolant, plaisant 57, 4, 5; puissans 64, Gel. u. s. w.

Der substantivisch gebrauchte Infinitiv findet sich oft: li dormirs 34, 5; cil pensers 50, 5; 57, 1; obl. mon penser 37, 2; li acolers 46, 4; li baisiers 17, 4; 46, 5; li laissiers 51, 4; 17, 4; li servirs 52, 5; li sovenirs 57, 1; obl. un morir 55, 5. — Ohne *s*: trembler et sopir vienent 53, 4.

Die von lat. Adjektiven zweier Endungen kommenden haben schon oft eine weibliche Form, z. B.: douce, bele, cele, tele (dagegen regelmäſsig tel folor 20, 4; tel nature 34, 1; tel pavour 34, Gel.; tel seurtance 47, 4; 54, 5); mainte dame 40, 4; mainte chose 36, 3; grande vilaine 59, 4; grande vaillance 59, 4 (dagegen grant joie 35, 5; grant paor 37, 3) u. s. w.

Die Part. auf -ant haben keine weibliche Endung; die Formen *gente* 35, 1 und *cortoise* 55, 4 sind korrekt.

Die Übereinstimmung des attribut. Adjekt. mit seinem Subst. findet fast immer statt; beim *prädikat. Adjekt.* unterbleibt sie auch, z. B. trop sont fol et mal pensant li chevalier 40, 4 u. s. w.

Die Flexion der Fürwörter bietet auch keine besonderen Eigentümlichkeiten. Der Nom. der 1. Pers. Sing. ist gewöhnlich *je*, oft auch *ge* (2, 2; 6, 3 etc.), seltener *gie* (7, 3 etc.), *jou* (4, 3 etc.), *gieu* (14, 1). Dat. und Acc. *me* (1, 3 etc.), *moi* (4, 1 etc.), *mi* (5, 3 etc.). Der Dat. der 3. Pers. Sing. ist *li* (2, Gel.) und *lui* (59, 5). — Obl. sing. weibl. Geschl. *li* (1, 1; 1, 2; 2, 4; 33, 2; 35, 3; 38, 3 etc.), *le* (8, 2; 62, 2), *la* (33, 5; 38, 5; 39, 4; 41, 2; 1, 3; 3, 4; 4, 3 etc.). —

Digitized by Google

Obl. plur. *les* (2, 5 etc.). Präpositionale Verbindungen: *pour lui* 59, 5; *à li* 37, 2; *les li* 39, 3; *les lui* 35, 5; *pour moi* 37, 2; *de moi* 40, 3; *près de soi* 35, 4; *à soi* 1, 2; *à eus* 6, 3; *desus eus* 65, 3.

Die Flexion des *besitzanzeigenden Fürwortes* ist wie die der Adjektive: Obl. sing. mon 1, 1; son 1, 2; vostre 2, 3; 2, 4. — Obl. plur. ses 65, 1. — Nom. sing. mes 3, 2; 13, 5 etc.; vostres 5, 1; 12, 2 (dagegen nostre Chief 65, 3). — Li miens 7, 5; li miens maus 10, 1; siens 12, 1; li mien mal (obl. s.) 13, 4; la moie 12, 3; la moie joie 3, 4; le vo fin semblant 7, 3; leur 2, 5; lor, lour 6, 1; lour faus mos 65, 5.

Das *hinweisende Fürwort*: *cil* (chil) 6, 3 etc.; *cele* 1, 1 etc.; *cete* 1, 2; *cest* 1, 3; *cist* 10, 4; 13, 5 etc.; *ceste* 5, 5; 7, 2 etc; *cis* maus (n. s.) 14, 4; *ce* 1, 4; *cou* 4, 1; — *celui* 2, Gel.; *ceus* 65, 2.

Das *beziehliche* und *fragende Fürwort*: Nom. sing. u. pl. *qui*, *ki* (1, 2; 3, 4; 4, 5; 9, 1; 59, 2 etc.), Neutrum *que*, obl. s. *que*, *ke* (2, Gel.; 1, 3; 4, 3 etc.), aber auch *qui* (4, 2; 14, 1; 6, Gel.) und *cui* (65, 4; por cui 1, Gel.; en cui 4, 4).

Zum Schlufs mögen noch die bei Thibaut vorkommenden *Eigennamen* erwähnt werden.

1) Personennamen: Tristans (Tristan 59, 2) (nom.) 3, 4; Paris 4, 3; 59, 4; Elene 4, 3 (Heleine 59, 4); Jason 9, 1; Mahom (vokat.) 9, 4; Blazon (obl.) 12, Gel.; Pompée (obl.) 15, 5; Noblet (obl.) 16, Gel.; Turs, Arabis, Salemons, Davis (David 63, 4) (nom. s.) 15, 4; Turc, Arabi (n. pl.) 34; Julius (n. s.) 15, 5; Thiebauz (n. s.) 16, 2 (Thibaut vokat. 42, 2; 44, 1); Robert (n. s.) 35, 2; vokat. 35, 1; Robeçon (obl.) 39, 2; Robinet le Cortois 59, 2; Guenelon 40, 4; Adams 66, 3; Pieron (obl.) 35, 1; Perrin (obl.) 40, 2; Perron 48; Perrinet (vokat.) 40, 5; Renaut (vokat.) 26, Gel.; Lorent (vokat.) 26, Gel.; obl. 59, 2; Marie 40, 4; Bauduin (vokat.) 44, 2; St. Barnabé (obl.) 44, 2; saint Pol (obl.) 44, 4; Guillaume (vokat.) 47, 2; Gillon (Wichard) 47, Gel. (obl.); vokat. *Guiz* (48, 2) und Gui, Guy (48, 4); Jehan (obl.) 47; Auberon (obl.) 50; Meremelin (obl.) 49, 2; Rodrigue le Noir (obl.) 50; Yseul 59, 2; Raoul, Ravoul (vokat.) 49, 2; 34; Phelippe, *Phelippes* (vokat.) 50, 1; 51, 3; Jhesus-Criz (vokat.) 56, 4; Bretons (obl. pl.) 65, 4.

2) Geographische Namen: Troie 4, 3; Alemaigne 15, 4; Champaigne 15; Brie 52, 1; France 55, 4; Surie 55, 2; Romanie 59, 1.

Hamburg. Fritz Davids.

Digitized by Google

Friedrich der Grofse und die deutsche Dichtkunst.

Von

Dr. M. Herwig.

Vor etwa sechs Jahrhunderten bestieg nach der kaiserlosen schrecklichen Zeit den Thron Deutschlands jener Graf aus dem Schweizerland, der an Besitztümern den kürenden Fürsten schwach genug war, dafs ihre Unabhängigkeit nicht gefährdet schien, um so reicher aber an Vorzügen, die allein die Willkür bannen, das Gesetz zurückrufen, die weitere Zerbröckelung des Reichskörpers verhüten konnten. Wie oft ein neuer Herrscher, so wurde auch Rudolf von Habsburg mit weitgehenden, zum Teil ausschweifenden Hoffnungen begrüfst, von keinem mehr als von den Sängern in Deutschlands Dichterhain, die von Vernachlässigung ihrer Kunst zu klagen bisher nicht müde wurden. Jetzt schien ein neuer Frühling auch für sie angekommen, und wie die gefiederten Rivalen zur Maienzeit im Laubdach der wiedergeschmückten Linde sich einfinden, um in ihrem Schutze zu nisten, so strömten sangesfroh Meister wie Herren an des neuen Kaisers Hof, um in ihm einen neuen Hermann von Thüringen, einen anderen Friedrich von Österreich zu besingen und in dem Schutze seiner „Milde“ sein, seines Hauses, seines Landes Lob zu künden. Sie kamen und fanden einen Mann vom Scheitel zur Zeh, einen Ritter, der Gott fürchtete, die Frauen ehrte, die Schwachheit schützte, einen gerechten Richter, einen weisen König — und was sonst Meister Stolle in einem priamelartigen Gedicht von der neu aufgehenden Sonne zu rühmen weifs. Förmlich ein Tugendbold erscheint Rudolf diesem Minnesänger, und doch mufs derselbe jede Zeile, die des

Digitized by Google

neuen Kaisers Lob singt, mit herbem Tadel beginnen, doch mufs das Loblied zu einem Rügelied werden, das klagend anhebt:

Dër künec von Rôme engît ouch nicht, und hât doch küneges guot

und entsagend endet:

ërn gît ouch nicht, der künec Rudolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

Und so rügt nicht etwa ein Mifsvergnügter, der um so heftiger auf karge Fürsten schilt, je weniger diesen seine Töne gefallen wollen; die Klage war allgemein, und ein gleiches Scheltlied des Schulmeisters von Ezzelingen bestätigt, dafs — nun dafs Schiller in seinem bekannten Gedichte den Grafen von Habsburg mit dichterischer Freiheit so darstellte, wie ihn jene Sänger so gern wünschten und nicht fanden.

Derselbe Schiller singt uns von einem anderen Fürsten, einem Könige seiner Zeit, dem gröfsten Sohne seines Vaterlandes; ein anderer Meister Stolle klagt der moderne Anwalt der deutschen Muse:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
  Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
  Nicht im Strahl der Fürstengunst.

Von dem gröfsten deutschen Sohne,
Von des grofsen Friedrichs Throne
  Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
  Selbst erschuf er sich den Wert.

Und dem Schwaben beistimmend klagt, ein zweiter Schulmeister von Ezzelingen, Lob und Tadel mischend in einer Priamel über Friedrich, der deutschen Muse Feind, der Sachse Kästner:

Dem Könige, dem grofsen Geist,
Den alle Welt aus einem Munde preist,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,
Dem alle Könige nachahmen sollten,

Digitized by Google

Der Held ist, Philosoph und Dichter und zugleich
Der beste Mensch in seinem Reich,
Der alles Lob verdient, was man nur geben kann,
Auf den fing ich ein Loblied an:
„Monarch!“ sang ich — und weiter nicht,
Er liest ja doch kein deutsch Gedicht.

Es ist so; die Geschichte kann Schillers Urteil über Friedrichs Stellung zur deutschen Dichtung nicht in dem Mafse berichtigen, wie sie es über den Grafen von Habsburg korrigieren mufs. Aber es ist nicht ohne Interesse zu untersuchen, wie wenig der König von deutscher Dichtung hielt und wie viel diese ihm doch zu danken hat.

Im Jahre 1757 schrieb ein Schweizer, durchdrungen von der Überzeugung, wie notwendig namentlich den Franzosen gegenüber eine Stärkung des deutschen Selbstbewufstseins sei, aus warmem Herzen folgendes:

„Dasjenige Volk, welches sich selbst liebt, seine Mitbürger erhebet, seine eigenen Waren den fremden vorziehet, seine Schriftsteller hochachtet und dafs ich mit wenigem alles sage, von sich und dem Seinigen die beste Meinung heget, wird alle anderen Völker an Fleifs, Tapferkeit, Witz und Verstand weit übertreffen.“ Aber dieser ehrliche Patriot kennt ein Volk, das diese Meinung von sich selbst nicht hat, seiner Künstler Werke verachtet, seiner Poeten selbst spottet, fremde Arbeit und ausländische Gelehrte vorzüglich lobet. Und wem gilt dieser Vorwurf? „Es lebt“, fährt er fort, „in Europa eine grofse Nation, die es an Fleifs und Arbeitsamkeit allen anderen zuvorthut; sie ist reich an Erfindungen, giebt keiner an Gelehrsamkeit etwas nach, achtet die Wollüste wenig und kann unter den Tapferen den Ruhm der Tapfersten behaupten. Dieses Volk verachtet sich selbst, es hasset sich, kauft, lobt und ahmet nur blofs, was fremd heifset, nach.“ Der Schweizer liebt dieses Land, er achtet es hoch, trotzdem er es tadeln mufs, tadeln besonders die Fürsten, die Grofsen und Reichen dieses Landes, denen es allerdings mangele „an derjenigen Liebe des Vaterlandes, die ihre eigenen Güter zu schätzen wisse und in der Ihrigen Ruhm ihr eigenes Vergnügen finde.“

Digitized by Google

So urteilt der Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller, zweifellos seinen Tadel sonderlich gegen Preufsens Friedrich richtend, der von der Sprache seiner Unterthanen und deren Dichtung gleich wenig hielt.

Steht auch der König hinsichtlich der Würdigung der deutschen Sprache nicht auf gleicher Stufe mit Deutschlands einstigem Kaiser Karl V., der deutsch allenfalls mit seinem Pferde sprach: halb barbarisch hat Friedrich sie doch genannt, bedauernd, dafs sich dieselbe in ebenso viele verschiedene Dialekte spalte, als Deutschland Provinzen habe. In ihrem jetzigen Zustande, meint er, eigene sie sich gar nicht zur Poesie, und das schönste Talent könne mit ihrer Rauheit ebenso wenig etwas Treffliches leisten, als ein Phidias aus einem schlechten Marmorblock eine Venus von Knidos zu schaffen vermöge. Ein anderer Zoller dachte ein Jahrhundert früher anders; wenigstens gehörte der Grofse Kurfürst der fruchtbringenden Gesellschaft an, die sich die Reinigung und Hebung der deutschen Muttersprache zur Aufgabe gestellt hatte; jenem Palmenorden, der die Muttersprache für so edel erklärte, dafs man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe, und der daher mit Selbstgefühl den Satz aufstellte: „Unsere geliebte deutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die prächtigste.“ So forciert patriotisch brauchte nun Friedrich nicht zu denken über die Sprache seiner Unterthanen, immerhin aber verdiente sie, dafs auch er ihrer Hebung einiges Interesse widmete. Leibniz hatte die Deutschen ermahnt, „ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ und geschrieben „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“; er hatte in glattem Latein es gelobt, dafs sein Dolmetscher Christian Wolff philosophische Fragen in seiner Muttersprache erörterte und so die Philosophie deutsch reden lehrte. Thomasius hatte in Leipzig das Deutsche zur Sprache des wissenschaftlichen Vortrags erhoben, die Muttersprache aufs Katheder geführt und deutsche Poeten arbeiteten bei allem Respekt vor der Vortrefflichkeit der deutschen Haupt- und Heldensprache an deren Reinigung und Besserung. Die Rhetorik freilich und der marinistische Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule

Digitized by Google

war eine arge Verirrung, und mit Bewufstsein ersetzte der produktive Zittauer Rektor Christian Weise jenen Bombast durch verstandesmäfsige Nüchternheit und schlichte Natürlichkeit. Indessen, wenn dieses Deutsch des mittleren Bürgerstandes dem Könige nicht gewählt und gebildet genug klang, so waren ja neben jenem und anderen sogenannten „Wasserpoeten“ noch die Hofpoeten, ein Canitz und Besser da, die einen würdigen Inhalt mit gewähltem Ausdruck nach französischem Muster in sauberer Form, nicht ohne Erfolg darzustellen bemüht waren. Konnte er aber auch der trockenen Verstandesmäfsigkeit dieser Letternpoesie keinen Geschmack abgewinnen, so hätte ihn vielleicht die nach englischem Muster mit korrekter Form einen tieferen Gedankengehalt paarende Dichtung eines Brockes, Haller, Hagedorn, oder die empfindunggeborene Lyrik Christian Günthers, den Goethe panegyrisch einen Poeten im vollen Sinne des Wortes nannte, in höherem Grade befriedigt, wenn — ja wenn er überhaupt um deutsche Dichtung sich grofs gekümmert hätte. Als der König in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre einem Meister der deutschen Sprache, dem Professor Gottsched in Leipzig gegenüberstand, bekannte er demselben: „Ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen und je parle comme un cocher, jetzo aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“

Genug, wir kennen des für französische Litteratur und ausländischen Esprit eingenommenen Königs Urteil über die deutsche Sprache; wir kennen seine Stellung zur vaterländischen Dichtung im allgemeinen, und können uns schon vorstellen, wie sein Urteil über die einzelnen Dichter gelautet, wie er den einzelnen gegenüber sich verhalten haben mag.

Alle Achtung hatte der König vor dem gelehrten Physiologen und berühmten Anatomen Haller, und gern hätte er ihn für Berlin oder Halle gewonnen; derselbe Haller war aber auch ein gefeierter Dichter, der nicht durch aufgedunsene Phrasen, sondern durch wahre Naturschilderung Europas Bewohner auf die Schönheiten der Schweiz und das Glück der bei beschränkten Verhältnissen fröhlichen Alpenbewohner aufmerksam ge-

Digitized by Google

macht hatte. Unter den wenigen Büchern, welche der aus Stuttgart flüchtige Schiller mitnahm, fehlte Hallers „Versuch schweizerischer Gedichte“ nicht; diese durch Gedankentiefe, Kraft und Kühnheit ausgezeichnete Poesie, in bewußtem Gegensatz zu der Dichtung eines „auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmenden Lohenstein“ bestrebt viele Gedanken in wenig Zeilen zu bannen, erregte die Bewunderung auch von Schillers Freundin, Charlotte von Lengefeld, entlockte der Feder Gottscheds Worte der Anerkennung, entzückte dessen Frau und andere schöngeistige Damen, welche ganze Stellen memorierten, gewann namentlich auch das Herz der Schwester Friedrichs, der Königin Ulrike Luise von Schweden, welcher der Dichter eine neue Auflage seines poetischen Versuchs widmen durfte. Friedrich selbst — so belehrt uns ein Brief Hallers — weigerte sich diese Gedichte zu lesen, und wo er sich später einmal verleiten läßt deutsche Dichter aufzuzählen, da sucht man vergeblich den Namen dessen, von welchem Justus Möser nur desto kühner behauptete: „Haller war unser erster Dichter, wir hatten vor Haller nur Versemacher“; dessen, von dem sogar ein Franzose Dorat mit seltener Vorurteilslosigkeit bekennt, daß er zuerst Deutschland gerächt habe wegen des französischen „ungerechten und lächerlichen Vorurteils“. Sein Versuch schweizerischer Gedichte, gesteht derselbe, vernichtete unsere Begriffe, zerstäubte unsere witzigen Redensarten und ließ uns von übelgegründeter Verachtung zu ausschweifender Berauschung übergehen.“ Und wirklich so ausschweifend war die Bewunderung des Franzosen für den Dichter Haller, daß ihm der berühmte Boileau an Schönheit des Ausdrucks zwar höher steht, an vortrefflichen Sachen aber, an feinen Empfindungen, an wahrer Gelehrsamkeit weit hinter dem deutschen Dichter zurückbleibt. In der Fülle und gedrungenen Fassung der Gedanken erscheint Haller als Schüler der Engländer, von denen er, nach seinen eigenen Worten, die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtung annahm. Aber gerade diese englische Geschmacksrichtung Hallers war dem für Franzosen einmal eingenommenen König nicht sympathisch, er weigerte sich, wie gesagt, Hallers Gedichte zu lesen, und so entging ihm, was der feinfühlende Herder bemerkte, daß nämlich

Digitized by Google

Haller wie Opitz der Vater eines besseren Geschmacks geworden war.

Mifsbilligte nun der König etwa an Haller die Anlehnung an englische Muster, so mufste ihm eigentlich der Hauptvertreter des französischen Klassicismus in Deutschland, Professor Gottsched in Leipzig, ästhetisch nahe stehen. Im Verlauf des Siebenjährigen Krieges war Friedrich wiederholt in Leipzig und geruhte auch deutsche Dichter zu empfangen und über deutsche Litteratur mit ihnen sich zu unterhalten. Gottsched erklärte seinen Lehrer, den Gelegenheitsdichter Pietsch, für den gröfsten Dichter des 18. Jahrhunderts, der König warf dessen Gedichte weg; Gottsched durfte dem Könige seine Übersetzung von Racines Iphigenie vorlesen, diesem mifsfiel sie; aber eine goldene Tabatière hat er dem Leipziger Professor doch verehrt, und damit dieser sich nicht deswegen respektabler vorkomme, hat Lessing ihm dieselbe gefüllt mit ernüchternder Niesewurz in dem Epigramm:

Die goldne Dose — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten mufs? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Ursprünglich hatte der König eine gute Meinung von Gottsched; er schien ihm der Mann zu sein, der Deutschlands litterarischen Ruhm begründen konnte, und dieser Hoffnung hatte er Ausdruck gegeben in einem französischen Gedicht, welches er dem „sächsischen Schwan“ zusandte. Derselbe sorgte, eitel wie er war, zur Mehrung seines Ruhmes möglichst für Verbreitung dieser Verse, mochte aber verdutzt dreinschauen, als dieselben bei der Veröffentlichung von Friedrichs Werken die Überschrift trugen: Au Sieur Gellert.*

Auch diesen nämlich hatte der König drei Jahre später, 1760, durch einen Major zu sich beschieden; am 18. Dezember fand diese Unterredung statt; schnell verbreitete sich die Kunde hiervon und Ungereimtes war über dieselbe nach Dresden gemeldet worden, so dafs Rabener in einer launigen Epistel sei-

* Nach Preufs jedoch ist diese Überschrift nur eines der vielen Versehen der Ausgabe der Œuvres posthumes.

Digitized by Google

nen Freund dringend darum angeht, ihm zuverlässige Nachrichten über den Gang der Unterhaltung mit dem Könige zukommen zu lassen. Aus Gellerts Antwort an Rabener vom 29. Januar 1761 erfahren wir, dafs die Unterredung fast zwei Stunden dauerte, dafs Gellert ohne die ihm sonst eigene Schüchternheit dem Könige gegenübertrat, dafs er nur redete, was Wahrheit und Ehrfurcht gebot: „Am Ende des Gesprächs," erzählt Gellert, „fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte. — ,Nein, Sire.' — ,Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen.' — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Teile, — jene Fabel, welche schliefst: ,Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt, so ist es schon ein böses Zeichen; doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, so ist es Zeit sie auszustreichen.' — ,Nun', sagte er, ,das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?' — ,In der Schule der Natur.' — ,Hat Er Lafontaine nachgeahmt?' — ,Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weifs ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.' — ,Nein, ich mufs Ihn loben.' — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — ,Komme Er wieder zu mir, und stecke Er seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor.' — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wieder gekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen und ich habe an Sirachs Wort gedacht: ,Dränge dich nicht zu den Königen!' Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Oberstlieutenant, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und andere, die mir's wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde." Wir kennen diesen Lobspruch: den verständigsten unter allen deutschen Gelehrten hat er den rührend bescheidenen Dichter genannt und diese Meinung hat er später nicht geändert. Wer Gellerts Fabeln las und gar den Dichter persönlich kennen lernte, mufste ihn lieb gewinnen, und wenn diesen der König verehrte, so befand er sich hierin in Übereinstimmung mit dem gröfsten Teil des da-

Digitized by Google

maligen lesenden und lernenden Publikums; ein Bauer schenkte dem Fabeldichter eine Fuhre Holz, ein Prinz verehrte dem gebrechlichen Professor ein Pferd, und Preußens König hatte für den deutschen Poeten seltene Worte der Anerkennung; nur wer der Dichtung höhere Ziele steckte, wie Herder, hatte nicht die hohe Meinung von dem „großen Frauenzimmerdichter“.

In Leipzig also empfing Friedrich deutsche Dichter in Privataudienzen, um sich im Gespräch mit ihnen über den Zustand der deutschen Litteratur zu orientieren; weniger zugänglich zeigte er sich ihnen und ihren Schöpfungen gegenüber in seiner Residenz Berlin. Wie sehr war hier der litterarische Herold der Schweizer im Norden Deutschlands, Sulzer, bemüht, die Aufmerksamkeit des Hofes auf die in der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“ vorgetragenen Ansichten eines Bodmer und Breitinger hinzulenken, hinzulenken namentlich auf den großen Sohn Quedlinburgs, dessen Bedeutung, wie Haller rühmen durfte, allererst die Schweiz erkannt hatte; ein Maupertius, ein Voltaire sollten den König auf den jungen Dichter des „Messias“ aufmerksam machen! Die zu diesem Zwecke eingereichte französische Übersetzung mißfiel dem ersteren, und der spöttische andere fand einen zweiten Messias nötig, da schon den alten niemand lese. Der gottbegeisterte Sänger von der sündigen Menschheit Erlösung ward zur Vollendung seines Epos nach Dänemark berufen — „fast ein Vorwurf“, meint Haller, „eine Schmach für Deutschland“, klagt Lessing. Mit herzlicher Freude sah der selbst reimende und junge Talente fördernde Gleim, als er in den vierziger Jahren in Berlin und Potsdam war, wie sich in der preußischen Residenz allmählich deutsche Dichter und Schriftsteller zusammenfanden; da war außer dem am Joachimsthaler Gymnasium lehrenden Apostel der schweizerischen Ästhetik Sulzer, anwesend der am Kölnischen Gymnasium angestellte Pyra, der die gottschedianische Sekte für den verdorbenen Geschmack in Deutschland verantwortlich gemacht hatte; da war der Sänger des Frühlings, Christian Ewald von Kleist; da lehrte an der Kadettenschule der mit feinem Gefühl für die äußere poetische Form begabte Odendichter Ramler; dahin kam auch, sehr gegen den Willen

Digitized by Google

seines Vaters, des Kamenzer Pfarrers Sohn, Lessing, um in den Spalten des Beiblatts der Vossischen Zeitung jugendlich kühn seinen Standpunkt zwischen Gottsched und den Schweizern einzunehmen. Gewifs, Berlin wurde ein Mittelpunkt des litterarischen Lebens und Strebens; sollte es denn wirklich unmöglich sein, den König, der am Hofpoeten Canitz Geschmack gefunden und ihn den deutschen Pope genannt hatte, davon zu überzeugen, dafs seit den Tagen des Grofsen Kurfürsten und seines Nachfolgers in ästhetischen Dingen ein Wandel zum Besseren eingetreten sei? Die gröfsten Anstrengungen wurden gemacht und die hierüber durch Sulzer orientierten Schweizer freuen sich 1747 einmal zu hören, dafs wenigstens die Damen bei Hofe anfangen deutsche Schriften zu lesen. Allein was half es, dafs Pyras Genosse, Lange, die Schlachten des zweiten schlesischen Krieges besang und sich direkt bemühte am Hofe Beifall zu finden; was half es, dafs man Friedrich auf Hallers Versuch schweizerischer Gedichte aufmerksam machte; was half es dem von edlem Patriotismus beseelten Obersten Icilius, dafs er sich zur Aufgabe gemacht hatte, bei eintretenden Vakanzen seinem königlichen Herrn nur Deutsche vorzuschlagen! Die königliche Bibliothek bedurfte eines neuen Vorstandes; der Oberst schlug Lessing vor, aber Friedrich verwarf ihn, wohl weil ihm derselbe nach seinem Streit mit Voltaire als ein Schreier geschildert war; hierauf wurde ihm der verdienstvolle Verfasser der Kunstgeschichte, des Obersten einstiger Studiengenosse in Halle, Winckelmann genannt, der dem König so gern gezeigt hätte, dafs einer seiner Unterthanen mehr verstehe als die begünstigten Franzosen. Zweitausend Thaler wurden ihm als Gehalt in Aussicht gestellt; aber als er darauf einging und diese Summe verlangte, erklärte der König, für einen Deutschen seien tausend Thaler genug. So zerschlug sich die Sache und Icilius kam auf Lessing zurück. Lessing sei einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König nicht einen Deutschen nehmen wollte, so würde er gar keinen geeigneten Bibliothekar finden; denn die Franzosen und andere Nationen legten sich gar nicht mehr auf die Wissenschaft, welche für einen Bibliothekar erfordert würde. Darüber entstand dann ein heftiger Wortwechsel, und der König

Digitized by Google

erklärte, er werde nach Paris schreiben und ohne ihn und die Deutschen sich einen Bibliothekar zu verschaffen wissen. Nun, dieser erschien, wie man sagt, ein anderer als ursprünglich gemeint war; jedenfalls entsprach der gelehrte aber verworrene Benediktiner Anton Pernetty keineswegs den Erwartungen seines Herrn und ging 1783 aus Furcht vor dem Weltuntergange, den der Superintendent Ziehen als bevorstehend geweissagt hatte, ruhmlos nach Frankreich zurück. Dieser Mann war einem Lessing, einem Winckelmann vorgezogen! Der verkannte Lessing liefs ein Loblied auf den König, seine „Minna von Barnhelm“ erscheinen und kehrte Preufsen den Rücken; Bürger einer freien Reichsstadt riefen, in Hamburg hoffte er seine auf Hebung der deutschen Bühne zielenden Bestrebungen verwirklichen zu können. Mit Juvenal klagt er gegen Gleim: „Was die Fürsten versagen, wird der Schauspieler bieten.“ „Ich bin“ — schreibt er an seinen Vater — „von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich lange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen.“ Mit Bedauern sehen Mendelssohn und Nicolai den Mitarbeiter scheiden, und mit ihnen klagt Gleim, freilich die Schuld nicht dem für das Deutsche gleichgültigen Könige, sondern den Freunden beimessend, die nicht verstanden haben, einen Lessing dem Lande zu erhalten. Dem aber stimmten gewifs alle Freunde der deutschen Dichtung bei, was Gleim im März 1769 schrieb: „Ein wenig weiter wären wir gewifs, wenn statt des Maupertius 1740 ein Lessing Präsident einer deutschen Akademie gewesen wäre.“ Und die Nachwelt mufs bekennen, dafs kein deutscher Schriftsteller dem innersten Wesen des Königs so verwandt war wie Lessing. „In beiden“ — bemerkt ein Litterarhistoriker unserer Zeit — „dieselbe Lebhaftigkeit, Ehrgeiz, jugendliche Ruhmsucht, die den Gegner rücksichtslos niederwirft, dieselbe Härte gegen das Schlechte, dasselbe Freundschaftsbedürfnis, dieselbe Mischung von Lebenslust und Pflichtgefühl, derselbe Freisinn und dieselbe Toleranz, derselbe klare rasche Verstandesstil; einer bekämpfte die Franzosen mit der Feder, der andere mit dem Schwerte ... Nie waren zwei Menschen mehr füreinander geschaffen als Lessing und Friedrich II.“

Digitized by Google

Fürwahr, Friedrich, der Lessing auf dem Throne, und Lessing, der Friedrich in der Litteratur: was hätten sie bei einer Geschmacksrichtung für die deutsche Dichtung werden können; was mit ihnen und einem Klopstock und einem Wieland Berlin für aufstrebende Talente werden müssen! Allerdings war ja Berlin Sitz der Aufklärung, aber der Standpunkt eines Nicolai und wer sonst noch mit Nachdruck sich als Lessings Freund bezeichnete, wurde überholt durch Lessing in Wolfenbüttel und Kant in Königsberg, und Nicolai konnte bald als Berliner Laternenlicht verspottet und Sulzers Theorie der schönen Künste von dem poetischen Repräsentanten der Originalgenies, dem jugendlichen Goethe, als philiströs gebrandmarkt werden, da sie in der Erregung moralischer Empfindung den Endzweck aller Dichtung suche. Als des vierundzwanzigjährigen Drangdichters „Götz von Berlichingen" erschien und in Berlin aufgeführt wurde, verlangte das Parterrepublikum mit Begeisterung die Wiederholung dieser ersten deutschen Tragödie mit lauter deutschen Charakteren; während aber Herder seinem einstigen Schüler schrieb: „Gott segne dich, dafs du den Götz gemacht hast, tausendfältig", ohne zu verschweigen, wie sehr diesen sein Muster Shakspeare verdorben habe, spricht Friedrich von den „lächerlichen, der Wilden Kanadas würdigen Farcen" — so nennt er die für Goethe und alle Originalgenies mustergültigen Stücke Shakspeares — und will diese „wunderlichen Verirrungen" allenfalls dem Geschmach eines rohen Zeitalters zugute halten. „Aber" — führt er fort — „da ist noch ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, dem das Parterre Beifall spendet, das mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten verlangt." Dafs Friedrich so von den Stücken des grofsen Briten spricht, auf dessen Bedeutung Lessing in den Litteraturbriefen gegenüber dem französischen Anstandsdrama hingewiesen, den der junge Goethe in Leipzig in Wielands Übersetzung verschlungen hatte, um erst in Strafsburg unter Herders Leitung tiefer in das Verständnis von dessen dichterischen Schönheiten einzudringen — das darf nicht auffallen bei dem Verehrer jenes Voltaire, der in Shakspeare einen trunkenen Wilden sah.

Digitized by Google

So urteilte der König über deutsche Dichtung und deren Träger, und seine Meinung war 1780 noch dieselbe wie bei seinem Regierungsantritt; das beweist seine in jenem Jahre zum grofsen Erstaunen der beteiligten Kreise erschienene, französisch geschriebene, bald auch in deutscher Sprache ausgegebene Schrift „Von der deutschen Litteratur, den Mängeln die man ihr vorwerfen kann, welches ihre Ursachen sind und durch welche Mittel man dieselben beseitigen kann.“ Hier spricht er von der mangelhaften Beschaffenheit der deutschen Sprache; hier schweigt er von Haller, von Lessing, von Klopstock, auch von Wieland, der doch durch seinen graziösen leichten Stil der deutschen Litteratur Eingang verschaffte in die höheren Gesellschaftskreise; hier erwähnt er aus der jüngsten Vergangenheit nur Goethes „Götz von Berlichingen“ in dem bekannten geringschätzigen Tone. Aber für Gellert hat er Worte der Anerkennung, und mit Achtung spricht er von Gefsner und anderen älteren Dichtern. Von dem Gären in der Litteratur der damaligen Zeit, von dem Konflikte zweier so bedeutenden Epochen, dem mutigen kecken Ringen eines neuen Geistes nach neuen Formen, nach Sprengung enger Fesseln, nach Natur und Originalität und Nationalität, kurz von jenem chaotischen Zustande, aus welchem ein Goethe sich nur Schritt vor Schritt retten konnte, hatte Friedrich keine Kenntnis. Während Klopstock der nüchteren Sprache eines Gottsched Feuer und Schwung verleiht und die Welt mit sich fortreifst in „erhabener Odenbeflügelung“; während Wieland die deutsche Zunge anmutig und gefällig reden lehrte und Lessing sie auf dem Ambos seines gewandten und klaren Geistes zu einer schneidigen Streitaxt umschweifste, während Winckelmann über das Schöne schön zu schreiben mit Erfolg bemüht war und Herder von Riga aus die Freiheit und innere Stärke der Muttersprache preist; während endlich alle diese Männer, von der Vortrefflichkeit griechischer Kunst überzeugt, zu den Hellenen in die Schule gingen und die Werke der Griechen auf das eingehendste nicht nur studierten, sondern auch nachahmten und Goethe bereits nach griechischem Muster seine „Iphigenie“ entworfen hatte — während der Zeit entwickelte der König einen rührenden Eifer, um den Deutschen seltsame Wege zu

Digitized by Google

zeigen, auf welchen ihre halb barbarische Sprache sich vervollkommnen könne; ermahnt er, der zu spät den Mangel klassischer Bildung an sich verspürte, die deutschen Poeten auf das angelegentlichste, „aus der Krystallquelle zu schlürfen, aus der Griechenland und Latium geschöpft.“ So fremd war dem im Wohllaut französischer Dichtung schwelgenden Könige die zeitgenössische heimische Litteratur geblieben! Nur natürlich, dafs das gekränkte Selbstgefühl der Nation sich Luft machte in einer Anzahl von Gegenschriften von ungleichem Werte; verzeihlich, dafs ein edler Patriotismus Verkannte über Verdienst erhob; auch Goethe beabsichtigte eine Erwiderung, die aber unterblieben ist.

Von den erschienenen Gegenschriften scheint nur eine auf den König Eindruck gemacht zu haben, die demselben gewidmete, französisch abgefafste eines Danziger Juden Gomperz; dieser erhielt wenigstens auf seine „Briefe über deutsche Sprache und Litteratur“ vom Jahre 1781 eine freundliche Antwort vom Könige; und als derselbe im Dezember 1785 Gleim in Potsdam empfing, richtete er an diesen die Frage, ob Wieland oder Klopstock gröfser sei, ein Beweis, dafs er von deren Leistungen wenigstens Notiz genommen hatte. Auch die Versuche, ihn für die mittelhochdeutsche Poesie zu interessieren, waren nicht alle erfolglos. Es geht freilich durch die Litteraturgeschichten noch immer die Mär von dem befremdenden Urteile Friedrichs über das Nibelungenlied. „Hochgelahrter, lieber, getreuer“ — so ist auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen von seiner Hand zu lesen — „Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Litteratur so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schufs Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens, werde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeifsen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen grofsen bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht. Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam d. 22. Februar 1784.“ Gewifs ein

Digitized by Google

Verwerfungsurteil, wie es vernichtender kaum sein kann, und bitter hat man geklagt, dafs man Scheu tragen müsse auszusprechen, dafs ein Deutscher von dem grofsen Epos so habe urteilen können. Indessen man thut dem Könige unrecht; jener Brief ist nicht die Antwort auf die Einsendung des Nibelungenliedes; gerade gegenüber der Ausgabe dieses Gedichtes hat er sich freundlich und aufmunternd verhalten. Am Ende nämlich desselben Jahres, in welchem seine übel aufgenommene Schrift über die deutsche Litteratur erschien, wurde dem König die Mitteilung gemacht, dafs der Schweizer Myller am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin ein deutsches Poem vom 13. Jahrhundert aufgefunden, worin Schönheiten, die in Verwunderung setzen, anzutreffen; er beabsichtige dasselbe herauszugeben und bitte um die allergnädigste Erlaubnis, es Seiner Majestät dedizieren zu dürfen. Friedrich erwiderte: Das kann er immer thun. Und der Kabinetssekretär Cöper beantwortet Myllers Eingabe freundlichst zusagend. Zwei Jahre darauf, im Oktober 1782, schickt Myller sein Widmungsexemplar mit einem Begleitschreiben ein, und noch in demselben Monat erstattet der Kabinetssekretär Eichel Bericht über Brief und Sendung. Der König schrieb an den Rand: gut; und daraus machte Eichel die Antwort an Myller, die gleichfalls in Zürich aufbewahrt ist. Sie lautet der Hauptsache nach auf deutsch: „Ich bin befriedigt von dem ersten Versuche, den Er gemacht hat, die Reste der alten deutschen Poesie zu reproduzieren. Das Gedicht aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, von dem Er Mir soeben ein Exemplar und zugleich den Hauptinhalt mitgeteilt hat, hat Mir um so mehr Vergnügen bereitet, als es eine Meiner Bemerkungen bestätigt, die Ich über die deutsche Litteratur gemacht habe. Und es wird mich freuen, wenn Mein Urteil Ihm zur Ermutigung dient, Seine litterarischen Nachforschungen fortzusetzen. Dazu möge Ihn Gott in seinen heiligen Schutz nehmen. Friedrich."

Dieser Brief ist jedenfalls die aufmunternde Antwort auf Myllers Einsendung des Nibelungenliedes, und jene höchst ungnädige Epistel von 1784 mufs sich auf andere Drucke älterer Dichtwerke beziehen. Genug, der König zeigte Interesse für die ältere deutsche Dichtung und hatte von dem

Digitized by Google

Nibelungenliede wenigstens eine bessere Meinung, als man ihm noch heute nachsagt.

Doch zurück zu jener vielfach angegriffenen Schrift Friedrichs. Gewifs, sie enthält mancherlei Irrtümer, die den verschmähten Klopstock in seiner Ode „Die Rache“ zu ungemäfsigtem Zorn hinreifsen konnten; allein dieselben sind Kinder eines edlen Patriotismus; der König spottet nicht, sondern er will ernstlich nützen: das mufs ihm auch Justus Möser in seiner Gegenschrift zugestehen. Ja, der von der gegenwärtigen deutschen Dichtung nicht befriedigte Patriot wird zum Propheten einer nahenden Glanzperiode derselben: „Ein August — so spricht er dem das wahre Dichtergenie verkennenden Boileau nach — wird einen Virgil hervorrufen. Wir werden unsere klassischen Autoren haben. Ein jeder wird sich ausbilden, wird sie lesen wollen. Unsere Nachbaren werden die deutsche Sprache erlernen, es kann dahin kommen, dafs unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache von einem Ende Europas bis zum anderen durch den Einflufs unserer guten Schriftsteller verbreitet werden wird. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich verkündige sie, sie werden bald erscheinen, aber ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter entfernt die Hoffnung. Ich bin wie Moses, ich sehe in der Entfernung das gelobte Land, aber ich werde nicht hineingehen.“ Allein trotz dieser Seherworte behält Geibel doch recht, wenn er in seinem Gedicht „Sanssouci“ den Augustus auf dem Thron, dem kein Horaz singt, sehnsuchtsvoll nach dem Morgen ausschauen läfst, welcher den Götterliebling bringen soll, und dann schliefst:

Er sprichts und ahnet nicht, dafs jene Morgenröte
Den Horizont schon küfst, dafs schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
Er, der das scheue Kind, noch rot von süfsem Schrecken,
Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
Zum freien Dichterwalde führt.

Friedrich prophezeite eine Zukunft, die schon halb Gegenwart war. Sein Verhalten gegen den um ihn sich regenden Dichterfrühling erinnert lebhaft an eine Fabel Fröhlichs „Der Seher“.

Digitized by Google

Da sieht die Feldmaus nur Anzeichen des Winters, keinen Boten des Frühlings; aber die Amsel ist da und verkündet den Anzug des jungen Jahrs; die Fabel schliefst:

Es erspähen
Propheten fernes Licht,
Die Siebenschläfer sehen
Es in der Nähe nicht.

Friedrich war gegenüber dem Dichterfrühling Prophet und Siebenschläfer zugleich. Mit Recht ist bemerkt worden, dafs „die Zerrissenheit der Nation, die Absonderung der höheren Stände — denn wie Friedrich, so dachte die Mehrzahl seines gleichen — von dem geistigen Leben des Volkes sich in Friedrichs Stellung zur zeitgenössischen Litteratur wie in einer ergreifenden Situation voll dramatischer Ironie zusammenfasse.“ Wer aber der deutschen Poesie einen August prophezeite, gesteht damit, dafs er derselben ein solcher nicht gewesen ist.

Ist es nach alledem Thatsache, dafs der Freund Voltaires die deutsche Dichtung direkt in einem mehr als bescheidenen Mafse gefördert hat, so verlangt die Gerechtigkeit, auf der anderen Seite um so entschiedener zu betonen, dafs gerade seine Vorliebe für französische Dichter und Philosophen der deutschen Litteratur zum Segen gereicht hat. Wer das leugnet, mufs einen Zufall darin sehen, dafs Herder gerade auf französischem Boden, dafs Goethe auf der französischen Universität Strafsburg, dafs Lessing — unter ihnen der erste — gerade in der französischen Hofatmosphäre der preufsischen Hauptstadt den französischen Geschmack abstreiften und sich ihrer Deutschheit erst recht bewufst wurden. Der Begünstigung des Fremdländischen gegenüber wurde die deutsche Eigentümlichkeit um so schärfer empfunden und betont, und der Kampf der deutschen Dichter gegen Voltaire wurde ein Rachezug der deutschen Muse gegen ihren königlichen Verächter. Schon 1758 hatte der junge Wieland bei aller Bewunderung von Voltaires Geist den Menschen Voltaire in einem Briefe einen unverschämten Sophisten genannt; den Dichter und Menschen und zugleich seinen persönlichen Feind entlarvte zum erstenmal öffentlich und gründlich Lessing in der Hamburger Dramatur-

Digitized by Google

gie; Herder spricht in seinem Reisetagebuche jugendlich frei von dem „eitlen und frechen Voltaire"; unter dessen Einfluß findet der lebenslustige Studiosus der Rechte Goethe in Straßburg, daß die französische Litteratur „bejahrt und vornehm" sei; und in betreff Voltaires beteuert der begeisterte Verehrer Shakespeares mit jugendlichem Ungestüm: wäre er Ulysses, so würde er den Majestätslästerer und Verkleinerer Shakespeares mit seinem Scepter gehörig traktieren; doch noch nicht genug, daß Voltaire unter den Händen des zornesmutigen Goethe zum Thersites wird, in seinen physiognomischen Fragmenten spricht Lavater ihm sogar die Eigenschaften eines Dichters ab; die für Klopstock schwärmenden Dichter des Hainbundes schreiben Kampf gegen Voltarismus auf ihre Fahne und bringen dem Sittenverderber ein Pereat; Lenz fällt gegen den Günstling Friedrichs aus in seinen „Anmerkungen übers Theater"; Schubart spottet 1775 über den „alten Voltaire, dem nur der Tod seinen Witz und seine Feder nehmen kann"; im folgenden Jahre triumphiert derselbe: „Voltaire kann sich legen und schlafen, denn für uns ist er tot", und unbedenklich stimmt er im Namen aller „echten Kenner" Lavaters Urteil über Voltaires dichterische Eigenschaften bei. Wieland protestiert zwar gegen diese Übertreibung, hört aber doch 1778 mit Vergnügen, daß „Voltaire endlich vom Schauplatz der Eitelkeit, auf welchem er seine Rolle bis zum Plaudite rein ausgespielt habe, abgetreten sein solle". Den Gallier zu bekämpfen galt unter den Drangdichtern als Verdienst, und die Satire eines Heinrich Leopold Wagner: „Voltaire am Abend seiner Apotheose" zerzaust den Menschen, den Dichter, den Philosophen, den Historiker, und ist tolerant nur gegen den Toleranten. Doch während die Einen mit einem wahren furor teutonicus über den Gallier herfallen, bemühen sich Ramler in Versen und Mendelssohn in der Prosa die gefällige Eleganz der Franzosen zu erreichen; der Verdruß darüber, daß der König von der deutschen Dichtung so wenig wissen wollte, befeuerte den Eifer derselben, ihm zu zeigen, daß er ungerecht urteile. So reizte Friedrich zum Widerspruch und zur Entfaltung der Kräfte.

Aber auch noch in anderer Beziehung hat er die deutsche Poesie indirekt gefördert, indem dieselbe vor den Gefahren des

Digitized by Google

Mäcenatentums bewahrt blieb. Allerdings, als Günstling eines Augustus hätte Klopstock nicht nötig gehabt, vom Auslande eine Pension anzunehmen zur Vollendung seines Messias; als Schützling eines Lorenzo de Medici, des modernen Perikles, den die Geschichte den „Prächtigen“ genannt hat, wäre Schiller nicht gezwungen worden, vom Auslande ein Geschenk anzunehmen, um die seine Gesundheit untergrabende schriftstellerische Tagelöhnerarbeit für einige Jahre aufgeben zu können; doch mufs es auf der anderen Seite auch stutzig machen, wenn der allzu dankbare Racine seinen Gönner mehr feierte, als ein unabhängiger Racine gethan haben würde; es macht bedenklich, wenn Boileau von demselben Racine rühmt: er forme die Gemälde aller Zeiten nach seinem Könige Ludwig XIV.; es empört, wenn ein Deutscher, Namens Wagenseil, durch Summen jenes Pariser Mäcenas sich zum Herold von dessen Ruhm gewinnen läfst. Jenes Mäcenatentum ist egoistisch, verlangt Gegendienste, erniedrigt die Muse zur Magd des Despotismus, macht, wie Goethe sagt, aus dem auf schwankem Zweig sein Liedchen singenden Vogel den Dichter zum Stier am Pfluge. Und wenn das nicht — gehemmt wenigstens wird die Poesie leicht in ihrem freien Fluge; ein Hymnus auf die Volksfreiheit wie Schillers Tell wäre unter Ludwig XIV. unmöglich gewesen; der Gefahr einer aufgedrungenen Richtung entgeht die Dichtkunst nicht, wenn Hofpoeten der Weisung folgen, die Boileau den strebsamen Lustspieldichtern giebt: „Studiert den Hof!“ Solcherlei Rücksichten war die vom Throne verschmähte deutsche Poesie überhoben, und wenn nach dem Berichte eines französischen Geschichtschreibers Camille Paganel Friedrich auf die Frage Mirabeaus, warum er die vaterländischen Schriftsteller nicht begünstige, erwidern konnte: „Ich lasse sie gewähren“; wenn er, der in allem grofs war, worin ein Vormund des Volkes grofs sein kann, auf eine durchgreifende Vormundschaft auf litterarischem Gebiete verzichtete, so war das unter den obwaltenden Umständen nur ein Segen für die deutsche Poesie. Auf eigenen Füfsen stehend entfaltete sie ihre Kraft um so freier; sie wagte, wie Schiller sagt, sich deutsch zu nennen, fühlte sich stolz selbst ihren Ruhm zu gründen; der unabhängige Dichter erkannte als Gesetz nur die Eindrücke

Digitized by Google

seiner Seele und als souverän nur sein Genie an; und mit diesem Troste schliefst Schiller sein Lied von der deutschen Muse:

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang.
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzenstiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Ging der König nicht mit dem Sänger, so ging der Sänger mit dem Volke, und der Dichter, dem bei seiner Heimkehr das Volk in nationaler Begeisterung einen Ehrensold von 60000 Thalern überreichte, Freiligrath, ändert die bekannten Zeilen Schillers und singt:

Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
So les' ich meinen Schiller heut.

Auch die hundertste Auflage eines „Trompeter von Säckingen" beweist, dafs der neue Mäcen, das Volk, nicht karg ist und der Dichter nicht nötig hat, seine persönliche Würde gegen eine Pension einzutauschen.

Doch fassen wir die umgedrehte Medaille noch etwas schärfer ins Auge, so zeigt es sich, dafs Friedrichs Haltung der deutschen Dichtung gegenüber nicht nur dieser doch förderlich war, sondern dafs sein Geist, seine Thaten derselben einen tüchtig ausgebeuteten würdigen Stoff boten. Je weniger Friedrich von der damaligen deutschen Muse hielt, desto mehr ist er selbst dieser geworden; wenn er, was seine Abneigung gegen deutsche Poesie mit erklärt, es nicht vergessen konnte, dafs ein geschmackloser Frankfurter Professor des jungen Prinzen Mutter angeredet hatte: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der Zeit", so konnten doch die von der Heldengröfse des Königs berauschten Dichter über Preufsens und somit ihren eigenen Ruhm den Verächter ihrer selbst, den Freund Voltaires vergessen. Mit Recht citiert der genannte Staatsrat unter Louis Philipp, Camille Paganel, um Friedrichs Bedeutung für die deutsche Poesie hervorzuheben, die klassische Stelle aus Goethes „Dichtung und Wahrheit". Dort heifst es:

Digitized by Google

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Grofsen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung mufs schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen.“

Jede Nation, die etwas gelten will, mufs nach des Dichters Meinung Fürstenthaten feiernde Epopöen besitzen, wozu nicht gerade die Form eines epischen Gedichtes nötig sei; und da erwähnt er auf eine ehrenvolle Weise Gleims Kriegslieder, die deshalb unter den deutschen Dichtungen einen so hohen Rang einnehmen, weil sie „mit und in der That entsprungen sind“. Überschreitet auch in jenen Liedern, nach Lessing, der Patriot den Dichter, loben mufs auch er die vorzügliche Art Gleims, in welcher er zum Volke sprach, wie auch Herder bekennt, dafs Gleim Nationalgesänge gesungen habe, die uns kein Nachbar entwenden könne; es habe, meint er, hier ein deutscher Dichter einmal recht brav und deutsch über sein Vaterland gesungen.

Weiter erwähnt Goethe, wie Ramler seines Königs Thaten auf würdige Weise in gehaltvollen Gedichten besungen habe, die durch ihre grofsen herzerhebenden Gegenstände einen unvergänglichen Wert besäfsen. Soll man nun zur Ergänzung der von Goethe begonnenen Aufzählung der für Friedrich begeisterten Sänger noch erwähnen, wie Klopstock, hierin ein echter Sohn seines Vaters, 1749 voll des edelsten Patriotismus jugendlich enthusiastisch in einem feurigen Kriegslied „den besten Mann im ganzen Land“ feiert, bis er, in seinen Hoffnungen getäuscht, kleinlich Friedrichs Namen durch den Heinrichs des Vogelstellers ersetzt? Verstimmt ruft er Preufsens König zu: „Wo war dein Adlerblick, als sich der Geist regte unter uns?“ — „Lang erwarteten wir“, so beginnt seine Ode „Die Rache“:

Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands
Muse schützen, auch so mit Ruhm dich krönen;
Durch den schöneren Lorbeer
Decken des anderen Blut!

Digitized by Google

Gleimen sandte sie dir, und sandte Ramlern,
Dich zu fragen. Und du? Dafs sie ihr Auge
Niedersenkte, die Wang ihr
Flammte von röterer Scham!

So antwortetest du. Sich nicht zu rächen,
War er schonend genug der Deutsche, deiner
Hier auch werter, als du ihn,
Fremdling im Heimischen, kennst.

In solche Galle nun schlug diejenige Begeisterung für Friedrich nicht um, mit welcher Wieland dem Helden eines geplanten Epos Cyrus die Züge des Preufsenkönigs verlieh, obwohl auch ihm die Enttäuschung nicht erspart blieb, Bodmers und Sulzers Bemühungen, dem jungen Talente in Preufsen eine Anstellung zu verschaffen, keinen Erfolg hatten. Auch Herder, der zum Beweise seiner politischen Unreife in sein Reisetagebuch schreiben konnte, dafs Preufsen erst dann glücklich sein werde, wenn es zerteilt würde; der voll Teutonismus den Deutschen mahnt: „O spei aus, vor der Hausthür spei der Seine Schlamm aus. Rede deutsch, o du Deutscher!“ — derselbe Herder bekennt in der Ode, welche „Deutschlands Ehre“ besingt:

Aber schweige, mein Lied, bis einst die Sonne
Neu aufglänzt — sie ging mit König Friedrich
Unter.

Und ähnlich sagt er anderswo: „Als Friedrich starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben.“ Schwungvoller aber feiert Herders Landsmann, auch ein Mohrunger Kind, Johann Gottlob Willamov seinen König; ein deutscher Pindar, „wirbelte er im Dithyrambensturme Friedrichs Namen“, besingt er „den Helden, den Fürsten, den Weisen“. Wer aber jenen einen Pindar pries, der fand auch eine Sappho: von den Lippen der Anna Luise Karsch träuft Friedrichs Lobgesang „wie Honig von den Lippen der Natur“. Sie, die einst auf Schlesiens Fluren das Vieh geweidet, war zur Sängerin von Friedrichs Lob emporgeklommen; Freunde hatten ihr eine Audienz beim König verschafft, über die sie selbst berichtet:

Er frug: „Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang?“

Digitized by Google

„Gelt!“ sprach ich, „die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.“

Friedrich hatte versprochen, sich ihrer Dürftigkeit anzunehmen, sandte ihr aber für ein ihm gewidmetes Poem, um die wiederholt Bittende loszuwerden — zwei volle Thaler. Just so entmutigend als Joseph II., der auf die Gedichte, die ihm eine Frau von Kemeter sandte, die Randglosse schrieb:

Liebe Frau Kemeter,
Mach sie lieber Hemeter.

Die gekränkte Karschin sandte jenes unkönigliche Geschenk zurück mit den kühnen Versen:

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb ich es zurück.

Aber trotz dieser schnöden Zurückweisung schwand ihre Begeisterung für den König nicht völlig; nach seinem Tode weiht sie ihm ein Gedicht: „An die Sonne bei dem Leichenbegängnis Friedrichs des Großen“, und ein anderes: „Zuruf an den Fremdling beim Marmorsarge Friedrichs des Großen“. Noch in demselben Jahre 1786 schaffte ihr Friedrichs Nachfolger, das Versprechen des Heimgegangenen lösend, ein trauliches Heim.

Auch jener Epigrammatist aus Sachsen, der mit seinem Lobgesang aus bekanntem Grunde nicht über das Wort „Monarch“ hinauskam, auch Kästner kann zwar nicht umhin, den neuen Dionys zu tadeln, daſs er von der Seine Strande Sophistenschwärme für seinen Unterricht rufe, während — ihm unbekannt — ein Plato in seinem Lande lebe, jener, von dem Herder sagt, daſs er „am Belt den Rand maſs aller Gedanken“; demselben Kästner schwillt aber doch dem wortarmen Gallier gegenüber die Brust, daſs er Hippokrene mit Roſsbach übersetzen kann; in deutschen und lateinischen Epigrammen verherrlicht er diesen Sieg, zugleich beweisend, wie die deutsche Dichtkunst ihre Helden nicht mit Klopstock in der Vergangenheit zu suchen brauche. Und nun, damit von der preuſsischen

Digitized by Google

Dichtergruppe nicht ein Hauptvertreter fehle, auch der Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist, stimmte seine Harfe zu Friedrichs Lob, besang das Heer, den Tod fürs Vaterland; er griff zum Schwert für seines Königs gerechte Sache und starb den Tod fürs Vaterland. „Auf den Tod des Majors von Kleist" singt Uz ein Klagelied, und die Trauer um den gefallenen Helden, den verlorenen Freund erhöht den Ruhm des Dichters. Sie alle, die Genannten, haben Friedrich besungen, aber eines solchen Helden Preis hat kein Ende. Von der Höhe des Hohenasperg, auf welchem der tyrannische Karl Eugen von Württemberg ihn seinen Fürstenhafs büfsen liefs, sendet auch Daniel Schubart seines Hymnus lauttosenden Feuerstrom, dafs es hören die Völker umher:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis scholl,
Da weint ich vor Freude über die Gröfe des Mannes
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis immer mächtiger scholl,
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Drein zu stürmen Friedrichs Lob.

Doch da hört er bereits seiner Barden Gesang, die Lieder von Kleist, Gleim, Ramler, Willamov, der Karschin, und:

Da verstummt ich
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?
Soll die Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? Nein, ich wag's,
Ergreife die Harfe und singe Friedrichs Lob!

Nun begleitet er seines Helden Schicksale und Thaten im Krieg und im Frieden von der Jugend bis zu seinem Alter, läfst unter anderen den Greisen sein Biedervolk mahnen:

Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
Erzene Knochen nicht zu Marzipan!

Digitized by Google

zeigt, wie er das Wort gehalten, das er geschworen im Drang der gröfsten Gefahr: als König zu denken, zu leben und zu sterben.

Und mit den Kunstdichtern wetteiferte das Volk; auch dieses wollte seinen Helden, die Soldaten wollten ihren König feiern, und so entstanden eine Reihe trefflicher, aus der Situation herausgeborener historischer Volkslieder voll unmittelbarer Empfindung, ausgestattet mit den von Herder entdeckten Vorzügen aller Volkspoesie, die „Historischen Volkslieder des Siebenjährigen Krieges", welche neuerdings Freiherr von Ditfurth zusammengestellt.

Doch genug der Thatsachen; sie alle bestätigen, was Goethe bemerkt, dafs an dem grofsen Begriff, welchen die preufsischen — sagen wir lieber die deutschen — Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, diese sich erst heranbauten und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte; sie zeigen, wie des Königs Vorliebe für französische Bildung „den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden"; sie thun dar, wie die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche „für die Bildung des Litterarwesens ein Glück war. Man that alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber — der französische Historiograph Friedrichs, Paganel, führt auch diese Worte Goethes mit an — man thats auf deutsche Weise nach innerer Überzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, dafs der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle."

Merkwürdig; Ludwig XIV. dang Herolde seines Ruhmes und schützte die Musen; aber man leugnet, dafs er jene goldene Zeit der französischen Litteratur hervorgerufen habe, da Racine weniger sei als der ältere Corneille, und Boileau nicht viel mehr als ein französischer Opitz, Molière aber auch ohne Ludwig, und Lafontaine trotz desselben unsterblich geworden sei. Friedrich hat nicht nur nicht wie jener Sforza einen Preis in Aussicht gestellt für eine bestimmte Anzahl ihn verherrlichender Verse, er hat die deutsche Muse sogar von seinem Throne

Digitized by Google

verwiesen; und trotz alledem hat nicht blofs Rofsbach einen Gleim begeistert, einen Kästner mit Selbstbewufstsein erfüllt, sondern die ruhmvollen Thaten des grofsen Königs insgesamt und seine kernhafte Persönlichkeit insonderheit sind für die deutsche Muse in Wahrheit eine üppig sprudelnde Hippokrene geworden, aus der dieselbe entzückt die edelste Begeisterung und, nach Goethe Anfang und Ende aller Kunst, bedeutende Stoffe mit nationalem Gehalt geschöpft hat.

Digitized by Google

Einige kritische Bemerkungen zu Molière,

mit besonderer Berücksichtigung des „Médecin malgré lui".

Mit Unrecht hat man getadelt, wie Lotheifsen (Leben und Werke Molières p. 249) hervorhebt, dafs Molière bis zuletzt der Posse treu blieb, und Boileau, der sonst so entschieden auf seiner Seite stand, hat namentlich dazu beigetragen, in dieser Frage das Urteil irre zu führen. Er beklagte in seiner „Art poétique" (III, 399), dafs Molière sich herbeigelassen habe, wieder einen Scapin auf die Bühne zu bringen, nachdem er durch seine Schauspiele eine so hohe Stellung in der Litteratur erworben habe. Denselben Vorwurf hätte man Molière auch mit Rücksicht auf die Aufführung des Médecin malgré lui machen und ihn tadeln können, dafs er eine so tolle, äufserst possenhafte Erscheinung wie Sganarelle wieder über die Bretter habe gehen lassen, nachdem Figuren wie Tartuffe und Alceste dem Publikum vor die Augen geführt worden waren. Man kann nicht recht einsehen, wie Boileau dazu kam, in der Rückkehr Molières vom Charakterschauspiel zur Posse, welche der Dichter in seiner ersten Schaffensperiode mit Anlehnung an die Commedia dell' Arte der Italiener besonders gepflegt hatte und der er jetzt, auf einer höheren Dichterstufe stehend, einen festeren Untergrund gab, einen Rückschritt des grofsen vielseitigen Komödiendichters zu erkennen.

Welches waren wohl, so ist man berechtigt zu fragen, die Gründe, welche Molière veranlassen konnten und mufsten, nicht einseitig beim regelrechten Charakterlustspiel und bei der höheren Komödie im strengen Sinne des Wortes zu verharren, sondern

Digitized by Google

auch von Zeit zu Zeit Stücke leichteren Inhalts, reich an drastischen, echt komischen und drolligen, wenn auch zuweilen etwas übertriebenen Situationen zu schreiben und Figuren voll köstlichen Humors und launiger Einfälle, wie einen Scapin oder Sganarelle, auf die Bühne zu bringen? In erster Linie mufste Molière mit dem grofsen Publikum, welches sein Theater besuchte und welches lieber unterhalten als belehrt sein wollte, rechnen, mufste also naturgemäfs, um das Publikum zum lebendigen Besuch seines Theaters zu vermögen, um Erfolg zu erzielen und Beifall zu ernten, Possen schreiben, über die man sich einmal recht herzlich auslachen konnte. Es war zu Molières Zeiten in dieser Beziehung gerade wie heutzutage. Die grofse Masse der Theaterbesucher hascht mehr nach dem Leichten, Heiteren, Pikanten und Amüsanten als nach dem Idealen und schwerer Verständlichen, auf der Bühne nicht minder als im Leben, und begrüfst stets eine lustige und humorvolle Wendung im ernsteren Schauspiele mit Freuden. Diese Erfahrung hatte Molière gewifs auch nach der Aufführung des Misanthrope, der so meisterhaften Charakterstudie, seines in mannigfacher Hinsicht vollendetsten und gediegensten Schauspieles gemacht, als er 1666 wieder zur Posse zurückkehrte und den Médecin malgré lui schrieb. Hätte Molière seine Stücke nur vor Gelehrten aufführen lassen, so würde er wohl kaum die Form der launigen Posse gewählt, sondern dem ernsten, höheren Lustspiel den Vorzug gegeben haben. So aber verlangten die Umstände, die Zeitverhältnisse und die Geschmacksrichtung des Publikums die Pflege der humorvollen Possen. Auch der grofse kunstliebende König Ludwig munterte Molière auf, die Posse nicht zu vernachlässigen, sondern die Welt ab und zu durch seine von Heiterkeit überströmenden Farcen zu ergötzen. Allein nicht nur die Geschmacksrichtung des Publikums und Rücksichten auf sein Theater bestimmten Molière, zum heiteren Possenspiel zurückzukehren, sondern er mochte sich wohl auch selbst danach sehnen, leichtere Stücke, gewissermafsen zu seiner Erholung zu schreiben, Stücke, die ohne aggressive Tendenz, ohne die bestehenden socialen Mifsverhältnisse und Zustände zu geifseln, in schlichter Heiterkeit einherschreiten. Molière hatte bereits bei der Aufführung seines

Médecin malgré lui und der Fourberies de Scapin eine Reihe der grofsartigsten Sitten- und Charakterschauspiele gedichtet, sich im Kampfe für dieselben jahrelang ermüdet und abgearbeitet, aber auch seinen Ruhm bereits durch dieselben begründet, dafs es für ihn, der wie fast jeder humorvolle Lustspieldichter einen ausgeprägten Hang zur Schwermut hatte, eine Wohlthat sein mufste, seiner sprudelnden Laune alle Zügel schiefsen zu lassen. Lotheifsen (Leben und Werke Molières p. 249) sagt daher mit Recht: „Molière ging als unabhängiger vorurteilsloser Geist nicht systematisch von einer Gattung zur anderen über, sondern griff die Stoffe auf, wie die Stimmung ihn leitete und wie es die Bedürfnisse seiner Bühne erforderten.“ War es überhaupt zu verwundern, dafs ein so vielseitiges Dichtergenie wie Molière nicht bei einer Gattung des Lustspiels, der Charakterkomödie, die allerdings vom streng kritischen Standpunkte aus betrachtet ohne Zweifel die höchste Stufe einnimmt, stehen blieb, sondern sich vielmehr auch wieder der Posse zuwandte, um zu zeigen, dafs er auch hierin Meister war und um den Unterschied der Possen aus der ersten Schaffensperiode und denen aus der zweiten leuchtend hervortreten zu lassen? Das Publikum lohnte Molières Unternehmen und Rückkehr zur Posse durch den rauschenden Beifall, womit es den Médecin malgré lui aufnahm. Das Genre der Posse ist ja bei weitem nicht so hoch wie das der Sitten- und Charakterkomödie, und doch gehört ein Genie wie Molière dazu, gelungene Possen zu schreiben, die wie die seinigen als wahrhafte Zeitbilder erscheinen. Molière einen Vorwurf zu machen, dafs er ab und zu wieder zur Posse zurückkam, nachdem er seinen Dichterruhm als Meister der höheren Komödie begründet hatte, ist eine kurzsichtige Anschauung der Kritiker und namentlich Boileaus, der mit seinem nüchternen Kritikerverstande die Welt ganz anders auffafste, als sie sich in dem phantasiereichen Geiste eines Molière spiegelte. Diderot sagt einmal, man täusche sich, wenn man glaube, es gäbe mehr Männer, die einen Pourceaugnac, als solche, die einen Misanthrope schreiben könnten. Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruche, und er liefse sich auch auf den Médecin malgré lui anwenden, den Lotheifsen ein Stück voll genial-tollen Humors nennt (Lotheifsen, Gesch. der Litt. des 17. Jahrh. p. 46) und

Digitized by Google

in seinem Buche „Leben und Werke Molières“ p. 210 hinzufügt: „Der Dichter, der schwer an seinem Kummer trug, fand die sprudelnde Laune und überquellende Heiterkeit des Gemüts wieder, sobald er für sein Theater arbeitete.“

Der Médecin malgré lui gehört zu der Gattung der Possen- und Intriguenstücke des Dichters. Dafs der Stoff zu dieser Posse zum Teil aus dem „Vilain mire“, einem dem 13. Jahrhundert angehörigen altfranzösischen Fabliau, und zum Teil aus einer noch älteren Sage von der stummen Königstochter genommen wurde, ist von den bedeutendsten Molière-Editoren und Kritikern öfter hervorgehoben und besprochen worden; was jedoch Molière aus dieser einfachen Fabel machte, und wie er sie zu einer eigenartigen, äufserst humorvollen Posse umgestaltete, ist noch nicht genügend untersucht worden.

Aimé-Martin in seiner Molière-Ausgabe (Bd. II, p. 603, Anm. 1) hebt richtig hervor, dafs Molière den Wortlaut des altfranzösischen Fabliau nicht gekannt haben kann, dafs er den Inhalt des Vilain mire aber der Tradition nach kannte, da die Fabliaux lebhaft im Munde des Volkes in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft fortlebten. Es ist nicht unmöglich, dafs Molières Médecin (cf. Lotheifsen, Gesch. der franz. Litt. im 17. Jahrh. p. 46) aus einem der früheren kleineren Possenspiele erwachsen ist, die der Dichter während seiner Wanderungen in der Provinz entworfen hatte. Unter den Titeln derselben werden wenigstens ein Fagotier, 14. Sept. 1661; ein Fagoteux, 20. April 1663; ein Médecin par force, 9. Sept. 1664 genannt (cf. hierzu Moland: Einleitung zu Méd. m. l. p. 5). Das altfranzösische Fabliau in seinen weitesten Umrissen bildet so zu sagen nur das Skelett, die äufsere Hülse, aus der sich Molières Stück wie der Kern als eigenartige selbständige Schöpfung herauslöst. Molière verflocht in die Intrigue des Fabliau ein zweites, in seiner Art meisterhaftes Possenspiel, wofür sich im Vilain mire kein Anknüpfungspunkt findet, so dafs der Médecin malgré lui der Hauptsache nach ein Originalstück genannt zu werden verdient.

Biltz, in seinem Aufsatze „Über das Wort und den Begriff Posse“ (Herrigs Arch. Bd. LXXIII, Heft 1) führt zur Charakterisierung der Posse aus dem von Herlofssohn und R. Blum

Digitized by Google

herausgegebenen Theaterlexikon einen Artikel von Louis Schneider an, wo es folgendermaſsen heiſst: „Die Posse schildert gewöhnlich, ohne die strengen Regeln des höheren Lustspiels zu befolgen, Begegnisse und Situationen des gemeinen Lebens, durch Gegenüberstellung lächerlicher Individualitäten, deren Konflikt eine komische Wirkung hervorbringt. Die Posse will nicht Charaktere folgerecht entwickeln, will keinen Grundsatz, keine Wahrheit zur Anschauung bringen“ etc. Weiter unten heiſst es dann: „Ihr Feld ist die Übertreibung in Situation und Charakter, ihr äuſseres Gewand der Witz in seiner gröſsten Ausgelassenheit, ihre Grenzen das Läppische, absolut Niedrige und Gemeine.“ Findet diese Definition des Begriffs „Posse“ auch auf den Médecin malgré lui Anwendung? Der Hauptsache nach allerdings, nur das Streifen an das absolut Niedrige und Gemeine findet sich durchaus nicht in so grellen Farben, als es in jenem Artikel, die Posse in ihren Grenzen wesentlich kennzeichnend, hervorgehoben wird. Biltz hat schon betont, daſs die sogenannten Übertreibungen zum Wesen der Komödie, namentlich der höheren Komödie, gehören, und daſs ein Streifen an das Niedrige und Gemeine in der Posse geradezu notwendig ist, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden will. Das Streifen an das Niedrige wirkt nicht verderblich auf das Publikum und verletzt die Moral nicht, sobald die Grenzen des Anstandes gewahrt werden. Die Moral kann nur durch solche Scenen verletzt werden, wie sie im George Dandin oft wiederkehren, Scenen, in welchen die offenbare Untreue auf Kosten des betrogenen Ehemannes geradezu belobt und verherrlicht wird. Die Unmoral des Stückes wird zwar geschickt durch die jedesmalige, äuſserst komische Situation verdeckt, der Zuschauer muſs im Augenblicke der Darstellung unwillkürlich lachen und die List der intriguierenden Personen bewundern, bei ruhiger Überlegung jedoch die Partei des betrogenen Ehegatten ergreifen und das raffinierte Spiel der Gegner vom Standpunkte des Rechts und der Moral aus mit Abscheu verwerfen. Der Vorwurf des Unmoralischen, der mit Recht den George Dandin trifft, ebenso wie die Fourberies de Scapin, worin in höchst bedenklicher, offenkundiger Art Diebstahl und Betrug eine Hauptrolle spielen, kann dem Médecin malgré lui in keiner Weise gemacht werden.

Digitized by Google

George Dandin ist im übrigen, wenn man von dem bedenklichen Unternehmen absieht, einen kleinen Fehler, die Überhebung und die Eitelkeit Dandins, durch höchst verwerfliche Mittel, Mittel, die viel schlimmer sind als der Fehler selbst, zu bessern, in Bezug auf dramatische Komposition weit höher zu stellen als der Médecin malgré lui, und kann sogar, was sich steigernde Komik in den Situationen angeht, zu den vollendetsten Possen- und Intriguenstücken Molières gerechnet werden. Im Médecin sind die strengen Regeln des höheren Lustspiels nicht genau beobachtet worden und die strenge einheitliche Komposition fehlt. Die Grundidee, die Rache, welche die mifshandelte Frau an ihrem Manne nimmt, und die Art und Weise, wie dieser zum Arzte gemacht und von den beiden Boten an den Bestimmungsort seiner medicinischen Thätigkeit geführt wird, fand Molière traditionell im altfranzösischen Fabliau vor. Die Ausführung, die Verwickelung, die Doppelintrigue und die Entwickelung jedoch haben nichts mit dem Fabliau gemein und sind eigene Erfindung des Dichters. Nur der Schlufs, die Aussöhnung des Arztes wider Willen mit seiner Ehehälfte, ist im Fabliau und bei Molière ziemlich gleich.

Die Exposition im Médecin ist meisterhaft zu nennen. Der Dichter führt uns den Helden Sganarelle in einem in psychologischer Hinsicht fein durchgeführten Dialoge mit seiner Frau Martine vor. Der Zuschauer lernt sofort im Holzhacker Sganarelle einen echten Epikuräer kennen, der zwar die Arbeit nicht scheut, sonst aber leichten, fröhlichen Sinnes, hauptsächlich auf sich bedacht, dahinlebt, wodurch er den Zorn seiner sich ereifernden, schmähsüchtigen Frau erregt, die aber für ihre in etwas zu deutlicher Art erteilten moralischen Zurechtweisungen die starken Fäuste des gereizten Ehemannes fühlen mufs. Diese Scene hat der Dichter dem Leben der niederen Volksklassen so genau abgelauscht, so natürlich und wahrheitsgetreu geschildert und psychologisch so fein entwickelt, dafs man nicht im Theater, sondern mitten im Leben zu sein glaubt. Im Vilain mire ist, dem Charakter der Fabliaux entsprechend, die ganze Darstellung sehr umständlich und breit, insofern als hier die ganze Vorgeschichte des Bauern, sein Eheleben und seine ebenso seltsame wie rohe Manier, seine Frau, auf die er eifersüchtig

Digitized by Google

ist, zu behandeln, sehr weitläufig beschrieben wird. Die Intrigue der Frau, sich an ihrem Manne für die Schläge zu rächen, und die sich dazu bietende Gelegenheit ist im Fabliau und bei Molière gleich, nur ist die Situation von Molière mit viel köstlicherem Humore aufgefafst und ausgeführt worden. Molières Sganarelle findet sich, nachdem er einmal mit Gewalt zum Arzte gestempelt worden ist, rasch in seine Rolle, wird namentlich, durch die Aussicht auf Geldgewinn gelockt, mit einemmal schlau, pfiffig und intrigant und entledigt sich meisterhaft seiner ihm gestellten Aufgabe, jedoch in ganz anderer drolligerer und pathetischerer Weise als der derbe Vilain mire.

Im zweiten und dritten Akte ist Molière vollkommen freier und selbständig arbeitender Dichter. Er kannte wohl den weiteren Fortgang des Fabliau nicht genau, wenigstens mufs man es daraus entnehmen, dafs er die treffliche, ungemein komische Manier des Vilain mire, die achtzig angeblichen Kranken zu heilen, nicht in seinem Médecin verwandt hat. Sganarelles Ruhm als geschickter und tüchtiger Arzt dringt allerdings auch im Molièreschen Stücke ins Volk und er giebt in dem Gespräche mit den beiden Bauern, Vater und Sohn (III, 2) wunderbare Heilmittel an, eine Darstellung, die gewissermafsen einen Anknüpfungspunkt an die Erzählung im Vilain mire bietet. Das Mittel ferner, wodurch der Vilain mire die Königstochter von ihrem Übel heilt, konnte Molière, selbst wenn er die Erzählung kannte, aus zwiefachem Grunde nicht gebrauchen, erstens weil Lucinde angeblich stumm ist, und weil zweitens das Heilmittel jenes Vilain mire doch gar zu cynisch und anstöfsig war, so dafs selbst vor einem Publikum, welches an derbe Späfse und bedenkliche Situationen gewöhnt war, derartige Scenen aufzuführen, Ärgernis erregt haben würde.

Im zweiten und dritten Akte ist im Molièreschen Stücke die Einheit der Handlung, des Interesses, nicht mehr streng eingehalten, indem das Interesse des Zuschauers durch das Liebesverhältnis zwischen Lucinde, Gérontes Tochter, und Léandre so in Anspruch genommen wird, dafs Sganarelle, obwohl er mit Léandre gemeinsam intriguierend den alten Géronte hintergeht, doch zeitweise wenigstens in den Hintergrund tritt. Es ist eine Doppelintrigue im Stücke vorhanden; auf der einen

Digitized by Google

Seite steht Martine, Sganarelles Frau, auf der anderen der lustige Sganarelle selbst im Bunde mit Léandre. Das Intriguenspiel Sganarelles bildet in gewisser Hinsicht ein Stück für sich, oder doch eine vollkommen frei stehende, unabhängige Episode, und nur dadurch, dafs Géronte die List des Arztes erfährt und ihn mit dem Tode durch den Strang bedroht, wovon er nur durch die rechtzeitige Mitteilung von der Erbschaft Léandres befreit wird und sich wieder mit seiner Ehehälfte aussöhnt, durch die er zum Arzte und Intriganten gemacht worden war, ist die Einheit der Handlung, wenn auch etwas künstlich, wieder hergestellt worden. In Bezug auf die strengen Regeln der Einheit der Handlung gilt also jenes aus dem Theaterlexikon citierte Wort. Nicht minder gilt es bezüglich der strengen folgerechten Charakterschilderungen. Charaktere folgerecht zu entwickeln, ist nicht die Aufgabe der Posse, sondern die der höheren regelmäfsigen Charakterkomödie. In der Posse stellt sich der Charakter so dar, wie es Zeit und Umstände erfordern, entwickelt er sich aus den Situationen, während im höheren Schauspiel, namentlich in der Tragödie, die geschaffenen Situationen notwendig aus den Charakteren der handelnden Personen hervorgehen sollen.

Sganarelle ist in keiner Beziehung ein Charakter; er gehört, wie schon angedeutet worden, zu jenen zwar thätigen, aber leicht und fröhlich dahinlebenden Epikuräern. Er wird aber schlau, erfindungsreich und intrigant, sobald er durch die gegebenen heiklen Situationen dazu gezwungen wird. Sein Witz, sein Humor, die Art und Weise, wie er sich an Lucas für die von ihm empfangenen Schläge rächt und auch den alten Géronte durch Prügel zum Arzte machen will, ist unübertrefflich komisch. Gerade in den Übertreibungen, die dem Charakter der Posse entsprechend dazu dienen, das Lächerliche in den Charakteren und Situationen recht klar zu machen, Übertreibungen, die sehr drastisch, aber doch nicht geradezu unnatürlich sind, liegt das genial Tolle des Médecin malgré lui, worauf Lotheifsen hinweist. Das Gemeine und Niedrige tritt im Médecin durchaus nicht unangenehm berührend hervor und wird nur in einigen Situationen und Witzworten gestreift, wie es auch gemeinhin in der Posse geschehen darf. Die Art und Weise z. B., wie

Digitized by Google

Sganarelle seine Frau, die ihn allerdings in ihrem übergroſsen Eifer erst reizt, behandelt, ist niedrig und roh zu nennen. (Cf. I, 1 und auch in ähnlicher Hinsicht III, 5.) In vielen anderen Possen Molières, die dem niederen Genre angehören, wie z. B. der Médecin volant, aus dem auch einige Stellen direkt im Médecin m. l. wiederkehren, wird das Cynische und Absurde auf die Spitze getrieben, und selbst im George Dandin, ein Stück, welches eine unwiderstehliche Komik zeigt, leiden die Situationen häufig doch zu sehr an Unwahrscheinlichkeiten. Der Médecin m. l. ist in dieser Beziehung von allem Tadel frei zu sprechen und kann mit Recht Anspruch auf eine vollendete Posse erheben.

Auſser der Übertreibung in den Situationen und dem Berühren des Niedrigen ist der Posse auch noch ein zweites Moment eigen, nämlich die Schadenfreude. Auch dieses Element findet sich in nicht zu verkennender, ausgesprochener Absicht im Médecin m. l. vor. Die Intrigue und die Rache Martinens beruhen auf Schadenfreude. Sie freut sich schon im voraus, ihrem Manne für die Miſshandlungen, die sie von ihm erdulden muſs, einen Streich zu spielen und ihm die Schläge gründlich heimzuzahlen. Sganarelle muſs diesen Schaden mit Fug und Recht erleiden, weil er sich seinerseits unberechtigten und tadelnswerten Extravaganzen hingegeben hat. Aber auch Sganarelle sucht sich zu rächen für die ihm auf so sonderbare Weise widerfahrene Unbill, indem er den einfältigen Géronte düpiert und sich an Lucas für die Schläge insofern rächt, als er dessen Frau in sehr drastischer und beleidigender Weise den Hof macht, wodurch er die Eifersucht jenes Dummkopfes erregt, ihn verspottet und sein eigenes Betragen mit den Funktionen, die er als Arzt hat, entschuldigt. Das Possenhafte tritt somit in jeglicher Beziehung im Médecin deutlich hervor, und was dem Stücke an regelrechter Einheit, an streng logischer Charakterentwickelung fehlt, wird durch einzelne Scenen, die sich an Komik überbieten und durch welche in raschen, kecken Zügen ein Bild nach dem anderen entrollt wird, sowie durch einen äuſserst lebhaften, interessanten und pikanten Dialog (cf. I, 1; I, 6; II, 6 u. a.) und durch Beobachtung von scheinbar unbedeutenden und doch notwendigen Einzelheiten reichlich ersetzt.

Digitized by Google

Zu diesen Vorzügen im Einzelnen gehört die geschickte Einführung neuer Personen, auf die in den vorangehenden Scenen genügend hingewiesen ist, und die notwendigerweise im richtigen Momente, die Handlung fördernd, eingreifen müssen. Auch auf später eintretende Thatsachen wird vorher hinreichend hingewiesen, so dafs die Lösung dann nicht plötzlich und unbegründet eintritt. So wird z. B., um nur eins hervorzuheben, im zweiten Akte (II, 1) bereits angedeutet, dafs Léandre „voraussichtlich seinen reichen Oheim beerben wird, ein Gerücht, woran der alte Géronte allerdings nicht glauben will, welches aber am Schlusse zur Wahrheit wird und die Lösung herbeiführt. Auch die ungemein komische Manier, Sganarelle mit Gewalt zum Arzte zu machen, ein Moment, welches der Dichter dem altfranzösischen Fabliau entlehnte, erschien ihm sehr gezwungen und unnatürlich und deshalb läfst er Sganarelle mit Emphase berichten (I, 1), dafs er sechs Jahre in den Diensten eines Arztes gestanden und auf diese Weise mancherlei von der Heilkunst profitiert hat. So ist der Einfall Martinens, ihren Mann als geschickten Arzt hinzustellen, wenigstens einigermafsen begründet. Solche Vorzüge im Einzelnen liefsen sich leicht noch vervielfachen, allein die angestellten Beobachtungen mögen genügen, um zu zeigen, dafs Molières Médecin malgré lui zu den besten Possen des genialen Dichters gehört und dafs man es nur mit Freuden begrüfsen konnte, dafs Molière zuweilen wieder zur Posse zurückkehrte, um sein Publikum durch solche gelungene und humorvolle Geistesprodukte zu fesseln und zu erheitern.

Dr. Wenzel.

Digitized by Google

Der Gebrauch der Tempora und Modi
im anglonormannischen Horn.

Im Anschlufs an die von Herrn Heinrich Bockhoff eröffnete Untersuchung der Tempora im Altfranzösischen* wird vorliegende Arbeit eine Darlegung der temporalen und modalen Verhältnisse im anglonormannischen Horn versuchen.

Vorbemerkungen.

A. Der heroisch-epische Dichter behandelt einen seiner Zeit weit vorausliegenden Stoff, den er entweder unmittelbar aus der mündlichen Überlieferung oder, was häufiger der Fall ist, aus einer schon vor ihm gemäfs der mündlichen Überlieferung abgefafsten Schriftquelle entnimmt.

Er verfährt nun bei der Behandlung seines Stoffes folgendermafsen. Er erzählt die Ereignisse und giebt die Reden nach ihrem Inhalte wieder als sogenannte indirekte Reden, d. h. als solche, in denen für die Personen und Zeiten der Standpunkt des Sprechenden mit dem des Erzählers vertauscht ist. Oder er läfst die auftretenden Personen von ihrem Standpunkt aus reden, d. h. giebt den Wortlaut wieder, mit dem sie unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlicherweise zueinander gesprochen haben. Er räumt also in letzterem Falle, anstatt jene Worte in indirekter Rede selbst vorzutragen, vollständig das Feld, um die handelnden Personen lebensvoll vor seine Zuhörer oder Leser hinzustellen.

Neben diesen beiden Darstellungsweisen bedient sich der Dichter des Horn noch einer dritten: er streut hier und da persönliche Be-

* Der syntaktische Gebrauch der Tempora im Oxforder Texte des Rolandsliedes. Gekrönte Preisschrift und Inaugural-Dissertation von Heinrich Bockhoff. Münster, gedruckt bei E. C. Brunn, 1880.

Digitized by Google

merkungen ein, d. h. redet sein Publikum direkt an, um seine Darstellung lebhafter zu gestalten.*

Es ergeben sich bis hierher zwei verschiedene Zeitperioden, über welche der Dichter oder seine Personen etwas aussagen können: die Zeit der geschichtlichen Ereignisse und die Zeit der Abfassung des Gedichtes. Letztere Zeitsphäre nennen wir am besten die subjektive Gegenwart, erstere die historische Gegenwart.

Der Dichter und seine Personen können aber auch von der Zeit reden, die den Ereignissen der Erzählung vorausliegt. Diese Zeitsphäre nennen wir die logische oder objektive Vergangenheit.

Ferner können sie von der Zeit reden, die von der jeweiligen Gegenwart der Ereignisse aus betrachtet zukünftig, vom Standpunkte des Dichters aus aber vergangen ist. Wir nennen diese Zeitsphäre die historische (und zugleich logische) oder objektive Zukunft einerseits, und die subjektive Vergangenheit andererseits.

Endlich kann der Dichter auf die Zeit hinweisen, die von seinem Standpunkte aus zukünftig ist: das ist die subjektive Zukunft.

Die sämtlichen in unserem Schriftwerke zur Geltung kommenden Zeitstufen sind daher folgende:

1) historische oder objektive Vergangenheit (Vorvergangenheit);

2) historische oder objektive Gegenwart (= Vergangenheit);

3a) historische oder objektive Zukunft [Darstellung und Rede] (Nachvergangenheit) und

3b) subjektive Vergangenheit [Dichter];

4) subjektive Gegenwart;

5) subjektive** Zukunft.

---

* Auch im Rolandsliede kommen solche Stellen vor, obgleich sie Bockhoff nicht besonders vermerkt hat. Z. B. sagt in v. 3248 (Gautier) der Dichter zu seinem Publikum:

De plus feluns n'orrez parler jamais.

Ferner gehört veïssiez in den v. 349, 1622, 3388 hierher.

** Wir wissen wohl, dafs wir durch obige Bezeichnung der Zeitstufen mit derjenigen August Boeckhs gewissermafsen in Zwiespalt geraten, da er mit den Ausdrücken „subjektiv" und „objektiv" zum Teil andere Begriffe verbindet. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dafs Boeckh die von uns mit „subjektiv" bezeichnete Darstellungsweise und deren Zeitstufen nicht in Betracht gezogen hat, und dafs es schwer ist, eine kurze, treffende und anschauliche Benennung des Gegensatzes zwischen der Zeitsphäre der Ereignisse und der Zeitsphäre des Dichters zu wählen.

Digitized by Google

Diese Scheidung findet nur auf die Tempora Anwendung. Wenn ein Tempus mehrere dieser Zeitsphären bezeichnen kann, werden wir stets mit der historischen Gegenwart, d. h. mit der Erzählung, beginnen, da dieselbe die Grundlage des Werkes bildet; darauf wird die Rede der handelnden Personen folgen, und den Schlufs werden die subjektiven Äufserungen des Dichters bilden.

Die Anordnung der Tempora wird folgende sein: Präsens, Futurum, Perfektum (compositum), Aorist (mit welchem Namen wir das sonst Passé défini oder Perfektum simplex genannte Tempus bezeichnen), Imperfektum, die beiden Plusquamperfekta und das Conditionnel.

Man könnte gleicherweise die drei Kategorien der Darstellung als Einteilungsprincip zu Grunde legen und danach abhandeln:

1) Präsens der Erzählung, Fut., Perf., Aor. etc. der Erzählung;

2) Präsens der Rede, Fut., Perf., Aor. etc. der Rede.

3) Präsens des Dichters, Fut., Perf., Aor. etc. des Dichters.

Wir ziehen jedoch vor, das Tempus und nicht die Gattung der Darstellung als Einheit zu nehmen, da uns das erstere Verfahren trotz verschiedener Mängel dennoch das übersichtlichere zu sein scheint.

B. Unsere Aufgabe ist insofern von der Bockhoffs verschieden, als vom Horn ein kritischer Text noch nicht vorhanden ist. Wir dürfen uns daher nicht darauf beschränken, den Zeitwert der einzelnen Tempora und Modi zu ermitteln; es mufs uns vielmehr hauptsächlich darauf ankommen, das Gebiet, wir möchten sagen: den Wirkungskreis, festzustellen, der einem jeden Tempus und Modus in unserem Schriftwerke als einem Kompositionsganzen eigen ist.

Wir wollen — das haben wir uns zur Aufgabe gesetzt — durch Vergleichung identischer und verwandter Fälle die Gesetze zu erforschen suchen, welche die Sprache des Horn in ihrem temporalen und modalen Teile beherrschen, um dadurch den Nachweis zu führen, in welchen Fällen ein gewisses Tempus oder ein gewisser Modus berechtigt ist und in welchen nicht.

Wir werden deshalb bei den Temporibus der Erzählung scheiden zwischen den Beispielen, die ein Fortschreiten der Erzählung bezeichnen, die also auf die Frage: was geschah darauf? stehen, und denen, welche Nebenumstände enthalten, d. h. auf die Frage: wie stand es damals? Antwort geben. Allerdings ist nicht immer leicht zu erkennen, ob das betreffende Verbum einen Fortschritt in der Erzählung oder einen Nebenumstand angiebt. Trotzdem werden wir die erwähnte Scheidung

Digitized by Google

durchführen, selbst auf die Gefahr hin, dann und wann einen Irrtum zu begehen oder wenigstens einige Beispiele nach Gutdünken klassifizieren zu müssen. Denn ohne eine solche Scheidung scheint es uns von vornherein ausgeschlossen, dafs man zu irgend einem sicheren Ergebnis darüber gelangen könne, in welcher Weise sich die erzählenden Tempora in die Erzählung teilen und ob ein Unterschied in ihrem Gebrauche vorhanden ist.

C. Wir beabsichtigen nicht, den ganzen Horn in den Bereich dieser Abhandlung zu ziehen. Wir begnügen uns im ganzen und grofsen mit der Behandlung derjenigen Stelle, für welche alle drei Handschriften zu gleicher Zeit vorhanden sind, nämlich der Verse 1455 bis 2391. Denn wir wollen nicht eine Ausgabe des Horn, sondern nur einen Beitrag zu einer solchen liefern. Es werden jedoch nach bestem Wissen alle schwierige und interessante Fälle des gesamten Horn Berücksichtigung finden.

Als Text ist zu Grunde gelegt der genaue Abdruck der drei Handschriften, welchen die Herren Brede und Stengel zu Marburg bei Elwert im Jahre 1883 haben erscheinen lassen.

Abhandlung.

I. Die Tempora.

Das Präsens.

Im Lateinischen gilt die Regel: perfecto procedit, imperfecto insistit oratio. Aber auch im Lateinischen existiert schon ein anderes Tempus, welches dem Perf. in der historischen Erzählung zur Seite steht: das Präsens historicum. Im Afr. ist dazu noch, wie für das Rolandslied aus Bockhoffs Schrift hervorgeht, das zusammengesetzte Perf. und in gewissem Sinne das Fut. gekommen, so dafs es dort vier erzählende Tempora giebt: Präs., Fut., Perf. und Aor.

In gleicher Weise sind für die oratio insistens, d. h. für die Beschreibung, dem lat. Imperf. Stellvertreter erwachsen. Wie viele ihrer im Horn sind, soll im Verlaufe der Abhandlung gezeigt werden.

Die Präsentia zerfallen ihrem Zeitwerte nach in zwei Abteilungen: der bei weitem gröfste Teil aller vorkommenden Präsentia bezieht sich auf die jeweilige Gegenwart der Erzählung, auf die historische oder besser die objektive Gegenwart, und zwar schildern diese Präsentia die Ereignisse, die eben vor sich gehen (historisch), oder sie kommen in

Digitized by Google

der direkten Rede der Personen (logisch) vor; eine verschwindend kleine Anzahl von Präsentien aber ist von der Zeit der Abfassung des Gedichtes aus (subjektiv) gesprochen.

In syntaktischer Beziehung folgen alle drei Arten des Präsens, das der Erzählung, das der Rede und das subjektive Präsens, im Horn denselben Gesetzen. Wir werden jedoch die drei Arten getrennt behandeln, um die Vergleichung mit den anderen Temporibus zu erleichtern, vornehmlich aber, um das Zahlenverhältnis der erzählenden Tempora untereinander zur Anschauung bringen zu können.

1) Das Präsens der Erzählung.

A. Das Präsens bezeichnet einen Fortschritt in der Erzählung. Es findet sich:

1) bei der Erzählung von Handlungen, die in der jeweiligen historischen Gegenwart stattfanden, ohne besondere Merkmale:

1494. En la place s'en vait tut issi arester.*

Ferner in v. 1497, 1498, 1501, 1507, 1511, 1513, 1514, 1539, 1572, 1594, 1603, 1607, 1615, 1624—28, 1640, 1650, 1658, 1683, 1707, 1713, 1727, 1728, 1729 (?, s. unten), 1735, 1736, 1743, 1869 (?, s. Perf.), 1909, 1983, 1984, 1988, 2001, 2006, 2007, 2168, 2182, 2226, 2241, 2243, 2281, 2283, 2284, 2296, 2298, 2386.

Anmerkung. Das Präsens findet sich neben den anderen hist. Tempp. häufig in Kampfscenen oder bei Vorbereitungen zum Kampfe verwendet. Von den oben angeführten Versen gehören hierher: 1494—1514 und 1624—28.

Die 3. Sg. von ferir kommt im ganzen genommen vielleicht häufiger im Aor. als im Präs. vor. Dennoch dürfte in v. 1507 mit C refiert zu lesen sein; wenigstens hat C in der ganz analogen Stelle v. 3113 unzweifelhaft die richtige Lesart bewahrt.

2) Das Präsens der Erzählung lehnt sich zuweilen an ein Perf. oder einen Aor. an. In dieser enklitischen Stellung bezeichnet es eine Handlung, die mit der des Perf. oder Aor. eng zusammengehört oder unmittelbar auf dieselbe folgt. Zumeist beschränkt sich diese Redewendung auf einen Vers, auf dessen Hälften sich die beiden Tempora verteilen; es können aber auch mehrere Verse durch diese Redewendung enger miteinander verbunden werden.

a) Die einversige enklitische Redefigur kommt vor:

---

* Wir werden fast ausschliefslich nach dem Wortlaute der Handschrift C citieren. Wenn temporale oder modale Varianten vorliegen und wir die Lesart einer der beiden anderen Hss. vorziehen, wird die betr. Hs. angegeben werden.

Digitized by Google

1500. Il ont laschié lur freins si moevent de randun.
1874. Il le trest une part, dit li cuntroverie.

Ferner in 1696, 1724, 1729 (? O), 2107.

b) Die mehrversige enklitische Redefigur findet sich:

1580—82. Lors ad pris un penun d'un cendal de Russie.
A dan Horn l'enveia par une sue norrie:
Qu'il l'ait en cel bosoing pur s'amur, çoe li prie.

Ferner in 1510—11, 1657—8.

Anm. Ein Präsens kann sich aber auch an ein anderes Präs. in demselben Verse in ähnlicher Bedeutung wie oben anschliefsen; so geschieht es z. B. in 1594, 1729 CH, 1988, 2007.

3) Das Präsens eines Verb. dicendi als Einleitung zu einer Rede bezeichnet ebenfalls einen Fortschritt in der Erzählung.

Wir halten es für ratsam, alle vorkommende Tempora der Verba dicendi hier nacheinander abzuhandeln. Es findet sich

a) Das Präs. in allen drei Hss.:

dit 1562 (mit çoe in CO), 1865 O (çoe), (1874), 1901 (çoe), 2074, 2088 (çoe), 2149 (çoe), 2235 (çoe), 2328 (çoe), 2369 (çoe).

diēnt 1543 (çoe), 1570 (çoe), 2018, 2188 u. 89 (indirekt).

fait 1670, 1876, 2142.

funt 2382.

respunt 1865 (O: dit), (2252 a), 2357.

demandent 2300, (2244).

b) Das Perf.:

ad dit 1564, 1634 (O: si dist), 2051 O, (1474 H; O: P. ant.); ad respundu 2252 (OH: respundi).

est demandez 2316, *ad demandé* 2332.

c) Der Aorist:

dist in CO, dit in H: 1886, 2303 (çoe), (1875 çoe, 1913, 1933).

dist in C, dit in OH: 1556, 1839, 1849 (çoe), 1857, 1859, 1888, (1891), 1911, 1918 (çoe OH), 1937 (çoe), 1939, 1960 (çoe), 2021, 2048, 2066 (çoe), 2152, 2271, 2318 (çoe).

l'areisuna 1779, *demanda* 2334.

respundi in CO, respunt in H: 1483, 1798, 1973.

respundi in CH, respunt in O: 1549 (çoe), 1927.

respundi in C, respunt in OH: 2240 (çoe).

respundi in allen drei Hss.: 2335.

mustra 2228, (1455).

Digitized by Google

Anm. 1. In den Fällen, wo alle drei Hss. dit lesen, ist dieses unbedenklich als die ursprüngliche Lesart anzusehen. Dazu gehört auch v. 2051.

Bieten CO dist gegenüber dit in H, so ist ersterem der Vorzug zu geben.

Wo ein dist der besten Hs. C einem dit in den beiden anderen gegenübersteht, wird eine einigermafsen sichere Entscheidung kaum möglich sein. Für dist sprechen indes folgende Erwägungen:

a) Die mindestwertige Hs. H liest nicht ein einziges Mal dist, selbst da nicht, wo es geradezu notwendig ist und wo CO dist bieten: so in v. 1891, wo eine redend eingeführte Person die Worte eines Dritten wiederholt und wo auch das Tempus des Nebensatzes einen Aor. im Hauptsatze verlangt; ebenso in v. 1933, wo in einer Rede auf etwas Vergangenes zurückgewiesen wird. Das Zeugnis von H kann daher für dit nicht in Betracht kommen.

b) Auch auf die zweitbeste Hs. O ist in diesem Falle nicht viel Gewicht zu legen, denn in dem obenerwähnten v. 1891 hat auch O das Präsens.

Anm. 2. Vor v. 2374 fehlt auffälligerweise ein einleitendes Verbum dicendi. Die Stelle ist auch sonst unsicher überliefert. Es ist vielleicht eine Lücke anzunehmen, die ungefähr zu ergänzen wäre:

E li reis respundi etc.

Gegen das Ende des Horn ist indessen das Fehlen eines solchen Verbs auch einigemal zu beobachten: 4300—1, 4328—9, 4414—5.

Anm. 3. Zur Verknüpfung der Rede mit dem Folgenden dienen Präs., Perf. und Aor. gleichmäfsig. Im Präs. wird die Erzählung wieder aufgenommen: 1555 OH, 1572 (neue Laisse), 1640, 1869 C, 2049 (n. L.), 2126, 2241, 2251 (n. L.), 2270, 2281; im Perf. 1555 C, 1704, 1869 H, 1906, 2070 (n. L.), 2107, 2156, 2383; im Aor.: 1463, 1492, 1529 CH, 1869 O, 1980 (n. L.), 2330 (n. L.). Eine Regel läfst sich somit über diesen Punkt nicht aufstellen.

4) Das Präs. bezeichnet einen Fortschritt der Handlung da, wo es den Übergang von einer Episode oder einer Laisse zur anderen vermittelt. Es handelt sich dabei um weniger wichtige, parenthesenartige Einzelheiten. Solche Fälle sind:

1506. Rigmel quant l'ot oï, forment deu en mercie.

Ferner 1621, 1625, 1626, 1673, 1675—77, 1693, 1776, 2011, 2012, 2049, 2113, 2126, 2179, 2251, 2270, 2299.

5) Die 3. Sg. Präs. von voleir gebraucht der Dichter in Verbindung mit einem Inf. zur Bezeichnung einer Absicht, die sein Held auszuführen im Begriff ist:

1737. Sur Angou veut aler trestut premerement.

Ferner 1739, 2130, 2135.

Anm. Wir führen diese Vorberichte beim Präs. an, weil das Verbum finitum im Präs. steht. Solche Ausdrücke haben indessen vollständig futurale Geltung, mit dem Unterschiede, dafs nicht das Hilfsverb aveir, sondern voleir gebraucht und dasselbe nicht mit dem Inf. zu einem Worte verschmolzen ist.

6) Wir halten es für geboten, auch das Präs. nach den Zeitkonjunktionen quant = lat. cum narrativum oder postquam, und taunt

Digitized by Google

que = bis, hierher zu rechnen, da es sich bei denselben um thatsächliche Ereignisse handelt, die im Vergleich zur Handlung des Hauptsatzes einesteils vergangen, anderenteils zukünftig sind. In dieser Weise findet sich das Präs.

a) nach quant:

1497. Quant çoe veit li paiens, prent sei a desdeigner.

Ferner in 1517, 2011;

b) nach taunt que:

1607—8. Il chevalchent un val d'une selve ramee
Taunt qu'il vienent al port u la flote est ancree.

Anm. Diese Sätze sind nur aus stilistischen, d. h. rhetorischen Rücksichten in die Stellung von abhängigen Sätzen gedrängt worden; wie es denn Hauptsätze giebt, die ihnen ganz gleichwertig sind, z. B. 2049 und 2251 (s. sub 4). Daraus erklärt sich wohl auch, warum das Tempus des Hauptsatzes bei quant sowohl Präs. wie Perf. und Aor. der Erzählung sein kann.

B. Das Präsens bezeichnet einen Stillstand in der Erzählung, und zwar wird es gebraucht

a) in Hauptsätzen,

1) von die Haupthandlung begleitenden Nebenumständen; besonders kommen vor die Verbalformen (i) ad, est, unt, sunt:

1573. Chascun d'als pur sul Horn de pruësce ad envie.

Ferner 1574a, 1590, 1595, 1598, 1609, 1611, 1613, 1631, 1651, 1691, 1709, 1715, 1747, 1750, 1758, 1760, 1762—65, 1767, 1767a, 2008, 2126, 2129, 2132, 2167, 2173, 2192, 2204.

Anm. Diese beschreibenden Präsentia bezeichnen Ereignisse von längerer Dauer und könnten daher ebensowohl im Imperf. stehen, wie übrigens auch aus der Vergleichung z. B. von v. 1750, 1760 und 1765 mit v. 1772 hervorgeht.

2) In Sentenzen und allgemeinen Regeln, sowie in Reflexionen des Dichters, die sich auf einen speciellen Fall der objektiven Gegenwart beziehen:

1770. Mes fortune ne poet estre en estableté.

Ferner 1592, 1600, 1601, 1733, 1985, 2010, 2336.

Anm. In v. 1601 findet sich dieses sententiale Präs. wie im Hauptsatze so auch im Nebensatze mit quant:

Quant bosoign lor succrest, suffrir poë(n)t haschee.

Die Konjunktion quant ist hier = lat. cum iterativum, = so oft als, wann auch immer.

3) Auch das beschreibende Präs., welches zumeist ein Imperf. vertritt, begegnet in enklitischer Stellung; es bezeichnet alsdann die Wir-

Digitized by Google

kung oder Folge der Handlung desjenigen Verbums, an welches es sich anlehnt:

1493. Ses armes acesma, — bien semble chevalier.

Ferner 1526, 1590—1, 2224—5, 2288.

Anm. Mit einer Ausnahme handelt es sich hier um die 3. Sg. von sembler. Ein näheres Eingehen auf den Wert der von diesem Verbum vorkommenden Varianten wird erst beim Imperf. möglich sein.

4) Das beschreibende Präs. steht in parenthetischen Zusätzen, welche Gewohnheiten oder Eigenschaften angeben:

2133—4. Dous fiz ont francs e pruz, de grant nobilitez;
chevaliers aiment mut, e d'içoe sunt loëz.

So noch in v. 1653, wo k' = kar ist, 1771, 2146.

b) Das beschreibende Präsens wird in mehreren Arten von Nebensätzen gebraucht. Es findet sich:

1) Sehr häufig in Relativsätzen zur Bezeichnung von Handlungen, Zuständen und Eigenschaften, die sich in der objektiven Gegenwart geltend machen, aber keineswegs in ihrer Dauer auf dieselbe beschränkt zu sein brauchen. Wir rechnen hierher auch die Nebensätze mit u = wo.

α) Relativsätze:

1663. Horn brandist sun espié dunt l'enseigne traïne.

Ferner 1532, 1542, 1591, 1625, 1674, 1736, 1746, 1757, 1768, 1870, 1909, 2005, 2130, 2173, 2176, 2251, 2299.

β) Sätze mit u:

1727. Pus vet a la cité u dan Hunlaf l'atent.

Ferner 1766, 1767, 2225, 2241, 1608.

2) In substantivischen Ergänzungssätzen mit que:

2019. Ore entent bien Rigmal qu'il s'en veut si partir.

Ferner 1836, 2188.

3) In Folgesätzen, in denen die Wirkung der im Hauptsatze enthaltenen Handlung oder Thatsache geschildert wird:

1522—3. Sus el coing le feri del healme sarazin
Ke les quartiers abat e turna (turnet?) a declin.

Ferner 1611, 1633, 1666, 1684, 1705, 1706, 1761, 2015, 2205.

4) In einem Falle findet sich das Präs. in einem abhängigen Fragesatze:

2332—3. E li reis fud corteis, bel li ad demaundé
Ki il est, dunt il vient, dunt est sis parenté.

Anm. zu b, 1—4. Das Tempus des Hauptsatzes ist oft ein anderes als das Präs. hist. Am häufigsten ist dies bei den Folgesätzen der Fall.

5) Endlich steht das Präs. im Nebensatze eines mit dem Aus-

Digitized by Google

druck der vollständigsten Gewifsheit hingestellten Bedingungssatzes, des sogen. wahren oder realen Falles, wie im Nfrz.:

1458. Si bataille voelent, ne lur iert pas veee.
1470. Kar, si deu plest, par Horn iert pur veir (re)vengee etc.

Ferner 1521, 1599, 1644, 1985.

Anm. 1. Die Ausdrücke: si deu plest, s'il poet, si la geste ne ment und ähnliche, sind nur scheinbare Bedingungen zu dem im Hauptsatze Ausgesagten. In Wahrheit sind es Zusätze der Bescheidenheit, Beschränkung und Zurückhaltung, die wegbleiben könnten, ohne dafs dadurch eine Sinnesänderung oder auch nur eine Undeutlichkeit an der betreffenden Stelle verursacht würde. Es sind Flickwörter. Aus v. 1457 geht das recht klar hervor.

Anm. 2. In v. 1985 ist s'il funt = qu'il funt, also ein substantivischer Ergänzungssatz.

Anm. 3. Die Verse 1458 und 1599 (vgl. auch 1457) ziehen wir besser zum Präs. der Rede, denn sie sind aus dem Sinne der handelnden Personen gesprochen.

2) Das Präsens der Rede.

In den Reden seiner Personen giebt der Dichter, wie sich von selbst versteht, im Präsens diejenigen Gedanken, die sich auf die Zeit der Rede, d. h. auf die logische (objektive) Gegenwart beziehen.

Trotz der naturgemäfs grofsen Anzahl solcher Präsentia kommen bei denselben wenig Varianten vor. Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, dafs eine Person von ihrer eigenen Gegenwart nur in einem einzigen Tempus reden kann, während dem Dichter für seine geschichtliche Erzählung drei, ja vier Tempora zur Verfügung stehen.

Wir können uns daher beim Präs. der Rede verhältnismäfsig viel kürzer fassen als beim Präs. der Erzählung.

1) In seltenen Fällen bezeichnet das Präs. der Rede Handlungen, welche in dem Augenblicke zur Ausführung gelangen, in welchem von ihnen die Rede ist, wie:

1554. Devant vus l'en seisis; bel m'est ke le grantez.

Ferner 1794, 1859, 1902, 2040, 2059, 2060, 2232, 2321, 2323, 2357, 2372.

2) Das Präs. dient in der Rede zur Bezeichnung von Handlungen, die sich in einem gröfseren, die Gegenwart des Sprechenden mit umfassenden Zeitraume zu ereignen pflegen, ohne sich gerade in dem Augenblicke bethätigen zu müssen, in welchem sie erwähnt werden:

1896. Unc pus bien ne me volt; pur çoe de lui me trai.

Ferner 1922, 1966, 2062 etc.

3) Das Präs. der Rede steht, wie dasjenige der Erzählung, in sententialen Aussprüchen:

Digitized by Google

1945. Taunt cum est sein del cors, s'est de rien apelé.

Ferner 1945a, 1949, 1979 etc.

4) Wenn von Zuständen gesprochen wird, die in der logischen Gegenwart dauern, so gebraucht der Redende naturgemäfs das Präs., indem er von der längeren oder kürzeren Dauer dieser Zustände einfach nur die Gegenwart erwähnt. Diese Klasse von Präsentien ist infolge der vielen eingestreuten Reden sehr zahlreich vertreten. Sie findet sich

a) In Hauptsätzen:

1459. Ma defence ai ci preste e aparaillee.

Ferner 1462, 1475, 1477, 1528, 1552, 1558, 1561, 1563. — 2361, 2371—2373 etc.

b) In Nebensätzen aller Art, vornehmlich in Relativ- und Substantivsätzen:

1487—8. La bataille en avras ja de mei per a per
Que la lei de Mahun ne valt d'œf un quarter.

Ferner 1460, 1479, 1488, 1490, 1528. — 2350, 2366, 2379 etc.

Anm. Quant mit dem Präs. der Rede hat nie temporale Bedeutung, sondern ist gleich dem lat. cum causale und dem neufrz puisque oder comme, vgl. v. 1528, 1552, 1880, 2048a; in v. 1858 scheint es ferner einen substantivischen Ergänzungssatz und in v. 1904 einen Bedingungsnebensatz einzuleiten.

5) Der Begriff der Gegenwart wird, wie in allen Sprachen, zuweilen so erweitert, dafs eine eben beendigte Rede noch zur Gegenwart gerechnet wird:

1485. Va, paien! çoe que diz ne fait a otriër.

Ferner 1551, 1899, 2253, 2338, 2374, 2382.

Vgl. hierzu das Präs. der Erzählung in v. 2251, sowie andererseits das Perf. der Rede in v. 1484.

Anm. Auch von venir, wenn es sich auf eine eben vollendete Reise bezieht, kommen derartige Fälle vor; vgl. v. 2239, 2246, 2254 (CO) gegenüber 2260, 2262; 2261 (CO), 2351.

6) Eingehendere Berücksichtigung erheischen die Bedingungssätze des Präsens. Sie werden zwar im Horn in derselben Weise konstruiert wie im Nfrz., da die Konjunktion si auch im Horn schon das Präsens regiert; aber unser Dichter gestattet sich in seiner volkstümlichen Sprache manche Freiheiten, die sich im Nfrz. selten oder nie mehr finden. Des Präsens bedient sich eine Person in einem hypothetischen Satzgefüge jedesmal, wenn sie einen Bedingungsfall mit vollständiger Gewifsheit hinstellen will.

Wir behandeln Protasis und Apodosis getrennt.

Digitized by Google

a) Der Bedingungsnebensatz. Derselbe kann α) einen Fall enthalten, über dessen Bestehen oder Nichtbestehen in der logischen Gegenwart schon entschieden ist, ohne dafs der Sprechende davon Kenntnis hat, oder β) einen Fall, dessen Eintreten noch der Zukunft anheimgestellt bleibt.

Beispiele für α) sind:

2268. Si fiz estes le rei a ki cest regne apent,
Dunc remeindrai od vus si en faites covent.

Ferner 1460, 1478, 2076, 2233, 2247, 2302, 2358.

Beispiele für β) sind:

1458. Si bataille voelent, ne lur iert pas veee.

Ferner: 1486, 1489, 1559, 1784, 1861, 1881, 1882, 1884, 1898, 1903, 1919, 1925, 1929, 1933, 1934, 1938, 1946, 1951, 1956, 1961, 1962, 1963, 1967, 1979, 2039, 2042, 2044, 2045, 2061, 2069, 2086, 2092, 2093, 2100, 2102, 2120, 2121, 2123, 2237, 2262, 2269, 2306, 2320, 2324, 2351, 2375, 2377.

Anm. 1. In den unter α) angeführten Versen 2268 und 2358 nähert sich si der Bedeutung des nfrz. puisque.

Anm. 2. An Stelle der Konjunktion si tritt zuweilen eine andere Konjunktion oder eine andere Satzkonstruktion, und zwar finden sich
a) quant in v. 1904;
b) eine Frage in v. 1865;
c) Relativsätze in v. 1964, 1977, 2055.
Die hypothetischen Satzgefüge mit relativischen Nebensätzen enthalten Regeln und sententiale Gedanken. Doch stehen derartige Nebensätze öfter im Fut., vgl. namentlich v. 2376; ferner 1841, 2263, 2326, 2380.

Anm. 3. Wenn einem Bedingungssatze noch ein solcher beigeordnet wird, so steht in dem zweiten Bedingungssatze, falls er nicht durch si angeschlossen ist, der Subjunktiv wie im Nfrz., siehe v. 1211, 2039, 4267. Die Konjunktion que ist noch nicht obligatorisch, wie v. 2039 zeigt.
Auch unter den relativischen Bedingungsnebensätzen kommt ein solcher Fall vor: v. 4515.

Anm. 4. Vencu sui in v. 2086 ist als Präs. zu fassen, einerseits wegen der Analogie mit venk in v. 1956, andererseits weil das Perf. im Bedingungssatze nicht als auf die Zukunft bezüglich vorkommt (s. Perf. 2d und vgl. v. 668).

Anm. 5. Es giebt, wie in der Erzählung, so auch in der Rede Beschränkungssätze, z. B. 1644: si la geste ne ment, 1934: si vus plest, 2237: si joe puis, 2262: si deu le me cunsent.
In v. 1979 ist s'il vus plest ein Anakoluth; es steht aufserhalb der Konstruktion.

Anm. 6. Von v. 1458 zu v. 1459 findet ein Übergang aus der indirekten in die direkte Rede statt. Die Konstruktion des realen Bedingungsfalles erleidet dadurch keine Änderung.

b) Der Bedingungshauptsatz. Das Verb des Bedingungshauptsatzes erscheint meist im Fut. oder im Imperativ, oder es findet sich die einem Fut. gleichwertige Verbindung eines Hilfsverbs mit einem Infinitiv.

Digitized by Google

Das Präs. eines einfachen Verbums im Bedingungshauptsatze steht in folgenden der weiter oben angeführten Verse: 1459, 1477, 1929, 1937, 2076—9, 2320, 2351. Diese Beispiele zerfallen in drei Klassen:

α) In v. 1459, 1477, 1489, 2079 ist die Erfüllung der Bedingung zum Zustandekommen des Bedingten nicht mehr nötig. Vielmehr besteht das Bedingte schon in der Wirklichkeit und wird nur mit Emphase in Erwähnung gebracht für den Fall, dafs jene Bedingung in Erfüllung gehen sollte.

β) In v. 1929 und 1937 steht das Präs. mit Nachdruck anstatt eines Fut.

γ) In v. 2320 ist eine Ellipse anzunehmen: vor dem scheinbaren Nachsatze ist „vus orrez ke“ zu ergänzen. Eine ähnliche Ellipse liegt in v. 2351 vor. Es sind dort nämlich nach dem Inf. servir die Worte „e joe vus servirai“ zu ergänzen. Auf gleiche Weise kann v. 1967 erklärt werden, indem man zwischen Haupt- und Nebensatz ein „seiez certain“ oder „ne pensez pas“ einfügt, wenn man nicht lieber eine Vermischung des realen mit dem potentialen Bedingungsfalle annehmen will.

Anm. Eine schwierige Stelle ist v. 880. Wahrscheinlich hat C die richtige Lesart bewahrt, und es ist ein Anakoluth anzunehmen: man sollte nämlich als sinngemäfsen Nachsatz ungefähr erwarten: „wird dieser Betrug wahrlich geahndet werden.“

7) Erwähnung verdienen endlich die Präsentia der modalen Hilfsverben einmal wegen ihres häufigen Vorkommens, und ferner wegen ihrer Berührung mit dem Futurum. Durch sie wird gewöhnlich irgend eine unerwiesene Behauptung, eine Ansicht der redenden Person, eingeführt, die oft einen sententialen Charakter hat.

a) Diese Verba haben modale Geltung:

deveir in v. 1484, 1491, 1702, 1934, 1941, 1947, 1959, 1964, 2234, 2245, 2246, 2248, 2379;

estoet in v. 1480, 2048;

poeir in v. 1481, 1483, 1781, 1784, 1860, 1951, 2028, 2045, 2048a, 2064, 2124, 2276, 2278, 2308, 2348a;

voleir in v. 1460, 1898, 1929, 1946, 1962, 1967, 2035, 2042, 2051, 2143, 2145, 2149, 2236, 2320.

b) Sie haben transitive Kraft in v. 1458, 1703, 1802, 1861, 1879, 1961, 1963, 1971, 2022, 2065, 2093, 2237, 2264, 2374.

Digitized by Google

3) Das subjektive Präsens.

Unser Dichter verläfst zuweilen seine objektive Darstellungsweise und redet seine Hörer oder Leser in direkter Rede an. Solche persönliche Äufserungen dienen namentlich dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums rege zu erhalten. Mit dem Stoffe selbst haben sie wenig zu thun.

Die hierher gehörigen Fälle sind:

1818. Issi cum vus oëz, fud l'amistié fermez.

Ferner 1474, 1772, 1773, 1827, 2184, 2213, 2287.

Anm. In der direkten Rede des Dichters ist das Präs. genau so gebraucht wie in der Rede der Personen. Es kommen z. B. Erweiterungen der Gegenwart über die nächste Vergangenheit und Zukunft vor: v. 1474, 1818, 2213, sowie auch hypothetische Satzgefüge: v. 1773 und 1827.

Das Futurum I.

Das Futurum bezeichnet eine Handlung, die mit Bezug auf die jeweilige Gegenwart in der Zukunft liegt.

Die vorkommenden Futura zerfallen streng genommen nur in zwei Hauptklassen: das Fut. der Rede und das subjektive Fut. Das Fut. der Erzählung erhält ein durchaus subjektives Gepräge dadurch, dafs der Dichter sich in die historische Gegenwart zurückversetzt und von diesem Standpunkte aus das später Geschehene als für ihn zukünftig betrachtet.

Da der Dichter indes nur an einigen Stellen in der ersten Person redet, in den meisten Fällen aber nicht, so behalten wir für das Fut. die bisher beobachtete Scheidung bei und werden nur ganz persönliche Unterhaltungen des Dichters mit seinem Publikum unter die subjektive Abteilung dieses Tempus einreihen.

1) Das Futurum der Erzählung.

Das Fut. gebraucht der Dichter in der Darstellung,

1) wenn er der Erzählung vorauseilt und auf Ereignisse hinweist, die noch bevorstehen. Dieselben sind in der Reihenfolge der Thatsachen nicht immer unmittelbar die nächsten, gehören aber noch in den Abschnitt der Geschichte, welchen der Dichter gerade behandelt. Wird eine Begebenheit von gröfserer Wichtigkeit vorausgesagt, so vertritt das Futurum gewissermafsen die Stelle der Überschrift für die betreffende Episode. Beispiele sind:

1499. La bataille en iert ja aprés lur deffiër.

Digitized by Google

Ferner 1469, 1470, 1521, 1585, 1644, 1646, 1653, 1660, 1734, 1870.

Anm. Dieses Fut. ist dem unter A, 4 angeführten Präs. der Erzählung sehr ähnlich. Wie jenes vermittelt es den Übergang zu etwas Neuem. In obigen Fällen ist mithin das Fut. zu einem historischen Tempus geworden.

2) In Betrachtungen und parenthetischen Zusätzen:

1495. — La doctrine Herland li avera or mester etc. —

Ferner 1604, 2160.

3) In sententialen Aussprüchen:

1875. Mut dist veir ki çoe dist: Ja ne murra(d) envie.

Aufserdem 2177.

4) Bei der indirekten Wiedergabe von Worten und Gedanken, wenn sie sich auf die Zukunft bezogen:

1574a. N'i ad cil ne s'en vant qu'il frad chevalerie.

Ferner 1456—1458, 1575, 1604, 1748, 1749.

Anm. zu 1—4. Das Fut. nimmt gern die Adverbien ja und mes zu sich. Ja findet sich: 1499, 1521, 1604, 1644, 2177; mes: 1734, 1749. Aufserdem kommt vor: uncore: 1469, or: 1495; desormés: 2160. Als Negation steht: ja — ne: 1604, 1875, 2177; ne — mes 1749.

2) Das Futurum der Rede.

In der Rede wird das Futurum gebraucht, um eine Behauptung aufzustellen, die sich auf die Zukunft des Redenden bezieht. Es steht

1) in Hauptsätzen, und zwar

a) bezeichnet es eine zukünftige Handlung ohne weitere Merkmale:

1546. Par ces, vos enemis par trestut materez.

Ferner 1551, 1558, 1560, 1561, 1569, 1636, 1786, 1799, 1804, 1815, 1816, 1856, 1863, 1867, 1883, 1884, 1886, 1892—1894, 1897, 1900, 1932, 1954, 1969, 1972, 2052, 2085, 2091, 2096, 2101, 2103, 2104, 2114 (?, C), 2119, 2144, 2150, 2152, 2153, 2255, 2272, 2275, 2319, 2328, 2329, 2338, 2353, 2374, 2380, 2381.

Anm. Manchmal steht das Fut. eines einfachen Verbs an Stelle eines modalen Hilfsverbs mit dem betreffenden Infinitiv; z. B. ist in v. 1636 rendrai = voil rendre, in v. 2091 troverai = purrai trover. Jedoch tritt diese Eigenschaft des Fut. nicht überall mit gleicher Deutlichkeit zu Tage; es ist deshalb unmöglich, von diesen Fällen eine besondere Kategorie zu bilden.

b) Eine Eigentümlichkeit des Horn ist das häufige Vorkommen des Fut. der modalen Hilfsverben. Es findet sich das Fut. von poeir: 1791, 1792, 1787, 1863, 1867, 2023—2025, 2038, 2055, 2059, 2060, 2265; das Fut. von voleir: 1482, 1786, 2067, 2373; estovera: 2061.

Digitized by Google

Das Fut. von deveir kommt unseres Wissens nur in v. 4564 (C allein vorhanden), und zwar in indirekter Rede, ferner in der zu verwerfenden Lesart H in v. 2265 vor.

In Bezug auf die Bedeutung des Fut. gegenüber dem Präs. dieser Verba ergiebt sich, dafs das Fut. erstens für eine fernere und darum unsicherere Zukunft gebraucht ist, zweitens dafs es sich nur auf konkrete Fälle, also nicht auf Regeln und Sentenzen, bezieht, und drittens dafs es gröfsere Zurückhaltung im Aussprechen der Behauptung bekundet, d. h. ein Ausdruck der Bescheidenheit oder Höflichkeit ist.

Anm. v. 2059 ist wohl in allen drei Hss. verderbt. Das „e" in C scheint uns ursprünglich zu sein, da çoe vus pri Hauptsatz zum vorhergehenden Verse ist. Vielleicht hat v. 2059 gelautet:

Çoe vus pri, e purrez (purrat?) vus de mei sovenir.

Vgl. die analoge Stelle 1791. Dort, sowie 2023–2025, kommt das Fut. von poeir in mehreren Versen hintereinander vor, doch nicht so, dafs es den Wohllaut störte, wie es in v. 2059 und 2060 am Ende der Halbverse geschieht.

c) Das Fut. der Rede steht gern in Begleitung von Adverbien der Zeit. Ja und mes sind fast ausschliefslich Adverbien für die Zeitform der Zukunft. Es kommen vor: ja 1457, 1462, 1487, 1639, 1792, 1841, 1854, 1891, 1918, 1926, 1931, 2033, 2055, 2237, 2354; — mes 1672, 1689, 1690; — ja mes 1919; — mes ore 2094; — desore (desormés) 2280; — mar 1413, 1813, 2056, 2095 (dieser Vers fehlt in C), 2302 O (?. Vgl. jedoch v. 4063 C); — unc (nur in O) 1456; — dunc, idunc 1880, 1888, 2098, 2122, 2269; — or 1864, 1868, 2098, 2328; puis 1812, 2106, 2274; — ui 1568; — dementiers 2068; — en present 1939; — sempres (= sogleich) 2155.

Die Negation ne kann zu allen diesen Adverbien treten, mit Ausnahme von mar, das allein schon eine vollständige Negation bildet.

d) Das Fut. ist das vorwiegende Tempus des Bedingungshauptsatzes: 1458, 1486, 1559, 1841, 1861, 1882. — 2376, 2377, 2380 (s. Präs.).

c) Das Fut. kann eine Handlung bezeichnen, die gethan werden soll. Es steht alsdann in milderer Weise statt eines Imperativs. Diese Bedeutung hat das Futurum:

1481. Si tendrez la Mahun ki melz vus poet salver.

Ferner 1482, 1547, 1701, 1795, 1813, 1938a, 1961, 2053, 2118, 2271.

Anm. 1. Auch avrez in v. 1852 und 1855 scheint in modaler Bedeutung zu stehen und = aiez: „möget, sollt ihr haben", zu sein.

Anm. 2. Ratschläge, Ermahnungen und Befehle werden meist der

Digitized by Google

angeredeten Person gegeben. Darum finden sich unter den obigen Beispielen nur zwei in der dritten Person: 1813 und 1938a.

f) In einem Falle hat das Fut., dem Präs. gleich, sententiale Geltung und bezeichnet eine Wiederholung:

2369—70. Meinte feiz avendra
K'un povre valletun al (?) riche resemblera.

2) Das Fut. der Rede steht in Nebensätzen, und zwar:

a) In den schon beim Präs. der Rede (6 a, Anm. 2) aufgeführten Fällen von bedingenden Relativsätzen: 1841, 2263, 2326, 2376, 2380.

b) In uneigentlichen Relativsätzen (relativisch angeschlossenen Hauptsätzen), wenn ihre Handlung in die Zukunft fällt:

1547—8. Horn sur tutes vos genz conestable ferez,
Ki (= kar il) tresbien les merra si cum comanderez.

Ferner 1852, 1864, 1877, 1928.

c) Nach si cum und tel cum, wenn die Handlung in die Zukunft fällt:

2046—7. de tel vie mener
Cum vus vendra a gre.

Ferner 1482, 1548.

d) Im Substantivsatze, wenn die Handlung in die Zukunft fällt oder wenn das Verbum des Hauptsatzes im Fut. steht:

1859. Or vei bien, dist Wikele, ke cest don n'avrai mie.

Ferner 1885, 2264, 2370, (2373).

e) Nach verschiedenen Zeitkonjunktionen, wenn die Handlung des Hauptsatzes in die Zukunft fällt. Es kommen vor:

quant (in den Bedeutungen „so oft als“ und „wann“):

1791. Quant le verrez, de mei vus purra remember.

Ferner 1863, 2038, 2274;

taunt cum: 1793, 1892 (vgl. taunt cum mit dem Präs. in einem allgemeinen Ausspruche v. 1945);

al plus tost ke: 2060.

Anm. In v. 2038:

Mes quant repeirerai, sil purrat cumparer,

steht das Fut. I nach quant an Stelle eines zu erwartenden Fut. II.

f) In einem einzigen beglaubigten Falle tritt das Fut. nach si im Bedingungssatze auf, und zwar in einem formelhaften Ausdrucke:

1127. Amer me purriëz, si vostre pleisir ere.

Es ist allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs ere hier = lat. erat ist. Ere kommt noch vor, aber immer als Fut.: 805, 3. Sg.; 1173, 1. Sg.; 5064, 1. Sg. (2803 H?!).

Anm. Als Variante zum Präs. kommt das Fut. nach si noch in v. 1210 O vor, ist aber dort nicht anzuerkennen.

Digitized by Google

3) Das subjektive Futurum.

Von den Fällen, in welchen der Dichter sich persönlich an sein Publikum wendet, gehören einige dem Futurum an. Es sind folgende Verse:

1773. Cum joe vus dirrai ja si j'en sui escuté.

Ferner 1779, 1827, 2244.

Auffallend ist auch hier das häufige Vorkommen des Futurums der Hilfsverben.

Das Futurum II.

Das Fut. II kommt im Horn selten vor. In unserer Partie findet es sich nur an zwei Stellen, und zwar in der Rede:

2151. Cest bou d'or melekin avrez bien esmeré.

Ferner 2155 nach tresque.

In beiden Fällen hat das Fut. II seine eigentliche Bedeutung, nämlich die des lat. Fut. exactum. Es bezeichnet Handlungen, die an und für sich zukünftig, aber im Vergleich zum eigentlichen Futurum schon vergangen sind.

In v. 2151 ist das Fut. II als gleichzeitig zu fassen mit einem anderen Fut. II, das ungefähr lauten würde:

quant vus m'i avrez mené.

Anm. v. 2275:

Bien i ert enpleié bon aveir, çoe m'est vis,

und der analoge Vers 2380 enthalten nur scheinbare Futura II; in Wahrheit sind es einfache Futura, welche einen in der Zukunft dauernden Zustand bezeichnen.

Das Perfectum (compositum).

1) Das Perfektum der Erzählung.

In der Erzählung findet das Perf. eine zweifache Verwendung. Es erzählt nämlich erstens Vorgänge der geschichtlichen Gegenwart (Perfectum historicum); zweitens bezeichnet es eine in der geschichtlichen Gegenwart schon vollendete Handlung (einen Zustand), mit dem Begriffe, dafs der aus der Handlung hervorgegangene Zustand in der geschichtlichen Gegenwart fortdauert (Perfectum præsens oder logicum).

Beide Bedeutungen hat das frz. Perf. von dem lateinischen übernommen.

a) Das Perfectum historicum.

Das Perf. hist. bezeichnet einen Vorgang der jeweiligen geschichtlichen (objektiven) Gegenwart, steht also zeitlich dem Präs. der Erzählung vollkommen gleich. Zwischen diesen beiden Temporibus be-

Digitized by Google

steht aber der durchgreifende Unterschied, dafs das Perfektum nur Handlungen wiedergiebt, also nie in Beschreibungen, Betrachtungen oder parenthetischen Zusätzen verwendet wird.

Das Perf. hist. bedeutet daher immer einen Fortschritt der Erzählung, und es kann nirgends ein Imperf. für dieses Perf. eintreten.

Es lassen sich folgende zwei Arten des Gebrauchs beim Perf. hist. unterscheiden:

1) Das Perf. erzählt eine Handlung, die sich, wie es beim Präs. immer der Fall, in den Gang der Ereignisse folgerichtig einreiht. Ein festes Gesetz für die Anwendung des Perf. gegenüber der des Präs. läfst sich nicht erkennen. Das Perf. hat jedoch fast immer die Eigenschaft, der in ihm wiedergegebenen Handlung einen gewissen Nachdruck zu verleihen. Diese hervorhebende Kraft äufsert sich in der Mehrzahl folgender rhetorischen Merkmale, welche öfter dem Perf. eigen sind als den übrigen erzählenden Temporibus:

a) Das Perf. hist. steht vorzugsweise zu Anfang eines neuen Abschnittes der Erzählung oder einer neuen Episode: 1580, 1614, 1630, 1657, 1717, 1731, 1740, 1989, 2107, 2128, 2198, 2314.

b) Das Perf. steht häufig zu Anfang einer Laisse, da mit einer neuen Laisse oft eine neue Episode anhebt: 1500, 1519, 1537, 1696, 1753, 1774, 2003, 2070, 2136, 2309.

Anm. 1. Das Perf. ist nicht immer das erste Verbum der Episode oder Laisse, sondern hat zuweilen einen Vordersatz oder eine vorbereitende Schilderung in einem anderen Tempus vor sich, vgl. 1537, 1740, 1751—2, 2070, 2198, 2313; 1628—9, 1695.

Anm. 2. Mehrfach ist das Perf. in der Weise gebraucht, dafs über den Verlauf der Handlung schnell hinweggeeilt und nur der Abschlufs. das Resultat derselben vor Augen gestellt wird, vgl. 1657, 1696, 1774, 2136, 2309. Solche Fälle bilden gleichsam eine Mittelstufe zwischen dem Perf. hist. und dem Perf. log.

c) Das Perf. ist häufiger als die anderen hist. Tempora angewandt, wenn am Anfange einer neuen Laisse ein schon in der vorhergehenden Laisse erwähnter Vorgang wiederholt und dadurch eine Verbindung mit dem Folgenden hergestellt wird, z. B. in v. 1647, 1724, 2166, 1327 etc. Vgl. dagegen v. 2185—6, 2227, 3234 etc.

d) Wie am Anfange von Abschnitten erscheint das Perf. auch innerhalb derselben, und zwar an Stellen, wo nach einer abschweifenden Betrachtung oder einer Nebenhandlung die Erzählung der Haupthandlung wieder aufgenommen wird, z. B. v. 1532, 1583, 1704, 1731, 1744—5, 1777, 2109, 2172, 2178, 2193, 2286.

Digitized by Google

Anm. In Laissen, die auf eine häufig vorkommende Endung des Part. passé ausgehen, ist oft kein besonderes Merkmal des Perf. ersichtlich, vielmehr erscheint es dort von der Notwendigkeit des Reimes abhängig. Vgl. 1720, 1757 ff., 2156 ff. etc.

e) Das Perf. nimmt, gemäfs seiner hervorhebenden Eigenschaft, in gröfserem Umfange als die anderen Tempora, Adverbien der Intensität, oft auch adverbiale Ausdrücke der Beschreibung und Ausmalung, zu sich. Vgl. die oben schon citierten Verse 1704: De aïr l'ad feru etc., und 1740; ferner 1555, 1630, 1649, 1742, 1744 etc.; dagegen 1579, 1624, 1723 u. a.

Anm. Gern steht das Perf. mit dem Adverb a (i)tant. In unserer Partie kommt es so sechsmal vor: 1614, 1704 (? OH), 1869 (H), 2107, 2128, 2383. A tant findet sich aber auch beim Präs. (z. B. 2281) und beim Aor. (z. B. 2330). In v. 1869 spricht der Wohllaut für die Fassung von H; gegen dieselbe spricht aber die Trennung von Subjekt und Prädikat durch die Cäsur. Vielleicht hat der Vers ursprünglich gelautet:

A tant s'en est turné (sc. Horn). Wikle out chiere marrie.

Vgl. hierzu v. 1228—9, 3980—1; 2107, 2383, 2958; 343, 697; 2448. Siehe auch Präs. 1, A 3, Anm. 3.

f) Das Perf. tritt, wie das Präs., in enklitischer Stellung auf und bezeichnet alsdann, gleichfalls wie das Präs., eine Fortsetzung oder eine Wirkung der Thätigkeit desjenigen Verbums, an welches es sich anlehnt. Die beiden Glieder verteilen sich auch hier auf einen, zwei oder mehr Verse. Sie sind teils koordiniert, teils ist eins dem anderen subordiniert. Beispiele für ersteren Fall sind:

1871. Sa sele mist mut tost, sa veie ad acoillie.

Ferner 1530a—b (?), 1640—1, 1831, 1915, 2012, 2050, 2126, 2129, 2135 (für chemins: sens oder quoer zu lesen?); Beispiele für letzteren Fall: 1668—9, 1753—55.

Anm. Die Verse 1669 und 1754—5 bezeichnen, trotzdem sie äufserlich die Geltung von Nebensätzen haben, einen Fortschritt der Handlung, denn sie enthalten das Hauptmoment ihres Satzgefüges. Vgl. dazu: 38, 201, 741, 757, 1327, 1339, 4478.

2) In eigentümlichem Gebrauche steht das Perf. in der Erzählung an einigen Stellen, wo der Dichter seiner Darstellung vorgreift und auf Ereignisse hinweist, die sich nicht unmittelbar an die eben erzählten anreihen. Das Perf. hat hier die Geltung des Fut. und steht wie dieses gleichsam als Überschrift für einen Abschnitt der Geschichte. Wir werden auch den Aorist noch in dieser Verwendung kennen lernen. Bemerkenswert ist, dafs das Perf. in dieser Bedeutung nicht selbständig vorkommt, sondern sich in koordinierter Stellung an ein Fut. oder einen Aor. anschliefst.

Aus unserer Partie gehören zwei Stellen hierher, an welchen

Digitized by Google

allerdings nur die Hs. C das Perf. aufweist, während OH den Aor. bieten. Wir meinen die Verse 1820—1:

Mes gaires ne dura qu'il ne sunt devisez
Par un mal traïtor par k'il (ki?) sunt encusez,

die inmitten einer ganzen Anzahl ebenso gebrauchter Aoriste stehen. Wenn daher im ganzen Horn nur obige beiden Beispiele dieses Perf. vorkämen, würde man sich kaum für berechtigt halten, dort die Lesart von C als echt gelten zu lassen. Es finden sich aber noch zwei ganz analoge Stellen, nämlich die Verse 1303 und 3364, ersterer in beiden Hss. (C und O) übereinstimmend, letzterer nur in C verständlich gegeben.

Es geht aus der Vergleichung der vier Beispiele hervor, dafs das Perf. in v. 1820—1 aller Wahrscheinlichkeit nach echt ist. Siehe ferner das subj. Perf. v. 1836.

b) Das Perfectum logicum.

Auf das zusammengesetzte Perfektum ist auch die Grundbedeutung des lat. und die einzige Bedeutung des griech. Perf. übergegangen. Das Perfektum ist nämlich das Präsens der vollendeten Handlung, d. h. es bezeichnet eine mit Bezug auf die Gegenwart vollendete Handlung, die entweder als Zustand oder in ihren Folgen noch fortdauert.

Wo dieses Perf. von irgend einem Tempus abhängig ist, hat es den Charakter einer Zeitform der Vorvergangenheit, vertritt also das Plusquamperfektum.

a) Das Perf. bezeichnet lediglich einen aus einer Handlung hervorgegangenen und in der objektiven Gegenwart noch fortdauernden Zustand:

1645. Kar li soen ont ja fait vers lui raliëment.

Ferner 1572, 1608, 1735, 2000, 2017, 2140, 2312, 2313.

b) Das Perf. steht in Verbindung mit einem hist. Tempus, meist einem Präs., welches die vollendete Handlung des Perf. bis in die objektive Gegenwart fortsetzt oder deren Folge ist:

1609. Mes li fol sunt eissu e gisent en la pree.

Ferner 1709, 1721, 1768, 1768a, 1908, 2204, 2205, 2288.

Vgl. hierzu Präs. 1, A 2 u. 1, B 3.

c) Einmal steht das Perf. log. in einer Sentenz: v. 1602. Die Wiederholung ist dort durch einen besonderen adverbialen Zusatz gekennzeichnet.

d) Das Perf. steht nach den Zeitkonjunktionen quant, cum, puisque, tresque, ohne Rücksicht auf das Tempus des Hauptsatzes:

2070. Pus k'ont changé aneals, Horn ad lessé Rigmel.

Ferner 2164, 2182, 2193, 2243, 2316.

Digitized by Google

Das Perf. findet sich nach diesen Konjunktionen nur, wenn der Zustand durch eine Handlung verursacht ist. Bei transitiven Verben aber läfst sich ein Unterschied in der Verwendung des Perf. und des Präs. nicht erkennen; vgl. quant ad veü in v. 3204, 3343, 3452, 3644, 4452, 4491, 5157 mit quant veit in v. 1497, 2011 etc.

2) Das Perfektum der Rede.

In der Rede hat das Perf. nur eine Bedeutung, und zwar die des Perf. log. der Erzählung. Es dient zur Bezeichnung einer vergangenen Handlung, welche zu der jeweiligen Gegenwart und zumeist auch zu dem Sprechenden oder dem Angeredeten noch in einer wirklichen oder gedachten Beziehung steht. Das Perf. der Rede berührt sich daher eng mit dem Perf. log. der Erzählung.

a) Das Perf. wendet der Redende an von vergangenen Handlungen mit Hervorhebung des durch sie geschaffenen gegenwärtigen Zustandes:

1484. Quei ad dit cist vassal? Ne me dei mes celer.

Ferner 1528, 1545, 1550, 1688, 1850, 1876, 1899, 1920, 1936, 2142, 2230, 2240, 2256, 2260, 2262, 2267, 2279, 2303, 2319, 2325, 2341, 2352, 2356.

Anm. Oft gehört mit dem Perf. noch ein Präs. oder Fut. zusammen, welche aussagen, inwiefern die Handlung des Perf. auf die Gegenwart Bezug hat; vgl. v. 1484, 1528, 1876, 2142, 2230, 2260, 2279, 2325.

b) Das Perf. der Rede dient zur Bezeichnung von Handlungen, die sich durch eine längere Zeit der Vergangenheit bis in die Gegenwart des Sprechenden hinein wiederholt oder fortwährend ereigneten:

1806. K'il m'ad suëf nurri de mut petit tusel.

Ferner 1883, 2018, 2347, 2356.

Anm. Das mit aveir esté gebildete Perf. Pass. in v. 2018 C wird durch v. 422, 2798 u. 3646 gestützt.

c) Das Perf. steht häufig in Nebensätzen, namentlich adjektivischen Relativsätzen. Die Hauptsätze enthalten stets ein präsentiales oder futurales Tempus und verbinden die vergangene Handlung des Nebensatzes mit der obj. Gegenwart, z. B.:

1475—6. joe sui un messager
De dous reis ki la sunt arivé a la mer.

Ferner 1543, 1544, 1557, (1577, 1578), 1809, 1917, 1921, 1923, 1940, 1941, 1950, 1957, 2067, 2096, 2117, 2146, 2341, 2350.

Anm. In v. 1941 ist das Perf. einfache Umschreibung eines Präsensbegriffes, wie aus den im folgenden Verse beigefügten Präsentia hervorgeht.

d) Das Perf. findet sich im Nebensatze eines realen Bedingungsfalles, wenn die Bedingung, falls sie wirklich ist, der Vergangenheit

Digitized by Google

angehört, sich aber in ihrer Wirkung bis auf die Gegenwart erstreckt. Die Beispiele sind:

3831. E s'el(e?) nel ad forfait, encore l'amerai.

Ferner 665, 3760, 3815, 4051, 4063, 4266, 4919.

Anm. 1. Mehrfach kann man ohne weiteres das Präs. eines anderen Verbs für das Perf. einsetzen, z. B. in v. 3831: „Wenn sie es noch verdient." Vgl. dazu Präs. 2, 6 a, α und Anm. 4.

Anm. 2. In v. 665 steht der Bedingungsnebensatz ohne Hauptsatz in Gestalt eines Ausrufes.

3) Das subjektive Perfektum.

In den persönlichen Äufserungen des Dichters ist das Perf. genau so gebraucht wie in der Rede der Personen und wie das Perf. log. der Erzählung: es bezeichnet eine mit Rücksicht auf und für die subjektive Gegenwart vergangene Handlung, d. h. der durch die Handlung geschaffene Zustand besteht in der subj. Gegenwart noch fort.

1) In unserer Partie weisen nur die Hss. OH ein solches Perf. auf: ai dit in v. 1818; das von C gebotene oëz dürfte aber vorzuziehen sein. Sonst kommen im Horn öfter dergleichen Perff. vor, z. B. gleich im ersten Verse:

Seignurs, oï avez le vers del parchemin.

Ferner 1440, 2917, 2919 etc.

2) Vom Standpunkte der subj. Gegenwart ist aber in unserer Partie gesprochen der parenthetische Vers 1836:

Qu'est traïtre e coart, çoe est tut veir provez,

und wohl auch der ähnliche Vers 1712. In betreff des Verses 1836 verweisen wir auf die unter 1 a, 2 behandelten ähnlichen Perff., welche aber Vorgänge früherer Zeiten schlechthin als einmal vorgekommen erzählen, ohne Beziehung auf irgend eine andere Zeit, also historisch gebraucht sind. V. 1836 würde übrigens leichter verständlich und logisch richtiger sein, wenn sich für est traïtre: ert traïtre fände, wie ähnlich in v. 1835. Immerhin kann jenes est ursprünglich sein, denn unser Dichter schaltet mit der Zeitfolge und mit den Zeitstufen nach seinem Belieben, vgl. 2251, 2880 u. a. — Vgl. auch v. 1899.

3) Es gehört endlich hierher die Sentenz in v. 3586—8. Das Perf. in der Bedingung v. 3588:

Si deus n'en ad aunceis fait sun ordeinement

ist genau gebraucht wie der gnomische Aorist im Griechischen: es gilt für alle Zeiten. Die Zeitstufe der Vergangenheit scheint der Dichter hier wegen des Adverbs aunceis gewählt zu haben.

Digitized by Google

Der Aorist.

Mit dem Namen Aorist bezeichnen wir, wie schon bemerkt worden, die sonst Passé défini oder Parfait simple genannte Zeitform, und zwar weil dieses Tempus in Bedeutung und Verwendung dem griech. Aorist näher verwandt ist als dem lat. Perfektum.

1) Der Aorist der Erzählung.

Ähnlich wie das Perf. hat der Aorist in der Erzählung zwei verschiedene Bedeutungen. Er erzählt nämlich entweder Vorgänge der geschichtlichen (objektiven) Gegenwart (Aor. historicus), oder er bezieht sich auf Handlungen, die in der objektiven Gegenwart schon als abgeschlossene Thatsachen vorlagen (Aor. logicus).

a) Der Aoristus historicus.

Der Aorist ist im Horn das Haupttempus der Erzählung, bezeichnet also eine dem Perf. hist. und dem Präs. gleiche Zeitstufe. Er hat diese Bedeutung von dem lat. Perf. ererbt, aus dem er der Form nach direkt hervorgegangen ist. Jedoch unterscheidet er sich in seinem Gebrauche dadurch vom lat. Perf. hist., dafs er auch einen Stillstand der Erzählung bedeuten, d. h. in die Funktion des lat. Imperf. eintreten kann.

A. Der Aorist bezeichnet einen Fortschritt der Erzählung. Wie beim Perf. hist. lassen sich zwei Hauptarten des Gebrauchs unterscheiden:

1) Der Aor. erzählt eine Handlung, die sich in den Gang der Ereignisse folgerichtig einreiht. Er findet sich

a) ohne besondere Merkmale:

1492. E quant il ot çoe dit, munta sur sun destrier.

Ferner 1493, 1504, 1510, 1515, 1522, 1536, 1576, 1632, 1642, 1643, 1661, 1663, 1664, 1678, 1714, 1716, 1777, 1837, 1871, 1872, 1874, 1910, 1913, 1914, 1991, 1993, 1994, 1996, 1998, 1999, 2071, 2072, 2108, 2137, 2141, 2174, 2186, 2194, 2195, 2228, 2242, 2315, 2330, 2384.

Anm. Der Aor. ist bei Wappnungen beliebt; vgl. von obigen Versen 1492—3, 1991—9. Die Form ont in v. 1994—9 scheint dasselbe zu bedeuten wie prist oder mist.

b) Der Aor. steht gern mit Zeitadverbien wie lors, aprés, puis, dunc, cum ainz etc. Die Negation des Aor. ist zuweilen unc — ne. Vgl. 2, 2, Anm. 1, bα. Beispiele sind:

1463. Lors sailli uns avant etc.

Ferner 1483, 1529, 1530a, 1531, 1556, 1927, 1973, 1980, 1987,

Digitized by Google

1991, 1995, 1997, 2004, 2021, 2030, 2071, 2072, 2279, 2330, 2334.

c) Auch nach der Partikel si (= und, und = da, so) findet der Aor. sich öfter als ein anderes erzählendes Tempus:

1683. Vers lui vait sil feri el healme barbarin.

Ferner 1643, 1664, 1687, 1708, 1831, 1837, 2071, 2294.

d) Der Aor. steht nach Zeitkonjunktionen. In unserer Partie kommen quant und tresque mit dem Aor. vor.

α) Der Aor. nach quant bezeichnet, genau wie das Präs. nach quant, die wirkliche oder angenommene Gleichzeitigkeit der Handlung des Nebensatzes mit der des Hauptsatzes:

1513. Quant Horn le vit venir, descent del gareignun.

Ferner 1509, 1537, 1555, 1632, 1699, 2014, 2016, 2020, 2158 (2175 u. 2200: ke = quant), 2270, 2294, 2313, 2331.

β) Der Aor. nach tresque (= bis):

2174. Bien dreit tindrent lur curs tresque vint al jornal.

Aufserdem 2013.

Anm. 1. Es finden sich auch den Aor. enthaltende Hauptsätze, welche Nebensätzen mit quant gleichstehen; vgl. v. 1684 u. 1687.

Anm. 2. Zweimal hat quant in unserer Partie die Bedeutung von lors oder die des lat. cum additivum, welches eine (meist unerwartete) Thatsache mit starkem Nachdruck einführt. Beide Sätze sind Hauptsätze und beidemal steht das Verbum escriër, das einen Ausruf einleitet:

1527. Quant li fel s'escria: Kar m'aïe, Apollin!

Ebenso 1701. Vgl. auch v. 3371, 3593.

2) Schon beim Perf. (1a, 2) ist darauf hingewiesen worden, dafs der Aor. zuweilen ein Vorgreifen in der Erzählung bedeutet, also eine Handlung bezeichnet, die nicht unmittelbar auf die zuletzt erzählte folgt. Der Aor. hat alsdann die Geltung eines objekt. Fut. So ist er z. B. gebraucht in v. 1616—20, 1819—20, 1823—26, 1834.

Wenn man dazu noch vergleicht die Verse 103 (Fut. z. B. 109), 191, 1303, 1319—21, 3238 (! H), 3239, 3297, 3349—51 (?), 3364, 5180—1, 5244 (?, rein erzählend?), so gelangt man zu dem Schlusse, dafs in v. 1654—5 der Aor. ursprünglich gestanden und die Stelle gelautet hat:

A maint coupa le chief e (?) trencha (a) maint(e) (l')eschine,
E sa launce guia par mi meinte peitrine.

Anm. 1. Aus obigen Beispielen ergiebt sich:

1) dafs dieser Aor. namentlich in den weitschweifigen Einleitungen zu Kämpfen beliebt ist; er schildert, gleich dem Fut. (vgl. v. 1660 u. a.), die Stimmung des Horn wie der übrigen Kämpfer;

2) dafs es bei diesem Aor. auf eine nähere oder fernere Zukunft, im Vergleich zur jeweiligen Gegenwart, nicht ankommt.

Digitized by Google

Anm. 2. Dieser Aor. findet sich häufig in Verbindung mit subjektiven Ausdrücken. Da er aber durchgehends thatsächliche, der weiteren Entwickelung der Geschichte angehörige Ereignisse bezeichnet, haben wir keinen Anstand genommen, ihn dem hist. Aor. beizuzählen.

B. Der Aorist bezeichnet einen Stillstand in der Erzählung. Er ist das Lieblingstempus der behäbigen, breiten Schilderung des Kunstepos, zu welcher Gattung der Horn ja gehört; er ist so zu sagen das echt höfische und zugleich, neben dem Fut., ein echt subjektives Tempus. Er wird daher folgendermafsen verwandt:

1) Im Aor. stehen Parenthesen, Urteile von Augenzeugen, überhaupt Betrachtungen über das Erzählte:

1498. Lors s'en vait dreit vers lui; — n'i out que corocier.

Ferner 1584, 1596, 1606, 1629, 1697, 1715a, 1722, 1723, 1818, 1987, 2112, 2139, 2161, 2169, 2185, 2187, 2287, 2311.

Anm. Dieser Aor. ist ein Mittelglied zwischen der objektiven und der subjektiven Darstellungsweise. Man könnte ihn relativ objektiv nennen. Der halb subjektive Charakter tritt namentlich hervor in den Versen 1818 und 2287, wo der Dichter „cum vus oëz“ und „çoe plevis“ hinzufügt.

2) Der Aorist steht lediglich als rhetorische Figur, im Anschlufs an ein Präs., ein Perf. oder auch einen Aor. der Erzählung, indem er meist das in jenen Ausgesagte nur umschreibt oder detailliert. Die enklitische Redewendung besteht auch hier teils aus einem Verse, auf dessen Hälften sich die beiden Tempora verteilen, öfter aber aus mehreren Versen, von denen jeder eines der betr. Tempora enthält.

a) Die einversige Redefigur:

1515. E li fels le feri; n'en fist esparneisun.

Ferner 1535, 1583, 1687, 1725, 1777.

b) Die mehrversige Redewendung:

1454—5. Ne fud as messagiers la parole celee,
Einz lur fud par le rei haltement dunc mustree etc.

Ferner 1504—5, 1507—8, 1515—6, 1524—6, 1529—30, 1532—3, 1535—6, 1661—2, 1664—8, 1777—8, 1580—1, 1684—5.

Anm. Meist findet sich der enklitische Aor. in Kampfscenen und ist dazu verwandt, die Wirkung der Schwerthiebe zu schildern.

3) Der Aor. bezeichnet Zustände von vorübergehender Dauer und hat vielfach imperfektivische Geltung:

1517. E quant il s'aperceit, dolent fud li glutun.

Ferner 1699, 1830, 1831, 2014, 2108, 2111, 2170, 2181, 2192 (fud), 2214, 2291, 2293, 2303, 2332.

Anm. Der Aor. giebt hier die Haupthandlung begleitende Nebenumstände und auch Nebenhandlungen an. Vgl. Präs. 1, Ba, 1.

4) Aus der in voriger Rubrik berührten Bedeutung des Aor.

Digitized by Google

scheint sich ein eigentümlicher Gebrauch desselben entwickelt zu haben. Der Aor. kann nämlich, ganz wie das Imperf., endgültig dauernde Zustände bezeichnen. Er dient namentlich oft zur Angabe von Eigenschaften von Personen und Dingen. Nur Charaktereigenschaften finden sich nie im Aor. Dieselben stehen zumeist im Imperf. (s. d. T.), seltener im Präs. (s. d. T. 1, Ba, 1 u. 4 [v. 1653] und Bb, 1 α, z. B. 1768). Wenn derartige Zustände im Aor. gegeben sind, wird nicht sowohl ihre Dauer als vielmehr ihre Thatsächlichkeit hervorgehoben. Beispiele sind:

1464. Mut fud hidus e grant od (out OH) chiere rechignee.

Ferner 1465, 1514, 1520, 1776, 1829, 1832, 1834, 1999, 2133, 2136, 2227, 2285, 2295, 2385, 2389, 2391, 1463.

5) Der Aor. der Erzählung steht endlich in scheinbaren Bedingungsnebensätzen, die in Wirklichkeit alle substantivische Ergänzungsnebensätze sind; vgl. Präs. 1, Bb, 5, Anm. 2. Die Hauptsätze enthalten stets präsentiale subjektive Ausdrücke des Dichters. Die Beispiele sind:

116. S'il furent esmaié, ne fet a merveiller.

Ferner 159, 1014, 4190. Siehe auch Aor. der Rede 7.

Anm. In v. 1026:

Si rien (l)i mesala C, mes(es)teit O, par çoe le radresça

ist si mesala = ce qui mesala; der Bedingungssatz enthält also eine Thatsache und ist zugleich Ergänzungssatz. Insoweit wäre daher der Aor. gerechtfertigt. Aber kein anderes Beispiel des Aor. im Bedingungsnebensatze bedeutet im Horn eine Wiederholung, wie sie in obigem Falle anzunehmen ist: das Imperf. dagegen bezeichnet in ähnlichen Fällen eine Wiederholung, s. d. T. 1, B, 1 f, ϑ aa u. Anm. 2. Dazu kommt noch der gleichlautende Ausgang beider Vershälften, der im Horn sonst wohl kaum nachzuweisen ist. Es wird daher mesestout oder mesalout zu schreiben sein.

b) Der Aoristus logicus.

Der Aor. wird in der Erzählung nicht von Vorgängen der objektiven Gegenwart allein gebraucht. Er kann vielmehr auch, wie das Perf., Ereignisse der objektiven Vergangenheit bezeichnen, jedoch mit dem Unterschiede vom Perf., dafs er Handlungen berichtet, welche zur obj. Gegenwart im Verhältnisse der einfachen nackten Vergangenheit stehen, also abgeschlossene Thatsachen sind. Vom Standpunkte der obj. Gegenwart hat daher der Aor. log. dieselbe Geltung, die ein erzählendes Tempus, z. B. der Aor. hist., haben würde.

Diese plusquamperfektivische Bedeutung des afr. Aor. entspricht genau derselben Eigenschaft des griech. Aor.

Im Lat. und Neufrz. hat der Aor. log. kein Äquivalent. Beide

Digitized by Google

drücken die betr. Zeitstufe durch das Plusquamperf. aus, das im Horn neben dem Aor., obwohl selten, im Gebrauch ist.

Der französischen Sprache ist die logische Bedeutung des Aor. längst wieder abhanden gekommen, da sie allzusehr und mit Gewalt nach dem Lat. reguliert worden ist.

Der Aor. log. wird nur in ergänzenden Zusätzen angewandt; vielfach steht er in beschreibenden Parenthesen.

1) Im Aor. log. werden schon erzählte Handlungen gelegentlich wieder erwähnt:

2109—10. Entur lui sunt venu trestuit si bienvoillant
Ki de Suddene od lui vindrent en sun chalant.

Aufserdem 1596, 2112 (? O H).

2) Im Aor. log. werden Ereignisse erzählt, welche vor den Beginn der Handlung des Horn fallen und zu derselben eine Art Vorgeschichte bilden:

1467—8. Si out a crestiëns faite meinte haschee,
Quant il fud od Rodmund en Suddene la lee.

Ferner 1471, 1751, 1833.

3) Einigemal ist im Aor. log. der Verfertiger oder der Herstellungsort eines Dinges genannt oder eine andere nähere Beschreibung beigefügt:

559—62. — un anel —, des le tens Daniël
Fud forgié, sil forga li orfevre Marcel;
Un tiel saphir i mist ki bien valt un chastel.

Ferner 1355, 3311, 3313, 945a.

Nach Analogie der aktiven Formen müssen auch die passiven als Aoriste gelten.

4) Endlich werden im Aor. log. Thatsachen der biblischen oder epischen Geschichte des Vergleiches oder der Beschreibung wegen angeführt, z. B.:

1512. Or le garisse cil ki gari Salemun.

Ferner 1995, 1997.

Anm. Die Negation des Aor. log. ist, wie die des Aor. hist., vorwiegend unc — ne.

Einmal steht bei einem solchen Aor. das Adverb mar: 3247.

2) Der Aorist der Rede.

In der Rede vereinigt der Aorist die Eigenschaft des Aor. hist. mit der des Aor. log. der Erzählung. Wenn eine Person von der Vergangenheit im Aor. redet, fafst sie die betr. Vorgänge als einzelne abgeschlossene Thatsachen auf; sie gebraucht also den Aor., wie der Dichter den Aor. hist. (und streng genommen auch den Aor. log.) ge-

Digitized by Google

braucht. Die Zeitsphäre des Aor. der Rede ist aber nur die objektive Vergangenheit, wie beim Aor. log.

Es hat demnach auch der Aor. der Rede nur die hist. Eigenschaft des lat. Perf. beibehalten, während die perfektivische Urbedeutung (die logische oder präsentiale) auf das neugebildete Perf. (log. und der Rede) übergegangen ist.

1) Es finden sich längere Berichte über eigene Erlebnisse des Erzählers, und zwar bilden zwei derselben in unserer Partie Rede und Gegenrede: v. 2342—51 und 2361—68; ferner 1889—96.

2) Der Aor. der Rede steht in isolierter Stellung, wenn der Redende ein Ereignis aus seiner Vergangenheit gelegentlich erwähnt:

1702. Joe li dei bien eidier; il me nurri tusart.

Ferner 1477, 1783, 1788, 1789, 1800, 1801, 1848, 1933, 1938a, 1958, 2101, 2304, 2355, 2372.

Anm. 1. Die im Aor. der Rede erzählten Begebenheiten werden vielfach durch ein Adverbium der Zeit oder eine andere nähere Bestimmung an einen Zeitpunkt der Vergangenheit gebunden und ihnen so jede Beziehung zur Gegenwart des Sprechenden abgeschnitten. Solche Zeitbestimmungen sind:

a) Sätze mit quant, vgl. v. 1889, 1895, 2344—5. Der bestimmende Satz mit quant, dessen Handlung mit der vergangenen Handlung des Hauptsatzes gleichzeitig war, hat mit einer Ausnahme (v. 3745 C) ebenfalls den Aor.

b) Irgend ein Adverb der Zeit, wie (d')avantier, (des) l'altr'ier, dunk(es), unk(es), vgl. 1783, 1800 u. 1801, 1848, 1889 u. 1890, 2304, 2366.

α) Unc findet sich, wenn es sich auf die Vergangenheit bezieht und in der Rede steht, nur beim Aor., und zwar meist als Negation unc — ne. — Bei einem anderen Tempus der Vergangenheit findet sich unc nur einmal im Horn, und zwar ist dieses Tempus das Perf. hist., in v. 5076 (O allein vorhanden). — Für unc oder unc — ne steht zuweilen mes oder mes — ne: 883 C, 972, 1144, 1234, 4311 (vgl. auch den Aor. hist. in v. 2139, 3430 C, 3547 C, 3924 H).

Siehe endlich zu unc das Fut. der Rede in v. 1456 O, das Präs. hist. in v. 1506 CH und den Subjunktiv Imperf. in v. 386 C, 556 C, 2077 C.

β) Auch jadis und ja = vor Zeiten, kommen beim Aor. der Rede vor; jadis: 4045, 4229, 4287; ja: 4421 (vgl. Aor. hist.: 2543 H, 5180). Ja findet sich aber auch beim Perf.: Rede: 633, 4399; log.: 742, 4160; hist.: 4634.

γ) Endlich stehen die Adverbien mar und bor, wenn sie sich auf die Vergangenheit beziehen, mit dem Aor.; mar: 880 C, 4027 C, 4164 (vgl. den Aor. log. in v. 3247); bor: 764 C, 3058, 1566 OH, 2189 C, vgl. 4619 u. 4933 (O allein vorhanden). — Ob bei bor (und mar?) nicht auch der Subj. Imperf. (siehe diesen A, 1c, Anm.) anzuerkennen ist, mufs unentschieden bleiben. In v. 1566 u. 2189 dürfte der Aor. sicher sein.

c) Auch Substantiva dienen beim Aor. der Rede als Zeitbestimmung: 1702, 1789, 2101, 2266, 2346.

Anm. 2. Wenn in einem Satzgefüge, das sich auf die Vergangenheit bezieht, die Handlungen von Haupt- und Nebensatz gleichzeitig gewesen sind, stehen beide Verba im Aor.; vgl. v. 1788—9, 1889—90, 2034—5, 2099, 2104—5 (1126), 2355.

Anm. 3. Wenn in einem auf die Vergangenheit bezüglichen Satzgefüge die eine Handlung eher geschehen ist als die andere, so steht die frühere im Aor., die spätere im Perf., vgl. 1957—8, 2303—4, 2351—2. Der

Digitized by Google

Aor. hat hier vorvergangene Bedeutung, wie der Aor. log. in ähnlichen Fällen.

Anm. 4. Der Aor. steht auch von eben erst stattgehabten Ereignissen und, wie wir vorwegnehmen, von Zuständen, die in der obj. Gegenwart erst zu Ende gehen: 1477, 2052 (Zustand), 2351, 2372.

3) Im Aorist stehen ferner Reflexionen, Urteile, Versicherungen und Beteuerungen der redenden Person, wenn sie sich auf die Vergangenheit beziehen. Durch den Aor. werden sie mit Nachdruck als Thatsachen hingestellt. Dergleichen Fälle sind:

1565. Bien sai ke deus le volt ke fussuns asemblez.

Ferner 1571, 1857, 1943, 2034—5, 2099, 2104—5, 2189, 2360, 2365, 2367.

Anm. In v. 2034—5 halten wir die Lesart von O H für richtig. Wir nehmen also mit sout, welches, da mit langem s geschrieben, leicht für font, funt verlesen werden konnte, auch den Aor. volt als richtig an, nach 2, Anm. 2. Ki in v. 2035 ist dann = quant il. Volt kommt in unserer Partie noch vor in der Rede: 1565 (s. oben), 1896; in der Erzählung: 1583, 1777, 2020, 2130 OH?, 2135 O?, (2292 OH).

4) Im Aor. führt der Redende Begebenheiten der biblischen Geschichte an:

2082. Taunt me fi en cel deu ki salva Israël.

Ferner 1461, 2083.

Anm. Die perfektivische Anschauungsweise findet sich im Horn nur einmal, und zwar ist sie dort notwendig, weil der Gedanke durch ein Präs. mit der Gegenwart verknüpft ist:

4272—3. Si m'aït li halt rei ki meint en paraïs
E le mund ad formé dunt il est poëstis.

Vgl. dazu: 551, 3802; 1136, 1213, 2899, 3456, 3807.

5) An mehreren Stellen scheint der Aor. die ursprüngliche (logische) Bedeutung des lat. Perf. bewahrt zu haben. Indes ist auch für diese Stellen die für den ganzen Aor. gültige Anschauungsweise mafsgebend, dafs nämlich der Redende die betr. Handlung als einfache Thatsache hinstellt, ohne ihre Einwirkung auf die Gegenwart, falls eine solche vorhanden ist, in Betracht zu ziehen. Derartige Beispiele sind:

1477. Tut icest ke vus dis sui joe prest de pruver.

Ferner 1938 a, (2360, ankes), 2372, 3049, 3412, 3759 u. a.

Anm. Bemerkenswert sind namentlich:

a) die Beispiele mit nurrir, v. 1806, 1883, 2118. — 1702, 2101, 3743—5 u. a. Es dürfte kein Zufall sein und auch nicht von der Silbenzahl abhängen, dafs Horn vor seiner Entzweiung mit König Hunlaf (v. 1980) das Perf. dieses Verbums, nach derselben aber den Aor. anwendet, während er doch in Bezug auf andere, die bei Hunlaf verbleiben und von denen der Begriff des nurrir auch fernerhin Geltung hat, bis zuletzt das Perf. gebraucht. Die Umstände und die Stimmung Horns sind vielmehr andere geworden; darum ist auch der Ausdruck seiner Stimmung ein anderer.

b) sui nez und fui nez, v. 1124, 2256, 2340, 2442, (2462), 2755, 3177, 3417.

Digitized by Google

Im allgemeinen ist festzuhalten, dafs fui nez die Thatsache als solche, sui nez den durch sie geschaffenen Zustand bezeichnet; in letzterem Falle ist nez = gebürtig, originaire de.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit donad v. 1848 und ai doné v. 1850 (hier ist hinzuzudenken: darum kann ich es Euch nicht geben).

6) Der Aor. der Rede vertritt zuweilen, wie es der Aor. hist. oft thut, das Imperf.:

2362. Bien conui Aaluf, le bon rei k'i regna.

Ferner 2364, 2051, 1890, 1702.

7) Der Aor. der Rede kommt, und zwar sicher verbürgt, im Horn im Nebensatze eines hypothetischen Satzgefüges der Wirklichkeit vor, also nach si = wenn. Eine wirkliche oder als wirklich angenommene Thatsache, welche im Vergleich zu der Zeit des Hauptsatzes der Vergangenheit angehört, ist in bedingender Form ausgesprochen. Die vorkommenden Beispiele sind:

150. S'il vindrent par werek, grant pru i averon.

Ferner 2509—10, 3518, 3705—6, 4562.

Das Bedingte, der Hauptsatz, bezieht sich in vier Fällen auf die Zukunft, in einem (v. 3518) auf die Vergangenheit, jedoch auf eine nähere Vergangenheit als das Bedingende; vgl. 2, Anm. 3.

Anm. 1. Die Fälle in v. 2509—10, 3518, 4562 sind im Grunde genommen substantivische Ergänzungssätze; si ist in v. 3518 = ce que, in v. 2509 und 4562 = de ce que oder parce que; vgl. 1a, B, 5. V. 3518 ist aufserdem ein Konzessivsatz.

Der Aor. in v. 150 scheint einem Perf. der Rede (siehe dieses, d) völlig gleichwertig zu sein.

Anm. 2. Die Anwendung des Aor. im Bedingungsnebensatze beschränkt sich nicht auf das Afrz. Sie findet sich auch im Nfrz., wenngleich die Grammatiken sie nicht erwähnen. Als Beweis diene eine Stelle aus Demogeot, Histoire de la Littérature française, 18. Aufl., S. 164 oben (letzter Absatz von: Abbayes normandes), wo, wie oben v. 3518, der Aor. nach si in einem Konzessivsatze steht: „Si la Normandie eut au moyen âge l'honneur de réveiller la vie de l'intelligence, Paris en fut déjà le plus ardent foyer."

Das deutsche Imperf. wird genau so gebraucht.

8) Der subjektive Aorist.

In unserer Partie redet der Dichter nur an einer Stelle in der ersten Person:

2206. Entre les fiz lo rei dunt vus dis orendreit,
Par amur, par dulçor une costume aveit.

Es gehören aber hierher noch folgende vergleichende Beschreibungen und erklärende Zusätze, welche weder rein erzählend stehen noch Vorberichte enthalten: 1711, 1721a, 1987, 2131, 2184. In v. 2184:

Seignurs, or est Yrlande, lors fu Westir nomee,

Digitized by Google

ist der Gegensatz zwischen der Zeit des Dichters und der Zeit der Handlung durch or (jetzt) und lors (damals), in v. 2131 durch das beigefügte „al tens d'auntiquitez“ verdeutlicht.

Anm. Dafs der subj. Aor. nicht auf die Periode von der Zeit des Dichters aufwärts bis zur Zeit der Handlung beschränkt ist, sondern über letztere zurückgreifen kann, zeigt v. 1987:

Unc mes ne lur avint un peïur jornal.

(Vgl. dazu die Verse 883, 1144, 1234, 4341, siehe 2, 2, Anm. 1, b *α*.) Noch mehr aber tritt es hervor in einer Stelle des Rolandsliedes, v. 3394 (Gautier):

Unc *einz* ne *pois* ne fut si forz e fiere (bataille).

Anmerkung zum Aorist. Der afrz. Aorist dient, wie wir gesehen haben, zum Ausdruck der allerverschiedensten Zeitmomente. Von der Gegenwart des Dichters aufwärts bis zu den entferntesten Zeiten aller Geschichte erstreckt sich seine Herrschaft.

Er entspricht allen verschiedenen Präteritis des Afrz. sowohl als der anderen Sprachen.

Der gemeinsame Brennpunkt aller im Aor. gegebenen Thatsachen, der Punkt, von dem aus sie alle als einfache Vergangenheit, ohne Rücksicht auf dazwischenliegende Ereignisse, aufgefafst werden, ist die subj. Gegenwart (des Dichters wie des Sprechers).

Ungefähr dasselbe sagt schon Bœckh über den griech. Aor.:* „Der Aorist ist dasjenige Verbum finitum, welches in Bezug auf die objektive Zeit unbestimmt ist, d. h. woran nur die subjektive Zeit bezeichnet ist.“ — „Indem im Aorist blofs das Geschehen in der für den Sprechenden vergangenen Zeit ausgedrückt wird, bleibt eben unbestimmt, wie die Zeit im Verhältnis zu der damit bezeichneten Zeitstufe zu betrachten ist.“ — „Der Aorist erscheint in den indogermanischen Sprachen nur als Anzeige des Geschehenseins in der Vergangenheit, als das eigentliche historische Tempus, wozu er sich vorzüglich eignet, weil er den einzelnen Fall nur als faktisch geschehen bezeichnet ohne die der Handlung inhärierende Verschiedenheit der Zeit.“ Zur Erläuterung dieser Ausführungen Bœckhs mögen einige Stellen des Horn dienen:

1119. Idunc parla Rigmel ki einz parla premere:

1818 - 9. Issi cum vus oëz fud l'amistié fermez
Ki bien fud lungement d(e?)ambes (dous?) parz guardez.

1832—4. Wikeles i esteit ki fud nies de Nerez
K'encusa(d) Aaluf a Silaf l'onorez;
E cist encusa Horn ki fu(d) sis avoëz.

Das Imperfektum.

Fortan werden wir die Einteilung in Erzählung und Rede (der Personen und des Dichters) verlassen, da ein durchgreifender Unterschied zwischen beiden in den übrigen Temporibus und den Modis nicht vorhanden ist. Wir werden jedoch die Beispiele der Rede und die subjektiven Äufserungen des Dichters durch ein beigesetztes (R.) und (s.) kennzeichnen.

* In seiner „Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften“, hrsgb. von Ernst Bratuschek, Leipzig 1877, S. 759—764.

Digitized by Google

Das Imperf. oder die währende Vergangenheit bezeichnet eine vergangene Handlung in ihrer Dauer. Es wird aber im Horn häufig durch das Präs. hist. und den Aor. hist. vertreten.

Im Lat. bezieht sich das Imperf. stets auf die objektive Gegenwart, auf die Zeit der Handlung, und schildert Nebenhandlungen und Zustände, die gleichzeitig mit der erzählten Haupthandlung stattfanden.

In beider Hinsicht weicht der Gebrauch des Imperf. im Horn von dem lat. Gebrauche mehrfach ab. Das Imperfektum bezeichnet nämlich zuweilen einen Fortschritt der Haupthandlung, zuweilen bezieht es sich auf die vor der jeweiligen Gegenwart liegende Zeit (die objektive Vergangenheit).

1) Das Imperfectum historicum.

A. Das Imperfektum bezeichnet einen Fortschritt der Handlung und steht somit an Stelle eines historischen oder Haupttempus. Es unterscheidet sich aber von letzteren dadurch, dafs es zumeist eine Handlung bezeichnet, die einige Zeit zu dauern bestimmt ist, oder dafs es die Gemächlichkeit oder das Zögern, womit die Handlung zur Ausführung gebracht wurde, veranschaulicht.

1) Das Imperf. erzählt eine Handlung, die im Momente der obj. Gegenwart geschieht oder ihren Anfang nimmt:

437. A Pentecuste iert faite iceste asemblee.

Ferner 4829, 4675, 5145, 94 (?).

2) Das Imperf. ist zuweilen ähnlich gebraucht wie das lat. sogen. Imperf. de conatu. Es ist zu übersetzen mit wollen, sollen, im Begriff sein. Jedoch bezeichnet es in dieser Bedeutung gewöhnlich eine Handlung, die wirklich zur Ausführung gelangt, wie:

2136—8. A un port venu est ki mut fu renomé.
Une nef i troua solunc sa volenté;
En Westir en alout od tuz merz k'ot chargé.

Ferner 4528.

Einmal kommt indessen ein wirkliches Imperf. de conatu vor, d. h. die im Imperf. erzählte Handlung wird zwar begonnen, bleibt aber ohne Erfolg:

5139—40. Ço sacez ke Wikle mut se glurifieit
K'il ont cumquis tel gent e tel fame perneit.

Hier blieb es bei dem Versuche: die Heirat gelang dem Wikles nicht. Ähnlich ist auch veneit parler in v. 858 und 864 gebraucht. Dafs in v. 5140 das Imperf. nicht des Reimes wegen gewählt ist, geht aus v. 3953 hervor, wo sich perneit innerhalb des Verses in Verbindung mit mari findet.

Digitized by Google

3) Zweimal steht das Imperf. von Handlungen, welche nur der Anfang, die Vorbereitung zu einer wichtigeren Handlung sind:

5147. Sis freres s'en isseit ki nes poet asgarder.

Aufserdem 3331.

4) Das Imperf. ist neben dem Aor. und dem Perf. die dritte Zeitform der Vergangenheit, welche bei einem Vorgreifen in die Zukunft verwendet wird:

2992. Issi par grant orgoil sun message iert disant.

Ferner 3584 u. 3590, wo iert unserem „wurde, geschah" entspricht.

Vielleicht könnte man die unter 2 aufgeführten Verse 2138 und 4528 mit gleichem Rechte hierher ziehen; vgl. v. 4542.

Anm. In v. 2992 iert disant als Fut. aufzufassen, dürfte dem Sprachgebrauche des Horn widersprechen. Die Umschreibung des einfachen Verbs durch estre mit dem Part. Präs. (siehe dieses) ist fast für alle Tempora und Modi, aber z. B. nicht für das Fut. der Erzählung nachzuweisen; vgl. unten v. 2537.

B. In der grofsen Mehrzahl aller Fälle hat das Imperf. im Horn seine eigentliche Bedeutung: es drückt einen Stillstand der Haupthandlung aus. Vornehmlich finden sich so die Formen (i) aveit, iert, esteit und (seltener) deren Plural, wie wir denn schon (i) ad, unt, est, sunt und (i) out, orent, fud, furent als in gleicher Eigenschaft häufig vorkommend kennen gelernt haben.

1) Das Imperf. steht in Beziehung auf ein anderes Faktum der Vergangenheit, um eine Gleichzeitigkeit oder Dauer zu bezeichnen:

a) Als Einleitung einer Episode, indem es die Umstände angiebt, unter denen die zu erzählende Begebenheit vor sich ging:

1828. Un jor esteit dan Horn en sun ostel privez, etc.

Ferner 1832, 2073, 2203, 2222, 2282, 132 etc.

Anm. Bei längeren Orientierungen steht das Imperf. gewöhnlich nur im ersten Verse und weicht darauf den hist. Tempp. oder wechselt mit denselben ab; vgl. 132 ff., 1832 ff., 2203 ff.

In Bezug auf die verstümmelte Stelle des Verses 4893 leitet diese Beobachtung, noch unterstützt durch die Ähnlichkeit der Schriftzüge, zu der Vermutung, dafs man es dort mit den Resten der Wörter „u juoënt" zu thun hat:

K'ele vint en prerie u juoënt pastur.

Zur Auslassung des Artikels vgl. die ähnliche Stelle 1872—3.

b) Von begleitenden, d. h. nebensächlichen Handlungen und von Zuständen:

2223. Sis chevals iert mut beals e grant bruit i fereit.

Ferner 1708, 2140, 4078, 856 (conoisseit) etc.

c) Bei der Angabe von Eigenschaften, bei Beschreibungen und Charakteristiken, überhaupt bei erklärenden Zusätzen:

1466. Cist iert durs e preisiez en bataille aduree.

Digitized by Google

Ferner 1505, 1631, 1665, 1679 (? OH), 1695, 1704, 1822, 1835, 1991, 2171, 2218, 2219, 2223, 2224, 2285, 2289, 2292, 2310, 2312, 2389, 2391 etc.

Anm. 1. Das Imperf. scheint stets in beschreibenden Vergleichen zu stehen, die durch cum cil ki eingeleitet werden, s. v. 1631, 1704, 3242, 4088.

Anm. 2. Wenn zwei Eigenschaften ausgesagt werden, steht oft die eine im Imperf., die andere im Aor., z. B.:

14. Oilz aveit vers e clers e le vis out rosin.

Ferner 932, 2285 etc.; dagegen: 1665, 1835 etc.

In den Versen 2389 u. 2391 enthalten die Imperfekta Charakteristiken, die, wie schon beim Aor. (1 a, B, 4) bemerkt worden, immer im Imperf. stehen.

Anm. 3. Das Imperf. semblout scheint uns nur in folgenden Versen berechtigt: 15 (?), 2292, 3684, 4197, 4943. Dagegen scheint uns wegen seiner enklitischen Stellung und dem Zusammenhange gemäfs das Präs. den Vorzug zu verdienen in v. 725 (R.), 752, 1493, 1591, 2225, 2288, 3069, 3077. Es finden sich aufser dem semblot der Hs. O keine Beispiele, wo das Imperf. enklitisch gebraucht wäre.

Der Aor. dürfte echt sein in v. 3643 und 3680. Der Zustand ist hier in seiner Thatsächlichkeit, d. h. als in dem betr. Augenblicke bestehend aufgefafst; s. Aor. 1 a, B, 4.

In allen Fällen, wo die Hs. C erhalten ist, entscheiden wir uns demnach für dieselbe und zwar, ähnlich wie bei dit — dist (s. Präs. 1, A, 3, Anm. 1), weil sie alle drei Tempora bietet, während O ohne Ausnahme das Imperf., H in v. 1493, 1591, 2288 den Aor., in den übrigen Fällen gleichfalls das Imperf. schreibt.

d) Im temporalen Nebensatze:

941—2. Herselot l'ad veü, la fille al palaïn,
Si cum el trespassot (par) le palais marbrin.

Aufserdem 3745 (R.).

e) In der indirekten Frage:

2196—7. — out de la curt novele demandee
U reis Gudreche esteit od sa noble mesnee.

Ferner 2334 etc.

Anm. Einmal bezieht sich das Imperf. nicht auf die obj. Gegenwart, sondern auf die obj. Zukunft, und zwar steht es dort im Anschlufs an einen anderen Nebensatz, der einen futuralen Gedanken enthält. Dieses Imperf. ist deveit mit einem Inf. in v. 5127:

Rei Hunlaf fud pensis — e de ço si out dreit —
Que(i) deveit meintenir quant dan Horn ne veneit.

In der direkten Rede würde das Fut. stehen. In der indirekten erwartet man daher das Conditionnel. Dasselbe kommt aber im Horn von deveir nur an einer Stelle, und zwar in einer gemilderten Behauptung der direkten Rede, vor: v. 4041, s. Cond 1, 2, 1, Anm. 1, u. 3 c, β. An deveir wird, wenn es sich vom Standpunkte der Vergangenheit aus betrachtet auf die Zukunft bezieht, nur die Vergangenheit bezeichnet, während die futurale Bedeutung der Verbindung von deveir mit einem Inf. schon an und für sich innewohnt, vgl. das über veut Gesagte in Präs. 1, A, 5, Anm. Deveit meintenir steht an obiger Stelle für meintendreit.

f) Ganz eigentümlich ist der Gebrauch des Imperf. in hypothetischen Satzgefügen. Das Rolandslied kennt den Indikativ Imperf. im Bedingungssatze noch nicht. Das Neufrz. wendet ihn nur im sogen.

Digitized by Google

irrealen Falle an. Im Horn dagegen findet sich der Indik. Imperf. in nicht weniger als vier verschiedenen Arten von Bedingungssätzen. Der Vollständigkeit halber sind hier schon diejenigen Beispiele mit aufgeführt, welche eine Sitte oder wiederholte Handlung der Vergangenheit bezeichnen und die erst weiter unten zu behandeln sein würden. Die vier Arten hypothetischer Fälle sind folgende:

α) Der sogen. irreale Fall, durch welchen Bedingungssatz und Hauptsatz als nicht wirklich oder unmöglich hingestellt werden. Der Hauptsatz enthält im Horn bald den Subjunktiv Imperf. oder Plqperf., bald das Condit.; der Nebensatz weist das Conditionnel (in relativischen Bedingungsnebensätzen) und den Subjunktiv und Ind. Imperf. auf. Letzteres ist der Fall in v. 1969 (R.):

Ni metrai home en champ; fol fusse sil feseie.

Ferner in 1974 (R.), 4520. In allen drei Beispielen hat der Hauptsatz den Subj. (Imperf. oder Plqperf.).

β) Der sogen. potentiale Fall, der Fall der subjektiven Möglichkeit oder der persönlichen Annahme. Ein lat. Beispiel ist: Si hoc negem, mentiar. Das Nfrz. gebraucht quand mit dem Cond. Letzteres Tempus sowie den Subj. Imperf. werden wir auch im Horn noch in derselben Funktion kennen lernen. Der Ind. Imperf. ist nur mit einem Beispiele vertreten:

3696. Lez sereit s'il aveit un mantel mutunin. (R.)

Aveit ist gleich receveit, bekäme. Vgl. jedoch auch v. 1127, in Fut. I, 2, 2 f (ere).

γ) Der sogen. reale Fall, in die Vergangenheit gerückt. Er kommt so im Horn einmal in direkter und einmal in indirekter Rede vor. Der Hauptsatz dieser Gattung ist, wie wir schon beim Präs. gesehen haben, ganz unabhängig und kann alle Formen des selbständigen Satzes annehmen. Die beiden Beispiele sind:

2869. Pur armes vinc porter, si j'en aveie andun (un dun?).
5126—7. Rei Hunlaf fud pensis —
Que(i) deveit meintenir quant dan Horn ne veneit.

In letzterem Verse wird si durch quant vertreten, wie in v. 1904, siehe Präs. 2, 6 a, Anm. 2 a. Vgl. auch die nächste Kategorie.

In dem Augenblicke ausgesprochen, auf welchen sie sich der Zeit nach beziehen, würden die Sätze gelautet haben:

Joe viene porter (= joe porterai) armes, si j'en ai andun (un dun?).
Que(i) dei joe (= devrai) meintenir, si dan Horn ne vient pas?

δ) Der hypothetisch-temporale Fall (griech. ὅταν, ὁπόταν; lat. cum iterativum mit Indik. Perf. oder Plqperf.; nfrz. quant oder chaque fois

Digitized by Google

que mit Indik. Imperf.; deutsch: so oft als, jedesmal wenn, sobald). Er bezeichnet eine Gewohnheit oder wiederholte Handlung (der subj. oder obj. Gegenwart). Hier steht wie der Neben- so auch der Hauptsatz im Imperf. Als Bedingungskonjunktionen finden sich si und quant.

aa) Si:

2208—9. Entre les fiz lo rei — une costume aveit
Ke, s'alkun chevalier en la terre veneit
En soldees servir, u cunquerre voleit,
Ke les dous premereins li ainzné reteneit etc.

Wir werden auf den Bedingungshauptsatz im Folgenden zurückkommen.

bb) Quant:

2258—9 (R.) Dous escuz od le soen aveit en tensement,
Quant alout od seignur a nul turneiement.

Ferner 2542, 4138.

Anm. 1. In v. 4145:

E quant çoe costume iert, Rigmel pas nel desvee,

ist quant gleich nfrz. puisque, hat also die Bedeutung des lat. cum causale, nicht die des cum temporale.

Anm. 2. Es ist kaum zweifelhaft, dafs im Horn noch zwei andere hypothetisch-temporale Fälle mit si (zu aa gehörig) vorliegen bezw. ursprünglich vorgelegen haben. Der eine Fall ist das in Aor. 1a, B, 5, Anm. verworfene mesala der Hs. C in v. 1026. Der andere, noch um vieles sicherere Fall findet sich in v. 2537:

S'om li baillout fol chien, il l'iert si afaitaunt
Qu'en mut petit de tens ne fust nul melz corant.

H läfst den Vers weg. C schreibt das Präs. baille und scheint somit iert afaitaunt als Fut. aufzufassen. Aber einerseits bezeichnet das Präs. im Bedingungssatze nirgends eine Wiederholung. Andererseits kann iert afaitaunt nicht Fut. sein, und zwar aus folgenden Gründen: Es kommt aufser ihm und dem ebenso unsicheren iert disant in v. 2992 (siehe A, 4, Anm.) kein periphrastisches Fut. der Erzählung vor. Ferner gestattet, ganz abgesehen von dem im abhängigen Satze (v. 2538) stehenden Subj. Imperf. fust, das korrespondierende faseit in v. 2539 nicht, iert afaitaunt als Fut. anzusehen. Endlich ist der Parallelismus der Verse 2537—8 und 2539—40 ganz augenscheinlich: man wird daher in den parallelen Gliedern gleiche Tempora erwarten dürfen. Vgl. jedoch zu dieser ganzen Frage auch Subjunktiv B, 12b, cc; z. B. v. 2551.

ε) Einmal findet sich das Imperf. nach si in einem Ergänzungssatze zu se merveiller, wo wir schon das Präs. und den Aor. kennen gelernt haben: 3854—5 (R.):

ne me dei merveiller
Si cist hom ne m'amot ki ot choisi tel per.

2) Ohne Beziehung auf ein anderes Faktum bezeichnet das Imperf. eine in der Vergangenheit öfter wiederholte Handlung, namentlich Sitten und Gewohnheiten oder dauernde Zustände der Vergangenheit.

a) Es bezeichnet Wiederholung:

1872—3. vint en selve serie
U li bons reis Hunlaf chaçont a establie.

Digitized by Google

Ferner 1912, 2207, 2210—12, 2217, 2220, 2221, 2258 (R.), 2307 (R.), 2378 (R.), 2542, 2831—2 etc.

Anm. Das Satzgefüge 2208—12 ist ein hypothetisch-temporales. Es drückt eine Sitte aus, die auch ohne Erfüllung irgendwelcher Bedingung bestand und die nur einer Gelegenheit bedurfte, um sich geltend zu machen. Vgl. Präs. 2, 6 b. α. Die Hss. OH oder deren Vorlagen haben die Stelle fälschlich als indirekte Rede aufgefafst und das Cond. geschrieben; jedoch hat sich in reperneit, v. 2211 O, ein Rest der von C überlieferten echten Lesart erhalten. Unsere Auffassung der Stelle wird noch gestützt durch v. 2148:

Chevaliers ki la vunt, bien i sunt soldée,

welcher auf eine allgemein bekannte Gewohnheit hinweist.

b) Das Imperf. bezeichnet Dauer:

1132 (R.). Bien sembliëz trestuit estre nez de gent fiere.

Ferner 1133 (R.), 2215, 2216, 2327 (R.), 3745 (R.; nach quant).

C. Ein weiterer bemerkenswerter Gebrauch des Imperf. findet sich bei der Erzählung von Träumen. Das Imperf. bezeichnet in diesem Falle unwirkliche Handlungen. Auch das Nfrz. kennt diesen Gebrauch und dehnt ihn noch auf die Beschreibung von Gemälden aus.

Das Imperf. wechselt im Horn mit den hist. Tempp. ab, als ob es selbst ein solches wäre. Es kommen drei Träume vor: 731—35; 4656—61; 4970—87. An der ersten Stelle weist nur C ein Imperf. auf, während O beide Verba im Aor. giebt. Der zweite Traum steht in einer Laisse auf -ai. Er enthält neben sieben Aoristen zwei Imperfekta:

4659—60. Un sengler grant dentud e fier od els trovai
Ki nafrot mun cheval, mei abateit al tai.

Der dritte füllt eine Laisse auf -eit und bietet daher fast nur Imperfekta. Dieselben haben zum grofsen Teil die Merkmale der unter A und B verzeichneten Kategorien, wie: s'en isseit, feseit (?), rendeit — Wiederholung; ert, esteit, veeit, voleit, teneit, leissout, poeit — Dauer; se meteit, s'en fuieit, siweit — Eintreten in die Dauer. Daneben giebt es aber Fälle, die ganz anomal sind: criot, perneit, pendeit, guarisseit. Criot darf man vielleicht mit cornout in v. 3331 u. 2297 zusammenstellen; doch ist wegen der geringen Anzahl der Beispiele nicht zu ersehen, welche Merkmale dieser Kategorie eigen sein würden, ob einfach das der Dauer oder das einer in Einzelhandlungen geteilten Gesamthandlung.

Das Imperf. in der Erzählung von Träumen scheint übrigens mit jenem verwandt zu sein, welches für nicht zur Vollendung gediehene Handlungen gebraucht wird.

Anm. Die Einführung des Traumes geschieht im Horn stets mittels des Aor.: Un avisiün vi; — un gref sunge sunjai; me fu vis; — vit un avisiün.

Digitized by Google

D. Einmal findet sich das Imperf. in einer Anmerkung des Dichters, einer Parenthese, wo wir schon den Aor. (vgl. d. T. 1a, B, 1, namentlich die Verse 1584, 1596, 1606, 2112, 2139, 2161) kennen gelernt haben, und zwar fügt es zu soeben gesprochenen Worten eine Erklärung hinzu:

4369. Pur altre le diseit qu'ele amot plus asez.

Noch heute ist dieser Gebrauch des Imperf. von dire und parler in der Umgangssprache allgemein üblich.

2) Das Imperfectum logicum.

Mehrfach bezeichnet das Imperf. die Zeitstufe der Vergangenheit, und zwar steht es dann, wie der Aor., ohne Beziehung auf ein anderes Faktum. Im Lat. findet sich diese Anschauungsweise nicht, wohl aber im Griech. (siehe Georg Curtius, Griech. Schulgrammatik, 12. Aufl., § 489, Anm. 3). Die Beispiele dieses aoristischen Imperfektums sind:

2297. vunt al mester soler
U grant piece devant carnout hom (al, le?) laver.

Ferner 264 (R.), 833, 1985, 2112, 4127, 4128.

Das Imperf. cornout in v. 2297 bietet Schwierigkeiten, denn es drückt weder Dauer noch Wiederholung aus. Es hat aber Analoga in den in 1, A u. C aufgeführten Fällen, vornehmlich in cornout v. 3331 und criot v. 4977.

Die beiden Plusquamperfekta.

Wenn ein Erzähler, sei es der Verfasser eines Schriftwerkes oder eine redend eingeführte Person, ein Ereignis erwähnt, das im jeweiligen Momente seiner Geschichte schon vergangen war, so thut er dies (in allen Sprachen) im Plusquamperfektum. Dieses Tempus bezeichnet demnach eine Handlung, die schon beendet war, als eine andere eintrat.

In der aktiven frz. Konjugation erhält man das Plqperf. durch Zusammensetzung des Part. Passé des betreffenden Verbs mit Formen von aveir oder estre. Da nun aber zwei einfache Vergangenheiten dieser Verba vorhanden sind, müssen sich auch zwei Plqpfa. ergeben, das eine mit dem Imperf., das andere mit dem Aor. gebildet.

Im Passiv dagegen sind die vom Präsensstamme abgeleiteten Formen verloren gegangen. Bis zu der Zeit, wo der Horn verfafst wurde, war ein Ersatz dafür nicht gefunden worden. Es hatte sich nämlich die Verschiebung der Bedeutung der lat. zusammengesetzten Passivformen zur Bezeichnung der einfachen Zeiten der alten lat. Kon-

Digitized by Google

jugation noch nicht vollzogen, obzwar sie schon begonnen hatte, wie das schon erwähnte Imperf. ierent enveié in v. 4528 und wohl auch die Verse 94 (erent posé) und 4138 (iert espusee) zeigen. Andererseits haben die Neubildungen mit aveir esté — in Nachahmung von amatum fuisse — noch nicht festen Fufs gefafst, kommen aber hie und wieder vor, wenigstens für das Perf., wie in v. 422, 2018 (a esté cremud) 2798, 3646. Die Abneigung gegen eine häufigere Anwendung solcher Formen erklärt sich aus der schwerfälligen Gestalt derselben, die sie namentlich für eine Dichtung wenig geeignet erscheinen läfst.

Aus obigen Erörterungen folgt, dafs dieselbe Bildungsform des passiven Verbums bald eines der beiden Plqpfa., bald das Imperf. bezw. den Aor. bezeichnet.

Sind schon in Bezug auf Handlungen das Plqperf. und Passé Ant. vom Imperf. und Aor. schwer zu unterscheiden, so ist dies in Bezug auf Zustände noch viel mehr der Fall.

Es hat nämlich zur Zeit der Abfassung des Horn das alte (lat.) Plqperf., namentlich Passivi, schon insofern viel von einer ursprünglichen Bedeutung eingebüfst, als es nur selten noch reine Vorvergangenheit, meist dagegen einen vor der jeweiligen Gegenwart durch eine Handlung verursachten und in diese Gegenwart hineinreichenden Zustand ausdrückt — der während der Haupthandlung und darüber hinaus dauert —, also dieselbe Zeitstufe wie das Perf. log. (und das Imperf.), d. i. eine Gleichzeitigkeit mit der Haupthandlung, darstellt. Dieser Umstand giebt zu vielen Varianten Anlafs.

Das Part. P. ist in solchen Fällen nur Prädikatsadjektiv, nicht aber eine tempusbildende Verbalform, und estre ist einfache Kopula.

Der Gebrauch der beiden Plqpfa. ist nun im besonderen folgender:

1) Das Plusquamperfektum.

A. An einigen Stellen vermittelt das Plqperf. den Übergang zu etwas Neuem, leitet eine Episode ein, in welcher Funktion wir schon das Imperf. wie auch das Perf. hist. (1, Anm. 2) kennen gelernt haben. Beim Passé Ant. werden wir denselben Gebrauch wiederfinden. Solche Fälle sind: 2201—2, 2213, 2826 (H), 3125, 3195 (C), 4110, 4443, 4458.

In den Versen 3125, 3195, 4443, 4458 hat das Plqperf. ganz die Geltung eines hist. Tempus: es bezeichnet einen Fortschritt der Handlung.

Digitized by Google

B. Mit oder ohne Beziehung auf ein hist. Tempus bezeichnet das Plqperf. eine dauernde oder wiederholte Handlung der log. Vergangenheit. Es steht alsdann in seiner eigentlichen Bedeutung, indem es eine Vergangenheit ausdrückt. Beispiele sind:

2161 (C). Pur çoe turna sun num dunt ainz esteit nomé.

Ferner 275 (R.), 281 (R.), 367 (R.), 433, 2843, 2895, 2907, 3170, 4187, 4715, 4874, 5125. In den Versen 4187, 4715, 4874 ist das Plqperf. in parenthetischen Zusätzen des Dichters verwendet.

Anm. Vorvergangene Bedeutung wies schon das Perf. log., der Aor. log. und das Imperf. log. auf.

C. In weitaus den meisten Fällen bezeichnet das Plqperf. einen durch eine vergangene Handlung hervorgerufenen Zustand, der bis in die Zeit der jeweiligen Handlung (und darüber hinaus) dauert. Das Plqperf. ist alsdann einem Imperf. (hist.) gleichwertig. Es findet sich so:

1) Aktivisch:

a) Mit aveir gebildet:

12. Chascun aveit vestu bliaut ynde u purprin.

Ferner 1309, 2532, 2817. Die entsprechenden Imperfekta würden sein: portout, esteit, durout, remembrout.

b) Mit estre gebildet:

141 (C). El disme an iert entré ja de sa natiün.

Ferner 255, 771, 2013, 2960, 3946.

2) Passivisch; das Part. P. ist blofses Prädikatsadjektiv:

575. E il iert bien vestu d'un bliaut de cendal.

Ferner 20, 395, 937 (998, O), 1340, 1713, 1738, 1910 (2000, O), 2132, 2224, 2290, 2334, 2337, 2590, 2709, 2913, 2942, 3191, 3192, 3251, 3332, 3341, 3489, 3780 (R.), 4155, 4185, 4439, 4696, 4698, 4795, 4927, 4944.

Anm. Dafs derartige Formen nur uneigentliche Plqpfa. sind, zeigt v. 2224:

E il iert bien armez, l'escuz bien li seeit.

Hier bezeichnen Plqperf. und Imperf. dieselbe Zeitstufe.

2) Das Passé Antérieur.

A. Das P. A. wird noch in weiterem Umfange als das Plqperf. an Stelle eines erzählenden Tempus verwendet. Ereignisse, welche sich in den allgemeinen Gang der Handlung regelrecht einordnen, werden als schon vollendet aufgeführt, während doch zunächst ihr Eintritt hätte angegeben werden sollen. Es findet in solchem Falle ein Sprung in der Erzählung statt. Das P. A. wird so gebraucht:

1) In Hauptsätzen, und zwar meist von Nebenhandlungen, indem

Digitized by Google

es eine neue Episode einleitet: 1605, 1681, 1694, 1830, 2559, 3462, 3576 u. a.

2) Nach Zeitkonjunktionen wie: quant, cum, puis que, entr'itant, taunt que:

2195—6. Prist cungié a la gent ki la fud aünee
Pus qu'il out de la curt novele demandee.

Ferner 111, 2296, 2382 (4259, R. — Pus ke zu schreiben?), 4355—6, 4435—6 u. a.

Anm. In derselben Weise ist an einer Stelle ein Hauptsatz gebraucht: v. 2199.

B. Das P. A. steht mit Beziehung auf irgend ein erzählendes Tempus und bezeichnet eine diesem vorausgegangene Handlung, die der Dichter oder die redende Person des besseren Verständnisses wegen nachträglich oder von neuem erwähnt. Zuweilen schaltet der Dichter im P. A. auch Parenthesen ein oder ganz willkürliche Zusätze, die, wenn weggelassen, nicht vermifst werden würden. Das P. A. steht so:

1) In Haupt- und Relativsätzen:

1472—3. E si Horn le seüst, mut en fust plus hastee
La mort d'icest felun ki cele out puralee.

Ferner 23, 171, 214 (R.), 218 (R.), 308 (R.), 366 (R.), 394, 411—413, 416, 418, 419, 427 (Aor.?), 431, 458, 603 (Aor.?), 793, 857, 946, 983 (R.), 1001 (Aor.?), 1049, 1359, 1363 (Aor.?), 1369, 1467, 1567, 2185, 2200, 2385, 2587, 2622 (2740? H), 2759, 2768, 2813, 2909, 2976 (R.), 3070, 3073, 3167, 3170, 3171, 3289, 3394, 3419, 3530, 3541, 3576, 3589, 3610, 3612 (R.), 3848, 3855 (R.), 3998, 4020, 4196, 4214, 4241 (R.), 4252 (R.), 4479, 4518, 4675, 4696, 4751 (R.), 4803, 4930, 4959, 5140, 5223.

Vgl. hierzu den Aor. log., das Perf. log. und das Imperf. log.

Zwischen dem P. A. und dem Plqperf. scheint ein Unterschied nicht zu bestehen; wenigstens ist ein Beispiel vorhanden, wo von derselben Thatsache einmal das P. A. und einmal das Plqperf. gebraucht ist: fud erminet in v. 5113 und asis esteit in v. 5125. Vgl. dazu v. 1740.

Anm. Es kommen einige mit Bezug auf die temporale Geltung des P. A. bemerkenswerte Fälle vor. In v. 1359 und 2908—9 bezeichnet nämlich der Aor. eine frühere Zeit als das P. A., ebenso das Plqperf. in v. 3170, und in v. 2909—10 und 3070—1 sind die Handlungen von Aor. und P. A. gleichzeitig.

Noch auffallender sind zwei Fälle der direkten Rede. In v. 3778:

Nepurquant quant vus vi, primes bien oi noté etc.

drückt das P. A. nicht eine Vorvergangenheit, sondern das schnelle Aufeinanderfolgen des Sehens und Erkennens aus; eine solche Anwendung des Plqperf. ist auch im Deutschen gestattet. In v. 4751 endlich bezeichnet,

Digitized by Google

vorausgesetzt dafs das Tempus richtig überliefert ist, das P. A. oi mis nicht nur die gleiche Zeitstufe, sondern ein und dieselbe Handlung wie der Aor. pendi.

2) In diese Kategorie gehört ein Teil der von Zeitkonjunktionen abhängigen Sätze, nämlich diejenigen, welche einfach die Beendigung der eben erzählten Handlung markieren und eigentlich nur Variationen der Zeitadverbien puis, aprés, a tant u. dergl. sind. Der Hauptsatz enthält das Tempus, in Bezug auf welches die Handlung des P. A. vergangen war. Beispiele sind:

1492. E quant il ot çoe dit, munta sur sun destrier.

Ferner 1579, 1981, 2315. — 34, 115, 262, 282, 596, 604, 636. — 2471, 2660, 2677. — 3060 (R.) etc.

Anm. Das Tempus des Hauptsatzes kann auch Präs. hist. sein; vgl. v. 1579, 2471, 3561.

C. Wie das Plqperf. hat auch das P. A. zuweilen imperfektivische Geltung: es drückt einen Zustand aus, der durch eine vorhergegangene Handlung verursacht ist. Plqperf. und P. A. scheinen sich, wie Imperf. und Aor., dadurch zu unterscheiden, dafs ersteres die Dauer, letzteres die einfache Thatsächlichkeit des Zustandes hervorhebt. Beispiele des P. A. sind:

448. D'eskarlete out vestu gunele bien taillee.

Ferner 449 (vgl. 450), 1424 (nach quant; R.), 1465, 1829, 2138, 2195, 2705—6, 2796 (R.), 2944, 3948 (nach quant), 4115.

Besonders erscheint hier wieder vestir und sinnverwandte Verben: 448, 449, 2705—6, 2944. — In v. 1829 und 2796 ist ot amé(z) gleichbedeutend mit ot cher(s) oder mit amout.

Anm. Über fud né (v. 1124, 1493, 2285, 3205, 3417 u. a.) s. Aor. 2.

Das Conditionnel I.

Wie das Imperf. zum Präs. und das Plqperf. zum Perf., so ist das Cond. die Vergangenheit zum Fut., was auch aus seiner dem Fut. analogen Bildung hervorgeht. Das Cond. ist demnach ein Tempus der Vergangenheit. Es bezeichnet eine zukünftige Handlung, aber vom Standpunkte der Vergangenheit aus betrachtet. Seiner eigentümlichen Formation gemäfs findet es auch eigentümliche Verwendung. Es wird nämlich sowohl in temporaler wie in modaler Weise gebraucht.

I. Das Cond. ist Tempus, d. h. Indikativ. Als solcher ist das Cond. anzusehen in der indirekten Rede (die stets in die Vergangenheit zurückversetzt) nach dem präteritalen Tempus eines Verbums des

Digitized by Google

Sagens oder Sagenhörens, wo in der direkten Rede (welche als gegenwärtig, als soeben stattfindend, eingeführt ist) das Fut. oder ein futurales Präsens stehen würde. Beispiele sind:

781—4. dit li ad e mustré —
Horn li fiz Aaluf li sereit amené.

Ferner 1346, 2114—5, 2690—92, 3666, 4081, 4229, 4823, 4978, 5066 (das Fut. zu schreiben? Siehe unten), 5146.

Anm. In v. 2114 hat C die direkte Rede (serai), OH haben die indirekte Wiedergabe der Worte (estrait — sereit); in v. 2115 bieten alle drei Hss. die indirekte Wiedergabe, CH im Cond. (merreit), O aber im Fut. (merrat). Das Cond. dürfte wegen der gröfseren Anzahl der Zeugnisse die echte Lesart sein. — Einen Übergang aus der indirekten in die direkte Rede, wie von v. 2115 zu 2116 haben wir schon in v. 1458—9 kennen gelernt.

II. Gewöhnlich hat indes das Cond. modale Färbung. Es drückt eine bestimmte Behauptung mit einer gewissen Modifikation aus; es kann aber auch etwas Ungewisses, nur Mögliches, und sogar etwas Unwirkliches und Unmögliches bezeichnen.

1) Das Cond. wird in der Rede wie in der Darstellung oft gewählt, um eine Behauptung, über deren Gültigkeit der Redende durchaus nicht im Zweifel ist, in bescheidener Weise auszusprechen, sie in milderer Form als blofse Möglichkeit zu bezeichnen. Diese potentiale Bedeutung kommt, wie wir später sehen werden, in gleichem Mafse dem Subjunktiv Imperf. zu. Man hat es hier mit einem Seitenstück zur sogen. attischen Urbanität zu thun. Im Griech. steht dafür der Opt. mit ἄν, im Lat. der Konj. Präs. oder Perf. Als bestimmte Behauptung würden solche Fälle teils im Fut., teils im Präs. stehen. Das Cond. hat diese mildernde Eigenschaft:

384—5. Od tut çoe si est mut e humbles e leal
Qu'il ne freit de sun cors huni(e)ment vergundal.

Ferner 674, 686, 687, 1038, 1039, 1108, 1150, 1158, 1164, 1165, 1219, 1623, 1656 (s.), 1797, 1805, 1845, 1967, 1970, 1976, 1978, 1990, 2031, 2191 (zu I?), 2390 (s.), 2592, 2890, 3285 (s.), 3734, 3860, 4040, 4183 (s.), 4317, 4327, 4401, 4912 (s.), 5118 (s.), 5120 (s.).

Anm. 1. Die Condd. voldreie und purreie geben eine noch gemildertere Behauptung als die entsprechenden Futt. Vgl. auch devreit (v. 4041) in 3c, β.

Anm. 2. An einigen Stellen bieten einzelne Hss. ausdrücklich das Fut., so O in 674 und 1417, OH in 1805, 1976 und 2390, H in 2031. Vgl. ferner v. 900, 1163, 2025. In v. 4317:

En l'ester perdriëz, prov avrez en l'aler,

ist das eine Verb als ungewisse (modifizierte), das andere als sichere Behauptung gegeben.

Anm. 3. In v. 1685 kann man zweifelhaft sein, ob man der objektiven Erzählung von C oder der subjektiv-modifizierten Aussage von O den Vorzug geben soll. Die Lesart von H scheint für C zu sprechen.

Digitized by Google

Anm. 4. V. 2191 gehört zwar einer indirekten Rede an, würde aber in der direkten wohl gleichfalls im Cond. stehen.

2) Das potentiale oder modale Cond. wird angewendet zum Ausdruck einer zweifelnden oder ungewissen Frage, wo man im Deutschen die Hilfsverba sollen und können gebraucht. Eine solche Frage ist meist nur eine rhetorische Figur, bezw. ein milderer Ausdruck für eine verneinte Aussage; vgl. den lat. Konj. dubit. In dieser Weise findet sich das Cond.:

a) Im Hauptsatze:

1996 (s.). Chalces out de bon fer; ke vus direie al?

Ferner 1966 (R.), 2849 (R.), 3555 (s.), 4342 (R.), 4400 (R.), 4858 (s.), 5118 (s.).

Anm. 1. Auch hier kommt das Fut. als Variante vor, und zwar in v. 1966 H, 1996 OH und 3555 H.

Anm. 2. Die subjektiven Zusätze des Dichters (in v. 1996, 3555, 4858, 5118) gleichen den bei römischen Rednern sehr gebräuchlichen Formeln: quid dicam de, quid commemorem de.

b) Im abhängigen Satze, der sogen. indirekten Frage:

682. Ne sai s'el l'amereit or si sudeiement.

Ferner 717, 4644. Alle drei Fälle würden, auch wenn sie einen Hauptsatz bildeten, im Cond. stehen.

3) Das modale Cond. findet endlich seine Anwendung in verschiedenen Gattungen des hypothetischen Satzgefüges.

a) Es wird gebraucht in den als wirklich angenommenen oder realen hypothetischen Fällen, wo die Bedingung und auch die daraus entspringende Folge ohne alle Ungewifsheit ausgesprochen werden kann:

α) In der indirekten Rede, und zwar im Hauptsatze:

4977—8. Si li criot en halt e a mult grant espleit,
Si tost ne la laissast, k'il le (cher?) cumpar(r)eit.

Ferner 5066 (?), 4823. Siehe I. Vgl. auch v. 4471—3 in Cond. II, 3.

In v. 5066 dürfte sowohl die sichere Aussage (serat — at) als auch die unsichere (sereit — aveit, vgl. v. 3696, Imperf. 1, 1 f, β) und vielleicht auch eine Mischung beider (siehe unten b) zulässig sein.

β) Wenn der betr. Fall nicht als gegenwärtig, also nicht im Präs. hist., sondern als vergangen, in einem präteritalen Tempus dargestellt ist. Dadurch wird das im Bedingungsnebensatze erforderliche futurale Präs. bezw. das Fut. (im Relativsatze) in die Vergangenheit gerückt, wird also zum Cond. Der einzige im Horn vorkommende Fall dieser Art scheint zu sein:

2216—7. Or deveit li pusnez le procein ki vendreit
Retenir ovec lui, cum faire le soleit.

Digitized by Google

b) Die Auffassung der vollständigsten Gewifsheit ist im Konditionalsatze vermischt mit dem Ausdrucke der Höflichkeit oder mit der Auffassung der blofsen Annahme und der Möglichkeit in folgenden Fällen:

α) Das Cond. steht im Hauptsatze:

1967. Si nel volez jurer, — par el ne vus crereie.

Ferner 1127, 1966(C), 4031—2, 4080—1(C), 4647—8, 4664—5, 4171.

Anm. Hierher gehören wohl auch die Verse 667—668a u. 1188—9. In v. 667 u. 668a herrscht die Anschauung der gemilderten, in v. 668 dagegen die der sicheren Behauptung.

β) Das Cond. im Bedingungssatze. Einmal scheint das Cond. im Bedingungsnebensatze nach si gestanden zu haben (vgl. auch v. 2464 in Cond. II, 2, Anm.):

4671. E si ço (e)streit Horn, sut (!) (sur?) lui primes ferrai.

Im Horn ist das System der hypothetischen Fälle ein sehr ausgebildetes und mannigfaltiges. Aber auch ohnedies kann wohl zuweilen der Fall eintreten, dafs zum richtigen Ausdruck einer Gedankenschattierung das Cond. nach si das deutlichste und sicherste Mittel ist. Hier findet sich eine ganz ungewöhnliche Bedingung. Die Voraussetzung ist als ganz zweifelhafte Annahme hingestellt, die aber dennoch wirklich sein könne. Über ihre Erfüllung oder Nichterfüllung ist aufserdem schon entschieden, nur dafs der Sprechende vorgiebt, es nicht zu wissen. Es kann freilich nicht mit unumstöfslicher Gewifsheit bewiesen werden, dafs das Cond. ursprünglich gestanden hat. Der Absicht Hardrés, Rodmund möglichst in Furcht zu setzen, würde es aber besser dienen als irgend ein anderes Tempus oder ein anderer Modus.

In Bezug auf den Inhalt vgl. 4644, zur überlieferten Form v. 322, O; siehe auch das Fut. nach si in v. 1127.

c) Das potentiale Cond. wird angewendet in den als möglich angenommenen oder potentialen Konditionalsätzen, wo die Bedingung einen blofs als möglich angenommenen Fall bezeichnet und die Folge daher auch nur als möglich gelten kann. Die Entscheidung liegt auch hier in der Zukunft. Das Cond. steht:

α) Im Bedingungshauptsatze:

374. S'alcun(s) seüst plus d'els, mult le tendreit a mal.

Ferner 726 (R.), 809 (R.), 1088 (R.), 1380 C (R.), 2772 (R.), 4759 (R.).

β) In Hauptsätzen, zu welchen aus dem Sinne eine Bedingung zu ergänzen ist:

4041 (R.). Nel devreit refuser fille a empereür.

Ferner 728 (R.), 1090—92 (R.), 2738 (R.), 3809 (R.).

Digitized by Google

γ) Im Bedingungsnebensatze:

Lez serreit (Lee estreit?) qui l'avreit suz covertur martrin.

d) Das Cond. steht endlich in den sogen. irrealen Bedingungsfällen, bei welchen das Bedingende und darum auch das Bedingte als unwirklich und als unerfüllbar aufgefafst wird.

α) Das Satzgefüge ist vollständig:

2367—8. Si joel tenisse ci, par celui kil cria,
Rendreie (C!) li le bien k'Aaluf cummença.

Ferner 3261—4, 4911—2.

β) Der Bedingungsnebensatz wird durch einen anderen Satz vertreten:

966—8. Plust a (?) deu ke de mei oüst faite ravine —
Joe fereie sun boen par Sainte Katherine!

Ferner (2789? R.) 2803—4 (R.).

γ) Der Bedingungsnebensatz ist aus dem Zusammenhange zu ergänzen:

322. N'i avras mal par mei; c'estreit forsen e rage.

Ferner 1158, 1944, 3845.

Das Conditionnel II.

Im Vergleich zum Cond. I bezeichnet das Cond. II eine frühere, der Vergangenheit angehörige Zeitstufe, wie das Fut. II im Vergleich zum Fut. I. Das Cond. II ist im Horn selten. Mit Bezug auf die Unterscheidung des Cond. II Pass. vom Cond. I Pass. begegnen wir denselben Schwierigkeiten, die wir schon bei der Unterscheidung der Plqpfa. vom Imperf. und Aor. vorgefunden haben.

Der Gebrauch des Cond. II ist dem des Cond. I vollständig analog. Es kommen folgende Anwendungen vor:

1) Bei der gemilderten Behauptung:

4177—8. Ainz sereit un chamail en l'oil d'agoille entrez,
Ke n'estreit riches hoem la sus el ciel levez.

Ferner 668b, 1164—5.

2) In der zweifelnden Frage:

2464. Deus! si altre pur lui estreit si abosmie Cum joe sui?

Anm. Man kann diesen Satz auch als Ausruf in Form eines Bedingungsnebensatzes auffassen. Dann würde er ein zweites Beispiel des Cond. neben si = wenn darstellen, neben v. 4671, siehe Cond. I II, 3b, β.

3) Im Hauptsatze des realen Bedingungsfalles, in der indirekten Rede:

4471—3. S'il les veïssent tuz, tost serreient enbatuz
En la cité tut dreit; si serreient toluz;
Sun affaire serreit par itaunt deperduz.

Das P. P. ist wohl besser als blofses Prädikatsadjektiv anzusehen.

Digitized by Google

II. Die Modi.

Der Indikativ.

Im Horn wird der Indikativ in derselben Weise angewandt wie im Nfrz. und in allen Sprachen: er ist der Modus der einfachen Aussage, der positiven wie der negativen, und der bestimmten Frage; er ist mit einem Worte der Modus der Wirklichkeit.

Das deutsche „beinahe“ — lat. pæne oder prope mit Ind.; nfrz. faillir, persönlich, mit Inf. oder peu s'en faut, peu s'en est fallu, que ... ne mit Subj. — wird im Horn durch pur (un) poi (que) ... ne mit Ind. (Perf. oder Aor.) gegeben, z. B. 1697:

Pur poi n'i dut venir Horn li vaillant trop tart.

Ferner 872, 980, 1825, 2126, 2664, 3116, 4215, 4444.

Andere Abweichungen vom nfrz. Gebrauche oder Ausnahmen von den Regeln des Horn sind:

1) In einem Falle steht der Ind. an Stelle eines Imper. bezw. eines imperativischen Subj.:

1796 CO. Ne vus chalt ke nuls die garçon ne losenger.

Vgl. dazu chalt in v. 903 u. 1963. Der Subj. chaille kommt im Horn aufser in der Variante (?) 1796 H nicht vor.

Der Ind. in 1796 CO dürfte als einer verneinenden Frage (Quei vus chalt?) gleichstehend aufzufassen sein. Siehe auch Imper.

2) Die Indd. der Verse 314, 1038, 1625, 3457, 3766 C, 4739, 4997 befinden sich in Nebensätzen, die im Horn der Regel nach den Subj. enthalten; siehe darüber letzteren.

Der Subjunktiv.

Der Subjunktiv ist der Modus des Gedachten, daher des Wunsches und, neben dem Cond., der Modus der Ungewifsheit und Möglichkeit.

Den zehn Zeitformen des Ind. stehen vier des Subj. gegenüber, und zwar verteilen sich die letzteren dergestalt auf die ersteren, dafs der Subj. Präs. dem Ind. Präs. und Fut., der Subj. Imperf. dem Ind. Imperf., Aor. und Cond. I, aber auch zuweilen dem Ind. des neugeformten Perf. und Plqperf. (z. B. 2077, 1144); der Subj. Perf. dem Ind. Perf. und Fut. II; endlich der Subj. Plqperf. dem Ind. Plqperf., P. A. und Cond. II zeitlich gleichsteht.

Der Form nach sind im Pass. der Subj. Präs. und Perf. einer-

Digitized by Google

seits, und der Subj. Imperf. und Plqperf. andererseits einander gleich, da der Horn die mit esté zusammengesetzten Formen im Subj. noch nicht verwendet.

Der subjektiven Auffassung, der Anschauung der Möglichkeit, ist im Horn ein weiter Spielraum gegeben. Die Umstände, unter welchen der Subj. im Horn angewendet wird, sind folgende:

A. Der Subj. im selbständigen Satze. Der unabhängige Subj. — der auch in Relativsätzen vorkommt, die nur scheinbare Nebensätze sind — entspricht 1) dem lat. Konj. optativus, 2) dem lat. Konj. imperativus oder jussivus, 3) dem lat. Konj. concessivus, 4) dem lat. Konj. potentialis.

1) Der Subj. drückt einen Wunsch aus. Beispiele sind:

a) Für das Präs.:

1512. Or le garisse cil ki gari Salemun.

Ferner 1593, 1670, 1703, 1805, 1936, 2027, 2048 a, 2065, 2116, 2125, 2277, (2377 O H) — 3032 etc.

Anm. Die Partikel si = lat. sic findet sich stets bei aït, d. h. bei Beteuerungen, ähnlich dem lat. ita me dii ament ut (Ind.). Es kommen sogar Konstruktionen mit Doppelgliedern vor, ganz wie im Lat., z. B. 4673:

Si m'aït Apollin cum nel esparnirai.

Aufserdem 2647—48.

b) Für das Imperf.:

966. Plust[1] a deu ke de mei oüst faite ravine
e m'oüst sul a sul en chambre u en galdine.

Ferner 1083, 1089, 1279, 1281.

Anm. Aus diesen Beispielen, namentlich den drei letzten, ergiebt sich, dafs der Subj. Imperf. (s. auch Plqperf. unten) keineswegs nur zum Ausdruck eines in der Gegenwart unerfüllten und unerfüllbaren, eines sogen. frommen Wunsches gebraucht wurde, wie ja auch im deutschen Wunschsatze oft „möchte“ für „möge“ gesprochen und geschrieben wird.

c) Für das Plqperf.:

870. S'or fust venu od vus cil de vostre cuntree!

Ferner 988, 1282 a (1566 C, 2189 O H, 4619, O allein vorhanden, 4933, O a. v.).

Anm. Was die eingeklammerten Verse anbetrifft (s. das in Aor. II, 2 Anm. 1 γ über mar und buer Gesagte), so ist leider mit Hilfe der sicheren Beispiele des Horn allein nicht zu entscheiden, ob an den betr. Stellen eine einfache oder eine modifizierte Aussage — in v. 1566 und 4933 eine Begrüfsung, ein Willkommenheifsen? — dem Sinne angemessener sein würde.

---

[1] Es soll, als aufserhalb dieser Abhandlung liegend, hier unentschieden bleiben, ob im Horn die gedehnte Schreibung mancher Subjj. Imperf. (ploüst, oüst u. a.) überall durchzuführen ist. Uns scheint, dafs die verjüngte Form neben jener älteren wird anerkannt werden müssen.

Digitized by Google

Es sei uns daher hier gestattet, die Grenzen dieser Untersuchung zu überschreiten und andere Schriftsteller zur Vergleichung heranzuziehen. Wir haben in Bezug auf mar und buer mit Ind. oder Subj. Aor. oder mit Cond. folgende Schriftwerke durchgesehen: die beiden Reimpredigten, Ausg. von Suchier; Aucassin und Nicolete, Ausg. von Suchier; die Lais der Marie de France, Ausg. von Warnke; den Chevalier au lyon, Ausg. von Holland, endlich die Chronik des Fantosme. Das Ergebnis war folgendes:

1) mar oder buer mit Ind. Aor.:

Rmpr. G, 118 ab:

Deus! cum mar fut nez
qui la iert posez (Fut.);

Auc. und Nic. 37, 6:

„Tant mar fui de haut parage!“

Lai Guigemar 298 und 668:

298. e dit que mar fu sa juvente.
668. „Guigemar, sire, mar vus vi!“

Lai Yonec 71:

„Lasse“, fait ele, „mar fui nee!
Mult est dure ma destinee!“

Chronik des Fantosme:

32. Mar fud la guerre faite envers le rei Henris.

Ferner 43, 127, 499, 572, 597, 833, 1045, 1051, 1067, 1261, 1443, 1877, 1891, 2023 (bor).

2) mar oder buer mit Subj. Aor.:

Lai Equitan 83:

„Si bele dame tant mar fust,
s'ele n'amast u dru n'eüst!“

Chevalier au lyon 5254:

„A mal eür (ad malum augurium!) i venist il.“

Chronik des Fantosme 462:

Asez purriez oïr, mar alissiez luinz querre.
2056. „Henri le rei, le fiz Mahalt, a bon ure (ad bonum augurium?)
fust il né!“

3) mar oder buer mit Cond.:

Chevalier au lyon 741 und 3237:

740—1. „Se or de rien an moi te fies,
Ja mar t'i fieroies mes.“
3237—8. Et dient, que buer seroit nee
Cui il avroit s'amor donee. (Vgl. Horn, 2189.)

(Sollten mar und buer von bono-malo-augurio und nicht von bona-mala-hora herkommen?)

Wir haben hiermit nur gezeigt, dafs der Subj. und das Cond. sich bei mar und buer sehr wohl vorfinden; — und warum sollte z. B. der Ind. Aor. durch eine Änderung in der Anschauungsweise nicht zum Subj. Aor. werden können?

Dafs an den betr. Stellen des Horn oder an einigen derselben der Subj. ursprünglich gestanden habe, ist damit keineswegs bewiesen. Man wird sich vorläufig begnügen müssen, auf gut Glück, oder wenn man lieber will, nach individuellem Urteil und Geschmack den Ind. oder den Subj. zu wählen, bis vielleicht die Auffindung einer neuen zuverlässigen Hs. oder die Schaffung einer allumfassenden und darum allgemeingültigen afr. Syntax — falls eine solche möglich ist — diesen sowie manche unsichere Fälle auch anderer Schriftwerke der Entscheidung näher bringt.

Digitized by Google

2) Der Subj. drückt einen gemessenen Befehl aus. Derselbe kann im Hauptsatze eines hypothetischen Satzgefüges stehen. Es findet sich so nur der Subj. Präs.:

1549. Çoe respundit Hunlaf: Deus en seit sürez!

Ferner 1553, 1570, 1638 (1796 H?), 1846, 1905, 1933, 1945 a, 1950, 1951, 1956, 2058, 2239, 2324 etc.

Anm. 1. Das in der heutigen Sprache bei diesem Subj. unerläfsliche que findet sich auch schon im Horn in den Versen 415, 1803, 2058, 2324, 4530, 4532. In v. 2058 und 2324 kann man allerdings den Satz mit que als von Çoe vus pri und Mes une rien vus di abhängig ansehen.
In v. 1846 ist ke wohl adverbial zu fassen = in Bezug auf welches.
Anm. 2. Die Partikel si = sic (so) findet sich in obigen Fallen zweimal, und zwar bei affirmativen Bedingungshauptsätzen: 1946 und 1956.

3) Der Subj. (Präs.) drückt ein Zugeständnis oder ein Geschehenlassen aus, letzteres im Bedingungshauptsatze:

1448. Ne vus voil deveer. Si seit cum vus volez.

Ferner 1562, 1953, 2081, 2087, 2318, 2382 etc.

Anm. v. 2373 ist wohl mit C zu lesen:
Peise mei. Bien siet deus de mei ke il voldra.

4) Der Subj. Imperf. (und Plqperf.?; s. 233. — 2789 C) steht an Stelle eines Conditionalis oder vielmehr Potentialis zum Ausdruck einer gemilderten d. h. mit Zurückhaltung und Höflichkeit aufgestellten Behauptung:

623. E quant Herland les out, nes donast pur Maskun.

Ferner 24—5, 641, 662, 733, 918, 1135 (1849 O H?), 1986, 1992, 2063 (2427?), 2543, 2551, 2687, 2741, 3086, 3188, 3350, 3378, 3930, 4335, 4399, 4839 (indir. Rede?), 5164.

Anm. 1. Der Subj. Imperf. vertritt zuweilen ein Hilfsverbum; so steht er in v. 623, 2543, 2551, 2687 etc. für „wollte“, in v. 918, 3351 etc. für „könnte“ mit dem entsprechenden Inf.
Andererseits werden die Hilfsverba, und namentlich der Subj. Imperf., zur Umschreibung des einfachen Verbs, besonders des Cond., verwendet, ähnlich unserem „mochte“ etc., z. B. 2063, 2163, 3581, 3862, 3868, 3930, 4835. Vgl. den Aor. dut in v. 1697. — 2450. (?), 2780. — 4554.
Anm. 2. Nach der heutigen Anschauungsweise der Sprache müfste in der Mehrzahl obiger Fälle das Cond. II oder der Subj. Plqperf. stehen. Der Subj. Imperf. ist aber im Horn in doppelter Hinsicht berechtigt. Erstens versetzt sich der Dichter auch sonst oft — und namentlich in subjektiven Äufserungen, was obige Fälle doch offenbar sind — in die Zeit der Handlung zurück und giebt die Gedanken seiner Personen in demselben Tempus, in welchem sie zur Zeit ausgesprochen worden wären. Daher hat die direkte Rede (733. — 1135. — 2063, 2427 [?], 4399) dasselbe Tempus wie die Erzählung.
Zweitens ist hier der Subj. Imperf. insofern Subj. der einfachen Vergangenheit, als der Dichter anstatt der objektiven Behauptung ne donout (dona), ne poeit dormir etc. die Anschauung der unentschiedenen Möglichkeit oder der gemilderten Behauptung eintreten läfst. Vgl. Cond. I II, 1.

Digitized by Google

Anm. 3. In v. 2427 ist, abgesehen davon, dafs der Subj. Imperf. nicht in das Versmafs passen will — sa ist allerdings nicht unentbehrlich —, das von H gebotene Präs. wohl ebenso berechtigt als jener. Das Präs. würde die Aussage als allgemeingültiges, sentenzenartiges Urteil hinstellen; s. Präs. I u. II.

B. Der Subj. im abhängigen Satze. Der Subj. steht im abhängigen Satze gleichfalls als Ausdruck des Gedachten, der Ungewifsheit und Möglichkeit oder der Zurückhaltung; und zwar wird er gebraucht:

1) In Nebensätzen, deren Hauptsatz eine auf den Nebensatz bezügliche Negation enthält oder den Nebensatz in irgend einer Weise beschränkt. Diese Nebensätze sind:

a) Relativsätze und Sätze mit que, deren regierende Sätze eine einfache Negation oder Ausdrücke wie n'(i)ad, n'en est oder unbestimmte Fürwörter wie rien, alcun, ne — tiel enthalten oder Bedingungsnebensätze sind. Das verneinte qui oder que ist oft dem lat. quin und dem deutschen „ohne dafs" gleich. Beispiele sind:

α) Für das Präs.:

1574 a. N'i ad cil ne s'en vant qu'il frad chevalerie.

Ferner 1478, 1677, 1764, 1768 b, 1804, 1843, 1856, 1948, 2010, 2069, 2077, 2078, 2091, 2095, 2153, — 4267 etc.

Anm. 1. Ausnahmen von dieser Regel sind: v. 1625, 3457, 4739.

Anm. 2. Relativsätze, welche die objektive Angabe eines Faktums enthalten, stehen im Ind., selbst wenn der Hauptsatz verneint ist, z. B. 3674—5, 4352.

β) Für das Imperf.:

1620. N'i ot cil ne volsist estre en Cananee.

Ferner 1726, 1943 etc.

γ) Für das Perf.:

1710. N'i ad paën ateint la teste n'ait perdue.

Ferner 1715, 2010, 2120, 2276, — 3816 etc.

δ) Für das Plqperf.:

393. Kar mestre n'out de rien k'il n'oüst tut passé.

Ferner 140, 386 u. 556 (mit unc), 1235, 4460, 5074.

b) Nebensätze mit que, abhängig von beschränkenden Ausdrücken wie si = so, taunt, al etc., wenn diese negativ stehen. Que entspricht hier dem lat. quin und dem deutschen „ohne dafs". Beispiele sind:

α) Für das Präs.:

1931. Ja ne seront taunt pruz ke jes dut de neent.

Ferner 506, 1111, 1200, 1209, 1211, 1847, 2430, 2839, 3173, 3732, 3749.

Digitized by Google

β) Für das Imperf. und Plqperf.:

302. N'i out fors sul nos cors dunt nus fussum aidanz.

Ferner 299, (1282), 2538, 2540, 2552, 2787, 3352, 3983.

c) Nebensätze, deren regierender Satz irgend welche andere Unsicherheit oder Beschränkung ausdrückt, bezw. im Subj. steht. Beispiele sind:

α) Für das Präs. und Perf.:

2462 C. U (= oder) est chose face ki seit en tiel baillie?
(H weicht ab.)

Ferner 4539, — 1162, 3670.

β) Für das Imperf. und Plqperf.:

1344. Mes que treü rendist ki lor venist a gre.

Ferner (1282), 2077, 2163, 2681, 4644, — 2190, 4705.

2) Der Subj. steht in Nebensätzen, die eine Absicht oder eine beabsichtigte, d. h. zukünftige und daher noch ungewisse Folge bezeichnen:

α) Im Präs.:

1598—9. Li vieil remainent tuit pur garder la cuntree
Ke, si rien lur mesvait, la seit la recovree.

Ferner 1732, 1861 a, 1877, 2323, 2488, 2489, 2500, — 4936 etc.

β) Im Imperf.:

2161—2. Par çoe turna sun num dunt einz esteit nomé
Qu'il ne fust coneü en estrange regné.

Ferner 441, 573, 679, 917, 2681, 2750, 4096, 4114, 4600, 5094.

3) Der Subj. steht im concessiven Nebensatze:

1745. U il voille u nun, ad fait acordement.

Ebenso 1754, — 5209 etc.

4) Der Subj. steht nach dem verallgemeinernden und darum eine Ungewifsheit ausdrückenden que oder nach qui = nfr. quiconque:

α) Im Präs.:

1676. Kar u k'il les troevent, les metent a declin.

So noch 316, 685, 2847, 3098, 3823, 4010, 4646.

β) Im Imperf.:

5143. Mes quel dol k'el feïst, a Wikle ne chaleit.

Aufserdem 4551.

γ) Im Perf., wenn dasselbe einen Subj. Fut. II vertritt:

1173—4. E — quant — joe iere en sa curt d'armes bien preisiëz
Pur quant que aie fait de devant ses barnez etc.

Anm. Wenn der Satz mit quant que sich auf die obj. Gegenwart oder Vergangenheit bezieht und quant que „alles, was" bedeutet, regiert es den Ind.:

Digitized by Google

2287. Quant que mester esteit, tut orent, çoe plevis.

So noch 3800.

5) Der Subjunktiv steht im substantivischen Ergänzungssatze:

a) Nach den Verben des Heischens, des Zusagens und ihres Gegenteiles, überhaupt nach den Verben der Willensäufserung:

α) Im Präs. (und Imperf.):

3032—4—5. Mes ne place celui ki soffri passiön
Ke ja euntre lui sul algent dui cumpaignun
Ne k'en altre païs en venist mal renum etc.

Ferner 1582, 1605, 1802, 1808, 1961, 2041, 2059 O H (?), 2075, 2113, 2324 etc.

β) Im Perf.:

3892—3. C'est la rien del munde ke ore plus desir,
Ke me seie vengé del culvert acortir (?).

γ) Im Plqperf.:

966. Plust a deu ke de mei oüst faite ravine etc.

So noch 1083; Imperf. 418, 3862 flg.

b) Nach den Verben des Sagens und Sagenhörens, wenn sie verneint sind oder irgend eine Unsicherheit ausdrücken:

2120. S'oëz en alkun liu que seie arestez,
Si bosoing vus suzprent, a mei lores venez!

Ferner 2077 (Subj. Aor.), 2618, 3036. Vgl. den Ind. in v. 2670 u. a.

Ausnahme: 3766 C (starke Verneinung):
Par deu, duce Rigmel, ne dirrez ke sui lent.

c) Nach den Verben der Vorstellung und des Bemerkens:

aa) Wenn sie verneint, fragend, beschränkt oder bedingt stehen:

α) Im Präs.:

1611—2. ne quident ke durec
Ait vers els nule gent en bataille arestee.

Ferner 612, 810, 819, 877, 985, 1410, 1793, 1965, 2043, 3586, 4499, 4283, 4426, 5132.

β) Im Perf.:

2381. Ne crerrai en nul sen ke de bons ne seit nez.

Ferner 1162.

bb) Wenn sie eine irrtümliche Vorstellung oder ein ungewisses Ereignis (s. v. 3670) bezeichnen, oder wenn der Nebensatz eine gemilderte Behauptung enthält (s. v. 3648):

α) Im Präs. und Perf.:

99. Bien quident des enfanz qu'il seient perillant.

Ferner 817, 821, 829, 832, 845, 846 (?O), 847, 1054, 1975, 3648, 3670 (Perf.), 4313.

Digitized by Google

β) Im Imperf. und Plqperf.:

1056. Quida ke fust angele ki l fust enveié etc.

Ferner 2735, 1391, 5136.

Anm. Bei m'est vis findet sich sowohl der Ind. wie der Subj., letzterer in v. 1975 (unsichere, auf die Zukunft bezügliche Behauptung), ersterer in v. 3677 (Sentenz), 4656, 5019.

d) Nach den Verben der Gemütsbewegung:

1300. E li reis quant il l'ot, nen ad talent qu'il rie.

Ferner 1554 (?), 1952.

e) Nach den Verben des Besorgtseins, Sich-Hütens, Verhütens und Verzögerns, die den verneinten Verben der Willensäufserung gleichstehen:

α) Im Präs.

582. Dunc vus gardez aprés qu'il ne vus face mal.

Ferner 709, 848, 1347, 1533, 1686, 2583, 2751, 3054, 3099, 3340, 3581—2, 3662, 3886, 4283, 4812.

β) Im Imperf.:

371—2. Mes sur tuz se pena Herland li seneschal
Ke ne fussent li soen vers les altres egal.

γ) Im Perf.:

2638. Or se criement trestuit ke Gudmod l'eit lessé etc.

Ferner 1225, O.

Ausnahmen 314:

Pur çoe criem ke trop ai descovert mun corage.

Ferner 1038 (Cond. I), 4997 (Fut. I).

f) Der Subjunktiv steht im substantivischen Ergänzungssatze endlich nach einer Anzahl einzelner Verben, teils positiv, teils negativ, auf welche im Lat. die Konjunktionen ut, ne, quin, quominus, auch quod oder der Acc. cum Inf. folgen würden:

aa) Nach atendre — Präs. und Imperf.:

124. Attendent entre tant kis sace aveer etc.

Ferner 279 (Imperf.), 2438, 2674, 3130 (Imperf.).

bb) Nach blasmer und repruver verneint:

3812. Ja ne m'iert repruvé ke seie menteür.

Ferner 470, 2874.

cc) Nach ne pas estre costumer:

2736—8. Mes la u fui nurri ne sunt pas costumer
Ke nul altre n'enseint; kar serreit repruver.

Anm. Dieser Begriff kommt auch positiv vor und regiert alsdann den Ind.: 4205.

dd) Nach deservir verneint:

4446. N'avez pas deservi ke la devez mener!

Digitized by Google

ee) Nach celer verneint:

270—1. Ne sai si (?) unc vus forfist, mes pur çoe n'iert celé
Ke joe ne vus dië tute la verité.

Aufserdem 2847 (Imperf.).

ff) Nach laissier verneint:

676. E si n'os pas laissier que n'aille al parlement etc.

Ferner 708, 722, (1265 = gestatten), 2451, 2466, 2639 (?), 3706.

gg) Nach se vanter, verneint:

2851. E de nul ne se veut, qu'il en sache, vanter.

Ferner 1371, 3292.

6) Der Subj. steht nach den meisten unpersönlichen Verben:

α) Im Präs. (und Perf.):

148. Bien semble ke il seient fiz de gentil barun.

Ferner 180, 1074, 1122, 2037, 2613, 3568, 3633—4, 3647 (?, C), 3968, 3970, 4012, 4061, 4358, 4875, 4939, 5085.

β) Im Imperf.:

4137—40. Costume iert a idunc en icele cuntree —
Ke del beivre servist tut itaunt de fiee etc.

Ferner 4197 (zu 1?), 4442.

Anm. 1. a) Zwischen piert (affirmativ) und semble scheint im Horn schon dieselbe Rektionsverschiedenheit zu bestehen wie im Nfr. In v. 4196 haben beide Hss. (C u. H) den Ind., in v. 3647 allerdings nur H. — b) Auch avenir, wenn bejahend, erfordert den Ind., vgl. 2201, 4138, 4876—7 (ke z. T. als kar zu fassen?), verneint dagegen den Subj., s. v. 3568. — c) Sembler regiert wohl auch als persönliches Verb den Subj., vgl. v. 149 O, 3968 H. 4012 C, (4197?).

Anm. 2. Ausdrücke wie: sun pleisir ert (1172), bel m'est (1554), m'est vis (1975 etc.) rechnen wir zu den Kategorien 5 a—c, da sie persönliche Verben vertreten.

7) Der Subjunktiv steht im zweiten Satzgliede bei Verwahrungen oder Beteuerungen, wo man mit Nachdruck etwas hervorhebt, das man unter keinen Umständen zu thun sich entschliefsen kann. Die Konjunktion ke ist hier mit „als dafs“, „anstatt“ zu übersetzen.

α) Subj. Präs.:

1976—7. Ainz me larraie joe le quoer traire e le feie
Ke face (C) serement; franc quil fait, se desleie.

β) Subj. Imperf.:

1150—1. Melz voldreie estre ars tut vis en un furnel
Ke en mun dei l'oüsse taunt cum sui jovencel.

γ) Subj. Plqperf.:

2785—7. En cest nostre païs n'ad tant bone cité
Ke einz ne la perdisse ke l'oüsse ublië.

8) Der Subjunktiv steht nach den Konjunktionen des Zieles und Zweckes, wie des que, de ci que, tres que = bis, taunt que, ainz

Digitized by Google

que etc., wenn sie eine Absicht oder das Eintreten einer gewünschten, bezw. gefürchteten Handlung oder etwas noch Unsicheres bezeichnen:

α) Im Präs.:

1646. Grand damage i fera ainz qu'ait definement.

Ferner 349, 351, 974, 1162, 1230, 2154, 3164, 3549, 3670, 3935, 4403, 4470, 4511.

β) Im Imperf.:

1615. Ainz qu'il mot soüssent cummence (C) la mellee.

Ferner 280, 3125, 3554, 4500, — 4141.

γ) Im Perf.:

2153—4. Ne vus faldra ja rien k'ait en vostre pensé
Tresque nus viengum la e seium arivé.

Ferner 671, 1204, 2006, 3990, 4470, 4529.

δ) Im Plqperf.:

2161—3. Pur çoe turna sun num etc.
Qu'il ne fust koneü en estrange regné
Des que pruësce oust fait dunt doust estre preisié.

Ferner 276, 1152 (Ainz k'usse armes porté?), 1153, — 4142.

Anm. 1. Mehrere dieser Konjunktionen haben wir schon als das Fut. oder Präs. (z. B. 2155, — 1608) regierend kennen gelernt. Einmal stehen sogar Fut. und Subj. Präs. in demselben Verse, 4511:

Tresque prise l'avra e qu'il l'eit en baillie.

Anm. 2. In v. 4259 ist an Stelle von ainz que (einziges Beispiel mit Ind.!) dem Sinne nach wohl pus que oder tres que = nachdem zu setzen.

Anm. 3. Quant findet sich einmal mit dem Subj. Plqperf. (Vorvergangenheit) 4142, und cum einmal mit dem Subj. Imperf. (Gleichzeitigkeit) 4141. In beiden Fällen handelt es sich um eine Wiederholung in der Vergangenheit. Vgl. v. 4138.

Anm. 4. In v. 1173 ist mit C iere zu schreiben, denn es führt den Nebensatz mit quant fort und hängt nicht, wie O fälschlich angenommen hat, von sun pleisir iert ab.

9) Der Subj. steht in einem auf einen Superlativ bezüglichen Relativsatze

364—5. Il fud fiz dan Hardré, le meillor cumbatant
Ke mis peres oüst en trestut sun vivant.

Wenn aber das Urteil über den Grad der Eigenschaft ohne jegliche Zurückhaltung ausgedrückt wird, steht der Ind.: 3010 C. Das Nfr. beobachtet denselben Unterschied.

10) Der Subj. Präs. und Perf. steht, wie schon beim Präs. (II, 6a Anm. 3) erwähnt, in der Fortsetzung eines wahren Bedingungssatzes:

α) Im Präs.:

2038—9. Mes quant repeirerai, sil purrat cumparer,
Si joe sai ki il seit e jol puisse encuntrer.

Ferner 1211 und 4353 (?).

Digitized by Google

β) Im Perf.:

4514—5. Bien se deit esmaier ki veit tiel baronie
E vers els seit forfait d'alcune felunie.

Aufserdem 4267 (?).

Anm. Der Subj. Präs. oder Perf. im ersten Gliede nach si dürfte im Horn nicht anzuerkennen sein; wenigstens ist er nur schlecht verbürgt. Er kommt vor (für das Präs. allein) in v. 581 O, 1478 O H, 2599 H, 3884 H, 4028 H. Selbst in der indirekten Rede steht der Ind., z. B. 4563:

E si mais li forfait, sin prenge vengeisun.

11) Der Subj. Imperf. und Plqperf. steht nach den hypothetischen Vergleichungskonjunktionen cum, cum si, plus que etc.:

α) Im Imperf.:

1506. Mes Horn onc ne so meut plus ke fust un perrun.

Ferner 332, 435, 2544, 2550, 3338, 4799, 4800.

β) Im Plqperf.:

1762. E reis Hunlaf l'eime cum l'oüst engendré.

12) Der Subj. Imperf. und Plqperf. steht in hypothetischen Satzgefügen, und zwar nicht allein, wie im Nfr., in denjenigen der Unwirklichkeit und Unmöglichkeit (dem sogen. irrealen Falle), sondern auch im Falle der blofsen Annahme und Möglichkeit (dem potentialen Falle) und sogar im realen Bedingungsfalle (in der indirekten Rede).

Im Bedingungsnebensatze kommt der Subj. Imperf. und Plqperf. (letzterer z. B. 2767, 4390) vor, im Hauptsatze der Subj. und Ind. Imperf., der Subj. Plqperf. und das Cond.

a) Der reale Fall (indirekte Rede); im Nebensatze steht der Subj. Imperf., im Hauptsatze das Cond. oder der Subj. Imperf.:

4822—3. Purmettre me soleit e tuz jorz m'ert jurant
Ke, si ja veïst Horn, k'il l'estreit ociänt.

Ferner 1342—5, 4471—3, 4978, 5088 (poüst?? — poet?).

b) Der potentiale Fall (lat. Beispiele: Si hoc dicam, mentiar. Dies me deficiat, si paupertatis causam velim defendere. Vgl. den deutschen Satz: Falls dies jemand thäte, würde er mir einen grofsen Dienst erweisen). Die Erfüllung der Bedingung ist als unsicher hingestellt, ist also immer der Zukunft anheimgegeben. Der Hauptsatz enthält meist eine gemilderte Behauptung im Cond. oder im Subj. Imperf.

aa) Fälle der Darstellung und der direkten Rede, mit Rücksicht auf die jeweilige Gegenwart und Zukunft ausgesagt:

2063. Si fust vostre pleisir, ne m(e ?) deüssez guerpir.

Ferner 374, 1172—8, (1969 ?), (1974 ?), 2772, 4171, 4758—9.

Digitized by Google

Anm. Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Sprache des Horn tritt recht deutlich hervor, wenn man mit v. 2063 den verwandten v. 1127 vergleicht:

Amer me purriëz, si vostre pleisir ere.

bb) Es kommen zwei potentiale Fälle vor, welche in die Vergangenheit gerückt sind (indirekte Rede):

4835—7. Ainz en (?) ust il merci s'il le vosist criër.
— Sil vosist deu servir, sil fesist baptizer.

cc) Der potentiale Fall wird angewandt bei der Erzählung von wiederholten Handlungen und Sitten der Vergangenheit:

2211. E lo tierz ki venist (C) li puisnez receveit.

Ferner: 2551 (vgl. 2542—3), 4137—40.

c) Der irreale Fall. Bedingung und Bedingtes sind als unerfüllt oder unerfüllbar hingestellt. Die Bedingung bezieht sich auf die Vergangenheit oder die Gegenwart. Beispiele sind:

1698—1700. S'il n'i venist plus tost, mort l'eüst l'alcopart —
— E lo chief li trenchast li culvert de mal art.

Ferner (667, 1189, 1969, 1974 ?) 1472—3, 2367—8, 2767, 2789 (? Sil poüssum oïr?), 3200—2, 3378, 4023—6, 4090, 4704—5, 4804, 4834, *4935*, 5093, 5124, 3604—5.

Es giebt ferner verkürzte irreale Fälle:

3737. Nun! dist li pelerins; s'il fust a sun graaunt!

Ebenso 3649, 3757, 3783 flg., 4111, 4815.

Hierher gehören auch subjektive Äufserungen des Dichters, wie 1574:

Bien veïst, ki la fust, gente bachelerie.

Vollständig sind dieselben in v. 1574, 2831—4, 3261—4, 3423 4744; verkürzt in v. 571, 1586, 1622, 1718. Diese Ausdrücke sind zu festen Formeln geworden und stehen für: „Da gab es zu sehen — zu hören!"

Anm. Es kommen einige Konstruktionsänderungen (Anakoluthe) vor, nämlich in v. 3378—9 und 4834 (?), 2784—6.

3378—9. Ja en preïst le chief od le (?) healme enperial,
Quant de loinz s'aperçut dan Gudmod li leal, etc.

Vergl. den realen Fall in v. 880 C.

d) Es findet auch Vermischung des irrealen und des potentialen Falles untereinander oder mit dem realen Falle statt: 2027—9, 2598—9, 4207—10 (?H), 4379—80; z. B. 2598—9:

Or jetast volentiers pur veintre l'estutie
Ke cil vet demenant, si i est ki l'en prie.

In v. 971 ist wohl plest zu schreiben.

Anmerkung zu den hypothetischen Sätzen. Wir sind hier den hypothetischen Sätzen zum letztenmale begegnet. Wegen der grofsen

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit dieser Satzgefüge im Horn lassen wir zum Schlufs ein Verzeichnis der Stellen folgen, welche von Bedingungssätzen handeln. Es sind:

Präs. I B 5 und II 6. — Fut. (II 1 d und) II 2 f. — Perf. II d. — Aor. Ia B 5 und II 7. — Imperf. I B 1 f. — Cond. I, II 3; Cond. II, 2 Anm., und 3. — Subj. B 10 und 12.

13) Die Sprache des Horn läfst endlich den Subjunktiv in der abhängigen Frage zu, und zwar sowohl in der direkten wie in der indirekten Rede.

α) Der Subj. Präs.:

521. Cum le pu(i)sse veeir, mut fort se penera.

Ferner 642, 690, 1796, 2039, (2435 H), 4261, 4403 etc.

β) Der Subj. Imperf.:

4229. Or verreit si fust veirs qu'ele jadis l'ama.

Ferner 879, (4705), 5149.

γ) Der Subj. Perf.:

5110. Cel ne siet il cument hom i se(i)t ja alé.

Anm. Der Ind. findet sich jedoch ebenso häufig, selbst nach Negationen und Ausdrücken der Unsicherheit; vgl. v. 713, 1095, 2076, (2300), 2317, 2406, 2435 C, 2506, 2675, 3814, 4029, 4951, 5025—6, 5034, 5090.

Der Imperativ.

Der Gebrauch des Imperativs ist im Horn im wesentlichen derselbe wie im Nfr. und in den anderen Sprachen. Dafs er durch den Ind. Fut. und den Subj. Präs. (den Jussiv oder Exhortativ) vertreten werden kann, ist schon bei diesen Zeitformen dargelegt worden.

Besondere Erwähnung erheischen indessen folgende Umstände:

1) In v. 241 steht ein verneinter Inf. anstatt der 2. Sg. Imper.:

Di mei la verité! ne t'esmaier neent!

2) Der Ind. Präs. scheint für den Imper. eintreten zu können. Über chalt in v. 1796 C O ist schon beim Ind. gehandelt worden. Daneben kommen einige Fälle der 2. Pl. Präs. mit dem Pronomen vus vor, bei welchen es zum Teil zweifelhaft ist, ob man sie als imperativischen Ind. oder als verbes pronominaux (3054 ?, 582) oder als Imper. mit dem Dat. (ethicus?) des Pronomen (2806) aufzufassen hat.

Diese Fälle sind:

3054. E vus gardez ataunt ke cist ne puisse fuir.

Ferner 582, 2806 (vers zu streichen?), 5084. Zu v. 2806 vgl. v. 2830.

Allerdings wird im Nfrz., Engl., Deutschen u. s. w. (z. B.: Sie gehen zunächst geradeaus!) der Ind. Präs. vielfach an Stelle des Imper. gebraucht und wäre daher wohl auch im Horn nicht unerhört.

Digitized by Google

Für obige Stellen ist jedoch von Wichtigkeit, dafs es sich in drei von jenen vier Fällen um einen Gegensatz zwischen joe und vus handelt, nämlich in v. 581—2, 3053—4, 5084.

Es dürfte daher hier eine Hinzufügung des Pronomen zum Imperativ stattgefunden haben, damit der Gegensatz deutlicher hervortritt.

3) Die verneinte 2. Pl. Ind. Präs. von deveir in Verbindung mit einem Inf. vertritt zuweilen den Imper., wie in anderen Sprachen, z. B.:

2234. nel me devez veer.

Ferner 1934, 2245 etc. — Ähnlich ist deussez in v. 2063 gebraucht.

4) Häufig steht vor dem Imper. die Aufmunterungspartikel kar = doch, z. B.:

1556. Sire reis, kar muntez!

Ferner 1141, 1385, 1527, 2743, 2857, 3221, 3467, 3741, 4030, 4484.

5) Die Negation mar findet sich beim Imper. bezw. beim imperativischen Subj., z. B.:

4274. — ja mar seez pensis —

Ferner 1081 C, 3586 (C schreibt hier: mal).

Der Infinitiv.

Es kommen im Horn vor:

1) Der Inf. Präs. Akt. in unzähligen Beispielen, namentlich im Reime.

2) Der Inf. Perf. Akt. nur in der Zusammensetzung mit estre, und auch da nur in einem Beispiele:

2741. n'i volsist estre entrez.

3) Der Inf. Präs. Pass.:

822. voil estre mise etc.

Ferner 655, 1150, 1346, 2390, 2750, 3176, 3887.

4) Der Inf. Perf. Pass., in seiner Form dem vorigen gleich:

2278. Poëz estre engendré de prince u de marchis.

Ferner 1132, 3930, 4260.

Zuweilen hat der Inf. Präs. Akt. passive Bedeutung, wie in anderen Sprachen auch, z. B. 1758:

N'i remaint a gaster burc, chastel ne cité.

Ferner 1589 etc. Vornehmlich gehören hierher die Wendungen fait (auch funt) a mit folgendem Inf., z. B.:

3082. k'eles funt a blasmer.

So noch 2835, 5041, — 177, 182, 650 etc.

Digitized by Google

Einmal steht, wie schon bemerkt worden, ein verneinter Inf. anstatt der 2. Sg. Imper., v. 241.

Der Inf. ist ein Verbalnomen. Bald ist er dem Nomen, bald dem Verbum näher verwandt. Oft vertritt er einen Konjunktionalsatz. Sein Gebrauch ist im Horn folgender:

I. Der Infinitiv als Nomen.

1) Der Inf. ist Subjekt, z. B.:

1618. Li acointiers i fud e l'amur achatee.

Ferner 2033, 2247, 2738, 4688 (?) etc.

2) Der Inf. ist Objekt, z. B.:

2080. Laissez vostre plorer.

Ferner 87, 125, 342, 523, 705, 1182, 1724, 1830, 2026, 2044, 2065, 2457, 2858, 2900, 3257, 3291 (?), 4214, 4329 etc.

Der Inf. hängt von Präpositionen ab:

a) Von der Präp. de:

3965. Iloec voldra veeir de lur venir la fin.

Ferner 473 O, 862, 990, 1713, 1730, 1774—5, 2060 C, 2157, 2066 C, 2251, 2753 (?), 2826, 4239 (?), 4674, 4684, 5152.

b) Von der Präp. a:

975. A l'amener de lui trop demore Herlant.

Ferner 776 u. 783 (vgl. Part. Präs. in v. 763!), 1252, 1634, 1808, 2237, 2354, 3253 C, (2297 al laver?).

c) Von anderen Präpp.:

4317. En l'ester perdriëz, prov avrez en l'aler.

Ferner 704 (?), 1499, 2729, 2812.

Vgl. auch II B 4, namentlich zusammengesetzte Begriffe wie: en turnei tenir, 2057, und ähnliche.

II. Der Inf. als Verbalnomen und Verbum.

A. Der Inf. ist Subjekt:

1) Als einfacher Inf. nach unpersönlichen Verben:

1158. Altrement valdreit melz estre en champ pasturel.

Ferner 2292, 2996, — 3043, — 190, 1571, 2124, — (639, 1498?) — 1480, 2048, 2061, 2490, 3568, 3886 etc.

2) Einmal findet sich der Inf. als Subjekt mit der Präp. de:

4709. De ferir sur paëns, c'est ren ke li agree.

B. Der Inf. ist Ergänzung:

Digitized by Google

1) Als Objektsaccusativ nach Hilfs- und anderen Verben, die für sich allein keinen vollständigen Begriff bilden, z. B.:

2056. — mar i creindra murir —

Ferner nach voleir: 1460, 1478, 1482, 1583 etc.; nach poeir: 1481, 1483, 1533, 1597 etc.; nach deveir: 1484, 1491, 1591, 1702 etc.; nach veeir: 1513, 1588, 1622 etc.; nach oïr: 1575, 1774, 2349 etc.; nach faire: 1486, 1736, 1989, 2294 etc.; nach saveir: 380—1, 1623, 2231, 2562 etc.; nach soleir: 1785, 1912, 2307, 2378 etc.; nach laissier u. suffrir: 299, 1332, 1976 etc.; nach deignier: 448, 1788, 2239, 2857 etc.; nach oser: 676, 681, 893, 1489 etc.; nach quidier: 558, 2241; nach cummencier: 120 C, 123 C; nach querre (wie spätlat.): 646 C; nach aidier: 336; nach aveir (und trover 910) mit folg. ke: (639?), 766, 1260, 2119, 2293 etc.; mit folg. dont: 4298. Doinst mit Inf., z. B. 87, 2065, s. unter I, 2.

2) Der Inf. dient zur Ergänzung nach Präpositionen:

a) Nach de, abhängig

α) Von Substantiven:

3243—4. ki tut sunt d'un corage
De paiens damager, de faire lur utrage.

Ferner 714, 850, 1087, 1755—6, 2045—6 etc. S. auch I 3 a, v. 2826, 3985, 4239.

β) Von Adjektiven:

2280. De faire vos cummanz des ore n'ierc tardis.

Es begegnen ferner: certan, 73; doctriné, 140; vilaine, 801; cunseillez, 1178; prest, 1477; apresté, 3069; bon, 5028 etc. Vgl. dazu aus I 3 a: desirant, 990; lent, 2251; enhardiz, 4674 und 4684.

γ) Von Verben:

2524. D'aveir l'amur de lui ne poet estre turnee.

Aufserdem finden sich: penser, 658, 2520; enseigner, 1496; priër, 2040 C, 2060 CH; ne finer, 2299, 2476, 3702; aider, 1809; n'i ad rien, 1794; n'i ad mes, 3272; endlich Wendungen, welche bedeuten „sich Mühe geben", „sich beeilen" und ähnliches: sei peiner, 2570; sei haster, 3963; andere: 2432, 2753, 2888, 3826.

δ) Von Adverbien: Pres kommt allein vor in den unter I 3 a schon aufgeführten Versen 862 und 5152.

862. U pres est del murir u del tut est pasmee.

b) Nach a, abhängig

α) Von Adjektiven:

2052. Pur çoe ke vostre fud, si m'iert bon a sentir.

Digitized by Google

Ferner: cummuner, 895; dur, 2302; eisez, 4623; duz, 2029.

β) Von Verben:

2139. N'out mes a demurer fors d'atendre l'oré.

Ferner: avoir, 348, 630—1, 648, 1184, 2249 etc.; (ne) fait (funt) a. 177, 182, 193—4, 650, 2835 etc.; sei prendre (anfangen), 1497, 2243, 2732, 2836 etc.; cummencier, 2839; priër, 2040 O H (?); rover, 534 C; jugier, 2087; desirer, 1064; aider, 3707 C; remaindre (s. diesen Inf. 2247), verneint, 284, 426, 1758.

c) Nach pur, abhängig

α) Von Adjektiven:

1489—90. Vei me ci trestut prest...
Pur defendre la lei ke tenum, al premier.

Ferner: sage, 489; meillor, 1782; recreant, 2032; acesmé, 2232; areisné, 2971.

β) Von dem Verbum aidier nur in v. 1175 O (??).

3) Der ergänzende Inf. findet sich häufig, mit und ohne Präp., als Zusatz zu Verben der Bewegung, der Ruhe und ähnlichen, indem er den Zweck der in einem solchen Verbum enthaltenen Handlung bezeichnet, z. B. 1494:

En la place s'en vait tut issi arester.

Die vorkommenden Verba sind: (s'en) aler, a) ohne Präp.: 1494, 1557, 2068, 2324, 2378; 1366; 5206 etc.; b) mit pur: 2181, 2573. — (s'en) venir, a) ohne Präp.: 2103, 2247, 2351; 761; 2481; 3097 etc.; b) mit pur: 1778, 2233, 2262, 3040, 3266, 4325; 1246 etc. — curre, a) ohne Präp.: 3258; b) mit pur: 2657. — aüner pur: 1566; assembler pur: 2556 a. — resaillir pur: 1510. — munter pur: 1589. — avancire pur: 2242. — mettre pur — de: 291. sei aseeir pur: 2392. — (sei re)turner pur: 945—6, 982—3. — estre asis pur: 143. — retenir pur: 286. — sei arester pur: 1005. — (ne) remaindre pur: 523, 1598. — presenter a: 459. — mener (donneier): 2306.

4) Oft ist der präpositionale Inf. nicht in Anlehnung an einen Einzelbegriff, sondern als Ergänzung zu einem Satze gebraucht. Der Inf. ist in dieser Stellung ein verkürzter Satz, und zwar vertritt er Nebensätze mit si, quant u. s. w., z. B. 2031:

Joe nel fereie pas pur mei tut detrenchier.

Am häufigsten findet sich dieser Inf. mit pur: 451, 572, 788—9, 879, 1256—7—9, 1411, 1854, 2739 a, 2854 etc. Andere Präpo-

Digitized by Google

sitionen sind: sanz, 3529, 4648; par, 3582, 3887, 4855; de, 4031. Es sind ferner hierher zu rechnen zusammengesetzte Begriffe wie 2291:

Kamoisé out le vis de ses armes porter.

Ebenso 2057 (en turnei tenir), 704 u. a. In solchen Wendungen ist der nominale und verbale Charakter des Inf. vereinigt: der Inf. regiert den Kasus seines Verbum finitum, kann aber zu gleicher Zeit ein Adj. zu sich nehmen (704). Vgl. den substantivierten Inf. in I, 3.

Anmerkung zum Infinitiv. Wir lassen hier eine Zusammenstellung derjenigen Redeteile folgen, welche in Bezug auf den Inf. eine mehrfache Rektion aufweisen. Es sind:

a) Adjectiva: prest de: 1477, 3069; pur: 1490; — bon de (geboten): 5028; a (angenehm): 2052.

b) Verba: (s'en) aler mit bloſsem Inf. und pur, desgleichen (s'en) venir und curre, s. II B 3. — cummencier bl. Inf.: 120, 123; a: 2839. — aidier bl. Inf.: 336; de: 1809; a: 3707 C; pur 1175 O (??). — aveir ke: 639, 1260, 2119 etc.; ne — rien de: 1794; ne — mes de: 3272; ne — mes a — fors de: 2139; a (faire etc.): 630—1, 2249 etc. — priër de: 2040 C, 2060 C H; a: 2040 O H (??); rover a: 534 C. — remaindre a: 284, 426, 1758; pur: 523, 1598. — turner de (wegwenden): 2524; a (hinwenden): 2237; pur (Zweck): 982—3. — Rektionswechsel in einem und demselben Falle hat statt:

290—1 C. Ki od mei erent mis...
Trestut pur mei servir, de faire mes talanz.
2139. N'out mes a demurer fors d'atendre l'oré.

Die Participien.

Die Participien sind, wie der Inf., Verbalnomina. Im Horn kommen nur die einfachen Participien vor: das Part. Präs. (Akt.) und das Part. Passé.

Ia. Das Participium Präsentis.

In Verbindung mit estre dient das Part. Präs., ganz dem englischen Gebrauche entsprechend, zur Umschreibung des einfachen Verbs, z. B.:

44. N'en puis fere perir ke jos seie esgardanz.

Diese Umschreibungen kommen ausschlieſslich am Versende vor: sie dienen zur Gewinnung des Reimes in den zahlreichen Laissen auf -ant und -anz. Fast alle Tempora und Modi sind in diesen Reimen vertreten; der Inf. z. B. in v. 43, 351, 353, 3015 etc., der Imper.: 4021, 4343, das P. A.: 2909. Nur das Fut. der Erzählung dürfte fehlen; über dessen zwei unsichere Beispiele (2992, 2537) vgl. Imperf. 1 A 4 Anm. und B 1 f δ Anm. 2.

Digitized by Google

Das Part. Präs. ist im Horn gebraucht:

A. Als Nomen und zwar nicht nur als Adjektiv, sondern auch als Substantiv.

1) Dafs es adjektivische Bedeutung haben kann, liegt in seiner zeitlichen Unbestimmtheit begründet. Beispiele des Part. Präs. als Adj. sind:

698. Ne s'esveillera mes einz l'aube aparissent.

Ferner 2998, 3090, 3150, 3765, 3772, 3949, 3955, 4011 etc.

Das Part. Präs. kann auch prädikativ sein, wie:

66. E leissent les iloec al palagre walcranz.

Ferner 303 (? — vgl. v. 41, 99).

Als Prädikat steht das Part. Präs. in bemerkenswerter Weise bei faire, indem es eine bleibende Eigenschaft bezeichnet:

2539. Altresi des oiseals qu'il fascit bien volant.

Aufserdem 3038.

2) Das Part. Präs. wird häufig zu einem reinen Substantiv. Es ist

a) Männlichen Geschlechts; alsdann kann es sogar im Plur. gebraucht werden, z. B.:

42. Lors demandet cunseil as entur lui estanz.

Männlich ist es noch: 46, 63 (?), 290, — 2109, 2404, 2552, 2778 etc.

b) Geschlechtslos, z. B.:

2416. — bevez le remanaunt.

Ferner 365, 468, 1107, 1114, 1117, 1186, 1191, 1926 OH — 3952 etc.

Besonders zu bemerken ist: le vaillant de, das neben dem einfachen vaillant (s. unten B 2) vorkommt in v. 1516, 1868 (!), 2618 H (?).

Einmal findet sich das substantivierte Part. Präs. in einer Bedeutung, für welche sonst im Horn der substantivierte Inf. verwandt wird: al departaunt in v. 763, gegenüber al departir in v. 776 u. 783.

Anm. Die Bindung mit -ent begegnet häufiger beim nominalen als beim verbalen Part. Präs.; vgl. v. 1186, 1191, 1736, 1926, 3917 etc., gegenüber v. 698, 2958. Escïent findet sich meist in Laissen auf -ent; in solchen auf -ant wohl nur: 468, 1107.

B. Das Part. Präs. ist Verbum.

1) Es kann ein Objekt bei sich haben. Dies ist der Fall:

107—8. Un rei mut poëstif, —
De grant religiün, leälté mut amant.

Digitized by Google

Ferner 118a (vgl. 3746), 4437, 4695. Auch vaillant kommt so vor, z. B.: 1530b, 4695.

2) Das Part. Präs. Akt. scheint zuweilen anstatt des fehlenden Part. Präs. Pass. gebraucht zu werden, z. B. 367:

Sun mestre aveit esté des enfaunce alaitant.

Ferner (100?), 3150, 3955.

Vielleicht ist aber dieses Part. vielmehr ein Rest des lat. Gerundivum.

3) Nach veeir kann anstatt des Inf. auch das Part. Präs. als Apposition zum Objekte stehen, z. B. 3323:

Gudmod les veit venant envers un suburban.

Ferner: 100, 4332. Trover hat ebenfalls das Part. nach sich: 770, 5168.

Ib. Das Gerundium.

Die Form auf -ant geht häufig auf lat. Gerundium zurück. Die Anwendung dieses Gerundiums fällt aber nur selten mit der des lat. Ger. zusammen. Vielmehr hat das romanische Ger. sich einen neuen Wirkungskreis angeeignet.

1) Es tritt häufig zu Verben der Bewegung, um deren Handlung des näheren zu bezeichnen, wie 1627:

E paiens vont fuiant vers nefs innelement.

Ferner: aler, 769, 776, 1984, 2410, 2600, 2920, 2925—6, — 3738, — 4475 etc.; venir, 91, 132, — 2102, 2406, 3773 etc.; entrer, 2386; encuntrer, 3111.

Aler mit Ger. hat zuweilen die gleiche Bedeutung wie estre mit Part. Präs.: es ist eine Umschreibung des einfachen Verbs. Aufser dem oben citierten v. 1627 s. noch: 95, 2595, 2599, 3738, 4475. Zweimal steht in dieser Weise ein verneinter Imper., welcher die Wiederholung der betreffenden Handlung für die Zukunft verbietet:

913. Ne m'alez decevant, cum estes costumer!

Aufserdem: 2088.

Bei venir giebt das Ger. zuweilen den Zweck des Kommens an, wo sonst der Inf. mit und ohne pur steht, z. B. 2412:

Sire, joe vienc a vus, un message fesaunt.

2) Das Ger. kann, wie der Inf., von Präpp. abhängen. Unmittelbar vor dem Ger. findet sich nur en, und diese Verbindung von en mit dem Ger. bezeichnet, wie im Nfrz., eine die Haupthandlung begleitende Nebenhandlung, z. B.:

580. El la prent en riant si dit al seneschal.

Digitized by Google

Ferner 759, 803, 982, 2771, 4335, 4807, 4992(!) etc. In der Wendung: sei lever en estant, v. 4582, und in dem absolut gebrauchten en fuiant, v. 4501 (s. unten 3), hat das Ger. jedoch mehr nominale Geltung.

In einem Falle ist das Ger. wie ein Inf. gebraucht und hat ein Objekt bei sich (s. Inf. II B 4), v. 463:

Horn me servira ui de ma cupe portant.

3) Einigemale begegnet das Ger. in absoluter Stellung, d. h. es lehnt sich nicht an ein Wort des Hauptsatzes an, sondern hat ein eigenes Subjekt:

1536. Ainz li trencha le chief, veant ces de sun lin.

Ferner gesir gule baant, v. 3283, und das schon unter 2 erwähnte subjektlose (anakoluthische) en fuiant des v. 4501.

II. Das Participe Passé.

A. Das Part. Passé als Hilfsmittel der Konjugation.

Das P. P. hat in der Konjugation des Horn dreierlei Geltung: Es ist zunächst Part. Perf. Akt.: avez donez, 1544; m'ad encusé, 1950; sunt arivé, 1476; est alé, 1941 etc. Zweitens ist es Part. Perf. Pass.: ele est deceüe, 831; (il) est surjowez, 2740; lur ancres sunt trait, 2164. Diese Bedeutung hat das P. P. derjenigen Verben, die eine einmalige abgeschlossene Handlung bezeichnen.

Drittens wird das P. P. für das fehlende Part. Präs. Pass. gebraucht (vgl. das englische being loved), und zwar bei dauernden und wiederholten Handlungen: est cremu e duté, 1750 und 1760; est preisié e amé, 1769; est nomez, 2146; si sui escuté, 1773.

Indessen vermeidet unser Dichter das Passivum nach Möglichkeit und zieht aktive Wendungen vor. Es steht ihm aufserdem eine sehr wirkungsvolle Umschreibung des Pass. zu Gebote; das ist (i) aveir mit P. P., z. B. 1617:

Meinte teste del cors i ot iloec sevree.

Ferner 444, 1660—1, 2660, 2761, (3294 H?), 3349, 3351, 3532, 43, 59, 63 H (?), 64 H (?), 5115—6.

Diese Umschreibung des Pass. findet sich nur in der hist. Erzählung, und es kommt von aveir aufser ont nur avra (1660) vor. Das P. P. gehört dabei stets zu einem Subst., aufser in v. 3563—4 H, die darum unsicher sind.

Endlich sei bemerkt, dafs das P. P. zuweilen pleonastisch gesetzt ist, und zwar sowohl in aktiver wie in passiver Bedeutung. Ersteres

Digitized by Google

ist der Fall in der Redensart: (cinc, treis) anz ot (ad) ja passé, v. 2895 u. 3702, wofür in v. 4049 pres sunt set anz passé steht; letzteres z. B. in v. 855 (und 264):

Norrice esteit Rigmel e mestresse clamee.

B. Das selbständige Part. Passé.

Aufserhalb der Konjugation hat das P. P. folgende Anwendung gefunden:

1) Es ist Substantiv, und zwar

a) Männlichen Geschlechts, z. B. 188:

La li presenterom ces trovez el gravier.

Ferner 646, 664, 2668 etc.

b) Geschlechtslos nur 478: sanz seü de seignur (vgl. das nfrz. à l'insu de ..).

2) Es ist Adjektiv, und zwar

a) Als Attribut: 69. un tundu mutun. Ferner 169, 213 etc.

b) Als Apposition und Prädikat, z. B.:

2001. Si s'en vet cunreé dreit al mestre portal.

Ferner 263, 478 C, 567, 1680, 1692, 1730, 2002, 2015, 2180, 2487, 2499, 2576, 2579, 2922, 3486, 3649, 3969, 3995, 4571, 4659, 4676—7, 4774, 4924.

Besonders sind zu bemerken: veeir mit Prädikat 1377 (Joe vus vei mut iré), 1509, 2232 etc.; ferner trover 8, 217; leissier 4498; vor allem aber aveir amé = lieb haben 1829, 2796, 5034.

3) Das Part. Passé ist absolut gebraucht, z. B. 4711:

K'il gisent en tuz sens versé gule baee.

Gule baee findet sich noch 1622; vgl. gule baant in v. 3283. Andere Wendungen sind: vait .. sun bon braund enpoigné, 2008—9; fors halbers vunt vestuz — lur durs branz ceint as lez, 5177—9. Einmal ist eine Präp. hinzugefügt, v. 2342:

Ki n'ot ke treis escuz, od le soen acunté.

Wir sind am Ende unserer Untersuchung angekommen. Wir behaupten keineswegs, alle Schwierigkeiten, welche die temporalen und modalen Verhältnisse des Horn in so reichem Mafse bieten, beseitigt, noch mit unserem Urteil immer das Richtige getroffen zu haben. Wenn man uns zugesteht, dafs wir die Schwierigkeiten vielmehr aufgesucht als gemieden, und dafs wir mit einigem Erfolge den Versuch gemacht

Digitized by Google

haben, die Forschung auf diesem Gebiete in die rechte Bahn zu leiten, so wird uns das reichlich Befriedigung gewähren.

Der Horn ist von uns als einheitliches Schriftwerk betrachtet worden. Ein in die Augen springender Unterschied in der Schreibweise ist in der That in keinem seiner Teile zu bemerken. Es finden sich jedoch einige auffällige Widersprüche vor, und zwar sind dieselben beiden in Betracht kommenden Hss. (C und H) gemeinsam. So ist Aaluf, Horns Vater, nach v. 1313—4 von Rodmund, nach v. 2916, 2933 u. 3155 von dessen Neffen Rollac, und nach v. 2931 von einem zweiten Rollac getötet worden. Ist dies an und für sich unmöglich, so ergiebt sich aus einer Vergleichung der letzteren vier Stellen ein neuer Irrtum des Verfassers: die vermeintlichen zwei Rollac sind offenbar ein und dieselbe Person.

Ein anderer Widerspruch ist in v. 2792 (siehe auch 2840) enthalten. Dort wird ein Sohn des Königs Hunlaf erwähnt. Im ganzen Horn aber ist vorausgesetzt, dafs die Rigmel sein einziges Kind sei, vgl. z. B. 4526.

Ob diese Widersprüche (und mit ihnen ein Teil der Varianten?) vom bejahrten (v. 3, 5242, 5249—50) Dichter selbst herrühren, der vielleicht nicht die letzte Hand an sein Werk hat legen können, oder ob sie durch spätere Bearbeiter in den Text gekommen sind, dürfte wohl für immer eine offene Frage bleiben.

Gustav Rudolph.

Digitized by Google

Nachträge zu den Legenden.

1. Kindheit Jesu, aus Ms. Addit. 31,042;* (nördl. Dialekt).

Here Bigynnys the Romance of the childhode of Jhesu Criste þat clerkes callys Ipokrephum. 163c

Allemyghty god in Trynytee,
þat boughte mane on þe Rode so dere,
Lene þame grace wele for to thee
þat lystenys me with mylde chere,
And for þe lufe of Marie free
þat saues alle with hire prayere!
And ȝe will herkene a stownde to me,
A grete solaunce now may ȝe here:
Of hym that moste es of vertu
A litille tale I wille ȝowe telle,
Of a childe that highte Jhesu,
And ȝee wille herkene and duelle.

When Jhesu was of Marie borne —
Thare Blyssede myghte that birthe be —
Thre kynges come knelande hym by-forne 163d
And made hyme homage alle three.
Kyng Herode thoghte and þer-to (had) sworne
Jhesu dede that he wolde see.
Marie wolde noghte hir sōne ware lorne:
Owte of contre thane gane scho flie.
ffro hir fomene scho flede that daye
Owte of hir kythe thare mene hire knewe,
And bad a mane that he scholde saye
Scho went thare forthe whene thaie sewe.
And whene the Jewes thare forthe come,
Corne alle newe þay fande to schere —
ffor full faste thay gane seke anone,
To looke if þat thay thayme myghte oughte dere. —

fforthir-mare thane es Joseph gane
In the wildirnes by a bryme.
Marye sawe lebardes full many ane
And other bestis full grete and gryme.
Thane saide Marie: „we be alle slayne,
Allas, thies wayes waxes alle dyme!"
Bot Jhesu Blissede those bestis ilkane:
And lesse and mare thay lowttede hyme.
Thane Marie blyssede hir sone bothe blode & bone,
ffor foules songe scho herde that daye,
And sayde: „my drede es alle gone
ffor the myrthe of Birdes in this waye."

Thane fforthir-mare scho wente þat daye,
By a cowntre, was bothe waste and wilde.
A thefe, highte Barabas, wonnede in þat waye:
And that owtelawe tuke hire to his tilde,

* Zwei andere Mss. dieser Version sind abgedruckt in der Sammlung altengl. Leg. 1878, p. 101 u. 111. Abschrift dieses Ms. danke ich meinem Freunde, Herrn Prof. Kölbing. — V. 14 tilge Thare. — V. 24 Ms. thare st. thaie. — 28 Ms. of st. if?

Digitized by Google

And sayde: „womane, nowe be thy laye,
Whate berys thou thare?" scho saide: „a childe."
And Jhesu loughe one thayme, thare he laye.
And thane saide the sone to þe ffadir: „aa. *sir*, bese mylde."
„So mylde, sone myne, now wille I be,
Wiete thou wele *with*-owttene naye,
That I wille robbe alle three
Certaynely this ilke daye."

Thane tooke he Josephe with velany,
And lachede Marie by the lappe.
And thane gane Dismas, hys sone, to crye
And prayed hys fadir to late thayme skape; 164a
„Now certis, ffadir, me had leuere to dye
þane þay tooke here amanges vs any vn-happe."
The owtelawe forbare thayme thane sekirly;
His sone for Joye his handis gane clappe.
Thane sayde (our) lady milde Marye:
„Nowe, lefe dere sone, aqwitte hyme this!"
And he sayde: „modire, on my righte syde salle he dye
And come with me in-tille my blysse."

And fforthir-mare thane oure lady wente.
The sone that tyme thare schane fulle hate:
And hire to riste scho hade talente,
And seyde for hete scho wexe alle mate.
Joseph hir in armes hente,
ffor he vndir-stode hir state,
And tuke hire downne *with* gude entent
Of the asse, righte there scho satte.
Vndire a tree, that was fulle hye,
With faire flores he made hir sette.
Thane saide Marye, he ware fulle slye
That any of this froyte myghte gette.

Whene Mary thus hade made hir mane,
hire sone wiste whate was hir wille;
Of that froyte fulle gude wane
he gaffe hire ynoghe, and that was skille:
Jhesu thane spake to the tree anone:
„Lowte downe, he sayde, my modir vn-tille,
Tille scho and Joseph bathe hafe tane
Of thy froyte alle that thay wille."
The tree lawe to thaire fete gane folde,
Tille thay hade tane alle þat þay hade tithte.
And whene thay hade tane alle þat þay wolde,
Als Jhesu it bade it stode agayne vppe-righte.

Than vn-to Josephe sayde Marie:
„Nowe, certis, me thrystes ferly sore."
And „certis, sayde Joseph, and thriste hafe I;
Bot ȝitt owre asse wele the more.
Allas, this lande es alle to drye,
ffor fawte of watire es alle my sare."
Thane Jhesu Bad the tree one hye
The rutes solde wysse thayme watir thare.
Thane owte of the rutes fulle swythe gane sprynge
Wellys fulle fele and watire at wille, 164b
And wyne also righte thare gane sprynge;
And thare-of þay dranke euene alle þaire fille.

Thane Marye blyssed hir sōne both blode & bane
And thanked hym that was so free.
And vn-to the tree he saide onane:
„In *paradyse* nowe salle thou bee."
And thare come angelles full gud wane,
With grete lighte that mene myghte see,
And bare the braunches awaye ilkane—
Thay lefte thare na-thynge of that tree.
Tille *paradyse* thane es it broghte
To Ennoke and Ely, is thare yfere.
Jhesu, þat alle this werlde hase wroghte,
þane was hys tyme bot a ȝere.

And thare with ane olde Jewe gane þay mete,
And of that waye thay askede hym sone.
And he sayde: „tille Egipte haue ȝe ȝitte
Thirtty Journeyes of grete mewesone (!)."

Digitized by Google

Thane by-gane Marye to wepe,
And for werynesse sche sett hir downne.
„Modere, he sayd, be mery & wele ȝowe lete!
loo here the walles of Egipte townne!
here es of Egipte a Riche Cite."
Soo schorte thane he made to hir þat lange waye.
And Mary sayd: „dere sone, blyssed mot þou bee,
Als lorde that alkyns myghtis maye."

Thane whene Jhesu and his Modir free
Bothe were in-tille Egipte broghte,
Froudeus was lorde of that contree.
And alle his goddes of golde were wroghte;
And pilgrymes þer come thirtty & three
And to his mawmettes for goddes hase soughte.
Bot whene Jhesus come to that Cite,
Alle his goddes thay felle to noghte.
Froudeus was wrothe thane & nere-hande wode,
And smate hym-selfe thane appone þe heuede,
þat nesse and mouthe braste alle one blode —
Vnnethes was hym his lyfe be-leffede.

Bot noghte-for-thi he herde wele saye
þat Jhesu solde be lorde of allee,
Als prophetes had tolde righte in þer laye,
And þat he myghte gare his goddes downne falle.
He was for-drede of Jhesu that daye: 164c
And mercy tille hym thane gane he calle.
And Jhesu with-saide hym noghte with naye,
Ne with his mene, neþer grete ne smalle.
Jhesu rescheyuede thayme, euer-ilkane
þat woldene come tille his mercy;
And thase þat wolde noghte, þay were slayne
Or done in presone, thare to dye.

With thaire childre þer Jhesu gane wōnne,
Appone a sabot by-fore the nōne,
By a watire thane solde þay ryñne,
To plaie thaym thare, als þay ware wonne.
þe streme of rynnynge Jhesu bad blyne
And twa demmynges he made there sone.
And one Judas putte his staffe þer-in
And swythe vndide þat he had done.
he saide to Judas: „þou salle habye
þat þou agayne me hase thus tane."
And Judas by-houed þane nedis to dye,
he myȝthe a fote na ferrere gane.

þane alle þe childire faste to þe towne þai ranne,
ffor ferdnesse of thaire felawe sake,
Vn-to sir Keuxe, thaire aldire-manne,
And playnte of Jhesu gane þay make,
how Judas was done to dede thane
ffor þat he played hym by the lake.
Thane alle þe Jewes Jhesu gane banne
And saide, one hym þay walde take wrake.
And thane thay tuke þame alle to rede
To whatkyns dede þay wolde hym deme,
þay saide, þay walde stane hym to dede
And his fadir & his modere fleme.

Marye & Joseph thane were fulle woo
ffor thaire sone, þat was thaym dere,
And alle for þe Jewes wald hym so slaa —
No celly þof þai chaunged chere.
Bot vn-to Jhesu Marie gane gaa
And said: „lefe sone, whate dose þou here?"
„Modir, I make thies demmynges twa,
To ditte this watire, nowe I lere."
„lefe sone, scho said, me liste not playe,
In þe townne herd I swilke a crye:
Bot Judas ryse and goo his waye,
Alle we three thane mone we sone dye."

„Modire, he said, for to wirke thi wille 164d
To þe townne salle he with the fare." . . . . .
he sayd: „Judas, why lies þou stylle?
My modir walde þou hade resyne are.
„Now trewely, modir, als I salle ȝow telle,
This traytour es fulle of felonye,
Vn-to the Jewes he salle me selle
Ymanges my faamene for to dye."

152 Ms. plaire. Nach 186 fehlen 4 Verse.

Digitized by Google

Sir Levy and þe maistirs alle
And sir Kayface, þat es his fere,
Marye & Josephe gane þay calle
And said to thaym sawes fulle sere.'
„Vs aughte to bewe ȝow alle fulle smalle
ffor ȝoure sone, þat es ȝow dere.
Whene he es olde, fulle mone hym falle,
þat in his ȝouthe na gude wille lere.
Wolde he lere, ȝit myghte he thee,
And he wolde any chastyment knowe,
Ane oþer daye ȝite myghte he bee
A Bischoppe, for to kepe oure lawe."

Thane Marie and Josephe Jhesu gane rede
ffor to lere, es noghte to layne;
Vn-to þe schole þay did hym lede.
Sir Kayface come thane hym agayne.
And a booke to Jhesu thare he bedde,
And bade hym lere with alle his mayne.
And he askede þe maister righte in þat stede:
„What es my ȝouthe, kane ȝe me sayne?
Of thi langage þou kane me telle,
Bot þou ne wate what es my thoghte.
Mare Maistrye it ware to spelle
þane of ȝone lettirs þat þou has wroghte."

Kayface ansuerde & said: „naye;
By hym þat alle this werlde has wroghte,
I wiste neuer by nyghte ne daye
What thou thynkes in thi thoghte."
„Sir Kayface and sir Ȝakarie,
Wha þane hafes ȝour lawes wroghte?"
And þay said: „Aarōne, Ennoke & Ely
And Samowel it to vs forthe soughte,
Ysayas, Jocob and Dauy,
And ȝit Moyses it vs broghte
Owte of the Mownte of Synaye. 165a
Thane Abraham bygane to spelle
And saide ane hundrethe wynttire it es gane (!).
Was neuer no mane oure lawe myghte felle,
And ȝitte for-dide thayme neuer nane."

„Dose waye, quod Jhesu, ȝe are alle madde,
Ȝee knawe ȝow bot smalle in clergy.
Of my ffadir Moyses it hadde
In the Mownte of Synayye,
Abrahame prechede als he hym badde.
And sayde one for the folkes solde dy."
And thare for his resōns þay wexe alle radde,
And alle one hym thay keste a crye:
„Thoū gabbis, þay sayde alle by-dene,
That ne myghte neuer-mare sothe bene,
ffor thou ȝitte neuer seuene wyntter hase sene,
how solde thou thane olde Abrahame haf sene?

„Wha es thy ffadir, so myghte thou theene?"
he sayd: „he þat schope kirnelle and corne;
ffor als Abraham sayde, so sall it be:
Of a maydene was I borne.
My ffadire sittes ande lokes one me,
And whare he es, I ame be-forne."
Bot thane by-gane thay alle to flyee,
ffor alle þaire resōnes ware for-lorne.
Cayface thane tuke vppe a ȝerde
And smate Jhesu appone the heuede.
Bot wiste þai neuer how it ferde,
Bot Kayface thare his lyfe he leuede.

Thane sayde Marye: „at my herte rote
Nowe hafe I hente full mekille care!
Nowe, sw(e)te dere sōne, be Kayface bote!"
And Jhesu badde hym thane ryse vp full ȝare.
„Modire, one mee he salle halde mote
And do bete my body alle bare,
So þat a flye sall nott mowe sette hir fote
Neuer nowrewhare one my body for sare."
And for thase wordes hir liste noghte synge,
Swilke sorowe one hir dere sone to see.
„The thare not, scho said, late hym so lange lyffynge,
My dere sone, ȝif thi wille it bee."

Bot thane twelue sparowes Jhesu made hym of ane,
And badde thaym flye, whene þat thaym thoghte.

199 fulle st. fowle. — 212 l. þouȝthe. Nach 220 fehlt ein Vers.

236 he st. I. — 265 nach hym ist lyfe ausgestrichen.

Digitized by Google

Bot thane þe childre to þe towne rane hame
And said that Jhesu one thaire sabot wroghte.
Bot alle þe Jewes thane Jhesu gane banne
ffor that daye he heyled noghte; 165b
And thane thay dide somonde hym by name,
And by-fore thaire prynces was he broghte.
„What, arte thou, þay sayd, so grete a sire,
þat arte abowte to stroye oure laye?“
Jhesu þame ansuerde & said: „I tooke na hire,
I dide no thynge bot my playe.“

Bot sone the(r)-aftire appone anothire daye
Thaire childre ware gadirde appone ane hepe.
þai saide to Jhesu: „wille we goo playe,
Vppe-one ȝone hille leryne vs to lepe.“
Jhesu lepe ouere, fallene are thay,
Amange those hillys þat ware grete.
Osepe walde lepe, Jhesu said nay,
He wald for no thyng þat dede sold hym drepe.
„Why wenys þou, Osepe, þay felle so sare?
ffor þay wende alle to be my pere.“
To the townne þay wente þane þe gates ȝare,
Nane bot thay twaa, with-owttene fere.

þe Jewes swythe thane at thayme gane frayne:
„Whedire ere oure childre gane?“
And Osep sayde: „es noghte to layne,
ffor to lepe we made oure māne;
Bot with Jhesu þay had nothire myghte ne mayne,
And for-thi thay are alle fallene and slayne.“
Quod thay: „how skaped thou away thanne?“
„ffor I wiste, quod he, I had tille hym no mayne;
And for þay wende to be his make,
Alle to dede thane are thay dighte.“
ffulle grete sorowe þane þay alle gane make,
And grete mournynge bathe daye & nyghte.

And euerilke mane in that Cite
Wepe sore for thaire childere sake.
Thay sayde to Marye & Joseph: „whare are ȝee?
Bot ȝe vs one this Jhesu awrake,
ffor sothe, we salle ȝow slaa alle three.“
Thane Marie tille hir sone Jhesu playnte gane make,
þat he of hir solde hafe pytee
„And of Joseph, that es my make.“
„Osepe, he sayde, thou arte my frende;
And for my modere salle me noghte blame,
Gaa vn-to the townnes ende
And calle thaym alle hame by thaire name!“

Thane this Osepe þame callede als þay highte,
And to the townne þay come thane alle by-dene.
The Jewes were Joyfulle of that sighte.
And sone whene thay thaire childre seene, 165c
Als-tite þay askede þame fulle righte:
„Now, swete childre, whare hafe ȝe bene?“
„ffor to leppe, þay sayde, thane hade we tighte
With Jhesu; bot vs bi-tide the tene.“
„Ware ȝe dede?“ thay sayde thayme: „ȝis;
Bot his mercy was the mare.
With hym to leppe we tyne oure blys,
We wille hym loue and trowe his lare.“

Thane ilke a childe till other gane telle,
Aftire watere als thay ware sent
With-owttene þe townne vn-to a welle;
And Jhesu with thayme he es wente.
Bot thane thay lukede who solde be firste;
Bot Jhesu firste his watire hente.
And ane of his felawes was felle,
his pechere he brake, his watire he schente.
„Akere, said Jhesu, þou arte to blame
My watire that thou garres me tyne.
Bot be nowe sōne þat we come hame,
Alle the skathe it salle be thyne.“

And Jhesu gadirde þe skarthes, wante hym not ane,
And blyssede thayme: thane ware þay faste.
Jhesu sayde: „it es noghte nōne,

Digitized by Google

I rede that we playe vs and riste
And hynge oure pechers one the sōne
Or one þe beme, that holde I beste."
And als Jhesu dide, wende þay to dōne:
Bot thaires are fallyne & alle to-breste.
And þane by-gane Akere to crye
ffor his pechere and sore he wepte.
And Jhesu sayde to hym in hye:
„Thus wille a thanke and othere kepe."

Thane sayde Osepe: „if thi wille bee,
Me thynke, of wittes we bene to slawe;
Ilke daye thi miracle thus we see
And wele vs aughte the for to knawe.
Thou arte kynge of alle pouste,
Whene þou tille vs thus wille thaym schawe.
My pechere þat es thus brokene in three
Ware hale, & þou þer-one wolde blowe."
Jhesu saide: „Osepe, for thi sake
hale salle it be anōne."
Grete Joye thane gane þe childre alle make
And to þe townne þay went þane syngande hame.

The Jewes in the townne þane tales tolde 165d
Of Jhesus miracles many and maa.
„If he oure childre hade in walde,
We trowe he walde thaym alle slaa.
We sall thaym fande to fange in folde,
In-tille ane owenne do thaym to gaa,
And latte a wighte mane, þat es bolde,
Kepe þe owenne, þat none gange hym fra."
Jhesu askede, als he come hym by:
„Whate kepis thou?" he sayd hym: „swyne."
„And swyne, said Jhesu, salle þay be in hye,
ffor thi worde salle thou noghte tyne."

Thane at þe tyme of none, whene þay solde ete,
Vn-to the owenne þane gane þay gaa:
And thare-Ine herde þay gronntynge grete.
„It are no childre, þay saide, þat fares swaa.
„Whare was thou þat solde þame gete?"
„Come I neuer, he sayde, a fote þame fraa,
Bot euer sythene stode I still in this stede."
„Come any body here by?" he sayde þame: „ȝaa,
Jhesu askede what was here-Ine;
Myne answare was redy & sayde: swyne;
And he ȝode awaye alle with wynne
And sayd: my worde solde I nott tyne."

Thane sattilde sorowe ymanges þame alle,
Whene þay so many swyne myghte see;
„Adonaye, gane þay faste calle,
Mighty god, whatte may this bee?
Was neuer sene swilke sorowe in-with this walle!
Marye and Josephe, whare are nowe ȝee?"
And to Jhesu fete faste gune þay falle
And askede hym helpe par charyte.
And Jhesu calde thaym forthe ilkane
And blyssede þame with his hande:
And whene þay hade his blyssynge tane,
Als þay ware firste, þay gane vp stande.

„For Osepe, my sone, sake,"
Sir Jokere saide, þat was thare Emperour,
„In þe felde I salle do make
Of lyme and stane a fulle stronge towre,
And my sone I salle do take
ffor to sperre hym in that boure."
he sayde: „no(w) mone my solance slake.
Now mone Jhesu do me no more sokoure."
Bot Jhesu ȝode the towre abowte:
„hedire, he said, Osepe, I come the fore"
And with his fyngere he plukede hym owte 166a
Att a fulle littille wymbilles bore.

The Jewes made þane a grete gaderynge
And agaynes Jhesu resounes thay soughte,
þay said: „thou saies þi fadir es heuens kynge."
„And so he es, quod Jhesu, ne wate ȝe noghte?
Alle þe saules þat to helle þe fende gane brynge

With my blode salle owte be boughte."
Bot thane thay loughe hym to bethynge,
And sayde, with wichecrafte þat he wroghte;
Bot thane sayde þay alle: that myghte neuer bee,
Godde hade neuer sone righte nane
þat any erthely mane myghte see,
þat euer was made of flesche & bane."

þay saide to Josephe alle an hye:
„Art thou his ffadire?" and he sayd: „naye."
And sythene thay sayde vn-to Marye:
„Arte thou his modire?" and scho saide: „ȝaa."
„Whate mane was he that laye the by,
þat gatte this childe? gat he na maa?"
Scho said: „wiste neuer mane ȝit þat synned I,
Ne neuer my maydenhede was me fra."
And Jhesu to thayme ansuerde righte thenne:
„Als sonne that schynes thorowe the glasse,
With-Ine my modire with-owttene weme,
And scho a maydene neuer-the-lesse (!)."

And ȝitte ne myghte he thayme noghte torne,
Bot alle to hym thane gane thay say:
„To be a wiche fulle wele the semes,
Thou arte abowte to stroye oure laye."
And thus thane gane thay Jhesu deme;
If ane sayde wele, anothire sayde naye;
And alle thay sware thay scholde hym fleme
With-owte hornnes that same daye.
To Naȝarethe thane gane þay wende
By the gates thane þat ware þame gayne;
Thare-In hade Josephe many a frende,
þat of his come were fulle fayne.

And Jhesu was thaire childre fere,
And to þe skole with thayme he went.
Mayster Rabyne saide: „wille thou lere
Thyne a b c with gude entent?"
And Jhesu askede, that he moughte here,
a b c what by-ment.
And for he ne couthe saye hym, he changide chere 166b
And for schame he was nere schent.
Bot Jhesu vndide thayme with-owttene dowte
A b c what was to saye.
And thane the maister gane hym lowte,
And some for schame fledde awaye.

Bot maister Rabyne his resoñs felde,
Said: „Dauid þe prophete fonde in his lare
þat intill a maydene meke and milde
The haly gaste fra heuene solde fare,
And aftirwarde scho solde bere a childe,
Clene maydene, als scho was are.
If it ne ware thi werkes wilde,
I monde wene that thou it ware."
he ansuerde: „als Habraham said by-forne,
Wiete thou wele that it es I.
Thurghe Adame synne þat ware for-lorne,
With my blode I salle thaym by."

Thane appone ane other daye
Jhesu with thaire childire mett,
And some walde leppe, & some saide naye.
Jhesu appone the sone-beme hym sette.
And als he dide, to do wende þay.
Bot þay are fallene & neuer the bette.
Jhesu loughe and made hym playe,
Thase þat leuede fulle sare þay grette;
Some brake þe haulse & some þe thee,
Some þe schanke & some þe arme,
Some þe bakke & some the knee:
þare skapede nane with-owttene harme.

A wyffe come walkande by the strete
And sawe þe childire ly thare ilkane:
And faste to þe townne for ferde scho ranne.
And with sir Melchi gane scho mete.
„Thi sone es dede, sire, leue for certayne;
I sawe Jhesu one the sonnebeme sitte;
Thare alle the Jewes may hym banne,
And thare ligges slayne vndire his fete
Maa childre thane I neuene kane."

434 I came fehlt? — 443 Ms. hornnes st. harnes. — 460 l. filde.

489 Ms. hym Jhesu. — 490 tilge thare, 491 and.

Thane dide thay rynge thaire comon*e* belle,
And all*e* þay sware þay solde hy*m* slaa;
Some with stanes þay walde hy*m* felle,
To threttè hy*m* faste þai ware full*e* thraa.

Thritty thare stode appone a rawe 166c
And ane hundreth thare satte and wele moo,
And many one ma, mote men*e* rekken*e* *þat* throwe,
And alle thay sware þay wolde hy*m* slaa,
Bot he thaire childre lyfe wolde schewe —
Thare myghte nane a fote gaa.
And hame thaire childire gun*e* þay drawe —
Thay hade bathe grete sorwe & waa.
Marye lykede it full*e* ille,
And sayde: „dere sone, this foly late *þou* cesse!
I *pray* the, if it be thi wille,
Thou late vs somewhare lyfe in peese.

Thou sees thies Jewes will*e* vs spille:
Swete sone, nowe for my *pray*ere
Late thayme ryse, if it be thi will*e*!“
And thane he blyssede thayme *þat* *þer* were.
When*e* þay hade his blyssynge tane,
Alle þay rase thane hale and fere —
Trewely, wanttede there noghte ane;
þay hoppede and sange & made gude chere.
And In*e* *þat* townne þay herde ilkone
how þay were dede & Jh*esu* þame bad vppe rise
And gaffe thaym lyfe forthe for to gone.
„We aughte to lufe hy*m*, if we ware wysse.“

The childire þan*e* gadirde þame alle by-dene,
In-till*e* a lofte þan*e* are þay gane.
And Jh*esu* thaire fare alle hase he sene;
Bot he stode stille als any stane.
Thare thay wristille alle by-dene.
Salomon*e* the beste childe es tane,
And thay pute ane ouere a grece for tene:
his nekke he brake, thare lyes he slayne;
And alle by-dene thane fledde þay hame.
„Wha hase done that dede, þay say, salle dy.“
And Salomon*e* for-sothe þay blame;
Some saide it was Jh*esu*, & some noghte.

And Jh*esu* to slo full littill*e* þay roughte;
Alle þay sware þay solde hym*e* hynge.
And Marye it full*e* sare for-thoghte
And bathe hir handes faste gan*e* sche wrynge.
„Do waye, modire, said Jh*esu*, ne wrethe ȝow noghte!
I may vn-do and do alle thynge.
Tille dede to saye whaa þat hym broghte (!).
Modire, of me þay make lesynge: 166d
That þat day saye of me thay hafe it wroghte:
Of the body thay salle it here.
„Ryse vppe, he saide, saye wha the sloughe.“
he sayde: „Salomon*e*, þat was my fere.“

When he had sayde, he laye doune stille
Starke-dede als he was are.
And than*e* the Jewes lyked full*e* ille
þat Salomon*e* þay salle for-fare.
Bot þan*e* þay droghe þam*e* till*e* ane hille,
þay wende hafe sauede hy*m* thurgh thaire lare;
Bot þay ne couthe by no skille.
Bot thane thay criede Marie, thyne are!
„Lefe sone, lyfe late thou hym haue,
I praye the, if thi will*e* it bee!
Obet, þat was so faire a knaue,
If he ware thus dede, it ware pite.“

To his modire þan*e* Jh*esu* gaffe ansuere:
„Modir, for ȝo*ur* sake he sall lyfe als-so skete.
And ȝete þe childire þat are here
Sall*e* stande by-fore me one thaire fete,
Agaynes me false witnesse for to bere,
By-fore the Jewes thare thay salle sitte,

526 es st. has? — 527 ane über ausgestr. hy*m*. l. And pute hym?

530 Ms. wha that hase done dede. — 541 tilge day.

And gyffe me boffettes, þ*at* salle me dere,
And nakyne me and one me spitte,
And some with thornnes salle croune my hede
And helpe at hange me one the Rode,
And ȝour face salle be *with* blode by-wefede.
Was neuer no womane so sory in mode.“
Whene scho that herde, hir liste no sange,
That þay hir dere sōne so solde spille.
„The thare noghte late þame lefe so lange,
My dere sone, if it be thi wille.“

Marie saide one þe toþer morne:
„Nowe, lefe sone, one ȝone folkes þou rewe,
ffor þay are nere for hungere dede,
Of Osepe kyne that thou wele knewe.“
And Jhesu toke a barly corne,
In middis the felde he it sewe,
And bade the pyndere blawe his horñe,
ffor ilke mane þan solde make harueste newe.
þay schare and bande schaues fulle grete,
And of that corne þay ware fulle fayne.
„Nowe he þ*at* sente vs alle this mete,
Vs aughte to loue hy*m*, sothely to sayne.“

Sir Sadoke was a mane of grete powere
And Emperour of that countre. 167a
He sayd: „Sydrake, my doghtire dere,
The fayreste may of this contree,
Jhesu, wille thou, hafe hir here,
And with hire salle thou weddede bee,
Of alle my landes to be my pere;
And if þou wille, now may thou thee.“
Sir Melchy sayde: „thou faire knaue,
My doughtire es fayrere thane swilke fyve.
If it be swaa þou wille hir haue,
Gud gyftes I wille the gyffe.

I salle the gyffe bothe carte and ploughe,
Marre and mosse, bothe feldes and fene,
And alle my woddes euer-ilke a boughe,
With alle the wilde dere in thaire dene.“ . . . . .
„Thare-fore, quod Jhesu, salle ȝe hafe na mede,
ffor alle ȝour giftes wille me noghte gayne.
Whare-to swilke thynges wille ȝe me bede,
Whene alle this werlde it es myne awenne?“

Thane euer-ilkane Jhesu thay rede
To take that þat þay gane hym bede,
Or thurgh the townne he solde be ledde
„And ymanges vs alle be stanede to dede.
Whethire of thayme the lufes to wedde?“
Bot he ne wolde noghte lette at þaire rede,
Bot fra thaym swythe þane es he fledde,
And thare fande þay nathynge in his stede.
To Jerycho Jhesu gane wende,
Ne fande þay na-thynge þare he stode;
þane wiste þay neuer whare he es lende,
And for-thy thay mōrne in alle thaire mode.

In to Jerycho whene Jhesu come,
A litstere in his dore ther stode;
And he sawe Jhesu come one nōne,
So brighte a barne of bane and blode.
And fulle gladly to Jhesu he ȝode,
So fayne walde he *with* hym mete;
He sayde: „welcome be thou, faire fode;
Whare was thou borne & whaa þe gatte?“
„In þe burgh, sayd Jhesu, of Bedleme
Of a Maydene was I borne;
I hafe awnntes and nane Eme;
My ffadire standis me by-forne.“

„Nowe, leue sōne, cane þou me saye
A littille thynge p*ar* charyte:
Of a sterne that rase or daye,
That many mene myghte it see?
Ouere Bedleme mene sayde it laye, 167b
And sythene twa ȝeres outhere three.“
„It ledde thre kynges the waye,
þay come to seke my modire and me.
My ffadire sente thayme that lighte,
ffor that thay solde noghte gaa wille,

Digitized by Google

Ne that Herawde solde hafe no myghte,
Als he hade tighte to do thaym ille."

With armes one Jh*esu* he gane falle,
And sayde: „kanes þ*ou* oughte of oure mystere?"
And Jh*esu* sayde: „I kane craftes alle,
Es me na mystire for to lere."
„Come hame with me vn-till*e* oure haulle!
þ*ou* may so serue thou beese vs dere."
This litstere spake to his wyfe there
And sayde: „Jonane, þ*is* childe sall serue vs alle;
Looke þ*ou* make hy*m* reghte gude chere —
Ȝite may he be oure dyere —
And looke that thou be wi*th* hym mylde!"
Scho ansuerde hy*m* agayne full*e* faire:
„Welcome be thou now, þ*ou* faire childe!"

„Sir Abiakare sall*e* weddede bee,
That es Bischoppe of oure lawe:
Thies clathis sente he hedire to mee
ffor to litte thayme, als I the schawe.
Doo thayme in ȝone lomys three,
Ilkane sere, þat ȝe kane thaym knawe,
And make gude fire, p*ar* charytee!"
And Jh*esu* faste thare-atte gane blawe.
„Doo nowe wele, my swete sōne!"
„Gaa forthe, maystere, hafe þ*ou* na drede!
for also swythe it sall*e* be dōne,
Als I thare-fore sall*e* (hafe) my mede."

The childire sone Jh*esu* gan*e* calle,
Thare thay playede in the strete;
And he toke the clathes grete & smalle,
Thare thay laye doune at his fete,
And Ine-till*e* a lome he dide þame alle,
Thare thay solde hafe bene in sere stede;
And went to playe hym at the balle
With his felawes, walde he noghte lette.
Thane Jonane sayde to sir Awye:
„I wene, we hafe a lethire hyne.
Bot we vs hame faste nowe hye,
Alle oure litte thane mone we tyne."

Thane hame þay rane, als þay ware wode,
Vn-to thaire haulle þay come full*e* sone.
Bot als þay ware made, bathe thay stode,
And sayde he scholde habye or nōne..
„Doo calle-Ine that lythire ladde!"
„Whare hase thou, þay saide, oure clothis dōne?"
„In ȝone stede, sayd Jh*esu*, are þay stadde,
Ȝitte may thay boylle, it es noghte nōne."
At Jh*esu* he keste a fire-brande,
he wende hafe hurte hy*m* þer-wi*th* full*e* sare.
Bot in the flore it gane vp stande
And floreste fayre and floures bare.

And thaire clathes vppe thayme-selfe þay drewe,
Grene & blewe, & some were rede,
And othere clathes gude ynoghe —
Come neu*er* nane bettire in þat stede.
Jh*esu* stode and faste he loughe,
And sayd: „maystir, hafe þ*ou* na drede,
I dide als me thoghte beste nowe;
To make harrowe hase þ*ou* na nede."
Bot than thay askede hym mercy.
And to thayme sayde he noghte naye.
Bot he forgaffe thayme alle in hye,
And sone he wente hy*m* þan*e* to playe.

Thare was a childe þat highte Arnalde,
his ffadre men ware broghte to reste (!),
And Jhesu by his name he calde
And sayde: „wille we gaa to ȝone foreste!
Ilkane with othere faste sall*e* halde,
ffor berys þ*at* bene thare in thaire neste."
Jh*esu* sayde, with thayme he walde,
„Goo we, late thayme doo thaire beste."
Arnalde saide: „thase that will*e* flye
Or ȝite for any beste be drede!"
Bot for the firste that he gane see
ffra Jh*esu* for ferde full*e* faste he fledde

Vn-to a watire that was depe,
And thare-ouere stode a tree one croke;
And thedire þay fled alle one ane hepe,
And some in to that watire tooke.
Thaire sorowe was many-falde ful grete,
ffor thay dorste nane one othere looke.

672 Ms. Jolaye st. playe.

684 Ms. stede he. — 702 in rot.

Beris and wolfes thare-one crepe
And thies childre downe thay schouke.
Whene þay were fallyne fra the tree,
Drownede are þay euer-ilkane. 167d
Jhesu sayde: „vengede salle þay bee,“
And Beres and woulfes alle hase he slayne.

Be thane Marie was commene to þat countre
And one hire sone was alle (hir) thoghte;
Ilkane þat scho mette in thate Cite
Scho askede þame if þay saughe hym oughte.
A pyndere saide: „What es he to thee?“
„It es my sōne, scho sayd, þat I hafe soughte.“
„he es dede, he sayde, so mote I thee.
fulle fey (!) fete hym to þe foreste broghte;
Wilde woulfes saughe I three
One Arnalde and his feres alle,
lyouns and lebardēs grete plentee;
It may noghte be þat he lyfe salle.“

The Emperoure thane grete tene hase hent
ffor his sone þat es thus slayne;
And to the fforeste þane es he went,
And othere folkes fulle gud wane.
And many are to the wodde sent,
Some with staffe & some with stane.
And Jhesu hase twa lyouns hent,
By-twixe thayme twa þay sawe hym gane;
The forthirmare fete ware one his hende,
And one þaire hyndir fete þay ȝede hym by.
Come none to hym thare thay houede,
Bot for þat sighte þay ware sarye.

And Jhesu said: „why houe ȝe soo?
why are ȝe radde?
If ȝe wille oughte do nowe, commes nere,
And telle me why ȝee are so madde!“
„ffor we ne watte, þay sayde, ware oure childire ere.“
And Jhesu sayde: „Arnalde vs hedire ledde,
þat solde hafe bene oure baldeste fere;
Bot þay fled fro me vn-tille ȝone stede
And allane lefte þay me here.
Ouere ȝone watir standis a tree one croke
And thare-vn-tille I sawe þame gane;
Beres and woulfes doune þame schoke,
And drownede ere thay euer-ilkane.

And I thus vengede haue thaire dede.“
Bot than the Emperoure sir Leefede (!)
And alle with hym wente to that stede,
And Jhesu sone thane with þame ȝede:
And alle thaire childre thare sawe þay dede
And wilde bestis thare saue blede.
þay saughe thare was no nothire rede,
Bot tooke waynes & hame thaym ledde.
In the waynes thay thayme keste, 168a
And to the townewardes þay gane schake.
Bot thane by-houede thaym nedlynges to reste,
ffor alle thay slepede þat thayme solde wake.

And Jhesu badde: „ryse vpe, mare and myne,
Alle ȝe that ligges here in thies waynes!“
And he layde the dede bestis thayme Ine,
And sone he couerde thayme faire agaynes.
The mene of slepynge ne myghte noghte blyne,
Ne for to wake had thay no mayne.
And Jhesu faste to the wodde gane rynne,
And theis childre folowede hym fulle fayne.
Whene that thies mene of slepyng come owtte,
Sone þay by-gane thane for to wake;
Vn-to the middes of that Cite
With thaire waynes þane gane þay schake.

And In that Cite was sorowe ynoghe,
Whene ilke a mane drewe owte his bere;
Berys and woulfes forthe thay drewe.
„Whare are oure childire, þay sayd, þat solde be here?“
Marye stode and faste scho loughe.

---

734 in rot.

And thay had selcouthe scho made slike chere;
Thay sayde: „womane, whate, arte *þou* wode?
Oure childire, we se, were the neu*er* dere.“
Scho sayde: „it es noghte lange sythen*e* gane
Sen I myghte alle ȝoure childire see
In ȝone heghe holtes eu*er*-ilkane
Gadirande nottes vndire-nethe a tree.“

The Emp*er*oure thane sighede full*e* sare
ffor his sône, that was hym dere,
And sayde: „if he one lyfe ware,
Me ware it leuere thane golde clere.
„ffaire woman*e*, ȝif thi will*e* it waree,
Wisse me nowe, if *þat* *þou* wolde,
And ane hundreth pounde I sall*e* giffe þe thare,
If he be leueande man*e* one molde.“
„Of thi tresoure, *sir*, scho said, kepe (I) nane.
Bot come nowe forthe & I sall*e* ȝow wysse.“
þay sawe thaire childre playe ilkane;
Bot ther myghte nane speke for Joye & blysse.

To Nawfrike now hafe thay tighte:
Thare to duelle þan*e* hafe þay thoghte.
Joseph*e* was a sley wrighte,
And alle his lomes he with hy*m* broghte.
Scharches highte þe prynce full righte; 168b
he sayde: „swilke a man*e* hafe I soughte.
„A leddire, he sayde, *þou* sall*e* me dighte,
Of ȝone twa Cedres it sall*e* be wroghte.
Do nowe wele, als I the saye,
And looke thy lewte be to þam*e* leued;
Outher I swere the be my laye
I sall*e* smyte of thy heuede.

The mane es fledde *þat* thayme hase wroghte,
ffor that he cuttyde thayme omys.
The tane es schorttere, ne wate *þou* noghte,
Be fyve fote, so hafe I blys.“
Joseph to þe wodde hym broghte,
ffor he ne durste noghte byde þaire mote.

And Jhe*s*u stode vndere a boughe
And sayde: „Joseph*e*, I sall*e* be thi bote.
halde ȝowe thare, als I sall*e* here!“
By-twixe thaym twa þay drewe it owte.
„Gaa forthe nowe, Joseph*e*, thus sall *þou* lere,
And of the Jewes hafe *þou* no dowte!“

With-owtten*e* Naufrike thre myle or mare
Thay fett watire at a welle;
A full*e* rich*e* man*e* þan*e* wonnede thare.
And vn-to the pore men*e* he gane it selle.
Jhe*s*u went with thaym full*e* ȝare.
Grete miracle he sawe and fele.
þat watire in his skirte awaye he bare
And in a Mownntayne he gan*e* it hele
Reghte in a standande stane,
Twa stremys to Naufrike badde he rynne,
The tane hight Jor, the tothire highte Dane,
That neu*er*-mare of rase salle blyn*e*.

þay askede Jhe*s*u, als he satt:
„By whatte name calles men*e* thee?
Whare es thy ffadir þat þe gatt?“
„loo hym here, sayd Jhesu, may ȝe noghte see?“
„Be Adonaye, weþ*er* *þou* ne wate
Kynge of Jewes wha sall*e* bee?“
„loo, nowe hafe I done ȝow that
Alle for ȝowe and noghte for mee.
I hafe ȝow broghte this gud
Als I ȝow telle *with*-ow
Ʒitt sall*e* ȝe gyffe
Are I be dede

(Stück ausgelassen.)

To Galile now are thay went: 16
Thare was weddide sir Archidiclyne
So mekill*e* folke there-Ine es lent,
That in middes the mete thaym wanted þe wyne
The botelere sayd: „I ame schente!
Allas, my seruysse mone I tyne!“
With swilke rewthe his mane he ment,
þat Marye hade pite of that hyne:
„Gaa to my sône, quod scho, & aske hy*m* grace,
And pr*a*y hym, if his will*e* it bee,
To alle þe folkes in this place
he sende the wyne grete plentee!“

---

803 Ms. wirse st. wisse.

He knelyde by-fore hir sonnes fete
And askede hym helpe *par* charite:
So sare by-fore Jhe*s*u he wepe,
þat of that childe Jhe*s*u hade pite.
„The sex vesselles forthe þ*ou* fett,
And luke full*e* of watire þat þay bee!“
To blysse thaym thare wolde he not lett:
Was neu*er* swilke wyne in þat co*n*tre.
Thase sex vessell*es* ware full*e* of wyne,
Some of white and some of rede,
Some of Clarre full*e* gude and fyne —
Come neu*er* nane bettir i*n* that stede.

He fillede a coupe, to þe kynge he bare.
he dranke and gaffe þe qwene hy*m* by;
And sythen*e* he badde hy*m* feche mare;
„Thou hase vs seruede wikkidly!
Whare was this gude wyne langare?“
„Sir, said þe botelere, it was all*e* gone, sekirly!
Warne Jhe*s*u, Marye sone, ne ware,
Vs had by-tyde a velany.
In middes the mete wyne had we nane
Of oure awenn*e* store ryghte noghte;
Bot the watire in ȝone stane
Jhe*s*u gud wyne of it hase wroghte.“

Ȝit efte vn-to the botelere he sayde:
(Stück ausgerissen.) „þi beste wyne þ*ou* brynge to hande!
ake ilka man*e* payede
myghte looke þ*at* þ*ou* stande.“
(Stück ausgerissen.) whi it was so gude.
ssed it *with* his hande.
„Thus salle be delyd my flesche & blode 168d
To cristen*e* men in ilke a lande;
Bot neu*er*-the-lesse hale sall*e* it bee
In my body eu*er*-mare.“
Swilke Ensamples gun*e* þay see,
And thare-fore some trowed at his lare.“

In a mownnte wonnede a mane,
Men*e* callede hym Joh*n* þe Baptiste;
Thritty wyntt*er* was he of age thane —
Neu*er* ȝitte ne had he are thane thriste.
he prechide als he wele cann*e*
Of Jhe*s*u dede and his vppe-riste.
And at þe flome Jordane to-gedir þay kame:
he Baptiste hy*m* & callede hy*m* Criste;
ffra heuen*e* þay herde a voyce i*n* haste,
þat saide: „this es my sone leue & dere,
In whayme þ*at* me lykes maste.
Crowne we hy*m* þ*at* nowe es here!“

Now es his Barnehede redde & done,
Bot his manhede lastes aye.
God gyffe vs grace in heuen*e* to wonne.
Swete lorde, nowe we þe praye,
þ*at* we myghte come vn-to ȝoure sone,
Als ȝe are lorde & god verraye,
With-owttene ende *with* ȝow to wonne,
Thare Joyes are eu*er* & myrthe & playe.
Amen.

---

2. Susanna, aus Ms. Cheltenham 8252.*

184b
Ther was in Babyloyn a biern, in þ*at* burgh*e* riche,
þat was a Jewe Jentil, & Joachym he hight;
he was so lele in his lawe, þ*er* was non hym liche;
Of al richesses þ*at* renke arayed was right.
His ynnes & his orchardes wer wiþ a depe diche,
hallis & herb*er*gages hye vp-on hight,
To seche þurgh þ*at* Cite þ*er* was non siche

* Vgl. Anglia I, 1. Die zwei anderen erhaltenen Mss. dieser Legende sind ediert in Anglia I, 1 und in den Nachträgen der Legenden. — Abschrift dieses Ms. danke ich Herrn Prof. Kölbing. — Quelle: Daniel Cap. 13.

Of Arbres & herbes so auenantly dight
That day.
Wiþ-in þe cercle of the sees,
Of Arborye and Aloes,
Of alle manere of trees,
Sothely to say.

He had a wyf hight Susanne, sotil & sage,
She was Elchies doghtir, eldest & ayr,
Lovely & lilye-white, of þat lynage,
Of alle faceon & food frely & fair.
— — — — — — — — — — — —
þe maundement of Moyses þei markid to þat mair,
To þe mount Synay þat went in message,
þer the trinite bytoke of tables a payr
To rede.
þus þei lernyd her þe lawe,
Clere clergy to knawe;
To god stood her grete awe,
That wlonkest in wede.

He had an orchard newe to his hous nere,
þere Jewes wiþ Joachym priuyly gan play,
ffor he was rial & riche of rentes euery-where,
honest & auenant & honourest ay.
I-wis, þer hauntyd to his hows, hendis, ȝe may here, 185
Too domysmen of þe lawe, þat dred were þat day,
Prestes as presidentes preysid as piere,
Of whom our souereyn lord sawes gan sey
And tolde
how her wykkidnes comys
Of þe wrongful domys
þat þei have ȝeve to gomys,
þe gomys so olde.

Thus þes derf domysmen on dayes þidir drew
ffor Jentry and ioy of þat Jewesse,
To go in þo gardyns þat gayliche grewe,
Of þe floure & þe froyt to fong so fresshe.
And whan þei sawe Susanne, semely of hewe,
þei were set so on her, myght þei not sese.
þei wold enchaunte þat chil, how shold she eschewe?
And þo þes cherles vnchast in chaumbre her chese
Wiþ chere.
With two maydenes allone
Semely Susone
On dayes menyone
Of mirthes wold here.

Whan þes perlous prestes perceyvid her play,
þo þoght þat wrecches to bygile þat worþi in wone.
her wittys were wayward, þei writhyn a-way
Ant turnyd from his techyng þat told is in trone;
ffor sight of her soueraigne, soþly to say,
her here hedis fro hevyn þei hidyn a-none.
þei caught for her covetyse Cristis curs for ay.
ffor rightwis Juggement recordid þei none, 185b ff.
They two.
Every day by day
In þe pomery þei play,
Whil þei myght Susan a-say,
To worchyn her woo.

In þe sesone of somyr wiþ Essabelle & Jone
She greiyid her to gardyn, noght to be sene.
þer lyndes and lorers were bred vp-on lone,
þe saveyne & cipresse, þe sicamours to sene,
The palme and þe popeler, þe perer & þe plowine.
The Jwnipre gentille ioynyng hem bytwene,
The rose raggyd on rys, ricchest in semne (!),
Thewyd wiþ thevethorne thryvyng to sene.
— — — —
þer were popyniayes prest,
Nightyngales vp-on nest,
Blithe briddis of þe best,
On blosmes to sytte.

17 Ms. facoon? — 19 Ms. kair? Der erste Buchstabe ist undeutlich; l. mair.

58 Ms. here st. hore. — 86 l. fongin.

Ther briddis on blosmes brokkid wel loud
On Olyves and Amylers & al-kyn trees;
þe popiniayes p*er*chyn & prunyn for proud,
On piries & pynapples þei prikkyn in prees,
On croppis of Canel kenely þei crowd;
On grapis þe goldfynches gladyn in her glees.
þe shene briddis in shawe shewyn her shroud,
On ferrers & fygges þei song in her sees.
In fay!
Ther were growyng so grene
þe date wiþ þe damacene.
Turtlis tronyd on trene
By syxty, I say.

The fyg and þe filbere were found so fair, 186a
The chirie & þe chesteyn, þ*at* chief are of hewe,
Apples & almaundis, þ*at* honest are of ayr,
Grapes & garnettis, þ*at* gayliche þere grewe;
Costardis comly in kitthes þei kayre,
Brytons þe blaundelers braunches þei knewe;
ffele floures & froyt frely and faire
Wiþ wardons wardid & walsshnotes trewe,
As y telle.
Ou*er*e her hedis gan hyng
The qwynce & þe qwerdlyng;
Spicys spedely þei spryng
And in herbere þei felle.

The cheruyle, þe cholet, þe chesbolle, þe cheve,
The chowet, þe chervelle þan chaungyn on nyght,
The p*er*sile, þe pasnepe, porettis to preve,
The pyone, þe pirye prowdely pyght,
The lylye, þe loveache launcyng ful evene,
þe sawge & þe solcecle so semely to sight,
Colo*m*byne & clarrey colourid ful clene,
Wiþ rewe and rewbarbe raylid on right,
No les;
Daysye and dyteyne,
Isope & auereyne,
þeletre & planteyne
Pyght in þat pres.

Al þis aray raþely rest in þ*at* ȝerde,
þ*at* was here husbondes & hers, þ*at* holdyn were hende.
„Now folk be faryn a-fer, þare vs noght be ferde.
Aftir myn oynement warly ȝe wende!
Spyes now specialy, if þe ȝatis be sperid: 186b
ffor we wole wasshe vs y-wis by þis wel strond.“
ffor-why þe wyf warpyd of her wedis vn-werid,
Vndir a lorere on lowe þ*at* lady gan lend
So sone;
By þat worthy welle
Susan caght of her kelle —
But fele ferlies by-felle
By mydday or none.

Now þes derf domysmen in to þe derk drewyn so derne,
Why þei saw þis lady was left al alone;
ffor to halse þ*at* hiend þei hyen ful ȝerne,
Syche woordis þei warpyd to þ*at* worthy in wone:
„Wilt þ*ou*, lady, for love of our lay lerne
And vndir þis lorere bene our le*m*man?
þe þar not wond for noght our willis to ȝerne,
ffor alle þe gomys þ*at* greve myght out of þe gardyn be gone
In-fere.
If þow þes nedis denye,
We shul telle trewly
We toke þe wiþ avoutry
Vndir þis lorere.“

Than Susan was sorow-ful & seyd in her þoght:
„I am wiþ sorow byset on eu*er*ych a side.
If y assent to þis senne þ*at* þes segges have soght,
I shal be britnyd or brent, wiþ baret to byde;
And if y nek he*m* wiþ nay, it helpiþ me noght —
Such turment & tene me takiþ þis tyde.
But or y hym wraþ þ*at* al þis world wroght,
Bettre is wemles to wende þ*at* wiþ her wil wriþe (!) 187a
So mysse.“

---

137 l. werne. — 151 Ms. þ*at* st. þan.

Digitized by Google

Tho kast she a careful crye,
This lovely lady.
Her ser*ua*ntis had ferly —
No woundre, y-wis!

Whan kene men of her cou*r*te come to her crye,
She had kast of her kelle and her kerchief.
In at a p*r*ive posterne þei passyn yn hye
And fynd þes prestes ful p*re*st her poyntes to pref.
þo seyd þes losels on lowd to þat lady:
„þow hast gamyd wiþ a gome, þi god for to greve,
And lyvid wiþ þi le*m*man yn a-voutrye,
By þ*at* lord & þe lawe þ*at* we on leve!"
They swere.
All*e* her ser*ua*ntes shounte
And stale a-wey in a stounte —
Of her were þei not wonte
Such*e* wordis to here.

Her kynrede, her cosyns & al þ*at* her knewe
Wronge hondis, y-wis, & wept ful sore,
Sighyd for Susan, so semely of hewe;
Al vnwyse of þ*at* wyf wondrid þei wore.
þei ded her in a donion*e*, þ*er* neu*er*e day drewe,
While domysmen were deputid þis dede to declare,
Marrid in Manicles, þat made were newe,
Metles til on þe morow mydday & mare,
In drede.
Ther come her fadir so fre,
Wiþ al his affynyte,
The prestes wiþ-out pite
And ful of falshede.

Tho seyd þe Justises on benche to Joachym þe Jewe,
þat was of Jacobis kynd, gentil of dedis:
„lete sende aftir Susan, semely of hewe,
þat þ*ou* hast weddid to wyf, wlonkest on wedis!
She was in trouþe, as we trowe, trusty & trewe,
her hert holy on hy*m* þ*at* þe hevyn ledis."
þus þei broght her to þe barre, her balis to brewe;
Neiþ*er* dome ne dethe þat day she ne dredis
As þare.
her here was yolow as wyre
Of gold fynyd wiþ fyre,
her shuldris shaply & shyre,
þat þo were bare.

Now is Susan in sale, sengeliche arayed
In a silkyn shert, wiþ shuldris ful shene.
Tho roos vp þes renkes wiþ rancour renayed,
þat comely kiþ acusyd wiþ wordis vnkene;
homely on her heed her hondis þei layd,
And she wept for wo, no wondur, y wene!
„We shul p*re*sente þis pleynt, how-eu*er* þ*ou* be payd,
And sey sadly þe soþe, right as we have sene,
ffor her sake."
Thus wiþ Cawtelis qwaynt
The p*re*stis p*re*sentyn þe playnt —
yet shal trowþe hem ateynt,
I dare vndirtake!

„Thurgh-out þe pomery we passyd vs to play —
Of prayers and pen*a*nces was our pu*r*pos:
She come wiþ too maydenys, deftly þ*at* day
In riche robes arayed, reed as þe rose.
Wilily she wylid her wenchis a-way
And *comma*undid he*m* kenely þe yates to close;
She ȝode to (a) yong man in a valey —
The semblaunt of Susanne wold no-man suppose,
ffor sothe.
By this cause þat we say
She wylid her wenchis away.
This word witnessiþ for ay
Wiþ tung and wiþ toþe.

Whan we þ*at* semblaunt sawe, we sighyd ful sare
ffor sorow of her souerayn & for her owne sake.
Our copes were cu*m*brous & kyndlyd vs care,
But ȝet we trynyd a trot, þ*at* traytour to take.

174 l. dewe. — 177 Ms. tul.

he was ful bayne & bygge, bold as a bore,
More myghty man þan we, his maystries to make.
To þe ȝate rapely they ȝedyn ful yare,
And he left vp þe lacche & lepe ouere þe lake,
þat youthe.
She ne shont for no shame,
But bowyd aftir for blame;
She nold kyþe vs his name,
ffor craft þat we couthe."

Now is she dampnyd on dees, wiþ dool þey her deve,
And her domysmen vndewe done her wiþ-drawyn.
lovely she loutyd and lacchyd her leve
At kynrede and cosyn þat she had euere knawyn.
She askyd mercy wiþ mouþe of þis myschef,
„I am sakles of þis synne, she seyd in her sawe. 188b
Grete god of his grace your gyltis forveve,
þat do me derfly be dede & done out of dawe
Wiþ dere.
Wold god þat y myght
Speke wiþ Joachym a-right,
And seþ to deþ me to dight
I ȝeve not a pere."

She fil flat in þe flore, her fere whan she fand,
Carpyd to hym kyndly, as she wel couþe:
„I-wis, y wratthid þe neuere at my wytand,
Neiþer in woord ne wyrk, yn elde ne in youþe."
She keueryd vp-on knees & kyssid his hond —
„ffor y am dampnyd, y ne dare disparage þi mouþe."
Was neuere sorowfuller segge by see ne by sand
Ne no sorier sight, by norþe ne by souþe,
Tho þare
They toke þe fetris of her feet,
And euere she kyssid his hand sweet.
„In oþir world shul we meet" —
þo seyd she na mare.

Than Susan, þe sorowful, seyd vp-on hight,
helt by her hondis, byheld to hevyn:
„þou maker of myddil-erþe, þat moost art of myght,
Boþe þe sonne and þe see þat sit vp a sevyn:
Al my werkis þou woost, þe wrong & þe right.
Hit is nedeful now þi names to nevene,
Seþ y am dolefully dampnyd & to deþ dight.
lord, hertly take and lestyn my stevene
So free, 189a
Seþ þow may not be sene
Wiþ no bodily eyene;
þou wost wele y am clene:
have mercy on me!"

Now þei dresse her to deþe wiþout eny drede,
And led forþ þat lady, louesome of leyre.
Grete god of his grace, of yeftes vngwede (!),
Wiþ help of þe holy goost herd her prayere.
he directid þis dome and þis derf dede
To Danyelle þe prophete, of dedis so derue.
Suche ȝeftis he hym yaf in his yonghede,
ȝet faylid hym a fourtenight ful of a yere,
Noght to layne.
Tho cryed þat ferly fode:
„Why spillist þou Innocentis blode?"
And alle þei starid and stode,
Thes ferlies to freyne.

„What signifies, good sone, þes sawes þat þou sayes?"
Thus þes maystreful men wiþ mouþes gan mele.
„ȝe be fendis al þe frappe, I say it in faiþe,
And in folk of Israel bene folys wele fele.
Vmbyloke yow, lordis! such lawes be laiþe,
Me think ȝour dedis vndewe suche domys to dele.
A-gayn to þe geldhalle þe gomes vngraiþe:
I shal by processe apert dispreue þis appele
ffor nede.

276 l. vngnede. — 289 Ms. þo oder þe?

Lete disseuere hem too,
ffor now wakiþ her woo!
They shul graunte, or þei go, 189b
Alle her falshede."

They disseueryd hem sone & settyn hem sere.
And sodenly a seneke þei broght in to sale.
To-for þis yong profete þer prestis gan apere,
And he hem apechyd sone wiþ chekis wel pale.
„Thow hast be president þe peple to stere,
þou dotist in þin olde dayes now in þe dismale.
Now shal þi concience be knowe, þat euere was vnclere,
Thow hast in Babyloyne on benche brow myche bale,
Wele bolde.
Now shal ȝour synnis be sene
Of your fals domys bydene —
ffor ye in Babyloyne have bene
Juggis of olde.

„Thow seyst þou sawe Susanne syn in þi sight:
Telle me þan trewly, vndir what tre?"
„Man, by þe mych god þat moost is of myght,
Vndir a sene sothely my-self ded y se."
„þow lyest in þi hede, by hevyn vp-on hight!
An aungil wiþ a nakid swerd is ful ny þe,
he haþ braundisshid his brond, brennyng so bright,
To marke þi myddil at a messe in more þan in þre,
No lesse.
ye brak goddis comaundement
To sle suche an ynnocent
Wiþ ȝour fals Juggement
Vndewly on desse."

Now is þe domysman wiþ-drawe wiþ-out eny drede
And put in to prisone ayen in his place.
þan broght þei þe toþir forþ, whan þe barne bede,
To-for þe folk & þe faunt, frely of face. 190a

302 l. þis prest, 303 him.

„Come forþ, caytif, of Canaan sede,
By-cause of þi couetise þou art in þis caas;
þou hast deceyvid þi-self wiþ þin owne dede,
Of þi wyt for a wyf bywylid þou was In wede.
Sey now, so mote þou the,
vndir what-kyn tre
Semely Susan ded þou se
Do þat derf dede?

þow gome of grete elde, þin heed is grayherid,
Tel þou now trwly, or þou þi lyf tyne!"
þo þat loþely cherle lothely roryd
And seyd to (þe) prophete: „þei pleyd by a pryne."
„Now þow lyest alowd, so help me our lord!
ffulfillid of þi falshed þou shalt haue euyl fyne.
þou and þi cursid compier mow not acord,
ȝe shul be drawe to þe deþ þis day, or we dyne,
So rathe.
An aungel is nyhond,
Takiþ þe dome of your hond,
Wiþ a brennyng brond
To brittyn ȝow bathe."

Than þe folk of Israel felle vp-on knees
And lovyd þat lovely lord þat her lyf lente,
Alle þe goomes in her game gladid in her glees.
This prophete so pertely previþ his entente.
They trumpe to-for þe traytours & trayle hem on trees
Thurgh-out þe Citee by comen assente.
Who-so leviþ on our lord, dar hym not lese,
þat þus his seruant savyd þat shold have be shent, 190b
In sete.
These ferlies byfelle
In þe dayes of Danyelle.
þe pistil witnessiþ it welle
Of þe prophete.

Here endith þe storye of Susanne and Danyelle.

331 Ms. þis st. þi.

3. The lyfe of Adam* 1) aus Ms. Bodl. 596 (c. 1430).

Adam was made of oure lord god in the same place that Jhesu was borne in, that is to seye in the cite of Bethleem, which is in the myddel of the erthe. And ther of foure corneres of the worlde Adam body was made; and aungeles broght þat erthe fro thilk partyes, þat is to seye: Michael, Gabriel, Raphael, and Vryel; and þat erthe was brighte and schynynge as the sonne, and þat erthe was broght oute of foure flodes, þat is to seye: Geon, Phison, Tigrys, and Eufrates. Thanne is man made like the ymage of god, and god blewe in his face enspyryng of lyfe, that is to seye his soule. So as he was made of foure parties of erthe, also of foure maner of wyndes he was enspyred, and of foure maner of flodes. Thanne oure lord, whanne Adam was made, he had ȝeue hym no name: and thanne he seyde to the foure aungeles þat they schulde seche hym a name. And Michael went forthe to the est, and there he sawe the sterre þat hight Amiocolum: and he toke the first lettre ther-of. And Raphael went forth in to the southe and fonde the sterre of the southe þat hight Dysys: and he toke the first lettre ther-of. And Gabryel went in to the northe and fonde the sterre of (the) northe þat hight Arthos: and he toke the first lettre (ther-)of. Thanne went Vryel in to the west & fonde the sterre þat hight Mensembryon: and he toke the first lettre ther-of. Thise lettres weren broght to oure Lord, and he bad Vriel reden hem. And he redde hem and seide: „Adam“; and oure Lord seide: „soo schal his name be called.“ Versus: Annotebe dedit A, Disys D, A contulit Arthos, M Mensembrion; collige: fiet Adam. f. 1.

And ȝe schul vndirstonde that Adam was made of viij thinges. O partye was of slyme of the erthe: where-of his flesshe was; and ther-of he is sloghe. Another partye was of the see: wher-of his blode was; and there-fore he is couetouse and besy. The thridde partye was of stones of the erthe: and ther-fore he is harde and bittir.[1] The ferthe partie was of clowdes: wher-of be wroght his thynkynges; and ther-of he is lecherous. The v partie was of the wynde: wher-of is made his breth; and ther-of he is light. The vj partie was of the sonne: and ther-of be his eyghen; and ther-of he is faire and clere. The vij partie is of the light of the world: wher-of he is made glad; and ther-of he hath his vnderstondynge. The viij partie is of the holygooste: and ther-of he hathe his soule; and ther-of be thise holy prophets and vertuus goddes-chosen.

Aftir the tyme that god hadde made Adam & Eue, thurghe synne thei fell, and were dryuen oute of paradys. Thanne wenten thei in to the west, and there thei maden hem a dwellyng-place; and there thei were sixe dayes sorowyng and criyng in grete tribulacioun. Aftir thilk sex dayes thei begone to hunger (&) thei soght for too eete... Thanne seide Eue to Adam: „my lorde, I hungre sore. Why go ȝe noght to seche thing that we myght eete, vn-to þat we see þat oure lord god wol haue mercy on vs and clepe vs agayne to the stede there-as we were first?“ Thanne arose Adam after the dayes viij, and went alle that londe abowte; but he ne fonde no suche meete as thei had byfore.

---

* Dieselbe Legende findet sich, mit vielfach abweichendem vermehrtem Texte, in der altengl. Übertragung der Leg. aurea (Ms. Harl. 4775, Egert. 876 u. Douce 872). Das lat. Original findet sich in Ms. Queens Coll. Oxf. 213 u. d. T. Vita prothoplasti Adae. — Abschrift des ersten Textes danke ich Mr. Furnivall. Die Hs. ist fehlerhaft, öfter lückenhaft und abgerissen.

[1] Ms. bettir.

Digitized by Google

f. 2. Thanne seid Eue to Adam efte: „my lord, I dye for hungre; wolde god I myght dye or elles þ*at* I were slayn of the, forwhy for me is god wrothe *with* the.“

And thanne seide Adam: „grete is in heuen and in erthe his wrethe; where it be for me or for the, I note.“

And then seide Eue to Adam: „my lord, sle me, þ*at* I may be done away fro the face of god and fro the sight of his aungeles; so that he may forgete to be wrothe with the, oure lord god ȝete, so that happely he lede the in paradys; for why for the cause of me þ*ou* art putte oute ther-of.“ Thanne seide Adam to Eue: „speke no more so, lest oure lord god sende his malisou*n* vppon vs. How myght it be that I myght (putte) myne hoonde in my flessche — þat is to sayne: how myght it be þat I shuld slee myne owen flesshe? But arise, go we and seche wher*e*-*with* for to lyue, and ne stynt we noght to seche!“ They went and soght, but þei fonde noght als thei hadde in paradys; neuerthelees suche thei founden as neet and bestees eten. Thanne seide Adam: „make we sorowe in the sight of oure lorde god, þat made vs, and forthinke we in grete forthingyng xl dayes, ȝif happely oure lord god forȝeue vs and ordeyne vs wher-*with* to lyfe.“

Thanne seide Eue to Adam: „my lord, sey me what forthenkyng is, or how we schulde forthenk, lest happely we take vppon vs that we may not fulfille, and oure praieres be not herde and god turne his face fro vs, ȝif we fulfille not that we haue byhete.“ Thanne seide Adam to Eue: „thow may suffre so many, ȝif thow wilt*e*, & thow doost (i)noght. I say the so many doo as þ*ou* wilt*e*. Forsothe I wil suffre xl dayes and seuen, for on the syxt daye was I made and on the seuent daye god endide alle thing*is*.“ And he seide to Eue: „Aryse and go to Tygre flode, and bere a stoone with the and stonde there-on in the water vp to the nekke, & lat not one worde passe oute of thi mouthe; for we be vnworthi for to pray (to) god, for why oure lippes be vnclene for we haue eeten of the forboden tree. Be ther*e* xl dayes, and I schal go in the flome Jurdon̄ and be ther*e* xl dayes and seuen, if happily oure lord god haue mercy vppon*e* vs.“ And she went to the water of Tygre, as Adam bad; and Adam went to the flome Jordon, and tooke a stone with hym and stoode ther-on vp to the nekke in the water, and the here of his heuede was spreed abrood

Sorow of Adam. vpon*e* the water. Thanne seide Ad*a*m: „I say to the, Jordan, make sorowe with me, and gadre to-gydre alle the beestes þat be with-in the, and cometh aboute me and make sorowe *with* me! noght for yowr*e*-seluen make ȝe no sorowe, but alle for me; forwhy ȝe ne synned noght, bot I wikkedly agayns my lorde haue synned; neither ȝe haue done no defaute, nether ȝe be noght begiled fro ȝoure sustenaunce nether fro ȝoure meetes, ordeigned to yow, but I haue synned and I am bigyled fro my sustenaunce the which was ordeigned for me.“ Whanne Adam had made al this lamentacioun,

Beestes made sorow for Adam. thanne alle lyfyng*e* thinges that were in contre of Jurdon̄, fisshe, foule and beeste, comen aboute hym, makyng sorow with hym; and the water stoode stille in that tyme of praying. Thanne Adam bygan to crye to his lorde,

f. 3. so that his voice wex ful horse, day*e* by day*e*; so that xix dayes of sorowing be fulfilled *with* Adam and alle lyfyng thinges þ*at* sorowed with hym for his synne. Thanne was ther aduersarye stered, the feende, angirly*e* & wroth and envyouse to hem-warde: & thanne he tr*a*nsfigured hym in to a feir*e* louely liknesse, and went to the floode of Tygre, there as Eue was sorowyng. And whenne he sawe her*e* in greete sorowe wepyng, he bygan to

Feende (to) Eue wepe; aftirward he bad here goo oute and turne agayn and reste, and wepe no more. „Now stynt of thi sorow, of the whiche thow art losed, forwhi god hath herde youre sorowes and hath forgyfen yow your*e* tres-

Digitized by Google

passes; for the whiche we and alle other aungels haue prayed, and therfore god hath sent me for to lede yow oute of the water and gyfe yow youre foode agayn, þat ye loste for youre synne. Therfore now gooth oute, and I wil lede yow in to your stede, there that youre mete is made redy to yow." And thanne went Eue oute of the water, and here flesshe was also greene as gresse, for colde of the watere. And whenne she cam on londe, she fel doune to the erthe for feble, and she leye as she had ben dede, almoste a daye. And the deuyl toke here vp and supportid hire, and she went forth to Adam, and the deuyl *with* hire. And whanne Adam sey hem, he cryed wepyng, seying thus: „O Eue, Eue, where is now thi dede of penaunce? how art thow bygiled of thyne aduersarie, by the whiche we be aliened of oure dwellynge-place in paradys and of oure spirituel Joye?" Thanne, when Eue herde this, she knewe that she was begiled thorghe the feende and that he had made hir come oute of the floode.

Thanne she felle grouelyng to the erthe, & thanne hir sorow was doubled so mykil as it was byfore. Thanne Adam cried seying: „Wo be to the, feende, the whiche vs thus greuouslye ne styntes not to trauayle and to fight agaynes vs! what haue we doon to the, þat thow thus sorowfullye and angrely purshewest vs? or what is it to vs thoghe thow be wrothe (!)? or haue we any thinge bynome the of thi Joye þat thow schulde haue ere? haue we done the any maner of shame? whethere wenest þou þat we be dedely enemys to the-warde?" Thanne answerd the deuel sorowfully and seyd: „O Adam, alle sorowful enemyte and enuye ben to me by-cause of the, forwhy for the am I putte oute of my Joye and I am aliened fro the clertee of the faire light þat I had in heuene amydde alle aungeles, and I am for the caste in to erthe and hel." Thanne answerd Adam: „what haue I do to the or wherfore blamest thow me? thow ne were knowe of me ne I ne wist noght of the." The deuel answerde: „Adam, what seyst thow? thow woste noght what thow menest. þou dyddeste noght to me; neuerthelasse for thy cause I am caste oute: in that daye þat thow were made, I was caste fro the face of god, and fro the felawshippe of angeles I am sent away. For, forsothe, whenne god blew in the lyfe and thi semblaunt and thi lyknes was made aftere the ymage of god, then Michael ledde the to-fore the sight of god and there he made the to be worschipped. And thanne seid god: „biholde, I haue made Adam after the shappe and the lyknesse of vs." And Michael (went) forth and cleped alle the angeles and seide: „worschip ȝe the ymage of oure lord god, as oure lord hath comaunded." And that Michael first honoured the and clepyd (me) and seyde to me: „honoure the ymage of oure lord god." And I answered and seide: „nay, I haue noght to doone to worschippe Adam." Whanne Michael charged me to worschippe the, I seide to hym: „wher-with chargest thow me? I wil noght worschippe a fouler thanne I am; I am fayrer thanne he, for why I was a-fore alle creatures, and er he were, I was made; and therfore he shal wirshippe me, and I not hym." And this herd other aungeles, that be now *with* me, and nolde not worshipen the neyther. And ȝet seide thilke Michael: „worshepe the ymage of god! forsothe, but thow worschippe hym, god wol be wrothe with the." And I seide: „ȝef god be wroth with me, I schal sette my setee abouen al other in heuene and be lyke hym that is hyest." Thanne was god wroth with me and comaunded that I shulde be dryuen oute of heuene and oute of my Joye, with myn angeles. And so by the cause of the we ben putte oute of oure Joyeful dwellyng and caste in to the erthe and hel. And anoon I was brought in sorwe and angre, for I was putte oute of al my Joye, and thow were putte in alle delites and myrthes. And therfore I bygan to be enuyouse to the-ward, and ne myght noght suffre the to be so in Joye in life in so moche mirthe. But thanne I wente and begiled thy woman, &

Answere of the feende to Adam.

Feende.

f. 4.

Worschi(p) of Ad(am)

Why (the fende) was (put) oute.

with hire I bygiled the fro alle thyne delytes, Joyes and myrthes, right as
Adam. I was putte fro my gloriouse beynge." — Whanne Adam herd this, he cried *with* a grete wepyng and seide: „lord god, my life is in thyne handes: make that this wykked aduersarie be fer fro me, for he secheth euere in al that he may to spille my soule. Lorde, ȝef me the Joye fro whiche I am cast oute!" Thanne anon as Adam this lamentacioun had made, the deuel was wanysshed a-way fro his sight. And Adam trewliche fulfilled there xl
Eue spak to Adam pitously. dayes and seuen in penaunce in the water of Jurdon. — And Eue seide to Adam: „my lord, god lifeth to the & hathe graunted þe lyfe, forwhy noyther atte the firste tyme neyther at the seconde thow were not cursed; but I am cursed and gyled, for I ne kept not the heestes of god. And now depart me fro the light of this life, that is to sey, I wil be departied fro the sight of the, for I am not worthi to see the neyther I am not worthi to haue myrthe of the ne comforte for my wikkednesse; but I wil wende as fer as I may in to the west, and dwelle there til I dye." And she went forth in to the west, how fer wote I neuyr, and bygan to make sorowe and lamentacioun and bitterly weped; and there she ordeyned hir a dwellyng-place. And that tyme she had goon with childe thre monethes.
f. 5. But forsothe whanne it drowghe to the tyme that she schulde bere childe, she was trauayled with many diuerse sekenesses, and she cryed to oure lord: „mercy, lord, haue mercy on me and helpe me!" And she was noght herde, ne ther was noone hir to helpe. And she seide thanne to hire-self: „what thing shal doo my lord to weten of my woo? I *pray* yow seruauntes vnto my lord god in heuene that ye do my lord Adam to wyten and knowe my sorowes." Anoon as she had thus made hir soroweful menyng, it was doon
Adam. als she prayed. And Adam wiste wel & knewe hir sorowes, and seide: „the sorowe & the disese of Eue cometh right to me; and ther-fore, lest the wikked Edre the fende come and fight with hir, I wil go visiten hir." And he wente forthe, and fonde hir in grete sorowe and disese. And
Eue. anoon as Eue saw hym, she seide: „my soule and my life is wele refresshed thurgh the sight of hym." And thanne seide Eue: „now, gode lorde, *pray* for me that I myght be delyuered fro thise werste peynes." And
Howe (Eue) hadde (helpe). Adam *pra*yed to god for hir. Thanne ther come xij angeles and two vertues, that is to seye two other ordres of angeles, stondyng al aboute hir bothe on the right syde and on the lefte syde. And Michael stode on the right syde and touched hir face & doune to hir brest, and he seyde: „Eue, thow art blissed for Adam, that is to seyn for the penaunces and the prayers of hym thow ert blessyd, for why his prayers ne be noght in vayne; for thurghe the prayeng of hym I am sent, þat thow mayst vnderstonde helpe and socour of goddes aungeles. And now aryse and make the redy to haue childe, for thy tyme is nere that thow schalte childe." And she made hir redy ther-to, as she schulde and couthe, and she bare a sone, but she was ful with sorwe. And anoon þe childe arose vp and ranne forth and toke an erbe in his hondes and toke it his moder. & thilke childes name was called Chaym. Thanne toke Adam Eue with the childe & ledde hem forth in to the est. And thanne come angels by the sending of god, to teche Adam forto wirke & trauayle in the erthe; & taughte hym to telye corne and froyte, that thei myght lyfe by and
Abel is bore. ther ofsprynge. After Eue conseyuede & bare a childe, that was called Abel. & thanne Caym and Abel dwelled to-gydre. Thanne seide Eue to Adam: „my lord, I saw in my slepe that Caym *with* his hondes arered bloode of Abel and deuoured it with his mouthe." Thanne seide Adam: „happely Caym shal sle Abel, as I vndirstonde; therfore departe we hem atwynne & lat vs make hem dyuerse dwellyng*is*." And thei made Caym a tylier and
Caym slogh Abel. Abel a shepherd; and so they were departed and duellyd a-twynne. And after neuerthelesse Caym slogh Abel, his brother. That tyme that Caym sloghe Abel, Adam was an hundreth and xxx ȝere olde. Thanne Adam

Digitized by Google

bigate of Eue his wyfe a childe, that was clepid Seeth. Thanne seide Adam: „byholde, I haue bygoten a sonne for Abel the whiche Caym sloghe.“ Thanne lyfed Adam aftir that tyme that he had bygeten Seeth, viijC ȝere, and thanne he bygate xxx sones and xxxij doghtres; the whiche multi- f. 6.
plied the erthe with ther dwellynge. — Thanne seide Adam to his sone Seeth: „here, sonne, what I shal seye to the! After that I and thi moder were dryuen owt of paradys, Michael the archaungel, goddes messanger, come to me & I sawe ordres of aungeles as thikke as mots in the son, being in a feire cercle. And thanne I was rauysshed in to rightwisse paradys: and ther I sawe oure lord, and his semblant was so ful of bright bemes þat it was vnsighty, that is to seyn so bright that I myght noght endure to loke ther-one. And a gret multitude of aungeles were al aboute the bemes of the brightnesse of his semblaunt, and eke another wonderful companye of aungeles beyng on the right syde & on his lefte syde. And my lord seide to me: „wyte wele that thow schalt dye, for thow forgete my comaundement and herdest the worde of thy wyf, the whiche I ȝaf to the to be thyn vndirlynge and subiecte, to haue hir al at thyn owen wille, and thow were obeissaunt and obeydist hir and noght me.“ And whenne I herde thus goddes wordes, I fel doun to the erthe and sayde and prayed to god thus: „lord moost myghtful and moost merciable, god bothe blessid and meke, ne foryet not thy worschipful name of thy dignyte, but conforte my soule, for I dye and my spirit passeth oute of my mouthe; ne cast Praye(r)
noght me awey fro thy face the which thow hast made of the slyme of the erthe, neyther put noght behynde hym that thow hast norshed with thi grace! biholde how thi wordes brenne me!“ And oure lord god seide: God to
„for sothe, for thi hert is made lofynge science and godenesse, for that Adam.
thow schalt not be doon awey fro thy connynge that thow ne schal mynystre to me with-outen ende.“ And whenne I herde thise wordes of god, I Adam to
cast my-self doune to the erthe and worshipped god, seyenge: „thow art god.
euerlastyng god and heyghest, and euery creature shal gyfe wirshepe to the and praysyng; thow art aboue alle lightes shynyng, thow art verey light of lyfe; þou art swiche that no tonge may comprehende the in witte. O thilke grete vertu of god lyfynge, alle creatures to the gyfe honour and spirituel praysinge, whanne thow had made mankynde thorghe grete vertu.“ And anone as I had prayed this, Michael the archaungel of god toke me by the hande and cast me in to the mydel of paradys in the visitacions and the sightes of god(!). And Michael helde a ȝerde in his hande.... with-in the circuyte of paradys: with the whiche towchynge of the forsaide ȝerde they congeled to-gydre alle (to) yse, and I wente opon them, and Michael wente with me, and ladde me agayne in to the place of paradys fro the which he rauysshed me....“ Thanne Adam seide: „here, my sonne Seeth, other priuetes and sacramentes were shewed to me; forwhy I vndirstonde and know thynges þat ben comynge in this world temporel the f. 7.
whiche god made for mannes kynde; that is to seye: I had my knowyng and myn vndirstondyng of thynge that is comynge by the etyng, þat I ete of the tree of vndirstondyng. Also I vndirstode ther-by þat god shal schew hym in water & shewe hym in brennynge, and fyre shal goo oute of his mouthe of his maiestee, and he shal ȝeue vnto alle men his comaundement and his biddyng and he shal make hym holy in the house of his maieste; and god shal shewe to hem a merueylous place of his maieste and there thei schul bigge a house in the erthe to ther god. & thei schul breke his comaundementes, and ther holy place schal be brent and ther londe schal be forsake & thei shal be twynned, for thei wrethed god. The seuen day god schal make hem saaf ageyn fro ther twynnyng and make hem ooned aȝeyne as thei were; and efte thei schul bigge a house to ther god, and thanne schal the last house of god be bettir saued thanne the first. And efte-sones shal shrewdnesse ouercome the ryghtwisnesse, and

Digitized by Google

eft schal god dwelle *with* men in erthe to be seyne: and thanne shal ryghtwisnesse bygynne forto shyne and he shal be worshepid euer in the house of god, and the aduersarye ne shal not noye to men that trowe in god; and god shal reyse vp a sauf peple to be made with-outen ende. Wikked mene schul putte Adam oute of his kyngdome(!). And afterwarde who that wille of that kingdom loue heuen and erthe nyghtes and dayes and alle creatures worshepynge to the lord, and thei breke not his comaundementes ne thei schul not chaunge his werkes. And men forgetyn(g) the comaundementes of god, thei schul be chaunged, for that god schal put oute wikked men; and rightwisse men shul dwelle as rightwisnesse (asketh) in the sight of god. And in that tyme men schul be puryfyed of ther synne by water of cristendome, noght willyng to be puryfied by water. Wyse is that man that amendeth his soule; for why ther shal be a gret day of Juggement among synful men, and ther dedys schul be enquered of rightwisse god, ther Jugge." —

Adam called his children. And aftir that Adam was made ixC and xxx ȝere, he wiste wele þat his lyfe-dayes schulde soone eende. He seide to Eue: „gadre to-gydre alle my childre, that I may speke *with* hem and blisse hem, or I dye." & thei come to-gidre in thre *par*ties byfore his prayenge-place, where Adam had prayed to oure lord god. And thei come to-gidre alle with one voyce seyynge: „What is thy wille, fader? wherfore hastow gadred vs to-gydre, and why lyestow in thy bedde? Say to vs now, what is thy wille that we

Adam spak to his childre. doo?" Thanne Adam answered & seide: „my childre, me is ful woo and *with* sorowes I am trauayled." And his childre seide to hym: „Fader, what is it to haue euyl and *with* sorowes to be trauailed?" Thanne seide his sone Seeth: „lord, fader, happely thow hast desired for to eete of the froyte of paradys of the whiche som-tyme thow eete, & therfore thow lyest in sorowe. Sey to me if thow wil þat I goo & neyghe the gates

f. 8. of paradys & do dust on myn hede and falle doun to the erthe byfore the gates of paradys and crye in gret lamentacioun prayeng oure lord; and happely he wille here me and sende his aungel to brynge me of þat fruyte

Adam to (Seth). the whiche thow desirest." And Adam answered and seide: „Sone, I ne desire nothyng, but I wex ful seeke & I haue gret sorwes and desese

Seeth t(o Adam). in my body." Seeth answered: „I not what sorwe is. Wiltow not say to vs what it is? why helestow it fro vs?" And thanne seide Adam: „hereth

Whi A(dam) (was) putte in (paradys). alle my childre, why(!) oure lord god made me and ȝoure moder & putte vs in paradys & gaf vs alle the trees berynge fruyte to eete when we wolde, but he seide to vs that we schuld not eete of the tree of knowynge gode and euel, that stondeth in the myddel of paradys. Thus god putte vs in paradys, and gaf me power in the est & in the partye þat is aȝeyns the *par*tye of the northe, and to ȝoure moder he gaf the southe and a *par*tye of the west; and he gaf to vs twoo angeles to kepe vs.

Nota The tyme come that thise aungeles wente into the sight of god hym for to honoure: thanne anoon the feende fonde a place in ȝoure moder and he begiled hir and made hir eete of the tre vnleful and forboden vnto hir; and she eete and *pro*fred to me, (&) I eete. And anoon oure lord god was wrothe in wodenesse to vs, and he seide to me: „For sothe, for that thow hast forsaken my comaundementes, & my worde that I ordeyned to the

Adam had (in his) body lxx w(oundes). thow hast not kepte, see now I schal caste in thy body lxx woundes of diuerse sorwes fro the hyest place of thy heede, of thyne eyghen and of thyne eeren vnto the netherest place of thy body, that is to say fro the crowne of thy heede to the nayles of thi tooes, and in alle diuerse membres of thi body be ȝe tourmented." And he ordeyned in tormentynge to vs so sorwes to-gydre with brennynge. For sothe, sones, al this oure lord hath sent vs, & to alle ofsprynge of vs." This seyeng Adam to his sones, he is taken with grete sorwes, and he cryed with grete voyce and saide: „What shal I wrecche do, that am putte in thise sorwes?" And whenne

Eue. Eue herde this, she bygan to wepe and seide: „lord god, putte his sorwes

Digitized by Google

in me, for why I haue synned!" And she seide to Adam: „gode sir, gif me parte of ȝoure sorwes, forwhy my defautes haue broght ȝow to thise sorwes!" And Adam seide to Eue: „aryse and goo with thi soonne Seeth nyeghe the ȝates of paradys, and caste erthe in ȝ*our* face and on ȝ*our* heueddes and falleth doune & make sorwe in the sight of oure lord god: and happely he wil haue mercy on vs & happely he wil comaunde an aungel to the tree of mercy, fro the whiche rennethe oyle of lyfe, and happely he schal gyfe ȝow of that medicine, that ȝe may anoynte me *with*, that I may be lessid of thise sorwes in the whiche I brenne and am ful wery of." And they went forth, Seeth and Eue his moder, to-ward the *par*ties of paradys. And while they ȝede be the wey, sodeynly ther come an eddre, a foule best with-oute pite, as it were a fende, and boote Seeth wykkedly in the face. Whenne Eue saw that, she bygan to wepe and seide: „Alas be to me, wrecche, for I am cursed, and alle that kepe noght the comaundement of god." And she seide to the eddre *with* a grete voyce: „O thow cursed beste, how durstow putte the forth to the ymage of goddes lyknesse? how artow hardy to fight with hym, or were thy teeth ought worthy to touche hym þat is to seyn so myghty?" The serpent answered and seide *with* a grete voyce: „O thow Eue, whether oure shrewdenesse be not afore go(d), ne hath not god styred oure wodenesse aȝeyns yow? Sey to me, Eue, how was thy mouthe open to eete of the fruyte the which oure lorde comaunded the that thow schulde noght eete? forsothe byfore hadde we no power in ȝow, but afterward that thow hadde broken the comaundement of god, thanne bygan oure hardynesse and oure power in ȝow." Thanne seide Seeth to the worme: „cursed be thow of god: go awey fro the sight of men, close thy mouthe and wexe thow dombe, cursed enemy & stroyer of rightwisnesse; go fro the sight of goddes image, vnto the tyme that god calle the aȝeyn to be proued what thow art!" And the worme seide to Seeth: „se, I go awey, as thow seide, fro the face of the image of god" and anoon he wente awey. — Seeth forsothe and his moder wente forth to the gates of paradys: and thei toke the dust of the erthe and cast on ther heedes and on ther faces, and thei felle doun grouelyng to the erthe, and thei beganne to make grete sorwe, *with* grete lamentacioun prayng ther lord god that he schuld haue mercy vppon Adam that was that tyme contynuyng in sorwe, and þat he wolde sende an aungel of his to gyf them of oyle of the tree of the mercy of god. For sothe in ther praying that thei preyed to god, the aungel Michael appered to hem and seide: „Seeth, what sekest thow? I am an archaungel, Michael, that am ordeyned of god keper of mannes body. I say to the, Seeth, goddes man: wepe no more praying for the oyle of mercy, to anoynte ther-*with* the body of thi fader Adam for the sorwes þat he suffrith now in his body; I sey to the that thow ne may noght haue ther-of in no maner vnto the laste dayes of vMil. CC xxviij ȝere. Thanne schal come to the erthe Crist, the most loued sone of god, and he shal dye & aryse vp aȝeyn, and *with* hym the body of Adam and the bodyes of alle dede schal aryse vp. And thilke Cryst, goddes sone, schal be baptised in the floode of Jordan. Whenne he is comyn oute of the water, thanne schal he ennoynte thi fader with oyle of mercy, that schal euermore be forth fro kynde to kynde among men in to the euyrlastyng lyfe. Thanne forsothe shal the beste byloued sone of god, that is to sey Cryst, stye vp, and he wil lede thi fader into paradys to his tree of mercy. And go thow now to thy fader and seye to hym, forsothe, the tyme of his lyf-dayes be doone. And whenne the soule shal passe oute of his body, thow shalt see many merueyles in heuen and in erthe among the bright beerdes of heuene." Whanne Michael the archaungel had seide this, anoone he vanysshed awey, and Eue turned aȝen, and sothely toke *with* hem ordoramenta, that is Nard*um* & Croc*um* & Calamynte & Cynamomu*m*.

Eue and Seeth.

f. 9.

Eue s(eide to) the (eddre).

The (eddre) to (Eue).

Seet(h to) the (eddre)

Aungel to Seeth.

(Pro)phecy of (C)ristes comyng.

f. 10.

And whenne Seeth and his moder come aȝeyn to Adam, thei seide how the serpent hadde byten Seeth, his sonne. And Adam seide to his wyfe: „beholde what thow hast do to vs! thow hast broght to vs a gret disese and synne into alle oure kynde. But sothely alle thise that thow hast doo to vs, and alle thinges that bee doone, schewe to oure childre aftir my deeth, forwhy thei that schul come of vs here-aftir, ne schul not be worthi[1] to bere the disese that thei schul haue ne the sorwes. Thanne thei schul curse & warye to-ward vs & seye: thise diseses haue oure former fader & moder broght into vs, the whiche were in the byginnyng afore vs." Eue, heryng this, bygan to make mykil sorwe & wepe. — And thanne come the dayes of Adam deth-tyme, as Michael, goddes aungel, hadde seide byfore. And whenne þat Adam knew that the tyme of his deth come, he seide to alle his childre: „byholdeth, now I dye, and the nombre of my ȝeres in this werlde be ıxC & xxx. Whenne I am ded, berieth me aȝens goddes ȝerde in the felde of his duellyng-place!" And whenne he had seide this, he leete forth his spirite. And the sonne was derk, the moone & sterres, viij dayes lastyng. Whenne Seeth & his moder hadde leyde forth Adam body, thei[2] sorwed vppon it; thei loked to-ward the erthe clappyng ther handes opone ther heuedes and thei putte ther heuedes doune to ther knees, sore wepyng; and alle ther childre also. And thanne Michael the archaungel appered to them stondyng at Adam heued and seide to Seeth: „aryse vp fro the body of thi fader and come to me, that thow may see thi fader & the ordenaunce which god purposed to doon with his shappe that he wroght: forwhy he hath mercy on hym at this tyme." & thanne alle aungeles songe in trompes saying: „Blessid be thow god of thy makyng, for why, for thow art now merciable on hym." — Thanne sagh Seeth the hande of god holde opyn & his fader soule helde, & toke it to seint Michael and seide: „lat this soule be in thy kepyng in tormentes vnto the last dayes of dispensacioun: and thanne shal I deliuere hym of his sorwes; for sothe, thanne he schal sitte in his Joyful troone that hath hym cast so lowe." And ȝet seide god aȝen to Michael: „brynge to me thre clothes of sendel & bismos, & lay oone ouere Adam and a nother ouere his sonne Abel." And alle the ordres of aungeles wente bifore Adam & blessid þe slepe of his laste eende of deeth. And archaungeles beried the body of Adam on the body of his sonne Abel in paradys(!). Seeth & his moder saw that the aungeles dyde,[3] and thei were amerueyled gretly. Thanne seide the aungeles to hem: „As ȝe haue seen thise bodyes beried, in the same manere berieth ȝoure dede bodyes aftirward!" Thanne aftir six dayes that Adam was dede, Eue knew that deeth was comyng to hirward faste: she made gader to-gydre alle hir sones and alle hir doughtres & seide: „herith me, sonnes and doughtres, that I shal telle yow! Aftir þat tyme þat ȝoure fader & I wente ouer the comaundementes of god, Michael the archaungel seide to vs: „for ȝoure cursednesse and ȝoure synne god wil bringe his wrath of doome in ȝow and in alle ȝoure kynde first by water aftir by fyre: in thise two alle mannes kynde be punyshed of god." Therfore here, my sonne Seeth: make tables of stoon & tables of shynyng clay (or) erthe, & write ther-inne the lyf of ȝoure fader and of me, and also the thynges that ye haue herde and seen of vs. For whenne god shal iugge alle oure kynde by water, the tables of erthe wil lose and the tables of stoon wil dwelle; forsothe, whenne god wil iugge mankynde by fire, thanne wil the tables of stoon lose and the tables of erthe endure." Whenne Eue had sayd al this to hir childre, she spredde hir hondes toward heuene, & she byholdyng toward heuene kneled doun to the erthe, prayeng (to) oure lord god; and whiles she made hir prayers, she ȝelde vp

Ad(am) to (Eue). Adam (deth). Michael spak to Seeth. Adam soule. Where & how Adam was beryed. f. 11. Eue s(pak to) hir chi(ldre). Twoo (tables).

[1] l. wrothe. [2] Ms. & thei. [3] Ms. dyede.

the spirit. And after ther was made grete wepyng of hir childre,
and thanne hir sones and hir doughtres beried hir. And while thei made
sorwe for the deeth of ther moder iiij dayes lastynge, Michael the arch-
aungel appered to hem and seide: „more thanne sex dayes ne wepeth
noght the dethes, þat is to say for them that be dede, for the seuent day
is token of vprysing and rest to come of this worlde and in seuent day god
toke rest of alle his werkes." Thanne Seeth made tables of stoone and
tables of shynyng erthe, & thanne he bigan to make the shappe of let- Seeth made
tres & wrote his fader lyf and his moder, as he had herd hem tolde, and the tables
also þat he had seen *with* his eyghen, and thanne he putte thilke tables, beforesaide.
when thei were writen, in his fadres hous into his oratorye, where Adam
was wont for to preye to oure lord god. The which tables were founden
aftir Noee flode & seen of many oone, but thei were noght redde. So
after wyse Salamon hadde seen thise tables writen, he prayed to god that Salamon.
he myght haue witte to vndirstonde the thynges ywriten in thoo tables.
Thanne appered to hym goddes aungel, seyeng: „I am the aungel that
helde the honde of Seeth whenne his fyngre wrothe this with yrne in thise
tables. Now herken knowyng of this writyng, that thow it vnderstonde[1]
where thise tables were. Forsothe, thei were in Adam prayeng-place
where he and his wyfe were wonte to preye to oure lord god; and
therfore it behouith to the that thow make there prayeng to god." And Name of
Salamon cleped thise lettres Achilincos, þat is to seye with-oute techyng thise lettres.
of lyppes writen with fynger of Seeth, the aungel of god holdyng his
honde. And in thoo tables was founden þat that was prophecied of
Adam seuene sythes, and Ennok spak afore Noe flood, of the comyng f. 12.
of Crist Jhesu: „Byholde, oure lord shal come in his holy knyghthede to
make Juggement of men and distroye alle wikked of ther werkes and of
alle the spekyng of hem with synners, wikked men and grucchers he seketh,
for to speke after ther owne coueytyng, thei entred & spak proudely."

[1] Ms. vnderstonde vndirstonde.

---

2) The Life of Adam and Eue, aus Ms. Harl. 4775.*

NOwe take hede that whan oure lorde god had made heuene and erthe and alle the Ornamentis of hem, God sawe that thei wer goode, and seide: „make we mane vnto oure ymage and liknesse, and be he soueraine to the ffisshis of the see and to the volatiles of heuene and to the vnresonable beestis of the eerthe and to eche creature and to eche reptile which is meued in the erthe." And god made of naught man to his ymage and liknesse, god made of nought hem male and ffemale, and blessid hem and seide: „encrece yee and be ye multiplied, and felle yee the erthe and make ye it sogette, and be ye the lordis to the ffisshis of the see and to the volatilis of heuene and to alle liuinge beestis on erthe." And (god seide:) „loo[1] I haue youen to you eche herbe beringe seede on erthe, and alle trees that haue in hemselff seede in her kinde, that thei be in to meete to you and to alle livinge beestis on erthe and to eche bridde of heuene and to alle thingis that ben

* Diese Hs. enthält die engl. Übersetzung der Leg. aurea; das Leben Adams ist hier am Schlusse angehängt und zu einem Teil der Sammlung gemacht, obschon es ursprünglich wohl ein besonderes Werk für sich bildete. Es findet sich aufserdem in Ms. Egert. 876 u. Ms. Douce 872 (ebenfalls Hss. der Übersetzung der Leg. aurea). In dieser Version sind die biblischen Partien hinzugefügt. In Ms. Egert., der besten Hs., fehlt leider der Schlufs.

[1] Ms. soo.

Digitized by Google

meued on the erthe (&) in which is a livinge soule, that ye haue to ete." And it was done so, and god sawȝ alle thingis which that he made, and thoo were fulle god. — Than oure lorde god fourmed mane of the slyme of the erthe, and spired in to the face of hym an entre of brethe of life, and is made mane in to a soule lyving yevinge liffe. Adam was made of oure lorde god in the vale of Ebronne, and there of ffour corneris of the worlde Adam was made; and aungellis[1] brought that erthe fro thoo foure parties, the which aungellis ben clepid Michaelle, Gabrielle, Raphaelle, and Vrielle; and the erthe that these aungellis broughten was bright and shininge as the sonne; and that erthe was brought out of foure floodis: that is to seie, Seon, Phison, Tigres, and Euffrates. Than is man like the ymage of god made, and god blewȝ in his face enspiringe of life, that is to seie, his soule. And so he was made of iiij parties of the erthe, and also of iiij manere of wyndis of the firmament he was enspired. — Than oure lorde god, whan Adam was mad, had[2] youene hym no[3] name as yit: and than god seide to the iiij Angellis that thei shulde seche hym a name. And than Michaelle went forth in to the este, and there he saughe the sterre that hight Annotalum: and he toke the frist lettere there-of. And Raphaelle went forthe in to the southe, and fonde there the sterre of the southe that hight Dises: and he toke the frist letter there-of. And Gabriel went in to the north, and fonde there the sterre of the north that hight Arthos: and he toke the frist lettre there-of. And than Vrielle went in to the west, and fonde there the sterre that hight Memsembrion: and he toke the frist letter there-of. And than these lettris were brought to oure lorde, and he bad Vrielle rede them: and he radde hem and seide: Adam; and than oure lorde seide: „so shalle his name be callid." Vnde *versus*: Annotale dedit A, disis D, contulit Arthos, M Memsembrion; collige: fiet Adam. — And ye shulle vndirstonde that Adam was made of viij thingis: oo partie was made of the slyme of the erthe: where-of his flesshe was; and there-of he is slowe. A-nothir parte was of the see: where-of his bloode was; and there-of he is couetous and busie. The thrid parte was of stoones of the erthe: and ther-of he is harde and bitter. The fourthe parte was of the clowdis: where-of be his thynkingis wrought; and there-of he is lecherous. The v[te] parte was of the wynde: where-of is made his brethe; and there-of he is light. The vj[te] parte was of the sonne: and there(-of) ben (his) eyȝene; and there-of he is fair and cler. The vij parte is of the light of the worlde: where-of he is made gladde; and there-of he hath his vndirstondinge. The viij[te] parte is of the holie gooste: and there-of is made his soule; and there-of ben these holie prophetis and alle goddis (chosen).[4] — — For sothe, lorde god had[5] plantid Paradis of delite from the biginninge: in the which he sette man, whan he had fourmed hym. And oure lorde god brought forthe of the erthe ech a tree faire of sight and swete to eete; also the tree of life in the myddille of paradis; and he tok man and putte hym in paradis, and he plantid[6] the tree of knowinge goode and eville. Than oure lorde toke mane and putte hym in paradis of delite, that he shulde worche and kepe it. And he commaundid hym, seienge: „Of eche a tree of Paradis eete of, sauff of the tree of knowinge goode and euelle eete thou nought; and what daie that euer thou eete there-of, with deethe thou shalt die." Also the lorde god for soth seide: „it is nat good to a mane to be allone: make we to hym an helpe like to hym." The lorde god, fourmed of the moiste[7] erthe alle thingis of the erthe hauinge saule and alle volatilis of heuene, and oure lorde god[8] brought hem to Adam, that he shuld clepe hem. Alle thingis for sothe of soule liuinge affter the kinde and propirte of it he yafe it name; and right as Adam cleped hem, alle-

[1] Ms. an aungelle. [2] Ms. and. [3] Ms. a st. no. [4] Ms. goodis, Eg. goddes chosen. [5] Ms. hath. [6] tilge he tok bis plantid. [7] Ms. mooste. [8] tilge and bis god.

Digitized by Google

weie sith is the name of hem. — But vn-to Adam for sothe was nought founde an helpe to hym: Then sent the Lorde god sleepe vn-to Adam; and whan he was asleepe, he toke oone of his ribbis and fulled flesshe for it, and than oure lorde god edefied that ribbe the whiche he toke from Adam in to a womman, and brought hir to Adam. Than Adam seide: „this is nowe a boone of my boones and flesshe of my flesshe; this shalle be clepid mannes deede, for she is taken of man. Wher-for a man shalle forsake ffadir & moodir and drawe to his wiffe, and thei shulle be twoo in oo flesshe.“ And eithir of hem for sothe was nakid, and that was Adam and Eve his wiffe, and thei shamed nat. But the Adder was feller than any livers of the erthe whiche the lorde god made: whiche Adder seide to the yonge womman: „whi commaundid god to you that ye shulde nat eete of eche tree of Paradis?“ To whom the womman aunswerid and seide: „of the ffrute of the trees that ben in paradis wee ete of; sauff of the tree that is in the myddis of Paradis commaundid god vs that we shulde nat eete, ne that we shulde nat touche hit, lest perauenture we deie.“ „Forsothe, quod the Addere to the womman, through dethe ye shulle nat deie; but god wote welle for sothe that what daie ye eete ther-of, your eyȝene shulle be opened and ye shulle be as goddis, knowenge goode and eville.“ Than the womman saughe welle that the tree was goode and swete and faire to the eyȝe and delectable to the sight: and she toke of the frute and eete there-of, (and yafe to her man, the whiche ete) also. And than the eyene of hem bothe were opened. And whan thei knewe hem-selff to be nakid, thei sowed to-gedirs leves of ffigge-trees and made hem breches there-of, to hide there-with her preue membris. And whan thei herde the wois of the lorde god goynge in paradis and[1] the shininge affter Middaie, Adam and his wiffe hidde hem from the fface of the lorde god in the myddis of the trees of paradis. And than the lorde god cleped Adam and seide to hym: „where art thou, Adam?“ And than he aunswerid and seide: „lorde, I hurde thi wois in paradis, but I dradde there-through, for I was nakid, and hidde me.“ To whom the lorde god seide: „who for sothe schewed the that thou were nakid but[2] that thou ete of the tree of which I commaundid the that thou sholdist nat eete?“ And than Adam seide: „the wonman that thou yafe me to fellawe, yafe to me of the frute and I ete there-of.“ And oure lorde god seide to the womman: „whi didist thou soo?“ And than the womman aunswerid and seide: „the Adder begilid me and I eete there-of.“ And than the lorde god seide to the serpent: „ffor that thou hast doo this thinge, thou shalt be cursid amonge alle the soulis beiris[3] and beestis of the erthe, and vppone thi brest thou shalt goo, and erthe thou shalt ete alle the daies of thi live; and enemytees I shalle putte bi-twene the and womman and thi seede and hir seede; (she) shalle treede thine heede, and thou shalt espie to hir hele.“ And also to the womman oure lorde god seide: „ffor sothe, I shalle multiplie thi deseses and thi conceivingis, and in sorowe thou shalt bere thi childrenne, and thou shalt be vndir the power of mane, and he shalle haue lordeshippe ouer the.“ And than the lorde god seide to Adam: „for sothe, for that thou hast herde the voice of þi wiffe, and that thou hast etenne of the tree of which I commaundid that thou sholdist nat eete, cursid is the erthe in thi werke, and in traueile thou shalt eete of it alle the daies of thi life; and it shalle bere[4] vnto the thornes and breris, and thou shalt ete the herbis of the erthe in swote of thi chere and face, and thou shalt ete thi brede vn-to the time that thou shalt entre ayenne vnto the erthe of which thou art take and I-made of. Forsoth, poudir thou art and to poudir thou shalt turne.“ And Adam cleped the name of his wiffe Eve, tho(r)ugh (that) she was moodir of alle thingis livinge. Also forsothe, the lorde god made to

[1] and st. at? Gen. ad auram. [2] Eg. no but. [3] Eg. hauers. [4] Eg. burione.

Adam and to his wiffe letheren cootes and clothid hem and seide: „se Adam is made as oone of vs knowinge good and eville: nowe perauentur he puttith out his honde and takith also of the tree of his life and ete and liue[1] euer-more.“ And the lorde god sent hym out of Paradis of delite, that he shulde werche the erthe of the which (he was) take and made of; and he threugh out Adam and sette Cherubyne bi-fore Paradice of delite, and a flawmynge swerde and a pliaunt, to kepe the weie towardes the tree of liue.

This that followeth was done afftir that Adam was cast out of Paradis in to this woofulle place.

Afftir that Adam and Eue were cast out of Paradis, thei went in to the west and made hem there a Tabernacle: and there-inne thei dwellid vij daies, wepenge, louringe[2] and crienge in moost tribulacioun. And affter thoo vij daies thei be-gonne to hungre: and sought mete, and founde noone that thei myght eete of. And than seide Eue vnto Adam: „my lorde, I hungre sore; whi goo ye nat to seche some thinge that we myght ete and there-bi live, yif perauentur oure lorde god wille loke on vs and haue mercie on vs and clepe vs ayenne to the steede that we woned inne ffriste?“ Than aroos Adam affter thoo vij daies and yede about the londe vij daies, and fonde noo such mete as thei had in paradis. Than seide Eue vn-to Adam efte: „A, my lorde, I deie for hungre; wolde god I myght deie or ellis be slaine of the, my lorde, for whi for me god is wroothe with the.“ And than seide Adam: „grete is in heuene and in erthe his wrath: whethir it be for me or for the, I note.“ And eft seide Eue vn-to Adam: „my lorde, slee me, that I mai be doone aweie fro the face of god and fro the sight of his aungellis; so that oure lorde god for-yete to be wrothe with the, so that he myght lede the ayenne in to paradis; for whi for the cause of me thou art put out there-of.“ Than seide Adam: „speke no more so, lest oure lorde god sende his malisoune on vs! howe myght it be that I shulde putte myne hond in to my flesshe — that is to seie, howe myght it be that I myght slee my flesshe? But arise and goo we and seche we where-with to liue, ne stent we nat to sech it!“ Than thei went forth and sought ix daies, but thei fonde nat such as thei had in paradis; but neuertheles thei founde suche as beestis etenne. Than seide Adam to Eue: „oure lorde god deliuerid vs mete of aungellis;[3] where-for make we sorowe and doo penaunce bi-fore the sight of oure lorde, that made vs, xl daies, yif happelie oure lorde god, that made vs, foryeue vs and ordeine vs where-with to liuene.“ Than seide Eue to Adam: „my lorde, what is penaunce or howe shuld we doo penaunce, lest happelie that we take on vs that we mai nat fulfille, and oure praieris be nat herde and god turne his face from vs, yif we fulfille nat that we haue bihote? Thou, my lorde, whi seidist thou so? whi thoughtist thou to doo penaunce; for I haue brought the to tribulacioun.“ Than seid Adam to Eue: „myghtist thou nat suffr(e) as many daies as I mai; suffre (as many) and thou shalt be sauff. I shal suffre xl daies and vij, for alle thingis were[4] made, confermed and blessid in vij daies. Arise and goo thou to the ffloode of Tigree, and bere a stoone with the and stonde thou there-on in the watir vpe to the necke, and let noo worde come out of thi mouthe; for we ben vnworthi to praie to god, for oure lippes ben wnclene for we etenne of the forbodene tree. Be thou there xl daies, and I shalle goo in to fflome Jordane and be there xl daies and vij, yif happelie oure lorde god wille haue mercie on vs.“ Than Eue went to the water of Tigre, as Adam bad hir; and Adam went to the fflome Jordane, and leide his stoone and stoode there-on vpe to the necke in the ffloode, and the heere of his hede was spred a-broode on the water. Than seide Adam: „I seie to the, Jordane,

[1] Ms. liuid. [2] Eg. lorwing, l. sorwing. [3] l. beestis. [4] Ms. that were.

gedre to-gidir thi wawes and alle liuinge beestis with-in the, and com about me and make sorowe (with) me! but for your-selff make ye noo sorowe, but alle for me: for ye haue nat synned, but I wickidlie ayenst my lorde haue synned; nothir ye did noo defaute ne ye were nat begilid from your sustenance ne from your meetis ordeined for you, but I am begilid fro my sustenaunce the whiche was ordeined for me."

See here howe that alle thingis sorowedene with Adam.

Whane Adam had made alle this lamentacioun with sighynge and sorowefulle teeris, than alle livinge thinges on erthe, ffisshe, foule and beeste, come aboute hym in makinge sorowe with hym; and also the watir stode stille in that tyme of praienge. Than Adam with teeris cried[1] to the lorde god fro daie to daie, so that his voice waxe hors. And whan xix daies of his sorowe were fulfillid with Adam and alle liuinge thingis that sorowed with hym for his synne, than his aduersarie, the ffeende, stered with wrath and envie to hym-warde, transfigurid hym in to an aungelle othere to a fair ymage, and wente to the ffloode of Tigre there Eue was sorowinge; and he come to hir and wepte with hir. And than the ffeende seide to hir: „come out of the floode and wepe noo more, for thou art discharged of alle thine othir penaunce; for god hath seene your sorowes and hath foryeuene to you your trespas, atte praier of me and of alle othir aungellis. Come out, come out, for Adam is out. And god sent me to the to lede Adam and the vn-to your sustenaunce ayenne the whiche yee haddene in paradis and lost for your synne. Therefor come out, that ye were at youre mete that is made redie for you." Thane Eve come out of the water, and hir flesshe was grene as gres, for coold of the watir. And whan she come to londe, she fille doune for febilnesse, and laie there stille as deede alle-moost a daie. And than the feende toke hir vpe and comfortid hir, and brought hir to Adam. And whan Adam saugh hir, he cried wepenge: „O Eue, where is the werk of thi penaunce? howe is it that oure enemye hath begilid the, the which begilid us from oure dwellinge-place in paradis and fro our goostelie ioie." And whan Eue herde this that she was begilid through the feende, she fille grouelinge to the erthe, and than was hir sorowe doublid. And thane Adam fille doun, and his sorowe was doublid, and cried and seide: „cursid be thou, ffeende! what eylith the at us or what haue we doo to the, whi dost thou suche malice to us? haue we ought bi-nome the thi Joie or thine honoure? whi fightist thou ayenst vs, thou enuious deville and wickid ffeende?" Than aunswerid the deville and seide sorowfullie: „O Adam, alle myne enevie, malice and sorowe is through the, for through the I am kepte fro my Joie and cast out of my heritage that I had in heuene amonge Aungellis, and for the[2] I am cast oute in to this erthe." Than aunswerid Adam: „what haue I doo to the or where-for blamest thou me? thou were vnknowen to me ne I wist nat of the." Than the ffeende seide to Adam: „thou wotist nat what thou seiest. For in that daie that thou were made, I was cast a-doune fro heuene. And whan god blewȝ in the the spirite of life and thou were made to the liknesse of god, Mighelle[3] the aungelle lad the bifore god, and god seid: „loo I haue made Adam as oone of us." And than Mighelle went forthe and cleped alle the Aungellis and seide to hem: „worshippe yee the ymage of god, as god hath commaundid." And that same Mighelle first[4] honourid the,[5] and clepid me and seide to me: „honour thou the Image of god." And I aunswerid and seide: „nay, I haue naught to doo to worshippe Adam." And whan Mighelle chargid me to worshipe the, I seide to hym: „wher-for chargist thou me? I wille nat worshippe a fouler than I am; for

[1] Ms. crienge, Ms. Eg. cried. [2] Ms. that st. the. [3] Ms. and Mighelle. [4] Ms. fast. [5] Ms. hym st. the.

Digitized by Google

I am fairer than he, and I was afore alle creaturis and or he was I was made; and there-for I shalle nat worshippe hym.“ And also othir aungellis that herde and knewe this, woolde nat worshipe the.[1] And than seide Mighelle: „worshippe thou the ymage of god or els god wolle be wrothe with the.“ And I seide to hym: „yif so be that god be wrothe with me, I shalle sette my sette aboue the sterris of heuene and be like to hym that is althir-highest.“ And than god was wrothe with me and commaundid that I shuld be driven out of heuene and out of my Joie, and with me alle the Aungellis that consentid with me, that wolde nat worshippe the. Also[2] bicause of the we be put out of oure dwellinge-place and cast into the erthe; and anone I was brought in to sorowe and angir, for I was put out of alle my Joie, and thou were put in to alle manere of merthis and delitis. And therfor I beganne to be envious to the-ward, for I myght nat suffre the to be in so grete ioie and merthis as thou were inne. But than I went and begilid the womman, and with hir I begilid the fro alle the delitis, Joies and merthis that thou were inne, right as I was put out fro my glorious beynge.“ — And whan Adam had hurde alle this, he cried wepingeli and seide: „lorde god, my life is in thine hondis: make that this wickid aduersarie be ferre fro me, for he sechith in alle that he may to spille my soule. Lorde, graunte me the Joie that I lost.“ Than whan Adam had thus longe made his lamentacioun, the feende vanisshid aweie from his sight. And than Adam treulic fulfillid there his penaunce xl daies and vij, in grete sorowe and anguisshe, in the fflome Jordane. And than Eue seide to Adam: „my lorde, god leueth to the grace and is[3] grauntid to the liffe, and my life is grauntid to the, ffor atte frist time nor atte last thou were nat cursed, but I am cursed and begilid, for bi-cause that I kepte nat the commaundementis of god. Where-for nowe departe me fro the light of this life, for I wolle be departid fro the sight of the; for I am nat worthi to se the nothir to haue comforte ne merthe of the for my wickidnesse. But I wolle wende as ferre as that I may in to the west and dwelle there, tille that I deie.“ And so than anone she went forth in to the west with right grete and passinge sorowe, and there she made hir[4] a woninge-place to dwelle inne, and there-in she wepte fulle bittirlie. And in that time she had gone with childe three moonethis. And whan the time (come) of the childis birthe, that she sholde be deliuerd, she was traueilid gretelie with many diuers sikenesses. And than she mette with oure lorde and seide to hym: „lord god, haue mercie on me and helpe nowe me!“ And god wolde nat hire hir ne he had noo mercie on hir. And than Eue seide to hir-selff with mornynge chere: „who shalle nowe doo my lorde Adam to wite and to knowe of my woo? ye lightis (in) heuene, whan ye turne ayenne in to the este, shewe ye my sorowes and dissesis vn-to Adam myne husbonde!“ And also sone as she had thus I-praied, her dissesis were I-opened and shewed vn-to Adam. And whan Adam vndirstode and knewe hir sorowes and tribulaciouns, he seide than: „the desesis of my wife Eve be comene vnto me; and there-for lest the wickid Addir the ffeende come and fight with hir, I wolle goo nowe and vesite hir.“ And he went longe-time forth and vesitid hir, and fonde hir in grete sorowe and dissese. And anone as euer Eue saugh hym, she seide:[5] „my soule and my life is welle refresshid through the sight of Adam, my lorde.“ And than seide Eue vnto Adam: „nowe, good lorde, praie for me, that I myght be deliuered of these werst penauncis!“ And than Adam praied for her vn-to god ful ententifflie. And there come anone xij aungellis and twoo vertues, that is to seie twoo othere ordris of Aungellis, stondinge alle about hir bothe on the right side and also on the

[1] Ms. hym. [2] l. And so. [3] is st. has. [4] Ms. victore, Ms. Eg. her. [5] Ms. seide to hym.

Digitized by Google

left side. And Michael stode on the right side and touchid hir face and the brest, and seide to hir: „Eue, thou art blessid ffor Adam, that is for the in penaunce and in praieris for the: for through his praieris we bene sent to the, that thou myght vndirstonde helpe and socoure of godis aungellis. Wherfor a-rise thou nowe and make the redie to the birthe, for the time is nyghe.“ And she anone made hir redie there-to: and than she childid and brought forthe a sone, with grete sorowe and traueile. And anone the childre roos upe and ranne forth and toke gras in his hondis and yaffe to his moodir. And thei clepid his name Cayme. And than Adam toke Eue and hir childe and ledde hem in to the este. And oure lorde god sent Michael the Archaungelle to sowe diuers seedis, and yafe hem vn-to Adam and taught Adam to worche and to tilie the lond, for to haue frute to live bi, and alle othere generacions afftir hym. Than afftir Eue conceiued and bere a sone, that hight Abelle. And Cayme and Abelle woned to-gidir. And Eve seide to Cayme: „my dere sone, as I slept, me thought in my slepe that I saugh the bloode of Abelle, thi brothir, fallen in to thine hondis.“ And this same thinge Eve tolde vn-to Adam. And whan Adam herde this, he seide: „I drede gretelie lest Cayme slee Abelle, his brothir: and ther-for thei shulle be departid and dwelle assondre.“ And than Adam made hem dwellinge-placis, the toone ferre from the tothir, and Cayme was made a tiliere of the erthe, and Abelle was made a shepperde. And yitte afftir-warde Cayme slough Abelle. And in that tyme that Cayme slough Abelle, Adam was an hundrid and xxx[ti] yere oolde: ffor sith[1] Abelle was slaine of Cayme in the yeeris of his age an hundrid and twoo yere. And afftir that knewe Adam Eve, his wife, and bi-gate a sone that hight Seth: than seide Adam to Eue: „I haue begotene a sone for Abelle which that Cayme sloughe.“ Than livid Adam afftir that he bigate Seth viijC yere and bi-gate in alle xxxiij[ti] sones and xxxij doughtris, so that alle his childrene in oo noumbre were lx and v; the whiche multiplied gretelie vppone the erthe.

This that followith here tellith howe Cayme slowȝ Abelle his brothir, and of the veniaunce that god toke of Caym, as is in Genesis in the iiij[the] Chapiter.

Afftir that many daies Cayme shulde offre of the ffrutes of the erthe and of his yifftis to the lorde god. And Abelle his brothir offrid and vsed to offre[2] the frist-bigotenne thinge of his flok and of the fattest of hem. And our lorde hym-selff be-helde to Abelle and to his yifftis, and[3] vnto Cayme and his yifftis for sothe he behelde naught; and for this cause Cayme was gretelie wrothe with his brothir and felle with[4] his chere. And than oure lorde god seide to hym: „Cayme, whi art thou wrothe and what is the cause? Abelle thi brother with fallith his chere and malice(!).[5] Shalt thou nat haue good, yif thou haue doo welle, and elles forsothe anone euelle, and in the yatis thy synne shalle be atte the, but vndir the shalle be the appetite of hym and thou shalt haue the worshippe[6] of hym.“ And thane Cayme seide to Abelle his brothir: „goo we out.“ (&) in the feelde Cayme aroos with envie ayens Abelle his brothir and sloughe hym. And than oure lorde seide to Caym: „where is Abelle thi brothir?“ And Caym aunswerid and seide: „I note nat where; whan was I the keper of my brothir?“ And than god seide to hym: „Caym, what hast thou doo? Loo the voice of the bloode of thi brothir crieth to me fro the erthe. Wherfor nowe thou shalt be cursed on the erthe, whiche opened his mouthe and toke the blood of thi brothir of[7] thine hondis; and whan thou werchist the erthe, (it) shalle nat yeue to the his frute, but be vacaunt;[8] and ferre fugi-

---

[1] l. forsoth. [2] tilge and — offre. [3]) Ms. and also. [4]) Eg. & there-with ell. [5] Eg. whi art thou wrothe and whi ther-with fallithe thi chere? [6] Eg. lordhip. [7] Ms. in. [8] Eg. vagaunt; but be fehlt.

Digitized by Google

tiff thou shalt be on the erthe alle the daies of thi life.“ And than Cayme seide to the lorde god: „more is my wickidnes than I deserue[1] foryeuenesse. Sith[2] thou cast me out this daie fro the face of the erthe and fro thi face, thou shalt[3] be hidde fro me, and I shalle be vagabounde and ferre fugitiff in the erthe alle the daies of my life; and than who that shalle flynde me, shalle slee me.“ And than the lorde god seide to hym: „hit shalle nat ben done so, but alle thoo that shalle slee Caym shalle vij-foolde be ponysshid.“ And than oure lorde god sette a signe in Caym, that alle thoo that fyndith hym shalle nat slee hym. And than Caym passid thens out fro the face of oure lorde and dwellid ferre fugitiff in the erthe atte este partie of Edon. Thane Cayme for soothe kneugh his wife: the whiche conceiued and bere hym Ennok.... And this Ennok bigate Irade, and Irade bi-gate Mauianelle, and Mauianelle bigate Matersale, and Matersale bigate Lameth: the whiche toke twoo wifis, and the name of the too wife was Ada, and the name of the tothir Sella; and he bigate Jabelle, that was ffader of dwelleris in the tentis[5] and of shepperdis. And the name of his brothir was Tuballe: and he was ffader of syngeris in harpe and Organus. And Sella gate Tuballecaan, that was an hamersmyth and a smyth to alle werkis of bras and of Irenne; and the sustris of hym wer Taym and Neonia.[6] And Lameth seid thus to his wifis Ada and Sella: „hire ye my voice, wifis of Lameth, and herkene ye my worde, for I slough a mane in to a wounde, a litille wexinge mane in to my warinesse;[7] veniaunce shalle be youene of Cayme vij-foolde and of Lameth forsothe lxx times vij-foolde.“ — — Yit forsothe Adam knewe his wife: and she conceiued and bare a sone, and clepid the name of hym Seth. And Adam seide: „god hath sent to me anothir sone for Abelle, whom Cayme sloughe.“ But vn-to Seth is borne a sone whom he clepid Enos: and this biganne in worde to clepe the name of the lorde. — And Adam seid to Seth: „sone, hire thou me nowe and I shalle telle the what I saughe and harde. Afftir that thi moodir and I were passid out of Paradis, (as) I and thi moodir were in orisoune, Michaelle the Archaungel, godis messangere, come to me, and I saugh the ordris of aungellis as thikke as winde beynge in a faire sercle; and I saugh a chare, and the wheles there-of were as fire, and than I was rauisshid in to paradis: and there I saughe oure lorde, and his semblaunte and chere was as fire brenninge, and his vesase and chere was so bright that I myght nat in noo-manere wise endure ne suffre to loke there-vppone; and a grete multitude of aungellis were euer there about the brennynge beemes of his brightnes and of his semblaunt and chere; and than also I sawe anothir wondirfulle companie of Aungellis beynge on his right side and also on his lefft side. And bicause of alle these sightis I was in grete drede, an(d) than I made my praier to god in erthe. And than my lorde god seide to me: „wite it welle that thou shalt deie, for thou foryate and were vnobedient and that thou brakist my commaundement and herdist and tokist hede of the wordis of thi wiffe, the whiche wiffe I yaue to the to be thine vndirlinge and sogette to thine owne wille, and thou obeiedist to hir and nought to me.“ And whan it was so that I herde these woordis, I fille anone doun to the erthe and seid thus: „A lorde, that art moost myghtyfulle and most merciable, god bothe blessid and meke, ne foryete thou nat the worshipfulle name of thi dignite, but comforte thou, lorde, my soule, whan I die and my spirite passeth out of my mouthe; ne cast me nat, lorde, aweie fro thi face, which thou hast made of slyme of the erthe, ne put thou hym behynde that thou hast norisshid with thi grace! biholde howe that thy wordis brenne me!“ And than oure lorde seide to me: „for thine herte is such that thou lovist science

[1] Ms. desire. [2] Eg. se. [3]) Eg. y shall. [4] fro me fehlt in Eg. [5] Ms. templis tentis. [6] Eg. & the suster of Tubalcaym Noema. [7] Eg. wannesse.

and konnynge and goodenes and repentest the[1] that thou shalt be done aveie fro thi cōmynge, therefor the seede that commyth of the and that wille serue me, shalle neuer be lorne." And whan I had herde alle these woordis, I honourid hym lowelie on the erthe and seide to hym: „thou art god without begynnynge and endinge, and euery creature owith to worshipe the and loue the, for thou art aboue alle lightis shininge, thou art the verreie light of life, thou art suche that noo tonge mai telle ne comprehende in noo-manere witte. O thilke grete and meruelous vertue of god, alle creaturis to the yeuene honour and preisinge whom thou hast made mankinde through thi grete vertue." And anone as euer I had praied thus, Michaelle the Archaungelle of god toke me bi the honde and cast me out of paradis in to the visitaciouns fro the sight of god. And Michaelle helde a yerde in his honde, with the which he touchid the watris that went in circuite of Paradis: bi the which touchinge of the forseide yerde the watris congelid to-gidirs in to ise, and I went on hem. And Michaelle went with me and ladde me ayenne in to the place of Paradis, fro the whiche he rauisshid me, and efft ayenwarde he had me to the lake, there he rauisshid me. Nowe, my sone Seth, hire thou me and I shalle shewe to the the priuetees that beth to come and the sacramentis that bene shewed to me; for whi I vndirstonde and knowe thingis that ben to come in to this worlde temporalle the which god made for mankinde: that is to seie, I had my knowinge and vndirstandinge of thingis that be comminge bi etenge, that I ete of the tree of vndirstandinge that was forbode me. Also I vndirstod that god shalle shewe hym in the fourme of ffire and goo out of the Cite of his mageste, and he shalle yeuene men of his heestis and make hem holie in the hous of his mageste, and god shalle shewe to hem a meruelous place of his mageste on which thei shulle make dwellinge-placis in erthe, and there thei shulle bigge an hous in erthe to her god; and thei shulle breke his commaundementis, and her holie place shalle be brent and her lande shalle be forsaken and eche of hem shalle be driuene from othir, bi-cause thei wolle wrathe her lorde god. And the vij^{te} daie god shalle make hem sauff and bringe hem ayenne to-gidir, and efft thei shulle beginne newe housis to her god, and than shalle the last hous of god be better saued than the frist. And yit efftsones shalle sherewednesse ouercome rightwisnes: and than shalle god dwelle in erthe with men to be seene: and than shalle rightwissnesse biginne to shine and enemies than shulle haue noo more powere to noye noo mane that trowith in god; and he shalle saue his folk, and the wickid men shulle be ponisshid and departid bifore god, for thei wolde nauȝt kepe his commaundementis ne kepe his lawe ne his wille. And god shalle thane areise a faire puple to be made with-outene eende and wickid men shulle put Adam out of his kingedome(!). And afftir that whoo that wille haue the kingedome, loue heuene and erthe, nyght and daie and alle-manere creatures worshippinge to the lorde, and thei shul nat breke his commaundementis ne thei shulle nat chaunge his werkis. And thoo men that foryetene the commaundementis of god, thei shulle be chaungid, for god shalle put out wickid men; and rightwis men shulle aske to dwelle as rightwisnesse askith in the sight of god. And in that time men shulle be purified of her synne bi watir of cristendome, nauȝt willinge to be purified bi watir. Wise is that mane that amendithe his soule, ffor whi there shalle be a grete daie of Jugement amonge synfulle men, and her deedis shulle be enquerid of the rightwis god, her Juge." — And whan that Adam was of ixC and xxx^{ti} yere oolde, he wist welle that his life-daies shortid and neighid fast and sone shulde eende. And than he seid to Eue: „gadre to-gidir nowe alle my childrene, that thei mowe com bifore me and that I mai speke my fille vnto hem and yife hem

[1] Ms. nat, Eg. the.

Digitized by Google

my blessinge, or that I deie." And than thei come to-gidir in three parties bi-fore his praienge-place, where that Adam had praied to oure lorde god. And thei come to-gidir with oo voice seienge: „what seie ye to us, ffadir? whi be we hidir gadrid to-gidir bifore you and whi list thou in thi bedde? Seie to vs what is thi wille, that wee mai doo it." Than Adam aunswerid and seide: „my childrene, me is fulle woo and with sorowes I am turmentid and traueilid." And than his childrene seide to hym: „ffader, what is it to haue eville and with sorowes to be traueilid othir tormentid?" Than seide his sone Seth: „lorde, ffadir, thou desirist happelie to eete of the frute of paradis of the whiche some-time thou eete, and there-for thou liest thus in sorowes. Wolt thou that I goo and neyȝ to the yatis of Paradis and doo duste on myne hede and falle doun[1] to the erthe bi-fore the yatis of paradis, and crie in grete lamentacioun, praieng to oure lorde god, and happelie he wille hire me and sende his aungelle to me to bringe me that thou desirist." And than Adam aunswerde and seide: „sone, I desire noo thinge, but that I am woxene fulle sike and I haue grete penaunce in my bodi." And Seth aunswerid: „I wote nat what sorowe is; there-for seie what it is, and hile it nought to me!" Than seide Adam: „herkeneth nowe, alle my childrenne! Whan god made me and your moodur and put vs in paradis and yafe to us alle the trees beringe frute, to eete whan wee wolde, but oonelie of the tree of goode and eville that stondith in the myddis of Paradis — thus god put us than in paradis and yafe me powere in the este (and) in the parties ayens the northe, and to your moodir he yafe from the southe in to the west; and yaffe twoo aungellis to kepe vs. The time come that these Aungellis went to the sight of god, hym to honour: and than the ffeend anone fonde a place in youre moodir and counseilid hir to eete of the forboodene tree; and she eete and profrid me to eete, and I eete: and anone our lorde was wroth with us. Than he seid to me: „for thou hast forsake my commaundementis and that I ordeined to the thou hast nat kept me, se nowe I shalle cast in to thi bodie lxx woundis of diuers sorowes and maladies fro the coroune of thine hede in to the soole of thi foote, and alle the diuers membris of thi bodie be thei turmentid." Loo, sones, many sondrie sikenessis god hath ordeined us for our trespas and to alle oure kinrede afftir us." — Thus Adam seiing[2] to his sones, he (was) I-take with grete sorowis, and he cried with a grete vois and seide: „what shall I wrecche nowe doo, that am nowe put in to suche sorowes and tribulacions?" And whan he had alle this I-seide and Eve had herde alle this, she biganne to wepe and seide: „lord god, put these sorowes in me, for whi I haue trespacid, and nought he." and than Eue seide to Adam: „good sir, yeue me parte of thi desesis and of thi sorowes, for my defautis make the to haue these sorowes." And than Adam seid to Eve: „arise and goo with thi sone Seth and neyȝ the to the yatis of paradis, and castith erthe on youre heedis and fallith doun and makith sorowe in the sight of oure lorde god, that happelie he wille haue mercie on vs, and happelie he wille commaunde an Aungelle to the tree of mercie fro the which tree renneth oile of life, and happelie he shall yeue you of that medicine, so that ye may anointe me ther-with, that I myght be lissid of my sorowes that I suffre, in the which I brenne and am fulle werie off." — Thane Seth and Eue, his moodir, went toward paradis. And while thei yoode bi the weie, sodeinlie there come vpon hem a foule Adder with-out pete and a foule beeste, right as it were the feende, and he boote Seth wickedli in the face. And whan Eue saugh that, she biganne bittirlie to wepe and seid: „allas to me wrecche! for I am cursed, and alle that kepe nat the commaundementis of god." And thane Eve seide to the Adder with a grete voice: „thou cursed beeste, whi

[1] Hier bricht Ms. Egert. ab. [2] Ms. seid.

douȝtist thou nat to hurte and to noie thus cruelli the ymage of god? and howe art thou so hardie and so boold to fight with it, or that thi teethe shulde greue so worthi a creature?" And than the Addre aunswerid and seide with a grete voice: „O thou Eue, whethere oure wrecchidnes be nat afore god ne hath nat god steerid oure woodenesse ayens you? seie thou, Eue, howe were thou so hardie to eete of the tree the which our lorde forbedde and commaundid to eete nat of? ffor bifore-hande we had no right ne powere ouer yowe; but afftir that time that ye had ones brokene goddis biddinge and his commaundementis, we hadden powere anone in yowe." And than seide Seth to the worme: „cursed be thou of god: goo[1] aweie fro the sight of men and close thi mouthe and wexe thou doumbe, cursed enemie and distroier of rightwisnes; goo from the sight of the lord godis ymage, tille the time that god calle the ayenne to be preued what thou art." And than the worme seide to Sethe: „I mai nat with-stonde thi biddinge, but nowe I goo aweie fro the Image of god." — And Seth and Eue, his moodir, wenten to the yatis of paradis: and thei toke the dust of the erthe and kest it on her heedis and on her facis, and thei fillen doun grouelinge to the erthe and made grete sorowis, and praieden to god to haue mercie on Adam and that he wolde sende an Aungelle to bringe hem of the Oile of the tree of mercie, to hele with Adam. Than the Aungelle Michaelle appered to hem and seide: „I am the Archaungelle Michaelle, that am ordeined of god kepere[2] of mannys bodie. I seie to the, Seth, wepe no more ne praie nat for the Oile of mercie to anoynte with the bodie of thi ffadir Adam, for thou maie nat haue of that Oile, tille vMCC and xviij yere be eendid. Than shalle come on the erthe Jhesu Crist, goddis sone, and shalle ben baptisid in the fflome Jordane, and he shalle deie and rise ayen and goo to helle and anointe there Adam, thi ffadir, and bringe hym and alle feithfulle deede mene with... whiche annointinge shalle endure with-outene eende; than shalle Jhesu Criste stiȝe vpe, and he wille lede thi ffadir in to paradis to his tree of mercie. And goo thou nowe to thi ffadir and seie to hym: the time of his life-daies ben doone, for afftir vj daies his life-daies shalle passe. And than thou shalt se grete wondris in heuene and in erthe amonge the brighte aungelles of heuene." And whan Michaelle the Archaungelle had seide alle this, anone he vanisshid aweie. And than Eve and Seth turned ayenne homewarde, and toke with hem swete oynementis, that is Adoramenta: Nardum, Crocum, Calamynt, Synamom and Canelle. And whan thei come home to Adam, Eve tolde howe the serpent had betenne Seth, his sone. And than seide to his wiffe Adam: „biholde what thou hast done to vs! thou hast brought to vs grete dissesis and synnes to alle oure kinrede. Where-for alle that thou hast done vs and alle thingis that is done, shewe to my childrene afftir my dethe, that thei that shulle come of vs here-afftir ne shulle nat be wroothe to bere the dissesis that thei shulle haue, nor the sorowis; than thei shalle curse towarde us and seie: these dissesis hath our ffadris and moodris brought to us, that were in the biginninge afore us." — And whan Eue had herde alle this, she biganne to wepe and make grete sorowe and doole. And as Michaelle the Archaungelle had seid bifore, afftir vj daies Adam deide. And bifore that he deied, he seide to his childrene: „biholde, for nowe I daie and the noumbre of my yeris in this worlde bene ixC and xxx yere. And whan I am deede, burie me ayens godis yerdis in the feelde of his dwellinge-place!" And whan he had seide this, he yelde vpe the spirite. And than the sonne wexe derke, and the mone and the sterris, viij daies lastinge afftir his dethe. And whan Seth and his moodir Eve had leide forthe Adame his body, thei sorowedene on it; and thei loked toward the erthe clappinge her hondis on her hedis and thei put doun her heedis on

[1] Ms. goo we. [2] Ms. kepers.

Digitized by Google

her knes sore wepinge, and alle her childrenne also. And than Michael the Archaungelle appered to hem stondinge at Adames heede and seide to Seth: „arise vpe fro the bodie of thi ffadir and come to me, that thou se thi ffadir and the ordenaunce what oure lorde purposed to do with hym: for he had mercio on hym atte this time.“ And than alle aungellis tromped vpe, seienge: „blessid be, god, of thi makinge, for thou art nowe merciable on hym.“ Than saugh Seth the honde of god holdinge vpe the soule of his ffadir Adam and toke it to Seint Michaelle and seide: „Lete this soule be in thi kepinge in tormentis in to the last daie of dispensacioun: and than shalle I deliuer hym of his sorowes; ffor sothe than he shalle sytte on his ioiefull Throne, he that hath cast hym so lowe.“ And yit god seide ayenne to Michaelle: „bringe to me thre clothis of sendelle, and leie oone ouer Adam and anothir ouere his sone Abel.“ And alle the ordris of Aungellis wentene bifore Adam and blessid the slepe of his last eende of his dethe. And archaungellis buried the bodie of Adam in the vale of Ebronne, as the maister of stories tellith. And Seth and his moodir Eve saugh what the aungellis didene, and thei meruelid gretelie. And than seide the Aungellis to hem: „loke howe ye haue seene these bodies buried: and in the same manere burie ye youre dede bodies here-afftirward forth in time commyng.“ And than vj daies affter that Adam was thus deede and buried, Eue knewe than that deth was commynge to hir fast. And she gadrid to-gidir alle hir sones and doughtris and seide to hem: „hire ye me, my sonnes and doughtris, what I telle you! Afftir the time that your ffadir and I passid godis biddinge, Michaelle the Archaungelle seide to us: „for youre synne god wolle distroie your kinde ffrist bi water and afftir be fire: and in these twoo alle mennes kinde be of god.“ There-for hire, my sone Seth: make tablis of stone and also tablis of shininge claie or erthe, and write there-Inne the livis of your ffadir and me, and alle thoo thingis that ye haue herde and seene of us. For atte that time whan god shalle iuge alle oure kinde bi water, the tablis of erthe wille lose and melte aweie with sokinge and drinkinge of the watris, but thou shalt vndirstonde and knowe welle that the tablis of stoone wille dwelle and abide; and, forsothe, whan god wille Juge mankinde bi fir, than wille the tablis of stone (lose & the tablis of erthe) abide and endure.“ — And whan Eue had seide alle this to (hir) childrene, she spradde hir hondis abrode and lokid vpewarde to heuen, knelinge on the erthe, praienge to god; and whilis she praied, hir spirite passed. And than alle hir childrenne wepte bittirlie, and buried hir. And while thei made sorowe for her moodir foure daies fastinge, Michaelle the Archaungelle apperid and seide to hem: „men of god, make ye no sorowe for the dethe of your ffadir ne of your moodir, noo lenger than vj daies, ne for noone that deiene, for the vij daie is tokenne of oure vpe-risinge and rest that is to commene of this worlde, and in the vij[te] daie he toke rest of alle his werkis.“ And than made Seth tablis of stone and of erthe, and also he wrote in hem bothe the liuis of his ffadir Adam and of his moodir Eue, and leide the same tablis in his ffadris Oratorie where he was wonte to worshipe god. And afftir Noes ffloode the tablis were founden and seene of many oone, but thei were nat redde ne declared. And than aftirward come Salamone, the wise kinge, and saugh these tablis wretenne: and he deuoutelie praied to god that he myght vndirstonde the writinge of thoo tablis. And than appered to hym an Aungelle of god, that helde the honde of Seth whanne he wrote this with Irenne in his tablis, and seide: „thou shalt knowe the scripture there-of: and these tablis were in the place where Adam and Eue were wont to praie to god: and ther-for hit bihoueth to the to make a praienge-place to god.“ And than Salamone clepid these lettris in the tablis Archiliates, that is to seie with-out techinge of lippes I-wretene with the ffynger of Seth, the aungelle of god holdinge his honde.

Digitized by Google

Than made Salamone an hous of god menne to praie Inne. And (in) the tablis were founde I-writtenne that was prophecied of Adam vij sythes and Ennok spak of Noes floode and the comminge of Criste Jhesu. „Loo, he seide, oure lorde shalle come in his holie knyghthode to make Jugement of mene and to distroie alle wickidmene of her werkis and of alle the spekinge of hem with synners; wickid mene and grucchers thei seke to speke afftir her owne couetinge, thei entrid and spake proudelie.“ — This is the boke of the generacioun of Adam. Adam in that daie in the whiche god made mane of nought to the ymage and liknesse of god and he made of hem both male and ffemale and he made hem of nought and than he blessid hem and clepid the name of hym Adam in that daie the whiche he was made of nought, Adam for sothe liuid C[1] and xxx^ti yere or he gate a sone; and than he gate a sone to the liknesse of his ymage and callid the name of hym Seth. And the daies of Adam be made, afftir that he had bigote his sone Seth, viijC yere, and he bigate sones and doughtres many oone. And alle the time that Adam liuid here in erthe, was markid and I-made and it commeth to ix and xxxC yere; and alle the sones of Adam were in noumbre xxxiij and the doughtris of hym were in noumbre xxxij.

Here endith the life of Adam and of Eve.

---

[1] Ms. ixC.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

V. M. O. Denk, Die Verwelschung der deutschen Sprache. Ein mahnendes Wort an das deutsche Volk und die deutsche Schule. (Gütersloh, Bertelsmann.) 60 Pf.

Herm. Riegel, Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

K. Henkel, Die Stellung des Lesebuchs zum deutschen Unterricht und zu dem erziehenden Gesamtunterricht. (Prenzlau, Biller.) 60 Pf.

Grammatik.

Sylvius v. Monsterberg-Münchenau, Der Infinitiv in den Epen Hartmanns von Aue. (Breslau, Köbner.) 5 Mk.

J. Kelle, Das Verbum und Nomen in Notkers Boethius. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 40 Pf.

H. Hübschmann, Das indogermanische Vokalsystem. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk. 50 Pf.

C. Dorfeld, Über die Funktion des Präfixes ge in der Komposition mit Verben. Teil I. Das Präfix bei Ulfilas und Tatian. (Halle, Niemeyer.)

G. Saalfeld, Die neue deutsche Rechtschreibung. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

W. Waltemath, Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.

K. Zutavern, Über die altfranzösische epische Sprache. (Heidelberg, Weifs.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Jensen, Syntaktische Studien zu Robert Garnier. (Kiel, Lipsius & Fischer.) 1 Mk. 60 Pf.

P. Richter, Versuch einer Dialektbestimmung des Lai du Corn u. des Fabliau du Mantel Mantaillié. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Johannsen, Der Ausdruck des Concessivverhältnisses im Altfranzösischen. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 80 Pf.

G. Rudenick, Lateinisches ego im Altfranzösischen. (Dissert. Halle.)

A. Pfizmaier, Darlegungen grönländischer Verbalformen. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 20 Pf.

Lexikographie.

E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter nach ihrer Abstammung aus den einfachsten Anschauungen entwickelt. (In 6 Lfrgn.) 1. Lfrg. (Leipzig, Pfau.) 1 Mk. 20 Pf.

Digitized by Google

Ch. F. Grieb, Englisch-deutsches und deutsch-engl. Wörterbuch. 9. Aufl. 7 Lfrg. (Stuttgart, Neff.) 50 Pf.

Morwitz, Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen, sowie aller im geschäftlichen, gewerblichen und wissenschaftlichen Leben vorkommenden Wörter. (Leipzig, Brockhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Dizionario Dantesco di quanto si contiene nelle opere di Dante Allighieri con richiami alla somma teologica di S. Tommaso d'Aquino. (Verona, H. F. Münster.) Vol. I. 4 l.

Litteratur.

H. Stiehler, Der Dichter Johann Fischart und insbesondere sein „Glückhaft Schiff", das hohe Lied von Manneskraft und Mannestreue. (Dresden, Lehmann.) 60 Pf.

R. Wirth, Vorarbeiten u. Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins. (Progr Gymn. Plauen.) 1 Mk.

Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. (Posen, Jolowicz.)

A. Svoboda, Kritische Geschichte der Ideale. (Leipzig, Grieben.) 1 Mk. 80 Pf.

O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorischer Einleitung herausgegeben. (Marburg, Elwert.)

J. B. Peters, Deutsche Lyrik im Liede. Die deutschen Liederdichter der letzten drei Jahrhunderte. (Leipzig, A. Neumann.) 7 Mk. 50 Pf.

E. Richter, Dichterstimmen aus Baltischen Landen. (Leipzig, A. Neumann.) 2 Mk. 20 Pf.

F. Weinkauff, Almania. Dreisprachiges Studentenliederbuch. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 80 Pf.

E. Montel, Histoire littéraire des Vaudois du Piémont. (Paris, Fischbacher.) 6 fr.

R. Warnke, Die Lais der Marie de France. Mit Anmerkungen von H. Köhler. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.

Ch. Krick, Les données sur la vie sociale et privée des Français au XII[e] siécle, contenues dans les romans de Chrétien de Troyes. Progr. Gymn. Kreuznach.

E. Faguet, Les grands maîtres du dix-septième siècle. Études littéraires et dramatiques. (Paris, Lécène et Oudin.) 3 fr.

E. Altner, Über die Chastiements in den altfranzösischen Chansons de geste. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 60 Pf.

M. de Margival, Le Dit de la panthère d'amours. Poème du XIII[e] siècle, publié d'après les manuscrits de Paris et de St. Petersbourg. (Paris, Didot.) 5 fr.

H. Sundby, Blaise Pascal, sein Kampf gegen die Jesuiten u. seine Verteidigung des Christentums. Übersetzt von P. Junker. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Rivière, Rabelæsiana. (Paris, Marpon et Flammarion.) 3 fr. 50 c.

W. Printzen, Marivaux. Sein Leben, seine Werke und seine litterarische Bedeutung. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.

Blaze de Bury, Étude sur Marivaux. (Montmorency, Gaubert.)

F. Kaulen, Die Poetik Boileaus. Ein Beitrag zur Geschichte der franz. Poesie im 17. Jahrh. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.

J. V. Sarrazin, Victor Hugos Lyrik und ihr Entwicklungsgang. (Baden-Baden, Sommermeyer.) 1 Mk. 40 Pf.

R. Lesclide, Propos de table de Victor Hugo. (Paris, Dentu.) 6 fr.

Octavian, Zwei mittelenglische Bearbeitungen der Sage; herausgegeben von Gregor Sarrazin. (Heilbronn, Henninger.)

Digitized by Google

H. Johnson, Gab es zwei von einander unabhängige altenglische Übersetzungen der Dialoge Gregors? (Dissert. Berlin.)
H. Lehmann, Brünne und Helm im angelsächsischen Beowulfsliede. (Dissert. Leipzig.)
R. G. Moulton, Shakespeare as a dramatic artist: A popular illustration of the principles of scientific criticism. (London, Frowde.)
E. Köppel, Laurents de Premierfait und John Lydgates Bearbeitungen von Boccaccis De casibus virorum illustrium. (München, Oldenbourg.) Habilitationsschrift.
Klassische Bühnendichtungen der Spanier. Herausgg. u. erklärt von Max Krenkel. (Leipzig, Barth.) 2 Bde. 9 Mk. 90 Pf.
A. von Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 6. Lfg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

G. Friedrich, Deutsche Aufsätze (Abhdlgn.) in ausführlichem Entwurfe f. d. oberste Bildungsstufe der Gymnasien. 2. Aufl. (München, Friedrich.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Leimbach, Deutsche Dichtungen f. Lehrer u. Freunde der Litteratur erläutert. 4. Teil. 2. Abteil. (Kassel, Kay.) 2 Mk.
J. Bach, Deutsche Grammatik. (Riga, Jonck & Poliewski.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Wichmann u. G. Zipler, Deutsche Aufsätze. Methodisch bearbeitet u. zusammengestellt. 2. Teil. (Berlin, Stubenrauch.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Bach, Deutsche Grammatik. Leitfaden. (Riga Jonck & Poliewski.) 1 Mk. 80 Pf.
Lessings Minna von Barnhelm. Mit ausführlichen Erklärungen in katechetischer Form von A. Funke. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
Leitfaden der Litteraturkunde. Ein Anhang zu K. Th. Schneiders Lehrbüchern. (Rendsburg, Schneider.) 30 Pf.
A. Roos, Méthode nouvelle pratique et facile de grammaire allemande. (Paris, Fischbacher.) 1 fr. 25 c.
O. Böhm, Franz. Übungsbuch. Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen für Quinta der Realschulen. (Wismar, Hinstorff.) 1 Mk.
Zauritz, Übersetzungsaufgaben aus dem Deutschen ins Französische in grammatischer Stufenfolge. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Melzer, Repetitorium (Regelheft) der wichtigsten Regeln der franz. Sprache. 1. Teil. (Leipzig, Gracklauer.) 60 Pf.
A. Albrecht, Vocabulaire systématique français et allemand contenant des mots rares et importants. (Leipzig, Strauch.) 2 Mk. 25 Pf.
Franco-Anglia. Sammlung franz. u. engl. Dichter in deutschen Versen, als methodisches Hilfsbuch beim Sprachunterricht, von F. Bretschneider. (Rochlitz, Pretsch.) 2 Mk.
L. Byrons Childe Harold's pilgrimage. Erklärt von Aug. Mommsen. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.
L. Schiavi, Manuale didactico-storico della letteratura italiana. (Triest, J. Dase.) vol. III. 2 Mk. 80 Pf.
G. Lardelli, Italienische Chrestomathie. La lingua parlata. 2. verb. Aufl. (Davos, H. Richter.) 3 Mk.

Digitized by Google

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

BROWN & MARTIN, Dictionnaire de poche anglais et français. 28. Aufl. 2 Theile. 16. geh. 2 Mk. 60 Pf.

COUSIN, Französisch-Deutsches Reise- und Conversations-Taschenwörterbuch. Nach Thibaut's Wörterbuche bearbeitet. 7. Auflage. 16. geh. 2 Mk. 60 Pf.

ELWELL, Englisch-Deutsches Wörterbuch. Mit Bezeichnung der Aussprache. 26. vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Bde. 8. geh. 4 Mk. 50 Pf.

ELWELL, Dasselbe Werk ohne Bezeichnung der Aussprache. 14., vollständig umgearbeitete Auflage. 8. geh. 4 Mk. 50 Pf.

KLOTZ, Handwörterbuch der Lateinischen Sprache. Unter Mitwirkung von Dr. Lübker und Dr. Hudemann. 2 Bände. 9. Abdruck. gr. Lex.-8. 18 Mk.

MOLÉ, Französisch-Deutsches Wörterbuch zum Gebrauche für alle Stände. 36. Aufl. 2 Theile. Lex.-8. geh. 6 Mk.

MOLÉ, Französisch-Deutsches Taschenwörterbuch zum Schulgebrauch. 50., vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Theile. geh. 3 Mk. 50 Pf.

RICCARDO, Italienisch-Deutsches Taschenwörterbuch. 3. Auflage. 16. 2 Theile. geh. 2 Mk. 60 Pf.

ROST, Griechisch-Deutsches Wörterbuch für den Schul- und Handgebrauch. 4., gänzlich umgearbeitete Auflage. 10. Abdruck. 2 Bde. gr. Lex.-8. geh. 10 Mk.

WILLIAMS, Englisch-Deutsches Taschenwörterbuch. Mit Angabe der Aussprache. 27. Aufl. 2 Thle. 16. geh. 2 Mk. 60 Pf.

LANGE, Kleiner Atlas für ein- bis dreiklassige Volksschulen. Fünfzehn Karten in Farbendruck. geh. 60 Pf.

LANGE, Volksschul-Atlas über alle Teile der Erde. 35 Blätter in Farbendruck. 147. Aufl. Ausgabe mit Specialkarte zur Heimatskunde. *Bearbeitung von 1884 mit Berücksichtigung der neuen Orthographie.* Steif geh. 1 Mk. (Für Oesterreich-Ungarn ist eine besondere Ausgabe veranstaltet.)

Verbreitet in 1147000 Exemplaren!

LIECHTENSTERN & LANGE, Neuester Schul-Atlas zum Unterricht in der Erdkunde. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen. gr. 4. 65. Auflage.

In **29 Karten** für die unteren Classen. geh. 4 Mk. 50 Pf.
In **38 Karten** für die mittleren Classen. geh. 6 Mk. — Pf.
In **45 Karten** für die oberen Classen. geh. 7 Mk. 20 Pf.

Digitized by Google

Im unterzeichneten Verlage erschienen:

First English Reading Book.

Englisches Lesebuch

für

mittlere Klassen höherer Lehranstalten

von

Ludwig Herrig.

Siebzehnte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 2,25.

Premières Lectures Françaises.

Französisches Lesebuch

für

mittlere Klassen höherer Lehranstalten

von

Ludwig Herrig.

Zwanzigste, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Preis Mk. 1,80.

Braunschweig. **George Westermann.**

Für Schüler höherer Lehranstalten.

SCHUL-ATLAS

über alle Teile der Erde.

Zum geographischen Unterricht in höheren Lehranstalten.

Herausgegeben und bearbeitet

von

C. Diercke und E. Gaebler.

54 Haupt- und 138 Nebenkarten.

Vierte Auflage.

Preis geh. 5 Mk.

Zu beziehen auch in gebundenen Exemplaren durch alle Buchhandlungen.

Dieser Atlas gelangte in den meisten höheren Lehranstalten zur Einführung und ist von hervorragenden Schulmännern bestens empfohlen.

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

LXXIV. BAND, 4. HEFT.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1885.

Digitized by

Inhalt.

LXXIV. Band, 4. Heft.

Abhandlungen.

Seite

Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Schlufs.) 369

Victor Hugo und die deutsche Kritik. Von Joseph Sarrazin 447

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

A. Caumont, Goethe et la Littérature française. Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 457

E. Beckmann, Anleitung zu französischen Stilübungen. Programm des Realgymnasiums zu Altona 458

Lanfrey, Histoire de Napoléon, herausgegeben von F. Ramsler 458

H. Bretschneider, Franco-Anglia. Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. (Joseph Sarrazin) 459

Shakespeare-Notes. By F. A. Leo 460

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. Von Dr. Hermann Breymann 461

William Forrests Leben und Werke. Von Paul Kiene 462

Zur Geschichtsforschung über die Romänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Maniu. Deutsch von P. Brosteanu 463

Praktische Grammatik der Romänischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Von J. Cionca 464

Gaspey's English Conversations, social, commercial, historical, literary, etc. Ein Hilfsbuch zur Übung in der englischen Umgangssprache. Neu bearbeitet von Dr. Emil Otto 466

Miscellen.

Seite 467—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 477—479.

Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins 480

Beilagen:

Von Herrn **F. A. Brockhaus** in Leipzig.
Von den Herren **Gebr. Henninger** in Heilbronn.
Von Herrn **L. Oehmigke's Verlag** (R. Appelius) in Berlin.

Digitized by Google

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

III.

Dombey und Sohn.

Die erste Nummer erschien im Oktober 1846; die Abfassung des Werkes fällt in die Jahre 1846 bis 1848, und der gröſste Teil wurde auf dem Kontinent, nämlich am Genfer See und in Frankreich geschrieben. Der aufmerksame Leser überzeugt sich bald, daſs der Verfasser durch genannte Reisen nicht nur ästhetisch angeregt wurde, sondern daſs der Aufenthalt in der Fremde auch sonst noch einen wohlthuenden Einfluſs auf des Schriftstellers Gedankenprodukt ausgeübt hat. Durch eine Abwesenheit von dem typenreichen London wurde nämlich Dickens gezwungen, die vorher gehabten Eindrücke allmählich aus seiner Phantasie hervorzuzaubern. Der Dichter giebt uns daher nicht gleich am Anfange die vollständige Charakteristik der Personen, sondern sie findet sich nach Shakespearescher Manier durch das ganze Werk hindurch verstreut, und die sonst zu wirklichen Dickensschen Figuren erscheinen in diesem Romane idealisiert. Forster berichtet uns, daſs während der Zeit der Abfassung sich Boz oft nach einem Spaziergange durch die Straſsen von London gesehnt habe. Diese Abwesenheit von der Metropole jedoch, die er gerade für ein Übel hielt, „ward ihm zum Heil“; denn sie „riſs ihn nach oben“. Die Hauptpersonen treten um so mehr in den Vordergrund, und der Affekt steigert sich zum höchsten Pathos. Die Macht der Leidenschaft erinnert an Shakespeare, und die strenge Konzentration der Figuren um eine Person, resp. um einen Familien-

Digitized by Google

haushalt, dürfte von Molières „Gelehrte Frauen“ kaum übertroffen werden.

In diesem Romane spinnt der Dichter die in Nicholas Nickleby verwebte Grundidee weiter fort, die Erfolge einseitiger Handelsbestrebungen dem stillen Familienglück gegenüberzustellen. Während er aber in dem ersteren Roman diesen Gegensatz durch Ralph und die verwaiste Familie seines Bruders, mithin durch die Schilderungen zweier Haushaltungen hervorruft, wird in diesem Werke beides durch den Hinweis auf den Vater, einen reichen Kaufmann, und dessen ungleich geartete Tochter bewirkt.

Um diesen Gegensatz anschaulich zu machen, würden Romanschriftstellerinnen einfach die reiche Kaufmannstochter einem armen, aber rechtschaffenen Manne zugeführt haben, und dieses Motiv schwebte allerdings auch unserem Dichter vor Augen; aber dieses einfache, so oft bearbeitete Thema erfuhr dadurch eine erfreuliche Veränderung, dafs der Dichter, nachdem er Flora, unsere Heldin, einem armen Schiffskapitän die Hand reichen liefs, durch Umstände mannigfacher Art den stolzen Kaufmann in die Arme seiner von ihm bisher vernachlässigten Tochter treibt, so dafs er diese am Ende als seine einzige Freundin und Stütze ansehen mufs. Dieses verschlungene Motiv erlaubt es ihm also, von der ihm ungewohnten Behandlung der sexuellen Liebe mehr oder weniger abzusehen, und dieselbe durch die Schilderung der kindlichen Liebe zu ersetzen. Walter, der Gemahl jener Kaufmannstochter, tritt somit mehr in den Hintergrund, und Vater und Tochter bilden die Angelpunkte der Erzählung. Sehr bezeichnend für unser Motiv dürften somit die Worte einer Freundin des Hauses (Fräulein Tox) sein, welche nach dem Tode des einzigen Sohnes Dombeys ausruft: „Wer hätte je gedacht, dafs Dombey und Sohn endlich zur Tochter werden würde!“

Es wäre nun kleinlich, wenn ich nach dem Vorbilde so mancher specifisch deutscher Kritiker unseren Schriftsteller tadeln wollte, dem Buche den Titel „Dombey und Sohn“ und nicht „Dombey und Tochter“ gegeben zu haben. Die Frage, ob Brutus oder Cäsar der Held eines Dramas sei, oder ob Ralph oder Pecksniff mehr den Vordergrund eines Romans beherrsche,

Digitized by Google

als Nicholas und Martin Chuzzlewit, ist insofern eine müſsige, als der von den Situationen ausgehende Dichter beim Beginn des Werkes trotz Skizze und Plan noch nicht mit Sicherheit den Ausgang bestimmen und nicht wissen kann, welches von den Kindern seiner Phantasie am besten geraten wird. — Da aber doch im groſsen Ganzen der Inhalt den Titel bestimmen muſs, so ist eine Entschuldigung des Schriftstellers hier am Platze. In diesem Werke stellt der in Lieferungen schreibende Verfasser zum erstenmal nach echter Dichterart die Personen über die Situationen und gestaltet die letzteren dem Charakter seiner Personen entsprechend. So werden Walter und Dombeys zweite Frau, welche Dickens seiner Skizze gemäſs vernichten wollte, im Laufe der Erzählung gerettet und einem besseren Ende zugeführt. — Für die Wahl dieses Titels, welchen er schon der ersten Lieferung gegeben hatte, könnte noch der Grund stichhaltig sein, daſs Dickens beim Beginn des Werkes mehr daran dachte, in der Schilderung der stolzen Kaufmannsfirma uns weniger durch einen Familienroman, als durch eine kulturgeschichtliche, litterarhistorische Studie zu überraschen, wie er dies in Barnaby Rudge versucht hatte. In diesem Falle muſste Dombey, der Repräsentant von Dombey und Sohn, die einzige Hauptperson bilden, und seine Tochter diente nur als Staffage, höchstens zum Marksteine der Bedeutung der Hauptfigur. Wenn nun im späteren Verlauf die Geschichte sich mehr zum Familienromane zuspitzt, so hätte unser Schriftsteller trotzdem seinen Zweck erreicht. Während bei einem realen Dichter wie Walter Scott das Bureau, das Warenlager, der Hafen und die Schiffswerfte Londons den scenischen Hintergrund unseres Kaufmannes bilden würde, ahmt Dickens hier einem Shakespeare, Lessing, Goethe und Herder nach, deren Cäsar, Saladin, Egmont und Cid weniger unerreichbare Geschichtshelden als menschliche Wesen sind, und deren Vermenschlichung vielmehr den Geist ihrer Zeit erkennen läſst als die den Blick einseitig beschäftigende geschichtliche Tradition. Sodann hatte der für seine Nation schreibende Verfasser es nicht nötig, die Thätigkeit eines Londoner Kaufmanns zu schildern, da sie sich für den Engländer schon aus der Wichtigkeit und socialen Stellung Dombeys ergab. —

Digitized by Google

Ganz anders mufste Gustav Freytag seine deutschen Helden in „Soll und Haben", die er im ersten Bande als deutsche Denker und Träumer geschildert hatte, im zweiten Bande in dem polnischen Aufstande kämpfen lassen, um seinen deutschen Landsleuten zu zeigen, dafs seine Träumer auch handeln können. In Zukunft dürfte der deutsche Novellist von einem starken deutschen Vaterlande denselben Vorteil ziehen, den der englische Novellist von dem Namen „Engländer" herleitet. Somit ist die nationale Litteratur im gewissen Sinne ein Spiegel der Volksmacht und der Wichtigkeit einer Nation.

Die Figuren der meisten Dickensschen Romane befinden sich auf zwei verschiedenen Feldern. Es ist dies auch hier der Fall. Die Energie, die der Welthandel bedingt, das mechanisierende Handelssystem des Londoner Millionärs, der die verschiedensten Kräfte fabrikmäfsig auskauft, alles dies schildert unser Schriftsteller mit satirischem Anfluge. „Dombey und Sohn" ist alles; das ihm dienende Individuum ist nichts. — Der Dichter, der an diesem unnatürlichen System verzweifelt, rettet sich in das entgegengesetzte Lager, und richtet sich an der Natur, und zwar am Seeleben mit ihren Wundern und ihren Bewunderern wieder empor. Dem energischen Kaufmann Dombey steht der gutmütige, aber energielose Salomon Gills, ein Schiffsinstrumentenmacher, entgegen, welcher gesteht, dafs er seiner Zeit nicht mehr gewachsen ist; sein Pflegesohn Walter wird Kapitän; Cuttle und Bunsby sind Seeleute. See- und Schiffsleben hatte schon in Martin Chuzzlewit in einer Episode Eingang gefunden; doch dort mafs der Dichter beides mit feindlichem Auge; hier schildert er das Seeleben als etwas Natürliches, welches mit der Unnatur der Menschen auf dem festen Lande kontrastieren soll.

Es ist aber nicht nur die Einführung dieses neuen Elementes des Meeres, welches den Leser durch erfrischende Kraft überrascht; Dickens thut aufserdem hier etwas Grofses, Ungewohntes und in den Litteraturen der berühmtesten Kulturvölker noch nie in dieser Weise Dagewesenes: er räumt dem Kinde, seinem körperlichen wie seelischen Leben, einen breiten Platz in einem Kunstwerke ein. In Oliver Twist hatte er schon ein Kind zum Romanhelden ausersehen; aber der pathe-

Digitized by Google

tische Humor, mit welchem er über diesem schwächlichen Dulder schwebte, liefs es nie zu einer genauen Untersuchung der Seelenkräfte desselben kommen, und in Paul Dombey begrüfsen wir das erste und das beste Kind, welches Dickens' Feder gezeichnet. Der Umstand, dafs Boz in seinen Werken von den meisten Schriftstellern der Kulturvölker abweicht und immer wieder von dem Erwachsenen auf das Kind zurückkommt, läfst einen interessanten Schlufs auf sein Gemütsleben zu; er beweist dadurch, dafs ihn die reale Welt und die Welt der Erwachsenen mehr oder weniger abstiefs, und er eine reinere Befriedigung in der Kinderwelt suchte und fand.

Das soeben Behauptete wird um so glaubwürdiger, wenn wir den erotischen Teil unseres Werkes ins Auge fassen. Jetzt unterliegt es keinem Zweifel mehr, dafs Dickens vor allen Dingen in seinem Eheleben sich nicht glücklich fühlte. Schon in Oliver Twist finden sich beredte Stellen über „Ehestandsketten“; Martin Chuzzlewit warnt mit pathetischen Worten ein naives Mädchen vor einer übereilten Ehe, an deren verhängnisvollen Folgen der Mensch bis zum Grabe leide. Auch darin, dafs Dickens die feurige Liebe nie zum Gegenstande der Darstellung macht, liegt der Grund zur Vermutung nahe, dafs er diese Liebe nie an sich verspürt hat. Im Gegenteil verdiente er der Sänger der unbefriedigten Liebe genannt zu werden. Nirgends aber hat er die Konflikte der Liebe in der Ehe mit so viel Leidenschaftlichkeit, Wärme und Pathos zum Ausdruck gebracht als in diesem Werke; nach der Edith Entweichen scheinen wir mit Boz etwas von Dombeys Unruhe und Gemütsleere zu empfinden, wenn wir den unglücklichen Ehemann mit einem Lichte in der Hand vergeblich die leeren Zimmer seiner Gattin durcheilen sehen, und die plastische Gegenständlichkeit dieser Schilderung erschreckt uns um so mehr, wenn wir bedenken, dafs des Dichters Trennung von seiner Gattin erst zwölf Jahre nach der Abfassung dieser Scene stattfand. — Wie aber krankhafte, den Selbstmord fast verherrlichende Gedanken über „Sein und Nichtsein“ dem gröfsten Dichterfürsten die tiefsinnigste Tragödie (Hamlet) eingegeben, so zwingen auch hier Erwägungen der Nichtigkeit thörichten Strebens den sonst mit Affekten tändelnden Humoristen, in die Tiefen des mensch-

Digitized by Google

lichen Geistes- und Seelenlebens sich zu versenken und an einer auf äufsere Erfolge gerichteten Thätigkeit das zu veranschaulichen, was dem Herzen wohl und wehe thut. Eine kurze Charakteristik der Personen dieses Werkes wird uns zunächst beschäftigen und uns befähigen, dem tiefsinnigen Gedankengange unseres Dichters zu folgen.

Dombey ist ein ziemlich schön gebauter, hoch aufgeschossener Mann von 48 bis 50 Jahren, in kerzengerader Haltung, welcher in dem verhängnisvollen Augenblick in der Erzählung auftritt, wo ihm ein lang ersehnter Sohn, der Nachfolger der Firma geboren wird, bei welcher Gelegenheit seine Frau im Kindbett stirbt. Die sechs Jahre ältere, vernachlässigte Tochter gedeiht, während ihr schwächlicher Bruder stirbt, worauf der stolze Kaufmann die adelsstolze Edith heimführt. Diese zweite Heirat bildet den Wendepunkt der Erzählung. Nach stürmischen Scenen entflieht das stolze Weib mit Dombeys Prokuristen Carker; infolge unglücklicher Spekulationen falliert Dombey und nach mehrwöchentlicher Abgeschiedenheit in einem dunklen Gemach beschliefst er, sich den Tod zu geben, als seine unterdes verheiratete Tochter plötzlich eintritt und das schon zur Kehle erhobene Rasiermesser ihm aus der Hand windet.

Es gewinnt zuerst den Anschein, als sei Dombey eines Temperamentes bar. Da seine Vorfahren lange Zeit hindurch Inhaber der Firma gewesen, so mag durch die Anforderung der Repräsentation allmählich eine gewisse Unterdrückung der Subjektivität und eine Verwischung des Temperamentes erfolgt sein. Nachdem jedoch der Dichter Dombeys natürliche Dispositionen so lange verschwiegen, werden wir um so mehr überrascht, dafs zwischen Peripetie und Katastrophe das Temperament zweimal mit Dombey durchgeht, erstens, wo er nach dem Verschwinden seiner zweiten Frau seine Tochter schlägt, und zweitens, indem er mit Waffen dem Schänder seiner Hausehre in ein fremdes Land nacheilt. Dieses zweimalige Handeln nach Impuls fällt uns um so mehr auf, als wir den stolzen Kaufmann vorher drei Stunden lang mechanisch auf dieselbe Stelle eines Buches starren sahen, oder ihn des Nachts mehrere Stunden lang in seinem Zimmer auf- und abgehen hörten. Der Umstand jedoch, dafs er glaubt, mit der stolzen Edith

Digitized by Google

schon fertig zu werden und von der Zeit viel erwartet, auch nach seinem Bankerott in ein heftiges Wechselfieber verfällt, läſst ihn als den Mann des Blutes und des Impulses, d. h. als Sanguiniker erkennen. In der That berichtet auch Dickens gleich in den ersten Seiten des Werkes, daſs Dombey „ein wenig gerötet und ein wenig kahl“ gewesen.

Daſs der Mann des Impulses, der Sanguiniker, jedoch durch eine Beimischung des phlegmatischen Temperamentes eine wichtige Umgestaltung erfährt, hat Shakespeare am besten durch Hamlet bewiesen, dessen Wangen auf der Bühne stets sanft gerötet sind. Ist der Sanguiniker ein Mann der Wissenschaft wie Hamlet, so wird die Beimischung des Phlegmas ihn für Reflexion empfänglich machen; ist er ein Kaufmann, wie es Dombey war, so ergiebt sich aus einer etwas stärkeren Beimischung des phlegmatischen Temperamentes eine Neigung für Kombination; und das wäre gerade die geeignetste Beanlagung für einen vorsichtig berechnenden und trotzdem unternehmungslustigen englischen Kaufmann, dessen Väter Armeen und Flotten zerstörten und Reiche gründeten. Schon in Dombeys natürlicher Beanlagung müssen wir also den künstlerischen Geschmack Dickens' bewundern. Die impulsive Natur unseres Sanguinikers bricht entschieden in der schon erwähnten Verfolgung Carkers nach Dijon durch; die kühle Berechnung des Phlegmatikers kommt aber insofern zur Geltung, als er sich erst über den Aufenthaltsort der Flüchtigen Gewiſsheit verschafft. Die Transformation des ganzen Wesens Dombeys, welcher, ähnlich Warwick in „Der Letzte der Barone“, wider Willen und seiner edlen Natur entgegen, sich aus Rache zu Winkelzügen und Umwegen veranlaſst sieht, beginnt mit einer, phlegmatischen Naturen so eigenen, starken und nachhaltigen Erschütterung.

Was sich sonst auf die speciell kaufmännische Thätigkeit unseres Helden bezieht, teilt uns der Dichter durch Morfin, Dombeys zweiten Bureaubeamten, mit, und ist wenig geeignet, uns mit Bewunderung für den groſsen fürstlichen Kaufmann zu erfüllen. Der Umstand, daſs wir das wenige, was über Dombeys arrogante, waghalsige Spekulationen gesagt wird, aus dem Munde eines kleinlichen, subalternen Pedanten hören, ändert wenig an der Sache; denn die einer Figur in den Mund ge-

Digitized by Google

legte Charakteristik einer anderen Figur trägt stets den Stempel der vom Dichter selbst anerkannten Charakteristik, falls der (epische) Verfasser sich nicht mit deutlichen Worten dagegen verwahrt. Nun aber haben wir schon früher den Satz aufgestellt, dafs das Thun und Treiben der dramatischen Figur zwischen Peripetie und Katastrophe nie den mittleren Durchschnitt oder psychologischen Befund des Charakters zeige, sondern mehr der dramatischen Exaltation der Figur zuzuschreiben sei. Beachten wir also wohl, dafs der in seiner Hausehre geschändete und im Herzen tief verwundete Dombey am Ende die Kühle der Berechnung bei seinen Unternehmungen verloren hat. In der an das Verschweigen grenzenden Andeutung einiger Züge liegt überhaupt die Schönheit dieser Figur, und dasselbe gilt erst recht von Edith und Carker. Das von Dombey entworfene Bild ist aber insofern ein volles, als wir die fast verschwiegenen Züge durch die gegebenen hindurchschimmern sehen, wie uns wohl auch bei dem Regenbogen die erste und siebente Farbe am meisten überrascht, die anderen aber erst bei gespannter Aufmerksamkeit unserer Anschauung nahe gebracht werden. — Dombeys herrschende Leidenschaft ist der Stolz, aber nicht eine auf persönliche Auszeichnung ausgehende Eitelkeit, — denn für seine eigene Person macht ihm sein phlegmatisches Temperament das Entsagen leicht; — es ist der Stolz des Repräsentanten einer hohen Stellung. Dieser Stellung opfert er gern sein eheliches Glück, und der vernünftige Vorschlag seiner Gattin, in eine Trennung zu willigen, wird durch den Hinweis auf „Dombey und Sohn“ sofort verworfen. Dieser Repräsentantenstolz verträgt sich selbst mit der Moral; Dombey spricht schön und erhaben, und grofs und edel sind seine Handlungen; auf seiner bürgerlichen Stirn trägt er das Adelswappen der inneren Wahrhaftigkeit. Lug und Trug sind ihm, dem Manne der That, fern. Es ist Repräsentationswahn und nicht die Herzenshärtigkeit eines eitlen, hochmütigen Thoren, dafs er den um Geld bittenden Walter an seinen kleinen Sohn verweist, um dem letzteren begreiflich zu machen, wie Geld allmächtig sei, da es selbst Thränen stille. Dieser Repräsentantenstolz hat aber weder Dombeys seelischen noch sittlichen Organismus unterwühlt, und daher empfinden

Digitized by Google

wir dem stolzen Kaufmann gegenüber nichts von der sittlichen Entrüstung, die den selbstsüchtigen Heuchler Pecksniff mit Recht traf, obwohl die Excentricitäten seines Stolzes ebenso selbstvernichtend und verderblich wirken als die der Heuchelei.

Man verlange alles von einem Manne wie Dombey, nur kein Herz, nur keine hingebende Liebe und Wärme der Empfindung. Die Bemerkung unseres Dichters, dafs Dombey nach der Geburt seines Sohnes am liebsten mit demselben, unbekümmert um die ihn umgebende Welt, in einen Eisklumpen zusammengefroren wäre, ist sinnig angebracht. Dombey liebt in seinem Sohne den Nachfolger der Firma, den zukünftigen Repräsentanten; eine Liebe fordernde Ehe mufste der Felsen werden, an welchem dieser edelste der Männer zerschellte.

Aus der eigentümlichen Art seines Stolzes erklärt es sich daher, dafs Dombey nach seinem Bankerott umschlägt und, was Taine tadelt, ein guter Vater wird, wodurch er — nach Taine — „den ganzen Roman verderbe". So geistreich auch die übrigen Bemerkungen des französischen Litterarhistorikers über Dickens' Werke sind, so scheint mir doch die von ihm hier gemachte Behauptung unrichtig zu sein. Wäre Dombey ein eitler, hochmütiger Narr gewesen, so hätte er diese schlimmen Eigenschaften in seinen neuen Zustand mit hinübergenommen; mit dem Verluste der hohen einflufsreichen Stellung mufsten jedoch die Stützen seines Stolzes sinken. Aufserdem geht dieser Übergang nicht allzu jäh vor sich. Dickens hat meisterhaft diese allmähliche Umgestaltung geschildert, die sich sogar zum Teil auf pathologischem Wege vollzieht. Zunächst verschmäht Dombey einen ihn rettenden Accord mit seinen Gläubigern; dann lebt er lange abgeschlossen von der Welt in einem dunklen Gemach; der Dichter sieht schon den in stoischem Stolze sich mordenden Kaufmann in einer Blutlache, und mit dem Erwachen aus einem heftigen Fieber ist erst die letzte Übergangsstufe zu einem neuen, weniger glanzvollen, aber glücklicheren Zustande überschritten. Gerade nach dem Verluste seines Geldes nimmt also Dombeys Stolz den Charakter eines den Himmel stürmenden Trotzes an, und dieser trotzige Stolz ist die nur zu natürliche Reaktion in einem Manne, der sich schwer in seinen neuen Zustand finden kann. Dickens

Digitized by Google

verdiente also, Taine entgegen, nur Lob, sowohl für die gründliche Motivierung, als für die glückliche Lösung eines interessanten Problems. — Um das Charakterbild des Mannes zu vollenden, fügen wir noch hinzu, dafs sich Dombey stets, vielleicht schon in seiner Jugend, isoliert gehalten und freiwillig Lustbarkeiten aller Art entsagt hat. Die Welt mit ihren Tücken und Fallstricken ist ihm unbekannt; der an Umgang mit Frauen wenig gewöhnte Mann besitzt auch nicht den Schlüssel für das weibliche Herz, und was für einen Engländer höchst bezeichnend ist, Dombey kennt kein Unterhaltungsspiel. Nur was sich auf steife, strenge Etikette bezieht, hat er seiner Nation glücklick abgelauscht, und, ein echter Engländer, überzeugt er sich erst in der Rangliste zu Brighton, dafs sein Gegenbesuch wirklich einem Major gelte. Dafs Dombey eine echt englische Type ist, zeigt er namentlich durch seine Vorliebe für diesen Major Bagstock. Obwohl er von Schmeichlern umgeben war und diese sogar gern sah, behagte seinem Phlegma die unverblümte Derbheit dieses alten Soldaten am besten, da dieser geschickt Schmeicheleien mit Grobheiten verband; und finden wir in dem reichen, stolzen Gentleman Darcy (in Pride and Prejudice) insofern eine Dombey verwandte Type, als jener die seine Eigentümlichkeiten verspottende Elisabeth allen Mädchen seiner Bekanntschaft vorzieht. — Wie in der Welt, so bewegt sich Dombey auch steif und linkisch in seinem Hause, in welchem er die Atmosphäre schwül und drückend macht. Als Chef ist er ebenfalls unliebenswürdig: infolge der willkürlichen Herrschaft seines ersten Beamten herrscht eine scharfe, schneidende Zugluft in seinem Bureau, da Dombey selbst es vornehm vermeidet, mit seinen Commis persönlich zu verkehren und der Prokurist (beispielsweise) dem harrenden Walter das soeben Gesagte in Dombeys Gegenwart wiederholen und auseinandersetzen mufs. — Wie Dombey stets für sich gewesen, so steht er auch in seiner socialen Stellung als Londoner und als Engländer einzig und verlassen da. In dem von ihm geladenen Cirkel behufs Einführung seiner Gemahlin in Kaufmannskreise erscheint er wie eine Pyramide in der Wüste, angestaunt, aber unverstanden: denn auch er ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben und ein Don Quixote unseres Jahrhunderts. — Durch die

Digitized by Google

Erwähnung dieses Spaniers wird uns eine Parallele zwischen Cervantes und Dickens nahe gebracht: denn beide haben den glücklichen Griff gethan, einzige Urtypen einer vergangenen, zur Stagnation gekommenen Epoche unter Hinweis auf den ewig fliefsenden Strom der Zeit zum Gegenstande ihrer Betrachtungen zu machen, und beide haben ihre echt epischen Stoffe meisterhaft behandelt, nur mit dem Unterschiede, dafs der spanische Narr stirbt wie er gelebt, während Dombey als wirklich epischer Held den Strom der Zeit an sich selbst erfährt. Und so müssen wir denn Taines Ansicht über Dombeys Ausgang zum zweitenmal verwerfen, da der dramatische Held (l'Avare, le Misanthrope) infolge seines unverbesserlichen Naturells sich nicht ändern kann und durch diese oft unnatürliche Starrheit seine Geschicke herbeiführt, während der epische Held (der Stolze) ganz mit der Biegsamkeit der menschlichen Natur im Einklange durch die Macht des an ihm sich vollziehenden Geschickes auf dem epischen Strome der Zeit getragen erscheint.

Ein Kaufmann wie Dombey, der nach Taine in Frankreich unmöglich wäre, ist auch jetzt nicht mehr in England zu finden, da auch hier ein mehr nivellierendes Erziehungssystem Platz gegriffen hat und die Millionäre Londons ihre Söhne und Nachfolger ihrer Firmen nicht selten in Oxford und Cambridge studieren lassen. Bis zu Pauls Tode und dem Entweichen der Edith — der ersten und zweiten Katastrophe — kann man von Dombey sagen, dafs er nur *ist*, während alles um ihn herum *wird*; stets derselbe Mann, welcher dem Fixsterne gleich seine Stellung nie ändert. Mit dem Ausgange der zweiten Ehe, die übrigens in der Litteratur verschiedener Völker stets Aufschlüsse über interessante Probleme gegeben, gewinnt es den Anschein, als ob auch dieser Fixstern beginne sich zu bewegen, und nach seinem Bankerott, der dritten Katastrophe, wird es klar, dafs er als eine nur angeheftet erscheinende Sonne ebenfalls dem Centralgestirn der Zeit den Hof machen mufs. — Die Verbindung eines stolzen Mannes mit einer stolzen Frau ist ein glücklicher Griff unseres Novellisten. Wie man in der Technik „die lebende Kraft des Wassers durch Reaktion noch verstärkt“, so entwickelt sich die Kraft des Stolzen

Digitized by Google

wie die des Stolzes erst im Kampfe, und der edelste Stolz kann durch Widerstand und Nichtanerkennung zur trotzigsten Arroganz werden. Ein stolzes Paar wird daher ein ähnliches Schauspiel darbieten, welches zwei gegeneinander gerichtete Lokomotiven gewähren, während ehrgeizige Eheleute mit gleichem Endziel wie zwei hintereinander gespannte Maschinen sich nur gegenseitig fördern und ergänzen (Macbeth).

Edith ist eine schöne imposante Witwe von 28 Jahren, welche mit 18 Jahren zum erstenmal sich verheiratet, dann ihren einzigen Sohn und bald darauf ihren 40 Jahre alten Gatten, einen Oberst, verloren, die Zwischenzeit aber bis zu ihrem Erscheinen in der Novelle in feinen Bädern zugebracht hatte, um hier, dem Wunsche ihrer Mutter entsprechend, einen reichen Mann zu kapern. In Leamington macht Dombey ihre Bekanntschaft. Diese modernste der Kulturpflanzen mit einer aus einer früheren Epoche stammenden Petrefakte in Verbindung zu bringen, ist ebenfalls eine glückliche Idee unseres Dichters, indem der Gegensatz das Zeitbild noch verschärft. — Während — nach Fanny Lewald — so manches Weib dem Manne vor der Ehe schmeicheln mufs und nach Ablauf der Eheceremonien durch eine andauernde Tyrannei sich für die lästige Unterwürfigkeit ihres Geschlechts rächt, behandelt die ehrlichere Edith den Freier wie den Gatten mit derselben Nonchalance. Da sie wohl weifs, dafs der reiche Dombey durch eine Ehe nur ihre Schönheit und Bildung käuflich erwerben will, um damit in seiner hohen Stellung zu glänzen, zeigt sie in feiner Ironie, ohne zierliche Weigerung und in rascher Aufeinanderfolge ihre Kenntnisse im Gesang, Klavier- und Harfenspiel, sowie im Zeichnen. In einem an der Hochzeitstafel ausgebrachten Toaste nennt sie ihr Onkel, Lord Feenix, reichgebildet (his lovely and accomplished relative). — Um diese ungewöhnliche Frau und ihr Thun und Treiben recht zu verstehen, wird es gut sein, bei ihrer Beanlagung ein wenig zu verweilen. Alle vom Dichter aufgezählten Kenntnisse der Edith sind mechanische Fertigkeiten; da nun aber Musik, Gesang und Zeichnen die von jeder gut gebildeten Engländerin geforderten Kenntnisse sind, können wir nicht mit Gewifsheit behaupten, ob Dickens uns durch die Aufzählung derselben einen Fingerzeig

Digitized by Google

geben will, dafs Edith weniger durch Geist und von innen heraus, als durch den Firnis einer äufseren und angelernten Bildung glänzt. Trotzdem liegt eine derartige Vermutung nahe, wenn wir in Betracht ziehen, dafs Dombeys zweite Frau zunächst wenig spricht und, wenn sie sprechen mufs, infolge der geringen Übung sich ungeschickt und fast linkisch ausdrückt. „Reading makes a full mind“, sagt Bacon; wir sehen jedoch Edith nie mit einem Buche in der Hand; obwohl sie in trotzigem Stolze ihre eigene Schönheit verachtet, sehen wir die frühere Salon-Königin der Badeorte oft vor dem Spiegel stehen und Toilette machen, bevor sie mit ihrer Mutter oder allein ausfährt, um als schweigsame und unbewegliche Sphinx mehrere Stunden in den Cirkeln der feinen Welt „abzusitzen“.

Bei einer solchen Erscheinung sind nicht nur Beanlagung und Gewohnheiten, sondern auch das Temperament im höchsten Grade charakteristisch. Phlegmatisch ist Edith keineswegs; denn wir sehen sie nach den stürmischen Scenen mit ihrem stolzen Gemahl stundenlang halb ausgekleidet im einsamen Gemach vor ihrem Bette in stummer Verzweiflung knien. Da Edith also nicht phlegmatisch ist, so müssen wir das kühle Benehmen einer entsagenden Gattin gegen den sie umgarnenden Carker um so höher anschlagen; bei gewissen Naturen ist Tugend und Entsagung auf Phlegma zurückzuführen und daher verdienstlos. — Trotz aller Fülle der Figur ist es bei Edith wie bei verwandten Erscheinungen schwierig, eine herrschende Temperamentsform aufzufinden; wir müssen uns deshalb mehr mit der Frage beschäftigen, welches Temperament Dombeys Gattin nicht besitzt. Die nicht phlegmatische Frau ist auch nicht impulsiv, was wir als das Kennzeichen des sanguinischen Temperaments anerkannten. Aus diesem Mangel an Impuls erklärt sich ihre Hartnäckigkeit, sowie der mehr passive Widerstand, den sie zunächst dem stolzen Gebahren ihres Gatten, sowie später dem kühnen Vorgehen Carkers entgegensetzt.

In der Überlistung und Entlarvung dieses letzteren, den sie unnützerweise nach Dijon lockt, zeigt Dickens, dafs wir es mit einer klugen und umsichtigen Frau zu thun haben, die mit klaren Augen den Gegner durchschaut. In der Schule des Lebens und in Kämpfen mit demselben erwachsen, kennt die

Digitized by Google

schöne Edith die Welt und ihre Schurken besser als ihr Gatte; nur scheint es sich mit ihrer passiven Natur nicht zu vertragen, daſs der Racheakt gegen den auf seinen Namen stolzen Gatten und die Entlarvung ihres vermeintlichen Verführers das Resultat einer sorgfältig geplanten Intrigue ist. Wir müssen jedoch hier ins Auge fassen, daſs diese Intrigue mehr durch die Verhältnisse und das immer kühnere und unvorsichtigere Vorgehen eines bereits zu Drohungen schreitenden Intriganten gebildet wurde, und daſs auf Befragen nach dem Orte des Rendezvous die rätselhafte Sphinx nur den Namen „Dijon" auszusprechen hatte. Wenn nun schon die Angabe der Stadt und die Reise nach diesem entfernten Ort eine für diese passive und mechanisch handelnde Person ungewöhnliche Anstrengung ist, so sah sich Edith wie ein von mehreren Seiten gescheuchtes und geängstigtes Reh zu diesem verzweifelten Schritt als letzten Ausweg mehr gedrängt, als daſs sie denselben selbst herbeigeführt hätte, und selbst in der Bezeichnung dieses ungewöhnlichen Ortes müssen wir weniger eine groſsartige Berechnung, noch, wie Carker, eigensinnige Laune wittern. Es giebt nämlich so schwache Willensakte, in welchen der Wille kaum mehr in Betracht kommt als bei dem die Tasten mit mechanischer Fertigkeit berührenden Klavierspieler. Psychologen pflegen diese Willensakte als „unwillkürliche Handlungen" zu bezeichnen. Mit einer solchen Erscheinung haben wir es hier zu thun, und die mit mechanischen Fertigkeiten ausgerüstete Edith, welche früher in mechanischer Weise sich von Ort zu Ort, von Land zu Land begeben, durfte nur in mechanischer Weise den Mund öffnen, um den ihres Ausspruches harrenden Carker mit dem Endziel ihrer Reise bekannt zu machen.

Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daſs ein groſser Teil der Schuld an dem unglücklichen Ausgange Edith trifft; wohl versucht sie ihren Gemahl mit eindringlichen Worten („Let us forbear!") vor dem „dunklen Ende" zu warnen, „dem sie beide zustreben", und den das klarer sehende Weib sofort erkennt; aber nicht nur der Gemahl, sondern auch die Gattin vermeidet in linkischer Weise und von Carker auseinander gehalten den ersten Schritt zur gegenseitigen Annäherung. — Mitleid ist die Kehrseite der Liebe. Nach Dombeys Sturze

Digitized by Google

vom Pferde sehen wir nicht Edith an der Seite ihres kranken Gatten, welchem Mitleid von ihrer Seite weder zu teil wird, noch erwünscht wäre, indem Carker als böser Engel am Krankenbette Wache hält. — Hunderte von Ehemännern, mit Geschäftsfragen und Sorgen beschäftigt, benehmen sich im Eheleben nicht anders als Dombey; aber zwei Drittel der Frauen suchen den in der Liebe so kühlen Mann durch weibliche Anmut an sich heranzuziehen: denn im Gebiete der gegenseitigen Liebe mufs stets das Weib der reichlichere Geber sein; doch die unnatürliche, unweibliche Edith ist für diese Rolle nicht geschaffen und mehr geeignet, einen Mann abzustofsen. Ihr Entweichen mit dem vermeintlichen Liebhaber ist ein ebenso linkischer und unbesonnener Schritt, wie ihre Sprache unbeholfen und plump ist. — So unweiblich diese Frau auch ist, teilt sie doch eine Schwäche mit ihrem Geschlecht: sie erhält sich auf der Höhe des Affektes bis zur Krisis, um dann, erschrocken über ihre kühne, unbesonnene That, zusammenzusinken, und um endlich als „Pendant“ des einsamen, verzweifelnden Gatten „im finstern Gemache“ über die ungewöhnlichen Folgen einer unweiblichen Handlung nachzudenken.

Dickens' Biograph sagt von Edith, dafs sie infolge einer schlechten Erziehung anders geworden sei, als sie die Natur beabsichtigt habe. In diesem Punkte bin ich mit Forster ganz im Einklange, werde jedoch versuchen, dieses Naturspiel psychologisch zu erklären. Mrs. Dombey stammt aus der Mischehe eines Adligen, Mr. Skewton, und einer Bürgerlichen (Cleopatra); ihr Vater war, wie wir am Ende der Erzählung vernehmen, ein stolzer, vornehmer Städter, der in die Fallstricke einer berechnenden und vielleicht gar käuflichen Landschönheit gefallen war und diese am Ende geheiratet hatte. — Was nun die Ähnlichkeit eines Kindes, der Frucht der Ehe, mit Vater oder Mutter betrifft, so sind von verschiedenen Psychologen wie Philosophen die widersprechendsten und unsinnigsten Sätze aufgestellt worden. Behauptet doch sogar Schopenhauer, dafs das Kind den Charakter der Mutter und das Gemüt des Vaters trage. Wenn dies wirklich der Fall wäre, würden schon nach mehren Generationen eine zu grofse Starrheit des Charakters und eine zerfliefsende Weichheit des Gemüts sich kenntlich

Digitized by Google

machen. Die Natur, welche stets die Zukunft im Auge hat, verfährt nicht so einseitig in ihrem Schaffen, und es ist gewagt, für ihr geheimnisvolles Walten einen so simplen Satz aufzustellen. Trotzdem werde ich es wagen, in diesem Falle von den Eltern Schlüsse auf die Tochter zu machen, indem Edith die einzige Frucht jener Mesalliance ist. Das erste Kind, sei es Knabe oder Mädchen, ist bezüglich dieser vorherrschenden Ähnlichkeit des Vaters oder der Mutter am durchsichtigsten, da die Eigenart der beiden Gatten durch das der Zeugung vorhergehende kurze Zusammenleben noch ungetrübter und reiner sein mufs als bei den in der späteren Ehe gezeugten Kindern. Nun glauben wir aber die Wahrnehmung gemacht zu haben, dafs das erste Kind, wenn es ein Knabe ist, stets das körperliche wie geistige Ebenbild seiner Mutter war, dafs das Mädchen jedoch als erste Frucht der Ehe das körperliche wie geistige Gepräge des Vaters trägt. Die biblische Anschauung dürfte allerdings dieser Ansicht zuwider laufen, indem Jakob seinen ältesten Sohn „des Vaters Macht und Kraft“ nennt. — Um meine Theorie klarer zu machen und nicht den Vorwurf auf mich zu laden, in diesem ersten Kinde der Ehe einseitigerweise nur Ähnlichkeiten mit einem der Gatten zu entdecken, will ich durch Buchstaben den Vorgang erläutern und den Vater durch A, die Mutter dagegen durch B bezeichnen. Nach Schopenhauer würde also aus A + B sich a + b ergeben, während nach meiner Ansicht beim ersten Knaben sich A + B zu B a umgestalten würde. Edith, die erste Tochter jener Ehe, wäre somit A b. Den oben aufgestellten Erfahrungssatz finden wir aber noch in der Litteratur bestätigt, und verweisen wir nur auf zwei Beispiele aus den schon besprochenen Romanen unseres Novellisten: Nicholas Nickleby und Mutter und Mercy Pecksniff nebst Vater. Kein Dichter jedoch hat diesen geheimnisvollen Zug der Übereinstimmung zwischen einem Vater und seiner ältesten und einzigen Tochter so schön für dichterische Zwecke ausgebeutet als Schiller in „Kabale und Liebe“, dem grofsen Charivari, in welchem Musikmeister Miller und Tochter in einziger Harmonie sich nur allein zu verstehen scheinen.

Kehren wir zu unserem Romane zurück. Durch die Be-

Digitized by Google

zeichnung A b gestanden wir der Tochter auch einige der käuflichen Mutter (B) angehörige Züge zu. Verurteilen wir also Edith nicht zu hart, dafs sie, um versorgt zu sein, in eine Ehe ohne Liebe gewilligt. Durch den frühen Verlust ihres noblen Vaters A mufsten infolge einer einseitigen Erziehung die Empfindungen und Gefühle ihrer Mutter (B) mehr zur Geltung kommen, was jedoch nicht den von dem Vater (A) mit dem Blute vererbten Instinkt vernichten konnte: und diesen im Blute liegenden, vom Vater vererbten edlen Instinkt zeigt Edith in allen ihren Handlungen.

Das ehrliche Weib will aufser dem Jawort vor dem Altar nichts zu Dombeys Betruge beitragen; das Anlocken des Bräutigams, die Bestimmung der Eheceremonien und die Abfassung der Testamentsurkunde überläfst sie passiv widerstrebend ihrer Mutter, die sich nach der Hochzeit mit Genugthuung in den weichen Lehnsesseln eines reichen Schwiegersohnes wiegt, während des Adligen Tochter ihres Gatten Schätze und seinen Kaufmannsstolz verachtet und nach dem Tode einer Krämerseele von Mutter die von ihm geschenkten Kleider und Juwelen, wild zusammengeworfen, ihm wieder zurückerstattet. So viel wird uns klar, dafs des Vaters Blut in Edith stärker nachwirkt als das der Mutter, und durch den Hinweis auf die aus einer ähnlichen Mischehe zweier Rassen hervorgehenden Kinder getaufter Juden mit christlichen Frauen zeigt sich eine ähnliche Abweichung in den Söhnen derselben, indem das in ihnen stärkere christliche Element der Mutter das merkantile des Vaters in eine Neigung für geistige Spekulation umzuwandeln pflegt. — Die Motivierung der Handlungen unserer Edith, dieser ungewöhnlichen Erscheinung, wäre also rein psychologischer Natur. — Während dichterische Motive gröfstenteils Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch fortbestehen und nur durch Tendenzfragen oder durch die Individualität der Verfasser Abwechselung erfahren, ändert sich die Motivierung der Figuren mit der religiösen, wie mit den socialen Anschauungen, mit dem Fortschritte der Menschheit und dem der Wissenschaft. Während daher die venetianische Malerschule im Einklange mit den Anschauungen der Zeit ihren Gemälden eine mythische Motivierung gab und bittende oder beschützende Engel über

Digitized by Google

den handelnden Personen schweben liefs, giebt unser modernes, der Wissenschaft huldigendes Zeitalter, den Entdeckungen eines Lavater und Gall zufolge, im litterarischen Kunstwerk der psychologischen Motivierung den Vorzug.

Wenn wir von dieser mit Meisterhand gezeichneten Figur auf Dickens' Erstlingswerk zurückblicken, wird uns bald klar, dafs der in Pickwick mit Affekten tändelnde Humorist eine gewaltige Bahn durchlaufen und ernster geworden ist, und doch macht sich selbst in diesem Hauptwerke und zwar in der so herrlichen Meisterschöpfung einer Edith des Humoristen Neigung für groteske Übertreibung bemerkbar. Zwar können wir uns nicht beklagen, dafs Dickens Edith selbst lächerlich gemacht habe; im Gegenteil hält er von dieser pathetischen Erscheinung derb-groteske Züge fern, um desto mehr für ihre käufliche, alberne Mutter übrig zu behalten; und doch begeht hier der ernster werdende und noch nicht ernste Humorist einen Fehler, welcher den mächtigen Eindruck der Figur abzuschwächen scheint: Edith ist eine geborene „Skewton“. Wir wissen, dafs unser Novellist auf die Auffindung der Namen eine ganz besondere Aufmerksamkeit verwendete, und doch hätte Dickens für dieses edle, herrliche Weib nicht einen so nichtssagenden, fast albern klingenden Adelsnamen erfinden sollen; der Stolz einer Frau, welche vor ihrem Entweichen nur einen verächtlichen Blick für die in der Mitte des Zimmers zusammengeworfenen Geschenke hat, hätte eine mächtigere Motivierung erfahren, wenn sie einen Namen wie Stanley trüge. Der jüngere allerdings nicht humoristische, sondern pathetische Schiller verstand es besser, den sich in gleicher Weise äufsernden Stolz der Lady Milford dadurch zu motivieren, dafs er in ihren Adern das noble Blut eines Howard (= Norfolk) fliefsen sieht.

Schon am Vorabend der Hochzeit hören wir die traurig am Fenster sitzende und die dunklen Gestalten auf der Strafse beobachtende Braut klagen, dafs sie durch die Wegwerfung ihres Herzens um schnöden Geldes willen an einen Mann, den sie nicht lieben kann, sich mit jenen verworfenen Geschöpfen auf dieselbe Stufe stelle. Nach der Ehe und beim Tode ihrer Mutter, wo sie derselben den Anteil an den schnöden Verkauf

Digitized by Google

verzeiht, hören wir die Nachklänge dieser Klagen. Hier haben wir also den interessanten Fall der Valentine, den Widerspruch des Frauenherzens, in welchen es durch Sollen und Wollen versetzt wird, und hier berührt Dickens das von George Sand mit Vorliebe kultivierte Gebiet. Doch dürfen wir unserem Novellisten das Kompliment machen, dafs der tendenzlose Mann nicht für gröfsere Rechte der Männerwelt eingetreten ist, sondern in den nun folgenden ehelichen Konflikten als unparteiischer Richter erscheint, ja unsere Herzen gar zu Gunsten der verzweifelnden Frau zu stimmen sucht, was ihm durch die Mitteilung einer in Ediths Kammer gepflogenen Unterhaltung der beiden Gatten (Kap. 40) zum Teil gelingt.

„We are both connected by the dead already, each by a little child“, „Wir sind beide mit den Toten bereits verbunden, jedes durch ein Kind“, hören wir sie in jener charakteristichen Unterhaltung pathetisch ausrufen. Hier hat Dickens einen kurzen Satz geschrieben, der seiner Figur gleichsam aus der Seele kommt und welcher sie ganz bezeichnet; hier trifft er in das Herz der Figur, und es konnte nur dadurch geschehen, dafs er dieselbe im Selbstgefühl aufsucht, deren höchste Steigerung wir mit Pathos bezeichnen. Dieser kurze Satz wirft einen Lichtblick auf diese dunkle mysteriöse Person; er erklärt ihre Verzweiflung und auch ihre Verworfenheit, deren sich das kluge Weib wohl bewufst ist.

Indem wir diese Worte der Edith besonders hervorheben, müssen wir Taine entschieden tadeln, dafs er so geringfügig von des Novellisten Pärchen spricht oder Dickens' englisch-praktische Neigung als unkünstlerisch verwirft, die Liebe in der Ehe und nicht aufser derselben behandelt zu haben. Edith ist der beste Beleg dafür, dafs das verheiratete Weib sich für interessantere litterarische wie psychologische Studien eigne als die Jungfrau, indem bei der letzteren nur die Frage der Liebe in Betracht kommt, während man beim Weibe zu erwägen habe, ob sie geliebt und geboren. Diese Untersuchung, welche der Spekulation ein reiches Feld eröffnet (man vergleiche den kühlen Stil einer Mme de Maintenon mit der Anmut der Schreibweise einer Mme de Sévigné und einer George Sand) wirft nicht nur ein interessantes Licht auf Lady Macbeth,

welche geliebt und geboren, der jedoch eine unerbittliche Vorsehung die Tochter geraubt, sondern auch auf Edith, welche nie recht geliebt, wohl aber geboren hatte, und die durch den Tod ihres Kindes mit Lady Macbeth auf dieselbe Stufe tritt: Wenn nun schon ein blind waltendes Schicksal eine liebende und den Gatten noch besitzende Lady Macbeth zum herzlosen Scheusal stempelt, mufste sich die Gemütsleere und die Herzenshärtigkeit der kinderlosen Edith um so mehr ausprägen, da die junge Mutter in der Mutterliebe einen Ersatz der Gattenliebe gefunden hatte, und sie auch dieses Ersatzes noch verlustig gegangen war.

Dieses herzlose aber ehrliche Weib endet im Romane wie sie es verdient, und am Schlufs der Erzählung erscheint sie zwar unbefleckt von ehebrecherischem Umgange, aber unbekannt mit den Segnungen des Familien- und Mutterglückes.

Carker ist Dombeys Prokurist und Vertrauter. Was Macaulay von Strafford sagt, könnte man auf diesen Mann beziehen: „Er war grofs, schlecht und kühn.“ — Er ist in allem grofs, was den Geist schmückt und dem Manne zur Ehre gereicht; er kennt fremde Sprachen so gut wie seine Muttersprache. Im Sport kommt ihm keiner gleich; dieser „admirable Crichton“ ist ein ausgezeichneter Reiter und gewinnt im Schachspiel „ohne auf das Brett zu sehen“. Er ist persönlich tapfer, nüchtern, sparsam, jedoch nicht geizig, und infolge der einfachen Lebensweise reich. — Im Gegensatz zu Dombey kennt er die Welt; er hat den Menschen studiert und benutzt ihn. Einen schlauen Vagabunden (Bob the Grinder) schüchtert er zunächst durch Gewaltakte ein und macht ihn so allmählich zu seinem Spion und zum willenlosen und verschwiegenen Werkzeuge seiner Pläne; seinen Chef (Dombey), der Carkers Vorzüge laut bewundert, schmeichelt er, indem er auf die Kluft hinweist, die beide trenne, und dafs der Vorgesetzte dergleichen Kunststückchen entraten könne, die jedoch ihm, dem Untergeordneten, manchmal von Nutzen wären. Flora, welche einige Zeit seine Sinne in Anspruch genommen, fasciniert er in dämonischer Weise durch die zugeflüsterte Kunde, dafs eine Nachricht über Walters Schiff ausgeblieben, und aus der ehrlichen und linkischen Edith, welcher er fortwährend von seines Chefs

Digitized by Google

glücklicher Ehe spricht, entlockt er im Unwillen darüber, auf den er gerechnet, das Geständnis, dafs diese Ehe ohne Liebe geschlossen und nicht glücklich zu nennen sei, worauf er sie in seiner Hand hat, und selbst durch Drohungen sie zur Fortsetzung des ihm einmal bewilligten Rendezvous zwingt. Um uns ein volles Bild von Carker zu geben und ihn noch als schlechten Verwandten zu kennzeichnen, führt Dickens seinen älteren, sanften, aber energielosen Bruder in die Novelle ein, welcher die letzte Stelle in Dombeys Bureau bekleidet und von seinem unbrüderlichen Vorgesetzten die härteste Behandlung erfährt. — Der kühne Mann hat seiner Energie und seinen Talenten alles zu danken. Er stammt aus einer Hütte bei London, wo noch seine von ihm vernachlässigte Schwester und John Carker, der niedrigste Commis, wohnen, und brachte es als erfolgreicher „Streber“ bald zum Prokuristen. Dieser energische Wüstling, stets stutzerhaft gekleidet, spielt auch eine Rolle in den angesehensten Klubhäusern, welche er natürlich nur besucht, wenn er nichts anderes zu thun hat. Er mufs immer beschäftigt sein. Flora ist ihm zu unbedeutend, und den Gedanken an sie unterdrückte er bald, da Edith, „eine Sonne“, die ihm mehr zu thun giebt, bald den erblassenden Stern in Schatten stellt. — Aufser der weichen, weifsen, fleischigen Hand Carkers erwähnt der Dichter oft das beim Reden und Nachdenken weit hervortretende Gebifs unseres Prokuristen. Wenn Ästhetiker behaupten, dafs die aufserordentliche Ausprägung des Gebisses den Menschen noch zu sehr an seinen Zusammenhang mit dem Raubtier erinnerte, so konnte Boz das kühne, cholerisch-energische Element eines Strebers nicht besser bezeichnen.

Wer ist aber der Prototyp dieses ungewöhnlichen Mannes, welcher wie Richard III. ein Heuchler und tapfer ist und so entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigt? Es ist weder jener Richard, noch Jago, noch Pecksniff: es ist Antonius, der geniale Wollüstling im vorgerückten Alter. In „Julius Cäsar“ sehen wir denselben in seiner Jugend und als Sockel einer späteren Type; in „Antonius und Cleopatra“ werden wir den schlaff gewordenen genialen Wollüstling im Mannesalter wiederfinden. So denkt sich Shakespeare den Oberbau jenes Sockels.

Digitized by Google

Nicht minder genial ist die Dickenssche Auffassung des älter gewordenen Wollüstlings. Den liebenswürdigen Eindruck, welchen der sanguinische, nach Abwechselung dürstende, höheres Streben jedoch nicht aus dem Auge verlierende Jüngling — eine Art Faustulus — macht, vermissen wir gänzlich im cholerisch-energischen Alter des in den Jahren vorgerückteren Mannes, welcher die Röte der Wangen und die Naivität der Jugend verloren hat und der im Alter von 38 bis 42 Jahren uns nur den Eindruck eines Menschenverächters und eines klugen Raubtieres macht, welches das energielosere Nebengeschöpf als die Beute des Klügeren betrachtet. Da Carker als energischer Streber den Menschen nur in seinen Schwächen gesehen, so hat er „keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht“. Nach Dombeys Trauung wiederholt er skeptisch nachdenklich die bei der Trauung übliche Eidesformel, „sein Weib in Krankheit und Gesundheit zu behalten, zu lieben und zu ehren, bis der Tod uns scheidet.“ Einer reinen hingebenden Liebe hält sich dieser Frauenverächter im vorgerückten Alter nicht mehr fähig; und doch war eine in der Jugendzeit geschlossene Ehe für so manchen Wollüstling der einzige Leitstern, welcher ihn durch die Scylla und Charybdis seiner natürlichen Beanlagung glücklich hindurchbrachte, indem ein sanftes Weib seine wollüstige Energie brach und die Sorge für die Kinder seinen nie rastenden Geist beschäftigte. So ist die Ehe wie eine Felseninsel in der See, an welcher Dombeys Schiff zerschellen mufs und welche anderen zur Rettung gereicht. — „Die Hand, mit welcher Carker die ihrige, die Hand der Edith, beim ersten Handkusse ergriffen, schwenkte er, nachdem er ihr Zimmer verlassen, und steckte sie triumphierend in den Busen.“ Indem er nämlich den verachteten Nebenmenschen allmählich unterliegen sieht, fühlt er sich für neue Unternehmungen wie durch ein geistiges Bad erfrischt und gestärkt. — Sein Zusammentreffen mit Edith in Dijon kann eine artistische Studie genannt werden, in welcher das vor seiner Beute stehende Raubtier den Anzug der Gefahr wittert und wo die zunehmende Furcht die wollüstige Gefräfsigkeit noch vermehrt. — Seine erste Niederlage ist auch seine letzte; denn mit derselben bricht er zusammen. Während also die Selbstzerstörung eines

Digitized by Google

Richard III. und einer Lady Macbeth nach Erreichung ihres Zieles und auf dem Zenith ihrer Wünsche erfolgt, sehen wir diese stets vorwärts gerichtete Maschine, die alles vor sich niederwarf, hier plötzlich durch einen unerwarteten Widerstand aus dem Geleise gebracht, was die Selbstzerstörung herbeiführt. Die fürchterliche Erschütterung nach dieser ersten Niederlage ist durchaus nicht übertrieben geschildert. Nachdem der kluge Mann drei Jahre hindurch, von der ersten Begegnung dieser Walküre in Leamington an, alle Geisteskräfte aufgeboten, um durch die Verführung dieses hochfahrenden Weibes einen neuen Triumph über das verachtete Menschengeschlecht zu feiern, sieht er sich am Ende von diesem seinem Opfer selbst betrogen und in eine Falle gelockt, und seiner socialen Stellung — im puritanischen England! — für immer verlustig, irrt er rastlos und ratlos in der Fremde umher, verfolgt von einem zornigen Gatten. In der tollen Unruhe eines aufgeregten Nervensystems glaubt er das Brausen einer Lokomotive zu vernehmen, die ihn auch später beim Zurückweichen vor dem plötzlich auf ihn stofsenden Dombey wirklich zermalmt; die Durchführung der Schilderung dieser Hallucinationen, sowie Carkers Ausgang sind hochpoetisch, und finden wir hier die Belebung und Personifikation der toten Natur bei erhöhtem Seelenleben ganz am Platze.

Flora Dombey fühlt nach ihrer Mutter Tode den unwiderstehlichen Zug nach des Vaters Liebe, und sehen wir in des letzteren Abneigung gegen diese erste Frucht seiner Ehe das Gegenspiel zu Musikmeister Miller und Tochter. Durch Bücher und Lehrer, die ihr von ihrem vielbeschäftigten reichen Vater zwar ohne Widerstreben, jedoch erst auf ihre Anregung gewährt werden, erzieht sich Flora im düsteren Hause in der City selbst. Von niemand beachtet, reift sie zur verständigen lieblichen Jungfrau heran. Ihr einfaches, natürliches, naives Wesen, welches wir in Ivanhoes Rowena und in so manchem ceremoniellen Pensionsfräulein mit Bedauern vermissen, bringt der Dichter zweimal recht wirkungsvoll zur Geltung, einmal, wo Flora in zarter Jungfräulichkeit die Liebeserklärungen eines reichen Einfaltspinsels unterbricht, und zweitens, wo sie beim Wiedersehen ihrer mit der Erklärung zögernden Jugendliebe, eines armen

Digitized by Google

Kapitäns, von dem sie sich jedoch geliebt weifs, sich selbst zur Frau anbietet und — eine zweite Miranda — ihre Hand aus freiem Antriebe in die seinige legt. — Ihre Hoffnung, dafs sich der Vater ihr noch nähern werde, scheint zweimal in Erfüllung zu gehen, zuerst nach ihres Bruders Tode und sodann durch ihre sie innig liebende Stiefmutter. Die unnatürliche und unüberwindliche Abneigung des Vaters gegen ein Mädchen, das mit der Firma nichts zu thun habe, verschwindet erst nach Dombeys Bankerott, und diese scheinbare Annäherung und zweifache Abstofsung, sowie die endliche Vereinigung des verarmten Vaters mit der Tochter in demselben Familienzimmer bildet den dreiteiligen Rhythmus des Werkes.

Flora erreicht nicht Mercy in Martin Chuzzlewit, wirkt aber trotzdem vorteilhaft durch den Gegensatz, den sie mit Edith bildet, durch welche letztere der Dichter das starke Schöne zum Ausdruck gebracht hat. In Flora kommt Dickens nämlich wieder nicht über das schwache Schöne hinaus, was jedoch dieses Mal durchaus nicht wie bei Rosa Maylie (Oliver Twist) in das Fade übergeht.

Walter bekleidet in Dombeys Bureau eine untergeordnete Commisstelle und ist am Anfange der Novelle ein frischer munterer Bursche von fünfzehn Jahren. Als er in Floras Gegenwart die ihm peinliche Mission erfüllt, den stolzen Kaufmann für seinen armen Pflegevater um eine Summe Geldes anzugehen, legt er den eigentümlichen, aber richtigen Charakterzug an den Tag, dafs er, sei es aus Traurigkeit, sei es aus Verlegenheit vor Flora, geschwätzig erscheint. Nach dem Sockel dieser Type zu urteilen, konnte Walter, der leicht bewegliche Sohn eines Verschwenders, im Auslande leicht auf Abwege geraten und seine Jugendliebe vergessen: denn im Gegensatz zu der nicht impulsiven, aber desto hartnäckigeren Edith ist der impulsive Mensch nicht beharrlich in seinen Empfindungen und Bestrebungen. Die Überraschung des Lesers wird um so gröfser, als Walter im letzten Bande durch die Schule der Leiden verändert erscheint und die Oberflächlichkeit des impulsiven Jünglings beim jungen Manne einer Neigung zum Nachdenken Platz gemacht hat.

Paul Dombey ist das Wunderkind, an dessen Geburt sich

Digitized by Google

so grofse Hoffnungen knüpften. Der Repräsentationsstolz des Vaters wird durch den kleinen Repräsentanten auf dem Kinderstühlchen aufs herrlichste persifliert. Der kleine Dombey spielt schon seine Rolle gut; er kommandiert dem Dienstpersonale, und seine Schwester mufs ihm die Zeit vertreiben. — Darin, dafs Dickens dem Knaben Geschwister giebt, liegt überhaupt der erste Grund des Gelingens dieser Figur. Im Leben wie in der Novelle kann sich nämlich das geschwisterlose Kind nur schwer entwickeln; die anfänglich so passive Beteiligung an den Aufsendingen wird dann zu sehr in einen aktiven Zustand versetzt; die dichterische Neugierde sah in Oliver Twist Wunderbares und Instinktives, und der Beobachter eines Copperfield dürfte wenig aus dem Kinde heraus- und zuviel in dasselbe hineingetragen haben. Dafs unsere Figur dem Dichter viel besser gelang als die anderen von ihm gezeichneten und soeben genannten Kinderfiguren, hat noch einen anderen Grund. Mit Fieldings Tom Jones zeigte die englische Litteratur an, dafs sie in dem Stadium der wissenschaftlichen, weltmännische Erfahrungen zusammenfassenden Periode angelangt war. An Stelle von Shakespeares Individuen traten Repräsentanten verschiedener Kasten, Gewerbe und Gesellschaftsklassen. So ist bei Fielding Frau Miller ein Muster von einer Pastorswitwe, Lady Bellaston die Repräsentantin der wollüstigen Adelsdame aus Fieldings Zeit und Herr Nightingale, der Schwiegersohn jener Pastorswitwe, der weltkluge, durchtriebene, stutzerhafte Londoner Commis. Dieser Zug, Typen an Stelle der Personen treten zu lassen, macht sich in der ganzen englischen Litteratur der Jetztzeit, in Dickens und selbst in diesem Roman geltend. Oder wäre Cleopatra, die durch harmloses Geschwätz ihre berechnende Schlauheit verdeckt, nicht die Vertreterin einer gewissen Klasse von Schwiegermüttern? Kann der indische Major besser repräsentiert werden als durch den schlauen, originellen und geistreichen Epikuräer Bagstock, dessen farbiger Bediente „ein Fürst in seinem eigenen Lande“ war? Wäre der derbsinnliche, dem Trunke ergebene, aber tölpisch ehrliche, breitschulterige Bunsby etwas anderes als eine Probenummer von einem Seemann? — Paul Dombey trägt ebenfalls nur generelle und weniger individuelle Züge. Im Laufe der Erzählung wird

Digitized by Google

er oft als „altes, altkluges oder altmodisches Kind“ bezeichnet. Da sein Erzeuger ein Mann im vorgerückten Alter war und seine nicht mehr allzu junge, entkräftete Mutter im Kindbett starb, so trug das Resultat ihrer Ehe natürlich Keime in sich, die bei der Entfaltung beständig an einen oder den anderen der Gatten erinnerten. Ein alter Vater und eine alte Mutter werden nur ein altes Kind erzeugen, und hat Sterne, ein Nachfolger Fieldings, die litterarische Welt in Tristram Shandy mit einem solchen Kinde bereits beschenkt. Jene verhätschelten Nestlinge oder Nestkückchen zeichnen sich meistens durch einen schwächlichen, gracilen Körper, ein fleischloses, blasses Gesichtchen und tiefliegende grofse Augen aus. Man sieht sie selten lächeln und niemals lachen; sie zeigen wenig Neigung für Spiel oder Umgang mit anderen Kindern, halten sich dagegen mehr zu den Erwachsenen, welchen sie mit ihren grofsen Augen verwundert bei der Arbeit oder in ihrer Mufse zuschauen, und die sie bei jeder Gelegenheit durch ein unkindliches „Warum?“ aus der Fassung bringen. Man vergleiche alles, was Dickens über die kurze Laufbahn des Kindes von der Geburt bis zu seinem frühzeitigen Tode, über seine aufserordentliche Beanlagung und sein Benehmen berichtet, mit den oben angegebenen generellen Zügen, und man wird sich bald klar werden, dafs Boz erstens hier wiederum von der psychologischen Motivierung Gebrauch macht, und dafs er uns zweitens als echter Nachfolger Fieldings mit einer höchst geistreich angelegten originellen Type beschenkt hat, welche die Prototype Tristram Shandy durch ihre Anmut aussticht.

Der opferfreudige Salomon Gills, der Schiffsinstrumentenmacher, ist ein gutmütiger Stubenhocker, ohne Energie und daher „seiner Zeit nicht mehr gewachsen“. Er scheint die Ansicht des aufstrebenden mittleren Bürgerstandes zu vertreten, dafs das Kind das werden müsse, was die Eltern nicht geworden sind. Man beachte hier die Verwandtschaft zwischen Gills und Dombey, von dem wir sagten, dafs er auch hinter seiner Zeit zurückgeblieben sei. Sonst dürften jedoch Parallelen Unterschiede zwischen beiden ergeben. Dombey reist Carker nach, nachdem er dessen Aufenthaltsort mit Mühe erforscht hat, während Gills, der in seinen Erzählungen bei dem Kamine stets

Digitized by Google

einen abenteuerlichen Zug für die Fremde und die See an den Tag legte, blind und aufs Geratewohl in eine Welt der Märchen reist, um Walter zu suchen.

Kapitän Cuttle mit seiner derben Seemannssprache berührt uns Deutsche um so wohlthuender, als wir in dem einfachen, ungeschminkten Wesen und in dem breitschulterigen, Urkraft verratenden Körper Spuren des angelsächsischen Elementes zu wittern meinen. Wie Cuttle sich äufserlich dadurch kennzeichnet, dafs seine rechte Hand durch einen eisernen Hakengriff ersetzt ist, so verrät sein inneres Leben individuelle Züge. Im Gegensatz zu der Schule der Seeleute, welche Bunsby vertritt, ist Cuttle nüchtern, keusch und zart. Dadurch, dafs hier wiederum das scheinbare Äufsere eines Menschen mit seinem glänzenden Innern in Kontrast tritt, erinnert uns unser Kapitän an Noggs und Tom Pinch; doch dürfte hier eine glücklichere Verschmelzung des Gegensatzes mindestens Noggs in den Schatten stellen. Kapitän Cuttle ist Optimist und zu gut für diese Welt; er leidet sogar unter den Launen seiner Wirtin Mac Stinger, einer Waschfrau, durch deren Veränderlichkeit und raschen Umschlag der Temperamentsstimmung übrigens Charakterzüge einer irischen Type zur Geltung gelangen. Die Situation, wo unser Mann durch eine Unterhaltung mit Carker in Dombeys Bureau sich allmählich davon überzeugt, dafs die Welt auch Schurken nährt, ist trefflich und innerlich wahr; und die Fortsetzung der Erzählung ist um so rührender: der letzte Blick des Seemannes auf das leere Pult des totgeglaubten Walters und die Verlesung der Totenepistel in seinem Junggesellenstübchen.

Die Einführung der Toodle-Gruppe wirkt höchst humoristisch. Das Haupt der Familie bildet ein simpel-gutmütiger, ungelehrter Lokomotivheizer, dessen Leben sich aus „Fahren, Essen und Schlafen“ wie aus drei Stadien zusammensetzt. In der Mitte zwischen diesem so offenherzigen Manne und seinem heuchlerischen Sohne Robert, Carkers Bedienten, steht die klügere Frau Toodle, Pauls frühere Amme, welcher ein warmes Herz oft Geist einflöfst und in der wir die lebenswarme Type einer erfindungsreichen Frau aus den niederen Volksklassen erkennen.

Digitized by Google

Von all dem Hausgesinde Dombeys hat Dickens die schwarzäugige Susanne Nipper, Floras Kammermädchen, am besten bedacht, indem er diese sogar am Ende der Erzählung mit dem einfältig-gutmütigen, reichen Toots verheiratet. Dafs Dickens nicht nur der Nipper, sondern auch dem übrigen Dienstpersonale so viel Aufmerksamkeit geschenkt hat, findet in der engen Beziehung seinen Grund, in welcher das englische Gesinde in echt germanischer Weise zu dem Brotherrn steht, und dürfte Walter Scott in der Schilderung von Cedrics Haushalt (in Ivanhoe) diesen angelsächsischen Zug sehr glücklich verwertet haben. Die Schilderung, welche uns Boz von dem Dienstpersonale eines vornehmen Haushaltes macht, das aus Mangel an dem Geiste der Liebe nur mechanische Pflichterfüllung kennt, besteht aus glücklichen, dem Volke abgelauschten Zügen. Mr. Perch, der Bote, und seine Gattin, die sich beständig guter Familienhoffnungen erfreut, dürften am besten getroffen sein.

Fräulein Tox, eine alte Jungfer, mit einem Herzen voll Menschenliebe und Sonnenschein, die Dombey aus Gutmütigkeit und aus Bewunderung schmeichelt; Frau Chick, Dombeys einfältige, hochmütige Schwester, und ihr Gatte, welcher beständig Melodien zu pfeifen pflegt, sind wohlgelungene Porträts; jedoch nach all den Vorzügen des Werkes müssen wir noch unserem Verfasser für die Schöpfung einer Figur danken, deren Einführung in die Novelle uns an die Redensart erinnert: „Ein Glück kommt selten allein.“ In der modernen Romanlitteratur macht sich nämlich der Zug bemerkbar, das Fade der Handlung durch die Einführung einer mysteriösen, intriguensüchtigen Person zu verdecken. Indem Romanen wie Germanen diese Rolle meistens dem weiblichen Geschlecht zuerteilen, finden die letzteren oft schwarzäugige Ausländerinnen und namentlich Frauen romanischen Ursprungs für diese Mission höchst geeignet, da der bequeme Novellist uns den Prozefs der Verworfenheit dann verschweigen kann und sein blauäugiger, leichtgläubiger Leser diese bei der exotischen Figur als selbstverständlich voraussetzt. Die Italienerin Nora, „Aus der Junkerwelt (1850)“ von Max Waldau, und die Französin Hortense (Bleak House) sind zwei Beispiele solcher exotischen Gewächse.

Digitized by Google

Dickens hat also selbst in einem späteren Werke von dieser bequemen Art der Motivierung Gebrauch gemacht. — Ganz anders verhält es sich in unserer Novelle.

Alice Marwood, die frühere Geliebte Carkers, die schöne, stolze und kalte Tochter einer armen Gaunerin, kehrt nach zehnjähriger Deportation mit Bitterkeit in dem Herzen nach London zurück, wo sie ihren Verführer, den erfolgreichen Streber, als reichen Mann und in einflufsreicher Stellung wiederfindet. Auf der Strafse, unter Thorwegen, ja auf dem platten Lande weifs sie wie ein der Unterwelt entstiegener böser Geist den nichts ahnenden Räuber ihrer Unschuld zu finden, der gerade damals seinerseits wie ein Dämon eine hochstehende stolze Dame zu umgarnen sucht. Auch Alice grollt der Mutter, einer Tochter Jugend und Schönheit für schnödes Geld verkauft zu haben, und die Vorwürfe der mit Menschenverachtung und Männerhafs erfüllten Prostituierten werfen ein grelles Licht auf einen anderen dunklen und wenig berührten Punkt der Frauenfrage. Der Mutter ist der hochfahrende Sinn der Tochter von je ein Rätsel gewesen, sie versteht auch jetzt wenig den Grund ihrer Klagen, und an der Seite der schönen Furie setzt sie ihr Handwerk des Bettelns und Wahrsagens fort. Die Carker und Edith in Leamington nachgerufenen Worte der Alten: „Ein Kind ist tot und eins ist lebendig! Eine Frau ist gegangen und eine kommt“, verfehlen ihre Wirkung auf den Leser nicht, und Dickens verdient auch hier das Lob, mit einfachen Kunstmitteln viel erreicht zu haben. Unser Novellist verfällt also nicht in den Fehler Walter Scotts, die mysteriöse Seite einer Erzählung durch Aufstellung von Rätseln herbeigeführt zu haben, welche er selbst nicht lösen konnte, wie dies bei der Gespenstererscheinung der Lady Avenel in dem „Kloster“ der Fall ist. — Der Hafs dieser verworfenen Person gegen ihren Verführer ist so grofs, dafs sie ihre Mutter auffordert, den Bedienten Carkers sofort zu töten, falls er ihr und Dombey den Aufenthaltsort seines Herrn nicht angebe. Ihre der Mutter dabei zugerufenen Worte: „Tear him to pieces“ bilden jedoch den Höhepunkt des Affektes, und mit der Krisis, wo mildere weibliche Gefühle sich in ihr regen, bricht auch sie zusammen. Mit der an ihrem Totenbette knienden Schwester

Digitized by Google

Carkers vereinigt sie ihre Gebete für die Seele des verstorbenen Verführers.

Was aber die mysteriöse Seite dieser Figur noch erhöht, ist das wohlberechnete Halbdunkel, mit welchem der Dichter sie umgeben. Nachdem die ungewöhnliche Erscheinung dieser zerlumpten Frau in all ihrer Fülle sich ausgebreitet, teilt uns der Novellist post festum mit, dafs auch in den Adern der Alice edles Blut fliefse, indem ihre Mutter Maitresse eines Adligen gewesen, und dafs Alice, diese imposante Bettlerin, die Cousine der Edith sei. Der instinktive Stolz, mit welchem Alice das Almosen von Carkers Schwester zurückweist, ist somit genügend erklärt, und das im Schmutze rollende Geld bildet ein Seitenstück zu Ediths aufgetürmter Pyramide von Schätzen, die sie bei ihrer Trennung dem Geber zurückgiebt. Die dürftige Motivierung, welche die Paroxismen und die Verdorbenheit der stolzen Kaufmannsfrau erklärt und die mehr oder weniger auf feinen Konjekturen beruht, dürfte durch dieses Seitenstück eine mächtige Stütze erfahren; und nichts war mehr geeignet, die schwachen Lichtstrahlen über den Prozefs von der Edith Verworfenheit und Unnatur zu verschärfen, als die Einführung ihrer Cousine, einer Peeress in Lumpen!

Nachdem wir der Wichtigkeit halber diese ziemlich umfangreiche Charakteristik der Personen gegeben haben, fassen wir die Vorzüge des Werkes noch einmal kurz zusammen. Zunächst fällt uns die herrliche Kontrastbildung der Figuren in das Auge, und diese Kontraste lösen sich wohlthuend auf. So gewinnt der stolze, edle Dombey an der Seite seiner hochmütigen Schwester, des katzenhaft schmeichelnden, glattzüngigen Carker und des geschwätzigen, albernen Lord Feenix. Dombey und Edith, das stolze Paar, werden uns durch die Leiden sympathischer, die sie sich gegenseitig durch ihre Heirat auferlegen, und Edith wird erträglicher durch die Liebe zu ihrer Stieftochter Flora. In Herrn Blimbers Schule, dem bestgeschilderten Institute unseres Schriftstellers, wird das altkluge Kind Paul von Toots, einem kindischen Burschen protegiert. Der Stolz der Edith ist erträglicher als der Trotz ihrer Cousine. Cleopatra, Dombeys Schwiegermutter, gewinnt durch einen Vergleich mit der Mutter der Alice, und Frau Toodles Vorzüge

Digitized by Google

springen in die Augen, wenn wir mit ihr Pauls spätere Pensionsmutter, Frau Pipchin, vergleichen. Zum Erstaunen der Leserinnen, welche an die Verbindung von Fräulein La Creevy mit Tom Linkigwater dachten, unterläſst es der Dichter, den Junggesellen Cuttle mit Fräulein Tox, der alten Jungfer, zu vereinen. Der biedere Seemann, Gills rechte Hand, kontrastiert aufs herrlichste mit Bagstock, dem teuflisch schlauen Major, welcher Dombeys Kopf zu sein meint. Selbst der dämonische Carker wird erträglicher durch eine Zusammenstellung mit seinem energielosen Bruder, und die Genialität seiner Beanlagung überragt den kleinlichen, subalternen Beamtenverstand Morfins, Dombeys zweiten Beamten.

Der Hintergrund des Romanes ist aufs trefflichste geschildert, und das düstere Haus in der City, wo die einsame Flora sich schüchtern hinter den Fenstervorhängen hält, ist unverwischbar in unserer Anschauung. Wenn wir uns mit der Kaufmannstochter bei der Skettles Familie unter freiem Himmel in Fulham befinden, berührt uns des Dichters einfaches, lyrisches Naturbildchen um so wohlthuender, und die Naturscenerie wird düster und schrecklich, wenn wir Carker nachts auf der dunklen Straſse von Dijon nach Paris begleiten. — Der Stil gewinnt durch die Abwechselung. Dombeys edle, korrekte Sprache hat einen gewissen Pomp, Carker spricht gewandt aber herzlos, Lord Feenix mechanisch und ohne zu denken, Edith drückt sich ihrer Rolle gemäſs plump und ungeschickt aus. Toodle, der Lokomotivheizer, ermahnt seine Kinder, durch ihre „Pfeifen“ (d. h. ihre Kehlen) ihren Aufenthaltsort stets anzuzeigen und sich nicht zu verstecken; Cuttle braucht Seemannsausdrücke und der Major Bagstock kennt nur die burschikose Sprache des Militärs.

Daſs Dombey und Sohn „ein schöner Roman“ ist, erkannte schon Taine. Nur konnten wir nicht mit ihm übereinstimmen, daſs Dombeys gewaltsame Sinnesänderung „den schönen Roman verderbe“. Forster giebt zwar auch zu, daſs der Schluſs des Werkes nicht dem Anfange entspreche; beide Kritiker jedoch unterlassen es, diese Behauptungen zu beweisen oder einen Entschuldigungsgrund für diese Erscheinung anzugeben.

Daſs Dombeys Sinnesänderung die Novelle nicht verderbe,

Digitized by Google

sondern sich aus seiner Rolle als epischer Held ergebe, welcher durch die komische Vernichtung seines Repräsentationsstolzes nur gerettet werden konnte, haben wir schon nachgewiesen. Gegen Forsters Behauptung, dafs das Werk gegen den Schlufs abfalle, läfst sich jedoch nichts einwenden. Nun ist es aber des Romanschriftstellers Pflicht, uns über das spätere Schicksal der Hauptpersonen aufzuklären. Der Leser mufste also nicht nur von Dombey, sondern auch von der Reue der Edith hören.

Hier wäre also die Sache selbst nicht anzufechten; nur die Art und Weise, wie diese Mitteilungen erfolgen, kann in Frage gezogen werden. Da nimmt es allerdings den Anschein, als ob Dickens am Ende sich hätte kürzer fassen können. Doch ist die fade Breite am Schlusse eine Erscheinung, die wir nicht nur an Dickens, sondern an den meisten in- und ausländischen Romanschriftstellern bemerken. Man denke nur an Auerbachs „Auf der Höhe“, wo Irmas Sinnesänderung und Reue durch Tageblätter nachgewiesen wird! Übrigens fällt nicht nur „Dombey und Sohn“ am Ende bedeutend ab, sondern wir fanden diesen Fehler schon bei der Besprechung der vorhergehenden Romane heraus. So wurde Pickwick zum Engel der Menschenliebe, und Martin Chuzzlewit bestieg am Ende des Romans eine Art Richterstuhl, um das Recht der Vorsehung des Belohnens und des Bestrafens während einiger Minuten für sich in Anspruch zu nehmen.

Walter Scotts treffliche Romane verfallen in den entgegengesetzten Fehler, indem die Erzählung am Ende kurz abgeschnitten erscheint. Das Ausklingen der Motive, worauf Richard Wagner einen so grofsen Wert legte, ist nicht nur in der Musik, sondern auch in der epischen Dichtungsart, ja in jedem harmonischen Kunstwerke anzustreben. Bei Walter Scott vermissen wir dieses Ausklingen gänzlich; Dickens verfällt in das entgegengesetzte Extrem. Die Frage, warum „Dombey und Sohn“ am Ende abfalle, würden wir also gern dahin erweitern: Was ist der Grund, dafs die meisten Romanschriftsteller, und insbesondere Dickens, bei dem Schlusse des Werkes in die Breite und ins Fade verfallen? Für die Beantwortung dieser brennenden Frage in der Romanlitteratur stellen wir folgende Punkte auf:

Digitized by Google

1. Dickens' Romane leiden, wie Scherr nur zu richtig bemerkt, an Breite, und eines Verfassers Erschöpfung wird sich besonders am Ende seines Werkes bemerkbar machen. Insofern ist das Fade des Ausganges des Dichters Verschulden.

2. Es mufs jedoch zugestanden werden, dafs das Ungesunde der epischen Kunstgattung, die Subjektivität des Helden endlich über die Objektivität der Welt triumphieren zu lassen, den Verfasser beim Ausgange des Werkes am meisten beunruhigen mufs, indem jetzt die Frage an ihn herantritt: Was soll aus meinem Helden werden? So sehen wir Wilhelm Meister, den Helden eines in allen Sätteln und Momenten gerechten Romanes, nachdem der Dichter den Jüngling durch die Schule des Lebens bis zur Stufe der Verklärung geführt, am Ende des Werkes — Landwirt werden. — Hier liegt die Schuld also weniger auf seiten des Schriftstellers, sondern sie erklärt sich aus der Dichtungsart.

3. Der Begründer der Dickensschen karrikierenden Schule und die Jünger derselben pflegen oft der hervorstehendsten Type ein moralisches Abstraktum zu Grunde zu legen, welches, den Staffagelinien in der Malerei nicht unähnlich, im Laufe der Arbeit durch die Charakteristik der Sitten als Unterscheidungsmerkmale Tüpfelchen greller, leicht verschiefsbarer Farben empfängt, die jedoch am Ende, wo die moralische Idee des Werkes zum Vorschein kommen soll, verblichen sind, worauf das moralische Abstraktum wiederum als Untergrund der Figur erscheint. Die dünnen Staffagelinien der Figur Dombey müssen uns ganz besonders auffallen; und nach dem Aufgeben seines Repräsentationsstolzes erscheint der frühere Millionär ganz abgeschwächt, wenn wir ihn als Grofsvater im Schlafrocke in der Kinderstube wiederfinden. Dombey als Kaufmann ist herrlich, Dombey als Mensch ist ein Schatten. Was jedoch in Pickwick und Pecksniff ein Fehler war, bildet hier ein wesentliches Moment der Schönheit, und der abgeschwächte Eindruck der Figur erhöht unendlich den tragi-komischen Ernst des Romanes. Allein in Pickwick und in Chuzzlewit erinnert das hervortretende moralische Abstrakte am Ende an die Flickarbeit des Verfassers, und der Roman wird fade.

4. Die in der Ruhe fixierte Person wird auch leicht in

Digitized by Google

unserer Anschauung zur Ruhe gebracht; die Figuren dagegen, welche am Anfange und in der Mitte der Erzählung sich im Affekt bewegen, dürften den Schriftsteller am Ende, wo er sie zur Ruhe bringen soll, in die peinliche Verlegenheit des Schillerschen Zauberlehrlings versetzen. Da nun der Humorist ganz besonders mit den Affekten rechnen mufs, so erwachsen für den humoristischen Romanschriftsteller am Schlusse doppelte Schwierigkeiten. Auch in diesem Punkte kann den Romanschriftsteller nur der Vorwurf treffen, das humoristische Genre zu dem seinigen erhoben zu haben.

5. Von allen komisch-humoristischen Romanschriftstellern dürfte es bis jetzt nur einem Autor und zwar in einem einzigen Werke gelungen sein, das Interesse des Lesers bis auf den letzten Punkt gleichgespannt zu erhalten, und er bringt dieses nur durch einen Gewaltstreich gegen alle Regeln des harmonischen Kunstwerkes zu stande. Nachdem nämlich Fielding in seinem Tom Jones wohl gegen die Mitte des Werkes einige beruhigende Momente vorausgeschickt, die er jedoch sofort geschickt in neue Verwickelungen umwandelt (wie z. B. Sophiens Zurücklassung des Muffes in dem Bette des verstofsenen Jünglings), drängt er Peripetie, Katastrophe und Entwirrung des Knotens so zusammen, dafs das Interesse des Lesers gegen das Ende hin sich zur fieberhaften Gespanntheit steigern mufs. Wenn Dickens diesen Gewaltstreich nicht wagt, sondern sorgfältig Anfang, Mitte und Schlufs, oder Anschwellung, Höhepunkt und Abschwellung unterscheidet, so ladet er wenigstens nicht den Vorwurf auf sich, die Harmonie eines Kunstwerkes auf Kosten des Interesses gestört zu haben. Fieldings Art des Verfahrens dürfte höchstens in der dramatischen Dichtungsart schon Verwendung gefunden haben, und selbst dort finden wir den Wendepunkt meistens schon im dritten oder vierten Akte.

Der Abfall des Romanes „Dombey und Sohn" gegen das Ende hin hat aber vor allen Dingen darin seinen Grund, dafs gegen die Mitte des Werkes, wo wir in der Musik vom Höhepunkte des Tones sprechen, eine Figur erscheint, deren Genialität und Kühnheit alle anderen in den Schatten stellt. Carkers wunderbare Laufbahn von Leamington bis Dijon wirkt so spannend, die Ereignisse folgen sich mit Blitzesschnelle, dafs

Digitized by Google

nach dem Verlöschen dieses leuchtenden Meteores der epische Held und die Fortsetzung des Romanes nur fade erscheinen können. In diesem Falle dürfte uns der herrliche Höhepunkt für den jähen Abfall schadlos halten, und die innere Harmonie des Kunstwerkes bliebe somit unangefochten.

Trotz der Fehler des Werkes haben wir es also mit einem klassischen Kunstwerke zu thun, da die Mängel nicht den Wert eines Buches in Frage stellen, wohl aber die Vorzüge diesen Wert ausmachen. Das Erscheinen von Dombey und Sohn bildet mit Chuzzlewit die Glanzperiode unseres Verfassers, und obwohl beides ausgezeichnete Werke sind, wollen wir doch nicht vor der schwierigen Aufgabe zurückschrecken, durch Aufstellung folgender Punkte den gröfseren Wert von Dombey und Sohn nachzuweisen:

1. Die erotische Färbung ist hier bedeutender, und obwohl Flora die zweite Tochter des Heuchlers Mercy nicht erreicht, sind die Konflikte der Liebe in der Ehe tiefer und von einer ernsteren Tragweite als in Chuzzlewit.

2. Die gröfsere Konzentration gestattet hier nur kurze, tendenzlose Episoden, die wie kleine Erkerfenster das düstere Haus in der City nur angenehm machen können, während die grofse amerikanische tendenziöse Episode in Chuzzlewit wie eine zu grofse „Ausladung“ die Harmonie der Architektonik stört.

3. Im Stile gleich schön und variiert, entfaltet Dombey und Sohn einen sorgfältigen ausgebauten Hintergrund und gröfsere Schönheiten der Naturscenerie, die sich bei erhöhtem Seelenleben zur Personifikation steigert.

4. Der Horizont unseres Romanes ist ein weiterer, indem er Kauf- und Seeleute, das Militär, den Eisenbahnbeamten, den Adelsstand wie den Bettler umfafst.

5. Die Detailarbeit an den Hauptfiguren ist hier sorgfältiger ausgeführt und die genialen Schöpfungen einer Edith und eines Carker sind unübertroffen. Zu Shakespeares traditioneller älteren Auffassung des genialen Wollüstlings im Alter hat Dickens in seinem Carker die zeitgemäfse moderne Auffassung des älter gewordenen Wollüstlings in Fleisch und Blut verwandelt und durch diese von keinem Kritiker bisher gewürdigte,

Digitized by Google

den puritanischen Engländern unsympathische artistische Studie sich zur Höhe Shakespeares erhoben.

6. Während Chuzzlewit eine bedeutendere satirische Färbung zeigte, sind in diesem Werke von Anfang an Humor und Satire ziemlich gleichmäfsig gemischt, obwohl wir zugeben müssen, dafs des Schriftstellers Kinder der Satire (Dombey, Carker und Edith) besser gelungen sein dürften als Gill und Cuttle, die Kinder seines Humors.

7. Während die Düsterheit des Gemäldes sich sogar auf die Hauptfiguren in Chuzzlewit überträgt, ertöten doch die Unglücksfälle des Hauses Dombey und die Katastrophen in diesem Romane nicht die Euphrosine, die liebliche Freudigkeit mehrerer Hauptfiguren, durch welche sich vor allen Dingen unsere Heldin auszeichnet. Aufser dieser Tugend der Euphrosine können wir jedoch nichts Bedeutendes an Flora entdecken, und dürfte der greise Kritiker Jeffrey in ihrem Lobe zu verschwenderisch gewesen sein, wenn er sagt: „But it is Florence on whom my hopes chiefly repose, and in her I see the promise of another Nelly! though destined to let us see what a grown-up female angel it is like.“ (1846.)

8. Während die Selbstvernichtung eines Hauses sowohl, wie die Kontrastierung der Selbstsucht und Selbstlosigkeit in Chuzzlewit mehr dramatische Motive ergeben, wie sie in der That in „Richard III.“ und in „Nathan der Weise“ schon meisterhaft behandelt worden sind, da sie Keime für tragische Konflikte mit kleinen Katastrophen in sich schliefsen, ist das Thema in Dombey und Sohn rein epischer Natur, und die nur mit der Zeit und durch die Zeitströmung erfolgte Vernichtung des Stolzes, welche das Motiv für ein Zeitbild geben sollte, verwandelte sich in des Dichters Händen zu einem Weltbilde.

9. Vor allen Dingen dürfte hier die Grofsartigkeit einer beruhigenden und befreienden Perspektive Chuzzlewit weit hinter sich zurücklassen, indem in Dombey und Tochter Welthandel und Familienleben, zwei Merkmale der englischen Nation, die Angelpunkte der Erzählung bilden, und indem dieser Roman als ein echt nationales Epos in Prosa dem englischen Volke mit prophetischen Worten predigt, dafs selbst mit dem Verluste

Digitized by Google

des Welthandels und ihrer Kolonien die andere wichtige Stütze einer Nation nicht verloren gehen könne, das innige und innerste Glück des Familienlebens des englischen Volkes.

David Copperfield.

Es ist ein besonderes Kennzeichen des Genies, das aus der Werkstätte des Geistes hervorgehende flüssige Erz in verschiedene Formen zu bringen. Nur wenigen genialen Männern war es vergönnt, die edelsten Ergüsse ihres Innern in ein Werk zu verschmelzen, welches ihrem Namen Unsterblichkeit verlieh. Zu den letzteren gehört Goldsmith und Bernardin de St. Pierre, zu den ersteren Shakespeare und Molière, und in diesem Sinne ist den letzteren auch Dickens verwandt.

Da das epische Dichtungsgebiet in uns das Gefühl rege macht, als ob wir wanderten oder auf einem Flusse mit der Strömung abwärts segelten, kann es uns nicht wunder nehmen, dafs Romandichter aller Zeiten und aller Nationen einem jüngeren (seltener einem älteren) Manne auf seiner Lebensreise, wenigstens in einem gewissen Abschnitte seines Lebens folgten und die Ereignisse seines oder auch ihres Lebens in einer Art Chronik verzeichneten. Während das Drama und (Zwitter-) Romane, wie Martin Chuzzlewit, einem geschickt geschürzten Knoten gleichen, ist bei diesen echt epischen Stoffen die Folge der loser aneinander gereihten Ereignisse eine natürliche; Menschen kommen und gehen, und der Gang der Handlung dreht sich weniger um eine regelrecht angelegte Intrigue. Der vorliegende Roman gehört zu dieser Kategorie.

David Copperfield erblickt sechs Monate nach dem Tode seines im Alter von vierzig Jahren verstorbenen Vaters das Licht der Welt und wird von der jungen, blonden Witwe, die früher Gouvernante gewesen, und einer guten, treuen Seele von Dienstmädchen erzogen. Durch die Heirat seiner erfahrungslosen Mutter mit einem kalt und systematisch handelnden Egoisten wird dem kleinen Nestling allmählich sein Heim verleidet; er wird in die Schule des grausamen Creakle gebracht, jedoch nach dem Tode seiner Mutter aus derselben zurückgerufen, um nach kurzem Aufenthalt bei seinem Stiefvater, der ihn ganz vernachlässigt, in einem Weingeschäft ein Unter-

kommen zu finden. Da er hier für geringen Lohn sich zu ganz mechanischer Beschäftigung herabgewürdigt sieht, läuft er weg. Halb bekleidet findet er wider Erwarten ein freundliches Asyl bei seiner wohlhabenden, originellen Tante, wird von ihr adoptiert und gut erzogen. Der juristisch gebildete Copperfield, aus welchem ein Proktor werden sollte, zieht jedoch die Beschäftigung eines Berichterstatters vor und beendet die letzte Metamorphose dadurch, dafs er sich zum Romanschriftsteller aufwirft. Indem wir dieses vorläufig von unserem Helden vorausschicken, dessen Kritik wir absichtlich an das Ende dieser Abhandlung verweisen, erwähnen wir noch, dafs der Verfasser dieses Romanes unserem Copperfield insofern ähnlich ist, als er selbst eine Zeit lang ohne innere Befriedigung in einem kaufmännischen Geschäft und später in dem Bureau eines Advokaten arbeitete, dafs er aber die anfänglich kaufmännische und spätere juristische Laufbahn mit dem Amte eines Berichterstatters vertauschte, ehe er die Beschäftigungen eines Romanschriftstellers aufnahm.

Die kindlich naive Dora, Copperfields erste Frau, ist eine unerfahrene Wirtschafterin; nach ihrem Tode heiratet der Witwer die kluge, seelensgute Agnes, eine Jugendbekanntschaft. Das Porträt der ersteren ist bei weitem vorzuziehen. — In Creakles Schule hatte Copperfield den Grund zur Freundschaft mit Traddles und Steerforth gelegt. Während der Dichter uns glauben machen will, dafs sein Schützling Copperfield ein reich ausgestattetes Erkenntnisvermögen besitze, entbehrt der gemütsreiche Traddles nicht nur irdische, sondern auch geistige Schätze, wogegen der stolze Steerforth nicht nur an Glücksgütern, sondern auch an Talenten reich ist und vor allem sich durch eine gewisse Konsequenz des Handelns auszeichnet, die eine wesentliche Seite des Willensvermögens bildet. Da die zerstörungslustige Energie dieses Jünglings, dem der Dichter auch körperliche Schönheit gegeben, einer ehrbaren Fischersfamilie zum Verderben gereicht, können wir sagen, dafs die Situationen, in welchen Steerforth mit jener Familie in Kontakt tritt, den Schwerpunkt der Leidenschaft des ganzen Werkes bilden, und die Entführung der ehrbaren Fischerbraut, sowie die versuchte Rettung des Verführers durch den Bräutigam der entehrten

Digitized by Google

Jungfrau sind die einzigen ernsten, aber grofsartigen Katastrophen der Erzählung. Der Dichter, welcher hier überhaupt auf die Ausmalung des Hintergrundes und der Naturscenerie die gröfste Sorgfalt verwendet, erwähnt, dafs Copperfield seinen Freund dreimal in schlafender Stellung mit dem Kopf auf dem linken Arme liegend beobachtet habe, zunächst in Creakles Schule, wo beide Freunde Bettnachbarn waren, sodann in dem Herrenhaus der stolzen Witwe, wo unser Romanheld seinen früheren Schulgenossen zum letztenmal lebend sieht, und endlich am Strande zu Yarmouth, wo Steerforth neben dem Leichnam des beschimpften Liebhabers tot ausgestreckt lag. Durch die dreifache Erwähnung desselben Umstandes giebt uns der Dichter Gelegenheit, die Summe der je dazwischen liegenden Ereignisse nochmals zu überblicken, und läfst das ganze Werk in rhythmischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Wenn der Dichter eine Art Curriculum vitæ zum poetischen Motiv erhebt, ist es also des Überblickes halber höchst wünschenswert, mehrere der lose aneinandergereihten Situationen zusammenzuketten und durch Ruhepunkte von einer neuen Serie zu trennen. Dickens steht hier also über Smollet, dessen Random, Pickle und Clinker einen Rhythmus gar nicht erkennen lassen.

Schon der vorhergehende Roman macht uns mit Seeleuten bekannt; in Copperfield benutzt der Dichter wiederum die See als reinigendes und versöhnendes Element; und obwohl wir „Dombey und Sohn“ in jeder Beziehung den Preis zuerkannten, müssen wir doch gestehen, dafs der Schöpfer des Kapitän Cuttle in Peggotty sich selbst und zwar zehnfach übertroffen hat. Da die grobsinnliche Derbheit des Seemannes den Genufs der von Bunsby dargereichten Spirituosen nicht verschmähen konnte, erfuhr die unredliche und unnatürliche Urbanität des Städters noch einen wirkungsvolleren Gegensatz, wenn der Dichter den Seemann durch den Fischer ersetzte, dessen Gewerbe und Kampf mit den Elementen nicht nur die gröfste Nüchternheit bedingt, sondern dessen ganzes Wesen auch sonst das schöne Wort des grofsen Burke bewahrheitet: „The terrible and the sublime are akin.“ Bei dem der stolzen Witwe gemachten Besuche, die er umsonst zu bewegen sucht, in eine Heirat ihres Sohnes mit seiner entführten Pflegetochter zu

Digitized by Google

willigen, entwickelt der daheim so schlichte und tölpisch sprechende Fischer im grofsartigsten Pathos die herrlichste Beredsamkeit, die uns an Hannchens Benehmen vor der Königin Englands in Scotts „Herz von Mid-Lothian" erinnert und hier wie dort um so wirksamer wird, als ihre Sprache nicht einstudiert ist und vom Herzen kommt. In Peggottys pathetischem Hinweis auf jene Welt, „wo kein Kastengeist mehr herrschen wird", hat der Dichter übrigens eine im niederen Volksleben oft angeschlagene Saite in wirkungsvolle Schwingungen versetzt, und obwohl der Künstlerroman dem aristokratischen Romane gewöhnlich zugezählt wird, beweist doch hier unser Novellist, dafs er nicht nur, wie die meisten Schriftsteller, die Welt mit den Augen des aufstrebenden mittleren Bürgerstandes betrachtet, sondern dafs er als echter Anwalt des Volkes seinen Standpunkt sogar noch ein wenig unter demselben einnimmt. Die stolze reiche Witwe entnimmt Dickens absichtlich dem gutsituierten, besitzenden mittleren Bürgerstande, wodurch er den dem Fischer gegenüber gezeigten Kastengeist um so wirkungsvoller zu motivieren glaubt. — Es sind aber weniger die schönen Worte des schlichten Mannes, sondern besonders seine opferfreudigen Handlungen, welche Burkes Wort an ihm bewahrheiten, und eine eingehendere Bekanntschaft mit den breitschulterigen Fischern, welche in Sitte und Lebensart weit über dem gewöhnlichen Matrosen stehen, hätte Taine vielleicht abgehalten, den grofsmütigen Peggotty als „Helden" eines „Melodramas" zu belächeln. Dafs der schlichte Fischer seine verführte Pflegetochter in der Fremde sucht, ist nicht unglaublich; nur schade, dafs Dickens' flüchtige Feder diese Situation nicht in derselben wirkungsvollen Weise ausbeutet wie Goldsmith, dessen Landpfarrer von Wakefield einen glaubwürdigeren Bericht über die Irrfahrten eines trauernden Vaters entwirft, als es von seiten des heimkehrenden Peggotty geschieht. — Nirgends hat Dickens den Dialekt der ländlichen Bevölkerung so herrlich getroffen. Der Fischer bedient sich oft im Laufe der Rede biblischer Ausdrücke und Sprüche, woraus hervorgeht, dafs der „erhabene" Mann sich mit dieser kräftigen Speise stärkt, ehe er den Kampf mit den „schrecklichen" Elementen unternimmt. Man beachte noch, dafs, im Gegensatz zu Peck-

Digitized by Google

sniff, nur Selbstgefühl und Pathos, welches sich mehr gegen das Ende des Buches einstellt, ihm dergleichen Anspielungen auf Bibelworte entlocken kann.

Sein breitschulteriger, zartfühlender Neffe Ham ist nicht minder interessant, obwohl wir weniger von ihm sehen. Das Halbdunkel, mit welchem der Dichter ihn umgiebt, ist jedoch um so wirkungsvoller. So läfst beispielsweise Dickens die Frage offen, ob Ham beim Anblicke des schiffbrüchigen Steerforth den Verführer seiner Braut aus unbefriedigtem Rachedurst oder aus Grofsmut zu retten sucht, und derselbe Schiffsbauer, welcher aus angelsächsischer Zartheit gegen die Frauen bereut, durch seine Aufdringlichkeit Emilie zu Falle gebracht zu haben, erinnert uns durch sein energisches Vordringen gegen die brandende Strömung an die Berserkerwut der Nordmänner, welche der Sturm nur anfachte. — In diesem Romane beutet unser geschickter Dichter wie Walter Scott in seinem „Pirate“ selbst abergläubige Meinungen des Seeanwohners für poetische Zwecke aus, wenn er z. B. den Fuhrmann Barkis nach Peggottys Prophezeiung mit dem Beginne der Flut sterben läfst.

Betsey Trotwood, die geschiedene Frau eines Wüstlings, ist das schönste Resultat der germanisch-humoristischen Neigung, ein unscheinbares, wenig versprechendes, eckiges Äufsere mit einem vor Sonnenschein strahlenden Gemüt in Gegensatz treten zu lassen. Von dem Wunsche beseelt, einen Narren durch sorgfältige Behandlung und stufenweise Erziehung vor dem Irrenhause zu bewahren, teilt dieses grofsmütige Original sein Brot in Freud und Leid mit Herrn Dick, welchen die Frau selbst dann noch bei sich behält, nachdem sie durch den kriechenden „demütigen“ Heuchler Heep, einen Advokaten, ihr Vermögen verloren.

Herr Micawber, Copperfields Freund, ist ein ansehnlicher, stattlicher, kluger, schäbig gekleideter, von Gläubigern verfolgter Familienvater, welcher jedoch die Gabe besitzt, sein Unglück in so schönen Phrasen und in so hochtrabenden Worten zu schildern, dafs die Freude über die harmonischen Satzkonstruktionen ihn oft sein Unglück vergessen läfst. Dafs ein Mann wie Micawber einen Heuchler durch eine wohlangelegte Intrigue entlarvt, ist jedoch unwahrscheinlich. Unsere Figur

ist ein Mittelding zwischen einem sogenannten „Dilettantencharakter“, d. h. einem Menschen, der im Unglück schön schwatzen, aber nicht handeln kann, und welchen der typenreiche Shakespeare in seinem Richard II. so herrlich gezeichnet, und einer sogenannten „problematischen Natur“, die immer etwas Neues beginnen will und stets etwas Neues erwartet, die jedoch nach Goethe „für kein Verhältnis taugt“. — In dieser Figur giebt uns Dickens das Bild seines eigenen Vaters, wie er schon in Frau Nickleby die Charakterzüge seiner Mutter zur Geltung gebracht hatte.

Schon im vorigen Romane und bei Gelegenheit der Alice Marwood erwähnten wir der Einführung romantischer Intrigantinnen in die fade Romanlitteratur. Miſs Dartle, die Gesellschafterin der stolzen Witwe Steerforth, spielt hier eine ähnliche Rolle. Als der junge Steerforth noch ein trotziges Kind war, hatte er Fräulein Dartle mit einem Hammer an der Lippe verwundet, so daſs eine Narbe zurückgeblieben. Die Ausbeutung dieser Wunde für dichterische Zwecke ist durchaus unschön. — Diese schwarzäugige, nervöse Person ist vorsichtig und klug, spricht in Aphorismen, und unter dem Vorwande, sich belehren zu lassen, sucht sie ihre Umgebung auszuhorchen. „Sie schärft“, wie Steerforth behauptet, „jedes Wort an einem Schleifstein.“ — Die ganze Figur ist ästhetisch unerträglich, und vor allen Dingen läſst hier die Motivierung zu wünschen übrig. Je gröſser die Verworfenheit einer Figur ist, desto mehr erwächst für den Dichter die Pflicht, uns den inneren Prozeſs vorzuführen, welcher diese Verworfenheit herbeigeführt hat. Daſs die alte sauertöpfische Jungfer mit aller Macht ihres Herzens den Jüngling liebt, welcher sie für immer furchtbar „gezeichnet“; daſs unvergoltene Liebe den in ihr schon schlummernden Haſs um so furchtbarer anfacht, alles dies erklärt nur zum Teil das auſserordentliche Benehmen dieser Person und die unweibliche Grausamkeit, mit welcher sie die verführte Fischerstochter behandelt.

Dickens' Biograph, Forster, bezeichnet Copperfield als das Meisterwerk unseres Schriftstellers; Taine wiederholt diese Ansicht der meisten Kritiker als etwas bereits Feststehendes und fügt noch mit Bedauern hinzu, daſs in der französischen Lit-

Digitized by Google

teratur derartige Romane, welche das Geistesleben des Kindes behandeln, gänzlich fehlen. Wir können uns leider nicht mit der Ansicht befreunden, dafs Copperfield ein Kunstwerk sei; im Gegenteil kommt uns bei einem Vergleich mit dem vorhergehenden Romane der Gedanke, dafs der Verfasser von „Dombey und Sohn“ in diesem Werke von seiner Höhe plötzlich bedeutend herabgefallen sei.

Wir sind jedoch weit entfernt, diesem Romane jeden Vorzug abzusprechen. Nach Forsters ausführlicher Biographie mufste jedoch das Interesse an dem Werke, welches eine Art Selbstbiographie, eine Verschmelzung von „Wahrheit und Dichtung“ sein sollte, einigermafsen nachlassen und der Frage weichen, was dieser Roman als Kunstwerk wert ist. Wer wollte nun nicht zugeben, dafs Peggotty, sein Neffe Ham, Steerforth nebst Mutter, die blondhaarige Mama unseres Helden, die Tante Betsey, das kindische Weibchen Dora wohlgelungene Bilder sind, dafs des Dichters pathetischer Humor oft unsere Augen mit Thränen füllt und unser Herz weich stimmt. Dies alles erhebt jedoch den Roman noch nicht zu einem Kunstwerk. Das Buch füllt eine Lücke in der Romanlitteratur aus, indem es die Erfahrungen eines Kindes von dem kindlichen Standpunkte aus zu behandeln sucht; der Roman legt des Dichters Geistesleben und Ideengang, ungefesselt durch Plan und Intrigue, blofs, und zeigt, dafs im Gegensatz zu Shakespeare und Molière, welche ganze Akte anderer Schriftsteller ihren Geistesprodukten unterlegen und nur durch die geniale Verwertung der gegebenen Stoffe ihre Materiallieferanten überflügeln, Dickens, der Spinne gleich, allen Stoff aus sich selbst herauswebt. Nachdem wir willig alle diese Zugeständnisse den früheren Kritikern gemacht, welche Copperfield als Dickens' Hauptwerk betrachteten, wollen wir schonungslos die Schäden dieses Werkes aufdecken und durch die Aufstellung folgender sieben Punkte zu beweisen suchen, dafs dieser Roman mit „Dombey und Sohn“ sich nicht messen kann.

1. Die Dialoge leiden an Breite, und Herrn und Frau Micawbers Gespräche mit unserem Helden, Peggottys Herzensergüsse über Barkis' Testament und die Heirat seiner Pflegekinder, sowie Fräulein Mowchers unsinniges Geschwätz dürf-

Digitized by Google

ten kaum einen so breiten Raum in einem guten Romane verdienen.

2. Da das wahre Kunstwerk der Tendenz ganz entraten kann, finden wir das Vorherrschen derselben in diesem Romane um so verwerflicher. Ausfälle gegen den Advokatenstand, welcher in diesem Werke nicht weniger als sieben Vertreter zählt, werden zu oft in den Mund des unmündigen, naiven Burschen Copperfield gelegt; die Frau des Doktor Strong, welche als Backfisch sich verheiratet hat und uns stets den Eindruck eines unerfahrenen Gänschens macht, giebt die weisesten Lehren über Wahlverwandschaften in Eheangelegenheiten, und bei Gelegenheit des Narren Dick findet Forster ganz richtig heraus, dafs der Dichter durch die Tante Betsey den Fürsprechern der öffentlichen Irrenanstalten eine gute Lektion gegeben.

3. Mit Ausnahme der Gruppen Steerforth und Peggotty steigern sich die Leidenschaften nicht zu der Höhe, die der Dichter anfänglich beabsichtigte; der Schmerz der Prostituierten Martha ist ohne Tiefe, und die krankhaften Zuckungen der gezeichneten Oberlippe von Fräulein Dartle sind nur schwache und wertlose Surrogate für die Macht der Leidenschaft, welche der vorhergehende Roman entwickelte.

4. Aufser den oben als trefflich gezeichneten Bildern enthält das Werk so manche wertlose Figur, welche zu sehr in den Vordergrund tritt, um als Staffage angesehen zu werden. Da uns nach Schopenhauer nur die kämpfende und leidende Menschheit interessiert, so mufste der Greis Chuzzlewit uns werter sein als der Pensionsvorsteher Doktor Strong mit seinen Silberlocken, ein nachsichtiger Gatte und Schwiegersohn, der aus Gutmütigkeit ernsten Konflikten des Herzens aus dem Wege geht. Gegenüber den instinktiv gutmütigen Menschen giebt also die ernstere Litteratur denjenigen Figuren den Vorzug, bei welchen Besonnenheit und Einsicht — die Sophrosyne der Alten — mit Instinkt und Neigungen in Widerspruch tritt und die letzteren endlich bemeistert. Andere Figuren sind Karikaturen und unwahr, und mag auch der gentlemännische Pecksniff unter seinen Landsleuten eine Rolle spielen, so ist dem Engländer wie dem Leser ein Urias Heep unerträglich.

Digitized by Google

Figuren wie Herr und Fräulein Murdstone, Heinrich Maldon, Frau Markleham und besonders Fräulein Mowcher, die Haarkünstlerin, sind zu wirklich, um angenehm zu sein, und hat eine dem Schriftsteller wohlbekannte, originelle und ihm später dafür grollende Person für die letztere Figur nicht nur ihre Charaktereigentümlichkeiten, sondern sogar ihren Namen hergeben müssen! Aufser der Wertlosigkeit so mancher Figur erwähnen wir noch die Menge derselben, so dafs der Roman oft in seinem Fette zu ersticken droht.

5. Die Motivierung müssen wir oft als ungenau und flüchtig bezeichnen. So läfst es der Dichter unentschieden, ob der der Prostituierten Martha nachstierende Steerforth diese als ein von ihm bethörtes Opfer wiedererkennt; in dem letzteren Falle mufste er schon früher in Yarmouth gewesen sein, was wir nicht wissen, oder aber das Mädchen müfste sich in London aufgehalten haben, wovon wir ebenfalls nichts erfahren. Mifs Dartles unmotivierte Paroxismen erwähnten wir bereits; besonders ist es aber das Freundschaftsverhältnis Micawbers mit Copperfield, welches den kritischen Leser den Kopf schütteln läfst, da wir in den beiderseitigen Charakteren umsonst nach dem Schlüssel spähen, welcher diese Sympathien erklärt. Der Grund für diesen letzteren groben Fehler dürfte sich jedoch aus der Besprechung des folgenden Punktes ergeben.

6. Schon bei Gelegenheit des vorigen Romanes erwähnten wir, dafs aus der natürlichen Beanlagung und Handlungsweise der Eltern Schlüsse auf die Kinder zu ziehen seien. Diese Wechselbeziehung zwischen Eltern und Kindern und umgekehrt zu beachten, ist ganz besonders die Aufgabe eines Schriftstellers in unserem Jahrhundert, wo eine auf Psychologie basierende Pädagogik tägliche Erfahrungen vergleicht und der Bezeichnung „Erbsünde“ eine ganz neue und überraschende Bedeutung gegeben hat. David Copperfield, das Kind, ist das Resultat einer Ehe zwischen einem alternden, energielosen Gemütsmenschen und seinem kindlich-zarten, gutmütigen Weibchen. Die natürliche Disposition des alternden Vaters erklärt daher die naive, etwas frühreife Beobachtungsgabe des Kindes; in der Mutter finden wir den Grund für die unmännliche, weibisch-zarte Sucht unseres Helden, sich an andere Personen unselbständig anzu-

Digitized by Google

lehnen. Man beachte die für ihn so charakteristische Bemerkung bei Gelegenheit eines Briefes von Agnes: „Sie gab mir keinen Rat.“ — Nun will uns der Dichter glauben machen, dafs das Resultat dieser kläglichen Ehe ein berühmter Romanschriftsteller geworden sei. Seinen von den Eltern ererbten Anlagen gemäfs war unser schriftstellerischer Held wohl im stande, Naturscenerie und Hintergrund ausführlich und sorgfältig zu malen; doch wir schütteln ungläubig den Kopf, wenn wir uns den Schützling unseres Dichters als den Verfasser von „Dombey und Sohn“, als den Schöpfer einer Edith und eines Carker denken sollen.

Der Verfasser jenes Werkes, der Schöpfer dieser zwei Personen, ist Dickens, der Sohn des talentvollen Micawber und der excentrischen Frau Nickleby. Dickens, als Micawbers Sohn, konnte sich wohl als Humorist über die Dinge dieser Welt erheben und mit feiner Ironie über Pickwick, Nicholas Nickleby und Dombey schweben; der naive, an der Oberfläche verweilende Copperfield konnte nur die Gegenstände und Situationen aufzählen, beschreiben und in denselben aufgehen. Denken wir uns Dickens als den Sohn einer excentrischen Mutter, so motivieren wir genügend seine grundlose Trennung von einer kinderreichen Gattin.

Wir sehen also, dafs Copperfield und Dickens zwei ganz verschiedene Personen sind; der eine ist naiv, der andere Humorist; der eine geht in den toten Dingen auf, ist ihnen selbst durch eine gewisse Anspruchslosigkeit verwandt und will nur neben ihnen existieren, der andere sieht die Welt von einer hohen Warte aus und wirft sich zum Richter derselben auf. Der Naive kann wohl zu Zeiten der Aufregung sentimental werden, d. h. in die Dinge nervös einzudringen suchen. Der Naive, obwohl zu Zeiten Sentimentale, wird jedoch nie als Humorist, als Richter über den menschlichen Situationen schweben.

Wenn also Dickens eine Art Selbstbiographie beabsichtigte, so mufste er seinen Helden nicht nur in einer anderen Mulde, sondern auch aus einem anderen Stoffe schmelzen. Wollte er jedoch das ihm unbekannte Naive zum Gegenstande seines Schaffens machen, so mufste er als wahrer Künstler das eigene

Digitized by Google

„Ich" ganz unterdrücken, und dieses ist eben die Klippe, an welcher die meisten Humoristen, Shakespeare ausgenommen, scheitern mufsten. Da der Dichter von dem Wunsche beseelt war, der Nachwelt vieles aus seinem Leben mitzuteilen, anderes dagegen zu verschweigen und durch die Erlebnisse einer zweiten ganz fremdartigen Figur zu ersetzen, entstand eine Art Verschiebung und Verwischung, welche oft sehr störend wirkt. — Der Humorist Dickens führt das naive Kind Copperfield bei der Hand; das unmündige Kind kann uns nur Mitleid einflöfsen, sein talentvoller Führer jedoch mit Bewunderung erfüllen. Was das Kind bei den verschiedenen Situationen sagt, ist simpel; was der Dichter über diese kindlichen Anschauungen denkt, ist genial. Unser Kind ist zuweilen naiv, zuweilen sentimental, zuweilen aber auch mit dem Schriftsteller humoristisch.

Das gänzliche Mifslingen der Figur eines Copperfield (Dickens), eines Skimpole (Leigh Hunt) und eines Boythorn (Savage Landor) beweist wiederum aufs schlagendste, dafs das Versteckenspielen mit litterarischen Personen ein ebenso grofses Vergehen ist als Gutzkows Versteckenspiel mit historischen Persönlichkeiten („Die Ritter vom Geist." 1850). Dieses Versteckenspielen zwischen dem Dichter und einem ungleich gearteten Helden in Selbstbiographien hat jedoch noch ganz andere Nachteile im Gefolge. Der dem Genie mit Recht gebührende Ruhm leidet, sobald der Dichter denselben auf seinen unmündigen Schützling überträgt, und wenn Copperfield uns mit der Wahrhaftigkeit eines Autors mitteilt, dafs er ein „Glückspilz" sei, dessen Name „einige Berühmtheit" habe, so glauben wir nicht nur in dem naiven Jünglinge, sondern auch in dem Schriftsteller eine mit der Naivität sowohl, als auch mit der wahren Gröfse unverträgliche Grofsmannssucht zu entdecken.

In dem altklugen Paul Dombey, einer Nebenfigur, erkannten wir den Repräsentanten einer bestimmten Klasse von Kindern; David Copperfield sollte dagegen als Hauptfigur nicht generelle, sondern individuelle Züge entfalten: dort handelt es sich um eine Konzentration humoristischer Streiflichter, hier um eingehende, stufenweise, die ganze leibliche wie geistige Entwickelung ins Auge fassende Erfahrungen oder einzelne

Digitized by Google

Akte des „Erkennens“. Die Frage, ob nun David Copperfield das volle runde Bild eines Kindes entfalten könne und entfalte, müssen wir entschieden mit „Nein“ beantworten. Die Schilderung der Entwickelung eines geschwisterlosen Kindes wird stets eine einseitige sein, indem wir in ihr das wesentliche Moment des Kinderspiels vermissen. Davids Bilderbuch mit seinen Krokodilen kann nur ein dürftiges Surrogat für Kinderreigen und Bubenstreiche sein. — Wir bezeichneten die Auffindung individueller Züge als „Akte des Erkennens“. Wenn nun überhaupt seit Fielding die englische Litteratur weniger Individuen als Typen produziert, kann man von einem Humoristen, dessen Herz bei Schöpfung jeder Figur und besonders in einer romanhaften Selbstbiographie eine zu laute Stimme spricht, am allerwenigsten diese Akte des klaren Erkennens erwarten. Um diese zusammenzufassen, mufs man ein pedantisch gewissenhafter Pädagog sein — das Werk desselben wird allerdings nur Wissenschaft, nicht Kunst entfalten —, oder aber den kühlen Hinterkopf Lessings, des Figuren-Mathematikers, besitzen. Wohl kennen wir Schriften der ersteren Art; ein Werk, welches diese pädagogische Wissenschaft in künstlerische Form gekleidet hätte, haben jedoch weder Lessing noch andere verwandte Geister angestrebt. Hier findet sich also nicht nur, wie Taine meint, eine Lücke in der französischen, sondern in der nationalen Weltlitteratur. Bei der Schöpfung eines solchen Musterkindes mufs die geschickte Verschmelzung des Idealen mit dem Realen die gröfsten Schwierigkeiten bieten; die so geschaffene Figur würde dann das Ideal von einem Kinde, den Engel erkennen lassen und zugleich der Wirklichkeit entsprechen, indem sie einen kleinen, bös beanlagten Egoisten repräsentiert, und David Copperfield, das pathetisch-humoristische Zerrbild, dürfte am allerwenigsten diese Lücke schliefsen.

Wenn wir nun Dickens' Kinderfiguren ins Auge fassen, so gebührt Paul Dombey vor Copperfield der Vorzug. Dort zeichnete der kühlere, dem Gegenstande ferner stehende Satirist, hier macht das lauter pochende Herz den zeichnenden Griffel des Humoristen unsicher; dort wollte er nur eine Type reproduzieren, hier wollten „Akte des Erkennens“ ein Individuum

Digitized by Google

zu stande bringen. Diese anfänglich gestellte Aufgabe liefs unser Nachfolger Fieldings nur zu bald aus den Augen; der schwächliche, nervöse David wurde bald zum zweiten Abklatsch eines Tristram Shandy, und so entstand das Zerrbild Copperfield, halb ein Individuum und halb eine Type.

Wenn der Verfasser seinen jugendlichen Helden auf einer bestimmten Station seines Lebens begleitet, so hat er zwei Aufgaben zu lösen: Sein Schützling wird erstens am Ende der Erzählung in irgend einer Lebenssphäre untergebracht worden sein, und zweitens mufs im Laufe der Erzählung der Entwickelungsgang nachgewiesen werden, welcher ihn diesem oder jenem Stande zutreibt. Wohl hören wir am Schlusse der Erzählung, dafs Copperfield Romanschriftsteller geworden sei; die Frage, wie er es geworden, oder inwiefern er für diesen Beruf befähigt gewesen, läfst Dickens hierbei ganz unberührt. D'Israeli dürfte in Contarini Fleming wenigstens versucht haben, den Leser mit dem Entwickelungsgange einer poetischen Natur bekannt zu machen. Das ganze Werk bildet überhaupt eine schlecht aneinander gereihte Perlenschnur von Situationen; und der Dichter füllt oft mit Plötzlichkeit durch eine Situation eine vermeintliche Lücke aus. Da er in der Mitte des Buches merkt, sein Held müsse wohl noch einige Jugendstreiche begehen, läfst er ihn mit einem Fleischerburschen in Kampf geraten und zuerst den Fleischerlehrling und dann seinen Schützling siegen. Mit derselben Plötzlichkeit löst er die zweite Frage, welche die Qualifikation seines Helden für den Schriftstellerberuf betrifft. Anstatt diesen Ausgangspunkt durch feine, den ganzen Roman durchziehende Fäden langsam vorzubereiten, läfst er gegen Ende des Werkes seinen Schützling in folgende denkwürdige Worte ausbrechen: „I had seen much, I had been in many countries, and I hope I had improved my store of knowledge.“ Und Copperfield sollte Dickens' Meisterwerk sein?

7. Was aber den Eindruck des Lesers von dem Helden der Erzählung am meisten schwächt, hat seinen Grund in der fehlerhaften Anlage des ganzen Buches. Während in anderen chronikähnlichen Romanen der Held zuweilen verschwindet und seinen Platz wenigstens auf kurze Zeit an andere Personen abtritt, meint hier irrtümlicherweise der Verfasser, seine Haupt-

Digitized by Google

figur müsse nicht nur in den wichtigsten Situationen des Romanes aktiv eingreifen, sondern selbst in den Episoden wenigstens eine passive Rolle spielen. Durch ein zeitweiliges Verschwinden des Helden wird eine wohlthuende Abwechselung geschaffen: in unserem Romane gelangt der Leser jedoch allmählich zu der Überzeugung, dafs ein überall sich zeigender Held ein Faulpelz sein müsse. Copperfield mufs schon als Kind den Heiratsvermittler zwischen dem Fuhrmann Barkis und dem Dienstmädchen Peggotty spielen; bei Heeps Entlarvung mufs unser Held natürlich zugegen sein; der Dichter läfst ihn stets zur rechten Zeit, ja selbst um Mitternacht in das Haus eines Privatgelehrten eintreten, den er in jedmöglicher Situation überrascht; er sieht hier zweimal Frau Strong zu den Füfsen ihres Gemahles, und was das Merkwürdigste an der Sache ist, das zweite Mal verharrt die Gattin in dieser demütigen Stellung und bittet trotz einer zahlreichen Zuhörerschaft um ihres Gatten Vertrauen. Copperfield kommt gerade zur Verlobung Hams in Yarmouth an; erscheint bei Emiliens Entführung ein zweites Mal in dieser Stadt, und als er das nächste Mal den Boden der Hafenstadt betritt, ist mit ihm, nur von der entgegengesetzten Seite — die Leiche des ertrunkenen Steerforth angekommen. Da nun eine naive, weibisch-schmiegsame Natur unmöglich in all den Hauptsituationen und Episoden — die zwei letztgenannten Katastrophen sind episodenhaft — eine aktive Rolle spielen kann, sondern dazu eine so kluge, geistreiche, phänomenhafte, heuchlerische und tapfere Person gehört wie Chicot in Alexander Dumas' „Fünfundvierzig Musketiere“, so findet der Leser mit der Zeit heraus, der Dichter wünsche seinen in der ersten Person sprechenden Helden als Dummkopf zu schildern, da er nicht müde wird, ihm in jenen Episoden durch folgende Zusätze eine Rolle zuzuweisen: „sagte ich“, „stammelte ich“, „indem er mich wütend ansah, während er mit Traddle sprach“ u. s. w. — Nachdem aber die fehlerhafte Anlage des Werkes den naiven Burschen zum Prahlhans, zum Faulpelz, ja zum Dummkopf gemacht hat, drängt sich uns noch zuweilen der Gedanke auf, dafs das naive Kind vielleicht gar nicht existiere, sondern nur die Verkörperung des moralisierenden Engländers sei, der wie die einen chaotischen

Digitized by Google

Körper einhüllende Nebelfigur sich nur zu gern dem Thatsächlichen und der Situation als Zugabe beigesellt.

Bleak House

wurde 1851 begonnen und im August 1853 dem Publikum übergeben; es ist dies ein Roman im vollsten Sinne des Wortes, und Dickens selbst gesteht, auf das „Romanhafte“ der Erzählung sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet zu haben. Kein Werk unseres Schriftstellers fand so viele Leser als Bleak House.

Bei Gelegenheit des vorigen Werkes bemerkten wir schon, dafs eine Art Curriculum vitæ eines jugendlichen Helden, beziehendlich einer Heldin, ein echt epischer Stoff sei. Die Lebensbeschreibung eines armen, körperlicher Reize baren Mädchens, eines Kindes der Liebe, von frühester Kindheit an bis zu ihrer Verheiratung mit einem Armenarzte, ist das in diesem Romane zum Ausdruck gebrachte dichterische Motiv. Während jedoch der Verfasser von David Copperfield, wie die Verfasser ähnlicher Lebensbeschreibungen, der so nahe liegenden Gefahr nicht entging, dem Leser einen rohen, starren und nur halb verarbeiteten Stoff zu übermitteln, verstand es der Verfasser von Bleak House um so besser, dem wahrhaft epischen Stoffe dadurch eine künstlerische Gliederung und Anordnung angedeihen zu lassen, dafs er die in den ersteren Romanen (bis zu Martin Chuzzlewit) durchklingende Idee des Gebens und des Empfangens in diesem Werke wiederum höchst vorteilhaft zum Ausdruck brachte. Während also David Copperfield als self-made man das Lebensziel eines Romanschriftstellers nur durch sich selbst erreichen konnte, erscheint die Heldin unseres Romanes als Recipient und eine andere den Vordergrund mit ihr beherrschende Figur (John Jarndyce) als Geber. Der epische Strom, welcher im vorigen Romane sich ununterbrochen von der Quelle bis zur Mündung bewegte, erfährt also in diesem Werke so zahlreiche Krümmungen und Windungen um einen Mittelpunkt, dafs man ihn mit dem Kreislauf des Blutes um das Herz vergleichen könnte. Dieses Herz der Erzählung, der Angelpunkt der Intrigue, um welchen sich alles dreht, ist jedoch nicht, wie Forster behauptet, ein Bündel bestaubter

Digitized by Google

Aktenstücke oder das verloren gegangene Testament — denn dieses betrifft hauptsächlich nur sekundäre Personen der Erzählung —, sondern, aufser einem Taschentuche der Heldin, ein Bündel verstaubter Liebesbriefe, welche die Mutter des Mädchens (die spätere Baronin Dedlock) an ihren Jugendliebhaber, den verschwenderischen Hauptmann Hawdon, gerichtet hatte. — Von allen Romanen Dickens' enthält Bleak House die am regelrechtesten angelegte Intrigue, und müssen wir unseren Schriftsteller nicht nur wegen der Wahl, sondern auch ganz besonders wegen der künstlerischen Gliederung eines echt epischen Stoffes loben.

Den Schauplatz der Erzählung bilden zwei benachbarte Landsitze Bleak House (bleak = blach, rauh) und Chesney Wold. In dem den Winden ausgesetzten, „rauhen Hause", dem ersteren dieser Landsitze, schaltet und waltet die Frucht jener Jugendliebe als hausbacken-häusliche Wirtschafterin eines menschenfreundlichen Junggesellen; in dem zweiten Herrenhause, einer freundlichen und lieblichen Idylle, finden wir die schöne, nichts ahnende und doch unruhige Mutter unserer Heldin als Gattin eines adelsstolzen Barons. Man beachte also, wie vorteilhaft hier Dickens die Naturscenerie als Kontrast ausbeutet. Da die Erzählung zum Teil in dem Dedlockschen Schlosse in London weiter spielt, und auch die Bleak-House-Gruppe wegen eines Prozesses, oder behufs Besuches von Verwandten und Bekannten sich oft in London aufhält, wird durch Stadt- und Landleben ein neuer und wirkungsvoller Gegensatz geschaffen.

Die Insassen von Bleak House und alle Personen, welche mit ihnen in Kontakt kommen, müssen mit einem ganz anderen (dem Dickensschen) Mafsstabe gemessen werden, als jene die Chesney-Wold-Gruppe bildenden Figuren. Während der alternde, weise Philanthrop auf Bleak House und seine jugendliche Wirtschafterin das höchste Beispiel der Selbstlosigkeit darbieten, indem sie den in allen Formen erscheinenden Selbstling erkennen und studieren, ohne ihn von sich zu stofsen, wird bei den Insassen von Chesny Wold und ihrer Umgebung der Shakespearesche Mafsstab der inneren Wahrhaftigkeit anzulegen sein. Somit ergiebt sich aus der Anlage des Werkes eine neue Reichhaltigkeit.

Digitized by Google

Nachdem uns nun Wahl und Gliederung des Stoffes mit Bewunderung erfüllt haben, fassen wir mit der Besprechung der einzelnen Figuren die dichterische Ausführung eines so viel versprechenden Werkes ins Auge.

Zunächst fällt unser Blick auf Esther Summerson, die Heldin der Erzählung. Sie wird als tot geglaubt sofort nach der Geburt von ihrer Mutter verlassen, welche die Beerdigung des Kindes ihrer schönen, aber puritanisch-strengen Schwester, der Braut Boythorns, überläfst. Nach der Mutter Abreise zeigt das Kind noch Spuren von Leben, und wird von seiner verbitterten, dem Leben für immer entsagenden Tante in puritanischer Abgeschiedenheit und mit grofser Herbe erzogen. Nachdem Mifs Barbara, jene strenge Jungfrau, mit einem Bibelspruch im Munde plötzlich zur Himmelsbraut geworden, wird das uneheliche, verlassene Kind von einem unbekannten Wohlthäter in einer Pensionsanstalt in Reading zunächst als Schülerin, sodann als pupil-teacher untergebracht, um endlich bei demselben als Wirtschafterin einzutreten und zugleich zwei andere Waisenkinder (Richard Carstone und Ada) in ihren jungfräulich-mütterlichen Schutz zu nehmen. Die heranreifende Jungfrau weist die Dienste Guppys, eines angehenden Advokaten, welcher Beziehungen zwischen ihr und einem schon lange schwebenden Erbschaftsprozefs zu wittern vermeint, sowie seine Liebesanträge zurück. Da sie neben den Sorgen um ihre Wirtschaft und um ihre Pflegebefohlenen (Richard, Ada und Charley, ein drittes, neu angenommenes Waisenmädchen) als Freundin der Verlassenen, ja selbst als Krankenpflegerin in den Hütten der Armen erscheint und bei dieser Gelegenheit einst ein Taschentuch als Hülle einer Kindesleiche zurückläfst, erkennt die in der Nachbarschaft wohnende Lady Dedlock durch dieses Taschentuch in der durch Ansteckung pockennarbig gewordenen Menschenfreundin ihr tot geglaubtes Kind wieder. Die Scene, in welcher sich die vornehme, stolze Lady zu den Füfsen ihrer Tochter wirft, ist hoch pathetisch. Das kluge und vorsichtige Benehmen unserer Heldin kann es jedoch nicht verhindern, dafs das Geheimnis der von zahlreichen Intriganten umlagerten Freifrau zu den Ohren ihres Gatten dringt. Um der vornehmen Dulderin die Verzeihung eines adelsstolzen und nun gedemütigten

Gemahles zu überbringen, folgt die von einem Polizeichef begleitete Esther Summerson ihrer flüchtigen Mutter, bis sie diese als Leiche auf dem Grabe ihres Vaters wiederfindet. — Zu diesen Prüfungen unserer Heldin sollte sich noch ein (fast dramatischer) Konflikt ihres Herzens gesellen, in welchem sie durch ihre allmählich reifende Liebe zu einem Arzte (Allan Woodcourt), sowie durch den Vorschlag ihres Wohlthäters (Jarndyce) versetzt wird, eine (Konvenienz-)Ehe mit ihm einzugehen. Nachdem Esther aus dankbarem Pflichtgefühl einer Ehe aus Liebe in ihrem Herzen schon entsagt hat, beweist ihr Wohlthäter eine ähnliche Entsagung in der That, indem er selbst die Jungfrau, welche er sich von ihrer Kindheit an zur Gattin ausersehen, dem Geliebten ihres Herzens in die Arme führt.

Ehe wir jedoch nach dieser Schilderung der äufseren Lebensstellung unserer Heldin den Kern der Figur ins Auge fassen, müssen wir der Wechselbeziehung halber die Eltern des Mädchens zunächst unserer Würdigung für nötig erachten.

Der Vater jener Jungfrau ist Herr Hawdon, ein geckenhafter, tief verschuldeter Verschwender und Hauptmann. Nach seinem Liebesverhältnis mit Honoria, der späteren Lady Dedlock, geht er wegen einer militärischen Expedition in die Fremde, von wo er arm und verlassen nach London zurückkehrt und daselbst als Kopist sein Leben fristet. Seine Schlaflosigkeit sucht er durch Opium zu vertreiben, und der Übergenufs des Giftes wird sein Tod.

Lady Dedlock ist eine schöne Erscheinung, voll Anmut und Grazie, dabei klug, gewandt, und obwohl wenig leutselig, doch gegen Näherstehende zuweilen herzlich. Ihren zwanzig Jahre älteren Gemahl, der sie fast anbetet, behandelt sie mit vornehmer, launenhafter Nachlässigkeit, und obgleich diese Schauspielerin von Hause aus ihre Rolle dem Publikum und ihrem Gemahl gegenüber meisterhaft spielt, ist sie doch gegen sich zu wahr, um an der Hohlheit und Erbärmlichkeit ihrer Lage etwas anderes als Widerwillen zu empfinden. Den Mangel an Selbstachtung versteht sie durch Selbstbeherrschung zu ersetzen. Da der vornehmen Dulderin die vornehme Atmosphäre oft drückend wird, erlaubt ihr der Vorwand, dafs sie sich langweile oder an Kopfschmerzen leide, wenigstens für

Digitized by Google

kurze Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen und sich daran zu erinnern, dafs sie geliebt und geboren habe. Beim Zusammentreffen mit ihrer Tochter fällt ihre Maske, und wir sehen das schwache Weib und die liebende Mutter. Von Intriganten umlagert, giebt sie, ohne zu leugnen, als kluge Diplomatin nur so viel von der Wahrheit zu, als unbedingt nötig ist. — Nachdem die Mine gesprungen, und alles entdeckt ist, beschliefst sie, auf dem Grabeshügel ihres Jugendgeliebten zu sterben.

Auf diesem Umwege kehren wir zu unserer Heldin, der Frucht jener unüberlegten Jugendliebe, zurück. Bei Gelegenheit einer früheren Figur (Edith in Dombey und Sohn) machten wir die Bemerkung, dafs die älteste Tochter das körperliche wie geistige Ebenbild des Vaters sei, dafs namentlich des Vaters Instinkt in dem Blute der Tochter vorherrsche und dafs Vater und Mutter oder A + B sich im Kinde als A b wiederfänden. Es ist wahr, dafs die Tochter einige der Mutter verwandte Züge besitzt; sie ist wie diese klug, vorsichtig und voll Selbstbeherrschung; im Gegensatz zu ihr ist sie weniger höflich, sondern derber, gerader, und kann in derselben Zeit nur an eine Sache denken. Die Tochter ist vorsichtig, die Mutter umsichtig. Man beachte, dafs wir die Besitzerin von Chesney Wold mit dem Mafsstabe der inneren Wahrhaftigkeit zu messen haben.

Nach der oben aufgestellten Theorie müfste also unser (uneheliches) Kind eine ganz besondere Ähnlichkeit mit ihrem Erzeuger an den Tag legen. Und doch weisen Vater und Tochter die gröfsten Gegensätze auf. Der Vater ist der Mann des Impulses, die Tochter voll von Überlegung; dort herrscht Gemütsaufregung, hier Fassung; dort Überstürzung und Übermafs, hier Gleichmäfsigkeit, stille Genügsamkeit und Freude am Kleinen. Esther Summerson unterscheidet sich also wesentlich von anderen Kindern der Liebe, welche die deutsche wie die französische Litteratur ins Leben rief. Während englische Romane, wie Tom Jones oder „Japhet der seinen Vater sucht“ etc., fast gar keine Ähnlichkeit zwischen den Eltern und der Frucht der Liebe erkennen lassen, sucht der deutsche wie der französische Romanschriftsteller durch Impuls, körperliche Schönheit,

Digitized by Google

Klugheit, Unternehmungsgeist und Abenteuersucht in den Kindern auf die Ähnlichkeit mit ihren Erzeugern hinzuweisen, von welchen sich die kleinen, reizbaren, seligen Schwärmer nur durch eine, das Ende des Werkes krönende reiche Heirat unterscheiden. — Ganz anders verhält es sich mit unserer Heldin. Ihr Wesen und Leben ist der schneidendste Gegensatz zu anderen Kindern der Liebe, wie zu ihrem Vater. Guppys so plötzlichen Liebesantrag weist sie zurück; der zurückgekämpfte Andrang des Blutes entlockt ihr zwar Thränen im stillen Kämmerlein, da „unbekannte Saiten“ in ihr vibrieren. Das gesunde und wohlgeartete Weib weifs nur zu wohl, dafs die Liebe zu einem Manne nur die Frucht eines langen und intimen Umganges sein könne; und selbst die langsam aufkeimende und zur Flamme auflodernde Liebe zu Allan Woodcourt, dem Armenarzte, kann diese Frucht der Leidenschaft bezähmen, wenn Vernunft und — Dankbarkeit eine Vernunftehe fordern. Den Vater beherrscht die Leidenschaft, Vernunft kennzeichnet die Tochter. Als Gewissensbisse über die Orgien einer unnütz vergeudeten Jugend und die Folgen eines geschwächten Nervensystems dem abgelebten Wüstling schlaflose Nächte verursachen, greift derselbe in sündlicher Selbsthilfe zum berauschenden Schlaftrunke, während die überall sich nützlich zeigende Tochter in demütiger Unterordnung und im Dienste der Menschheit Ansteckung und Krankheit erträgt, und ihre ungebeugte sittliche Kraft sie für neue Prüfungen stärkt. Durch des Strafsenjungen Zeugnis über den verstorbenen Opiumesser: „Er war sehr gut gegen mich“ sucht der Dichter darzustellen, dafs Esthers Vater ein tief angelegter, edler Regungen nicht unfähiger Gemütsmensch gewesen ist; dadurch jedoch, dafs Dickens diesem verkommenen, verwilderten Gemütsmenschen eine Tochter giebt, welche die ruhige Festigkeit des Charakters neben der Vernunft, der Führerin eines feurigen Gemütes, besitzt, beweist Boz, jener Panegyrist des Gemütsmenschen, dafs auch an ihm, dem Dichter, die Kämpfe dieses Lebens nicht umsonst vorübergegangen sind, und er der Harmonie des göttlichen Baumeisters sich immer mehr bewufst wurde. — Während jedoch die gänzliche Unähnlichkeit einer anders gearteten Heldin mit ihrem Erzeuger uns ungläubig den Kopf schütteln läfst, bildet das Wider-

Digitized by Google

sprechende in der Tochter Wesen und Charakter ein wesentliches Moment der Schönheit dieses Werkes. Dieses Mal glauben wir dem Dichter mit voller Seele; denn die ganze Anlage des Werkes und namentlich die Erziehung der Tochter bei einer strengen Puritanerin, welche ihre reinigende Selbsterziehung begründet und ermöglicht, alles weist darauf hin, dafs es unserem Novellisten Ernst gewesen, ohne erklärenden Beirat einfach durch das Leben und Wesen eines unehelichen Kindes darzuthun, wie selbst die von den Eltern vererbten bösen Anlagen niederzukämpfen sind, und wie Gott das Böse an den Kindern nicht immer heimzusuchen für nötig findet, wofern wir über uns „wachen und beten" (Worte der sterbenden Mifs Barbara). Der wenigen Pinselstriche des schrecklich-schönen Bildes jener strengen Puritanerin erinnern wir uns durch den ganzen Roman hindurch. Indem nun Esther Summerson, die Frucht einer Jugendliebe, in der ihr ganzes Leben durchziehenden Bekämpfung eines natürlichen Instinkts eine Sühne für die Schuld ihrer Eltern zu bringen meint und in ihrem Siege über sich selbst besteht, „was keiner bestand", so müssen wir das Werk, in welchem sie als Heldin fungiert, jener höheren Gattung von Romanen zuweisen, welche in der Iliade ihren Urroman finden. Durch die Schöpfung der Esther Summerson hat Dickens wohl alle diejenigen Schriftsteller, welche Kinder der Liebe zum dichterischen Motiv erheben, insofern übertroffen, als seine Augen trotz der Schilderung nur äufserer Lebensverhältnisse beständig auf den inneren Menschen gerichtet sind, und während wir Copperfield, das Kind, vergebens mit den Erfahrungen der Pädagogik in Einklang zu bringen suchten, müssen wir die uneheliche Jungfrau unseres Romanes als eine kunstgerechte psychologische Studie anerkennen.

John Jarndyce, der Menschenfreund und Esthers Beschützer, schliefst die Reihe der wohlthätigen reichgebildeten und vielbelesenen Männer, die Dickens von Pickwick an bis Martin Chuzzlewit zum Gegenstande seiner Betrachtung erhoben hat. In der Charakteristik der Sitten dieses originellen und zugleich liebenswürdigen Mannes hat Boz die instinktiv gutmütigen Geber Pickwick und Nicholas Nickleby, als auch den rauhen von Misanthropie angekränkelten Martin Chuzzlewit übertroffen.

Digitized by Google

Zum Unterschiede von dem letzteren, klar erkennenden und hellsehenden pessimistischen Geber benimmt sich der ebenfalls nach Principien handelnde, aber optimistische John Jarndyce wie ein echter Gentleman, indem er mit dem Lächeln des Weisen sogar den Selbstling (Skimpole), wie den Narren (Frau Jelliby, Frau Pardiggle nebst Gefolge) seine Sympathie nicht verweigert. Hätte er nicht eine so vorherrschende humoristische Ader, könnte man ihn wohl Jane Austens Fitzgerald, dem korrekten, leicht zugänglichen Gentleman gleichstellen. Unser im Umgange mit der unerfahrenen Jugend herzlich und originell sprechende Junggesell mit dem Silberhaar bewegt sich mit der Leichtigkeit eines Weltmannes Lady Dedlock gegenüber, und ohne den räsonnierenden Moralisten herauszukehren, erinnert er sie doch leicht im humoristischen Scherze an ihre ihm nur dunkel bekannte Vergangenheit. Da der Menschenkenner herausfühlt, wie das ganze Leben seines Mündels ein grofser Triumph über Selbstsucht und Neigung ist, will er sich von einem schwachen Weibe in seiner Grofsmut nicht besiegt sehen, und freiwilliger als Molières Altgesellen (in L'École des Femmes und L'École des Maris) lauscht er bei seinem, von Jugend auf überwachten und für sich bestimmten Schützling der Stimme ihres Herzens.

Sir Leicester Dedlock, der Aristokrat, ist eine markige Gestalt. Die Furcht, der Würde des adligen Hauses, welchem er vorsteht, etwas zu vergeben, beruht nicht auf Grundsatz, sondern auf Instinkt und Gewohnheit. Dadurch dafs Dickens der Mutter Esthers einen Mann zuführt, der, voll des edelsten Repräsentantenstolzes und erfüllt mit all den Vorurteilen seiner Kaste, den geringsten Flecken am Adelswappen als einen Schimpf empfindet, steigert sich das Interesse des Lesers für den Ausgang der Erzählung zum höchsten Punkte. Mit der Katastrophe bricht er fast zusammen, und was wir nach derselben von ihm sehen, ist wie der bankerotte Dombey — ein Schatten. Die der Gattin gespendete Verzeihung kann bei dem adelsstolzen Junker nicht hoch genug angeschlagen werden und bezeichnet den Triumph eines edlen Herzens über den tief eingewurzelten Repräsentantenstolz eines Adligen.

Gleich nach dem stolzen Barone erwähnen wir die alte,

Digitized by Google

abergläubische Witwe Rouncewell, die ergebene Wirtschafterin von Chesney Wold, welche als altes Faktotum ein Stück von Sir Leicesters Herzen zu sein scheint. Alles Wunderbare und Märchenhafte, was man von dem alten Herrenhause erzählt, hat der Dichter sehr wirkungsvoll in den Mund dieser schönen, hochherzigen Greisin gelegt; und in der That, das Sagenhafte kann uns in der Litteratur nur angenehm überraschen, wenn es durch das Alter (die Hexen in Macbeth) oder durch die eigentümlichen (specifisch germanischen) Anschauungen der Alternden, wie hier, gerechtfertigt erscheint. Die Anhänglichkeit und Bande der Treue zwischen dem Schloſsherrn und der Wirtschafterin sind „nach beiden Seiten hin anerkennenswert" und erinnern an das patriarchalische und feudale Zeitalter.

Von den beiden Söhnen unserer Wirtschafterin ist der eine ein einfluſsreicher angesehener Fabrikant in Yorkshire, und sein bewegter Wirkungskreis kontrastiert recht wirkungsvoll mit dem idyllisch patriarchalischen Stillleben in Chesney Wold; der andere, George, ist ein verschollener Kavallerist, ein schöner, wohlgewachsener, innerlich und äuſserlich kerngesunder Mann, ein Menschenfreund, den jedoch unglückliche Verhältnisse dem unerbittlichen Wucherer Smallweed in die Hände treiben, und der sich plötzlich irrtümlicherweise als Mörder verhaftet sieht, jedoch einen Verteidiger anzunehmen entschieden sich weigert, da nach seiner Ansicht „die Wahrheit von selbst an den Tag kommen" müsse. Hier benutzt Dickens recht wirkungsvoll den nüchternen, besseren Familien entsprossenen Kavalleristen als Gegenbild des Wucherers Smallweed und des intriguirenden Advokaten Tulkinghorn. Die innere Wahrhaftigkeit ist die Haupteigenschaft dieses naturwüchsigen Mannes von fünfzig Jahren, und das Shakespearesche

> This above all: to thine thyself be true;
> Thou canst not then be false to any man

scheint sich dieser interessante Thunichtgut, der für kein Handwerk getaugt, zum Motto gewählt zu haben. — Der von seiner Höhe gefallene Baron richtet sich an dieser urwüchsigen Erscheinung wieder auf, und man sieht ihn nur noch an der Seite des jüngeren Jugendgespielen.

Digitized by Google

Sir Leicesters Advokat Tulkinghorn ist ein reicher Hagestolz, der, bekannt mit den Familiengeheimnissen grofser Häuser, mit dem Adel auf vertrautem Fufse lebt. Er wirkt als Haupthebel der Entdeckung des Geheimnisses von Lady Dedlock, die er als Menschenkenner sorgfältig bewacht, und welche er wider seinen Willen bewundern mufs, weil sie als geschickter Partner — mit einer Ausnahme — ihm keine Blöfse dargeboten. Der sein Opfer belauernde Menschenverächter wird von der Baronin Kammerfrau ermordet, ehe er noch Sir Leicester das mühsam entdeckte Geheimnis offenbaren kann. In demselben Augenblicke, wo der gegen sich wie gegen andere wahre, von aristokratischem Optimismus befangene Baron den Tod seines „ergebenen Advokaten" betrauert, ihm ein fürstliches Begräbnis zu teil werden läfst, und einen Preis auf den Kopf seines Mörders setzt, enthüllt der Detektive Bucket dem aus den Wolken fallenden Junker die gegen seine Hausehre gerichteten Intriguen Tulkinghorns, und lesen wir aus dieser Zusammendrängung der Thatsachen des Dichters feine Ironie mit innerer Befriedigung heraus. — In dem Detektive Bucket rückt Dickens gegen den herzlosen und gewissenhaft knöchernen Beamten vor, welcher geschäftsmäfsig den in Haft genommenen George fragen kann, ob ihm diese Handschellen bequem genug seien, oder ob er ein Paar andere, für den Fall in Bereitschaft gehaltene Handschellen wünsche! — Wenn wir uns einen Mann von Sam Wellers Beanlagung und Mutterwitz denken und in Betracht ziehen, dafs der Cockney sich auf dem Lande mit der Sicherheit des Übergewichtsgefühls bewegt, so werden wir die in Chesney Wold entfaltete aufserordentliche Thätigkeit Buckets leichter begreifen. Die Figur ist nichts weiter als eine idealisierte Type.

Hortense, Lady Dedlocks ehemalige Kammerjungfer, entfaltet ebenfalls nur die generellen, der Idealisierung jedoch entbehrenden Züge einer südfranzösischen Strafsendirne. Ihr schmiegsamer, lauernder, schnell anticipierender, intriguierender und rachsüchtiger Charakter erhöht das Romanhafte der Erzählung, erreicht jedoch nicht die ihr verwandte Charakterstudie Alice Marwood in Dombey und Sohn.

Indem wir zur Bleak-House-Gruppe zurückkehren, erwäh-

Digitized by Google

nen wir ganz besonders Skimpole, dessen Prototyp der poetische Vagrant La Fontaine ist. Die Charakteristik der Sitten dieser Figur hat übrigens Dickens in fast boshafter Weise, naturgetreu und leicht erkennbar, seinem intimen, jedoch pekuniär schlecht beschlagenen Freunde, dem geistreichen Schriftsteller Leigh Hunt entlehnt. Das Bild dieses leichtlebigen, leichtbeschwingten kindlichen Greises ist jedoch bei weitem dem Bilde von Savage Landor vorzuziehen, den Dickens als Boythorn in den Roman einführt. Obwohl wir den letzteren als Charakter vorziehen müssen, behagt uns doch Skimpoles leichte, kindlich-geistreiche Konversation weit besser als der excentrische, superlativreiche, mit polterndem Gelächter abwechselnde Redeflufs des Dickensschen Lieblings Boythorn (= Savage Landor). — Richard Carstone, Adas Gemahl, das Opfer eines Erbschaftsprozesses, gehört zu den (Goetheschen) „problematischen Naturen“, die „für kein Verhältnis taugen“. Darin, dafs Dickens in dem langsamen und komplizierten Geschäftsgange des englischen Gerichtswesens diesen ungeduldigen, heifsblütigen Sanguiniker, einen Mann des Impulses, sich langsam und in Erwartungen verzehren läfst, liegt eine Schönheit des Kontrastes: in Gridley, einer Figur aus dem Leben, läfst Dickens einen energisch-cholerischen Mann der That an der Langsamkeit des Gerichtsverfahrens verzweifeln, und nur die ergebene und entsagende alte Jungfer Flite kommt aus einem hoffnungslosen Prozesse nach Verlust ihres Verstandes mit dem Leben davon. Während der schweigsame, aristokratische, auster-ähnliche Advokat Tulkinghorn zur „alten Schule“ gehört, verstehen es der liebenswürdige Konversations-Kenge und der stetig für seine Klienten wie in seine Taschen arbeitende vampyrähnliche Vholes gar prächtig, dem ungeduldig Harrenden Sand in die Augen zu streuen.

Der gutmütig hustende Snagsby, welcher unter den Launen seines vor Eifersucht mageren Weibes leidet, sein epileptisches Dienstmädchen Guster, sowie der predigende Ölhändler Chadband greifen mehr oder weniger in den Gang der Erzählung ein. In dem letzteren, wie in der systematisch vorgehenden Frau Pardiggle, und in Frau Jellyby, der schlechten Hausfrau und Mutter, hat übrigens Dickens die Sucht des englischen

Digitized by Google

Laien blofsgestellt, in Pecksniffscher und ungeschickter Manier den Prediger und Seelsorger zu spielen oder innere Mission zu treiben. Während die meisten der genannten unliebenswürdigen Figuren nach dem Leben „kopiert“ sind, dürfte Herr Turveydrop, das „Modell von Körperhaltung“, wenigstens in seiner Sprache, ein wenig zu sehr „chargiert“ sein. Allan Woodcourt, der menschenfreundliche Mediziner, ist weiter nichts als der idealisierte Arzt und, wie Copperfield, bei jedmöglicher Situation zugegen. — In Joe, dem schmutzigen, gemütvollen Strafsenjungen, welcher „von nichts etwas weifs“, in dem jedoch Gottes Stimme um so lauter spricht, hat Dickens eine Musterfigur geschaffen und in ihr Nancy, die Prostituierte, sowie Oliver Twist zehnmal übertroffen.

So viel steht fest, dafs der Kunstwert von Bleak House in vieler Beziehung höher anzuschlagen ist als derjenige des vorigen Romans. Obwohl hier, wie in David Copperfield sich nur zu oft tendenziöse Absichten merklich machen, nehmen sich doch die Angriffe gegen das falsche Erziehungssystem der klassischen Verseschmiederei in dem Munde der praktisch-vernünftigen Heldin sehr gut aus, und John Jarndyces oft ausgesprochene Geringschätzung gegen alles, was Gerichtswesen und Prozefsführung betrifft, findet in dem Charakter dieses friedlichen Philanthropen, sowie in dem zu Dickens' Zeit bestehenden Unwesen der englischen Gerichtsordnung seine volle Begründung. Die Detailmalerei ist sorgfältiger und die Motivierung schlagender als in dem vorigen Romane, und da hier der epische Stoff besser zergliedert ist, so überstürzt sich die wohlkonzentrierte Erzählung in keinem Punkte, und wird dem Leser nach jeder Situation Zeit zum Ausruhen gegeben.

Dem Epos wie dem Sittenromane ist eine kulturgeschichtliche Bedeutung beizumessen, sobald das Rauschen des ihnen eigenen, ewig fliefsenden Stromes der Zeit hörbar wird und der Schriftsteller die Veränderungen erkennen läfst, welche Jahrhunderte und verschiedene Anschauungen hervorgebracht haben. Kein Roman läfst mehr das Aufstreben des Mittelstandes erkennen als Bleak House, und wenn auch der Dichter der von mütterlichem Stolze beseelten Witwe Guppy sowie ihrem Sohn, dem strebsamen, aus sich herausgehenden Selbstlinge, keine

Digitized by Google

Sympathie zu teil werden läfst, so stellt er sich doch in den Scharmützeln zwischen Boythorn und dem stolzen Junker mit Vorliebe auf seiten unseres liberalen John Bull. In den Beziehungen zwischen dem Fabrikanten Rouncewell und dem ceremoniellen Barone läfst uns Dickens merken, dafs die Zukunft „dem Mann von Eisen“ gehört, und wenn Lady Dedlock in dem Turmzimmer dem forschenden Guppy oder dem Quälgeiste Tulkinghorn gegenüber vor Unwillen den mit Diamanten versehenen Kopfputz schüttelt, so bemerkt der Dichter mit plebejischer Schadenfreude, dafs das zornige Funkeln der Edelsteine bei einer Freifrau früherer Zeiten dem kühnen Wagehalse die Lust und die Gelegenheit für immer benommen haben dürfte, in ihre Geheimnisse einzudringen.

Obwohl Bleak House sich in diesem Punkte mit Dombey und Sohn messen könnte, bleibt unser Roman jedoch in anderen Beziehungen hinter jenem Meisterwerke Dickens' zurück, in welchem eine reiche und tief angelegte Charakteristik uns für das in Bleak House aufgewendete technische Geschick hinlänglich entschädigen mufs. — In keinem Werke hat der Humorist so sehr die ihm eigene Subjektivität zurückgedrängt als in den auf dem Glanzpunkte seines Schaffens geschriebenen Romanen Chuzzlewit und Dombey. Schon bei Gelegenheit der Figur Copperfields merkten wir, dafs Dickens nur mit Mühe seinen Humor zurückhält, dafs dieser nicht nur in dem servierenden Kellner und in Tante Betsey mit Heftigkeit herausplatzt, sondern sogar die Peripherie einer ganz verschieden beanlagten Figur, des Heldens der Erzählung, verwischt. So wohlgelungen die naive Esther Summerson uns auch erschien, so macht sich auch bei dieser Figur, jedoch seltener und mäfsiger als in David Copperfield, die Nabelschnur bemerkbar, die den humoristischen Schöpfer mit dem Kinde seiner Phantasie verbindet. Aus der Reinheit der Figur von jedwedem Beiwerk und der Korrektheit ihrer Peripherie entspringt hauptsächlich das Zutrauen des Lesers zu der Möglichkeit der geschilderten Situation. Man denke an Shakespeares Cymbeline oder an Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield, und man wird bald finden, dafs korrekt gezeichnete Charaktere selbst in unmöglichen Situationen befriedigen können. Schon Forster erwähnt,

dafs Esther ihrer Unbefangenheit sich zu bewufst sei. Können wir glauben, dafs eine so humoristische Person, wie unsere Heldin zuweilen ist, erst John Jarndyces Pläne durchschaut, als die vermeintliche Braut des alten Junggesellen bei einem Besuche in Yorkshire über der Hausthüre des Armenarztes „Bleak House" liest? Sollte sie nicht schon früher mit dem Leser gefühlt haben, wie die anfänglich dramatische Perspektive sich durch Jarndyces grofsmütig entsagenden Charakter allmählich zu einer epischen umgestaltet? Bei dieser Gelegenheit kommen wir noch einmal auf die früher aufgestellte Behauptung zurück, dafs das „episch zu fühlende Glück" oft durch einen Gewaltstreich gegen die gesunde Vernunft hergestellt wird, und dafs das Ungesunde der epischen Dichtungsart am Ende des Werkes sich am meisten fühlbar macht.

Es ist eine Eigentümlichkeit vieler Schriftsteller, in deren Dichterleben wir drei Perioden unterscheiden, dafs die Figurenzeichnung in der ersten Periode nur als Versuche eines Zeichners angesehen werden können, dafs derselbe in einem Meisterwerke der zweiten oder Blüteperiode vom Probieren zum schöpferischen Darstellen gelangt, und dafs wir endlich in den Werken der dritten Periode nichts weiter finden als eine Reproduktion der im Meisterwerke vorhandenen Figuren, welche jedoch in überraschend neuen und vielleicht interessanteren Situationen erscheinen. So anziehend nun Bleak House auch sein mag, so sind doch mehrere Hauptfiguren nur ein zweiter Aufgufs von Dickens' Meisterwerk. Sir Leicester Dedlock erinnert zuweilen an Dombey, Tulkinghorn ist nichts weiter als der Menschenverächter und Streber Carker im Greisenalter, und wenn wir Cäsars Antonius, den Streber in der Jugend, als die angenehmste Studie bezeichneten, welche für einen Selbstling von 35 bis 45 Jahren wie Carker uns nur noch — dank dem Schriftsteller — interessieren konnte, so wird doch der Streber mit dem Silberhaar des Greises, welchen ein noch stark vorhandener Thätigkeitstrieb veranlafst, nach alter Weiber Art Geheimnisse auszuschnüffeln, uns kaum befriedigen können, da bei dem alten, reichen Manne von Selbstsucht nicht mehr die Rede sein kann, und so das Grundlose seiner Thätigkeit in die Augen springt. — Lady Dedlock erinnert uns zuweilen an Edith, ist

Digitized by Google

aber gewandter, und da nach Schiller die Bewegung ein wesentliches Moment der Grazie bildet, auch wegen ihres vielseitigen Verkehrs mit Haupt- wie mit sekundären Personen des Romanes viel anmutiger. Lady Dedlocks Charakteristik der Sitten und selbst ihre Launen und kleinen Koketterien lassen die feine englische Lady und Dickens als scharfen Beobachter und typischen Detailmaler, ganz besonders aber als geschickten Romanschmied erkennen, welcher in diesem Werke schon verwendete Figuren in überraschenden und an Pathos reichen Situationen erscheinen läfst. Wenn man in Betracht zieht, dafs es von vornherein des Dichters Plan war, seiner Heldin drei Liebhaber zu geben, und nicht nach Art des deutschen Romanschriftstellers, um in neues Fahrwasser zu gelangen, im Laufe der Erzählung erst einen zweiten oder dritten Freier erscheinen läfst, so mufs man der geschickten Verwickelung des Knotens wie seiner Entwirrung ein um so gröfseres Interesse schenken. Die geschickte „Mache“ von Bleak House räumt seinem Verfasser entschieden einen Platz neben Alexander Dumas oder Scribe ein.

Mögen die Situationen von Dombey und Sohn jedoch weniger spannend sein, mögen die individuellen Züge der Edith uns weniger angenehm berühren als die typische Erscheinung der interessanten Baronin, so steht doch Originalität und Schöpfungskraft über dem bedeutendsten technischen Geschick: denn was die aztekischen Priester an ihren Menschenopfern vollzogen, das vollzieht der originelle Dichter an sich selbst: mit scharfem Schnitte und umgeben von der gaffenden Menge, legt er das Innerste seines Wesens blofs und verschüttet sein warmes Herzblut im Angesicht der Sonne.

Harte Zeiten

wurde zwischen 1853—1854 verfafst und erschien in der von Dickens selbst redigierten Zeitschrift „Household Words“. Taine sieht in dem Werke eine kurze Zusammenfassung aller in den übrigen Schriften niedergelegten Grundsätze und Ansichten unseres Novellisten, und Ruskin, ein englischer Publicist, behauptet, dafs Dickens in Hard Times einen Gegenstand von dem gröfsten nationalen Interesse behandelt habe, dafs aber

Digitized by Google

leider dieses gröfste Werk, welches unser Verfasser geschrieben, zuweilen an Übertreibung leide, die der Wichtigkeit der Aufgabe schade. Forster meint, Taine wie Ruskin, und namentlich der erstere, habe durch diese Auffassung der Erzählung eine ihr nicht zukommende Bedeutung beigelegt. Taine hat insofern recht, dafs dieser Roman ein Resumé der übrigen sei, als Dickens hier die Figuren mehr zu Trägern seiner Ideen macht und so direkt dem matter of fact Menschen den Krieg erklärt.

Die Figuren der meisten Dickensschen Romane stehen auf zwei verschiedenen Feldern; in keinem seiner Werke springt jedoch diese Gegenüberstellung mehr in die Augen als in Hard Times. Die negativen Figuren (um mich dieses in der Kritik schon oft angewendeten Ausdrucks zu bedienen), die Kinder der Satire, scharen sich um den Doktrinär Gradgrind als um den ihnen gemeinsamen Mittelpunkt. Dieses Parteihaupt fafst der Novellist von den verschiedensten Seiten ins Auge, und mit den grellen Strahlen seines satirischen Lichtes beleuchtet er unseres Doktrinärs Ansichten über Schule und Erziehung, über Familienleben und namentlich über Staatswesen, wo jener Philosoph alle und jeden nach starren, systematischen und absoluten Grundsätzen regiert sehen möchte. Als Anhängsel und Fersenschmutz dieser volksfeindlichen Partei erscheinen der Fabrikbesitzer Bounderby, seine verarmte aristokratische Wirtschafterin und der gesinnungslose Junker James Harthouse.

Da die einen Zeitraum von sieben Jahren umspannende Erzählung in Coketown, einer schnell aufgeschossenen Fabrikstadt, spielt, so gehören die sogenannten positiven Figuren der Erzählung der Arbeiterklasse oder doch solchen Ständen an, welche mit ihr in Beziehung treten. (Unter letzteren verstehen wir besonders die das Volk belustigende Künstlergruppe von Slearys Cirkus.) Im Vordergrunde dieses Feldes steht der gesinnungstüchtige Dulder Stephen Blackpool mit der Arbeiterin Rachel; im Hintergrunde und als Gegenbild zur Gradgrindschen Philosophie sehen wir einen socialdemokratischen Wühler. Indem der Dichter den Doktrinär der Arbeiterpartei nur im Hintergrunde auftreten läfst und ihn nicht mit dem Doktrinär der Gegenpartei zusammenbringt, findet der Leser genügende Mufse,

Digitized by Google

den gesinnungstüchtigen, jedoch der besitzenden Klasse gegenüber stets im Nachteile erscheinenden Arbeiter im Haus- und Familienleben, im Wechselverkehr mit seinesgleichen, mit seinen Vorgesetzten und dem Bourgeois zu beobachten, und seine oft gesunden Ansichten wie seine Vorurteile zu belauschen. Dank dieser schiefen (Schlacht-)Ordnung der Figuren sehen wir im Vordergrunde nicht einen typischen Vertreter des Arbeiterstandes, sondern ein Individuum, ein Ideal, des Dichters Ideal von einem Arbeiter. Dank dieser Auffassung wurde dieser ursprünglich sociale Roman zugleich zum Sitten- und Familienroman, in welchem die von den Fehlern und Vorurteilen beider Parteien freie Sissy Jupe, die Tochter eines durchgegangenen Kunstreiters, das versöhnende Glied zwischen den beiden Gesellschaftsklassen bildet. — Um uns den Unterschied der beiden Lager recht klar zu machen, faſst Dickens ganz besonders das eheliche Leben der handelnden Hauptpersonen ins Auge, und die Schilderungen des häuslichen Lebens auf beiden Seiten tragen den Charakter der gröſsten Düsterheit an sich. Wenn wir erwägen, daſs Hard Times 1853 erschien, und daſs Dickens selbst sich im Jahre 1858 von seiner Gattin trennte, finden wir vielleicht die beste Erklärung für die im Alter immer deutlicher hervortretende Neigung unseres Schriftstellers, die Nacht- und Schattenseiten des ehelichen Lebens zu schildern. Auſser einer geschiedenen Ehefrau, Mrs. Sparsit, begegnen wir einem unglücklichen Paare, den Bounderbyschen Eheleuten, die sich im Laufe der Erzählung trennen, und selbst Stephen Blackpool beabsichtigt gleichfalls eine Scheidung. Den Nachweis, daſs der stets im Nachteile erscheinende und enger wohnende Arbeiter sich bei gleichen Schwierigkeiten oft geschickter, menschlicher und vernünftiger benimmt als der gesetzlich geschütztere, mit Glücksgütern gesegnete und vor allen Dingen bequemer wohnende Bourgeois, dürfte Dickens aufs herrlichste geführt haben.

Da nun Dickens den aus einer starren Partei hervorgehenden Gesetzgeber, welcher im absoluten Rechtsprincipe des Volkes Heil sieht, selbst aufs Korn nimmt, so konnte nichts gerechtfertigter erscheinen als ein Hinweis auf die für ein protestantisches Land so starren Ehegesetze Englands. Wie der

Digitized by Google

republikanische Protestant Milton, zwar fruchtlos, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf diesen Punkt zu lenken suchte, so wies unser echt protestantischer Novellist die gesetzgebende und herrschende Partei an, zum Wohle des Volkes und besonders zum Wohle des armen Mannes, den einzelnen Fall genau zu prüfen, die Leiden der klagenden Ehepartei genau zu erwägen, mit einem Worte das starreste Gesetz menschlich und freisinnig aufzufassen. Da das englische Volk hier auf einer harten Rechtsanschauung und auf Autoritätsprincipien fufst, so that Dickens als zweiter Milton seinem duldenden Landsmanne den gröfsten Dienst, wenn er mit Geschick diesen Fall zum poetischen Motive eines Werkes erhob, und ein in diesem Sinne geschriebener Roman mufste notwendigerweise einen gröfseren Eindruck auf den für Durchführung bestimmter und harter Mafsregeln bedachten Engländer hervorrufen als das so überzeugende Pamphlet Miltons.

In der Besprechung von Hard Times kommt Forster zu oft darauf zurück, dafs Dickens gegen den matter of fact Engländer zu Felde gezogen sei, und mit Ruskin will er in diesem Werke mehr ein Pamphlet gegen die Vorurteile der Staatsökonomisten erblicken; keiner von beiden hat jedoch, ebenso wenig wie Taine, den Kern der Novelle erfafst, welcher, wie ich oben behauptete, vor allen Dingen ein Angriff gegen die starren Ehegesetze Englands ist und dem Gesetze gebenden Splitterrichter den Balken im eigenen Auge — und im eigenen Hause — zeigt.

Gleich am Anfange des Buches hören wir den wohlhabenden matter of fact Engländer Gradgrind in der von ihm gegründeten Musterschule in die Worte ausbrechen: „Ich will nur Thatsachen.“ Gradgrind ist kahlköpfig, hat eine trockene Stimme, war früher Kleinhändler en gros und ist jetzt Parlamentsmitglied. Seine Frau, welche tief unter ihm steht, wählte er aus zwei Gründen, weil sie erstens eine leidliche Rechnerin und zweitens frei von allem Phantasiespuke war. Dieser „eminent praktische“ Ehemann verfährt ebenso praktisch bei der Erziehung seiner fünf Kinder, von denen jedoch nur drei in den Vordergrund der Erzählung treten. — Der Novellist schenkt Gradgrinds Hauswesen die gröfste Aufmerksamkeit.

Digitized by Google

Seine Villa, Stone Lodge, hat unser Staatsökonomist in einem Sumpfe erbaut. Wohl leidet Frau Gradgrind in dieser ungesunden Behausung an beständigem Kopfschmerz; dieses faselnde, unlogisch schwatzende Wesen ist nichts als ein Gebündel von Umschlagetüchern, und das phantasielose Weib vertrocknet langsam, körperlich wie geistig. Nach ihrem Tode kommt unser Parlamentsmitglied noch zeitig genug von London an, um sein Weib zu „begraben“. Da einer erwachsenen Person gegenüber eine sorgfältige Erziehung nach Gradgrinds Grundsätzen nutzlos gewesen wäre, so war das Hauptaugenmerk unseres Doktrinärs auf die geistige Entwickelung seiner zwei Erstgeborenen gerichtet.

Die 15- bis 16jährige Luise, seine älteste Tochter, ist bei Beginn der Novelle ein phantasieloses, nüchternes, kühles Mädchen, welches der eminent praktische Vater seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Bounderby zur Frau zu geben gedenkt. Im Alter von zwanzig Jahren heiratet sie den dreifsig Jahre älteren Fabrikanten, lediglich nur ihrem Bruder Thomas zu gefallen, welcher Commis bei Bounderby ist und durch die Heirat seiner Schwester mit seinem Prinzipal mehr Freiheit und — mehr Taschengeld zu erhalten meint. Doch das phantasielose Weib versteht es nicht, ihren prahlhansigen, rohen und originellen Mann zu fesseln; Gleichgültigkeit gegen alle, aufser ihren Bruder, ist ihre Haupteigenschaft. Wohl ist sie ehrlich und grundrechtschaffen, doch infolge einer einseitigen Erziehung unerfahren, linkisch und unvorsichtig. Ein charakterloser Thunichtgut versteht es, das erfahrungslose Herz der jungen Frau zu berücken und die so lange unterdrückte Phantasie eines nach Liebe verlangenden Weibes zu berauschen. Schon am Rande des Abgrundes angelangt, hält die letztere noch rechtzeitig an und kehrt zu ihrem Vater zurück, welchem sie die Schuld ihres Herzens gesteht, die sie jedoch als Frucht seines falschen Erziehungssystems hinstellt. — Bis jetzt ist Luise stets dieselbe geblieben; ohne die guten, gemütvollen Eigenschaften eines Weibes zu besitzen, scheint dieses matter of fact Weib auch der Schwächen ihres Geschlechts unteilhaftig. So sehen wir sie thränenlos zu den Füfsen ihres Vaters sinken, und als dieser am nächsten Morgen an ihrem Bette erscheint, kommt

kein Vorwurf gegen ihn über ihre Lippen. Der Schmerz des matter of fact Weibes ruft in derselben Trotz hervor; und nachdem dieser endlich von Sissy Jupe gebrochen, beginnt durch die letztere Luisens Besserungsprozefs. — Sie lebt getrennt von ihrem Gemahl bei ihrem Vater, und auch nach Bounderbys Tode sehen wir sie nicht als liebendes Weib oder als glückliche Mutter.

Thomas Gradgrind, das zweite Kind unseres Philosophen, ist blasiert, mürrisch, trotzig und verschwenderisch. Dickens nennt ihn mit Recht einen „ungeleckten Bären.“ Dieser eigensinnige Egoist beträgt sich überall, seiner einseitigen Erziehung gemäfs, als dummer Junge. Den Verdacht des Kassendiebstahls weifs er jedoch geschickt auf einen Arbeiter zu wälzen. Obwohl er bei dieser Gelegenheit ganz vortrefflich zu heucheln versteht, ist er doch nicht ganz frei von Regungen des Guten, und nach seiner Schwester Weggange aus seinem Kämmerlein, die ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen, bricht er in Thränen aus. Er stirbt fern von der Heimat, nachdem er es bereut hat, seine Schwester aus Egoismus unglücklich gemacht zu haben.

Fabrikbesitzer Bounderby ist ein Mann aus einem Gufs und hat individuelle Züge. Während in den Adern Gradgrinds Schneewasser zu fliefsen scheint, hat unser origineller Emporkömmling rasches und heifses Blut und ein Temperament. Die Conversation of character ist hier meisterhaft, und alle seine Worte und Handlungen sind durch den Charakter motiviert. Im Gegensatz zu Gradgrind ist dieser matter of fact Mensch eitel, herzlos und etwas giftig, und während der sanftere Doktrinär mit seinen Grundsätzen bricht, bleibt Bounderby stets derselbe. Der polternde Mann des Blutes stirbt am Schlagflufs.

Frau Sparsit, Bounderbys Wirtschafterin, eine geschiedene Ehefrau, stammt wie Frau Pipchin (in Dombey) aus guter Familie und findet sich wie diese genötigt, fremdes Brot zu essen. Während Frau Pipchin jedoch durch das Unglück starr und unbeugsam geworden, ist Frau Sparsit ausdauernd, intrigant und listig. Das bei Gelegenheit moralisierende Weib hat die Schwächen ihres Pflegebefohlenen (Bounderby) gehörig studiert und versteht es oft, sich dieselben zu nutze zu machen.

Digitized by Google

Der Leser erfährt daher mit vieler Genugthuung, daſs sie sich am Ende dennoch in ihm verrechnet.

Verschiedene Kritiker haben behauptet, daſs es Dickens nicht verstände, den feinen Aristokraten zu schildern. Mögen nun Sir Frederick oder Sir Mulberry (in Nickleby) nur einseitig geschilderte Typen sein, so viel steht fest, daſs auſser Sir Leicester Dedlock (Bleak House) James Harthouse in unserer Novelle als eine höchst gelungene Figur bezeichnet werden muſs. Dieser blasierte Wüstling gesteht selbst, daſs er keine Grundsätze habe, und ist nur um so gefährlicher. Höflichkeiten und Artigkeiten dem weiblichen Geschlechte zu sagen, ist bei ihm Routine. Unser Thunichtgut sieht in der angestrebten Verführung der Mrs. Bounderby wie in der Besichtigung der Coketownschen Fabriken ein Mittel gegen die Langeweile. Als er daran denkt, mit dem Hotelkellner gegen eine Vergütung „seine Langeweile hinweg zu boxen“, erscheint Sissy Jupe, die ihn auffordert, um der Ruhe ihrer Freundin willen die Stadt sofort zu verlassen. Auch hier zeigt sich noch des Aristokraten angeborene Eitelkeit, indem er es als einen Schimpf empfindet, daſs diese Aufforderung von der Tochter des durchgegangenen Kunstreiters Jupe und nicht von einem Gliede der gleichnamigen Adelsfamilie ausgeht. Wir verlassen ihn vor seiner Abreise nach dem Orient unter Hinweis auf die an seinen Bruder gerichteten Zeilen, dem er mitteilt, er gehe „zu den Kamelen“.

Mit Stephen Blackpool beginnen wir die Charakteristik der Figuren der entgegengesetzten Gruppe. Der 40jährige, gebückte Arbeiter ist weichherzig, edel, gutmütig, durch Unglück jedoch etwas miſstrauisch geworden. Er ist Gemütsmensch, und als solchen sehen wir ihn zuweilen schwanken. Unser Dulder ist mit einer Säuferin verheiratet, die er verabscheuen muſs, und der Verkehr mit der früheren Freundin seiner Frau, der Arbeiterin Rachel, die ihn in seinem Leiden bemitleidet, hat seine Phantasie und seine Liebe entflammt. Von seiner Partei geächtet, sucht unser Märtyrer in der Fremde unter einem fremden Namen Arbeit, und als er im Begriff ist, sich von dem Verdachte eines Kassenraubes und Einbruches zu reinigen, fällt er in den „Höllen-Schacht“. Nachdem er

Digitized by Google

sechs Tage in demselben zugebracht, wird er endlich von seiner Freundin Rachel entdeckt. Der Eimer bringt einen fast formlosen Körper herauf. Beim Anblick des Tageslichtes legt Stephen seine Hand in die seiner Geliebten, und mit dem letzten Atem erzählt er ihr von einem Sterne, den er von seinem Schachte aus gesehen und der ihm die Harmonie der verschiedenen Gesellschaftsklassen für zukünftige Zeiten angekündigt hätte. Diese so einfache, aber ergreifende Situation repräsentiert das befreiende Moment, und der milde, pathetische Humor des Schriftstellers hat hier bei Gelegenheit der Erlösung unseres Dulders Worte ausgesprochen, die nicht nur das Gehässige der Parteikämpfe mindern können, sondern die auch dieser Tendenzdichtung eine erlösende Kraft verleihen.

Die schon mehrfach erwähnte Rachel ist Arbeiterin in einer Fabrik, 35 Jahre alt, einfach, reinlich, schlank gebaut, ziemlich gut gebildet und von angenehmem Äufseren. Dem schwankenden und weichherzigen Gemütsmenschen Stephen steht sie als charakterfeste, kluge und dabei vorsichtige Freundin zur Seite. Sie ist aus einem Gufs, und während Blackpool noch zögert, seiner vom Säuferwahnsinn befallenen Ehefrau das Gift aus der Hand zu nehmen, und mehr an die Erlösung denkt, die ihm ihr Tod bringen könnte, ist seine im Guten konsequentere Geliebte sofort mit ihrem Entschlusse fertig, der Wahnsinnigen das Gift aus der Hand zu reifsen. Wie Stephen wird auch ihr im gewissen Sinne eine tragische Aufgabe zu teil, indem der Dichter dieses herrliche Weib nicht ihrer Bestimmung als Weib und Mutter zuführt.

Sissy Jupe ist klug, gewandt und umsichtig, und da Dickens ganz besonders hervorhebt, sie habe schwarzes Haar und schwarze Augen gehabt, während ihr Schulkamerad und Verfolger Bitzer blond und blauäugig gewesen, so scheint Dickens hier eine in England nicht selten anzutreffende Ansicht verkörpert zu haben, die brünette Jungfrau habe einen konsequenten und ehrenwerten Charakter, während Blondinen sich auch in ihrer Charakterseite als zum schwächeren Geschlecht gehörig bekennen. Unter den Zöglingen der Gradgrindschen Musterschule, die wie Krüge behandelt werden, aus denen man so viel herausnehmen will, als man hineinlegt, spielt das phantasie-

Digitized by Google

reiche Mädchen natürlich eine traurige Rolle. In dem Hause ihres Wohlthäters Gradgrind, der die vermeintliche Unwissenheit seiner Pflegetochter anfangs bedauert, vollzieht jedoch die heranreifende Jungfrau eine Änderung; und obwohl sie als Schulmädchen keine Definitionen behalten wollte, erweist sie sich als liebreiche Stütze der Hausfrau, als gute Erzieherin der kleinen „Gradgrinds" und als Helferin in der Not. Ihrem allmählich reformierenden Einflusse ist der Umschwung unseres Doktrinärs zum Teil mit zuzuschreiben. — Des Kunstreiters Tochter ist als Freundin Rachels und Luisens das Verbindungsglied der beiden Lager; und während Rachel liebt, aber nicht heiratet, Luise dagegen sich vermählt, ohne zu lieben und ohne ein Kind an ihre Brust drücken zu können, wird Sissy Jupe liebende Gattin und Mutter.

Des Slearyschen Cirkus wird oft Erwähnung gethan. Der Besitzer desselben ist ein schnurriger Kauz, hat jedoch ein gutes, dankbares Herz und erweist sich zuletzt als Freund in der Not. Der Schauspieldirektor Crummles (in Nickleby) dürfte jedoch besser gelungen sein; denn dieser ist idealisiert, während sämtliche Cirkusmitglieder zu wirkliche Typen sind.

Überhaupt macht das Werk als Gesamtprodukt einen höchst matten Eindruck, und wenn wir es unmittelbar nach Dickens' besten Romanen in die Hand nehmen, so merken wir bald zu unserem Bedauern, daſs die Schöpfungskraft unseres Novellisten bereits erlahmt ist. Während nämlich Dickens in Bleak House nur frühere Charakterformen in neuen und überraschenden Situationen erscheinen läſst, benutzt er in diesem Romane oft dieselben Charakterformen in nur wenig veränderten Situationen. So erinnert z. B. Luisens eigentümliches Gebaren bei Bounderbys Umarmung an das sonderbare Benehmen der Edith nach Carkers Handkusse; die Verführungsscenen in Dombey und Sohn erscheinen in unserem Romane nur abgeschwächt, und wir finden es sonderbar, daſs unser älter gewordene Schriftsteller und ein Volk in seiner litterarischen Jugendperiode einem gemeinsamen Zuge folgen, — dem der Stoffanhäufung.

Digitized by Google

Nachdem wir so acht Hauptwerke von Dickens besprochen haben, meinen wir, dafs er es verdiene, als ein Muster von einem Schriftsteller angesehen zu werden. Wir fassen die Vorzüge von Dickens' Schriften in folgende sechs Punkte kurz zusammen.

1. Boz war der erste, welcher das Erhabene und Lächerliche — das starke Schöne — in einem bisher unerhörten Umfange in die Romanlitteratur einführte, nicht selten mit einander verschmelzt, und so dem schwachen Schönen des Romans eine herrliche, leider oft zu starke Würze beigesellte. Durch diese Neuerung erschlofs Dickens dem Roman die Höhe und Tiefe der Leidenschaft, worin er nicht selten an Shakespeare erinnert.

2. Da viele Novellisten zur Rechten und Linken der epischen Figur Personen (wie Schurken, Intriganten etc.) zeichnen, welche der tragischen oder häufiger der komischen Vernichtung anheimfallen, so kann Dickens in diesem Punkte nur insofern als ein Neuerer angesehen werden, als er den Aufbau dieser dramatischen Figuren mit grofser Sorgfalt in die Ökonomie des Romans hineinzieht, und beispielsweise Pecksniff fast dieselbe Sorgfalt angedeihen läfst wie dem eigentlichen Romanhelden Martin Chuzzlewit. — Wie überhaupt das Kunstwerk von Kontrasten lebt, so macht sich das Bedürfnis derselben in der faden Romanlitteratur viel mehr fühlbar als im Drama, dessen straff gehaltener (dramatischer) Faden die Breite des Romans ausschliefst. Und Dickens leistet nicht nur im Kontrast Unerhörtes (Dombey und Sohn), er steht sogar in der Nüancierung der Kontraste einzig da, und der den Gegensatz herstellenden Figur sind noch Figuren zur Seite gestellt, in denen sich ein Schmelz der Übergänge erkennen läfst (Cuttle — Bunsby).

3. In der Überraschung des Lesers mit geringen Kunstmitteln liegt ein weiterer Vorzug seiner Romane. Wie wird der Leser beispielsweise enttäuscht, wenn er von Pecksniff bei der Grundsteinlegung eines neuen Schulgebäudes eine salbungsvolle Rede — das Naheliegende — erwartet, während der fuchsschlaue Heuchler gesteht, er sei weniger fürs Reden geschaffen.

4. Die Conversation of character, welche erklärende Zusätze

Digitized by Google

des Autors meist unnötig erscheinen läfst, ist ausgezeichnet, und diese Beobachtung scheint Forster veranlafst zu haben, Dickens als einen ganz undidaktischen Schriftsteller — the least didactic (!?) — hinzustellen.

5. Da die Augen unseres Engländers stets auf den inneren Menschen gerichtet sind, so wurde die Lösung psychologischer Probleme, sowie eine psychologische Motivierung dem Schriftsteller nahe gebracht. Kein Autor hat bei der Charakterbildung der Kinder so sehr die Affinität mit ihren Erzeugern beachtet als Boz; und wenn ein Kind der Liebe (Esther in Bleak House) ihrem natürlichen Vater unähnlich wird, so läfst es der Dichter nicht an einer gründlichen Motivierung fehlen oder erhebt gar diesen Kampf eines puritanischen (Pflege-)Kindes gegen die Natur zum dichterischen Motiv. — Etwas Ähnlichem begegnen wir in Dombey und Sohn, wo der Vater, des geheimnisvollen Bandes zwischen ihm und seiner ältesten Tochter aus Repräsentantenstolz nicht eingedenk, als ein Verbrecher hingestellt wird, der ein geheimes, von Psychologie und Litteratur jedoch erkanntes göttliches Gesetz verhöhnt. — In David Copperfield hat Dickens diese Affinität ganz vernachlässigt, und dieses war mit ein Hauptgrund, dafs wir ihm Dombey und Sohn vorzogen.

6. In der Wahl echt epischer Stoffe steht Dickens ganz besonders unübertroffen da, und wenn derselbe beispielsweise nach Art von Molières Comédies de charactère Charakterstudien zu Motiven seiner Romane verwendet, beachtet er die Stärke und die Art der Leidenschaft oder des Lasters, so dafs sein Roman nie als Zwitterkind der dramatischen Gattung, sondern stets als Kind des Epos erscheint. Während Molières Alceste auf der höchsten Stufe der Misanthropie angelangt und folglich unverbesserlich ist, wählt Dickens im alten Chuzzlewit einen Greis, der sich erst auf der Flucht vor der Welt befindet, folglich sich noch (echt episch) ändern kann. Da Boz weifs, dafs der Stolz des Arroganten sich mehr für eine dramatische Charakterstudie eigne, so wählt er für die epische Gattung eine besondere Art des Stolzes, den der Repräsentation, da dieser — was Taine nicht zu beachten scheint — echt epischer Natur ist und verschwinden mufs, sobald die Notwendig-

Digitized by Google

keit der Repräsentation beseitigt ist. — Dafs Boz bei dramatischen Figuren diese Vorsicht und Umsicht nicht anzuwenden hat, ist nur zu natürlich, und ist Pecksniff von dem Laster der Heuchelei durchdrungen wie eine im Essig aufbewahrte Frucht.

Was die Fehler unseres Novellisten betrifft, so steen wirll gleichfalls sechs Punkte auf.

1. Dickens öffnet zu vielen Nebenfiguren Thor und Thür.

2. Von den zwei Feldern seiner Figuren pflegt er zumeist nur das eine sorgfältig zu bebauen. Martin Chuzzlewit ist jedoch von diesem Febler ganz frei zu sprechen.

3. Da es sich mit der Karikatur verhält wie mit dem Feuer und dem Wasser, welche „gute Diener, aber schlechte Herren“ sind, so möge man niemals die ernsteren und Hauptfiguren „chargieren“, sondern den phantastisch-grotesken Humor nur auf diejenigen Figuren beschränken, die sich auf dem zweiten, oder besser auf dem dritten Plane des Gemäldes befinden. In Dombey hat Dickens dieses wohl beachtet; dagegen scheint die herrliche Charakterstudie Pecksniff am Ende durch mutwillige Pinselstriche gelitten zu haben.

4. Um dem (Dickensschen) Roman etwas von seiner wilden Nervosität zu nehmen, so statte man bei ähnlichen Schöpfungen Hintergrund und Naturscenerie weniger mit episch-dramatischen Naturbildern, sondern mehr mit lyrisch-epischen Stimmungsbildchen aus, und benutze so, gegenüber den Thorheiten der Menschheit, die Natur als Kontrast und als versöhnendes Element (wie Shakespeare in Macbeth).

5. Das Erhabene und Lächerliche dürfte besonders durch eine sorgfältigere und stärkere Erotik eine wohlthuende Abwechselung erfahren. Man wähle niemals wie Dickens gleichgeartete Paare und gebe der Erotik weniger einen lyrischen, sondern mehr einen epischen Charakter.

6. Ganz besonders möge man sich hüten, die dramatischen Figuren schon in der Mitte des Buches (tragisch oder komisch) zu vernichten und so einen Fehler zu begehen, der dem schönsten Werke unseres Novellisten (Dombey und Sohn) unendlich geschadet. Indem wir in diesem Punkte den Tom Jones von Fielding als Musterwerk ansehen, fügen wir nun noch hinzu,

Digitized by Google

dafs man dem Roman nur dadurch das Fade der Gattung benehmen kann, indem man den Wendepunkt der Erzählung mehr gegen das Ende hin verlegt, so dafs Peripetie, Katastrophen und Lösung sich gleichsam auf dem Fufse folgen.

Jedes der drei wichtigsten litterarischen Kulturvölker fafst den Menschen als auch die zu behandelnden socialen und anderen brennenden Fragen (Frauenfrage u. s. w.) von einem verschiedenen Gesichtspunkte aus auf. Während George Sand und Balzac als die Repräsentanten unseres tiefsinnigen und begabten Nachbarvolkes den Menschen zerlegen und an die Dinge der Schöpfung wie an das Geschöpf ihr lauschendes Ohr legen, um den Ursachen auf den Grund zu kommen, begnügen sich die weit realistischeren Engländer mit dem Wesen der Dinge. Der Deutsche dagegen nimmt es ernst mit seinen Zielen, und in seinen Werken vermissen wir daher kaum die umfassende Perspektive und das erlösende Wort. Wenn wir daher die Romanlitteratur mit einem Baume vergleichen, so möchten wir vom Franzosen behaupten, dafs seine Forschung dem Wurzelwerk,.der Faser, ja selbst der Zaser gilt, während der Engländer den sicht- und greifbaren Stamm, der Deutsche dagegen den hoch emporragenden Gipfel kultiviert, und wenn wir auch nicht mit Réné Taillandier behaupten wollen, dafs die deutschen Romane samt und sonders nur eine Verkörperung philosophischer Systeme seien, so steht doch fest, dafs mehre der hervorragendsten deutschen Romanschriftsteller (Spielhagen, Auerbach etc.) unsere Philosophen (Schopenhauer, Spinoza) sorgfältig studiert und die Weisheit derselben in ihren Werken niedergelegt haben.

Dafs jedoch die Figuren der deutschen Romane nicht nur die Träger philosophischer Ideen sind, dafür haben wir ein untrügliches Kennzeichen. Während wir nämlich in der englischen Romanlitteratur seit Fieldings Auftreten die Neigung wahrnahmen, mehr Typen als Individuen zu reproduzieren, sind die zwar eckigen, spitzfindig räsonnierenden, unbeholfenen, mit gutem Rat jedoch so verschwenderischen Figuren der meisten deutschen Romane Individuen und als solche den herrlichsten und abgerundetsten Typen vorzuziehen: denn eine Individuen erzeugende Litteraturperiode läfst — wie unser junges Deutsch-

Digitized by Google

land – eine reiche Zukunft hoffen. Und mögen auch die linkischen Figuren und die Conversation of character in unseren Romanen dem technisch begabteren Franzosen oder Engländer zuweilen ein mitleidiges Lächeln abnötigen, so findet doch der fleifsige deutsche Leser jeden Tag, dafs der ideale und gern schwärmende deutsche Novellist sich bemüht, in seinen Werken mit der realen Welt mehr und mehr Fühlung zu bekommen. Dafs ein sorgfältiges Studium der Dickensschen Romane ihm dabei grofse Dienste leisten kann, haben Hackländers und Freytags Werke bereits bewiesen, und dafs noch viele deutsche Jünger bei Vermeidung seiner Fehler die gesunden Bahnen des grofsen Meisters einschlagen möchten, ist unser aufrichtigster Wunsch.

Chemnitz. A. Ball.

Digitized by Google

Victor Hugo und die deutsche Kritik.

Von

Joseph Sarrazin.*

Kein Dichter hat je die Leidenschaften in so hohem Maſse erregt, keiner so herbe Verurteilung neben so überschwenglichem Lobe erfahren wie Victor Hugo, weil keiner vielleicht eine so scharf ausgeprägte Subjektivität und dichterische Physiognomie besitzt.

Wollte man alle Urteile der neueren deutschen Kritik zusammenfassen, so bekäme man ein trauriges Zerrbild des gewaltigen Dichters. Unwissenheit, Oberflächlichkeit und engherziger Parteistandpunkt scheinen sich die Hand zu reichen in den Beurteilungen, die bis zum Tode Hugos erschienen. Erst die fast übermenschlichen Ehren, mit denen das französische Volk seinen Nationalpoeten zum Pantheon geleitete, machten manchen Biedermann stutzig, der bislang Victor Hugo schlechtweg eine persona comica, einen verrückten Kerl genannt und nur die viel parodierten bombastischen Proklamationen gekannt hatte.

Diese einseitige Beurteilung und vornehme Geringschätzung rührt vom Unglücksjahre 1870 her. In frischem Gedenken sind die groſswortigen, schwülstigen Expektorationen, die der in seinem Nationalgefühl tief gekränkte Dichter den siegreich gegen Paris vordringenden Deutschen entgegenwarf. Daſs diese lächerlich klingen, wird sicherlich niemand bestreiten. Man darf aber nicht auſser acht lassen, daſs erstens der Autor ein aus

* Auszug aus der Schrift desselben Verfassers: Victor Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang. Baden-Baden, Em. Sommermeyer, 1885. 5 Bogen. Mk. 1,40.

Digitized by Google

fast zwanzigjähriger Verbannung heimkehrender hochbetagter Greis war, und zweitens dafs ihm durch fürstliche Huldigungen jeder Art der Glaube beigebracht worden war, sein Wort habe ein gröfseres Gewicht als das eines gewöhnlichen Sterblichen. Hatte doch die portugiesische Regierung bei Abschaffung der Todesstrafe dem Verbannten von Jersey, der zeitlebens dafür gestritten und durch seine mächtige Fürsprache manchen Verurteilten gerettet,* wie einer befreundeten Macht eine offizielle Anzeige zukommen lassen. Eine treffende Illustration zu dem Wort vom Dichter, der mit den Königen auf der Menschheit Höhen wandelt!

Das zweite, was den Lyriker Hugo in den Augen der Deutschen herabsetzte, ist die Sammlung geharnischter Lieder, die er 1871 unter dem bedeutsamen Titel *L'Année terrible* erscheinen liefs. Da spart freilich der erbitterte Dichter, nachdem er die Schrecken der Belagerung von Paris mitgemacht, die Schmähungen gegen den Sieger nicht. Die verbündeten Deutschen sind ihm Hunnen, ihr Kaiser ein zweiter Attila, die preufsischen Farben erinnern ihn an Bahr- und Leichentuch: *ce drapeau d'ossuaire, noir comme le linceul, blanc comme le suaire.* Man darf indes nicht übersehen, dafs Hugo unter dem frischen und überwältigenden Eindruck der Ereignisse dies gedichtet, — und wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat Lessing irgendwo gesagt, der hat keinen zu verlieren. Ebensowenig wird ein gerechter Beurteiler vergessen — von der deutschen Kriegspoesie und -prosa aus gleicher Zeit ganz abzusehen —, dafs auch deutschen Dichtern die Bedrängnis des Vaterlands heftige Schmerzenslaute entprefst hat. Vater Arndt, aus dessen Reiseberichten eine grenzenlose Franzosenverehrung spricht,** wird bei der Rückkehr nach Deutschland

* So bat Hugo unter Louis Philipps Regierung den socialistischen Attentäter Barbès (1839) durch folgende herrliche Verse los, die den König an einen Todesfall in seiner Familie und an die Geburt des Grafen von Paris erinnerten:

Par votre ange envolée ainsi qu'une colombe,
Par ce royal enfant, doux et frêle roseau!
Grâce encore une fois! Grace au nom de la tombe,
Grâce au nom du berceau! —

** Vgl. C. Humbert, Victor Hugos Urteile über Deutschland (Zeitschrift für nfrz. Spr. und Litt. V. 42 ff.), einen sehr gediegenen und verständigen Aufsatz.

Digitized by Google

durch den Anblick der Eroberer bedeutend abgekühlt, um während der Freiheitskriege sich zur Spionenriecherei zu versteigen und zu rhetorischen Excessen wie folgender: „Du sollst deine Söhne so erziehen, dafs der Name Franzose der gröfste Schimpf wird, und deine Töchter so unterweisen, dafs ein französisches Wort* in teutschem Frauenmunde ein Schandfleck heifst“ (Fantasien über ein künftiges Teutschland, pag. 81).

Man lasse also auch dem schimpfenden und polternden Franzosen etwas Milde widerfahren und schreibe ihm die vielen Stellen aus seinen früheren Werken aufs Guthaben, in denen er Deutschlands Lob gesungen und in seiner feurigen Begeisterung sich zum Ausruf verstiegen hat: Si je n'étais pas Français, je voudrais être Allemand (*Le Rhin*, Vorrede). Ja, Hugo hat den zornsprühenden Satiren der *Année Terrible* einen Hymnus auf Deutschlands Gröfse und Herrlichkeit als Vorwort vorausgeschickt, der manche Thorheiten des Buches aufwiegt: „Kein Volk auf Erden giebts, das gröfser ist als du; ein Stern leuchtet dir voran auf deinem Pfad. Einst sahen die Völker dich gegen das Doppeljoch sich empören und gegen Cäsar deinen Armin, gegen Petrus Luther senden... Ja, Deutschland ist stolz und grofs!“ —

Wir wollen den Lesern ein näheres Eingehen auf die zahlreichen Kritiken ersparen, die zwischen 1870 und 1885 bei jedem neuen Werke des greisen Hugo laut wurden und die Spalten angesehener Zeitschriften und von Weltblättern wie die Kölnische Zeitung füllten. Es sollen hier nur einige Urteile aus Hugos Jugendzeit zusammengestellt werden, die von Wohlwollen und Verständnis für den französischen Lyriker zeugen, sowie an Einzelfällen aus der Neuzeit gezeigt werden, wie wenig manche Kritiker von Handwerk die Werke ihrer Opfer studieren, ehe sie ihr Verdikt fällen.

---

* Von der Sprache der ihm verhafst gewordenen Franzosen meint E. M. Arndt: „Und ihre Sprache, die elendeste und ärmste, ist sie nur reich, wo das mannigfaltige Spiel der Unsittlichkeit und Verdorbenheit entwickelt wird; nur leicht, wo die Zunge seelenlos schnattert; ohne Mafs, ohne Klang, ohne Treue (!?), kein Bild der Natur und des Gemüts ganz festhaltend .... kann sie kein kühnes Saitenspiel der Seele, noch die volle Gewalt eines grofsen Willens ausklingen.“ (Ibid. pag. 23.)

Digitized by Google

I. Ab Jove principium. Goethe hat das aufgehende Gestirn am französischen Dichterfirmament mit aufrichtiger Freude begrüfst: „Er hat ein entschiedenes Talent", sagte er am 4. Januar 1827, „auf das die deutsche Litteratur Einflufs gehabt hat. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen." (Eckermanns Gespräche I, 193.) Das Urteil des alten Herrn über *Notre-Dame de Paris* ist ein ganz anderes; — der Roman war ihm denn doch zu revolutionär: „Ich habe in diesen Tagen", sagte er den 27. Juni 1831, „Notre-Dame de Paris gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat." Gleichwohl erkennt er an derselben Stelle an: „Er ist ein schönes Talent, aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häfslichste darzustellen verführt wird." (Gespräche III, 244, 27. Juni 1831.)

Goethes tiefes Verständnis für das Neue und Epochemachende in Victor Hugos Eigenart zeigt sich in folgenden Worten an Eckermann: „Damit Sie sehen, in welcher Art V. Hugo schreibt, so lesen Sie nur dies Gedicht über Napoleon ‚*Les deux Iles*'... Hat er nicht treffliche Bilder? und hat er seinen Gegenstand nicht mit sehr freiem Geiste behandelt?" — Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft: „Das ist schön! Denn das Bild ist wahr; welches man im Gebirge finden wird, wo man oft die Gewitter unter sich hat und wo die Blitze von unten nach oben schlagen." (Gespräche I, 194.)

Endlich spricht Goethe am 1. Dezember 1831 die ernste Befürchtung aus, die allzu grofse Fruchtbarkeit Victor Hugos möchte seinem Talente nachteilig sein: „Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien (sic!) und einen Roman zu schreiben etc."

Ähnlich schreibt Börne: „Victor Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben." (108. Brief aus Paris, 21. Februar 1833.)

Digitized by Google

Die Zukunft freilich hat dieser düsteren Weissagung in glänzendster Weise widersprochen.

Heines Urteil ist nicht minder interessant als das des Olympiers. Es stammt aus jener Zeit, da auf der Bühne die Romantiker allein herrschten. Laut protestiert er in den Briefen an August Lewald gegen die einseitige Hervorhebung der lyrischen Seite bei Hugo, weil er dessen Verdienste um das Theater zur Geltung bringen will. „Victor Hugo ist hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Wert gefeiert. Hier steht seiner Anerkenntnis nicht blofs eine klägliche Kritikasterei, sondern auch die politische Parteisucht im Wege... **Ja, Victor Hugo ist der gröfste Dichter Frankreichs, und, was viel mehr sagen will, er könnte sogar in Deutschland unter den Dichtern erster Klasse eine Stellung einnehmen.**" (6. Brief über die französische Bühne, Band X, pag. 195 ff.) An derselben Stelle erklärt Heine nochmals, dafs Hugo „alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheins an poetischer Bedeutung überragt; er ist ein Dichter und kommandiert die Poesie in jeder Form".

Farblos will uns neben dieser begeisterten Anerkennung jedes andere zeitgenössische Urteil über Victor Hugo bedünken. Doch sei noch eines angeführt, von einem Manne, dessen ganzes Wesen sonst eben nicht zur Anerkennung geneigt war, von Ludwig Börne. In seiner kurzlebigen Zeitschrift „Wage", die auch in französischer Sprache herausgegeben worden zu sein scheint, widmet er den *Chants du Crépuscule* eine eingehende Besprechung. Hier heifst ihr Verfasser le plus beau génie de la France que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. (Ges. Werke, Reclamausgabe II, 645.) Ein andermal mufs Börne unwillkürlich gestehen: „Es giebt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blofs, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit grofsen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie, und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen." (87. Brief aus Paris, 8. Dez. 1832.) Hier trifft Börne unzweifelhaft das Richtige: dies giebt zugleich den Schlüssel zu dem rätselhaften Zauber, den Hugo auf den Leser ausübt.

Digitized by Google

II. Im Gegensatz zu Goethe, Heine, Börne scheinen neuere Kritiker sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt zu haben, einseitig auf Hugos grofse Schwächen hinzuweisen. Ferne sei es von uns, die letzteren in Abrede stellen, oder auch nur beschönigen zu wollen. Aber man sollte berücksichtigen, dafs bahnbrechende Geister überhaupt im Können wie im Irren grofs sind und dafs auch auf anderen Gebieten der Kunst sich dieselbe Erscheinung zeigt. Hier bietet sich von selbst die Parallele mit Richard Wagner dar. „Nicht nur dafs beide", schreibt M. Hartmann (Franco-Gallia 1885, pag. 299), „als Pfadfinder und Eroberer im Reiche der Kunst die Denk- und Empfindungsgewohnheiten aller derer störten, welche jede neue Erscheinung, und trüge sie auch noch so deutlich den Stempel bahnbrechender Genialität an der Stirn, an den Regeln einer alther überlieferten Ästhetik prüfen, um sie im Falle der Nichtübereinstimmung in den Bann zu thun; in beiden Fällen stehen auch noch nationale Vorurteile einem gerechten Urteil hindernd im Wege."

Selbst bei den wenigen wohlwollenden Kritikern, deren Stimme im Chore der übrigen verhallte, ist teilweise mangelhafte Vorbereitung und ungenügende Kenntnis des Gegenstandes zu beklagen. Wir greifen hier Eduard Engel und Paul Lindau heraus, weil beide auf den Geschmack der sogenannten Gebildeten einen gewissen Einflufs übten und noch üben, der erstere als Verfasser einer schätzbaren populären Geschichte der französischen Litteratur, der zweite als Herr und Gebieter der Zeitschrift „Nord und Süd".

In Engels „Psychologie der französischen Litteratur" steht zu lesen: „Echte Herzenstöne sind in dem Rhetoriker Victor Hugo erschrecklich selten. Es ist bemerkenswert, dafs nur ganz vereinzelte (!) seiner Gedichte einen Komponisten begeistert haben." Allerdings kommt gleich dahinter das grofsmütige Zugeständnis: „Am ehesten lassen sich noch aus den Contemplations **einige** von Rhetorik und Antithesen ganz freie Stücke anführen" (pag. 269).

Herzenstöne zu verstehen, ist nicht jedermanns Sache, wird man einwerfen. Aber, hiervon ganz abgesehen, was mufs man von der Gründlichkeit eines Litterarhistorikers sagen,

Digitized by Google

dessen Studien über die Eigenart eines Dichters so wenig tief gehen, dafs er z. B. bei der Datierung des vielcitierten Stückes *les Statues* (aus *les Quatre Vents de l'Esprit*) sich um Jahrzehnte irrt? In diesem Cyklus nämlich giebt Hugo eine meisterliche Charakteristik der vier Bourbonenkönige von Heinrich IV. bis Ludwig XV., und zeigt, wie Ludwig XVI. schuldlos für seiner Väter Sünden büfste. Die innere Hohlheit des gepriesenen goldenen Zeitalters, das namenlose Elend des Volkes unter dem Roi-Soleil werden hier mit schonungsloser Offenheit aufgedeckt. Dazu bemerkt nun der Verfasser der französischen Litteraturgeschichte: „Diese phantastische Dichtung rührt aus Hugos bester Zeit her, ist aber von ihm, wie so vieles, erst nach jahrzehntelangem Warten veröffentlicht worden." (Geschichte der französischen Litteratur, pag. 434.) Was nun Engel unter der besten Zeit versteht, ist aus dem Zusammenhang klar: es ist das fruchtbare Decennium 1830—1840. Aber noch 1842 schrieb und dachte Hugo ganz anders über Ludwig XIV.: Quant à moi, qui aime, comme vous le savez, les choses réussies et complètes... j'ai toujours eu *une sympathie profonde pour ce grave et magnifique prince si bien né, si bien venu, si bien entouré, roi dès le berceau et roi dans la tombe*; *vrai monarque dans la plus haute acception du mot* etc. etc. (Le Rhin, I, 193.) Zwischen zwei einander so widersprechenden Anschauungen mufs eine tiefe Kluft liegen, — das Exil. Wir müssen also die oben citierte Stelle frühestens in die Zeit der Verbannung setzen.

Dieser Mifsgriff Eduard Engels thut übrigens seiner Darstellung keinen Eintrag, und man wird im allgemeinen das Bild als richtig anerkennen müssen, das er in seiner Geschichte der französischen Litteratur von Hugo giebt. In der Psychologie der französischen Litteratur tritt aber das Streben nach pikanter Darstellung und die leidige Esprithascherei allzu offenkundig zu Tage.

Ganz anders Paul Lindau. Engel verrät wenigstens den guten Willen, sich in Hugos Werke zu vertiefen, aber Paul Lindau macht sich die Arbeit leichter. Um seiner Kritik desto mehr Gewicht zu geben, geht er natürlich mit dem Dichter strenge ins Gericht. In seinem Rezeptbuch findet

Digitized by Google

er die Formel: Aufsteigen, Höhepunkt, Niedergang; da nun Hugos dichterische Werke in diese Schablone sich nicht einzwängen lassen, so spricht Lindau dem unbotmäfsigen Dichter die „regelrechte Entwickelung“ ab und behauptet, er habe nur bei Beginn seiner Laufbahn in der Poesie einen wirklichen Fortschritt gemacht (so zu lesen in Nord und Süd, Juli 1877, S. 79). Den einzigen Fortschritt weisen allenfalls die *Feuilles d'automne* auf, mit denen für Lindau auch die Kenntnis der Hugoschen Gefühlslyrik so ziemlich aufhört. Zwar scheint er von der Existenz der 1856—1858 veröffentlichten *Contemplations* etwas gehört zu haben; da er aber dieses auch in Deutschland einstimmig als das reifste Produkt der Muse Hugos anerkannte Werk mit drei Zeilen abthut und in ihm eine „stärkere Ermattung“ erkennt (a. a. O. pag. 209), so dürfen wir getrost annehmen, dafs Herrn Lindau Zeit oder Lust gefehlt hat, die zwei Bände wirklich zu studieren.

Diese Vermutung wird durch einen anderen Irrtum Paul Lindaus bestätigt. Begreiflicherweise ist die Mehrzahl der im Decennium 1830—1840 veröffentlichten Gedichte einige Jahre vor der Drucklegung entstanden. Lindau verwechselt aber Entstehungszeit und Erscheinungsjahr und baut auf diesen falschen Prämissen thörichte und mit bekannter Dreistigkeit vorgetragene Rückschlüsse auf. Namentlich zieht er wegen der einzelnen Überschriften zu den lyrischen Sammlungen Victor Hugo zur Rechenschaft und findet es undenkbar, dafs ein Dichter „sagen wir ein Jahr lang“ sich beständig in derselben Stimmung erhalte. „Kann man sich“, fragt er a. a. O. (pag. 85), „einen Dichter vorstellen, der in einem Jahr einige hundert Lieder (sic!) über das Glück der Familie, über die Freude des Vaters schreibt und der, wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, sich nie wieder veranlafst fühlen sollte, der Zärtlichkeit etc. ... einen Ausdruck zu geben, einfach deshalb nicht, weil er dies Geschäft schon ein Jahr lang mit Ausdauer betrieben hat? ... Bei den ‚Herbstblättern‘ rückt das Programmmäfsige, die Verherrlichung der Familie, schon mehr in den Vordergrund: die ‚Dämmerungsgesänge‘ sind aber bereits ganz und gar aus einer festgestellten

vorschriftsmäfsigen Stimmung heraus unter beständiger Rücksichtsnahme auf die Übereinstimmung mit dem bestimmenden Titel entstanden."

Diese mit verblüffender Sicherheit hingeworfenen Behauptungen zeigen klar, dafs Lindau erstens die *Contemplations* (1856) nicht kennt — von *l'Art d'être Grand'père* zu schweigen, das einige Monate vor dem Lindauschen Artikel erschien —, und zweitens das Datum der einzelnen Gedichte überhaupt nicht angesehen hat. Denn die jeweils in den Gedichtsammlungen sich äufsernde Stimmung dauert nicht ein Jahr, um urplötzlich einer anderen Platz zu machen, sondern die vier Sammlungen durchdringen sich gegenseitig und enthalten insgesamt Lieder aus je vier bis fünf Jahrgängen. Die *Feuilles d'Automne* sind zum Teil gleichzeitig mit den wildesten *Orientales* und reichen bis Ende 1831; neben jenen entstehen die ersten *Chants du Crépuscule*; in die Jahre 1834 und 1835 fallen aufser der Hälfte derselben noch die ältesten Lieder aus den *Voix intérieures*, und das Hauptjahr der letzteren, 1837, hat sieben von den 1840 herausgegebenen *Rayons et Ombres* erzeugt. Die *Contemplations* aber erstrecken sich über den weiten Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren (1834—1856). Auch ohne diese äufseren Daten verbietet ein Blick auf den Inhalt einzelner Dichtungen die Annahme, als habe der Dichter einer steten Berücksichtigung des gewählten Titels seine poetische Stimmung untergeordnet. Manches Lied voll innigsten Gefühls aus den „Chants du Crépuscule" gehörte besser in die Herbstblätter, und umgekehrt, weil beide Sammlungen, in nebeneinander laufender Geistesarbeit erzeugt, inhaltlich eng zusammen gehören.

So wird in Litteraturgeschichte gemacht, und solche leichtfertige Redensarten finden im deutschen Publikum gläubige Nachbeter. Zum Glück findet sich hin und wieder ein Sachkundiger, der diesen fürwitzigen Kritikern auf die Finger klopft. Wie für Lindau gemacht sind die Worte des Professor Koschwitz in Greifswald:* „Eine so reiche Kollektion von ganz oder halb unrichtigen Angaben, verbunden mit solcher Sicherheit des Behauptens der unsichersten oder irrtümlichsten Dinge,

* Diese Worte finden sich bei der Besprechung der Engelschen Litteraturgeschichte (Deutsche Litteraturzeitung 1883, Nr. 14, pag. 486). Auf

Digitized by Google

sollte sich selbst der flotteste und unverfrorenste Litteraturbursche nicht gestatten."

Derlei Elaboraten gegenüber erscheinen Werke wie das von G. Brandes über die romantische Schule (5. Band der Litt. des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen, Leipzig 1883) noch wertvoller, als sie an und für sich sind. Georg Brandes hat unseres Erachtens die poetisch-politische Physiognomie des jugendlichen Messias der französischen Lyrik in ganz meisterhafter Weise gezeichnet. Dafs der königgewordene Dichter der späteren Periode etwas zu kurz kommt, thut dem ganzen Bilde keinen Eintrag: den streitbaren Propheten und Wortführer der Jugend stellt Brandes mit Recht höher als den Stoiker von Jersey und Guernesey. (Vgl. J. Sarrazin, Zeitschr. für nfrz. Spr. V, 162 bis 172.)

Ein ausführliches Essay von Honegger (V. Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik des 19. Jahrhunderts, Zürich 1858; vgl. Archiv XXII, 439) hat nach dreifsig Jahren seinen vollen Wert behalten, auch trotz mancher schiefen politischen Ansichten und trotz einer Überfülle schätzenswerter Materialien, welche den Überblick über das Ganze erschwert. Verfasser hat dasselbe in seiner Abhandlung über Victor Hugos Lyrik dankbar benutzt.

Am wertvollsten sind wohl unter den zahlreichen Zeitschriftenartikeln der neuesten Zeit: Rud. Gottschall (Unsere Zeit 1882, 817 ff.) und Th. Zolling (Gegenwart 1885, Nr. 23 u. 24); von den durch den Tod des Dichters veranlafsten Rückblicken ist der von Martin Hartmann (Franco-Gallia 1885, pag. 187 bis 200) weitaus der anziehendste und bedeutendste. Diese tüchtigen Leistungen wiegen denn auch das Gewäsch Lindaus hundertfach auf. Es giebt in Deutschland noch Männer, die von nationalen Vorurteilen unbeirrt die gewaltige Gröfse des Franzosen Victor Hugo zu überschauen und zu würdigen vermögen. Und Hugo ist nicht allein Frankreichs Stolz und Ruhm, sondern — wie Hartmann treffend sagt — zugleich auch ein kostbarer Besitz der gesamten Menschheit.

Engel angewendet, sind sie, trotz einiger Mängel des Abschnitts über altfranzösische Litteratur, viel zu hart. Vergl. Krefsner, Gallia I, 202 ff. und 363 ff.; Heller, ibid. 273 ff.; auch Archiv LXXII, 442 ff.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

A. Caumont, Goethe et la Littérature française. Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 37 S. 4.

Allen Werken über Goethe und Schiller kann der Vorwurf gemacht werden, dafs sie zu wenig auf die Beziehungen dieser Geisteskoryphäen zum Auslande hinweisen und namentlich den Einflufs französischen Geistes und französischer Litteratur auf ihre ganze Entwickelung nicht genügend hervorheben. Ein günstiges Geschick bringt uns mit dem diesjährigen Programmsegen zwei ausgezeichnete Arbeiten, die diese Lücke vorläufig ausfüllen. Prof. O. Schanzenbach hat im Stuttgarter Programm (Eberh.-Ludw.-Gymn.) die französischen Einflüsse auf Schiller nachzuweisen gesucht, Oberlehrer A. Caumont in vorliegender Arbeit die Beziehungen Goethes zur französischen Litteratur klar beleuchtet. Inhaltlich sind beide Arbeiten ebenbürtig; was die Form anbelangt, dürfte Schanzenbach den Vorzug verdienen, obgleich, oder vielmehr weil er das französische Kleidchen für seine Darstellung verschmäht hat. Zwar wäre man viel zu streng, wollte man von Caumonts französischem Stil das sagen, was mit Recht von Goethes französischer Korrespondenz (vgl. Bernays) behauptet wurde; aber es läfst sich nicht leugnen, dafs trotz einer erfreulichen Gewandtheit in der Handhabung des fremden Idioms, — Caumonts Stil erhebt sich hoch über alle bisherigen französisch geschriebenen, von Plattner, Klöpper, Sarrazin u. a. teilweise übel zugerichteten Abhandlungen und liest sich äufserst angenehm, — der Verfasser an einigen Stellen sich als Nichtfranzosen verrät. Wir sehen ganz ab von Kleinigkeiten, wie von der ängstlichen Einschliefsung der Adverbialbestimmung in Kommas, die ihre freie Bewegung innerhalb des Satzes hindern, oder *pourtant* nach einem Konzessivsatze (pag. 12) u. dgl. und verzeichnen einfach die wenigen Stellen, die gegen den Geist des französischen Idioms zu sündigen scheinen. Mögen die Leser selbst urteilen:

Pag. 6: persuadé *de ne pas s'inscrire son auditeur.* — pag. 5: il en trouva une (sc. occasion) dans *la fréquentation du culte réformé qui se tenait* à Bockenheim. — pag. 12: une influence, moins grande, sans doute, mais plus décidément française, *que subit Goethe, fut celle de Gotter, qu'il rencontra à Wetzlar.* (NB. Wir behalten des Verf. Interpunktion bei.) — pag. 14: Il vit même bientôt que *cette attention aux choses frç était d'autant plus commandée,* qu'elle rentrait dans la tradition du lieu. — pag. 24: *Quand donc* le Premier consul Bon., irrité de l'opp. secrète *que* lui faisait cette femme *qu'il* avait etc...., *l'envoya en exil,* c'est le chemin de l'All. *qu'*elle prit aussitôt. — Ferner ist Goethes Barbarismus „cela approche *très près à*

Digitized by Google

celle des singes“ nicht ganz richtig mit *de très près de* korrigiert; pag. 25 mufs es heifsen nous *autres* Allemands, pag. 26 *se* prononçait; pag. 13 ist nach *sans doute* das *que* zu streichen. Ob man sagen kann préjugés *à l'égard*, möchte Ref. bezweifeln.

Es sind also für eine Arbeit von fast fünf komprefs gedruckten Bogen nur wenige Anstöfse zu verzeichnen, über welche die meisten Leser sicherlich ungehindert hinweggehen werden. Wir dürfen daher Caumonts Abhandlung, deren geistiger Inhalt bereits anerkannt ist, auch als eine stilistische Leistung bezeichnen, die dem Verfasser und seiner Sprachkenntnis alle Ehre macht.

E. Beckmann, Anleitung zu französischen Stilübungen. Programm des Realgymnasiums zu Altona 1885. 36 S. 4.

Diese Abhandlung scheint für Schüler geschrieben zu sein, an welche die Notwendigkeit herantritt, französische Aufsätze zu schreiben. Sie wird auch dieselben selten im Stiche lassen; denn die Arbeit ist offenbar aus längerer Praxis hervorgegangen. In 117 Paragraphen hat Beckmann versucht, den ganzen phraseologischen Stoff, der naturgemäfs häufig aus der Grammatik bekannt ist, zusammenzudrängen und die zweifelhaften Fälle durch kurze Beispiele zu erläutern. Bei aller Reichhaltigkeit der Verzeichnisse, sind, besonders im Abschnitt über die Substantiva, noch Nachträge notwendig: so fehlen bei den Substantiven, deren deutsches Äquivalent im Geschlechte abweicht, häufige Wörter wie *un étage*, *le matelas* etc. Bei *il est bien* hätte die zweite, volkstümlichere Bedeutung (= er sieht elegant aus, hat nette Manieren etc.) Erwähnung verdient, ebenso bei Behandlung der Neutra *meilleur* und *mieux* auch ein Hinweis auf *pire* und *pis* stattfinden dürfen (*qui pis est* etc.). Ferner fehlen bei den Briefformeln Anreden wie *Monsieur et cher collègue* und Schlufsphrasen wie *mes civilités*.

Das Werkchen ist einer weiteren Verbreitung entschieden würdig und sollte den Schülern der Oberklassen zugänglich gemacht werden.

Lanfrey, Histoire de Napoléon, herausgegeben von F. Ramsler. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann, 1885.

Es ist zwar eine Ehre für jeden Autor oder Kommentator, wenn ein anderer sein geistiges Eigentum sich teilweise aneignet und er damit direkt oder indirekt auf die Umgestaltung dieses oder jenes Werkes einwirkt, aber es ist unbillig, dafs diese Aneignung verstohlen und von aller Welt ungekannt vor sich geht. Der Unterzeichnete kann wenigstens nicht umhin, gegen ein derartiges Verfahren zu protestieren. „Je ne me laisserai pas écorcher sans crier.“

Vor sechs Jahren erschien bei Weidmann vom bekannten Lanfreyschen Geschichtswerke der Abschnitt über den Feldzug von 1806—7 in Schulausgabe. Die Leistung war eine erbärmliche, der Kommentar eine gewöhnliche Fabrikarbeit, die nicht nur auf Ramslers Kenntnisse, sondern auch auf seine Akribie bedenkliches Licht warf. Er schulmeisterte am Stile des Autors herum und schob ihm ungeheuerliche Konstruktionen unter. Welche Anforderungen dieser Kommentator an die geistige Arbeit seiner Schüler stellte, sei einfach damit konstatiert, dafs bei jedem Relativsatz mit dont aus der Unterwelt die unheimliche Mahnung ertönte: „Beachte die Wortstellung!“ O. Ulbrich hat in seiner Abhandlung über die französische Schullektüre — wir entnehmen derselben die unheimlichen Worte aus der Unterwelt — auch diese Lanfrey-Ausgabe des Herrn Ramsler zur Exemplifizierung seiner Behauptung gewählt, dafs unsere Interpretations-

Digitized by Google

kunst teilweise auf kläglich niedrigem Standpunkte steht. Zu Ulbrichs Beispielen* könnte jeder Fachgenosse einen erbaulichen Nachtrag liefern. Doch wozu, da diese Ausgabe jetzt in gereinigter Form erscheint?

Zwischen beiden Auflagen liegt aber die Ausgabe des Unterzeichneten. Nachdem er 1880 Ramslers Ausgabe in Prima benutzt, entschloſs er sich dazu, eine dem Standpunkte des Primaners einigermaſsen entsprechende Bearbeitung dieses berühmten Abschnittes aus Lanfreys Histoire de Napoléon zu versuchen. Die Bearbeitung wurde dann der Rengerschen Schulbibliothek einverleibt (Band 12). Die Neuerungen, die der Redacteur derselben, Otto Dickmann, ins Werk setzte, dürfen wir als bekannt voraussetzen: keine, oder nur ganz wenige sprachliche, dagegen desto mehr sachliche Noten, und diese in einem besonderen Anhang, Sachregister, würdige Ausstattung und dergleichen. Daſs diese Grundsätze zeitgemäſs waren, beweist auſser dem unerwartet raschen Absatz der einzelnen Bändchen der Einfluſs, den sie auf die Neugestaltung anderer Sammlungen ausgeübt haben: Beneckes B-Ausgaben, eine vortreffliche Einrichtung, dürften auf Dickmanns radikalen Vorgang zurückzuführen sein, abgesehen davon, daſs der eselsbrückenartige Charakter einzelner Kommentare — z. B. zum Philosophe sous les toits — auf dieselben beschränkt geblieben ist.

Ramsler macht sich die Umarbeitung leicht: die biographischen Notizen sind in der zweiten Auflage vollständiger und jetzt wie bei Dickmanns Bändchen in den Anhang verwiesen, die vielen elementaren Bemerkungen und die meisten Irrtümer sind verschwunden — selbst über Lebrun scheint ihm jetzt ein Licht aufgegangen zu sein —, aber die neue Einleitung streift denn doch etwas das Gebiet des direkten Plagiats. Ich fordere jeden Unbefangenen auf, meine Einleitung mit der Ramslers zu vergleichen, die jetzt auf fast das Dreifache der ersten Auflage angewachsen ist, um sich ein Urteil zu bilden. Ramsler führt zwar die Artikel des Grafen d'Haussonville an, die auch meine Quelle gewesen, kann aber sich den Luxus nicht versagen, eine von mir ausgesprochene Vermutung zu schulmeistern, was die Quelle verrät. Die Antwort auf seinen Widerspruch giebt Lanfreys Korrespondenz. Hier genügt es zu konstatieren, daſs Ramsler meine Arbeit benutzt hat, ohne dies in der Einleitung ausdrücklich anzuerkennen, und somit ein Plagiator ist.

H. Bretschneider, Franco-Anglia. Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. Rochlitz i. S., Pretzsch o. J. 194 S. 8.

Erfahrungsgemäſs geht ein groſser Teil des Eindrucks, den ein fremdsprachliches Gedicht den Schülern hinterlassen sollte, beim Übersetzen verloren, wenn nicht nach beendeter Interpretation eine gute Nachdichtung des betr. Stückes vorgelesen wird. Dies mag auch sprachgewandte Lehrer angetrieben haben, ad usum Delphini den Pegasus zu satteln und ihre poetischen Ergüsse in Schulprogrammen abzulagern. Manche dieser Nachdichtungen sind vorzüglich ausgefallen und sollten beim Unterricht ver-

* „Bis zum Überdruſs," sagt Ulbrich p. 21, „wiederholt derselbe Herausgeber die bekanntesten Regeln der Grammatik, zeigt sich dabei recht wenig vertraut mit dem Gebrauch der Modi, unter denen ihm namentlich das Conditionnel viel unnütze Sorgen macht etc. etc." Dann weiter, nach einigen Erklärunsgspecimina: „Kein Wunder, daſs ein Kommentator, der solches Französisch für möglich hält, die Sprache seines Schriftstellers gar oft zu tadeln findet etc."

Digitized by Google

wendet werden, so für Béranger die von G. Legerlotz und E. Meves. Eine Zusammenstellung gelungener metrischer Übersetzungen ist jedenfalls für den Sprachunterricht fruchtbringend.

Es ist daher Bretschneiders Buch mit Freuden zu begrüfsen. Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zeichnen es in erster Linie aus: wir lernen aus 39 französischen und 24 englischen Dichtern etwa 150 verdeutschte Lieder kennen, einen Teil sogar in doppelter Lesart. „Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen."

Eine andere Frage ist es, ob die gegebenen Verdeutschungen alle glücklich gewählt waren. Referent hält es z. B. für überflüssige Arbeit, dafs der Verfasser die Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek, die jedem zugänglich sind, für seine Zwecke excerpiert hat. Lohnender und dankenswerter wäre es gewesen, wenn er aus nicht allgemein zugänglichen oder in Zeitschriften zerstreuten Nachdichtungen Passendes zusammengestellt hätte. Für Béranger hätten L. Seeger (2 Bde., Stuttgart, Franckh, 1859) und L. G. Silbergleit (Berlin, Hofmann & Co., 1865), für Victor Hugo, der leider nur mit dem Gedicht Lorsque l'enfant paraît und einem Stückchen Monolog aus Hernani vertreten ist, die Meister Freiligrath und Geibel-Leuthold reichliche Ausbeute geliefert. Doch scheint der Verf. die eigentliche Lyrik der Franzosen nicht zu seinem Hauptstudium gemacht zu haben; denn über ein Drittel der französischen Stücke sind Fabeln, und ein kleinerer Bruchteil besteht aus Fragmenten von Dramen und Epen etc.

Ein zweiter Zweck des Buches ist zu beweisen, wie abgeblafst und unzulänglich auch die beste Übersetzung und wie thöricht die Behauptung der unberufenen Schulreformatoren ist, das Lesen der Originale sei wegen der trefflichen Übertragungen überflüssig. Referent gesteht, dafs manche der gewählten Nachdichtungen allerdings geeignet sind, dies zu bekräftigen, vor allem die mifsglückte Nachdichtung des Hugoschen *Lorsque l'enfant paraît*. Warum in aller Welt hat Br. die gelungene Übersetzung Freiligraths nicht gewählt? — Doch wäre es ungerecht zu verschweigen, dafs ein grofser Teil der hier neu veröffentlichten Nachdichtungen, mögen sie von Bretschneider selbst oder seinen im Vorwort erwähnten Mitarbeitern stammen, den Leser wirklich anspricht und das Original treu wiedergiebt. Interessant ist die Zusammenstellung mehrerer Verdeutschungen desselben Gedichts.

Dasselbe läfst sich von der sehr mannigfaltigen englischen Abteilung sagen. Für Burns' My heart's in the Highlands mufste natürlich Freiligrath genommen werden; doch hat der Verf. sonst auch neuere Werke benutzt, wie Beaulieu-Marconnay (vgl. des Ref. Anzeige Bd. LXXII, pag. 439) und ganz besonders A. Dennert. Man möchte fast sagen, dafs die gegebenen Übertragungen englischer Gedichte geschmackvoller sind als die der französischen.

Das nützliche und anregende Werkchen sei hiermit den Lehrern der neueren Sprachen und überhaupt allen Freunden der Poesie warm empfohlen.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Shakespeare-Notes. By F. A. Leo. London, Trübner & Co., 1885. VIII + 120 p.

Wie im verflossenen Jahre Elze im zweiten Bande seiner Notes on Elizabethan Dramatists, so hat in diesem Jahre der um die Shakespeare-Forschung hochverdiente Verfasser des vorliegenden vorzüglich ausgestatteten Buches seine gröfstenteils in deutschen und englischen Zeitschriften zerstreut erschienenen Emendationen und Konjekturen zu dunklen und schad-

Digitized by Google

haften Stellen des Shakespeareschen Textes in einem Bande gesammelt herausgegeben. Von diesen der grofsen Shakespeare-Gemeinde höchst willkommenen Bemerkungen, dem Resultate mehr als dreifsigjahriger Forschung, indem schon 1853 in desselben Verfassers für den deutschen Text bearbeiteten „Beiträgen und Verbesserungen zu Shakespeares Dramen nach handschriftlichen Änderungen" Besserungsvorschläge zum Originaltexte gemacht worden, sind viele schon durch das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft bekannt geworden, wo jüngst (Jahrgang XX. Weimar 1885, p. 149—171) in äufserst praktischer Weise ein auch separat mit englischem Titel erschienenes „Verzeichnis noch zu erklärender oder emendierender Text-Lesarten in Shakespeares Dramen" durch den unermüdlichen Forscher herausgegeben worden ist; andere Noten erscheinen hier mehr oder weniger ausführlich in verbesserter Gestalt, wiederum andere, die bisher noch nicht bekannt waren, treten jetzt zum erstenmal an die Öffentlichkeit.* Während in Bezug auf äufseren Umfang Hamlet und demnächst Coriolan den meisten Raum einnimmt, fällt die Mehrzahl der mit Geist und Scharfsinn entwickelten Emendationen auf Coriolan (44) und Hamlet (14). Aufser zum Coriolan und Hamlet sind noch zu folgenden 18 Stücken Shakespeares Noten mitgeteilt: Macbeth, Timon, Lear, Romeo and Juliet, Othello, Julius Cæsar, Midsummer-Night's Dream, The Two Gentlemen of Verona, Merry Wives, Comedy of Errors, All's Well, Antony and Cleopatra, Measure for Measure, 1 King Henry VI, Taming of the Shrew, Love's Labour's Lost, The Tempest, wobei der Text an der Spitze jeder Note nach der ersten Folio-Ausgabe resp. einer der späteren Folios oder Quartos citiert wird, sonst geschieht die Zählung der Zeilen nach der üblichen Globe Edition. Bei Beseitigung der Monstra im Texte ist stets ein konservatives Verfahren gegen die Überlieferung zur Anwendung gebracht und eine Änderung oder Besserung der dunklen Stelle nur nach gewissenhafter Prüfung des Zusammenhanges im Sinne Shakespeares bewirkt worden.** Die früheren Angaben sind einer genauen Revision unterzogen worden; so, wenn im Jahrbuch (XIX. Jahrg., p. 265 ff.) zu der zweiten Stelle aus Love's Labour's Lost angegeben war V, 2, 95—97, ist hier in den Notes p. 10 V. II. 295—297 korrigiert, dazu ist die Lesart der Quarto-Ausgabe von 1598, die im Jahrbuch als vailing cloudes, F und Q von 1631 als vailing clouds steht, hier zu varling clouds (Q 1598) und vailing clouds (F und Q 1631) gebessert, oder wenn ebenda zum Tempest 2 Henry VI 1 gedruckt war, steht hier p. 1 2 Henry VI, V. I. Die Korrektheit und Sorgfalt des Druckes verdient noch besonders anerkannt zu werden. Kurz, das obige Buch, dessen Hauptinhalt schon bei früherem Erscheinen wohlverdienten Beifall gefunden hat, ist auch in gegenwärtiger Form dankbar und mit Freuden zu begrüfsen, und man mufs wünschen, dafs der Verf. auch fernerhin zur Lösung der noch übrigen Probleme der Shakespeare-Kritik beitragen möge.

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. Von Dr. Hermann Breymann. München und Leipzig, 1884. 32 S.

In der vorliegenden klar und anregend geschriebenen kleinen Schrift lenkt der Verfasser abermals die Aufmerksamkeit auf die bisher im Unter-

* Die Schrift: „Hard Knots in Shakespeare. By Sir Philip Perring, Bart. London, Longmans & Co, 1855" ist dem Ref. noch nicht bekannt.

** Nur tiefes und gleichzeitig vielseitiges Wissen führen auf glückliche Konjekturen; so hat die bekannte physiologische Beobachtung, dafs die Engländer oft r = w, also labialisiert sprechen, auf eine interessante Lesart in Romeo und Julie geleitet.

Digitized by Google

richte wenig beachtete Lautphysiologie, die in letzter Zeit viel Anhänger gefunden hat, nachdem zuerst in England von Sweet auf die Bedeutung derselben für die Schule hingewiesen worden ist. Mit beredten Worten beklagt er die Mifsverhältnisse des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten Bayerns, was auch auf Preufsen Anwendung findet, geifselt die erbärmliche, in der Schule eingeimpfte Aussprache der Studierenden der neueren Sprachen, die ohne theoretische Vorbildung durch die Praxis bei einem kurzen Aufenthalte im Auslande nicht gebessert werden kann, hebt den grofsen Unterschied zwischen dem gesprochenen Laut und dem Schriftzeichen ganz besonders hervor, giebt Bemerkungen über die Entstehung und Entwickelung dieses Zweiges der Wissenschaft, behandelt ihr Verhältnis zur allgemeinen Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben und ihre Ziele, warnt betreffs der Methode der modernen Sprachen vor Nachahmung des Schlendrians in den klassischen Sprachen und betont zuletzt, dafs die moderne Grammatik nicht mehr mit den Schriftzeichen, dem Alphabete zu beginnen hat, sondern mit Aufzählung und Erklärung der Sprachlaute. Dies ist in kurzen Zügen der Hauptinhalt der mit vielen bibliographischen Nachweisen versehenen polemisierenden Schrift, welche zur Verbesserung der Lehrmethode der neueren Sprachen wesentlich beitragen wird, und Ref. bedauert nur, dafs an dieser Stelle erst jetzt auf die Bedeutung derselben hingewiesen wird, nachdem sie schon im Pädagogischen Archiv 1885, S. 108 ff. und in Kölbings Englischen Studien VIII, S. 341 ff. gewürdigt worden ist.

William Forrests Leben und Werke. Von Paul Kiene. Kempten 1885. 72 S.

Bisher waren nur einige Werke William Forrests in Deutschland bekannt. Die obige Programmabhandlung, welche die Prolegomena zu einer künftigen Gesamtausgabe bildet, soll ein Bild des Dichters nach allen seinen Werken geben. Demgemäfs handelt die von Horstmann inspirierte Arbeit zuerst vom Leben des Dichterlings, und wir erfahren in diesem Abschnitt Näheres über seine äufsere und innere Entwickelung, sein Verhältnis zu den Zeitgenossen, seine Stellung als Geistlicher zur Kirche, seinen Charakter, seine Bildung, seinen Stil u. s. w. Hieran schliefst sich eine Analyse der einzelnen, nicht eben originalen Werke: 1) Pleasaunt Poesye of Princelie Practise; dies interessante Gedicht ruht auf der Grundlage des Pseudo-Aristotelischen Secretum secretorum, das in den Vulgärsprachen mehrfach Bearbeitung gefunden hat. 2) Psalmes of Dauid in Meeatre. 3) A New Ballade of the Marigolde. 4) Pater Noster and Te Deum. 5) Grysilde the Seconde. Diese von Macray 1875 herausgegebene Erzählung von der geduldigen Griseldis, die schon im Mittelenglischen bearbeitet worden ist, auch in Deutschland im 15. Jahrh. durch Albrecht von Eyb beliebt war, hat der Dichter dem Lateinischen des Petrarca entnommen, der Boccaccios Novelle nacherzählt hat. Kiene meint fälschlich, die Ansicht, die Griseldis rühre von Petrarca her, sei durch Chaucers Verse zum Prolog zu The Clerk of Oxenford's Tale in England allgemein gewesen. 6) Oration Consolatorye. 7) History of Joseph. Diese Lebensgeschichte des Sohnes Jakobs beruht auf der Bibel, Robert Grosseteste und apokryphen Berichten. 8) Life of the Blessed Virgin Mary. Hier ist vielerlei Fernliegendes, manches Abgeschmackte ohne rechten Zusammenhang nach den verschiedenartigsten Quellen zusammengearbeitet. Eine Scheidung dessen, was Forrest geschrieben, von den Gedichten anderer Verfasser ist aus der Inhaltsangabe nicht recht ersichtlich. Die Gedichtsammlung schliefst angeblich in der Hs. mit der von Ludorff in der Anglia VII veröffentlichten Theophiluslegende. Zuletzt führt Kiene verlorene Werke des Dichters auf. Endlich ist ein dritter Abschnitt den Manuskripten und ein vierter den bibliographischen Nachweisen von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

Digitized by Google

gewidmet. Möge der Verfasser der obigen summarischen Übersicht die Werke Forrests im Einzelnen und nach ihren Quellen durchforschen und nach dieser Vorarbeit die der Herausgabe würdigen ganz oder in Auswahl durch den Druck bekannt machen.

Zur Geschichtsforschung über die Romänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Maniu. Deutsch von P. Brosteanu. 2. Auflage. Leipzig, Fr. Pfau, 1885. 168 S.

Unter den Geschichtsforschern an der Akademie der Wissenschaften zu Bukarest nimmt neben Frhrn. von Hurmuzaki der beste Kenner des rumänischen Volkes, Maniu, eine hervorragende Stelle ein. In der vorliegenden Schrift sucht derselbe die von magyarischen Geschichtsschreibern vorgebrachten tendenziösen, von politischem und nationalem Interesse geleiteten Ansichten über den Ursprung und die Herkunft der Rumänen zu widerlegen. Deshalb unterwirft er, um die von slavischen und siebenbürgisch-sächsischen Historikern geschaffenen Irrtümer zu beseitigen, die zur Ethnographie, Geographie und Philologie Rumäniens im Jahre 1880—81 erschienenen Fachschriften einer ausführlichen Kritik. Zuerst wird die Ansicht des Magyaren Rethy vom rumänischen Wortschatze im magyarischen Wörterbuche zurückgewiesen. Der Streit gipfelt in dem rumänischen Worte Biserica, das nicht der Balkanhalbinsel entstammt, wie Rethy darzuthun sucht, sondern das lat. Basilica ist; ebenso ist gegen Hunfalvy geltend gemacht, dafs das rumän. Mântuitoru ebenfalls aus dem Lateinischen (manu-tuitor* = Erlöser) stammt. Von den Bemerkungen zu L. Diefenbachs „Völkerkunde Osteuropas“ und zu Goldis „Latinität der romänischen Sprache“ abgesehen, verdienen die Erörterungen über die Cumanen und über Pič's Werk von der „Abstammung der Romänen“ hier besonders hervorgehoben zu werden, weil darin neues Licht über die vielbestrittene Herkunft des rumänischen Volkes verbreitet wird. Da obiges Buch sich mehr an Historiker wendet, so bleibt hier nur noch übrig, die deutsche Übersetzung des rumänischen Originals zu besprechen. Dieses deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst Brosteanus. Jedoch mufs hier Einspruch erhoben werden gegen den Jargon des Buches, das von orthographischen Fehlern und sprachlichen Schnitzern wimmelt. Hier nur eine kleine Blütenlese: S. 1 heifst es: „im vorliegenden Studium“ statt in der vorliegenden Studie; Etnographie, etnischen, etnographischer statt Ethnographie etc. Slavische Worte und Namen erscheinen in verschiedener Schreibung, so S. 2: Miclossits, Miklossich, S. 150 Miklosich, dessen Gelehrsamkeit in drei aufeinander folgenden Sätzen dreimal gepriesen wird. Von der schwerfälligen undeutschen Participialkonstruktion und den langatmigen, die Lektüre erschwerenden Sätzen abgesehen, ist der Mangel an grammatischen Kenntnissen und die unkorrekte Wiedergabe von fremdsprachlichen Citaten zu tadeln. Hier mögen nur der Kürze halber die hauptsächlichsten Fehler unkorrigiert folgen: S. 2 und 48: die Mitteln, S. 4 Artikeln, Metropolie, S. 9 der Lexikon, Cæsari Traiani, S. 11 poliglotte, S. 13 den lat. vir, S. 15 erzälen, erwähnt — von dem (st. den); 16 erhoben auf dem Throne, in den kgl. Diplomen und Reskripte, Tribuse, 17 seinen — ihren (auf Volk bezüglich), 18 Chronikern, 20 archeologische, bizantinische, limbistische (st. linguistische, vom rumän. Limba = Sprache), 21 au discours historiques, 22 Finen, kalmukischen, 24 Kolege, Sellection, oficiösen, Anales etc., 25 Fantasie, unserer Delta, 27 étimologique, aprés, 28 galo-romanisch, 30 condicibus, Genesen (Plural von Genesis!), 24 Scythen, 30 skytisch, 33 Scytien, 31 arianischen, übergebn sie in, Aktion, Eindrange, 33 helenodorischen, Tanai, zugeschmeichelt, 26 Hunen, 28 Tribalier, 34 illirischen, 35, 48 Canto (st. Cantù), troisieme, ou, 36 Fonetismus,

37 fonetischen, Erwähnung macht von, 37 Ptolemeus, 39 Brutium, 42 Filologe, analitischen Filologie, 47 persanischen, 45 greco-lat., 48 philosofischen, Ortographie, de nous jours, litterature, l'ortographié, 49 Archeologie, 54 verschmelzt (für verschmolzen!), 59 Platus, 62 Mella, Salustius, 63 der Aposteln, hominem (st. hominum), 65 Michails, olimpischen, Opfern, 66 penati, velad prodigio procuranda; pena capitala, Konsule, 67 Molle, 68 antropologischen, Reassummirung, 71 reasummirt (das Wort spukt im ganzen Buche), 70 phisischen, phisiologischen, 71 seine Sprache, den etc., 74 wie sie ihn auch die, 75 an einen, 76 Antizität, 78 unter die wolverdient e, 79 catalysme universell, Karakter, 82 Phylologie, 84 soll Gibbon geschrieben haben: They are surraundet etc., 85 laudatisimarum, in unseren Studium, 88 certase, Cicerones, 89 hodiequi, 92 trazischen, 93 Gebiethe, 97 Resummé, 98 die Donau übersetzt, überging, 99 possesuri, 100 anum, 102 confussionem, 104 opud, 105 die Dichte, 108 die Seuchtigkeit, 110 linquæ, linqua, 111 der Namen, 114 lebte — Leben, Vasalität, castra militara, 115 Incorporirung, 116 nobilum, Aemtlichkeit, ämtliche, 117, 118 ist unverständlich: pure An die Fantasie! wort auf beidet Behauptungen etc., 18 Gebieten, rediderant nihilominus, 119 univirsis, 122 perceptores domesticis, 121 Hügeln, 126 Valachen indigen oder inquilini, 127 die Comes, castra stative, 129 castra mansivæ, 130 Matheas, Universität, 132 Teutonis hospites, 133 Monte aventin, 136 Mihail, 137 Inocentius, 138 Lehrjünger, Hergott, 139 mistifiziren, 143 säkelarisirt, 144 Mommsen der grofse Romanist, Helenismus, Helas, in Pelopones, 145 Inscriptionen, 147 Tirannen, 146 Suverreinität, 149 Visi-Goten, 157 Vestiglia, 159 Attinentien, Attinenzen, 166 Zweifeln, 167 ihre (st. seine) u. s. w. Kurz, es ist nur zu verwundern, dafs der deutsche Setzer dem Übersetzer aus der zweiten Auflage nicht mehr Fehler herauskorrigiert hat! So schlechtes Deutsch wird sonst in Carmen Sylvas Land nicht gesprochen und geschrieben.

Praktische Grammatik der Romänischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Von J. Cionca. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Bukarest 1885. 188 S.

An jeden Grammatiker einer modernen Sprache mufs die Anforderung gestellt werden, dafs er die Sprache, in welcher er schreibt, meist seine Muttersprache, und diejenige, über welche er schreibt, nach allen Seiten vollständig beherrscht, und dafs er den Bau derselben systematisch zu entwickeln versteht. Der Herausgeber der vorliegenden rumänischen Grammatik, Lehrer der rumänischen Sprache in Bukarest, hat dieselbe in deutscher Sprache abgefafst. Dieser Umstand mufs bei der Beurteilung im Folgenden berücksichtigt werden. Die erste Auflage dieses Buches erschien 1879, die zweite 1880 und die vorliegende dritte 1885. Schon hieraus geht hervor, dafs dasselbe Beachtung und Verbreitung gefunden hat. Indes mufs bemerkt werden, dafs die Grammatik auch in der dritten Auflage trotz aller Sorgfalt und des Bestrebens des Verfassers, dem Anfänger nur durch Mitteilung der wichtigsten Regeln die Mühe zu erleichtern, lange noch nicht den Grad von Vollkommenheit besitzt, den sie besitzen soll. Der erste Abschnitt behandelt die Aussprache und Orthoepie in möglichst knappem Umrifs; der zweite, die Formenlehre (die nicht mit Etymologie identisch ist, wie der Verfasser anzunehmen scheint), bildet mit den Übungsstücken den am ausführlichsten behandelten Teil; der dritte, ebenfalls mit Aufgaben, erstreckt sich auf die Syntax; der vierte bringt eine Aufzählung von Substantiven gemischten Geschlechts mit den Endungen e oder ri oder beiden Formen im Plural nebst einer Sammlung der gebräuchlichsten Wörter und zwei Gedichten mit gegenüberstehender Übersetzung. Dieser Anfang des vierten Abschnittes (S. 163—167) kann der grammatischen Einteilung zufolge

Digitized by Google

keinen selbständigen Teil bilden und gehört in die Formenlehre, während die Wörtersammlung mit einzufügenden Überschriften der Vervollständigung bedarf. Im Anschlufs hieran ist eine weitere Auswahl von einzelnen Stücken aus der rumänischen Litteratur wünschenswert, jedoch ohne deutsche Übersetzung. Auch die persönlichen Fürwörter stehen an unrechter Stelle. Von den Fehlern in der dritten Auflage, in welcher nunmehr statt der phonetischen die Orthographie der rumänischen Akademie befolgt ist, mögen hier die folgenden behufs Verbesserung in einer neuen Auflage genannt werden, ohne die Liste derselben zu erschöpfen. Der Verfasser spricht S. 10 mehreremal vom „cyrilischen“ Alphabet statt cyrillischen; die funf Druckfehler im Verzeichnis weisen keine Korrektur auf; ebenda ist zu verbessern „der gelehrte Mann“ in der Gelehrte. Das Lateinische ist zur Vergleichung wie bei den Konjugationen viel zu wenig herbeigezogen worden. S. 12 steht Diphtonge und Triphtonge statt Diphthonge etc.; ebenda vem st. wem, S. 13 butoiŭ, 174 butoiulŭ das Fassel st. Fäfschen; S. 19 die Sesseln st. Sessel. S. 20 ist die Bezeichnung „uneigentümlicher Artikel“ st. articulŭ impropriŭ unpassend, besser: uneigentlich. S. 22 sollte pre beim vierten Kasus als Präposition erklärt sein. S. 23 in der Ausnahme ist die Bezeichnung die „abänderlichen“ Redeteile unrichtig statt „veränderlichen“ oder „flektierten“. S. 28 steht Löfel st. Löffel. S. 30 ist eŭ amŭ cantatŭ nochmals wie S. 24 konjugiert; ähnliche Wiederholungen finden sich an anderen Stellen, so S. 60 pana, S. 97 la câteore este? u. a. Die Bezeichnungen beim Verbum S. 62, 64, wie „Mitvergangenheit“, „Längstvergangenheit“, „Vorzukunft“, „Mittelwort“ (wofür S. 88 „Particium“ steht), ebenso „thätigunübergehende“, „zurückführende“ Verba sind in die geläufigeren Ausdrücke abzuändern. In der Wahl der richtigen deutschen Wortbedeutungen zeigt sich der Verf. mehrfach in zu grofser Abhängigkeit von dem rumänisch-deutschen Wörterbuch des Arztes A. Polysu, oder von der Grammatik Barcianus (3. Auflage, Hermannstadt 1871). So steht S. 171 wie bei Barcianu das Wort covrigulŭ die Bretze. 174 ochelarii die Brillen; sapa die Haue st. Hacke; 176 mâcelarulŭ der Fleischhacker, besser der Metzger. Noch sei bemerkt: S. 108 die Cedile st. Cédille; 131, 169 die Ostern, die Pfingsten st. Ostern; 145 verkennten st. verkännten; 159 Mihaels neben Michaels, Termopylen st. Thermopylen, 160 Tucidides st. Thucidides, 159, 160 Stefan neben Stephan, 161 Analen st. Annalen; 175 die „Astromie“; 164 prundulŭ die „Schotlerinsel“ st. Sandinsel. 166 stogulu Fruchtschober; 167 Betzeug st. Bettzeug; das Eidotter, besser der; coborîsulŭ der Absteig. 168 pêrlapulŭ der Zaunsteig; suisulŭ die Aufsteigung; 169 Maria Himmelsfahrt st. Mariä Himmelfahrt. 171 „geräuechertes“ st. geräuchertes. 174 canaua die Pipe; 176 Dumitru Demeter; Mathäus st. Matthäus; Sava Sabbas. 178 Löve st. Löwe; 179 Zinsenrechnung st. Zinsrechnung; Erheben auf das Quadrat st. ins Quadrat; Durchschneidungslinie st. Sekante; 180 zahnarm st. zahnlos; die Walle st. Wale; Valtasche Säule st. Voltasche; 181 der Barometer, besser das; Saurstoff st. Sauerstoff. S. 126 steht unter den „ziellosen Zeitwörtern mit dem Dativ der Person“: a-ĭ fi cuiva fóme etc. = Jemand hungrig sein. S. 126 amŭ grije de ceva, ich sorge für etwas, steht nicht in Einklang mit 127 ich sorge „auf“ etwas; ebenda: ich frage Jemanden um etwas statt nach. S. 161 ist plăeşii mit „Grenzer“ übersetzt, besser wie 158 Grenzwächter. S. 51 findet sich pedépsa = Strafe u. s. w. Schliefslich ist noch zu wünschen, dafs der Verfasser sich mit den neueren Ergebnissen der Lautphysiologie bekannt machen und dieselben in der Lehre von der Aussprache bei der nächsten Auflage seiner Grammatik verwerten möge.

Gaspey's English Conversations, social, commercial, historical, literary, etc. Ein Hilfsbuch zur Übung in der englischen Umgangssprache. Neu bearbeitet von Dr. Emil Otto. Heidelberg, J. Groos.

Aus einem vorangeschickten „Advertissement“ (beiläufig gesagt ein uns unbekanntes Wort) erfahren wir, diese Gespräche „may advantageously be learned by heart, may serve as reading exercises, or be employed for dictation.“ Aus 231 Seiten nehmen jedoch die eigentlichen Gespräche nur 26 Seiten (Part I) ein. Der zweite und der dritte Teil bestehen einfach aus sehr oberflächlichen Lektionen in allgemeiner Geschichte und englischer Litteratur, wobei der Lehrer fast fortwährend spricht und der Schüler nur die nötigen Fragen stellt, um jenen im beständigen Redeflufs zu halten, oder, wenn man die Rollen anders verteilen will, wäre das Ganze als ein längeres Examen seitens des Lehrers zu betrachten. Der vierte Teil heifst „Every-day Life“ und enthält sechs Abschnitte in Komödienform. Daran schliefst sich ein Appendix mit dramatischen Scenen aus Shakespeare, Otway, Goldsmith, Sheridan und Tobin, die alle an und für sich vortrefflich sind, aber in einem Konversationsbuch etwas „out of place“ erscheinen. Im ganzen genommen hat das Buch viel Gutes, nur für einen treuen Spiegel der englischen Umgangssprache kann es nicht gelten. Der Stil ist meistens gut, die Sprache korrekt; nur müssen wir einen entschiedenen Protest gegen solches Englisch, wie das hier folgende, einlegen:

Mr. B. Many a lark we had together, and many a set-to. Do you remember when I gave you such a glorious pair of black eyes? They were bunged up for a week.

Mr. A. Yes, but first I gave you a precious rap on the nose.

Mr. B. To be sure you did! You tapped my claret in fine style, etc.

Die Sprache der Londoner blackguards und blacklegs überläfst der gebildete Engländer dem niedrigen Pöbel und den schriftstellerischen Damen der Miss-Braddon-Schule, die in diesem ekelhaften Slang wahre Meister sind. Auch können wir nicht umhin, auf den untenstehenden Passus aufmerksam zu machen, in welchem der Herausgeber die Gelegenheit nimmt, seine eigenen Werke zu empfehlen:

Teacher. Have you ever learnt German?

Pupil. Yes, I speak it a little. I learnt it in Dr Otto's Conversation Grammar; and have translated the greater part of the Exercises.

Teacher. I am glad to hear it. It will materially facilitate your studies.

G. Boyle.

Digitized by Google

Miscellen.

Karl Vogt und die Lateinschrift.

Von Thaddäus Devidé.

„Das Herkommen", sagt J. F. Kräuter, „mag über viele Dinge eine unumschränkte Gewalt ausüben; es mag in den Augen der allermeisten Menschen den ärgsten Unsinn heiligen und unanfechtbar machen; es mag jeden, der ihm zuwider handelt, mit dem Gelächter, dem Spotte, der Wut der gedankenlosen Menge strafen; es mag jedermann, ohne Ausnahme, zwingen, sich in Thun und Lassen nach ihm zu richten, und zwar um so unerbittlicher, je weniger es irgendwie begründet ist. Aber dadurch läfst sich der freie Gedanke, das Recht unbefangener Prüfung nie verkümmern; er kann sich nie dazu verstehen, das Gebräuchliche ohne weiteres auch als das Richtige anzuerkennen." Hat nun eine sachliche, wissenschaftliche Prüfung ergeben, dafs das Gebräuchliche verkehrt ist, so kann die Abweichung von demselben kein Grund sein, irgend etwas zu verdammen, um so weniger, wenn, wie in orthographischen Dingen, das Übliche nachweislich starken Veränderungen unterworfen ist und also den Heiligenschein ewiger Beständigkeit durchaus nicht beanspruchen kann. Wenn es erwiesen wurde, dafs die Grundsätze einer phonetischen Orthographie statt Thier, Muth, roth die Wortbilder Tir, Mut, rot fordern, so mögen letztere die Gewohnheit des Auges sehr stark verletzen und deshalb der Menge die Gelegenheit zu den fadesten Witzeleien und dem albernsten Geschwätze bieten: die Theorie dürfte sich dadurch nicht beirren lassen. Verwirft etwa der Astronom den Satz von der Drehung der Erde, weil jeder, welcher tieferes Nachdenken verschmäht und beim oberflächlichsten Anschein stehen bleibt, es abgeschmackt findet, anzunehmen, dafs der feste Boden, auf dem er ruhig steht, das Sinnbild der Unerschütterlichkeit, mit rasender Geschwindigkeit durch den Weltraum dahinfliege? Bislang war der Schreibgebrauch von der Willkür und Laune des Zufalls, der Buchdrucker und der Schulbehörden abhängig; die alten Fehler wurden mit grofser Zähigkeit beibehalten, daneben aber auch infolge der bei Gelehrten und Ungelehrten herrschenden Unwissenheit und Vorurteile in orthographischen Dingen neue Fehler eingeschmuggelt.

Wilhelm Wackernagel meinte jeden noch so überflüssigen Strich unserer seit Adelung üblichen Schreibung festhalten zu müssen. Gewohnheit, Kleinmut, Eigensinn, Starrheit und Widerspruchsgeist treten der Orthographiebewegung entgegen und verteidigen die unvernünftigsten und zopfigsten Schreibungen, wie die Mutter den ungeratenen Sohn. Man kümmert sich wenig um das Widersinnige, Unpädagogische des Schriftbildes, sobald

das Auge daran gewöhnt ist. — Der Gelehrsamkeit ist, wenn sie von hergebrachten und liebgewordenen Vorurteilen nicht lassen will, alles möglich. Bewegt sich die Erde? Nein, sagte noch Tycho de Brahe mit dem gröfsten Aufwande scharfsinniger Gelehrsamkeit, und Scipio Chiaramonti schrieb gegen Galilei: Die Tiere, die sich bewegen, haben Glieder und Muskeln. Die Erde hat keine Glieder, keine Muskeln, also bewegt sie sich nicht. Engel sind es, welche Saturn, Jupiter, die Sonne u. s. w. in Umlauf bringen. Wenn die Erde kreist, so mufs sie also in ihrer Mitte einen Engel haben, der sie in Bewegung setzt, aber dort wohnen nur Teufel, und es wäre demnach ein Teufel, welcher der Erde ihre Bewegung verleihen würde."

In einem Aufsatz über „Klopstocks orthographische Reformbestrebungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart", macht uns Dr. Muggenthaler mit einer Rede bekannt, welche 1779 gegen die orthographischen Neuerungen Klopstocks in der bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurde. Die Freunde „süfser Gewohnheit" können schon am Titel dieser Rede ihre Freude haben: „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn's so fortgeht, so gut als vorbei" Rede von Ludwig Fronhofer, Professor, Hofrats-Sekretär und der kurfürstlichen Akademie Mitglied. In dieser Rede heifst es: „.... und nun treibt er's noch weiter und liefert uns heuer mit einemmal eine groteske Orthographie, darob man vor Erstaunen aufser sich geraten möchte, und darüber ein Gelehrter den anderen fragt: ‚Wie, ist's auch gewifs, dafs das Klopstock gethan?' Wenn ich Männer, die nichts davon gesehen, frage, was sie dazu sagen, wofern ich ihnen im ‚verwechseln' statt des v ein f und statt des ch ein x, kurz ferwexeln hinsetzte, tut, firtel, files, Or statt thut, viertel, vieles, Ohr schreibe, so werden die meisten schreien: ‚Auf diese Art ungefähr schreiben unsere Weiber und Handwerker, wie wir auf Küchenzetteln und Schuhmacher- oder Schneider-Kontos sehen können.' Es ist aber diesen guten Leuten wohl nicht zuzumuten, anders als geradeweg nach der simplen, oft noch dazu falschen Aussprache zu schreiben, da sie in den Schulen keine oder zu wenig Anleitung in der Rechtschreibung erhalten haben." — „Also gute Nacht, Etymologie und Analogie! Gute Nacht, allgemeiner Gebrauch der besten Schriftsteller. Wir haben nach Klopstock nur eine einzige Regel mehr nötig: die Aussprache." Die orthographischen Neuerungen findet der bayerische Akademiker ebenso überflüssig wie die „alberne Antibuchstabiermethode", welche zum Zwecke des Geschwindlesenlernens angestrebt wird.

Damit ist die Lautiermethode gemeint, welche Valentin Ickelsamer schon im Jahre 1534 anstrebte, und welche erst nach dreihundert Jahren in Österreich Eingang fand; in Frankreich und England aber war noch vor einem Decennium die Buchstabiermethode in Anwendung. Das war ein schrecklicher Frondienst für den Lehrer und eine Marter für das Kind. Man prägte zuerst die Buchstaben des Alphabetes mit ihren Namen ein und lehrte dann die Zusammensetzung und Aussprache derselben in den Silben und Wörtern. Das Wort „Masse" z. B. buchstabiert man em, a, es, es, e; wenn es dann galt, die Buchstaben zusammenzuziehen und auszusprechen, gab es naturgemäfs die gröfsten Schwierigkeiten. em (m) und a konnte der Schüler nicht anders als „ema" aussprechen; das Wort Masse wurde dann zum Satze ema, es, ese. — Man hat den Buchstaben Namen gegeben, welche mit der Natur ihrer Laute im Widerspruche sind. Dasselbe gilt vom Französischen und vom Englischen, z. B. „double-you- aitsch-eye-seeaitch is which; Tea-are-you-tea-aitch is truth; Gé-igrec, emme-enne, a, es-e, e — c'est gymnase."

Und diese wahnwitzige Lese-Lehrmethode fand ihre Verteidiger, welche die natürliche und vernunftgemäfse Lautiermethode albern nannten, blofs weil sie der überkommenen und hergebrachten entgegen war, gerade so, wie Herr Karl Vogt für die „h" hinter dem t seine Lanze einlegt, als Paladin für völlig nutzlose, von ungeschickten Schreibern eingeführte Deh-

Digitized by Google

nungszeichen. Es ist ihm schrecklich, das Wortbild Säugetier ohne h (hinter dem t) zu sehen, er weiſs nichts damit anzufangen; das Werk, das er geschrieben, er erkennt es nicht wieder und kann es nicht erkennen, seitdem das h aus dem Satze verschwunden und aus dem Säugethier ein Säugetier geworden ist. Das ist ja gar kein Tier mehr! Hätte der gelehrte Verfasser der „Säugetiere“ sein Werk in Österreich drucken lassen, der Schmerz, seine Tiere so verstümmelt zu sehen, wäre ihm erspart geblieben. Wir besitzen gottlob noch eine Menge von Dehnungsarten, wie sie dem Auge der Liebhaber veralteter Schreibungen wohlgefällig erscheinen. Dehnungen vor dem Vokal, hinter dem Vokal, dann Dehnungen weder vor noch hinter dem Vokal, sondern nach dem folgenden Konsonanten und sogar Doppeldehnungen wie in Thier, stiehlt, befiehlt u. a. m. Wie man sieht, wird in Österreich das i in Thier durch das h von vorn und durch das e von hinten gedehnt. Das ist doch gar zu hübsch; in Deutschland aber existiert eine Verordnung, welche Herrn Karl Vogt so groſses Leid bereitet, daſs er der Welt davon Kunde geben muſste, und diese Verordnung Puttkamers verbietet, das „Tier“ anders als von hinten zu dehnen.*

Karl Vogt teilt der Welt seinen festen Entschluſs mit, nicht über den Graben springen zu wollen; er bleibt auf der spitzigen gotischen Schrift und auf dem anti-puttkamerschen h sitzen, er will weder seine Schrift wechseln, noch rot, tot, Not und Kot schreiben. Freilich, wissenschaftliche, sachliche Gründe hat er weder für das eine noch das andere angegeben, ihm genügt hier die Autorität Bismarcks, diese ruft er an; den gewaltigen Namen gebraucht er als Schild, mit dem er die eigene Blöſse zu decken wähnt.

Merkwürdig! Der eiserne Kanzler, welcher als Politiker das ganze Jahrhundert überragt, wurde gerade von Vogt wiederholt seiner Politik wegen angegriffen, und während Bismarck wohl selbst zugeben wird, daſs seine Abneigungen gegen orthographische Veränderungen rein subjektiver Natur sind und keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität machen, macht ihn Vogt gerade hierin zur Autorität. Bismarck hat nie gesagt, daſs er z. B. das Dehnungszeichen „h“ aus irgend sachlichen Gründen erhalten wissen will, sondern nur, weil er die alten Schreibweisen gewohnt ist. Das durfte Bismarck sagen, aber niemals ein Karl Vogt, der Mann der Wissenschaft, der selbst gegen das Herkömmliche, Zopfige wacker gekämpft und gestritten, und der seinen 1851 erschienenen „Untersuchungen über Tierstaaten“ das Motto an die Stirne setzte:

> Jungen und Alten zu Fromm und Nutz
> Und den Professoren zum Trutz!

Den Professoren und Akademikern zum Trutz verlangte Klopstock die Entfernung des h aus der früheren th-Schreibung. Mit Recht! Das th wird im Deutschen nicht anders als wie t ausgesprochen (treten, Tränke, Träne).

Wieso das h hinter das t kam, das wissen selbst die Historiker auf orthographischem Gebiete nicht. Wahrscheinlich ist dies irgend einer maſsgebenden Persönlichkeit im Dehnungsdrange — absichtlich oder unabsichtlich — entfahren, andere haben es nachgemacht, und seitdem gehört es zu den Zierden unserer Dehnungsarten. An das Schriftbild Heimat, Heirat wird sich auch schon das Auge Karl Vogts gewöhnt haben. Früher schrieb man diese Wörter mit h, bis man einsehen lernte, daſs sich auch ohne h ebenso gut heiraten lasse.

Jeder hat aus seiner Kindheit die Erfahrung mitgenommen, daſs er die

---

* Das h in Thier hat auch nicht einmal historische Berechtigung; im Ahd. wurde Tior, im Mhd. Tier geschrieben. (Fricke.)

Digitized by Google

Orthographie lediglich auf mechanischem Wege, auf dem Wege der langsam kriechenden Routine sich angeeignet, sein Auge sich eben allmählich an die immer in gleicher Gestalt wiederkehrenden Schriftzeichen gewöhnt hat.

Die Orthographie wird daher angelernt, nicht erlernt, und wo wir auf einen Verstofs gegen die gewohnte Schreibweise treffen, z. B. rot, Not, Kot, da fühlt sich das Auge des Laien beleidigt, nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne; das Ungewohnte frappiert. Die widersinnige, lügenhafte, den Geist abstumpfende Recht- oder vielmehr Nichtrechtschreibung, welche die einfachsten und natürlichsten Dinge nicht unterscheidet und dagegen das Gedächtnis mit einem geradezu ungeheuren Wuste von Buchstabengruppierungen überschüttet, fand von jeher und findet auch heute ihre Verteidiger in allen Berufsklassen. — Es giebt Gründe für alles; es giebt keinen Lehrsatz, der sich nicht beweisen, keinen Mifsbrauch, der sich nicht rechtfertigen liefse. Man kann beweisen, dafs die Folter kein verabscheuungswürdiges Verfahren sei; die Mehrzahl der Ketzerrichter war von der Unermefslichkeit des Dienstes durchdrungen, den sie ihren Mitmenschen leistete, ebenso wie unsere unfehlbaren Schulorthographen. In einem Vortrage über die Resultate der Sprachwissenschaft, gehalten in der Universität zu Strafsburg, erzählt Max Müller, dafs ein bekannter englischer Geistlicher, der allen Reformen, selbst der der englischen Orthographie, abhold war, behauptete, die fürchterliche englische Orthographie bilde die beste psychologische Grundlage der englischen Orthodoxie: ein Kind, welches einmal glaubt, dafs through wie thru, though wie dho, rough wie röff ausgesprochen werde, später alles glauben werde, was man ihm sage. — Der Professor der Theologie eines englischen College erhielt von einem früheren Alumnus, der eben Dorfpastor geworden, einen Brief mit mehreren — der Altorthographie nach — groben Fehlern. Schleunigst berief der fromme Herr sämtliche Studenten zu einer Betstunde und forderte sie auf, inbrünstig zu beten, dafs ihre Alma mater künftig vor solcher Schande bewahrt bleiben möchte. Minder ernst hat Robespierre orthographische Fehler aufgefafst. Nach Empfang eines Drohbriefes, der mit den Worten begann: „Zittere Thirann!“ sagte Robespierre: „Der Mann ist mir nicht gefährlich.“ Ein englischer Kaufmann, zur Unterstützung der orthographischen Reform aufgefordert, entgegnete: „Durch eine bequeme Orthographie wird die Masse der landwirtschaftlichen Arbeiter zu sehr aufgeklärt, zur Unzufriedenheit mit ihrem Lose, schliefslich zur Rebellion gegen ihre Herren verführt werden.“ Die schlimmsten Tauben, sagt der Franzose, sind die, welche nicht hören wollen. Was soll man aber gar zu denen sagen, die sehen und doch nicht sehen wollen und sich der Erkenntnis der Thatsachen verschliefsen. Wie schädlich das ganze irrationelle Wesen unserer Schreibung mit den falschen verlogenen Wortbildern auf die Schuljugend und damit auf unser Volk wirken mufs, leuchtet ein, und wer noch nie darüber nachgedacht, der versetze sich von seinem egoistischen Standpunkte an die Stelle der heranwachsenden Jugend. Bei dem Studium des veralteten und verrotteten Systems, mit den Absurditäten, mit welchen abergläubige Historiker und abgeschmackte Philologen in alter und neuer Zeit die Schreibung vergifteten, hat das Gedächtnis allein Geltung; die Vernunft kann nicht leiten, im Gegenteil, man mufs jeden Augenblick dem gesunden Menschenverstand entsagen und auf alles Denken, auf jeden Analogieschlufs Verzicht leisten. Blindlings mufs man dem hergebrachten Brauch folgen, welcher fortwährend durch seine Inkonsequenz verblüfft. Jeder, wenn er auch nicht Pädagog ist, mufs zugeben, dafs es nichts Schädlicheres, nichts Beklagenswerteres giebt, als dafs gerade das erste und längste Studium der Jugend ganz unvereinbar mit dem Denkvermögen ist.

Die Einführung einer lauttreuen Orthographie ist vom pädagogischen Standpunkte ein Ereignis, wie seit Pestalozzis und Fröbels Auftreten kein

Digitized by Google

segensreicheres zu verzeichnen ist. Aber die Unbekanntschaft des Volkes mit den Mängeln der alten und den Vorzügen phonetischer Schreibung hemmt überall den Schritt: der Stolz und der Eigensinn der Gelehrten, welche trotz der gegenteiligen Ansichten eines Max Müller, Henry Sweet, Al. Ellis und anderer Sprachforscher ihre durch nichts gerechtfertigten historischen und etymologischen Bedenken festhalten, bauten Barrikaden gegen die Reformen; Eigenliebe, Übelwollen und Bequemlichkeit verfolgen mit Spott und Hohn die Reformer; der Patriotismus selbst wird wachgerufen gegen den gewissenlosen Angriff auf die liebe alte Orthographie und die Eckenschrift der Mönche. — „Der Gewohnheitsmensch hütet sich, im Nebel der Flachheit umzurühren,“ wie Fr. Ch. Vischer sagt, „das Messer der unterscheidenden Forschung an hergebrachte Vorurteile zu legen, er läfst lieber alles in der Brühe der Unbestimmtheit.“ „Das liebe Ich“ liegt ihm am Herzen; das Wohl und Wehe des nachwachsenden Geschlechtes, die Zukunft der künftigen Generation sind ihm gleichgültige Dinge. — Kann es wohl vernünftigerweise den Zorn erregen, wenn wir anstreben, dafs wir unsere Sprache lauttreu und einfach schreiben, wie es die Italiener, Spanier, Serben und andere thun? Lichtenberg erzählt von einem Manometer des berühmten Varignon, mit dem man beweisen kann, wie Männer, deren Ruhm einmal gegründet ist, Dinge sagen können, mit denen ein junger Anfänger sich auf Lebenszeit prostituieren kann.

Die litterarische Neigung hat schon manchen Gelehrten, ehe er sich dessen versehen, zum Polygraphen gemacht, der von Unwissenden und Halberfahrenen angestaunt wird. Der Polygraph wählt sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen und schreibt dann in mehr oder minder witzigem Modestil seine Alltagsbemerkungen, die jeder Philister auch hätte machen, aber nicht so fafslich, so geistreich ausdrücken können. Dabei soll nicht der Gegenstand selbst beleuchtet werden, sondern dazu dienen, sich selbst zu zeigen. Man will glänzen und unterhalten, *c'est tout.*

Vogt benützt seine Mufsestunden, in zahlreichen Feuilletons die gelehrte und ungelehrte Menge politisch-naturwissenschaftlich zu unterhalten. Er profitiert von den aktuellen Fragen, sogenannten Zeitfragen, Zeiterscheinungen und Zeitströmungen mit ebenso viel Behagen als Geschick und Witz. Und so fielen ihm jetzt die angestrebten Erleichterungen für die Schuljugend zur Beute. Gewifs hätte Vogt dasselbe Thema im fortschrittlichen Sinne besprechen können, und es wäre ein gewichtiges Wort gewesen, das Vogt zu gunsten des Fortschrittes in die Wagschale der Gewohnheit hätte werfen können; wenn er es nicht gethan, wenn er im Gegenteil Klage führt, in seiner Gewohnheit gestört zu werden, wenn er zu hemmen versucht und Proselyten für die Sache des Stillstandes, des Rückschrittes macht, so drängt sich die Frage auf, wie dies wohl möglich ist? Die Antwort hierauf hat uns Karl Vogt in seinem geistreichen Aufsatz „Scheuleder“ selbst gegeben. Nach seinen Forschungen, wie weit die ursprünglich nur für das Pferd bestimmte Erfindung der „Scheuleder“ auf den Menschen zurückwirke, findet er sie auf dem moralischen und intellektuellen Gebiete mit Erfolg in Anwendung. „Dem Kinde werden die Scheuleder anerzogen, um sie fürs ganze Leben hindurch zu behalten. Die Schulprogramme haben das Eigentümliche, dafs stets nur zugefügt, nicht aber weggenommen wird. Man behält sorgsam allen alten Moder, um frische Pflanzen hineinzusetzen.“ Nun sollte man meinen, dafs diese an sich richtige Bemerkung zu gunsten der Entlastung der Schuljugend gemacht wurde, in Wirklichkeit dient sie nur dazu, gegen die Kolonialpolitik des Reichskanzlers zu polemisieren; er findet die Lage der Enkel gräfslich, weil sie aufser Latein und Griechisch auch die Ortsnamen in der Nähe des Äquators werden lernen müssen. Die unerlernbare Orthographie und der Nonsens des Einprägens von acht Alphabeten stören den Herrn Professor Vogt nicht im geringsten. Die orthographischen „Scheuleder“ bewirken dies. Das von Vogt angegebene Merk-

mal, dafs man die Scheuleder trägt, ohne es zu wissen, stimmt hier in auffallender Weise, und seine Polemik gegen die orthographische Reform bestätigt vollkommen das, was er sagt: „Aber die Scheuleder werden wir nicht los, auch nicht die Schulmeister, die sie uns anbinden, die Professoren, die sie weiter entwickeln, und die Regierungen, die sie festschnallen."

Vogt verachtet die Bestrebungen für Vereinfachung der Orthographie mehr *en détail* als *en gros*, er spricht wenigstens nur von dem ihm liebgewordenen Dehnungszeichen h, dessen Verlust ihn aus der gewohnten Ruhe bringt. Das grofse Orthographie-Elend fühlt er nicht — was ist ihm Hekuba? — da seine kleine Privatliebhaberei durch die freche Neuerung so arg verletzt wird.

Nennt sich Deutschland die Heimat der Sprachwissenschaft, so geziemt es sich, dafs der Deutsche seine Sprache nicht nach historisch überlieferter Verkehrtheit, sondern sprachlich rationell schreibe. Wer aber dazu nicht beitragen mag, der beachte die Sache doch nicht weiter. Die Menschheit ist im grofsen und ganzen eine gegen den Fortschritt höchst widerspenstige Gattung, der man noch jede nützliche Neuerung aufzwingen mufste; der brüsken Bequemlichkeit des Publikums mufs man die Ausdauer des Tropfens entgegenstellen, der den Stein höhlt. Die phonetische Schreibung wird sich endlich doch Bahn brechen und durchdringen, wie überall die auf Natur gegründete Wahrheit. Meinen Mitstreitern im Kampfe um eine vernunftgemäfse Volksorthographie, denen es ernstlich um die Erreichung dieses Zieles zu thun ist, und den Halbfreunden unserer Bestrebungen, welche die Schäden unserer Orthographie nach dem Beispiele des mitleidigen Engländers behandelt sehen möchten, der seinem Hunde den Schwanz nur stückweise abnehmen liefs, kann ich nicht genug empfehlen, aus dem Angriffe Karl Vogts die richtige Lehre zu ziehen. Wir lernen daraus, dafs es schwer ist, die Menschheit von eingenisteten, in der zartesten Jugend angenommenen Vorurteilen und Gewohnheiten zu befreien; da helfen keine Gründe, und ständen sie auf so festem Grunde, wie die Erde auf ihrer Achse. Dafs gerade Karl Vogt, welcher unter anderem auch das Verdienst hat, in populärster Weise gegen herrschende Vorurteile über verleumdete Tiere gekämpft zu haben, dafs gerade Vogt es ist, der seine witzige Feder gegen unsere Bestrebungen richtet, ist ein ernstes, symptomatisches und wohl zum Nachdenken aufforderndes Zeichen. — Wie ich schon so oft auseinandergesetzt, hat es eben keinen Sinn, bei orthographischen Reformen auf das erwachsene Geschlecht zu reflektieren. Die zaghaften Vorschläge, nur mafsvoll einzugreifen, so dafs es nicht auffällt, dafs das Publikum davon nicht unangenehm berührt werde, finden durch das von Karl Vogt gegebene Beispiel die vollste Widerlegung. Vogt beweist uns, dafs auch die kleinste Abänderung das Auge selbst des gebildeten Lesers unangenehm berührt. Vogt, der unbeirrt Brot, Boot, Despot schreiben wird, ihm graust vor rot, Not, Kot, und während er hundertmal gut, Blut, Hut, Brut geschrieben, verliert er beim Anblick des Schriftbildes Mut den Mut phonetischer Schreibung. Durch seine Aussprüche aber wird das Publikum jedenfalls vielfach irre geleitet und eine so entschieden praktische Sache als unbequem denunziert. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die Mehrzahl selbst der gebildeten Deutschen dem orthographischen Elend gegenübersteht, ist eine nicht genug zu beklagende Thatsache, welche durch derartige Schmähschriften nur neue Nahrung erhält. Man nimmt sie auf Treue und Glauben, auch ohne alle Beweisgründe um so lieber auf, weil sie so recht in den eigenen Kram passen und den Gewohnheits- und Bequemlichkeitsstandpunkt vertreten.

Das Reformwerk hat demnach einzig und allein in der Elementarschule mit der lauttreuen Fibel zu beginnen. Die Presse zwar hätte die Macht, doch liegt es nicht in ihrem Interesse, Änderungen in der Schreibweise vorzunehmen, solange das Publikum nicht darauf vorbereitet ist; die Rücksicht auf die Gewohnheit des Publikums, das Interesse für das Geschäft ist

Digitized by Google

da mafsgebend. Diese Vorbereitung kann einzig und allein von der Schule ausgehen. Diese bringt die anerkannten Lehrsätze der Grammatik unserer neuhochdeutschen Sprache zur Anwendung: sie gewöhnt das Auge der heranwachsenden Jugend an das neue phonetische Wortbild. Das Publikum (auch das gelehrte, schriftstellernde) schreibt, wie es in der Schule gelernt hat, und die Angewöhnung von der Schule her ist erfahrungsmäfsig bei orthographischen Reformen viel wichtiger als das Beispiel der Litteratur, die mit neuen Wortbildern das Auge des Lesers stört. Das hat Karl Vogt uns deutlich gezeigt; er hängt an der Schreibweise seiner Schulzeit und sträubt sich gegen vernunftgemäfse Neuerung, die doch nur den Zweck hat, uns von traditionellen Mifsbräuchen zu befreien. Aber ohne Neuerungen lebten wir heute noch in der Finsternis und Barbarei, hätten wir keine Eisenbahn, keinen Telegraphen, und müfste Herr Professor Vogt seine witzigen Artikel beim Kienspan oder Talglicht schreiben. — Hätte Vogt zufällig in seiner Knabenzeit phonetisch schreiben gelernt, so würde er jetzt nicht für Erhaltung der Überbleibsel aus der Zeit der Finsternis und Barbarei schwärmen, welche gleich allen ähnlichen Überbleibseln den Fortschritt hemmen. Im Gegenteil, er würde sich gewifs gegen die aktuellen Mifsbräuche wenden und hätte dabei den Vorteil, seinem Witze sachliche und unwiderlegbare Gründe beifügen zu können, unter anderen auch den, dafs der orthographische Unterricht auf phonetischer Grundlage kaum ein Zehntel der jetzigen Unterrichtszeit in Anspruch nimmt. Die lauttreue Schreibung, die sich an die Sprache, an die Natur ihrer Laute hält, kennt nur eine Regel und keine Ausnahmen. Nach all dem Gesagten kann ich nur wiederholen: „Man verschone das erwachsene Geschlecht, das sich in die alten Gewohnheiten festgefahren hat, und mute ihm nicht zu, sich dem Neuen anzuschliefsen. Wir haben kein Recht, die Opfer von ihm zu verlangen, denn es war nolens volens genötigt, das alte Übel durch langjähriges Abmühen und Einüben chronisch zu machen. Was Hänschen nicht gelernt, lernt Hans nicht mehr; doch was Hans nicht mehr lernen kann oder mag, soll er wenigstens dem Hänschen lernen lassen. Dem philanthropischen Streben sich nicht hemmend in den Weg zu stellen, nicht Steine in den ohnehin mühevollen Pfad der Reformer zu rollen, sondern ihnen nach Kräften Vorschub zu leisten, das ist es, was man zu beanspruchen berechtigt ist.“

Eine Bemerkung zu den neuen Ausgaben von Plötz.

Von der „Nouvelle grammaire française“ ist im Februar 1882 eine neue Auflage, die fünfte, von der „Syntax und Formenlehre“ im Juni desselben Jahres ebenfalls die fünfte erschienen. Die französische Ausgabe konnte bisher als eine Übersetzung der deutschen gelten, der sie sich sowohl im Text der Regeln wie in den Beispielen aufs engste anschlofs. Jedenfalls bestanden sachliche Widersprüche zwischen den beiden Werken nicht. Seit dem Tode des Verfassers liegt aber, wie aus den Vorreden sich ergiebt, die Bearbeitung dieser beiden gewissermafsen identischen Werke in zwei verschiedenen Händen, und zwar besorgt die französische Ausgabe Gymnasial-Oberlehrer Dr. Gustav Plötz in Elberfeld, die deutsche R. A. Plötz, M. A. in London. Die bisherige Übereinstimmung beider Ausgaben mufs hierdurch naturgemäfs verloren gehen. So ist z. B. im Abschnitt X der Syntax (Konjunktion) der Absatz „que pleonastisch“ (Nouv. gr. S. 338. — Syntax S. 335) in den beiden Ausgaben in der Anordnung wesentlich verschieden; die Gallicismen ne pas laisser que de und si j'étais que de vous sind an verschiedenen Stellen eingereiht. Sind solche Abweichungen mehr störend als schädlich, so fehlt es auch nicht an Stellen, wo zwischen den beiden Ausgaben ein direkter Widerspruch besteht. Nouv. gr. S. 329 wird zwischen

voilà qui und voilà ce qui unterschieden (voilà qui serait merveilleux, voilà ce qui m'est arrivé). Die spätere deutsche (S. 326) kennt diesen Unterschied nicht und lehrt einzig voilà qui. Da sie eben die spätere ist, so könnte daraus geschlossen werden, dafs der eine Bearbeiter die von dem anderen gegebene Regel als unrichtig verwirft. Da aber auf den Titeln beider Werke die gegenwärtigen Bearbeiter gar nicht genannt werden, so läfst sich für die beiden einander widersprechenden Regeln jedesmal die Ausgabe des Plötz von 1882 als Autorität anführen. Wir möchten daher den Bearbeitern und der Verlagsbuchhandlung den Wunsch nach einer Einrichtung aussprechen, durch welche die Autorität des Grammatikers Plötz nach wie vor eine einheitliche bleibt.

Berlin. Dr. O. Kutschera.

Das verlassene Dorf, von Goldsmith. (Anfang.)

Übersetzt von Martin Krummacher.

Mein lieblich Dorf, der ganzen Ebne Preis,
Wo Segen reich gelohnt des Landmanns Fleifs,
Wo gern der Lenz den milden Grufs beeilt,
Des Sommers Blüte scheidend noch verweilt,
Der Unschuld und des Wohlstands liebster Ort,
Du meiner Jugendspiele trauter Hort!
So oft ich über deinen Rasen schritt,
Dein friedlich Glück, wie sehr genofs ich's mit!
Ich sah die wohlbestellte Flur, den Bach,
Der nie versiegte, und das sichre Dach,
Das Mühlenrad, geschäftig immerfort,
Die saubre Kirche auf dem Hügel dort,
Die Bank, vom schatt'gen Dornbusch überdacht,
Für Plauderei und Liebeswort gemacht!
Wie hiefs ich oft den Feiertag willkommen,
Wo Lust der Arbeit Stelle eingenommen,
Und alles Landvolk, frei von Schaffensmühn,
Antrat zum Spiel dort unterm Lindengrün.
Wie manche Kurzweil gab's im frohen Kreise!
Der rüst'gen Jugend schauten zu die Greise.
Bei Scherz und Lustbarkeit schwand Stund um Stunde,
Kunstgriff und Kraftstück machten da die Runde,
Und wie Ermüdung folgte jedem Spiel,
Ein andres gleich der muntern Schar gefiel:
Der Tanz, in dem sich eifrig Hans mit Grete,
Zu sehn, wer's wohl am längsten aushielt, drehte,
Des ahnungslosen Burschen rufs'ge Stirn,
Drob heimlich ringsum kichert' jede Dirn,
Der zücht'gen Maid verstohlner Liebesblick
(Ein Wink der Mutter hielt ihn streng zurück);
Durch solche Lust, wie du sie dargereicht,
Mein Auburn! ward die schwerste Arbeit leicht;
Sie füllte jedes Haus mit heiterm Sinn; —
Doch all die süfse Lust, sie ist dahin!

Mein freundlich Dorf auf sanftem Wiesenplan,
Das Spiel ist aus, die Freude abgethan.
In deinen Hütten schaltet der Tyrann,
Und deinen Anger fällt Verödung an;

Digitized by Google

Ein Reicher ist nun Herr der ganzen Flur,
Und halbe Ernten giebt dein Acker nur.
Nicht spiegelt mehr den Himmel wie Krystall
Dein Bach; durch Schilf schleicht mühsam er zu Thal.
Einsamer Gast der Lichtung dort im Forst,
Rohrdommel klagt und hütet ihren Horst;
Der Kibitz flattert durch den öden Hain,
Ermüdend weckt den Wiederhall sein Schrein.
Schutt sieht man, wo manch schmuckes Häuschen stand,
Und Gras umwuchert die zerfallne Wand,
Und traurig ziehn, verjagt von Hof und Feld,
Des Landes Kinder in die weite Welt.

Unglücklich Land, für wahres Wohl ein Grab,
Wo Reichtum wächst und Menschen nehmen ab!
Den Adel, ob er grünet, ob verdorrt,
Ihn schuf und ihn erneut auch wohl ein Wort;
Der Bauernstand jedoch, einmal vernichtet,
Des Landes Stolz, wird nimmer aufgerichtet.

Zu jener Zeit, eh Englands Not begann,
Da jede Hufe nährte ihren Mann,
Genufsreich war die Arbeit ihm und leicht,
Die g'nug zum Leben, doch nicht mehr gereicht.
Gesundheit war samt Tugend ihm gesellt,
Und reich war er genug, ob arm an Geld.

Wie anders jetzt! Fühlloser Handelsstand
Verdrängt den Bauer und besetzt das Land.
Die Flur entlang, von Weilern einst bestreut,
Dehnt Reichtum plump in üpp'ger Pracht sich heut,
Nebst allem was, da Mode spricht: 's ist nötig!
Ein Narr zu thun und leiden ist erbötig.
Doch jenes stille Glück, das dem Gemüt
So manchen Tag auf kleinstem Raum erblüht,
Das heitre Spiel, anmutig und gesund,
Drob froh das Auge war, der Anger bunt,
Sie ziehn und suchen einen mildern Strand,
Und ländlich reine Freuden sind verbannt.

Mein Auburn, einst so glücklich — wärst du's noch!
Dein ödes Feld verrät des Drängers Joch.
Wenn jetzt ich einsam durch die Fluren geh,
Verwachsne Hecken, öde Gärten seh,
Nach manchem Jahr zurück aus fernem Land
Den Dornbusch suche, wo die Hütte stand,
Dann zieht Erinnrung wechselnd durch die Brust;
In Wehmut wandelt sich vergangne Lust.

So lang ich ruhelos die Welt durchflog
Und Leid, Gott weifs wie schwer, mich niederzog,
Gab nie mein Herz die teure Hoffnung auf,
Im Heimatsdorf zu enden meinen Lauf,
Zu schonen, dafs zu rasch es schwinde nicht,
Durch Ruhe dort mein Stümpfchen Lebenslicht.
Dort würd ich — Stolz behält man doch genug!
Zum schlichten Völkchen sprechen wie ein Buch,

Und hätt am Feuer abends gern erzählt,
Was ich erlebt da draufsen in der Welt.
Und wie ein Wild, von Hund und Horn gehetzt,
Zum Lager keucht, von wo es ausgesetzt,
Hofft ich daheim von Mühsal auszuruhn,
Daheim den letzten Atemzug zu thun.

O sel'ge Stille — nicht für mich bestimmt —
Da sorgenfrei der Lebenstag verglimmt!
Gesegnet, wem in solchem Schatten du
Der Jugend Fleifs krönst mit des Alters Ruh,
Wer den Gefahren, die der Tugend drohn,
(Zu kämpfen müde) zeitig ist entflohn!
Der Arme gräbt, bestimmt zu Müh und Weh,
Für ihn kein Erz, trotzt nicht der wilden See,
Ihm stöfst kein stolzer Hüter von der Pfort'
Den flehnden Hunger ohn Erbarmen fort:
Nein, ruhig schreitet er zum Lebensziel,
Den Engeln lieb, dem Tugend stets gefiel,
Zum Grabe wandelnd, ohne dafs er's ahnt,
Auf Wegen, von Ergebung sanft gebahnt;
Und Hoffnung, strahlend seinem Erdenlauf,
Thut schon hienieden ihm den Himmel auf.

Berichtigungen.

Band	LXXIII,	S. 423,	Z. 1 v. u.	lies	„Fronzig“ statt „Tronseg“.
„	„	S. 624,	Z. 8 v. o.	„	„Hellwag“ statt „Hallway“.
„	LXXIV,	S. 289,	Z. 6 v. u.	„	„out“ statt „ont“.
„	„	S. 295,	Z. 10 v. o.	„	„Vorvergangenheit“ statt „Vergangenheit“.
„	„	S. 295,	Z. 15 v. o.	„	„mestre“ statt „mester“.
„	„	S. 303,	Z. 12 v. o.	fehlt	Komma hinter boen.
„	„	S. 318,	Z. 14 v. o.	lies	„3) Der Inf.“ statt „Der Inf.“
„	„	S. 324,	Z. 5 v. u.	„	„out“ statt „ont“.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

E. Gottlieb, Unsere Sprache und unsere Schrift. Eine Mahnung, dem deutschen Geist zur Beherzigung gewidmet. (Leipzig, Pfau.) 1 Mk. 60 Pf.

W. Heims, Wie erlernt man fremde Sprachen? (Gera, Kanitz.) 75 Pf.

W. Jütting, Der Unterricht im Deutschen für das erste Schuljahr. (Leipzig, Klinkhardt.) 3 Mk. 60 Pf.

Lexikographie.

E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter nach ihrer Abstammung aus den einfachsten Anschauungen entwickelt. (Leipzig, Pfau.) I. Lfrg. 1 Mk. 20 Pf.

Le Héricher, Glossaire étymologique anglonormand, ou l'Anglais ramené à la langue française. (Paris, Maisonneuve.)

Grammatik.

E. Mackel, Die germanischen Elemente in der altfranzösischen und altprovençalischen Sprache. (Berlin, Meyer.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Doniol, Les patois de la basse Auvergne, leur grammaire et leur littérature. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

H. Kayser, Zur Syntax Molières. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 20 Pf.

J. Siede, Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache wenig gebildeter Pariser, beobachtet in Scènes populaires von Henri Monnier. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 60 Pf.

Th. Link, Eine sprachliche Studie über die anglonormannische Version der Amis-Sage. (München, Keller.) 75 Pf.

J. Sedláček, Etymologie der französischen Präpositionen, Phonetik des Vokals i in den romanischen Sprachen, Proposition composée. (Progr. des Gymn. zu Trautenau.)

A. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.

E. Holthaus, Beiträge zur Geschichte der englischen Vokale. (Bonn, Dissert.)

E. Schwahn, Die Konjugation in Sir Gawain and de Green Knight und den sogenannten Early English Allit. Poems. (Progr. der Realschule in Strafsburg i. E.)

Litteratur.

E. Bodemann, Von und über Albrecht von Haller. (Ungedruckte Briefe und Gedichte.) (Hannover, Meyer.) 4 Mk. 50 Pf.
R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. II. (Schlufs-)Band. (Berlin, Gärtner.) 20 Mk.
H. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. II. Band. (Leipzig, Wartig.) 10 Mk.
A. Müller, Ethischer Charakter von Goethes Faust. (Regensburg, Manz.) 2 Mk. 80 Pf.
A. Hettler, Schillers Dramen. Eine Bibliographie. (Berlin, Wellnitz.) 3 Mk.
E. J. K. Keller, Schillers Jugend und militärische Dienstjahre. (Progr. des Gymn. zu Freiburg i. B.)
F. Röber, Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.
G. Wenzel, Ästhetische und sprachliche Studien über Antoine de Montchrétien im Vergleich zu seinen Zeitgenossen. (Jena, Deistung.) 1 Mk. 60 Pf.
C. Chabaneau, Sainte Marie-Madeleine dans la littérature provençale; recueil de textes provençaux, en prose et en vers, relatifs à cette sainte, publié avec introductions et commentaires. (Montpellier, Hamelin.)
Les chroniques de Jehan Froissart sur l'histoire de France. Texte ancien, rapproché du français moderne par P. Mailhard de La Couture. (Lille.)
E. Montet, Histoire littéraire des Vaudois de Piémont. (Paris, Fischbacher.) 6 fr.
Marc Monnier, Genève et ses poètes du XVI[e] siècle. (Paris, Fischbacher.) 3 Mk. 50 Pf.
A. Altner, Über die Chastïements in den afrz. chansons de geste. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 60 Pf.
Ch. Krick, Les données sur la vie sociale et privée des français au XII[e] siècle, contenues dans les romans de Chrestien de Troyes. (Progr. des Gymn. zu Kreuznach.)
W. Printzen, Marivaux. Sein Leben, seine Werke und seine litterarische Bedeutung. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.
G. Hellmers, Über die Sprache Robert Mannyngs of Brunne und über die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Meditations on the supper of our Lord. (Goslar, Koch.)
F. C. Woodforde, An etymological index to Shakespeare's Play of the Tempest. (London, Simpkin.) 4 d.
F. A. Leo, Shakespeare Notes. (London, Trübner.) 6 sh.
J. J. Richter, Ödipus und Lear. II. Teil. (Progr. d. Gymn. zu Lörrach.)
J. O. Halliwell-Phillips, Outlines of the Life of Shakespeare. (London, Longman.) 5[th] Edition.
J. Schiller, Über Shakespeares Entwickelungsgang. Zeitfrage des christlichen Volkslebens. (Heilbronn, Henninger.) 80 Pf.
K. Werder, Vorlesungen über Shakespeares Macbeth. (Berlin, Besser.) 5 Mk.
F. de Jupilles, Jacques Bonhomme chez John Bull. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.
Ch. Monselet, Petits mémoires littéraires. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 c.
J. H. Kirkland, A study of the Anglo-Saxon poem The Harrowing of Hell. (Leipzig, Diss.)
Wülcker, Grundrifs zur Geschichte der ags. Litteratur. (Leipzig, Veit.) 10 Mk.
F. Masing, Charles Dickens, Vortrag. (St. Petersburg, Ricker.) 1 Mk.

Digitized by Google

G. Brandes, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. (Berlin, Oppenheim.) 4 Mk. 50 Pf.

Klassische Bühnendichtungen der Spanier, hrsgb. u. erklärt von M. Krenkel. Nachträge zum ersten Bande. (Leipzig, Barth.)

D. Dorer, Beiträge zur Calderon-Litteratur. 2 Hefte. (Dresden, v. Zahn & Jensch.) 1 Mk. 20 Mk.

E. Dorer, Die Lope de Vega-Litteratur in Deutschland. (Zürich.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

J. N. Schreiner, Orthographisches Lehr- und Übungsbuch zum Gebrauch für Volks- und Mittelschulen. (Passau, Waldbauer.) 60 Pf.

G. Binder, Sprachbilder aus Goethes Werken gesammelt, für den deutschen Unterricht in Volksschulen methodisch geordnet. (Wien, Perles.) 1 Mk. 20 Pf.

G. Traut, Cours complet de langue allemande. (Frankfurt a. M., Jugel.) 4 Mk. 20 Pf. Clef 1 Mk. 80 Pf.

A. Albrecht, Vocabulaire systématique français et allemand contenant des mots rares et importants. (Leipzig, Strauch.) 2 Mk. 25 Pf.

A. Western, Kurze Darstellung der englischen Aussprache. (Heilbronn, Henninger.) 80 Pf.

F. J. Wershoven, Hilfsbuch für den engl. Unterricht an höheren Lehranstalten. (Köthen, Schulze.) 2 Mk. 25 Pf.

F. J. Wershoven, Repetitorium der engl. Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare. (Köthen, Schulze.) 1 Mk. 60 Pf.

Shakespeares Julius Cäsar, erklärt von E. W. Sievers. 3. Aufl. (Salzwedel, Klingenstein.) 1 Mk. 60 Pf.

Thackeray's Lectures on the english humorists of the 18th century, mit bibliographischem Material, Einleitung und Anmerkungen für Studierende, hrsgb. von E. Regel. 2 Hefte. (Halle, Niemeyer.) à 1 Mk. 20 Pf.

Digitized by Google

Aufruf

zur

Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins aufzufordern. Der Zweck und die Einrichtung desselben im grofsen und ganzen sind in der Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein u. s. w.“ von Herman Riegel dargelegt.

Die Unterzeichneten beehren sich, an Sie die ergebene Bitte zu richten, in Ihrer Stadt für die Verwirklichung der aus dieser Schrift ersichtlichen Ziele recht kräftig zu wirken, — mit geeigneten Personen in Verbindung zu treten und dort einen Zweigverein ins Leben zu rufen — diesem Zweigvereine möglichst viele Mitglieder verschiedenen Standes und Lebensberufes zu gewinnen — und Mittel zur Förderung der Sache zu beschaffen. Zum Betriebe der Bewegung stehen nach Umständen noch Exemplare der genannten Schrift zu Ihrer Verfügung und wollen Sie sich dieserhalb einstweilen an den mitunterzeichneten Dr. Riegel wenden. Geldsendungen ist bis auf weiteres das Bankhaus von Lehmann Oppenheimer & Sohn in Braunschweig anzunehmen bereit.

Sobald die Bildung einer genügenden Anzahl von Zweigvereinen gesichert sein wird, werden die Unterzeichneten denselben die Vereinssatzungen zur Beratung und Beschlufsfassung vorlegen und danach zur Verkündigung der Stiftung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ selbst schreiten.

Hermann Allmers, Dichter, in Rechtenfleth bei Bremen.
Friedrich von Bodenstedt, Dichter, Herzogl. sachsen-meining. Hoftheater-Intendant z. D. in Wiesbaden.
H. Doberenz, Realschul-Oberlehrer in Löbau.
Dr. Herm. Dunger, Professor in Dresden.
Herm. Gebhard, Stadtdirektor, Mitglied des Reichstages, in Bremerhaven.
Robert Hamerling, Dichter, Professor in Graz.
H. Häpe, Geheimerat in Dresden.
Dr. Hans Herrig in Friedenau bei Berlin.
Dr. Rud. Hildebrand, Professor in Leipzig.
Keller, Oberlandesgerichtsrat in Kolmar i. Elsafs.
Jos. Kürschner, Schriftsteller, Hofrat und Professor in Stuttgart.
Dr. Ed. Lohmeyer, Bibliothekar in Wehlheiden bei Kassel.
Aur. Polzer, Professor in Horn in Nieder-Österreich.
L. Rutenberg, Baumeister in Bremen.
Dr. Daniel Sanders, Professor in Alt-Strelitz in Mecklenburg.
Ernst Scherenberg, Dichter, Sekretär der Handelskammer in Elberfeld.
Schieffer, Regierungs- und Schulrat in Aachen.
Dr. Th. Schlemm, Sanitätsrat in Berlin.
Dr. Schmid, Präsident des Oberlandesgerichts in Braunschweig.
Freiherr E. von Ungern-Sternberg, Mitglied des Reichstages in Berlin (W. Genthinerstrafse 13).

Dr. Herm. Riegel, Museumsdirektor und Professor in Braunschweig.

Digitized by Google

Beilage zum 1. Heft des LXXIV. Bandes.

In unserm Verlage erschien soeben als **23. Band der Bibliothek päd. Klassiker:**

Friedrichs des Grossen

Pädagogische Schriften und Äusserungen.

Mit einer Abhandlung über Friedrichs d. Gr. Schulregiment

nebst einer

Sammlung der hauptsächlichsten Schulreglements, Reskripte und Erlasse

übersetzt und herausgegeben

von

Dr. Jürgen Bona Meyer,

Professor der Philosophie und Pädagogik in Bonn.

Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Mit dem 1. Oktober d. J. eröffnen wir eine **neue Lieferungsausgabe** unserer

Bibliothek pädagogischer Klassiker

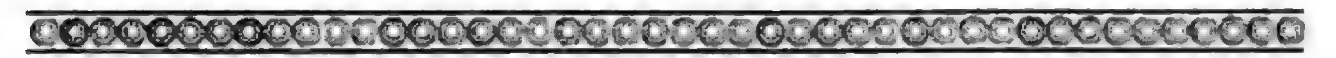
herausgegeben von

Friedrich Mann.

Zur Ausgabe gelangen: Pestalozzi, Schleiermacher, Rousseau, Herbart, Comenius, Francke, Montaigne, Kant, Niemeyer, Basedow, Dinter, Fichte, Iselin, Locke, J. P. Fr. Richter, Friedrich d. Gr., Salzmann, Fenélon, Wolf, Mager, Ratich, Luther, Diesterweg u. a.

Alle 14 Tage wird eine Doppellieferung (Preis 50 Pf.) ausgegeben. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Langensalza. **Hermann Beyer & Söhne.**



Digitized by Google

Neuer Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

J. H. Schüren, ehemal. Ober-Schul-Inspektor und Seminar-Direktor in Osnabrück, **Leben und Schriften.** Herausgegeben von H. J. Freye. VIII, 408 S. gr. 8. Preis 5 M.

So sehr überflutet die pädagogische Litteratur auch ist, so glaubt sich doch der Verleger durch die Herausgabe dieses Bandes ein besonderes Verdienst zu erwerben, da hier das Beste, was von dem ausgezeichneten Pädagogen und Christen einzeln erschienen ist, zusammengefafst ist. Es mag wenige Bücher geben, welche eine solche Fülle pädagogischer Lebensweisheit enthalten, als dieser einfache Band, der in der That manche Bibliothek aufwiegen möchte.

J. G. Hamanns Leben und Werke in geordnetem, gemeinfafslichem Auszuge. Durch Johannes Claassen. Mit Bildnis. 172, 256 und 320 S. in 8. Preis 4 M.

Neue Ausgabe der 1878 und 1879 in drei Bändchen erschienenen „Lehr- und Wanderjahre, Dienst- und Ruhejahre, Lehr- und Lebenssprüche Johann Georg Hamanns“ in einem Bande zu ermäfsigtem Preis. Die Arbeit ist s. Z. von der Kritik als vorzüglich anerkannt worden und dürfte in dieser neuen und billigeren Form noch manche Freunde finden.

Verlag von GEORGE WESTERMANN in Braunschweig.

Heinrich Viehoff,

Professor und Direktor,

Deutsches Lesebuch für die **unteren Klassen** höherer Lehranstalten. **Zehnte** nach der neuen Orthographie umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 18 Bogen. 8°. geh. Preis 2 Mk.

Deutsches Lesebuch für die **mittleren Klassen** höherer Lehranstalten. **Neunte** nach der neuen Orthographie umgearb. und verbess. **Auflage.** 25 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 2,40.

Handbuch der deutschen Nationallitteratur. Ein Lesebuch für **obere Klassen** höherer Lehranstalten. *Teil 1 und 2:* Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit. **Achtzehnte** nach der neuen Orthographie umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 43 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 4,50; eleg. gebunden Mk. 5,50. *Teil 3:* Proben der ältern Prosa und Poesie nebst einem Abriss der Litteraturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stilistik. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. **Siebzehnte** vollständig umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 13 Bogen. 8°. geh. Preis Mk. 1,40.

Digitized by Google

Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Technologisches Wörterbuch
in englischer und deutscher Sprache.

Die Wörter und Ausdrucksweisen in **Civil- und Militär-Baukunst; Schiffsbau; Eisenbahnbau; Strassen-, Brücken- und Wasserbau; Mechanik und Maschinenbau; Technologie; Künste; Gewerbe und Fabrikindustrie; Landwirthschaft; Handel und Schifffahrt; Bergbau und Hüttenkunde; Geschützwesen; Physik; Chemie; Mathematik; Astronomie; Mineralogie; Botanik etc.** umfassend.

In Verbindung mit **P. R. Bedson, O. Brandes, M. Brütt, Ch. A. Burghardt, Th. Carnelly, J. J. Hummel, J. G. Lunge, J. Lüroth, G. Schäffer, W. H. M. Ward, W. Carleton Williams**

bearbeitet und herausgegeben von

Gustav Eger,

Professor an der grossh. hessischen technischen Hochschule zu Darmstadt und beeidigtem Uebersetzer der grossh. Ministerien.

In zwei Theilen. Lexikon-Octav.

Erster Theil. **Englisch-Deutsch.** Technisch durchgesehen und vermehrt von Otto Brandes, Chemiker. Preis 9 Mark, geb. 10 Mark 50 Pf.

Zweiter Theil. **Deutsch-Englisch.** Technisch durchgesehen und vermehrt von Otto Brandes, Chemiker. Preis 11 Mark, geb. 12 Mark 50 Pf.

**

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

LIECHTENSTERN & LANGE, Neuester Schul-Atlas zum Unterricht in der Erdkunde. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen. gr. 4. 65. Auflage.

In **29 Karten** für die unteren Classen. geh. 4 Mk. 50 Pf.
In **38 Karten** für die mittleren Classen. geh. 6 Mk — Pf.
In **45 Karten** für die oberen Classen. geh. 7 Mk. 20 Pf.

Soeben erschien:

L'Aide
de la
Conversation française,
avec
questionnaires et dictionnaire français-allemand
par
Eug. Ad. Muller,
ancien professeur de l'université de France, professeur de français à l'ancienne Ecole d'application de l'état-major général à Hanovre.

144 S. gr. 8. geheftet 1 Mk. 80 Pf., kart. 2 Mk.

Hannover. **Carl Meyer (Gustav Prior).**

Soeben erschien:

Deutsche
Götter und Helden
nebst der
Sage von Parzival
herausgegeben von
H. Wanner.

VI. 138 Seiten. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Schulmäfsige Bearbeitung der deutschen Götter- und Heldensage fehlt fast noch gänzlich. Wir empfehlen dies Buch ganz besonders.

Hannover. **Helwingsche Verlagsbuchhdlg.**

---

38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird in den Tagen vom 30. September bis 3. October dieses Jahr in hiesiger Stadt abgehalten werden.

Giessen, im Mai 1885.

Das Präsidium:
Schiller. Oncken.

Beilage zum 2. u. 3. Heft des LXXIV. Bandes.

Soeben erschien und steht auf Verlangen **gratis** zu Diensten:

Kat. 170: Geschichte, Sprache und Litteratur der romanischen Völker.
Kat. 171: Geschichte, Sprache und Litteratur Englands.

Friedrich Wagner's Antiquariat.
Braunschweig.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Soeben erschien im Verlage von **Friedrich Wreden** in Braunschweig die **zweite Auflage** von:

Bohm, C., Französische Sprachschule. Auf Grundlage der Aussprache und Grammatik nach dem Prinzip der Anschauung bearbeitet. I. Teil. Geh. M. 1,35, geb. M. 1,60.

Alle, welche nach dem Buche in seiner ersten Auflage unterrichtet haben, rühmen **einstimmig** die **anregende**, die **Selbstthätigkeit der Schüler herausfordernde**, die **Lehrfreudigkeit des Unterrichtenden erhöhende** Wirkung dieser neuen Lehrweise und das hervorragende **methodische Geschick** des Verfassers. — Abdruck der aus der Praxis hervorgegangenen Urteile ist dem Werke vorgeheftet. Ein Exemplar des Buches **bei Einführung gratis.**

Im Verlage von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Denk, Otto, Die Verwelschung der deutschen Sprache. Ein mahnendes Wort an das deutsche Volk und an die deutsche Schule. 40 S. 8. 0,60 M.

Sprachliche Novität!

Soeben erschien:

Pasilingua! Eine Gemein- oder Weltsprache.

Elementargrammatik mit Übungsstücken
von **P. STEINER.**
Preis Mark 1,50.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Heusers Verlag (Louis Heuser) in Neuwied a/Rh. u. Berlin C, Spittelmarkt 2.

*

Soeben ist erschienen:

Key to the German Grammar, by Freudenberg. 8°. Geb. 2 Mk.

Früher erschien:

A new practical method of learning the german language, by W. Freudenberg. I. Part.: Grammar and exercises 8° in Lwd. geb. Mk. 3,60. II. Part.: Introductory german reader: prose and poetry 8° in Lwd. geb. Mk. 2,40.

„. . . Das vorgenannte Buch zeugt von einer ebenso reichen Erfahrung im Unterrichtsleben, wie von grosser Lust und Liebe zum Berufe des Autors, denn man erkennt die Mühe und Sorgfalt in der Wahl seiner Lectionen und Beispiele, in der interessanten Zusammenstellung der grammatischen Eintheilung und Ausführung des Unterrichts . . ." (Exporteur.)

Zu haben in allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrags in Freimarken von **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.**

Verlag von WILHELM VIOLET in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht

in den neueren Sprachen.

Busch und Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 5. Auflage. Eleg. geb. 3 Mk.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englisch-Sprechen. 13. Auflage. geb. Mk. 1,50.

Fiedler und Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Band. 2. Aufl. 6 Mk. — 2. Band. 6 Mk.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 1 Mk.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes by Prof. Dr. C. Sachs. 2. ed. Mk. 1,50.

Nickels, Englischer Selbst- und Schnell-Lehrer. 75 Pf.

Samostz, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. geb. 3 Mk.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 9e édition. Avec vocab. Mk. 1,50.

De Castres, Das französische Verb, dessen Anwendungen und Formen etc. Mk. 1,50.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französisch-Sprechen. 9. Auflage. geb. Mk. 1,50.

Fiedler, Das Verhältniss der französischen Sprache zur lateinischen. 2. Aufl. 60 Pf.

Frédéric le Grand, Oeuvres historiques choisies. Tome I: Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg. Nouv. édition, revue et corrigée. 3 M.

— — Tome II: Histoire de mon temps. 1re partie. 2 Mk.

— — Tome III: Histoire de mon temps. 2me partie. Mk. 1,50.

Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in lexikalischer Ordnung. 75 Pf.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienisch-Sprechen. 8. Auflage. geb. 2 Mk.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanisch-Sprechen. 5. Auflage. 3 Mk. — Geb. Mk. 3,50.

Franke, Diccionario mercantil en español y aleman. Spanisch-Deutsches mercantil. Wörterbuch. 2 Mk.

Digitized by Google

C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Encyclopädie

des philologischen Studiums der neueren Sprachen,
hauptsächlich der französischen und englischen.

Von

Prof. Bernhard Schmitz.

Zweite verbesserte Auflage.

I. Theil: Die Sprachwissenschaft überhaupt. Preis 2 Mk. 50 Pf.
II. Theil: Die Litteratur der franz.-engl. Philologie. Preis 5 Mk.
III. Theil: Methodik des selbständigen Studiums der neueren Sprachen. Preis 2 Mk. 50 Pf.
IV. Theil: Methodik des Unterrichts in den neueren Sprachen. Preis 5 Mk.

I. Supplement Preis 3 Mk.; II. Supplement Preis 2 Mk. 50 Pf.; III. Supplement Preis 2 Mk. 80 Pf.

Zur Ertheilung des Unterrichts in der *spanischen Sprache* in den Sprachkursen des Kaufmänn. Vereins hier suchen wir einen hierzu befähigten Lehrer, dem wir ev. auch einen Theil des Unterrichts in den andern modernen Sprachen übertragen würden. Ausserdem können wir, da die gründliche Kenntniss der neueren Sprachen am hiesigen Platze für jeden jungen Kaufmann ein Haupterforderniss ist, dem betreffenden Herrn eine grosse Zahl von Privatstunden in sichere Aussicht stellen.

Nähere Auskunft ertheilt der **Vorstand des Kaufmännischen Vereins** in Pforzheim.

Digitized by Google

Verlag von **GEORGE WESTERMANN** in Braunschweig.

Heinrich Viehoff,

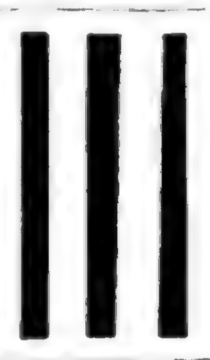
Professor und Direktor,

Deutsches Lesebuch für die **unteren Klassen** höherer Lehranstalten. **Zehnte** nach der neuen Orthographie umgearb. und verbess. **Auflage.** 18 Bogen. 8⁰. geh. Preis 2 Mk.

Deutsches Lesebuch für die **mittleren Klassen** höherer Lehranstalten. **Neunte** nach der neuen Orthographie umgearb. und verbess. **Auflage.** 25 Bogen. 8⁰. geh. Preis Mk. 2,40.

Handbuch der deutschen National-litteratur. Ein Lesebuch für **obere Klassen** höherer Lehranstalten. *Teil 1 und 2:* Dichter und Prosaiker von Haller bis auf die neueste Zeit. **Neunzehnte** nach der neuen Orthographie umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 43 Bogen. 8⁰. geh. Preis Mk. 4,50; eleg. gebunden Mk. 5,50. *Teil 3:* Proben der ältern Prosa und Poesie nebst einem Abriss der Litteraturgeschichte, Verslehre, Poetik und Stilistik. Ein Hilfsbuch für den deutschen Unterricht. **Siebzehnte** vollständig umgearbeitete und verbesserte **Auflage.** 13 Bogen. 8⁰. geh. Preis Mk. 1,40.

ZENTRAL-STELLE für Dissertationen und Programme
von Gustav Fock in Leipzig.
Sortiment. Verlag u. Antiquariat.
Bestellungen u. Anfragen werden prompt erledigt!
Angebote sind stets willkommen!



Soeben erschien:

Das Uralaltaische und seine Gruppen

von

Heinrich Winkler.

Erste und zweite Lieferung. gr. 8. Preis 3 Mk. 60 Pf.

Früher erschien:

Uralaltaische Völker und Sprachen

von

Heinrich Winkler.

1884. gr. 8. Preis 8 Mark.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin S. W. 12.

Digitized by Google

Beilage zum 2. Heft des LXXIII. Bandes.

Im Druck und Verlag von **F. Schulthess** in Zürich ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Zweite veränderte und vermehrte Auflage.

Studium und Unterricht des Französischen.

Ein encyclopädischer Leitfaden

von

H. Breitinger,

Professor der neuern Sprachen an der Universität Zürich.

8°. br. 3 Mk.

In **neunter verbesserter Auflage** erschien:

Écho français, ou nouveau cours gradué de conversation française, par **Fr. de la Fruston.** A. u. d. T.: *Praktische Anleitung zum Französisch-Sprechen.* Mit einem vollständigen *Wörterbuche.* geb. Mk. 1,50.

Verlag von WILHELM VIOLET in Leipzig.

Im Verlage von **Gerhard Stalling** in Oldenburg erschien:

Hülfsbuch

für die

erste Unterrichtsstufe in der Geschichte.

Von

Prof. Dr. Ludwig Stacke.

Erster Teil. Altertum.

Zweite verbesserte Auflage.

8°. geh. 80 Pf.

Bei dieser 2. Auflage ist bei den Eigennamen, wo es nötig schien, die Betonung durch Accente angezeigt, und in gewissen Namen sind die lateinischen und griechischen Formen angegeben, wodurch mehrfach geäufsertem Wunsche entsprochen wurde. Die dem Buche von hervorragenden Schulmännern zu teil gewordenen Empfehlungen lassen uns weitere Einführungen in die höheren Schulen hoffen.

*

Digitized by Google

Georg Weiss, Verlag in Heidelberg.

Bierbaum, F. J., Prof. Dr., **History of the English language and Literature** from the earliest times until the present day, including the Literature of North-America. Gebunden 3 Mark.

Zeitschrift für das Realschulwesen (Wien): „Die Darstellung, welche in gutes, fliessendes Englisch gekleidet ist, entspricht durchaus dem Unterrichtszwecke, welchem überdies die übersichtliche Einteilung des Stoffes zu dienen angethan ist. Das Buch verdient demnach solchen Anstalten empfohlen zu werden, in welchen die Kenntnis der englischen Sprache als Endziel des Unterrichtes erstrebt wird."

Georg, L., Dr., **Elementargrammatik der Englischen Sprache.** Neunte Auflage. Gebunden 3 Mark 30 Pf.

Schlüssel dazu. (Wird nur an Lehrer abgegeben.) 80 Pf.

Bei **Moritz Diesterweg** in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heilung
des
Schreibkrampfes
(Klavier-, Telegraphier-, Violinkrampf etc.)
nach eigener, neuer Methode
von
Julius Wolff
Specialist für Heilung des Schreibkrampfes.

Mit Abbildungen in Holzschnitt.

☛ Nebst Anerkennungsschreiben und Empfehlungen der Herren Prof. Dr. **Bamberger,** Wien; Prof. Dr. **Bardeleben,** Berlin; Prof. Dr. **Benedict,** Wien; Prof. Dr. **Billroth,** Wien; Prof. Dr. **Charcot,** Paris; Prof. Dr. **Esmarch,** Kiel; Prof. Dr. **Hertz,** Amsterdam; Prof. Dr. **von Nussbaum,** München; Prof. Dr. **Schmidt,** Leipzig; Prof. Dr. **Wagner,** Leipzig.

Preis 1 Mk. Gegen Einsendung von Mk. 1,10 in Briefmarken erfolgt **direkte Frankozusendung.**

Der **Schreibkrampf** ist ein modernes Uebel. Es bedroht zwar nicht das Leben, ist aber nichtsdestoweniger für manchen, der mit der Feder sein Brod erwerben soll, eine Lebensfrage. Bisherige Versuche, das Leiden durch Elektrizität, Ruhe u. dergl. zu bekämpfen, blieben in den meisten Fällen erfolglos: eine rationelle Heilung galt für unmöglich. Neuerdings nun gelang es Herrn J. Wolff in Frankfurt a. M. durch eine **neue Methode** zum Ziele zu gelangen. Seine grossen Erfolge finden in glänzenden Zeugnissen erster medizinischer Autoritäten — Bardeleben, Billroth, Esmarch, v. Nussbaum —, durch die anerkennendsten Berichte aus ärztlichen Vereinen und in Fachblättern, welche dem Schriftchen beigegeben wurden, ihre Bestätigung. Wir verfehlen nicht, hiermit auf dasselbe hinzuweisen.

Digitized by Google

Gazette de Lorraine, Metz.

Grand journal français quotidien. Tendance politique: favorable à l'Allemagne. Feuilleton représentant par an plusieurs volumes de romans fort intéressants. Feuille la plus répandue en Alsace-Lorraine. Prix d'abonnement: 4 M. seulement par trimestre. On s'abonne à tous les bureaux de poste. Annonces très-bon marché — 15 pf. la ligne — et de la plus grande efficacité; leur traduction ou rédaction, gratis. Numéros-spécimens, sur demande, également gratis. ☞ Excellente occasion — sans compter une lecture agréable et instructive — de se perfectionner dans la langue française. ☜

Englische Synonymik

von

K. Kloepper.

Ausg. A. Für **Lehrer** und **Studierende.** ca. 900 Gruppen. 30 Bogen. 9 Mk.
Ausg. B. Für **Schüler.** ca. 450 Gruppen. 2. Aufl. 7 Bogen. Mk. 1,60.

Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Empfehlenswerthe sprachliche Lehr- und Unterrichtsbücher!

Connor, James, Manuel de Conversation en français, en allemand et en anglais à l'usage des écoles et des voyageurs. **Französisch-Deutsch-Englisches Conversationsbüchlein** zum Gebrauche in Schulen und auf Reisen. **Conversation-Book** in french, german and english for the use of schools and travellers. **8. Aufl.** 16°. Geb. in Lnwd. Mk. 2,80.

Frauer, Dr. Ludwig, Professor, **Neuhochdeutsche Grammatik** mit besonderer Rücksicht auf den Unterricht an höheren Schulen, zugleich als Leitfaden für akademische Vorträge. gr. 8° 6 Mk., in Lnwd. geb. 7 Mk.

Freudenberg, W., A new practical method of learning the german language. I. Part: Grammar and exercises. 8°. In Lwd. geb. Mk. 3,60. — II. Part: Introductory german reader: prose an poetry. 8°. In Lwd. geb. Mk. 2,40.

Voelkel, Maxim. J. A., und Alfred Thomas, Taschenwörterbuch der Aussprache geographischer und historischer Namen für das allgemeine Bildungsbedürfnis zusammengestellt. 16°. Cart. Mk. 2,40.

— Die Aussprache der geographischen Namen aus dem Bereiche der Schule, nach Laut und Ton bezeichnet. 8°. Cart. 40 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags in Freimarken von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Verlag von GERHARD STALLING in Oldenburg.

Als Geschenk für junge Mädchen besonders geeignet:

Deutsches

Frauenleben

im

deutschen Liede.

Herausgegeben

von

Robert Koenig.

In Prachtband m. Goldschn. Mk. 7,50.

Urteil aus dem „Theologischen Litteratur-Blatt“:

„Wenn ein solches Unternehmen ausgeht von einem Manne wie **Robert Koenig,** dessen feiner Geschmack und dessen eigentümliches Sensorium für alles, was dem echtdeutschen Familienleben zusagend und anheimelnd ist, sich schon so mannigfach bewährt hat, so tritt man mit gutem Vorurteil und freudiger Erwartung an die Prüfung des Dargebotenen. Und hier ist die Prüfung ein dauernder Genuſs. Das Buch ist in der That ein Schatzkästlein, das dem Auge wohlthut und das Gemüt erfrischt, und **wahrhaft reizend** ausgestattet, enthält es eine ebenso sorgfältige wie geschmackvolle Auswahl jener Litteraturperlen, die von deutscher Frauenart durchschimmert sind.“

Urteil aus „Die Gegenwart“:

„**Robert Koenigs Deutsches Frauenleben im deutschen Liede** ist eine sinnige und in jeder Beziehung vortreffliche Anthologie, welche ein Spiegelbild des deutschen Frauenlebens in der deutschen Dichtung, eine Blütenlese des Charakteristischen, was deutsche Poeten von unseren Frauen gesungen, bietet. Besonders ansprechend ist die Abteilung, welche das deutsche Frauenleben im Liede der Neuzeit behandelt.“

igitized by Google

Beilage zum 3. u. 4. Heft des LXXIII. Bandes.

Verlag von WILHELM VIOLET in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht
in den neueren Sprachen.

Busch und Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 5. Auflage. Eleg. geb. 3 Mk.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englisch-Sprechen. 13. Auflage. geb. Mk. 1,50.

Fiedler und Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Band. 2. Aufl. 6 Mk. — 2. Band. 6 Mk.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 1 Mk.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes by Prof. Dr. C. Sachs. 2. ed. Mk. 1,50.

Nickels, Englischer Selbst- und Schnell-Lehrer. 75 Pf.

Samostz, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. geb. 3 Mk.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 9e édition. Avec vocab. Mk. 1,50.

De Castres, Das französische Verb, dessen Anwendungen und Formen etc. Mk. 1,50.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französisch-Sprechen. 9. Auflage. geb. Mk. 1,50.

Fiedler, Das Verhältniss der französischen Sprache zur lateinischen. 2. Aufl. 60 Pf.

Frédéric le Grand, Oeuvres historiques choisies. Tome I: Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg. Nouvelle édition, revue et corrigée. 3 Mk.

— — Tome II: Histoire de mon temps. 1re partie. 2 Mk.

— — Tome III: Histoire de mon temps. 2me partie. Mk. 1,50.

Wörter, die gleichlautenden, der französischen Sprache in lexikalischer Ordnung. 75 Pf.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienisch-Sprechen. 8. Auflage. geb. 2 Mk.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanisch-Sprechen. 5. Auflage. 3 Mk. — Geb. Mk. 3,50.

Franke, Diccionario mercantil en español y aleman. Spanisch-Deutsches mercantil. Wörterbuch. 2 Mk.

Digitized by Google

Verlag der königl. Hofbuchhandlung, Wilhelm Friedrich, Leipzig u. Berlin.

Vor Kurzem erschien:

Einleitung
in ein
Aegyptisch - semitisch - indoeuropäisches
Wurzelwörterbuch
von
Dr. Carl Abel.

Erstes Heft. Eleg. broch. 20 Mk.

Heft 2 u. 3 (Schluss) erscheint im Sommer resp. Herbst dieses Jahres.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Sprachwissenschaftliche Abhandlungen.
Ein starker Band in gr. 8⁰. broch. 10 Mk.

Über den Gegensinn der Urworte.
In gr. 8⁰. Preis 2 Mk.

Gross- und Klein-Russisch.
Aus Ilchester Vorlesungen über vergleichende Lexikographie.

Gehalten an der Universität Oxford

von

Dr. Carl Abel.

Im Auftrage des Verfassers aus dem Englischen übersetzt

von

Rudolf Dielitz.

In gr. 8⁰. Preis eleg. broch. 6 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Gazette de Lorraine, Metz.

Grand journal français quotidien. Tendance politique: favorable à l'Allemagne. Feuilleton représentant par an plusieurs volumes de romans fort intéressants. Feuille la plus répandue en Alsace-Lorraine. Prix d'abonnement: 4 M. seulement par trimestre. On s'abonne à tous les bureaux de poste. Annonces très-bon marché — 15 pf. la ligne — et de la plus grande efficacité; leur traduction ou rédaction, gratis. Numéros-spécimens, sur demande, également gratis. Excellente occasion — sans compter une lecture agréable et instructive — de se perfectionner dans la langue française.

Digitized by Google

Zur Schullektüre empfohlen:

Modern english classical dramatists.

I. **Virginius** by **Knowles.** 80 Pfge.
II. **William Tell** by **Knowles.** 75 Pfge.
III. **Rienzi** by **Mitford.** 80 Pfge.

Für obere Klassen höherer Lehranstalten
herausgegeben von Dr. **Th. Weischer,** Oberlehrer.

Rostock. **Wilh. Werthers Verlag.**

Verlag der königl. Hofbuchhandlung, Wilhelm Friedrich, Leipzig u. Berlin.

Soeben erschien:

Wieland und Reinhold.

Original-Mittheilungen aus den Nachlasspapieren des Philosophen
Carl Leonhard Reinhold.

Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens.

Herausgegeben
von

Dr. Robert Keil.

gr. 8°. Preis broch. 8 Mk., eleg. geb. 9 Mk.

Die Nachlasspapiere Reinhold's werden mit historischen Erläuterungen versehen von Robert Keil herausgegeben. Den 111 Wielandsbriefen, welche lebhafter als jedes andere bis jetzt veröffentlichte Schriftstück Geist und Gemüth, Leben und Wirken des Dichters veranschaulichen, schliessen sich Briefe von Reinhold, ferner von Schiller, Beuter, F. H. Jacobi, Voss, Elise v. d. Recke, Familie Reimarus und andere an. Helles Licht werfen diese Original-Mittheilungen auf die ewig denkwürdige damalige Zeit, helles Licht insbesondere sowohl auf den geistreichen und liebenswürdigen Alten von Weimar, auf Wieland, den ein Göthe einst nächst Shakespeare seinen einzigen Lehrer nannte, als auch auf den Entwicklungsgang der Kantischen Philosophie, welcher sich das Interesse der Gegenwart mit besonderer Lebhaftigkeit zugewandt hat. Nach beiden Richtungen hin werden diese Mittheilungen jedem Freunde deutschen Geisteslebens als Gabe aus Alt-Weimar hochwillkommen sein.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für Familien, Lesezirkel und zum Selbstunterricht.

La Settimana.

Italienische Zeitung für Deutsche.
(Zu Unterrichtszwecken.)

Alle Woche eine Nummer in 4° zu 8 Seiten.

Abonnementspreis vierteljährig Mk. 1,75. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern gratis.

Verlag der M. Rieger'schen Univ.-Buchhdlg. in München.

Digitized by Google

Im Verlage von **George Westermann in Braunschweig** sind erschienen:

The British Classical Authors.

Select Specimens

on the

National Literature of England and America with Biographical Sketches

and

An Historical Outline of English Literature.

Poetry and Prose.

By

L. Herrig.

Fifty-seventh edition, revised and improved.

Preis geh. Mk. 4,50, in engl. Leinen gebdn. Mk. 5,40.

La France Littéraire.

Morceaux choisis de Littérature française.

Prosateurs et Poètes.

Recueillis et annotés

par

L. Herrig et **G. F. Burguy.**

Trente-sixième édition revue, corrigée et augmentée.

Preis geh. Mk. 4,50, in engl. Leinen gebdn. Mk. 5,40.

Soeben erschien:

Zur Reform

des

neusprachlichen Unterrichts

auf

höheren Lehranstalten.

Von

F. Hornemann,

ord. Lehrer am Lyceum I zu Hannover.

IV. u. 92 S. gr. 8°. geh. Mk. 1,60.

Carl Meyer (Gustav Prior) in Hannover.

---

38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird in den Tagen vom 30. September bis 3. October dieses Jahr in hiesiger Stadt abgehalten werden.

Giessen, im Mai 1885.

Das Präsidium:

Schiller. Oncken.

Digitized by Google

Im Verlag von **J. A. Barth** in **Leipzig** ist neu erschienen:

CALDERON, El Mágico prodigioso, Spanischer Text mit deutscher Einleitung und deutschen Anmerkungen, von **M. Krenkel.** 348 Seiten. 8°. Mk. 5,40.

(Klassische Bühnendichtungen der Spanier, II.)

Im Verlage von **George Westermann** in **Braunschweig** sind erschienen:

The British Classical Authors.

Select Specimens

on the

National Literature of England and America with Biographical Sketches

and

An Historical Outline of English Literature.

Poetry and Prose.

By

L. Herrig.

Fifty-seventh edition, revised and improved.

Preis geh. Mk. 4,50, in engl. Leinen gebdn. Mk. 5,40.

La France Littéraire.

Morceaux choisis de Littérature française.

Prosateurs et Poètes.

Recueillis et annotés

par

L. Herrig et G. F. Burguy.

Trente-sixième édition revue, corrigée et augmentée.

Preis geh. Mk. 4,50, in engl. Leinen gebdn. Mk. 5,40.

Im Verlage von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Denk, Otto, Die Verwelschung der deutschen Sprache. Ein mahnendes Wort an das deutsche Volk und an die deutsche Schule. 40 S. 8. 0,60 M.

Soeben erschien:

Antiquarischer Bücher-Katalog Nr. 37:

Neuere ausländische Sprachen. Litteratur und Sprache. 2000 Nummern, **gratis.**

Berlin W., Französischestr. 33e.

Paul Lehmann,
Buchhandlung und Antiquariat.

Im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die äussere Form neuhochdeutscher Dichtung.

5 Mark. Von **Rudolf Asmus.** 5 Mark.

Verlag von George Westermann in Braunschweig.

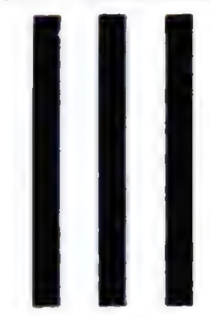
LE PARNASSE FRANÇAIS.

Choix de poésies
par
Napoléon Ducros.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe.

Preis geh. Mk. 4,80. Elegant geb. mit Goldschnitt 6 Mk.



ZENTRAL-STELLE für Dissertationen und Programme
von **Gustav Fock** in **Leipzig.**
Sortiment. Verlag u. Antiquariat.
Bestellungen u. Anfragen werden prompt erledigt!
Angebote sind stets willkommen!

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Französische

Schulgrammatik

in

tabellarischer Darstellung.

Von

Dr. J. B. Peters,

Oberlehrer an der höheren Bürgerschule zu Bochum.

Gr. 8° VIII u. 84 S. Geheftet Mk. 1,50. Gebunden Mk. 1,85.

August Neumann's Verlag, Fr. Lucas, in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Waltemath, Dr. Wilh., Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache.
gr. 8°. 106 Seiten. br. Mk. 1,20.

Verlag von Ferd. Schöningh in Paderborn und Münster.

Digitized by Google

igitized by Goo

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google